



Jochen Fahrenberg

Theoretische Psychologie

Eine Systematik der Kontroversen

Jochen Fahrenberg

Theoretische Psychologie

Eine Systematik der Kontroversen

Kontaktadresse:
Prof. (em.) Dr. Jochen Fahrenberg
Waldhofstrasse 42
D-79117 Freiburg
www.jochen-fahrenberg.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

© 2015 Pabst Science Publishers, 49525 Lengerich, Germany
© 2015 Jochen Fahrenberg

Printed in the EU by booksfactory.de

Print: ISBN 978-3-95853-077-5
eBook: ISBN 978-3-95853-078-2 (www.ciando.com)

Jochen Fahrenberg, geb. 1937, Studium der Psychologie, Philosophie und Soziologie. Nach der Promotion Forschungsassistent in der Herz-Kreislauf-Klinik, Bad Oeynhausen; 1966 Habilitation; im Jahr 1970 (gemeinsam mit Prof. Dr. med. Michael Myrtek) Gründung der interdisziplinären *Forschungsgruppe Psychophysiologie*, bis 1974 getragen von der Stiftung Volkswagenwerk; 1973 Lehrstuhl für Psychologie, Universität Freiburg; 1992 Gründungssprecher des Freiburger Forschungsschwerpunktes *Neuropsychologie/ Neurolinguistik*, Emeritierung 2002. – Arbeitsgebiete: Psychophysiologie/ Neuropsychologie, Ambulantes psychophysiologisches Assessment, Methodenlehre und Wissenschaftstheorie der Psychologie, Differenzielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung, Psychologische Anthropologie.

Ausgewählte Bücher: Psychophysiologische Persönlichkeitsforschung (1967); Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI (1970, mit Hampel und Selg, 8. Aufl. 2010); Psychologische Interpretation. Biographien - Texte - Tests (2002); Alltagsnahe Psychologie mit hand-held PC und physiologischem Mess-System (mit Leonhart u. Foerster, 2002); Annahmen über den Menschen (2004); Psychophysiologie in Labor, Klinik und Alltag (mit Myrtek, 2005); Menschenbilder. Psychologische, biologische, interkulturelle und religiöse Ansichten (2007); Wilhelm Wundt – Pionier der Psychologie *und* Außen-seiter? (2011); Zur Kategorienlehre der Psychologie. Komplementaritätsprinzip. Perspektiven und Perspektiven-Wechsel. (2013). – Weitere Publikationen sowie Forschungsdaten auf der Homepage <http://www.jochen-fahrenberg.de>

Für die sorgfältige Durchsicht des Manuskripts in formaler und stilistischer Hinsicht sowie für inhaltliche Anregungen habe ich Herrn Frank Illing zu danken sowie Herrn Marcin Szmyd für die graphische Gestaltung des Umschlags unter Verwendung einer Graphik von iStockphoto/puentes.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	7
1. 1	Theoretische Psychologie?	7
1. 2	Annäherungen und Abgrenzungen	11
1. 3	Absichten und Aufbau der Untersuchung	16
2	Begriffliche Grundlagen	23
2. 1	Belastete Begriffe	23
2. 2	Fachliche Perspektiven	23
2. 3	Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie der Psychologie: Grundbegriffe und Kontroversen	29
2. 4	Definitionen der Psychologie	63
2. 5	Hauptsächliche Methodentypen der Psychologie	75
2. 6	Sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen	115
2. 7	Explication, Operationalisierung theoretischer Begriffe, Adäquatheit	119
3	Hauptrichtungen und Strömungen der Psychologie	127
3. 1	Absichten und Aufbau	127
3. 2	Kants Psychologie und Anthropologie	144
3. 3	Johann Friedrich Herbart	175
3. 4	Moritz Wilhelm Drobisch und Hermann Lotze	178
3. 5	Gustav Theodor Fechner	180
3. 6	Zusammenfassung und Überleitung	196
3. 7	Wilhelm Wundts perspektivische und multimethodische Psychologie	199
3. 8	Franz Brentano: Deskriptive und Genetische Psychologie	264
3. 9	Sigmund Freuds Psychoanalyse	284
3. 10	Wundt, Brentano und Freud	308
3. 11	Schlüssel-Kontroversen im Hinblick auf Wundt, Brentano und Freud	320
3. 12	Herausragende Psychologen der Jahrhundertwende	326

3. 13	Naturwissenschaftlich orientierte Psychologie, Physiologische Psychologie, Biologische Psychologie, Psychophysiologie und Neuropsychologie, Verhaltensphysiologie, Behaviorismus	368
3. 14	Verstehende Psychologie, Geisteswissenschaftliche Psychologie, Phänomenologische Psychologie	406
3. 15	Umbruch und Internationalisierung der Psychologie in den deutschsprachigen Ländern	462
3. 16	Kultur- und Gesellschaftswissenschaftliche Psychologie, Gesellschaftskritisch engagierte Psychologie	464
3. 17	Fachgesellschaften außerhalb von DGPs und BDP	502
3. 18	Menschenbilder, Interdisziplinäre Anthropologie und Integrative Humanwissenschaft	507
3. 19	Schlüssel-Kontroversen und neue Argumente	524
4	Krise der Psychologie – Einheit der Psychologie?	533
4. 1	Aufbaukrise und Strukturkrise, Erneuerung oder Aufspaltung ?	533
4. 2	Anfänge der Krisendiskussion	540
4. 3	Brüche der Psychologie in der Zeit des National- sozialismus und die Lage in der Nachkriegszeit	562
4. 4	Die Wundt-Bühler-Kontroverse aus neuerer Sicht	564
4. 5	Denkstile, Denkmuster, absolute Voraussetzungen, Dialektik von Krisen	573
4. 6	Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftspsychologie von Krise und Erneuerung	583
4. 7	Zusammenfassung	590
5	Empirisches zu Richtungen, Krisen, Trends und Interessendynamik	593
5. 1	Einleitung und Fragestellungen	593
5. 2	Methoden der Psychologiegeschichte	599
5. 3	Ausgewählte Inhaltsanalytische und Scientometrische Untersuchungen	614
5. 4	Zusammenfassung	683

6	Theoretische Psychologie	687
6. 1	Begriff und Aufgaben der Theoretischen Psychologie	687
6. 2	Entwürfe und Kommentare zu einer Theoretischen Psychologie	691
6. 3	Verbindung oder Trennung von Psychologie und Philosophie	716
6. 4	Psychologie mit und ohne Psyche (Exkurs zum Seelenbegriff)	725
6. 5	Schlüsselkontroversen	740
6. 6	Quintessenz	763
6. 7	Ausblick	765
7	Zusammenfassung	767
	Anmerkungen	769
	Literaturverzeichnis	785
	Sachregister	825
	Personenregister	829

1 Einleitung

1.1 Theoretische Psychologie?

Vielfalt der Richtungen, der Theorien und Methoden, der Zielsetzungen und der Praxis

Psychologie ist ein vielfältiges und buntes Gebiet. Den Menschen im Zentrum einer Wissenschaft zu sehen, macht das Psychologie-Studium attraktiv, und für das professionelle Engagement geben der Bezug auf die Familie, die Schul- und Arbeitswelt sowie Gesundheit bzw. Krankheit weite Gebiete vor. Wie aktiv und vielseitig engagiert auch die Forschung ist, kann die Teilnahme an einem Kongress der *Deutschen Gesellschaft für Psychologie* DGPs veranschaulichen. – Aber die Vielfalt der Richtungen, Theorien, Methoden und Ziele macht es so schwierig, wenn nicht unmöglich, Psychologie zu definieren und als eine einheitliche Wissenschaft zu bestimmen. Gewöhnlich werden Fragestellungen und Themen aufgezählt, doch fehlt eine formale und breit akzeptierte Definition.

„Im Mittelpunkt des Psychologiestudiums stehen das Erleben und Verhalten des Menschen. Allgemeine Gesetzmäßigkeiten menschlichen Erlebens und Verhaltens sind ebenso Gegenstand der Psychologie wie Unterschiede zwischen Menschen und Unterschiede zwischen ‚normalem‘ und abweichendem Erleben und Verhalten. Die Psychologie bearbeitet zum einen grundlagenwissenschaftliche Fragestellungen, die Gegenstand der sogenannten Grundlagenfächer des Studiums sind. Sie beschäftigt sich ebenso mit praktischen Problemen und Fragestellungen aus den zahlreichen Anwendungsfeldern, die vor allem Inhalt der sogenannten Anwendungsfächer innerhalb des Studiums sind. Eine nähere Beschreibung der Studieninhalte geht aus den Teildisziplinen oder Teilfächern der Psychologie hervor. Die Psychologie ist eine empirische Wissenschaft und vereint Elemente der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften. – Die Teildisziplinen oder Teilfächer der Psychologie unterliegen durch neue Fragestellungen, Methoden und Erkenntnisfortschritte einem stetigen Wandel, was zu einer zunehmenden Ausdifferenzierung des Faches Psychologie führt“ (*Deutsche Gesellschaft für Psychologie DGPs* zum Studium der Psychologie). (*Anmerkung 1*).

Es bei dieser Aufzählung anstelle einer Definition zu belassen, ist ein praktischer Ausweg, aber für eine Wissenschaft unbefriedigend. Folgt das Definitionsproblem nicht aus dem hohen Anspruch? Die Psychologie steht im Grenzgebiet mehrerer Disziplinen: Sozial- und Kulturwissenschaften (Geisteswissenschaften), Biologie, Medizin, Philosophie. Ihrem Programm nach steht sie sogar im Zentrum der Humanwissenschaften, denn sie ist mehr noch als andere Disziplinen darauf angelegt, die *Verbindungen* zwischen den unterschiedlichen Perspektiven zu erfassen und in forschender und berufspraktischer Hin-

sicht zu berücksichtigen. – Wenn es an einer breit akzeptierten Definition der Psychologie mangelt (sie zumindest viel schwerer fällt als für die allermeisten anderen Wissenschaften) sind die Gründe für diesen Status zugleich Kernthemen der Theoretischen Psychologie.

Krise der Psychologie?

Die *Krise der Psychologie* ist der Titel von vier Publikationen, die in den 1920er Jahren in Deutschland, Frankreich und Russland geschrieben wurden: von Spranger (1926), Bühler (1927), Politzer (1928) sowie von Wygotski (1926-1927) allerdings erst 1982 gedruckt). Dieses Zusammentreffen voneinander unabhängiger Autoren (bis auf Spranger und Bühler) ist auffällig, auch wenn es zeitgenössisch in anderen Disziplinen ebenfalls einzelne „Krisen-Bücher“ gab. Keiner der vier Autoren erwähnt die von Willy (1897, 1899) eine Generation zuvor verfasste, ausführliche Streitschrift *Krise der Psychologie*; wahrscheinlich konnten sie, wie auch neuere Autoren, das Buch nicht. Ist es auffällig, wie viele andere bekannte Psychologen sich ebenfalls zutiefst kritisch über ihr Fach äußerten und den Fortschritt fundamental in Frage stellten? Oder gehören solche Kommentare zum Stil kritisch-skeptischer Wissenschaftler? In der Ideengeschichte der Psychologie wurden fundamentale Kontroversen oft als *Krisen* oder als *Erneuerung* bezeichnet. Wenn sich die Krisendiskussion phasenweise zu verdichten scheint, liegt die Hypothese nahe, dass außerwissenschaftliche Einflüsse mitgespielt haben werden.

In der Gegenwart sind die Ausdrücke „Krise“ und „Erneuerung“ nicht aktuell, vielleicht haben die Institutionalisierung und die Professionalisierung der Psychologie solche skeptischen Einwände überwunden. Statt „der“ Krise werden *Trends* und *Interessendynamik* untersucht. Oder es wird – neuerdings – wegen des Replizierbarkeitsproblems in der Experimentellen Psychologie von einer „Vertrauenskrise“ gesprochen – etwas voreilig wie es scheint, denn das kollaborative Projekt mit der großen öffentlichen Resonanz ist noch nicht abgeschlossen.

Einheit der Psychologie?

In der menschlichen Vernunft liegt wohl ein Bestreben nach einer einheitlichen Weltsicht und nach einem einheitlichen System auch der einzelnen Wissenschaften: Widersprüche aufzulösen und die tieferen Zusammenhänge zu erkennen. Die Idee der „Einheit der Psychologie“ hat Vorbilder im philosophischen Denken und in den Wissenschaften, u.a. in der Physik auf dem Wege zu einer Einheitstheorie der physischen Welt. – Anzumerken ist hier, dass jenes Vorbild einer Weltformel und „Theorie von Allem“ zutiefst gelitten hat angesichts der Widersprüche und Revolutionen im Weltbild der Physik durch die Herausforderungen der Relativitätstheorie, der Quantentheorie, der Gravitationstheorie, der Multiversen und großen Symmetrien, der schwarzen Materie und der schwarzen Strahlung usw. Geblieben zu sein scheinen – bis vielleicht eine ferne Zukunft Fortschritte bringt – nur die Heuristik und das Bestreben nach einer großen Theorie und Weltformel. Sollte es mit Bewusstsein und Gehirn, Subjekt-Objekt-Problem und Willensfreiheit wirklich einfacher bestellt sein? Ist nicht das bewusstseinsfähige Gehirn des Menschen das komplizierteste System im Universum? Mit der biologischen Evolution entstanden Bewusstsein und die sprachlichen Fä-

higkeiten, innere und äußere Erfahrungen mitzuteilen, über die soziale Gemeinschaft hinaus eine Kultur zu entwickeln. Wie elementar sind dagegen die Aufgaben der Physik.

Wenn Erleben, Verhalten und biologische Grundlagen aufgezählt werden, folgt unvermeidlich die Frage nach dem Zusammenhang dieser phänomenal und kategorial, in der Erscheinung sowie in den Allgemeinbegriffen und Prinzipien, grundverschiedenen Bereiche. Sind nicht Bewusstsein und Hirnphysiologie als zwei Seiten einer *psychophysischen Einheit* zu fassen? Oder sind es zwei fundamental verschiedene Seinsbereiche? Wirken psychische Vorgänge, auch der „freie Wille“, energetisch-kausal auf das Gehirn ein, wie es die dualistische Lehre behauptet? Oder ist das Bewusstsein des Menschen nur „der Schatten der Hirnphysik“? Am Beispiel dieser zentralen und in der überdauernden Diskussion ungeklärten Kontroverse lässt sich aufzeigen, dass philosophische Positionen wissenschaftstheoretische und methodologische Konsequenzen haben können: Auseinandersetzungen über die adäquaten Methoden, die Grenzen der Reduktion, den notwendigen Perspektiven-Wechsel. Oder sind diese Gegensätze vielleicht in einer umfassenden Theorie der Psychologie aufzuheben?

Weshalb wurde mehr über *Krise* und *Erneuerung* der Psychologie geschrieben als über *Theoretische Psychologie*? Weshalb gibt es keine kontinuierlich fortschreitende Konstruktion einer Theoretischen Psychologie, wie es in der *Theoretischen Biologie* oder *Theoretischen Physik* seit langem als Gemeinschaftsaufgabe gilt? Angesichts der vielen Themen und Perspektiven fällt es schwer, ein Einheitsbestreben der wissenschaftlichen Psychologie zu erkennen.

An eine *Theoretische Psychologie* können unterschiedliche Erwartungen gestellt werden. Als Metatheorie würde sie einen Überbau liefern, in dem die hauptsächlichen Theorien der Teilgebiete repräsentiert und möglichst widerspruchsfrei zusammengefasst sind. Eine solche Vereinheitlichung entspricht nicht nur dem „Streben der Vernunft“, sondern vereinfacht es, das gesicherte Wissen anzuwenden. Falls eine übergeordnete *Theoretische Psychologie* entworfen werden könnte, wäre ein tieferes Verständnis der Zusammenhänge zu erwarten mit neuen Perspektiven und Heuristiken.

Eine bescheidenere Hoffnung wäre es, zunächst einen gemeinsamen Bezugsrahmen für eine Theoretische Psychologie zu gewinnen. Hier könnten unterschiedliche Richtungen der Psychologie, auch mit ihren Widersprüchen, einen vorläufigen Platz finden und sich – dem Vorbild der Naturwissenschaften entsprechend – schrittweise harmonisieren und zusammenfügen lassen. Wenn auch die allermeisten Forschungslinien der empirischen Psychologie in spezielle Richtungen verlaufen, gibt es doch die Leitidee oder Rahmenvorstellung einer einheitlichen Psychologie.

Wer sich mit der Ideengeschichte der Psychologie beschäftigt, wird auf philosophische Postulate und eine Folge fundamentaler Kontroversen, nicht nur über das Gehirn-Bewusstsein-Problem, Unbewusstes und Spiritualität, sondern auch über Experiment und Messung gegenüber „qualitativer“ Interpretation, auf die Fragen nach Grundlagenforschung gegenüber Angewandter Psychologie und gesellschaftlicher Relevanz und auf andere Themen stoßen. Die Kontroversen über das Anlage-Umwelt-Problem oder das Labor-Feld-Problem scheinen verträgliche Ausgänge zu einem empirisch belegten Sowohl-als-Auch

gefunden zu haben. Doch lässt sich eine solche Konvergenz auch bei den Schlüsselkontroversen aufgrund kategorialer und erkenntnistheoretischer Postulate absehen? An der überdauernden Diskussion ist zu erkennen, dass jene Kontroversen bis auf weiteres nicht zu „lösen“ sind; offensichtlich enthalten sie absolute Voraussetzungen und wären höchstens dogmatisch zu entscheiden. Eine Systematik solcher *erkenntnistheoretischen Postulate* und *wissenschaftstheoretischen Prinzipien* könnte darauf hinauslaufen, eben die Gründe zu erkennen, weshalb eine Theoretische Psychologie *unmöglich* ist.

Statt angesichts dieser Widersprüche zu resignieren, wäre konsequent weiter zu fragen: Mit welchen wissenschaftstheoretischen Konstruktionen könnten die Gegensätze überbrückt, kategorial verschiedene Bezugssysteme kombiniert und ein systematischer Perspektiven-Wechsel gefördert werden? Wie könnten rationale Verhandlungsmodelle, eventuell an psychologische Prinzipien der Verhandlungsführung angelehnt, gestaltet werden, um Synthesen zu erarbeiten und Kompromisse zu rechtfertigen?

Weshalb sollte die Wissenschaftstheorie der Psychologie bereits abgeschlossen sein? Steht nicht zu erwarten, dass künftig neue Konzeptionen ausgearbeitet werden und dabei auch anspruchsvollere *Relationsbegriffe* und *Meta-Relationen*? Diese Denkformen könnten den gegenwärtigen Erkenntnisschwierigkeiten und Methodenproblemen besser gerecht werden. Windelband (1876, S. 23 f) schrieb über die prinzipiellen Formen des Begreifens und des Erklärens und fragte, ob allein die Kausalforschung dem gesamten Zusammenhang unserer Erkenntnis Genüge leistet. Er meinte: „... es wäre vermessen und von der Entwicklungsfähigkeit des Menscheingeistes zu gering gedacht, wenn wir meinen wollten, dass die Formen des Erklärens, bis zu denen er bisher gelangt ist, auch die letzten und höchsten bleiben werden.“

Trends und Interessendynamik

Die Dynamik der Strömungen und Richtungen war seit den 1960er Jahren aus den Fächern der schnell wechselnden Prüfungsordnungen, ihren Inhalten oder Bezeichnungen, zu ersehen. Es gab den *Niedergang* von Fächern wie Tiefenpsychologie und Charakterkunde (mit der Schulung der Interpretationsmethodik hinsichtlich Ausdruckskunde, Graphologie und projektiver Tests). Die Völkerpsychologie und die breit verstandenen, relativ anspruchsvollen „Biologischen Hilfswissenschaften“ (Tierpsychologie bzw. Ethologie, Physiologie und Hirnanatomie) wurden umbenannt, teils auch eingeschränkt. Es gab *zeitweilige Tiefs*, etwa der Arbeitspsychologie, Schulpsychologie, Verkehrspsychologie und Unfallforschung; und die stetige Zunahme der Klinischen Psychologie sowie der Psychotherapie-Ausbildung, allmählich auch der Biologischen Psychologie (ohne und mit Tierlabor) und der Neuropsychologie. Andere Gebiete wie Wissenschaftstheorie, Psychologiegeschichte, Themen der psychologisch-philosophischen Anthropologie, Verbindungen zur Philosophie einschließlich Logik und Ethik, Religionspsychologie und Kulturpsychologie wurden je nach Institut sehr unterschiedlich gepflegt und eher ausgeklammert.

Trends in der Forschung und Berufspraxis der Psychologie sind verschiedentlich beschrieben worden. Zunehmend werden hier bibliometrische und scientometrische Methoden eingesetzt, um solche Eindrücke von wechselnden Präferenzen zu belegen. Die Befun-

de regen wissenschaftssoziologische und wissenschaftspsychologische Interpretationen über Richtungen und Abgrenzungen innerhalb der Psychologie an, auch über Sättigungs- und Kontrastphänomene oder dialektisch wirkende Entwicklungen. Auch außerwissenschaftliche, sozioökonomische und politische Einflüsse oder triviale Gründe sind zu bedenken. Vielleicht sind solche – zunächst spekulativen – Deutungen durch multimethodische Studien von Trends und Rezeptionsverläufen zu stützen.

Dagegen steht das wissenschaftliche Streben nach einer theoretischen Einheit der Psychologie. Dieser Einheitsgedanke ist mehr als ein formales Prinzip und mehr als die „Intoleranz einer Mehrdeutigkeit“. Die Sorge ist durchaus begründet, dass der im Pluralismus angelegte Relativismus der Prinzipien in eine Beliebigkeit des Theoretisierens einmündet und, je nach Standpunkt, auch für das professionelle Handeln keine einheitlichen Grundsätze, Maßstäbe, Standards und Kriterien gelten. Der *grundsätzliche* Verzicht auf Vereinheitlichung, auf gemeinsame Prinzipien dieser Art könnte in eine keineswegs „fröhliche“ Feyerabend-Anarchie einmünden mit leicht zu skizzierenden Schadensfunktionen und berufsethischen Konsequenzen.

Die Spezialisierung und Professionalisierung einer Disziplin führen zu typischen Aufgliederungen und sich verselbständigenden Arbeitsrichtungen, die eventuell eigene Organisationformen finden: Vereine oder Verbände oder spezielle, u.U. interdisziplinäre Fachgesellschaften. Doch es gibt auch missglückende Integrationsversuche und die Abspaltung von Richtungen. Sigmund Freuds Psychoanalyse ist außerhalb der Psychologie, sogar außerhalb der Universität entstanden, fand jedoch Anklang bei nicht wenigen Psychologen. So war eventuell eine Verbindung mit der Disziplin Psychologie zu erwarten, u.U. unter der weiten Bezeichnung als *Tiefenpsychologie*. Die Anzahl von Psychoanalytikern unter den Professoren der Psychologie scheint jedoch gegenwärtig prozentual noch geringer zu sein als in den 1950er bis 1970er Jahren, trotz der heutigen Anerkennung dieser Richtung als zertifizierte Psychotherapie. Eine andere Strömung hat sich von der *Deutschen Gesellschaft für Psychologie* abgespalten: die *Neue Gesellschaft für Psychologie*.

Statt die Widersprüche zu bestreiten und ihre möglichen Konsequenzen gering zu schätzen, oder tolerant gelten zu lassen und zugunsten einer pragmatischen Haltung zu übergehen, ist das Nachdenken über die Kontroversen vorzuziehen. Welche wissenschaftstheoretischen und methodologischen Prinzipien werden behauptet? Sind konkurrierende Richtungen der Psychologie auf heterogene philosophische Voraussetzungen und Vorentscheidungen zurückzuführen? Wenn die Hoffnung auf eine Einheitstheorie auf lange Sicht illusorisch ist: Welche Konzeption, welche Meta-Relationen sind potenziell geeignet, die widersprüchlichen Betrachtungsweisen zu ordnen?

1.2 Annäherungen und Abgrenzungen

Fortsetzung der eigenen Arbeiten

Dieses Buch setzt eigene Arbeiten fort. Ausgangsbasis waren Immanuel Kants (1798) *Vorlesungen zur Pragmatischen Anthropologie* und das Interesse, wie seine Ideen in der Folge-

zeit aufgenommen wurden: Seine Ablehnung einer metaphysisch deduzierenden und nur introspektiven Psychologie, seine Tendenz zu einer auch verhaltensbezogenen Psychologie und zugleich seine unvermindert gültige Methodenkritik (Fahrenberg, 2004). Mit Kants Einwänden gegen eine experimentelle, messende und mathematische Psychologie setzte sich Wilhelm Wundt (1874) zu Beginn seiner *Grundzüge der physiologischen Psychologie* auseinander, und das Lesen in Wundts Werken regte dazu an, dessen Leitgedanken der Psychologie hervorzuheben und die Rezeption zu untersuchen. Seine Wissenschaftstheorie der Psychologie stand dabei im Zentrum. Wundt begründete in seiner Kategorienlehre und Prinzipienlehre, dass Bewusstseinspsychologie und Hirnphysiologie zwei einander ergänzende, aber kategorial grundverschiedene Bereiche sind. Die Psychologie soll sich an eigenständigen Erkenntnisprinzipien orientieren und multimethodisch vorgehen (Fahrenberg, 2011, 2013).

In dem Buch zur *Kategorienlehre der Psychologie*, das an die allgemeine philosophische Kategorienlehre im Sinne von Nicolai Hartmann anschließt, wurden u.a. Wundts Auffassungen referiert und die von ihm besonders hervorgehobenen Relationsbegriffe, wie Kontext, Kontrast, Emergenz und Selbstentwicklung, erläutert. Außerdem wurden zwei wichtige Konzepte in logisch-methodischer Hinsicht untersucht: Perspektivität und Perspektiven-Wechsel sowie die Komplementarität von Bezugssystemen. Für die Wissenschaftstheorie der Psychologie schließen sich hier Fragen nach der Adäquatheit (Gegenstands-Angemessenheit) von Methoden und nach notwendiger Reduktion bzw. nach Kategorienfehlern und Reduktionismus an (Fahrenberg, 2013a). Die Untersuchung zeigte, dass die – bereits 1825 von Herbart geforderte – eigenständige Kategorienlehre der Psychologie kaum Interesse fand. Eine gründliche Rezeptionsanalyse ergab, dass weder Kants Hauptargumente noch Wundts Wissenschaftstheorie, die erste in der Psychologie überhaupt, Einfluss gewannen, noch nicht einmal bei Wundts „Schülern“. Falls überhaupt, so werden die Leitgedanken von späteren Autoren oft verkürzt oder sogar verzerrt referiert (Fahrenberg, 2011, 2013).

Die erwähnten Arbeiten beziehen sich aufeinander, und das gegenwärtige Thema bringt es mit sich, dass hier unter verschiedenen Blickwinkeln einige dieser Argumentationslinien wieder auftauchen. Als Hintergrund wird gelegentlich die zurückliegende eigene Forschung erscheinen: teils experimentell psychophysiologischer, teils differenziell-psychologischer Ausrichtung (Fahrenberg & Myrtek, 2005). Verbindungen bestehen auch zu anderen Bereichen: Psychologische Interpretation und Biographik (Fahrenberg, 2002), Psychologische Anthropologie und differenzielle Psychologie der Menschenbilder, auch auf eigene Erhebungen gestützt (Fahrenberg, 2004, 2007). Statt die Zusammenhänge mit diesen Themen und Perspektiven detailliert zu schildern, genügen gelegentliche Querverweise.

Zeitraum

Hauptrichtungen und Strömungen der Psychologie werden im Zeitraum von 1874 bis zur Gegenwart untersucht. Das Jahr 1874 wird als Ausgang gewählt, denn in diesem Jahr er-

schienen zwei herausragende und einflussreiche Bücher: Wilhelm Wundts *Grundzüge der physiologischen Psychologie* und Franz Brentanos *Psychologie vom empirischen Standpunkt*. Oft wird Wundts Gründung bzw. der erste Schritt zur Gründung des Psychologischen Laboratoriums in Leipzig als Beginn der neueren Psychologie hervorgehoben. Es gab jedoch schon vorher psychologische Experimente, von Gustav Theodor Fechner und anderen. Wichtiger ist, dass Wundt in den *Grundzügen* erstmals ein *Forschungsprogramm* der empirischen Psychologie formulierte, nachdem er in seinen vorausgegangenen Büchern die Absicht und die Reichweite des Vorhabens von der experimentell orientierten Allgemeinen Psychologie und der Neuropsychologie bis zur Kulturpsychologie („Völkerpsychologie“) und zur Tierpsychologie skizziert hatte (Wundt 1862, 1863). Diesem Programm ist er über mehr als 50 Jahre systematisch gefolgt.

Demgegenüber ist Brentanos *Psychologie* ein Torso geblieben. Erst die viel später aus dem Nachlass publizierten Schriften lassen verstehen, wie seine deskriptive und die genetisch-erklärende Psychologie zusammenhängen, und wie er sich die geforderte *Psychognosie* methodisch vorstellte. – Wundts Experimentalpsychologie und Brentanos deskriptive Psychologie aufgrund innerer Wahrnehmung scheinen Extrempositionen zu sein und werden demensprechend als zwei grundverschiedene Richtungen der Psychologie aufgefasst. Dieser Eindruck ist jedoch zu differenzieren. – Als historische Fußnote ist erwähnenswert, dass ein dritter Pionier, Sigmund Freud 1874, noch als Student, in Wien einen „voranalytischen“ Aufsatz publizierte. Dieser wohl endgültig verlorene Text befasste sich wahrscheinlich mit dem teleologischen Denken; das Zweckprinzip neurotischer Symptome ist dann ein zentraler Gedanke der Psychoanalyse.

Wenn das Jahr 1874 als Beginn des Zeitraums gewählt wird, so sind dennoch Rückblicke wichtig, hauptsächlich auf Immanuel Kant, Johann Friedrich Herbart und Gustav Theodor Fechner, etwa zur Definition der Psychologie, zur Kategorienlehre und zu Frage der Messung und Mathematisierung in der Psychologie.

Abgrenzungen

Der Untersuchungsansatz wird entgegen der heutigen Internationalisierung der Psychologie mit wenigen Ausnahmen auf die deutschsprachigen Länder begrenzt. Die Untersuchungsergebnisse und die abgeleiteten Thesen auf die Verhältnisse der Psychologie in anderen Ländern zu erweitern, wäre äußerst fragwürdig. Keineswegs wird damit unterstellt, dass die Diskussion von Kontroversen und Krisen nur die Psychologie in Deutschland, Österreich und der Schweiz betrifft, oder dass gar in anderen Ländern eine grundsätzlich verschiedene *Theoretische Psychologie* zu konzipieren wäre.

Die Ausgangsthese ist, dass die Ideengeschichte der Psychologie in den deutschsprachigen Ländern – bei allen Divergenzen und Kontroversen – noch einen relativ hohen fachlichen Zusammenhang aufweist. Bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg spielen Hinweise auf angloamerikanische Autoren, mit wenigen Ausnahmen, d.h. einem Bezug auf William James oder auf den Behaviorismus, weder in der Auseinandersetzung über die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie der Psychologie noch in den Standard-Lehrbüchern

eine markante Rolle. Dem äußerlich vielleicht gegebenen Anschein relativ hoher Kontinuität der Grundlagendiskussion widersprechen jedoch zahlreiche Hinweise auf mangelnde Rezeption, auf Unkenntnis wichtiger Beiträge, auf fehlende Erinnerung an den bereits erreichten Diskussionsstand.

In der heutigen Ideengeschichte der Psychologie leben sehr viele frühere sowie aus anderen Ländern und Denktraditionen stammende Momente fort. Dennoch kann mit guten Gründen behauptet werden, dass die Prinzipien dieser Ideengeschichte bis zum Zweiten Weltkrieg mit wenigen Ausnahmen aus den deutschsprachigen Anfängen stammen, vor allem mit Namen wie Kant, Herbart, Fechner, Wundt, Brentano und Freud verbunden sind und hier in der Nachfolge weiter Gestalt annehmen. Auch die Philosophie und Wissenschaftstheorie der Psychologie sind, ohne beispielsweise die englischen Empiristen und Biologen sowie die französischen Denker, Aufklärer und Gesellschaftstheoretiker gering zu schätzen, durch Kants Kritizismus, durch die Phänomenologische Bewegung und den Wiener Neopositivismus fundamental beeinflusst – wie auf andere Weise durch die „Psychologen unter den Philosophen“, Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche. Wenn nun bestimmte Hauptwerke von Wundt oder zum Verständnis wesentliche, nachgelassene Texte von Brentano oder die fundamentalen Kategorialanalysen Nicolai Hartmanns nicht einmal ins Englische übersetzt sind, fehlen dort wichtige Fundamente. Die Sprachkompetenz ist durch jene Quellen stärker gefordert als durch heutige, da die älteren Arbeiten stilistisch bzw. im Satzbau oft dem Vorbild des Schulunterrichts im Griechischen und Lateinischen folgten. So sind neuere Psychologen ohne hinreichende Sprachkompetenz von jener Ideengeschichte weitgehend abgeschnitten und weithin werden die Voraussetzungen fehlen, bestimmten Argumentationslinien genau zu folgen.

Zwei Beispiele illustrieren die getroffene Abgrenzung. Robinsons (1981) *Intellectual History of Psychology* versucht eine Ideengeschichte zu geben und stellt eine große Zahl von Hinweisen und Literaturangaben zusammen, bleibt jedoch, beispielsweise was Kants *Anthropologie* anbelangt oder die Grundgedanken Wundts und Brentano, sehr oberflächlich. Kendlers (1987) Übersicht ist besser gelungen, wenn auch die eigentümliche amerikanische Sicht dominiert. Er stellt in einem Kapitel einige Grundgedanken Wundts dar, referiert sogar die Erkenntnisprinzipien, aber auch die Missverständnisse seitens James, Titchener und Boring und verweist auf viele Irrtümer über Wundt in der amerikanischen Psychologie. Dennoch gelingt es nicht, Wundts Wissenschaftstheorie und Methodologie einigermaßen adäquat darzustellen.

Folglich wird die Bezugsbasis hier auf die deutschsprachigen Länder eingeschränkt, nur mit gelegentlichen Seitenblicken auf den angloamerikanischen Raum, insbesondere auf neuere Methoden und empirische Untersuchungsansätze. Die früher zwischen den Ländern hinsichtlich der Anforderungen im Fachstudium und der akademischen Qualifikationen bestehenden Unterschiede scheinen inzwischen mit dem Bologna-Modell weitgehend nivelliert zu sein.

Sonderstellung der Psychologie in Deutschland

Die Entwicklung der Psychologie in Deutschland und Österreich nimmt noch auf andere und einschneidende Weise eine historische Sonderstellung ein. Gravierende Folgen hatten die verbreitete Anpassung an die NS-Ideologie, die Vertreibung der jüdischen Professoren und Mitarbeiter, die Indoktrination während der NS-Herrschaft. Der Bruch dieser Verhältnisse und dann in der Nachkriegszeit die Distanzierung von einigen der kompromittierten Psychologen, der schwierige Wiederaufbau der akademischen Psychologie und die Ausweitung der Psychologie auf viele Praxisfelder sind wesentliche Bedingungen. In Deutschland gab es außerdem durch die Teilung von 1945 bis 1989 komplizierte Verhältnisse durch ideologische Wenden und Einflüsse der dialektisch-materialistischen Psychologie in der DDR und in seltsam paralleler Weise durch die neo-marxistisch bzw. gesellschaftsphilosophisch orientierte *Frankfurter Schule* und die *Kritische Psychologie* in der BRD. Diese Einstellungen und Umbrüche bedingten auf andere Weise als die überdauernden erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Kontroversen eine längere Phase der Widersprüche und der Revision. Die Herausbildung der modernen Psychologie in Deutschland und Österreich hat viele eigentümliche Facetten (siehe Allesch, 2012; Ash, 1985; Lüer, 1991; Métraux, 1985; Rammsayer & Troche, 2005; Staeuble, 1985; Traxel, 1985).

Die Psychologie im Nationalsozialismus ist erst relativ verspätet beschrieben worden (Ash & Geuter, 1985; Geuter, 1985; Graumann, 1985; Herrmann & Zeidler, 2012). Außerdem fehlt eine kritische Untersuchung der sozialpsychologischen Forschungsinteressen in der Nachkriegszeit, denn die eigentlich naheliegende Forschung zur Psychologie der Täter, Opfer und Mitläufer des NS-Staates unterblieb jahrzehntelang fast völlig. Wichtige Details der politischen Äußerungen seitens der exponierten Psychologen wurden erst allmählich bekannt. Ein peinliches Symptom war im Jahr 1960 die Präsidentschaft des XVI. *Internationalen Kongresses für Psychologie* in Bonn, denn als Präsident war Friedrich Sander vorgesehen. Als Emigranten wie Wilhelm Peters dagegen protestierten, gerade auf diesem ersten Kongress im Nachkriegs-Deutschland einem durch massive antisemitische Äußerungen stark Kompromittierten begegnen zu müssen, wurde innerhalb einer kleinen Gruppe von Ordinarien beraten, was zu tun sei. Der erhaltene Briefwechsel aus dem Nachlass des Freiburger Ordinarius Robert Heiß war die Grundlage einer psychologie-historischen Mitteilung von Lück (2004). Doch der schließlich amtierende Präsident Wolfgang Metzger hatte sich ebenfalls in der NS-Zeit deutlich exponiert, was 1959 noch nicht öffentlich bekannt war: eine Folge des erst spät erwachten Interesses. (*Anmerkung 2*)

Auch der Ausbau der (west-) deutschen Universitäten in den 1960er Jahren, Studienreform, Praxisfelder, Psychotherapie, Universitätskrise gaben dem Studium andere Rahmenbedingungen als in den angloamerikanischen Ländern (Lück, 2004; Mattes, 1985; Métraux, 1985). Das fachliche Profil war damals in Deutschland sehr viel breiter angelegt als in den USA oder England – wie aus der interdisziplinär angelegten alten *Prüfungsordnung für Diplom-Psychologen* zu ersehen ist. Auch bei der Promotion mit dem mündliche *Examen Rigorosum* im Hauptfach wurden zwei nicht-psychologische Nebenfächer verlangt und von den künftigen Hochschullehrern eine Habilitationsschrift, d.h. eine möglichst zu veröffentlichende, anspruchsvolle Monographie. Vielerorts bestand während des Studiums

eine größere interdisziplinäre Offenheit, deren Veränderung und Verlust in ihren nachhaltigen Konsequenzen kaum abzusehen, aber auch kaum zu ändern sind. (*Anmerkung 3*).

Für einige Fragen und Einschätzungen wird auch das Lebensalter des Verfassers eine Rolle spielen. Wer aus einer längeren Studien- und Berufsperspektive von fast 60 Jahren argumentiert, wird wahrscheinlich andere Eindrücke haben und auf andere Weise relativieren als Jüngere, die ihre Sichtweise erst während der letzten zwei oder drei Jahrzehnte, d.h. in relativer Kontinuität und in weitgehender Orientierung an den angloamerikanischen Verhältnissen formten: nicht nur in fachlicher und institutioneller Hinsicht, bei Übernahme von Ideen und Maßstäben, sondern eventuell auch in einem zunehmenden Desinteresse an der hauptsächlich in Deutschland beginnenden Ideengeschichte und Wissenschaftsgeschichte der Psychologie. Vielleicht ist es bald kaum noch vorzustellen, dass für jene ältere deutsche Generation die Ideen und die fachliche Entwicklung im angloamerikanischen Raum – bis zum Zweiten Weltkrieg und bis auf wenige Ausnahmen – im Vergleich zur Tradition der deutschsprachigen Länder ziemlich unwichtig waren.

Ein zweiter Unterschied könnte sich bemerkbar machen. In früheren Generationen war es wichtig, sich auf die akademischen Lehrer zu beziehen, sei es in den eigenen Ansichten, sei es im Widerspruch. Diese Selbstkategorisierung bedeutete nicht nur eine schlichte Information wie im heutigen CV, falls überhaupt als wichtig angesehen, sondern signalisierte häufig eine Position, sozusagen eine akademische Deszendenz. Wer sich positiv in dieser Tradition erlebt, vielleicht bis zum „akademischen Großvater“, wird eine andere Einstellung haben als zu einer lokalen Gruppierung von Professoren an einem heutigen Institut. Damit soll nicht behauptet werden, dass die ältere Psychologie durchweg traditionsgeleitet war; gegen diese Annahme sprechen die häufig zu erkennenden Divergenzen der „Schüler“. Aber diese Distanzierungen waren wahrscheinlich gut überlegt. Auch heute wird es nachhaltige Prägungen durch eine Projektgruppe oder durch ein Labor geben, doch eher in einer a-historischen Weise. – Jedenfalls sind es nicht die „Tradition“ oder das Nachdenken, was ein geschätzter akademischer Lehrer oder Vorgänger wohl an *seinem* akademischen Lehrer intellektuell attraktiv fand.

1.3 Absichten und Aufbau der Untersuchung

Das gewählte Thema ist umfangreich und anspruchsvoll. Angesichts der breiten Literatur und der vielen wichtigen Autoren kann diese Aufgabe teils nur skizzenhaft ausgeführt werden. Recherchen und Darstellung sind selektiv auf die *Ideengeschichte* der Psychologie in *erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer* Hinsicht angelegt. Eine systematische Ideengeschichte der Psychologie wird hier *nicht* angestrebt. Vorrangig interessiert eine Übersicht über Prinzipien und Argumentationslinien, die für eine Systematik der Theoretischen Psychologie und für die weiterzuführende Auseinandersetzung wichtig sind.

Zwei Sichtweisen der Ideengeschichte: Schlüsselbegriffe oder Schlüsselkontroversen

Die Absichten der eigenen Untersuchung lassen sich besser verdeutlichen, wenn zwei von Kurt Pawlik herausgegebene Bücher zum Vergleich herangezogen werden. An dem Buch *Psychological concepts. An international perspective* (Pawlik & d'Ydewalle, 2006) ist – neben der internationalen Autorengruppe – interessant, wie die Themen ausgewählt wurden. Die gemeinsame Absicht dieses unter den Auspizien der *International Union of Psychological Science* entstandenen Werks war, eine Reihe von Schlüsselkonzepten der Psychologie darzustellen. Die Herausgeber befragten Kollegen, analysierten die Sachregister bekannter Lehrbücher zur Einführung in die Psychologie, das Sachregister des *Annual Review of Psychology* der vergangenen zehn Jahre, gruppieren die erhaltenen 184 Konzepte inhaltlich und wählten jeweils den repräsentativsten der Begriffe aus. „A further selection was made as a function of a distinguished history of a concept, its central position in psychology, and its potentially different meanings in different cultures“ (S. 8). Die endgültige Liste lautet: cognition, consciousness, culture, (individual) development, emotion, imagery, intelligence, language, learning/memory, mind, motive/motivation, perception, personality/individuality, social/self.“

Die in diesem Konsensverfahren gewonnenen Allgemeinbegriffe werden von der international besetzten Autorengruppe, zwar überwiegend an der dominierenden amerikanischen Sichtweise orientiert, aber mit zahlreichen Hinweisen und Exkursen auf Autoren aus anderen Ländern, auch aus chinesischer Sicht, dargestellt. Dabei wird ein möglichst repräsentatives Bild der Psychologie angestrebt. In den einzelnen Kapiteln werden mehr oder minder kurz psychologie-historische Hinweise gegeben, sehr viele Namen, auch von Philosophen, und wichtig erscheinende Einflüsse genannt. Solche ideengeschichtlichen Bezüge sind jedoch wegen des beabsichtigten Gegenwartsbezugs sehr knapp gehalten; beispielsweise kommen, von kurzen Nennungen abgesehen, weder Kants noch Wundts Konzeptionen der Psychologie vor. Eingehendere wissenschaftstheoretische Überlegungen sind nur in dem Beitrag von Gadenne über *Mind* zu finden. Das Buch ist auf die Schlüsselbegriffe zentriert, um den Stand der psychologischen Forschung (kaum der Anwendung oder der Professionalisierung) zu schildern. Vorläufer ähnlicher Art, wenn auch mit begrenzteren Absichten, waren unter anderen Koch (1959-1963) sowie Marx und Hillix (1979).

Das viel umfangreichere *Handbuch* (Pawlik, 2006) enthält in den zwei Abschnitten *Menschliches Verhalten und Erleben: Methoden und Ergebnisse psychologischer Forschung* und *Psychologie in der Praxis: Anwendungsfelder, Methoden und Befunde* mit insgesamt 65 Kapiteln einen umfassenden Überblick. Im Abschnitt *Theoretische Psychologie* stehen das Kapitel von Lenk *Zur Wissenschaftstheorie der Psychologie und Philosophie des Mentalen* sowie Kapitel über die Konzeptionen der Lerntheorien, Sozialisierungstheorien, Kognitionswissenschaft, Neurowissenschaft, Evolutionsbiologie, Mathematische Modellierung. – Die beiden wichtigen Werke geben einen repräsentativ geplanten Einblick in die gegenwärtige Psychologie; sie sind auf heutige Konzepte zentriert und versuchen, bestimmte Bereiche, Schlüsselbegriffe und konzeptuell verwandte Fragestellungen zu gliedern und in den Hauptbefunden zusammenzufassen.

Im Vergleich zu dieser – im weitesten Sinne *Allgemeinen* Psychologie aus heutiger Sicht – geht es in der eigenen Untersuchung um die *Schlüsselkontroversen in der Ideengeschichte* der Psychologie und ihre Systematik in einer *Theoretischen Psychologie*. Der Begriff Ideengeschichte wird verwendet, um den Unterschied zu einer biographisch-deskriptiven Geschichte der Psychologie zu betonen. Auch diese ist, repräsentiert durch die Werke herausragender Personen, weithin eine Geschichte der Ideen, doch selten in einer durchgängig beschriebenen Entwicklung von Leitgedanken. Demgegenüber werden hier Hauptströmungen und Richtungen der Psychologie hinsichtlich der zugrunde liegenden Postulate und Prinzipien untersucht, Trends und Interessendynamik, Krisen und Erneuerungsversuche beschrieben. Nicht die inhaltlichen Konzeptionen und ihre schwierige theoretische Fassung stehen im Zentrum, sondern erkenntnistheoretische Entscheidungen sowie wissenschaftstheoretische und methodologische Prinzipien, die zu den konkurrierenden Richtungen der Psychologie führten. Deshalb gilt die Aufmerksamkeit den grundlegenden Unterschieden und Unvereinbarkeiten. Markante Gegensätze in den wissenschaftstheoretisch-methodologischen Position legen die Hypothese nahe, das neben Ausbildung und Erfahrungsbereich auch primäre erkenntnistheoretische Postulate mitspielen.

Statt eines Reviews des gegenwärtigen Standes interessieren hier gerade die ideengeschichtliche *Entwicklung* mit ihren Widersprüchen, die Abspaltungen und Trennungen. Ein typischer Zugang ist in den überdauernden Kontroversen zu finden; sie stammen aus erkenntnistheoretischen (und damit oft auch ontologischen) Postulaten über „Psychisches“, bzw. die Definition der empirischen Psychologie, und aus den abgeleiteten wissenschaftstheoretischen Positionen. Einen anderen wichtigen Zugang bietet die Methodologie, denn die Auseinandersetzungen der verschiedenen Richtungen werden nicht allein hinsichtlich der Zielsetzungen ausgetragen, sondern betreffen oft die als richtig und adäquat behaupteten Methoden. Diesem Interesse an Trends und Interessendynamik (im Wechsel von Themen und Richtungen) folgt auch der Blick auf die wiederkehrende Diskussion über eine „Krise der Psychologie“.

Dieses Buch ist zunächst eine gegliederte Materialsammlung mit ausführlichen Zitaten und Kommentaren zu den Hauptrichtungen und Strömungen der Psychologie mit einem besonderen Blick auf die überdauernden Kontroversen: die *Schlüsselkontroversen*. Aus dieser Übersicht werden Prinzipien abgeleitet in der Absicht, die teils offenkundige, teils in der Methodik enthaltenen Gegensätze darzulegen. Das Vorgehen unterscheidet sich also von der üblichen Geschichtsschreibung der Psychologie.

Vier Komplikationen: Terminologie, Standpunktabhängigkeit, spekulative Interpretation mangels empirischer Einstellungsforschung, Mangel an systematischer Diskussion

Das Thema ist sehr weit gesteckt und verlangt einen häufigen Perspektiven-Wechsel. Wenn die Hauptströmungen der neueren Psychologie skizziert und erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundgedanken herausragender Psychologen erörtert werden, müssen oft grundverschiedene Perspektiven eingenommen und Kontroversen nachvollzogen werden.

Dieses Unternehmen ist nur unter mehreren Einschränkungen möglich. Die größte Komplikation besteht in terminologischer Hinsicht, denn die zentralen Begriffe sind durch Mehrdeutigkeit und Begriffswandel belastet und führen leicht zu Missverständnissen.

Die folgende Darstellung ist bewusst als Rückblick aus heutiger Zeit geschrieben und verwendet Begriffe und wissenschaftstheoretische Konzepte, die zu Wundts Zeit und in den folgenden Jahrzehnten noch nicht geprägt oder nicht üblich waren, beispielsweise der heutige Begriff der Wissenschaftstheorie (statt Logik, Wissenschaftslehre oder Methodologie), Adäquatheit, Explikation, Perspektivität, Operationalisierung, multimethodische Strategie usw. Auch die Bezeichnungen der hier hervorgehobenen Kontroversen unterliegen einem Begriffswandel (siehe Kapitel 5 und 6). Wegen dieser Schwierigkeiten werden Originalzitate verhältnismäßig häufig und oft auch ausführlich wiedergegeben: einerseits können sie wesentlich zum terminologischen Verständnis beitragen, andererseits werden u.U. missverständliche, eigene Paraphrasierungen des Originaltextes vermieden. Die Orthographie wurde angepasst, Sperrungen und kursiv gesetzte Passagen generell aufgehoben.

Dem Hauptkapitel über die Strömungen und Richtungen der Psychologie und ihrer Prinzipien wird ein Kapitel über *Grundbegriffe* vorangestellt. Wie heterogen die erkenntnistheoretischen Positionen und die methodologischen Prinzipien sind, zeigte sich immer wieder während der Recherchen und Analysen. Die Terminologie konsequent zu vereinheitlichen, ist unmöglich. Andererseits wären die beabsichtigte Übersicht und die zusammenfassenden Kommentare ohne terminologische Übersetzungen kaum möglich. Folglich werden im Kapitel 2 wichtige Grundbegriffe der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie kurz erläutert. Außerdem sind zum Verständnis der Hauptrichtungen der Psychologie die Kontroversen über die *adäquate* Methode der Psychologie fundamental, denn die „richtige“ Methode scheint häufig das Leitprinzip der Auseinandersetzung zu bilden. Zwei Exkurse wurden verfasst: (1) zu den wichtigsten *Methodentypen*, d.h. Introspektion und Selbstbeobachtung, Beobachtung und Interpretation, Messung und Experiment, und (2) zu der schwierigen Frage nach den Kriterien der *Adäquatheit* (Gegenstandsangemessenheit).

Der Standpunkt des Autors wird jede Auseinandersetzung mit dem Thema beeinflussen. Die Fragen nach *Theoretischer Psychologie* oder *Krise der Psychologie* sind verführerisch, allgemeine Betrachtungen anzustellen, einzelne Meinungen oder Publikationen hervorzuheben und eigene Einschätzungen zu geben. Auch wenn, wie in den folgenden Kapiteln, längere Zitate wiedergegeben und die eigenen Kommentare möglichst deutlich, d.h. durch Gedankenstriche und Absätze, abgehoben werden, können die Auswahl der Autoren und Texte sowie die Diskussion auf die eigene Position zurückverweisen. Deshalb werden die Leser eine Orientierung benötigen, zumindest über die Arbeitsgebiete und die allgemeine wissenschaftstheoretische Orientierung des Autors.

Ideengeschichtliche Einschätzungen von Richtungen und Kontroversen der Psychologie sind ja zunächst intuitiv und hypothetisch, jedenfalls nicht repräsentativ für die Psychologenschaft im Allgemeinen. Über die Präferenzen für bestimmte erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Positionen gibt es nur sehr wenig Informationen. Die Annahme einer dominierenden Hauptströmung, die als eher konservativer oder als eher progressiver „Mainstream“ einen „repräsentativen“ Kern bildet, ist eine Fiktion, sofern nicht die Kriteri-

en erläutert werden und tatsächlich eine definierte Subpopulation empirisch zugänglich ist: die Offiziellen, die sich für Gemeinschaftsaufgaben engagieren, sich für Reformen und Gestaltung einsetzen, Trends einleiten, die den Ton angeben, auf Kongressen, in Ausschüssen, bei Studienreformen, als gewählte Gutachter, Herausgeber der Fachzeitschriften usw. In der Population der Universitätsangehörigen und ähnlich in der Population der berufspraktischen Psychologen wird es sehr wahrscheinlich Subpopulationen geben, die sich in Grundsatzfragen nachdrücklich unterscheiden. Andere werden sich eher desinteressiert zeigen oder erst bei einem aktuellen Anlass oder einer konkreten Frage eine Stellung beziehen.

Die Psychologiegeschichte wird heute noch so verstanden, dass sie die Zeitgeschichte *nicht* einschließt; deshalb fehlen Interviews, Umfragen und Begleitforschung. Es sind nur bibliometrische Analysen möglich. Weshalb traf zum Beispiel die Idee der „Decade of the Brain“, die von der APA unterstützt wurde, auch hierzulande auf eine Bereitschaft im Fach Psychologie, nicht jedoch die anschließende „Decade of Behavior“? Obwohl diese auf die Förderung *praktischer* Zielsetzungen der Psychologie angelegt war, wurde sie in Deutschland nur nebensächlich erwähnt.

Die psychologiegeschichtlichen Publikationen sind reich an Aussagen über die Verbreitung, Dominanz, Ablösung, Überwindung und Erneuerung bestimmter Richtungen. Es gibt hier Beispiele für anregende, plausible, stereotype, einseitig verzerrende, hoch spekulative oder absurd wirkende Deutungen. Eine hinreichende empirische Basis für solche Behauptungen fehlt jedoch regelmäßig. Wir können nicht wissen, wie damals die Einstellungen, die relative Verbreitung philosophischer Überzeugungen und wissenschaftstheoretischer Positionen, die Akzeptanz bestimmter „Schulmeinungen“ war und an welchen Standards sich die einzelnen Forscher tatsächlich orientierten. Auch den damaligen Autoren fehlten systematische Informationen über die Präferenzen in der Psychologenschaft, so dass alle diesbezüglichen Feststellungen spekulativ bleiben, und wahrscheinlich neben sachlich-neutralen auch persönliche Aspekte, eigene Überzeugungen und fachlichen Geltungsanspruch vermuten lassen.

In besonderem Maße ist die Geschichtschreibung über Kontroversen, Krisen und Erneuerungen der Psychologie pauschalen, verallgemeinernden Beurteilungen ausgesetzt, da es keine substanziellen Informationen über die tatsächliche Präferenz bestimmter Auffassungen gibt. Die Autoren solcher Feststellungen können außer einer interpretativen Evidenz und Plausibilität keine Information über solche Präferenzen vorweisen, höchstens bibliometrische Daten, deren Aussagekraft fragwürdig ist. Auch heute ist über die tatsächlichen Einstellungen und Überzeugungen von Professoren und Studierenden der Psychologie sowie von berufspraktisch tätigen Psychologen fast nichts bekannt. Repräsentative Umfragen, zu denen gerade Psychologen methodisch in der Lage wären, fehlen. Auch deshalb sind die bibliometrischen und scientometrischen Methoden, auch in multimethodischer Kombination, zu nutzen, um wenigstens Hinweise auf allgemeine Tendenzen und mögliche Verallgemeinerungen zu gewinnen.

Die Eindrücke anlässlich der Analysen, wie Kants und Wundts Konzeption der Psychologie – nicht oder höchst unvollständig – rezipiert wurden, regen dazu an, auch in der ideengeschichtlichen Untersuchung auf die Defizite und Verzerrungen zu achten. Oftmals

scheint es eher ein Vergessen oder Verzerren als ein konstruktiv weiterentwickelter Dialog zu sein. Diese nicht erwarteten „Traditionsbrüche“ in der Ideengeschichte der Psychologie, d.h. das Übersehen oder Geringschätzen zentraler Argumente der Vorgänger beim Aufnehmen einer wichtigen Kontroverse, führte zu der Nebenabsicht, bei weiteren Recherchen auf die Kontinuität und Diskontinuität der fachlichen Auseinandersetzung zu achten. Auch wenn die Motive im Einzelnen kaum noch aufzudecken sein werden: Weshalb geht ein bestimmter Autor in seinem Kontext nicht auf einen wichtigen Grundgedanken ein, zitiert vielleicht nicht einmal den ursprünglichen Autor, obwohl er den betreffenden Text des Vorgängers, z. B. seines akademischen Lehrers, und dessen Gedanken wahrscheinlich kannte? Diese Eindrücke von Kontroversen und defizitären Argumentationsweisen gehören zur Rezeptionsanalyse. Diese Diskontinuität wichtiger Argumentationslinien, zumindest seit Wundt und Brentano, entspricht nicht dem Bild, dass vielleicht durch die Lektüre von Lehrbüchern der Geschichte der Psychologie vermittelt wird. In einem Rückblick werden diese Eindrücke von unsystematisch geführten Kontroversen zusammengefasst.

So wird die folgende Darstellung von kritischen Fragen begleitet: ist tatsächlich eine kontinuierliche und den erreichten Diskussionsstand fortschreibende Entwicklung zu erkennen? Gibt es auch zu diesem Thema das baldige Vergessen wichtiger Argumente oder das Desinteresse an bestimmten Positionen, so dass diese nur noch als verkürzte Stereotype oder Zerrbilder tradiert werden? Sind eher Monologe zu lesen oder systematische und durch Kooperation geförderte Dialoge? Die ausführlichen Zitate aus den Beiträgen älterer Autoren haben hier auch die Absicht der Aktualisierung und Sicherung früherer Argumente und Positionen, also bereits erreichter Einsichten, die bei a-historischer Einstellung verloren gingen. Illustrationen bieten etwa die Debatten über die „Krise der Psychologie“ oder das einfache und zugleich höchst missverständliche Schema „Erklären – Verstehen“, das bereits vor einem Jahrhundert als oberflächliche und logisch-methodisch unscharfe Sichtweise kritisiert wurde.

Das Interesse an Ideengeschichte und Wissenschaftstheorie der Psychologie bleibt wichtig. In dieser Absicht werden bedeutende Autoren ausgewählt und wichtige Textstellen zitiert, um einen thematischen Zusammenhang für die Grundfragen einer Theoretischen Psychologie und die Untersuchung der Kontroversen, Trends und Krisen zu gewinnen. Zu einer Übersicht über einflussreiche Richtungen und Strömungen der Psychologie gehört unbedingt die Erinnerung an wissenschaftstheoretische Einsichten, die bereits von Kant und Wundt beschrieben wurden.

In dieser Ideengeschichte der Schlüsselkontroversen wird kein psychologie-geschichtliches Nacheinander oder bloßes Nebeneinander geschildert, sondern eine widerspruchsvolle Entwicklung verschiedener Richtungen mit Brüchen, Krisen, Wechselwirkungen, Trends. Eine kommentierte Zusammenstellung von Postulaten und Prinzipien kann die Spannung der Gegensätze aufzeigen. – Die allgemeine Absicht ist, über die Gründe fehlender Einheit der Psychologie nachzudenken.

2 Begriffliche Grundlagen

2.1 Belastete Begriffe

Das gewählte Thema bringt es unvermeidlich mit sich, dass viele Begriffe der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie sowie der Methodologie verwendet werden. Wohl an jeden Grundbegriff heften sich lange fachliche Diskussionen, die unterschiedliche Interpretationen, nicht selten auch Missverständnisse enthalten. Diese Begriffe sind belastet durch ihre Mehrdeutigkeit.

Es führt kein Weg daran vorbei: ohne die wichtigsten Begriffe wenigstens etwas zu kommentieren, würde das folgende Kapitel über die hauptsächlichen Strömungen und Richtungen der Psychologie wegen der extrem heterogenen Positionen und Argumente nicht abzufassen sein. Dabei kann eine vereinheitlichende Terminologie gewiss nicht erreicht werden, wenn viele der Ausgangspositionen konträr sind. Bestimmungsversuche im Stil eines Fachlexikons oder eines kurzen Glossars sind nicht zweckmäßig, denn die Mehrdeutigkeit ist durch die Entscheidung für eine spezielle Begriffsvariante nicht zu bewältigen. Gerade in diesem heterogenen Kontext müssen zumindest einige der Widersprüche erhalten bleiben. Deshalb werden die wichtigsten Begriffe bzw. Themen angeführt und interpretiert und oft mit Fragezeichen auf den Spielraum zentraler Bedeutungen hingewiesen. Diese Einleitung folgt keinem bestimmten Lehrbuch, sondern einer eigenen Sichtweise, die in den vorausgegangenen Arbeiten für einige Bereiche genauer ausgeführt worden ist.

Ein zweites Prinzip ist, relativ viele und auch längere Originalzitate unmittelbar im Text und nicht erst im Anhang zu geben. Damit wird das Verständnis von Positionen und Begriffen erleichtert und das Risiko vermindert, durch die eigenen Paraphrasierungen oder heutige wissenschaftstheoretische Begrifflichkeiten das zu beeinträchtigen, was ursprünglich gemeint war. Auch die Anordnung zu Autorengruppen mit ähnlichen oder mit stark kontrastierenden Positionen kann – als Kontextprinzip und Kontrastprinzip – zur Prägnanz beitragen.

2.2 Fachliche Perspektiven

Zu der Diskussion über hauptsächliche Strömungen, Richtungen und Kontroversen der Psychologie mit dem Blick auf eine *Theoretische Psychologie* tragen bei:

- die allgemeine Erkenntnistheorie, die mit dem Subjekt-Objekt-Problem und dem Begriff möglicher Erfahrung verknüpft ist, außerdem die Lehre von den *fundamentalen* Kategorien wie Raum und Zeit, Substanz und Akzidenz, Struktur und Prozess,

Kausalprinzip, Zweckprinzip sowie die *regionalen* Kategorien und Relationsbegriffe der Psychologie;

- die Ontologie mit allgemeinsten philosophischer *Beschreibung des Seienden* wie Materie (Körper), Leben (Organismus), Bewusstsein (Geist, Mentales), Seele (Erleben);
- die Metaphysik mit allgemeinsten philosophischen (theologischen) *Erklärungen des Seienden* jenseits der Physik, d. h. mit den „letzten“ Fragen und Antworten (Transzendenz, Gott, Schöpfung, unsterbliche Seele);
- die Wissenschaftstheorie der Psychologie mit den Fragen, wie empirisch gültige, verbindliche und intersubjektiv prüfbare Aussagen zu gewinnen sind und in wie weit es Kausalforschung, Gesetzesaussagen und Vorhersagen möglich sind;
- die Methodologie der Psychologie, die hier als *Bindeglied* von abstrakter Wissenschaftstheorie und empirischer Psychologie hervorgehoben wird, denn die Auswahl einer bestimmten Methode muss hinsichtlich Fragestellung und Phänomen als *adäquat* („gegenstandsangemessen“, gültig) zu rechtfertigen sein;
- die Ideengeschichte der Psychologie, in der die Kontinuität und der Gegensatz bestimmter wissenschaftstheoretischer Auffassungen und die fortdauernden Kontroversen – über die primär biographisch orientierte Geschichtsschreibung der Psychologie hinaus – verfolgt werden;
- die philosophische und die interdisziplinäre Anthropologie, die in einer Zusammenschau aller Humanwissenschaften eine Theorie und Bestimmung des Menschen (etwa nach den Grundfragen Kants) anstrebt;
- die psychologische Anthropologie, die sich mit den Beiträgen der empirischen Psychologie zur Anthropologie befasst, speziell auch mit den Grundzügen der in psychologischen Theorien, direkt oder nur indirekt, zu erkennenden Bestimmungen des Menschen und der Vielfalt dieser Menschenbilder;
- die Wissenschaftssoziologie, die sich mit den Institutionen der Forschung und Forschungsförderung, Ausbildung und Berufspraxis, außerdem mit den Organisationsformen befasst, d.h. den Strömungen, Richtungen und Schulen der Psychologie, den Fachgesellschaften und Verbänden, dem Hauptstrom und den Abspaltungen.

Wissenschaftspsychologie und Einstellungsforschung

Auch die empirische Wissenschaftspsychologie wäre hier zu nennen, denn der Prozess des wissenschaftlichen Tätigkeits, das Problemlösen und die innovativen Leistungen können psychologisch analysiert und die wissenschaftstheoretischen Überzeugungen der Fachpsychologen könnten erkundet und typisiert werden. Die relative Verbreitung solcher Einstellungen und ihre möglichen praktischen Konsequenzen für Forschung und Berufspraxis wären zu untersuchen. Der Einfluss des eigenen Menschenbildes könnte sich auf bestimmten Gebieten der Psychologie zeigen, in den Persönlichkeitstheorien, in der Pädagogischen und Klinischen Psychologie, Beratung und Psychotherapie. Wahrscheinlich werden konträre wissenschaftstheoretische Standpunkte bestimmte fachliche Entscheidungen beeinflussen, doch fehlt eine systematische Einstellungsforschung. Ein zweiter Aufgabenbereich wäre die sozialpsychologische Untersuchung des Wissenschaftsbetriebs parallel zur Wis-

senschaftssoziologie. Das Fehlen solcher Analysen ist auffällig, weil gerade in der Psychologie geeignete Methoden, d.h. strukturierte Interviews und Fragebogen sowie Stichprobentechniken, verfügbar sind, um die Präferenz für bestimmte erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Positionen oder die Dynamik der Gruppenprozesse und Richtungsbildungen zu erkunden. Der Begriff Wissenschaftspsychologie taucht weder im *Dorsch-Lexikon der Psychologie* noch im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* auf.

Generell stützen sich die Publikationen, beispielsweise zur Krise der Psychologie, auf die individuellen Überzeugungen des jeweiligen Autors und ggf. seiner kleinen Bezugsgruppe. Wie verbreitet oder gar repräsentativ diese Auffassungen sind, bleibt in der Regel völlig außer Betracht. Hinzu kommt, dass prägnante persönliche Äußerungen über fundamentale philosophisch-erkenntnistheoretische Postulate unüblich sind, selbst dort Ausnahmen bleiben, wo sie zum Verständnis wesentlich sind, etwa in der Persönlichkeitsforschung, Psychotherapie oder Kulturpsychologie. Auch die Autobiographien bekannter Psychologen geben nur selten Hinweise „weltanschaulicher“ Art. – So bleibt in der Regel doch nur die kritische Analyse der Publikationen, in denen die maßgeblichen *philosophisch-erkenntnistheoretischen Voraussetzungen*, die *Vorentscheidungen* des Verfassers, zwar nicht genau mitgeteilt werden, aber vielleicht indirekt zu erschließen sind (vgl. die Beispiele im Kapitel 3). Auch die wiederkehrende Diskussion über Krise und Erneuerung der Psychologie lässt grundsätzliche Überzeugungen hervortreten (Kapitel 4). In neuerer Zeit wurden mehr bibliometrische und scientometrische Untersuchungen publiziert; sie können Hinweise auf die Verbreitung von Begriffen und Themen geben und zur empirischen Fundierung von Interpretationshypothesen beitragen (Kapitel 5).

Gliederung und Quellenhinweise

In der Vorausschau auf die vielfältigen und heterogenen Auffassungen der folgenden Kapitel werden hier wichtige Grundbegriffe und Themen der Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie erläutert, um einen Bezugsrahmen zu schaffen. In der Literatur werden beide Begriffe als *Epistemologie* zusammengefasst, doch bleibt die Unterscheidung wichtig. Ausgewählt wurden die Begriffe:

- Empirie (Erfahrung),
- Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie,
- Kategorienlehre,
- Fachbegriffe, Relationsbegriffe, Meta-Relationen,
- Pluralismus,
- Perspektivität und Komplementarität,
- Bestimmung und Abgrenzung von Wissenschaft,
- Klassifikation der Wissenschaften,
- Wissenschaftslehre, Logik, Methodologie,
- Wissenschaftstheorien,
- Verbindung von Philosophie und Psychologie, Philosophische Psychologie,
- Wissenschaftlichkeit,

- Voraussetzungen, absolute Voraussetzungen und Voraussetzungslosigkeit,
- Verhandlungsmodell,
- Kausalität, Gesetzmäßigkeiten, Kausalniveaus, Zweckprinzip,
- Definitionen der Psychologie,
- Spekulative Psychologie,
- Einheit der Psychologie und Krisendiskussion, Paradigmenwechsel,
- Kontroversen,
- Theoretische Psychologie,
- Relevanzbehauptungen und Neutralitätsgebot,
- Weltanschauung und Psychologie,
- Erkenntnistheoretische und methodologische Vorentscheidungen.

Da es in den Kontroversen oft um die „richtige“ Methode der Psychologie geht, und diese Methode dann vereinfacht zum Leitprinzip einer Richtung der Psychologie wird, gleichsam als eine operationale Fassung der wissenschaftstheoretischen Position, ist es angebracht, die wichtigsten *Methodentypen* anzuführen und methodologisch zu kommentieren:

- Introspektion, Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung,
- Verhaltensbeobachtung, Verhaltensmessung, Verhaltensanalyse,
- Psychologisches Experiment,
- Psychologische Messung und Messtheorie,
- Psychologische Fragebogen und Tests,
- Interpretation.

Wenn eine Methode als richtiger Weg zum Ziel dienen soll, müssen systematisch die Fragen nach der Adäquatheit jeder Methode, und genauer, nach den Kriterien der Adäquatheit gestellt werden: Erfasst die verwendete Methode das in der wissenschaftlichen Fragestellung gemeinte Phänomen? In einem Exkurs wird diesen Fragen am Ende des Kapitels nachgegangen.

Gerade auf dem Gebiet der *Theoretischen Psychologie* ist eine Vielzahl von schwierigen Begriffen zu erwarten, die durch neue Interpretationen, Begriffswandel, Akzentuierungen, Präzisierungsversuche usw. nur aus dem *Kontext des betreffenden Werkes bzw. Autors* zu verstehen sind. Diese Begriffe sind durch ihre Mehrdeutigkeit belastet. Sie bezeichnen Bedeutungsfelder und provozieren Missverständnisse. Deshalb werden hier relativ lange Originalzitate wiedergegeben statt die Aussagen in heutige Terminologie zu übersetzen. Die hauptsächlichen Begriffe lexikalisch zu bestimmen oder semantisch vereinheitlichen zu wollen, ist hier kein gangbarer Weg.

Die ausführliche Darstellung wichtiger Positionen der Ideengeschichte wird weitere Akzente setzen sowie Hinweise auf mögliche Missverständnisse geben können. Vertiefende Begriffsbestimmungen sind im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* (Ritter et al., 1971 ff) zu finden sowie in einigen Beiträgen zur *Enzyklopädie der Psychologie*.

Ein Lehrbuch der *Wissenschaftstheorie und Geschichte der Psychologie* stammt von Walach (2013), mit dessen Grundsätzen viele Übereinstimmungen bestehen, ein Lehrbuch zur Geschichte der Psychologie von Schönplüg (2013). Es gibt eine Anzahl wichtiger Aufsatzsammlungen sowie Biographien deutscher Psychologen im 20. Jahrhundert

(Schmidt, 1923 ff; Wolfradt, Billmann-Macheda & Stock, 2015). Statt ausführlicher Literaturhinweise zu speziellen Themen werden möglichst die zusammenfassenden Monographien genannt, gelegentlich auch auf die Literaturverzeichnisse der früheren eigenen Arbeiten verwiesen. Die speziellen Quellen bibliometrischer Recherchen und andere wissenschaftsgeschichtliche Methoden werden im Kapitel 5 geschildert. Die häufigen Exkurse zu Wundt und zur Kategorienlehre der Psychologie folgen den eigenen Darstellungen (Fahrenberg, 2011, 2012, 2013), wobei sich einzelne Passagen mit diesen früheren Darstellungen überlappen. Erwähnenswert ist, dass auch Wörterbücher der Psychologie (insbesondere das neue *Dorsch-Lexikon der Psychologie*, hrsg. von Wirtz, 2013) und die Internet-Enzyklopädie *Wikipedia* eine Anzahl differenziert dargestellter Begriffserläuterungen oder zumindest Querverweise zu dieser Thematik enthalten. – Der Hinweis auf Enzyklopädien und Lexika ist jedoch nur bedingt nützlich, denn die spezielle Terminologie sowie der hier wichtige Bezug zur Methodologie werden oft nicht hinreichend spezifiziert. Im folgenden Text sind Begriffe bzw. Querverweise durch das Register der Hauptbegriffe bzw. in der digitalisierten Fassung durch die Suchfunktion genauer zu erschließen.

Zum eigenen Vorverständnis

Eine Maxime wissenschaftstheoretischer Diskussionsbeiträge besagt, dass wenigstens näherungsweise der eigene Standpunkt verdeutlicht werden sollte, damit die Argumente einzuordnen sind. Zwar wird hier versucht, die grundlegenden Kontroversen durch kontrastierende Thesen und in Frageform offen zu halten, doch kann über diese Grundfragen nicht standpunktlos neutral geschrieben werden. Zu diesen Ausgangsbedingungen gehört auch der Einfluss, der sich – als positives oder negatives Vorbild – aus der direkten Begegnung entwickeln kann. Für einen Studierenden nach alter Prüfungsordnung war es selbstverständlich, als Prüfungskandidat in den zahlreichen Nebenfächern (auch noch im Rigorosum der Promotion) auf die oft weithin bekannten Ordinarien der Nachbarfächer oder im Habilitationsvortrag auf sämtliche Ordinarien einer großen Philosophischen Fakultät zu treffen. Die Psychologiegeschichte wird durch solche Eindrücke farbiger, die eigene Orientierung gefördert. (*Anmerkung 3*). Auch die Gründungsgeschichte und die Entwicklung des Instituts, an dem Ausbildung oder Assistentenzeit stattfanden, können zu Fragen nach den Ursprüngen sowie nach den Vorgängern und ihren Forschungsgebieten anregen. (*Anmerkung 4*).

Sich mit erkenntnistheoretischen und methodologischen Fragen zu beschäftigen, sowohl in den Forschungsprojekten zur Psychophysiologie als auch in den entsprechenden Lehrveranstaltungen zur Wissenschaftstheorie und Methodenlehre, lässt im Laufe der Zeit eine eigene Sichtweise entstehen. Dies gilt umso mehr für jemanden, der noch aus einer Generation stammt, in der neben experimenteller Psychologie, Physiologie und Ethologie auch die Ausbildung in der Interpretationsmethodik und das Gebiet der Tiefenpsychologie, also Prinzipien der Hermeneutik und der Psychoanalyse, selbstverständlicher Bestandteil des damals gewiss breiteren Studiums der Psychologie waren. Diese Erfahrung verschiedener Perspektiven und Methoden prägt das Verständnis von Psychologie. Wundt spielte in jener Phase eine geringe Rolle. Wichtig waren zunächst seine psychophysiologisch orientierte Emotionsforschung, seine vielzierte Definition eines psychologischen Experiments

und seine entschiedene Forderung, den metaphysischen Seelenbegriff (und dessen unauffälliger Ersatzbegriffe) aus der *wissenschaftlichen* Psychologie auszuklammern, d.h. natürlich nicht die Religion als Thema der Kulturpsychologie.

Erst nach dieser Berufsphase kam es zur der gründlicheren Lektüre von Kants (1798) *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* und zur Frage nach der Rezeption dieser Gedanken durch die späteren Psychologen, d.h. zunächst durch Wundt, dem Gründer der Psychologie als Disziplin mit dem ersten expliziten Forschungsprogramm. Lässt sich doch Kants Schrift, wenn die Aktualität seiner prägnanten Methodenkritik und seine oft verhaltensorientierten psychologischen Themen als Kriterien dienen, als das *erste Lehrbuch der Psychologie* ansehen – wenn er es bloß mit diesem Titel versehen hätte. So ergaben sich die Frage nach Kants Nachwirkung auf Wilhelm Wundts Werk (Fahrenberg, 2008) und anschließend die Frage nach der Rezeption von Wundts Leitideen und insbesondere seiner Wissenschaftstheorie. Auch hier war eine oft einseitige oder verzerrte Rezeption festzustellen (Fahrenberg, 2008b, 2011, 2013a, 2013b, 2014).

Wenn die Position des Autors nicht hinreichend bekannt ist, sind keine gezielten Einwände möglich. Wie im vorausgegangen Buch dargelegt (Fahrenberg, 2013a, S. 16) entsprechen diese Auffassungen in vieler Hinsicht Wundts Position und Wissenschaftstheorie. Wundts Auffassungen sind attraktiv durch:

- die Forderung nach philosophisch-erkenntnistheoretischer Reflexion der empirischen Psychologie, mit Konsequenzen auch für die Methodik;
- den Wechsel der Perspektiven zwischen psychischen Prozessen und (neuro-) physiologischen Grundlagen;
- die kategoriale Eigenständigkeit der Bewusstseins- und Kulturpsychologie gegenüber der Naturkausalität der Hirnphysiologie;
- die Kategorien- und Prinzipienlehre der Psychologie, verbunden mit einer multimedialen Orientierung;
- die Konzeption der Apperzeptionstheorie, die sich nicht auf elementare Assoziationspsychologie oder auf die „kognitive“ Psychologie beschränkt, sondern die integrativen Prozesse mit den emotionalen und willentlichen Komponenten methodisch zu erfassen versucht, zugleich eine neuropsychologische Modellierung dieser Verbindungen in frontokortikalen Strukturen anstrebte;
- die gleichberechtigte Rolle der Allgemeinen Psychologie und der Kulturpsychologie, außerdem die Offenheit für die Tierpsychologie als Teil einer *allgemeinen* Entwicklungspsychologie;
- die gelegentliche Skepsis im Hinblick auf ein voreiliges Engagement in Angewandter Psychologie ohne hinreichende Klärung wissenschaftlicher Grundlagen.

Wundt (1904, 1920) entwickelte seine erkenntnistheoretische Position als einen *Kritischen Realismus* vor dem Hintergrund der überdauernden Auseinandersetzungen zwischen philosophischem Idealismus, metaphysisch oder christlich (neu-scholastisch) beeinflussten Überzeugungen, Materialismus, Empiriekritizismus und Positivismus. Er geht auf die zugrunde liegenden philosophischen Vorentscheidungen zurück, entwickelt eigenständige Kategorien und Erkenntnisprinzipien der Psychologie gegenüber der Neurophysiologie,

bezieht sich außerdem auf Kulturpsychologie und Geisteswissenschaften. Zugleich verfügt er über eigene Forschungskompetenz mit hohem Anspruchsniveau auf diesen Gebieten und eine breite Methodenkenntnis (von der Neurophysiologie über die Experimentalpsychologie bis zur Interpretationsmethodik). Seine Psychologie hat wesentliche Verbindungen zur Psychologischen Anthropologie und zur Ethik.

2.3 Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie der Psychologie: Grundbegriffe und Kontroversen

Dass solche Begriffserläuterungen vorangestellt werden müssen, zeichnete sich beim Schreiben des Hauptkapitels ab. Doch um die Jahrhundertwende 1900 waren wichtige Begriffe der Wissenschaftstheorie noch nicht geprägt und die Terminologie ist uneinheitlich geblieben. – Vielleicht werden Leser, welche dieses Kapitel 2 zunächst überspringen wollen, später zurückkehren.

Empirie (Erfahrung)

Empirie und Erfahrung sind vertraute Begriffe. Sie werden an den Anfang gestellt, denn sie sie bilden ja die Basis der Wissenschaft. Bei näherer Betrachtung ergeben sich jedoch gerade für die empirische Psychologie schwierige Grundfragen, wie sie sich sonst nur noch in ihren engsten Nachbargebieten stellen. In wieweit kann die innere Erfahrung, die anderen Menschen unzugänglich bleibt, also nicht oder kaum überprüft werden kann, überhaupt zu einer Wissenschaft beitragen? Der Begriff Erfahrung ist für Psychologen so mehrdeutig, dass zum Verständnis jeweils ein Zusatz erforderlich ist.

Der Begriff der Empirie wird uneinheitlich verwendet: Empirie im *engeren* Sinn als *äußere, intersubjektiv prüfbare* (öffentliche) Erfahrung und Empirie im *weiteren* Sinn, einschließlich der inneren Erfahrung, die zwar grundsätzlich privat ist, aber wenigstens ausschnittsweise mit methodischem Training und durch Kontrolle als reflektierte Introspektion/Selbstbeobachtung zugänglich werden kann. Dieser Gegensatz von äußerer Erfahrung, durch Beobachtung des Verhaltens anderer Menschen und auch des eigenen Handelns, und von innerer Erfahrung eigener Bewusstseinsinhalte, Gefühle, Subjektivität und Intentionalität wird immer wieder anregen, neue Verfahrens- und Zugangsweisen zu entwickeln. Die Methoden sollen dem interessierenden Phänomen adäquat und zugleich möglichst gut kontrollierbar sein, um Irrtümer zu vermeiden. Die Fragen, welche Methoden und welche Kontrollen adäquat sind und welches methodische Training verlangt werden muss, können schwierige Diskussionen auslösen. Besteht Empirie in Aussagen, die durch Erfahrung gestützt sind, und deshalb grundsätzlich auch an fortschreitender Erfahrung, eigener oder fremder, scheitern können?

Die Psychologie hat ein erkenntnistheoretisches Grundproblem, dass sie in dieser Weise nur mit der Psychopathologie (Psychiatrie) und Psychosomatischen Medizin teilt:

die innere und die äußere Erfahrung psychischer Prozesse wissenschaftlich verbinden zu müssen. Zunächst scheint es einfach zu sein, zwischen innerer Erfahrung und äußerer Erfahrung zu unterscheiden: das *Erleben* der Innerlichkeit, das Ich-Bewusstsein, das Gewahrwerden des körperlichen Zustandes (Introzeption) gegenüber der *Beobachtung* der Personen, Dinge und Ereignisse in der Außenwelt, vermittelt durch Sinnesempfindungen (Extrozeption).

So liegt es nahe, zwischen der *inneren* Erfahrung und der *äußeren* Erfahrung zu unterscheiden oder zwischen innerer Wahrnehmung durch „Introspektion“ und äußerer Wahrnehmung durch Sinnesempfindungen. Die philosophische Untersuchung dieses naiven Innen und Außen führte in die verwickelten Erörterungen des *Subjekt-Objekt-Problems*, die bis in heutige Varianten der Ersten- und Dritten-Person-Perspektive oder neuropsychologische Hypothesen über die Funktion von Spiegelneuronen fort dauern. Kants Kritizismus machte einen naiven Realismus unmöglich, denn auch die Außenwelt ist in Vorstellungen dieser Außenwelt repräsentiert, also nicht absolut unabhängig „gegeben“. Die „Phänomene scheinen nicht auf“, wie sie als Seiendes gegeben sind, sondern sie werden von denkenden und wollenden Subjekten aufgefasst und sind in diesem komplexen Repräsentationsprozess von zahlreichen psychologischen und physiologischen, situativen und sozialen Bedingungen abhängig.

Diese Einsicht beeinflusste Wundt, der zunächst der Abgrenzung innerer und äußerer Erfahrung folgte, dann jedoch die *gesamte Erfahrung* als Grundlage der Psychologie bezeichnete. Diese Position des *Kritischen Realismus* hat sich abzusetzen gegen die spätere Richtung des *Kritischen Rationalismus*, der sich primär am Leitbild einer Einheitstheorie in der Physik und in anderen Naturwissenschaften orientiert.

Aus der Sicht von Wundts kritischem Realismus sind innere Erfahrungen durchaus Thema („Gegenstand“, „Objekt“) der Psychologie, doch sind methodische Kontrollen unerlässlich und solche Kontrollmethoden müssen systematisch erarbeitet werden. Wundt sucht solche Kontrollen primär nicht in systematischen Verfahren zur intersubjektiven Konsensbildung, obwohl ihm der gemeinsame Versuchsaufbau und das Training seiner Doktoranden wichtig gewesen sein soll. Seine Ausgangslage als Neuropsychologie und seine Kenntnis der Fechnerschen Psychophysik ließen ihn verständlicherweise auf Hilfsmittel der Naturwissenschaften hoffen und deshalb vom Vorbild der Naturwissenschaften sprechen. Er meint damit nicht nur das Experiment, das er im Sinne von Francis Bacon und John Stuart Mill im weiten Sinne als Beobachtung unter kontrollierten und variierten Bedingungen versteht, d.h. nicht notwendig mit Messung und statistischer Auswertung verbunden. In Analogie zur Psychophysik mit ihrer Verankerung der psychologischen Analyse von Empfindungen mittels physikalisch definierter Reize übernimmt er zeitgenössische technische Fortschritte der physiologischen Registrierung: die vegetativen Begleitreaktionen von heftigen Emotionen (Affekten) werden aufgezeichnet, um die Veränderungen zu objektivieren und die erhaltenen Muster zu unterscheiden. Die einfachen und die komplexen motorischen Reaktionszeiten geben Hinweise auf sequenzielle Prozesse von Sinnesempfindung, Selektion und willentlichen Reaktionen.

Diese Forschungsansätze werden noch heute befolgt: als multivariate psychophysiologische Emotionsforschung und als mentale Chronometrie, vor allem aufgrund evozierter

kortikaler Potenziale. Weder die physiologischen Registrierungen (wie u.a. durch die Messung der Nervenleitgeschwindigkeit durch Helmholtz und durch die kymographische Methodik des Leipziger Physiologen Ludwig) noch die Chronometrie komplexer Reaktionsverläufe (wie durch Donders) sind in Wundts Labor erfunden worden. Jedoch hat er das Prinzip verallgemeinert: die höchst unsicheren introspektiven Auskünfte müssen unterstützt und im methodisch möglichen Rahmen abgesichert werden, indem solche physikalischen und physiologischen Hilfsmethoden zur Verankerung und begleitenden Absicherung der psychischen Veränderungen benutzt werden.

Nicht nur die Verallgemeinerung der experimentellen Psychophysik auf weite Bereiche der Psychologie macht Wundts Forschungsprogramm aus, sondern auch dieses zweite methodologische Leitprinzip: physiologische Hilfsmethoden einzusetzen. Rückblickend sind weitere Leitprinzipien zu erkennen: ganz allgemein von anderen Disziplinen zu lernen, wie Wundt es ausdrückte, d.h. auch Methoden zu übernehmen und anzupassen. Dementsprechend sind die geistig-kulturellen, gemeinschaftlichen Entwicklungen des Menschen mit vergleichender Methodik zu untersuchen, die sich auf die *Objektivationen*, die Texte, die Sprache, die Phantasie, die Sitten, Rechtsformen und andere geistige Werke richten. Auf diesem Wege ist das geisteswissenschaftliche Verfahren der Hermeneutik zu übernehmen, das allerdings zu einer – auch aus psychologischer Sicht – verbesserten und kritischen Interpretationslehre weiterzuentwickeln ist. Wundt hat sich im Unterschied zu fast allen Psychologen jener Zeit nicht nur für Kinderpsychologie, sondern auch für Tierpsychologie interessiert, um der Perspektive der Evolution auf die geistige Entwicklung zu folgen. Er scheint jedoch nicht im methodologischen Sinne die Herausforderung anzunehmen, auch eine auf systematische Verhaltensbeobachtungen gestützte Psychologie zu konzipieren. Er folgte nicht dem Vorbild Kants, der seine *Pragmatische Anthropologie* – aus Skepsis gegenüber einer nur „inneren Sicht“ – in wichtigen Zügen ausdrücklich am „Tun und Lassen“ in der Welt orientierte. Es ist fraglich, ob Karl Bühler und die Würzburger Gruppe und viele andere zeitgenössische Psychologen aufgefasst haben, weshalb für Wundt die experimentelle Versuchsanordnung der Selbstbeobachtung sowie die physikalischen und physiologischen Hilfsmethoden so wichtig waren, um die unsicheren Auskünfte über Bewusstseinsprozesse entgegen Kants Einwänden zu wissenschaftlich reproduzierbaren Feststellungen zu machen.

Das Problem der intersubjektiven Prüfbarkeit hat auch wegen der beabsichtigten Anwendungen eine (berufs-)ethische Seite, die oft völlig außer Acht zu bleiben scheint. Muss nicht eine wichtige Fragestellung jeweils im Labor und im Alltag, in verschiedenen Kontexten verfolgt und diskutiert werden, um voreilige Verallgemeinerungen und mögliche Schadensfunktionen angewandter Psychologie zu vermeiden?

Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie

Die Erkenntnistheorie und die Wissenschaftstheorie können mit Stegmüller (1973, S. 1 ff) abgegrenzt werden: *Erkenntnistheorie* (Epistemologie) meint alle logisch-methodischen Untersuchungen, welche sich auf Ursprünge und Grenzen der Erkenntnis, auf das Subjekt-Objekt-Problem, Begriffs- und Definitionslehre, Logik und Syllogistik beziehen – also die

Möglichkeit, wahre Sätze auszusagen. *Wissenschaftstheorie* ist demnach die Metatheorie der *einzelwissenschaftlichen* Erkenntnis und setzt voraus, dass es tatsächlich gültige Aussagen gibt, also Wissenschaften als gültige Disziplinen existieren. Stegmüllers weitere Darstellungen der Wissenschaftstheorie machen deutlich, dass er weitgehend an die Wissenschaftstheorie der Physik denkt. Auf Psychologie und die Sozialwissenschaften geht er nicht näher ein. Er hätte sonst darlegen müssen, welche eigenständigen Kategorien und Erkenntnisprinzipien die Wissenschaftstheorie der Psychologie entwickelt hat, und welche dieser Prinzipien in einer vereinheitlichenden Metatheorie der einzelwissenschaftlichen Erkenntnis repräsentiert sein müssten. Auf differenzielle, philosophische und ontologische Vorentscheidungen, absolute Voraussetzungen (Collingwood, 1940/1998) geht Stegmüller kaum ein; er scheint grundsätzlich einen kritisch-rationalistischen Ausweg in dem sog. *Verhandlungsmodell* zu sehen. Es verlangt, „bereit zu sein, jede spezielle Annahme der Kritik auszusetzen und sie preiszugeben, wenn sie der Kritik nicht standhält“ (Stegmüller, 1973, S. 44).

Kategorienlehre

In der philosophischen Tradition werden seit Aristoteles und Kant *fundamentale* Kategorien wie Raum und Zeit, Kausalprinzip und Zweckprinzip unterschieden. Auf die Frage: *Was sind und wozu braucht man Kategorien?* antwortete Immanuel Kant: Kategorien sind „ursprünglich reine Begriffe der Synthesis, die der Verstand a priori in sich enthält, und um derentwillen er auch nur ein reiner Verstand ist; indem er durch sie allein etwas bei dem Mannigfaltigen der Anschauung verstehen, d.i. ein Objekt derselben denken kann“ (Kritik der reinen Vernunft, § 10, A81/B107). Die philosophische Kategorienlehre strebte eine Übersicht und eine Ordnung oder Ableitung der Grundbegriffe des Denkens an. Mit Kategorien sind hier nicht nur Kants *apriorische Kategorien* gemeint. In einer heute verbreiteten Ausdrucksweise umfasst die Kategorienlehre sowohl die *fundamentalen* (allgemeinen) Kategorien als auch die *regionalen (speziellen) Kategorien* in den Einzelwissenschaften. Fundamentale Kategorien wie Raum und Zeit oder das Kausalprinzip werden als allgemeingültig angesehen, dagegen ist das Zweckprinzip auf das zielsetzende und planende menschliche Denken begrenzt.

Kategorien sind nach Nicolai Hartmann *das Prinzipielle im Konkreten* (1940). Kategorien sind von den Phänomenen aus rückerschließbar, weil sie in den Phänomenen enthalten sind. Sie sind Prinzipien des Seienden, respektive Prinzipien der Erkenntnis. Aus der Kategorienforschung sind Gesetze des kategorialen Aufbaus und Erkenntnisprinzipien abzuleiten. Dazu gehört die Einsicht in „Fehler der kategorialen Grenzüberschreitung“, wenn auf einen Seinsbereich Kategorien, die ihm „nicht zukommen“ übertragen werden. Für Hartmann sind Prinzipien wie „kategoriales Novum“ und die Diagnostik von Kategorienfehlern oder die Unterscheidung durchgehender und schichtenspezifischer Kategorien an die Idee von „Einschnitten“ und Übergängen zwischen Seinsschichten (des Anorganischen, Organischen, Seelischen und Geistigen) gebunden. Hartmanns Kategorienlehre vermittelt eine systematische Auseinandersetzung mit verbreiteten Strömungen und Denkrichtungen, denn die oft verborgenen Vorentscheidungen und Grenzüberschreitungen wer-

den hier auf den Begriff gebracht. So wird im *Materialismus* der Versuch einer Reduktion der komplexeren geistig-seelischen und biologischen Prozesse auf physikalische Prozesse behauptet. Gegenläufige Grenzüberschreitungen von „oben“ nach „unten“ sind im *Vitalismus* (Unterstellung eines Finalnexus in der Natur) oder im *Idealismus* (Unterstellung des geistigen Prinzips Subjekt in der Welt) zu erkennen. Die Reflexion der kategorialen Eigenheiten bestimmter Bereiche wird von Hartmann sehr umfassend und gründlich vollzogen. Seine Quintessenz lautet: „Wahrung aller und jeder kategorialen Eigenart“ (1940, S. 92).

Die Kategorienlehre der Psychologie beginnt mit Johann Friedrich Herbart, der Kants Lehre apriorischer Kategorien erweiterte, indem er auch empirisch-psychologisch begründete Kategorien nannte. Wundt entwarf dann die erste spezielle Kategorienlehre der Psychologie. Noch weniger, als es der philosophischen Diskussion gelang, eine breit akzeptierte Kategorientafel auszuarbeiten, kann in der Wissenschaftstheorie und Methodologie der Psychologie ein schlüssig konstruiertes und festes Kategoriensystem erwartet werden.

Ein *Kategorienfehler* besteht, wenn eine für einen Bereich unpassende Kategorie verwendet wird, beispielsweise das Zweckprinzip in den Naturwissenschaften statt nur für das zwecksetzende Bewusstsein des Menschen. Die Schärfung der Aufmerksamkeit für irreführende Kategorienfehler und systematische Grenzüberschreitungen ist für die allgemeine Erörterung von theoretischer Reduktion und Reduktionismus wesentlich. Dies gilt insbesondere für die Methodologie der Psychologie im Grenzbereich verschiedener Disziplinen (Fahrenberg, 2013). Kategorienfehler zu erkennen, setzt eine Kategorialanalyse im Sinne von Hartmann voraus und betrifft das Konkrete; nur Fehler der Sprachlogik zu behaupten wie Ryle (1954), statt auf die Semantik einzugehen, ist zu oberflächlich. Die Kategorienlehre und das Erkennen von Kategorienfehlern sind der Wissenschaftstheorie vorgeordnet, und die Kategorialanalyse leitet in der Erkenntnislehre zur Ontologie weiter, denn kategoriale Bestimmungen von Subjekt und Objekt, Leben und Bewusstsein, sind Aussagen über das Seiende. Deshalb kann die Kategorienlehre auch als eine *formale Ontologie* bezeichnet werden: die der Wirklichkeit entsprechenden Prinzipien.

Die Begriffe Ontologie und Metaphysik werden heute oft in ähnlicher Bedeutung verwendet. Traditionell meint Metaphysik jedoch „als erste Philosophie“ in allgemeinster Weise *Seinswissenschaft* und *Gotteswissenschaft* in ihrer Verbindung. Die Ontologie bildet dann ein Teilgebiet der allgemeinen Metaphysik, d.h. die auf Vernunft gegründete Beschreibung und Einteilung des Seienden (Wirklichen und Möglichen), ohne eine spezielle metaphysische Erklärung. In der Metaphysik geht es um die philosophische (theologische) Erklärung des Seienden, d. h. Gott, Schöpfung und unsterbliche Seele. Transzendenz bezeichnet das, was außerhalb (jenseits) des Bereichs möglicher (Sinnes-)Erfahrung liegt und die Verbindung des Menschen mit einem letzten (göttlichen) Grund verbindet. Ontologische und metaphysische Überzeugungen (Postulate) bestimmen andere philosophische Positionen und indirekt auch die grundlegenden Voraussetzungen der Einzelwissenschaften. – Diese wesentliche Perspektive fehlt regelmäßig in der *kritisch-rationalistisch orientierten Wissenschaftstheorie* und in den verschiedenen Richtungen der *analytischen Philosophie* oder wird zumindest nicht ausgeführt, d.h. die eigenen „absoluten“ Voraussetzungen werden nicht mitgeteilt. Hartmanns Kategorialanalysen scheinen unbekannt zu sein oder werden nur unter dem völlig unzureichenden Stichwort des „Schichtenaufbaus“ rezipiert.

Fachbegriffe, Relationsbegriffe, Meta-Relationen

Jede Disziplin entwickelt Grundbegriffe, die beinhalten wie die einzelnen Aussagen bzw. Beobachtungen im Hinblick auf das gemeinte Phänomen und auf die wissenschaftliche Fragestellung *adäquat* zu fassen und zu verbinden sind. Durch die *Fachbegriffe* („Gegenstands“- bzw. Eigenschafts-Begriffe) werden die inhaltlichen Aussagen deskriptiv geordnet und theoretisch zusammengefasst. Die *Relationsbegriffe* präzisieren, wie die Aussagen (und theoretischen Konstrukte) zusammenhängen, wie sie sich verbinden und erweitern lassen. Relationsbegriffe haben eine wichtige beziehungs- und erkenntnistiftende Funktion. Der Zusammenhang zwischen einzelnen Aussagen wird durch einfache Relationen, wie eine Konjunktion oder Disjunktion ausgedrückt oder durch komplexe Relationsbegriffe.

Wundt hat dargelegt, dass bestimmte Relationsbegriffe wichtige Erkenntnisprinzipien der Psychologie bilden: Kontext, Kontrast, Emergenz, Reduktion, Interaktion (Wechselwirkung), Selbstorganisation und Selbstentwicklung. Diese Relationsbegriffe ragen auch deshalb hervor, weil sie direkte Konsequenzen für die Forschungsstrategien und für die Methodenlehre haben. Am deutlichsten hat Wundt diese *Prinzipien der psychischen Verbindungen* als *Erkenntnisprinzipien* der empirischen Psychologie aufgestellt und durch Beispiele veranschaulicht. Der Begriff „Erkenntnisprinzip“ drückt das Besondere dieser allgemeinen Relationsbegriffe besser aus als „Kategorie“, zumal es sich nicht um Kategorien im engeren Sinn der Kategorienlehre von Aristoteles oder Kant handelt.

Über diese Kategorienlehre hinaus können noch allgemeinere Relationsbegriffe wie *Perspektivität* und *Komplementarität* hervorgehoben werden. Sie werden hier als Meta-Relationen bezeichnet, denn nach diesen Prinzipien sollen grundverschiedene Sichtweisen bzw. kategorial verschiedene *Bezugssysteme* kombiniert oder vereinheitlicht werden. *Meta-Relationen* sind mehrstellige Relationsbegriffe, die beispielsweise im konkreten Fall der *Emotion* „Angst“ das bewusstseinspsychologische und das physiologische (und behaviorale) *Bezugssystem* verbinden, oder im Falle moralischer Verantwortung eine einheitliche Auffassung für das Paradox von erlebter Willensfreiheit und kausal geschlossener Neurophysiologie suchen. Es sind zwei Bezugssysteme, die durch eine Vielfalt von kategorialen und methodischen Bestimmungen zu kennzeichnen sind. – Solche Relationsbegriffe liegen vor den Entscheidungen wissenschaftlicher Forschung und Praxis, durchdringen diese jedoch, bedingen, ordnen und formen die Strategien der empirischen Psychologie (zur Kategorienlehre der Psychologie, siehe Fahrenberg, 2013a).

Pluralismus

Pluralismus, im Gegensatz zum Monismus, heißt, Erkennen und Gelten-lassen einer Vielheit, seien es Anschauungen, Religionen und Kulturen, Lebensweisen und Gebräuche. Der Pluralismus von Weltanschauungen bedeutet Anerkennung politischer oder religiöser Überzeugungen, die heterogenen Ursprungs sind. Dieses Gelten-lassen der *Pluralität* kann verschiedene Formen annehmen. Wird das Andere nur tolerant hingenommen, vielleicht als verschieden gesehen, umgedeutet und assimiliert, oder wirklich als ein Anderes erkannt, als gleichberechtigt begriffen und aktiv geschützt. *Monismus* als Gegenbegriff zum *Pluralis-*

mus ist die Überzeugung, dass alles aus einem umfassenden Prinzip übernatürlicher oder natürlicher Art abzuleiten, in einem Ganzen zu erklären und zu werten ist: Religion und Staat, Erziehung und Wissenschaft, öffentliches und privates Leben. Es sind Manifestationen des einen Geistes, des einen Gottes, der einen Gesellschaftsidee. In diesem Monismus liegen der Wahrheitsanspruch und die Ausschließlichkeit, die sich zur Intoleranz gegen andere Überzeugungen, zum Dogmatismus und Fundamentalismus und im Extrem zum aggressiven Totalitarismus steigern können. Da in diesem System alle abweichenden Auffassungen als Negation des einen und unbedingt herrschenden Prinzips wirken müssen, besteht kein echter Platz für Freiheitsrechte und Individualismus.

Kant äußerte sich zum Pluralismus und zum Perspektiven-Wechsel: „Der logische Egoist hält es für unnötig, sein Urteil auch am Verstande Anderer zu prüfen; gleich als ob er dieses Probierteins (*criterium veritatis externum*) gar nicht bedürfe.“ ... „Dem Egoismus kann nur der Pluralismus entgegengesetzt werden, das ist die Denkungsart: sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten“ (1798/1983, VII, § 2, S. 128, S. 130) BA 7 ff. „Wenn man seine Einsichten mit denjenigen anderer vergleicht und aus dem Verhältnis der Übereinstimmung mit anderer Vernunft die Wahrheit entscheidet, ist das der logische Pluralismus“ (Kant, 1900 ff, Band 24, S. 428). Kant bezeichnet einen einseitigen Gelehrten als Zyklopen. „Er ist ein Egoist der Wissenschaft, und es ist ihm noch ein Auge nötig, welches macht, dass er seinen Gegenstand noch aus dem Gesichtspunkte anderer Menschen ansieht ...“ (Kant, 1900 ff, Band 15, Reflexionen, S. 395).

James (1907/2001) entwickelte die Erkenntnisposition des Pragmatismus gegen den dominierenden Idealismus und gegen die Philosophie des Absoluten. In seiner empirischen und pragmatischen Auffassung wird seine doppelte Orientierung als Philosoph und als empirischer Psychologe deutlich. Er möchte dem Faktum der oft widersprüchlichen Erfahrungen gerecht werden und sucht nach praktischen, allgemein überzeugenden Auswegen, denn Pluralismus ist Relativismus, d.h. Verlust an allgemein verbindlicher öffentlicher Rationalität. Deswegen gehören Kompromiss und Vermittlung untrennbar zur Philosophie des Pluralismus, und nicht allein aus dem abstrakten Denken, sondern auch aus der Lebenspraxis sind wichtige Gesichtspunkte zur Würdigung philosophischer Ideen und ihrer Konsequenzen abzuleiten.

Daran anschließend erläutert Sandkühler (1996): „Nicht nur in der Welt der sozialen Interessen und der Werte, sondern auch in der Welt der Ideen und der Erkenntnis – Weltbilder, Theorien und Wissenschaften eingeschlossen – gibt es den ‚Streit der Kulturen‘, weil Perspektivität ein nicht hintergebares Apriori, eine allgemeine und notwendige Bedingung von Erfahrung, Erkenntnis und Theoriebildung ist. So stellt sich das Problem der Koexistenz (und der Inkommensurabilität) von Kulturen bereits für die Erkenntnistheorie, und schon hier, vor allem Politischen, geht es um Freiheit und Ordnung, das Einzelne des einzelnen und das allgemeine Gesetz“ (S. 23). „In der Philosophie und anderen Formen der Weltbildkonstruktion hat sich Pluralismus zwar weitgehend als Selbstverständlichkeit gegen Systemansprüche und Monismen bzw. Dualismen durchgesetzt; er wird aber nur in wenigen Philosophien explizit theoretisch (ontologisch, epistemologisch, methodologisch) begründet. (...) Pluralismus ist freilich auch mit der skeptischen Frage konfrontiert, ob er

sich nicht zwangsläufig in den Schrecken der Beliebigkeit und des Relativismus verkehrt. Wer die Frage bejaht, sieht im Konzept des Pluralismus die philosophische Steigerung eines alltäglichen Irrationalismus zum ontologischen, epistemologischen und methodologischen anything goes“ (1996, S. 9; siehe auch Sandkühler, 1999).

„Der Pluralismus ist aus kritisch-rationalistischer Sicht eine allgemeine wissenschaftliche Erkenntnishaltung. Grundsätzlich wird eine Pluralität von Theorien, die wechselseitig in einem Verhältnis der Kritik stehen, akzeptiert und der dogmatische Wahrheitsanspruch jeder einzelnen Theorie zurückgewiesen. ... Und wer gegen den Pluralismus ist, sollte wissen, wovon er spricht, und prüfen, ob er wirklich auf all das verzichten will, was er als Antipluralist ablehnen zu müssen glaubt“ (Spinner, 1974, S. 241).

Perspektivität und Komplementarität

Perspektive bedeutet, ein Objekt, eine Idee, eine Person, von einem bestimmten Standpunkt aus zu betrachten, und der Begriff impliziert, dass auch eine andere oder mehrere Perspektiven möglich sind. Der Begriff wird in der Psychologie gelegentlich verwendet, beispielsweise auf dem Gebiet der visuellen Wahrnehmung, in der Persönlichkeits- und Sozialpsychologie, in der Kulturpsychologie, und erscheint auch im Titel von Lehrbüchern. Am häufigsten zu finden ist die Perspektive von Innen und Außen, von Erleben und Verhalten: das traditionelle Subjekt-Objekt-Problem, Perspektive der Ersten Person und der Dritten Person in der amerikanischen *Theory of Mind*; es gibt auch die phänomenologischen Untersuchungen zur Perspektivität.

Den Begriff der *Perspektive* und des mit ihm verbundenen Begriffs des Standpunktes führte Gottfried Wilhelm Leibniz in die Philosophie ein, wie König (1989) feststellt. Leibniz erläutert, wie eine und dieselbe Stadt, von verschiedenen Seiten betrachtet, jeweils ganz anders erscheint, wie sie gleichsam perspektivisch vervielfältigt ist. In seiner *Monadologie* wird Perspektivität sozusagen zur Grundstruktur der den einzelnen Monaden mit ihren notwendig verschiedenen Standpunkten vorgegebenen Welt. König meint, erst durch Kant habe jedoch der Begriff des *Standpunkts* eine radikalere Bedeutung erhalten, denn Kant betonte, dass die Philosophie, will sie Wissenschaft sein, den Menschen auf einen seiner menschlichen Denksituation angemessenen Standpunkt verweisen muss (König, 1989, S. 362).

Einflussreich war der *sprachphilosophische Perspektivismus* Wittgensteins. Die Sprache vollzieht sich nach „Gepflogenheiten“, die wir alle in „Sprachspielen“ beherrschen. Sie legen fest, was Wörter bedeuten, sie bestimmen das „Bezugssystem“. Die uns in unserer Sprachgemeinschaft vorgegebene Sprache ist relativ zu dem Standpunkt, an dem wir uns befinden, und wir entwerfen je nach Perspektive unterschiedliche Bilder der Wirklichkeit, z.B. der philosophischen Welt oder der perspektivisch anderen naturwissenschaftlichen oder künstlerischen Welt (Wittgenstein, 1960, § 7 ff, S. 292 ff, § 199, S. 381, §206, S. 383). Angesichts des Theorien- und Methodenpluralismus der Psychologie ist *Perspektivität* als übergeordneter Relationsbegriff von großem Interesse, falls es sich um eine geordnete Perspektivität und nicht bloß um ein anderes Wort für Pluralismus handelt.

Perspektive ist seit Gottfried Wilhelm Leibniz ein sehr allgemeiner Relationsbegriff, der den Standpunkt des Beobachters oder Interpreten mit der Eigenart der gewonnenen Aussagen verbindet und damit erkenntniskritisch und methodologisch auf das *Bezugssystem* dieser Aussagen aufmerksam macht, insofern eine Form des *Kontextprinzips* bildet. Verschiedene Standpunkte führen zu divergenten Perspektiven und zu verschiedenen Repräsentationen des Gemeinten; die jeweiligen Ansichten werden relativiert. Die Unterscheidung von Perspektiven stiftet Ordnung und didaktische Übersicht, auch in den assoziierten Kontroversen. Viele dieser Perspektiven und Bezugssysteme sind kategorial grundverschieden konstituiert. Zum Denken in Perspektiven gehört dann eine Kategorialanalyse, um die eigenständigen Erkenntnisprinzipien und die adäquaten Untersuchungsmethoden präzisieren zu können.

Der Begriff der *Komplementarität* ist attraktiv, wenn eine Beziehung zwischen *grundsätzlich verschieden erscheinenden*, aber *zusammengehörigen* Befunden und Methoden hergestellt werden soll. Dieser Relationsbegriff wurde von Niels Bohr in die Quantenmechanik eingeführt und direkt oder nur analogisierend auf Paradoxien in vielen anderen Wissensbereichen übertragen. Der unbefriedigende logisch-methodische Status dieses Konzepts motiviert immer wieder, sich mit der Definition und der adäquaten Anwendung auseinanderzusetzen. Die Psychophysiologie und die Neuropsychologie sind herausragende Forschungsgebiete, auf denen sich unabweisbar die Frage nach dem Zusammenhang der wissenschaftlichen Betrachtungsweisen stellt. Hier muss sich jeder empirische Untersucher methodisch festlegen und trifft damit Entscheidungen, die – genau und ernst genommen – erkenntnistheoretisch und kategorialanalytisch zu begründen wären. Gemeint ist die *wechselseitige Ergänzung von zwei kategorial grundverschiedenen Bezugssystemen*. Es kommt auf die Fähigkeit und die Bereitschaft zum *Perspektiven-Wechsel* an, und diese Einsicht könnte Konsequenzen für die fachliche Ausbildung haben (Fahrenberg, 2013a).

Gerade die Psychologie in ihrer schwierigen Grenzstellung zwischen den Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften, der Physiologie und Biologie, mit den heterogenen Prinzipien und Methoden dieser Gebiete, ist zumindest auf Grundzüge einer umfassenden speziellen Kategorienlehre angewiesen. Sie benötigt für diese vielfältigen Zusammenhänge – wohl mehr als die meisten anderen Disziplinen – geeignete Relationsbegriffe, gestützt auf allgemeine Erkenntnistheorie und logisch-methodische Analysen. – Viele der Kontroversen zwischen Richtungen der Psychologie sowie über Reduktionismus lassen sich in ihrem Kern auf die Frage nach adäquaten Kategorien und auf Kategorienfehler zurückführen.

Relationsbegriffe sind als Forschungsstrategien zu interpretieren, zumindest als Aufforderung, die psychischen Beziehungen zu erschließen und geeignete Methoden mitzudenken, anzuwenden oder noch zu entwickeln. Diese Verbindung von epistemologischer und methodologischer Sicht ist in der älteren Literatur unüblich: den Philosophen lag die Methodik der empirischen Psychologie viel zu fern, und unter den älteren Autoren aus der Psychologie sind nur relativ wenige, die überhaupt erkennen lassen, dass ihnen die forschungsstrategische Umsetzung ihrer kategorialen Überlegungen oder gar die aktive Entwicklung und Erprobung geeigneter Methoden wichtig war. Erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch betrachtet ist es für die Psychologie fundamental, außer den Fachbegriffen adäquate Relationsbegriffe anzuwenden oder noch zu entwickeln und – bei höherem Anspruch

– auch Ideen für *Meta-Relationen*, die geeignet sind, heterogene Beschreibungsweisen, in kategorial verschieden aufgebauten Bezugssystemen, zu verbinden, systematisch und heuristisch zugleich.

Bestimmung und Abgrenzung von Wissenschaft

Wissenschaft von darstellender Kunst, Literatur, Politik oder anderen Aktivitäten abzugrenzen, scheint einfach zu sein; schwieriger wird es bei Gebieten wie Technik, Produktion und Verwaltung, denn diese Gebiete sind heute regelmäßig nach wissenschaftlichen Prinzipien organisiert und nutzen wissenschaftliche Ergebnisse in breitem Umfang, so dass zugeordnete Wissenschaften und wissenschaftliche Studiengänge bestehen. Philosophie und Theologie gelten als Wissenschaft, die jedoch zu religiösen Glaubenswahrheiten und Ideologien abgegrenzt werden. Unschärf bleibt auch die gelegentlich vorgeschlagene Unterscheidung von Wissensarten, und zwar Wesenswissen (Erkenntnis, Strukturwissen), Gesetzeswissen (Theorie) und Handlungswissen.

Die pragmatische Definition von Wissenschaft schließt einfach alle Fächer ein, die an anerkannten Universitäten und Hochschulen in Forschung und Lehre vertreten sind. Wissenschaft ist gerichtet auf weitgehend gesichertes Wissen, wobei neben allgemeiner Erkenntnis auch die praktische Anwendung ein wichtiges Motiv ist. Wohl alle Disziplinen verfügen über solche Bestände an relativ gesichertem Wissen, d.h. von wissenschaftlichen Aussagen, die zwar an neuen Erfahrungen scheitern könnten, also grundsätzlich revidierbar sind, aber gegenwärtig weithin akzeptiert sind. Das gilt auch in den Sozialwissenschaften, in den Sprach- und Geschichtswissenschaften, wird jedoch für die Philosophie (von der Logik abgesehen) problematisch und besonders für die Theologie, in welcher zwischen einer Theologie-Wissenschaft und einer Theologie als Glaubenslehre und Bekenntnis zu unterscheiden ist.

Auch für die Psychologie gibt es Abgrenzungsschwierigkeiten, denn in Teilbereichen sind Ausdrücke wie „Erfahrung“, „Empirie“ und „intersubjektive Überprüfung“ sehr problematisch. Welchen Status haben *introspektive* Auskünfte, Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilungen? Per definitionem sind solche Auskünfte nicht intersubjektiv zu bestätigen, höchstens indirekt zu stützen und als unterschiedlich plausibel zu bewerten. Wegen der hier auftauchenden, zum Subjekt-Objekt-Problem gehörenden Grundfrage haben sich wichtige Richtungen der Psychologie voneinander getrennt.

Der Ausdruck „wissenschaftlich“ dient auch heute häufig zur Abgrenzung, ohne dazulegen, wie vieldeutig er ist. Wie wichtig diese Abgrenzungsversuche gegenüber „nicht-wissenschaftlicher“ Psychologie bereits in der Gründungsphase waren, lassen die Auseinandersetzungen um den 1. und den 2. *Internationalen Kongress für Psychologie* in Paris und London erkennen. Die Veranstalter sahen sich einer breiten Strömung von Interessenten konfrontiert, die sich primär für Hypnotismus, Spiritismus und verwandte Themen einsetzten und dieses Engagement unterstützt sehen wollten. Anlässlich des 3. Internationalen Kongresses in München scheint die Abgrenzung verwirklicht worden zu sein. Bei der Gründung der deutschen Fachgesellschaft als *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* hat wahrscheinlich diese Erinnerung untergründig noch eine Rolle gespielt. Es sollten nur

Beiträge aus der Experimentalpsychologie angenommen werden; die Kongressprogramme zeigen jedoch Ausnahmen. Dennoch könnte aus diesem Kontext interpretiert werden, dass „experimentalpsychologisch“ und „wissenschaftlich“ weithin synonym verstanden wurden, d.h. zum Kriterium wurde das methodisch noch kaum präzisierte Paradigma „Experiment“ und nicht eine methodenkritische Grundhaltung der „Wissenschaftlichkeit“ oder das für naturwissenschaftliche Experimentalforschung wesentliche Kriterium tatsächlicher intersubjektiver Prüfbarkeit und Replizierbarkeit. Die erhellende Wundt-Bühler-Kontroverse fand erst einige Jahre später statt.

Die Tendenz zur Abwehr bestimmter Themen und Richtungen der Psychologie, die von einflussreichen Psychologen als nicht hinreichend wissenschaftlich angesehen wurden, ist auch in den folgenden Jahrzehnten zu erkennen (siehe Kapitel 3). Hinweise auf solche fortbestehenden Divergenzen gaben die Umbenennung der seit 1904 bestehenden *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* 1929 in die *Deutsche Gesellschaft für Psychologie* DGPs sowie Mitgliederbewegungen und die Gründung der *Tagung experimentell arbeitender Psychologen* (Traxel, 1985). Die deutlichsten, aber nie „offiziell erklärten“ Abgrenzungen erfolgten u.a. hinsichtlich der erwähnten Parapsychologie, der Psychoanalyse, der gesellschaftskritischen Projekte und der „Psychosekten“.

Das Beispiel der Psychosekten und der anlässlich dieser Auseinandersetzungen verfasste Kommissionsbericht (Deutscher Bundestag, 1998, Gross, 1996) zeigen, dass eine Abgrenzung bestimmter Richtungen, so schwierig sie aus fachlichen und wissenschaftstheoretischen Gründen auch sein kann, letztlich aus berufsethischen Gründen unerlässlich ist. Die sogenannten Psychosekten hatten sich vor allem in den 1980er Jahren verbreitet und Gegenreaktionen hervorgerufen. Im Jahr 1978 wurde eine *Aktion für Geistige und Psychische Freiheit* (Bundesverband Sekten und Psychomarktberatung e.V. www.AGPF.de) gegründet, um auf die möglichen Gefahren einer unkontrollierten Tätigkeit bestimmter Sekten aufmerksam zu machen. Außerdem wurde 1991 eine entsprechende Petition mit 50.000 Unterschriften an die Bundestagspräsidentin gerichtet. Im Jahr 1998 veröffentlichte eine vom *Deutschen Bundestag* beauftragte Expertenkommission ein umfangreiches Gutachten, das absichtlich nicht von Sekten, sondern von neuen religiösen und ideologischen Gemeinschaften und Psychogruppen sprach. Übereinstimmung bestand darin, dass die wenigsten dieser Gruppen massiv konflikträchtig sind. Es wurde keine Gefahr für Staat und Gesellschaft oder für gesellschaftlich relevante Bereiche gesehen, andererseits wurden mehrere Empfehlungen ausgesprochen, denn für den einzelnen Bürger kann durchaus eine höchst akute und schwerwiegende Gefahr bestehen. – Demnach sind die Aktivitäten dieser Gemeinschaften nicht ausschließlich als harmlose Absonderlichkeiten zu sehen, die allemal unter Glaubensfreiheit fallen und niemanden interessieren müssen. Kritische Aufmerksamkeit ist verlangt.

Als Handlungsempfehlungen schlug die Kommission mehrere neu zu schaffende Rechtsvorschriften bzw. Gesetzesänderungen vor: insbesondere zur gewerblichen Lebensbewältigungshilfe und zur einschlägigen strafrechtlichen Verantwortlichkeit für juristische Personen und Personenvereinigungen, eine Präzisierung des Heilpraktikergesetzes sowie gesetzliche Regelungen hinsichtlich der religiösen Kindererziehung und des Kindschaftsrechtes. „Wo Gesetze verletzt werden, wo gegen Grundrechte verstoßen wird, wo gar unter

dem Deckmantel der Religiosität strafbare Handlungen begangen werden, kann der Staat nicht untätig bleiben“ (Vorwort der Kommissionsvorsitzenden Ortrun Schätzle 1998). Im Bundestag wurden die Beschlussempfehlungen der Expertenkommission im Jahr 2002 behandelt.

Vieles aus den wechselnden „Psycho-Bewegungen“ lebt in der heutigen populären Psychologie, außerhalb der akademischen, an Universitäten gelehrt und praktizierten Psychologie, fort. Gelegentliche Debatten über Grenzziehungen entwickeln sich im Zusammenhang mit der anerkannten Ausbildung und Zertifizierung von Psychotherapie, weniger deutliche Tendenzen gibt es auf anderen Gebieten. Auch die Forderung nach Qualitätskontrolle psychologischer Diagnostik (und Tests), von psychologischen Gutachten und Psychotherapien sowie die Hinweise auf berufsethische Verpflichtungen beinhalten tendenziell die Aufmerksamkeit für problematische Formen und Anwendungen von Psychologie – und potenziell deren Ausgrenzung.

In der Öffentlichkeit scheint ein pluralistisches Nebeneinander zu bestehen, keine markanten Abgrenzungen, sondern ein mehr oder minder tolerantes Ausklammern grundsätzlicher Fragen nach der Wissenschaftlichkeit psychologischer Aktivitäten. Auch die Universitäts-Buchhandlungen haben Schwierigkeiten, in ihren Regalen die Esoterik, Mystik, Astrologie, Ratgeber und andere Lebenshilfen von der Fachpsychologie zu trennen. *Öffentliche Stellungnahmen* der DGPs und des BDP oder der Ethikkommission sind in Deutschland, auch im Vergleich zu den verschiedenen *Resolutions* und *Guidelines* der *American Psychological Association*, eher selten, ganz abgesehen von einer gezielten Öffentlichkeitsarbeit mit kompetenten fachlichen Stellungnahmen zu aktuellen öffentlichen Auseinandersetzungen, die eine zentrale psychologische Komponente aufweisen: etwa zum Thema Extremismus und Terrorismus, zu Medienkonsum und zur Medienwirkung auf soziale Einstellungen und Werte, über genetisch bedingte Varianzanteile der formalen Intelligenz und des Schulerfolgs.

Klassifikation der Wissenschaften

Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften einander gegenüberzustellen ist eine in Deutschland verbreitete Neigung, wobei die Psychologie heute, je nach Universität, entweder selbständig ist oder in verschiedenen Fakultäten untergebracht wurde: traditionell in der großen Philosophischen Fakultät zusammen mit den Erziehungswissenschaften, Geisteswissenschaften (Philologien, Geschichtswissenschaften, Kunstwissenschaften u.a.), auch in der Naturwissenschaftlichen Fakultät, in der Sozialwissenschaftlichen (zusammen mit Soziologie) oder in den neuerdings noch auf andere Weise gemischten Organisationsformen. Als Fremdwort gibt es die „Geisteswissenschaften“ in der angloamerikanischen Welt. Die Psychologie ist dort bei den Sciences („Naturwissenschaften“) oder den Humanities („Humanwissenschaften“) zu finden oder bei den „Social Sciences“. Auch die Naturwissenschaften bilden wissenschaftstheoretisch-methodologisch betrachtet kein homogenes Feld: neben den früher oft als „exakt“ bezeichneten Wissenschaften Physik und Chemie (auf experimenteller Grundlage und mit weitgehender Mathematisierung) gibt es die Biologie,

die in Teilbereichen mit deskriptiven, taxonomischen und nicht-experimentellen Verfahren arbeitet, die Geographie mit der Kulturgeographie, und andere Disziplinen.

Die grobe Klassifikation der Wissenschaften nach der traditionellen Fakultätsgliederung deutscher Universitäten hat die interdisziplinäre Kooperation nicht gerade gefördert. Was sollte aber einen Historiker daran hindern, durch kompetente Mitarbeiter physikalische und chemische Untersuchungsverfahren auf Dokumente, physische Relikte, menschliche Artefakte und bauliche Spuren anzuwenden? Oder einen Sprachwissenschaftler abhalten, fortgeschrittene Programme der Statistik und Sequenz- und Musteranalyse zu nutzen? Die zunehmende Interdisziplinarität moderner Forschungsvorhaben hat die herkömmlichen Fakultätsgrenzen überwinden lassen. Die erforderliche Kombination der Konzepte und Methoden fordert die Wissenschaftstheoretiker heraus, sich gründlicher mit den Meta-Relationen, den verschiedenen Bezugssystemen und Perspektiven *inter- und transdisziplinärer* Forschung zu befassen (Gräfrath, Huber & Uhlemann, 1991). Begrifflich wird hier unterschieden zwischen: *Disziplinarität*, als fachliche Spezialisierung und Begrenzung, *Multidisziplinarität* als fachliches Nebeneinander bei einer gemeinsamen Aufgabe bzw. einem arbeitsteiligen Programm, *Interdisziplinarität* in Kooperation (partiell auch in einer einzelnen Person aufgrund einer breiten Ausbildung) mit gemeinsamen Zielvorstellungen, und *Transdisziplinarität* mit einer höher organisierten theoretischen Konzeption auf einer überfachlichen Ebene. Allein im deutschen Sprachraum existiert eine nicht mehr überschaubare Anzahl interdisziplinärer Veranstaltungen, Symposien und Tagungen, beispielsweise zum Thema „Was ist der Mensch?“ Zumeist ist jedoch nicht mehr als ein organisiertes Nebeneinander gemeint. Interdisziplinarität in kooperativer Form würde erfordern, dass ein gemeinsames Arbeitsprogramm entwickelt und tatsächlich koordiniert bearbeitet und fortgeschrieben wird.

Durch die interdisziplinäre Orientierung wird die Abgrenzung zwischen Psychologie und Nachbardisziplinen unwichtiger. Im Bereich der Angewandten Psychologie, insbesondere in Beratung und Psychotherapie, sind jedoch gegenläufigen Prozesse der Professionalisierung (und Zertifizierung) und teils auch der Deprofessionalisierung zu beobachten.

Das Fach Psychologie steht in der Systematik der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* mit der Nr. 110 separat neben der Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung einerseits und den Sozialwissenschaften andererseits, mit den vier Bereichen: Allgemeine, Biologische und Mathematische Psychologie; Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie; Sozialpsychologie und Arbeits- und Organisationspsychologie; Differenzielle Psychologie, Klinische Psychologie, Medizinische Psychologie, Methoden. Eigenartig ist die Aufführung von Mathematischer Psychologie und deren Trennung von „Methoden“. – In der aktuellen Klassifikation des Statistischen Bundesamtes steht die Psychologie separat als Studienbereich 15 (Studienfach 132) neben den Erziehungswissenschaften und der Sonderpädagogik, jedoch in der *Fächergruppe 01 Sprach- und Kulturwissenschaften*.

Wissenschaftslehre, Logik, Methodologie

Der Begriff *Wissenschaftstheorie* war bis in die 1920er Jahre unüblich, so dass auf die frühere Terminologie aufmerksam zu machen ist, bevor im Folgenden einheitlich von Er-

kenntnistheorie, von Wissenschaftstheorie und von Methodologie gesprochen wird. Verbreitet waren zuvor die Ausdrücke Wissenschaftslogik, Wissenschaftslehre, auch Methodologie, die als Teilgebiet der breiter als heute verstandenen *Logik* betrachtet wurde (vgl. Sigwart, 1889; Wundt, 1921; und Windelband, 1913) oder der neuere Begriff der „induktiven Philosophie“ (Lehrstühle 1870 in Zürich mit Friedrich Albert Lange; 1895 in Wien mit Ernst Mach für „Philosophie, insbesondere Geschichte der induktiven Wissenschaften“). Wundt nannte sein dreibändiges Werk: *Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung*. Der erstmals 1794 bei dem Kantianer Schmidt auftauchende Begriff *Wissenschaftstheorie* ist in der Folgezeit, auch mit Synonymen wie Wissenschaftsphilosophie und Theorie der Wissenschaft, zu finden bis er sich mit dem Logischen Empirismus, dem Wiener Kreis des Neopositivismus und der Emigration der meisten seiner Mitglieder weit verbreitete (Pulte, 2004).

Den Zusammenhang von Erkenntnistheorie, Logik und Methodologie beschreibt Windelband (1913): Die Methodologie befasst sich mit der Anwendung von Prinzipien der reinen Logik auf die besonderen Erkenntniszwecke der Wissenschaften, als eine „Lehre von systematischen Formen des Denkens“ (S. 37), wobei jede Methode „nur mit Rücksicht auf die logische und sachliche Eigenart ihres Erkenntnisgegenstandes zu entwerfen und zu verbessern“ sei (S. 37). Die Methodologie sieht Windelband als eine Art „vergleichende Morphologie“, die zu untersuchen hat, „nach welchen Prinzipien in den verschiedenen Disziplinen die Auswahl und die Synthesis in der Erzeugung der Gegenstände vollzogen werden“ (S. 42). In dieser Hinsicht unterscheidet er „den quantitativen Gegensatz des Generellen und des Singulären“, d.h. „Gesetzeswissenschaften und Ereigniswissenschaften oder nomothetische und idiographische Forschung. (...) Damit ist in der Tat formal der intellektuelle Interessenunterschied von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft charakterisiert. Aber es muss immer wieder betont werden, dass dadurch nur die letzten Zielpunkte und demgemäß die polaren Gegensätze bezeichnet sind, zwischen denen die wirkliche Arbeit der Wissenschaften in mannigfachen Abstufungen sich so bewegt, dass im Einzelnen nur von einem Überwiegen des einen oder des anderen Moments zu reden ist – wie es Rickert in seiner eingehenden Analyse dieser Verhältnisse aufgewiesen hat. (...) So greifen generalisierendes und individualisierendes Denken stetig ineinander; sie bedürfen eines des anderen, und das methodische Wesen der einzelnen Wissenschaft entscheidet sich daran, welches von beiden ihr als Zweck und welches als Mittel dient“ (S. 42 f). Windelband weist auf die Bestimmung der Naturforschung als *wertfreie* Wissenschaft und auf die Geschichtsforschung als *wertbezogen* hin.

Bei der Durchsicht von Lehrbüchern der „Logik“ und der Allgemeinen Psychologie um die Jahrhundertwende 1900 entsteht der Eindruck, dass die Wissenschaftslehre (Wundt in vieler Hinsicht ausgenommen) weithin abstrakt bleibt, d.h. nicht auf die Ebene der empirischen Forschung eingeht und sich kaum auf die Gültigkeit und Zuverlässigkeit der Methoden erstreckt. Die fragliche Konvergenz des Verstehens, die Unsicherheiten und Grenzen des hermeneutischen Verfahrens, die Abgrenzung von Spekulation, die Methodenprobleme eines psychologischen Experiments, die Fragwürdigkeit der „Messung“ von psychischen Vorgängen oder die trügerischen Eindrücke statistischer Befunde finden erst allmählich Interesse. Forschungsbezogenes Methodenbewusstsein und Methodenkritik bilden sich

erst langsam aus. Die Frage der Adäquatheit von Definitionen (als Operationalisierungen verstanden), die Wahrheitskriterien einer empirischen Aussage bzw. die Verfahren und Probleme der Verifikation scheinen noch kaum als Thema erkannt zu sein, werden nur angedeutet. Beschleunigt wird die methodenkritischere Einstellung anscheinend erst durch die Beiträge des Wiener Induktionismus und Neo-Positivismus.

Methodologie bedeutet Reflexion der Methodenwahl

Der heutige Sprachgebrauch ist uneinheitlich. So kann Methodologie einfach als Methodenlehre, als Übersicht über das verfügbare Instrumentarium an Methoden (Methodik) gemeint sein. Im Folgenden bedeutet jedoch Methodologie immer die kritische Überlegung, ob eine bestimmte Methode das psychologisch Gemeinte adäquat (gültig, „gegenstandsangemessen“) erfasst. Methodologie bedeutet Reflexion über das Phänomen und den „richtigen Weg“ zum Phänomen (als Oberbegriff für Erfahrungsinhalte der inneren und der äußeren Welt), bezieht sich also auf Adäquatheit, Passung, Angemessenheit, die Explikation und Operationalisierung eines theoretischen Konstrukts. Die Auswahl einer bestimmten Methode ist als *adäquat* zu rechtfertigen im Hinblick auf das in der Fragestellung gemeinte Phänomen bzw. das entsprechende theoretische Konstrukt.

Wissenschaftstheorien

Eine systematische Übersicht über Theorien der Wissenschaft, die für die Psychologie von Belang sind, ist hier nicht beabsichtigt. Abgesehen von Walachs (2013) breit orientierendem Lehrbuch *Psychologie: Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte* wurden während der vergangenen beiden Jahrzehnte keine vertiefenden Bücher publiziert. Diese Zurückhaltung ist auffällig, nachdem in den Jahren zuvor eine Reihe von Einführungen erschienen war (Breuer, 1989; Chalmers, 1986; Groeben & Westmeyer, 1975). Weiterhin gibt es wichtige Beiträge zu einzelnen Themen, die für die Wissenschaftstheorie der Psychologie hochinteressant sind (beispielsweise Gadenne, 1994, 2004; Lenk, 2006) und sich nicht nur in den abstrakten Argumentationen analytischer und post-analytischer Philosophie erschöpfen, zumal sich diese weithin ohne Bezug zur aktuellen Forschungslandschaft der meisten Gebiete der Psychologie bewegen.

Offensichtlich hatten Popper, Stegmüller und der Kritische Rationalismus starken Einfluss auf wissenschaftstheoretisch interessierte Psychologen. Offensichtlich hat sich Poppers Anliegen nicht durchgesetzt, aus dem Pluralismus der wissenschaftstheoretischen Auffassungen zu einer Vereinheitlichung zu gelangen und zumindest mit dem Falsifikationsprinzip das Abgrenzungskriterium von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft zu etablieren. Die Auseinandersetzungen über dieses Prinzip generierten verschiedene Lösungsvorschläge und neue spezielle Varianten dieser Kontroversen.

Die zunehmende Kritik durch Lakatos, Feyerabend, Kuhn und andere Autoren mit den anschließenden Kontroversen führten zu *Liberalisierungen der Positionen* und tendenziell *pluralistischen Auffassungen*. Während auf dem Gebiet der Psychologie die fundamen-

talen Einwände anfänglich eher von Seiten der *hermeneutischen Tradition* und von der *Phänomenologie* vorgebracht wurden, erwies sich zunehmend die wissenschaftstheoretische Diskussion um die *Psychoanalyse* als Feld kontroverser Debatten und Einsichten, wenn es um die Falsifizierbarkeit theoretischer Sätze und die adäquate Evaluation des Therapieerfolgs ging. Diese Kontroversen lassen sich in den Psychoanalyse-kritischen Thesen Grünbaums (1985, 1991) und in den wissenschaftstheoretischen Entgegnungen verfolgen, in denen versucht wird, das komplexe psychologische „Theoriegebäude“ der Psychoanalyse zu verteidigen (u.a. Schüle, 1999; siehe Abschnitt 3.9).

Eine wesentliche Einsicht war auch, dass das Hempel-Oppenheim-Schema der nomologischen Erklärung (Nomologie als Gesetzeswissenschaft) für die Verhältnisse in der Psychologie nicht adäquat ist. Grundsätzlich kann in der Experimentalpsychologie die notwendige *ceteris-paribus*-Bedingung von Erklärungsgesetzen – im Unterschied zu einem naturwissenschaftlichen Experiment – wegen der Bedeutung der Einstellungen und der Interaktionen von Versuchsleiter und Versuchsteilnehmer nicht eingehalten werden. Auch das zunehmende Interesse für psychologische Interpretationsmethodik (qualitative Methoden) im Unterschied zu Experiment und Messung wird zur pluralistischen Sicht beigetragen haben. Außerdem bestehen die Denktradition der Hermeneutik, der Phänomenologie, der Dialektik und anderer Strömungen fort.

Stegmüller hatte behauptet: „Die moderne Wissenschaftstheorie setzt weder ein bestimmtes philosophisches Credo voraus noch führt sie zu einem solchen. Sie ist vielmehr mit jedem derartigen Credo verträglich, vorausgesetzt, man hält sich an die Spielregeln rationalen Diskutierens“ (1973, S. 28). Er wiederholt in ähnlicher Formulierung: „... die oben erwähnte Unabhängigkeit von jedem philosophischen Credo in dem Sinn besteht, dass weder für die Durchführung konkreter wissenschaftlicher Untersuchungen noch für die Art der Gewinnung ihrer Ergebnisse eine bestimmte philosophische Grundüberzeugung bestimmend ist“ (S. 31). Stegmüller schreibt außerdem über wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit und möchte zwischen Faktischem und Epistemologischen unterscheiden, d.h. den Voraussetzungen für die Objektebene der Einzelwissenschaften oder für die Metaebene der Wissenschaftstheorie. Auf der Objektebene sieht er mögliche faktische Voraussetzungen, die jedoch zum Klärungsprozess beitragen, da es sich ebenfalls um Resultate wissenschaftlicher Untersuchungen handelt. Gegen die Behauptung von Voraussetzungen wissenschaftstheoretischer Art wendet er ein: „Die Wissenschaftstheorie muss in dem Sinn voraussetzungslos sein, dass sie nicht von der Voraussetzung ausgehen darf, alle Einzelwissenschaften beruhten auf speziellen inhaltlichen Voraussetzungen“ (S. 44). Stegmüller unterscheidet also mögliche Voraussetzungen auf der Ebene der Einzelwissenschaften oder auf der Metaebene sowie formale und inhaltliche Voraussetzungen. – Hier fehlt die Präzisierung, dass es beispielsweise in der Wissenschaftstheorie der Psychologie nicht *allein* um die Voraussetzungen der *allgemeinen* Wissenschaftstheorie gehen kann, sondern dass gerade auch die eigenständigen Grundbegriffe und die speziellen methodologischen Probleme analysiert werden müssen. Die vorgefasste Absicht einer Einheitstheorie nach dem Vorbild der Physik verstellt sonst den Blick auf die kategoriale Eigenart einer Disziplin, vermeidet kategorial-analytische Überlegungen und suggeriert Kategorienfehler.

Der Versuch von Anhängern des Kritischen Rationalismus, eine Wissenschaftstheorie nach dem Vorbild der Physik auch für andere empirische Disziplinen wie die Psychologie einheitlich geltend zu machen, scheint bis auf weiteres nicht gelungen zu sein. Noch vor den erwähnten Gründen sind wohl an erster Stelle die mangelnde Anerkennung der kategorialen und methodologischen Sonderstellung der Psychologie und – damit verbunden – die inadäquaten reduktionistischen Tendenzen und Kategorienfehler zu nennen. Umso mehr gilt heute die These, dass nicht *eine* Standard-Wissenschaftstheorie der Psychologie vorzuweisen ist, sondern – im Plural – einige ähnliche, aber auch einige grundverschiedene Wissenschaftstheorien. Diese heterogene Lage war bereits zu Beginn der empirischen Psychologie gegeben; so hatte sich Wundt mit den verschiedensten Einwänden gegen seinen *Kritischen Realismus* auseinanderzusetzen.

Relativismus und *Pluralismus* sind Auffassungen, die gerade in der Wissenschaftstheorie eine irritierende Lage schaffen. Darin erscheint jedoch eine Vielfalt möglicher Forschung und Empirie, die dem Bild des heutigen Pluralismus in anderen Lebensbereichen entspricht. Einerseits wird von Psychologie als Wissenschaft eine relative Verbindlichkeit, ein Bemühen um intersubjektive Kontrolle und berufsethische Rechtfertigung verlangt, andererseits wären die irritierenden Divergenzen nur durch dogmatische Abgrenzung zu beherrschen. Unter diesen Rahmenbedingungen wird – statt abstrakter wissenschaftstheoretischer Diskussionen – die vertiefte fachliche Diskussion von Perspektiven und von Kriterien der Adäquatheit der Methoden umso wichtiger.

Wenn einige der hauptsächlichen Positionen der neueren Wissenschaftstheorie, die auch für die Psychologie von Belang sind, aufgezählt werden, so ist jede dieser Bezeichnungen fragwürdig und keine der Auffassungen ist als eine klar abgrenzbare Lehre anzusehen, sondern umfasst mehrere, sich oft in wesentlichen Aspekten unterscheidende Wissenschaftstheoretiker, von denen einige zudem ihre Position im Laufe der Zeit änderten. Auf einige von ihnen bleibt im folgenden Kapitel noch einzugehen. Zu nennen sind unter anderen:

- Älterer Positivismus (Comte),
- Pragmatismus (James, Dewey),
- Neo-Positivismus, logisch-methodischer Positivismus (Mach, Schlick, Feigl, Carnap, Reichenbach, zeitweilig Wittgenstein),
- Operationismus (Bridgman),
- Behaviorismus (Watson, Skinner),
- Kritischer Realismus (Wundt u.a.),
- Wissenschaftstheorie der Hermeneutik und der Phänomenologie,
- Dialektischer Materialismus und neomarxistische Wissenschaftstheorie,
- Kritische Psychologie, Subjektwissenschaft (Holzkamp),
- Kritischer Rationalismus (Popper, Stegmüller, Albert u.a.), mit Einschränkungen (Lakatos, Kuhn),
- Strukturalistische Wissenschaftskonzeption, Non-statement view (Sneed, Stegmüller, Herrmann, Westmeyer),
- Pluralistische Liberalisierung (Feyerabend),
- Wissenschaftlicher Realismus,

- Konstruktivismus und seine Varianten wie der Sozialkonstruktivismus,
- Evolutionäre Erkenntnistheorie und Biologische Epistemologie (von Uexküll, Lorenz, Maturana, Vollmer),
- Dekonstruktivismus als „postmoderne Mode“,
- Kritik der mentalistischen (intentional argumentierenden) Psychologie (Churchland, Dennett),
- Integration von Hermeneutik und Empirismus (Groeben),
- Epistemischer Relativismus, Komplementaritätsprinzip, Perspektivismus.

Es gibt, so lautet das ernüchternde Resümee, seit der Begriff geprägt und verbreitet wurde, nicht nur eine Wissenschaftstheorie, sondern viele Wissenschaftstheorien, und es ist nahezu gewiss, dass den neueren und den zeitgenössischen Wissenschaftstheorien, d. h. der (sprach-) analytischen Philosophie, dem Konstruktivismus, dem Strukturalismus, wie auch der Tradition der Hermeneutik und Phänomenologie, künftige Konzeptionen folgen werden – in Abwandlungen oder nach Brüchen, zu neuen („Post-“, ...) Richtungen.

Westmeyer (2004) verfasste einen Aufsatz *Zum Aufstieg und Niedergang der Wissenschaftstheorie in der Psychologie*, in dem er kritisch bis resignativ die Entwicklung der Wissenschaftstheorie in der deutschsprachigen Psychologie während der letzten vierzig Jahre schildert. Er erinnert an eine Blütezeit wissenschaftstheoretischer Diskussionen ab Mitte der 1960er Jahre und benennt „Ursachen und Symptome für den in den letzten Jahren zu beobachteten Niedergang der Wissenschaftstheorie in diesem Fach“ (S. 13). Ein Defizit sieht er in der „Vernachlässigung von Wissenschaft als *Resultat* im Unterschied zu Wissenschaft als *Prozess* und er plädiert für eine Abhilfe „durch konsequente Typisierung und Charakterisierung wissenschaftlicher Begriffe in der Psychologie. (...) Neue Impulse für eine intensivere Beschäftigung mit wissenschaftstheoretischen Fragen in der Psychologie könnten sich nicht zuletzt aus sorgfältigen Analysen methodologischer Probleme des Fachs ergeben.“ In ungewöhnlicher, eigentlich wissenschaftspsychologischer Weise beschreibt Westmeyer die weitere Entwicklung einiger Kollegen, die sich in jener Aufbruchphase der Wissenschaftstheorie engagiert waren, später sich jedoch anderen Themen zuwandten. Als Ausgangslage schildert Westmeyer die kritisch rationalistische Sichtweise, die in der Psychologie durch eine Reihe von Beiträgen von Prim und Tilmann, Groeben und Westmeyer, Herrmann, Schneewind, Westermann und andere verbreitet wurde. Kritisch nennt er hier den Enzyklopädie-Beitrag von Herrmann und Tack (1994) *Methodologische Grundlagen der Psychologie*: „noch ganz den Geist des Kritischen Rationalismus atmend“, aber den „Fortschritt in der Metatheorie nicht aufhaltend“ (Westmeyer, 2004, S. 20).

Westmeyer geht nicht auf ein anderes Defizit der von Psychologen vertretenen kritisch-rationalistischen Wissenschaftstheorie der Psychologie ein und die vermeintliche Voraussetzungslosigkeit analytisch-philosophischer oder strukturalistischer Konzeptionen ein. Auch wenn die Positionen von Stegmüller, Sneed und anderen als zutreffend und zukunftsweisend für das Wissenschaftsverständnis von Psychologie – wie von Physik – beurteilt bleibt, fragt sich doch, ob auf die Ideengeschichte der Psychologie verzichtet werden kann, als ob dort nicht ebenfalls über Grundlagen kritisch nachgedacht wurde. Lässt sich diese Wissenschaftstheorie der Psychologie fundieren, wenn ohne wichtige Argumente in

der Tradition von Leibniz, Kant, Lange und Wundt systematisch aufzunehmen und in heutiger Begriffen zu rekonstruieren? Ist das Nachdenken über Kategorienlehre, Messung und Messbarkeit, sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen, Kontextabhängigkeit, philosophisch-erkenntnistheoretische Vorentscheidungen und die Frage der Wissenschaftlichkeit psychologischer Praxis durch strukturalistische Konzeption überflüssig geworden. Wenn etwa Herrmann Angewandte Psychologie als Technologie bezeichnen spricht das für eine problematische Distanzierung von eigentlich naheliegenden Aufgaben, wie sie Westmeyer andeutet.

Zum Niedergang der Wissenschaftstheorie stellt Westmeyer (S. 18) fest: „Auf jeden Fall kann festgehalten werden, dass strukturalistische Rekonstruktionen psychologischer Theorien, so fruchtbar sie auch sein mögen, nicht die Resonanz gefunden haben, die sie verdienen – oft nicht einmal bei denen, deren Theorien rekonstruiert wurden. Die Professionalisierung der wissenschaftstheoretischen Analysen in der Psychologie steht offenbar ihrer Verbreitung im Wege. Ein paradoxes Resultat.“ In diesem Verfall des wissenschaftstheoretischen Theoretisierens beschreibt Westmeyer drei Typen: Die Getreuen, die Vergesslichen sowie die Patchwork-Identitäten, zu denen er sich selbst zählt: zusammengesetzt aus dem strukturalistischen, kritisch-rationalistischen und logisch-positivistischen Ansatz (S. 23).

Zu heutiger Bedeutung der Wissenschaftstheorie der Psychologie führt Westmeyer an erster Stelle aus, dass bisher nicht hinreichend zwischen Wissenschaft als Prozess und Wissenschaft als Resultat unterschieden und den Ergebnissen mehr Aufmerksamkeit zu schenken sei. „Nun können wir uns mit den Produkten als solchen befassen, ohne die Prozesse, durch die sie hervorgebracht wurden, zu thematisieren“ (S. 23). Er fragt: „Was ist eigentlich die angemessene Explikation der Struktur der wissenschaftlichen Hypothesen, die wir in unseren empirischen Untersuchungen überprüfen und zu bewähren versuchen? (S.24). Weiterhin plädiert er für die Typisierung und Charakterisierung wissenschaftlicher Begriffe und meint u.a. die Unterscheidung von Eigenschafts- und Relationsbegriffen und verlangt Begriffsklärungen, die über das Niveau der Umgangssprache, die auch in der Psychologie verbreitet sei, hinauskomme. So weist er auf vagen Ausdrücke Bewusstsein und Kognition: „Hier bleiben manche strukturalistischen Rekonstruktionen psychologischer Theorien auf halbem Wege stehen“ ... „auf die methodischen Konstruktionen kommt es an“ (S. 28). – In herkömmlichen Begriffen ausgedrückt, scheint sich Westmeyer hier Fragen der Kategorienlehre, Methodologie, adäquaten Operationalisierung und Anwendung zuzuwenden. Ob damit auch ein vermehrtes Interesse an der Ideengeschichte der Psychologie und den überdauernden Kontroversen entsteht? Zu erwähnen bleibt noch, dass Wundts Wissenschaftstheorie in keinem der Bücher von Groeben und Westmeyer (1975), Herrmann (1976) oder Breuer (1989), Groeben (1997-2003) Wundts Wissenschaftstheorie auch nur erwähnt wird.

Verbindung von Philosophie und Psychologie, Philosophische Psychologie

Für die vielschichtigen Verbindungen zwischen Philosophie und empirischer Psychologie wären die Begriffe *Erkenntnistheorie* und *Wissenschaftstheorie* zu eng. In den folgenden Kapiteln werden Postulate und Prinzipien angeführt und Kontroversen beschrieben, die in verschiedene Gebiete der Philosophie hineinreichen, in die Grundsätze der Ontologie und

Metaphysik, teils auch in die Philosophische Anthropologie und Religionsphilosophie sowie in die Ethik (zumindest unter dem Aspekt der Forschungs- und Berufsethik).

In der Philosophischen Anthropologie wird versucht, die Wesensmerkmale des Menschen philosophisch, sowie auf empirische Humanwissenschaften gestützt, zu bestimmen. Häufig genannte Kategorien sind Individualität, Subjektivität, Intentionalität, Personalität, wobei die Personalität auch als Bewusstheit, Gewissen, Moral, Sinnbezogenheit, geistige Kultur, Transzendenz erläutert wird. Was ist das Humanum? (Weitere Begriffe bzw. Kategorien siehe u.a. Diemer, 1978; Fahrenberg, 2007, 2013; Gadamer & Vogler, 1972 ff; Thies, 2004; Wulf, 2004).

Die Verbindung zwischen Philosophie und Psychologie hauptsächlich auf die Erkenntnistheorie zu reduzieren, wie es heute oft der Fall zu sein scheint, wird den gedanklichen Zusammenhängen sicher nicht gerecht. Typische Kontroversen, an denen sich Psychologen weiterhin beteiligen, wie das Gehirn-Bewusstsein-Problem und die Willensfreiheit, oder Kategorien wie Subjekt, Kausalität und Zweck, oder Emergentismus und Reduktionismus, verweisen auch auf die Ontologie. Die Kategorienlehre steht, wie erwähnt, im Grenzbereich von (formaler) Ontologie und Erkenntnistheorie. Die Philosophische Anthropologie betrachtet fundamentale Bestimmungen über die Natur und Kultur des Menschen. In die Metaphysik und Theologie hinein reichen die Überzeugungen hinsichtlich der „letzten Fragen“, d.h. Theismus, Schöpfungsglauben, das Absolute, die geistige Existenz nach dem Tode.

Solche Überzeugungen sind auch unter Psychologen, Umfragen zufolge, wenigstens unter Studierenden der Psychologie und unter Psychotherapeuten, weit verbreitet; in der Fachliteratur bleibt bei Themen wie Seelisches, inneres Selbst, Person und Personalität oft verborgen, ob die Autoren wesentlich auch einen Transzendenzbezug meinen oder nicht, siehe auch die Themen Religiosität (Moosbrugger, Zwingmann Frank, 1996) und Spiritualität (Walach, 2013). Bestimmte Überzeugungen werden inhaltlich mit anderen Postulaten zusammenhängen bzw. auseinander hervorgehen und charakteristische Muster und Überzeugungssysteme bilden, eventuell in ihrer Konsequenz auch „zugehörige“ wissenschaftstheoretische Positionen nahelegen (vgl. Fahrenberg, 2008).

Folglich wird hier generell von *philosophischen* Voraussetzungen gesprochen, zu denen außer den *erkenntnistheoretischen* und *ontologischen* auch *spezielle anthropologische* Positionen gehören. Gelegentlich mögen diese Voraussetzungen hypothetisch, didaktisch oder nur rhetorisch gemeint sein, andere haben den Status von absoluten Voraussetzungen: Fundamentale Einsichten, als zwingend behauptete Postulate, allgemeingültige Sätze, Positionen, die nicht empirisch entscheidbar sind. Psychologisch zu beschreiben sind sie als Überzeugungen oder Überzeugungssysteme, die sich durch hohe Gewissheit (Glaubenswahrheiten entsprechend), Beharrlichkeit und Änderungsresistenz auszeichnen. Philosophisch-logisch sind sie als Präsuppositionen der Urteile zu definieren (Günther, 1996).

Von solchen absoluten Voraussetzungen – *Postulaten* – werden hier *Prinzipien* unterschieden, d.h. wichtige Grundsätze, die zumindest teilweise empirischen Gehalt haben und aufgrund wissenschaftlicher Erfahrung revidiert werden können. Beispiel eines Postulats ist der Psychophysische Parallelismus, falls er nicht als Heuristik, sondern ontologisch gemeint ist. Beispiel eines Prinzips ist das Emergenzprinzip. Jeden wichtigen Allgemeinbe-

griff, jedes theoretische Konstrukt der Psychologie als Prinzip zu bezeichnen, würde diesen Begriff inflationär ausweiten statt das Grundsätzliche und Erkenntnisleitende hervorzuheben. Im Hinblick auf die Theorienbildung lässt sich der Unterschied zwischen Postulat und Prinzip so bestimmen: Der Verzicht auf ein Postulat müsste zu einer fundamentalen Revision oder zur Aufgabe der Theorie (und eines Programms) führen, während ein Prinzip einen erfahrungsabhängigen Status hat und aufgrund von Forschungsergebnissen und methodologischen Einsichten modifiziert oder ganz ersetzt werden kann, ohne das zentrale theoretische Annahmengefüge revidieren zu müssen. Mit den Begriffen Postulat und Prinzip wird versucht, zwischen den *absoluten* Voraussetzungen und den *eher revisionsfähigen* wissenschaftstheoretischen und methodologischen Positionen zu unterscheiden.

Wissenschaftlichkeit

Bei allen Meinungsverschiedenheiten über die Definition der Psychologie werden sich wahrscheinlich die allermeisten Fach-Psychologen mit den Kriterien der Wissenschaftlichkeit, wie sie u.a. von Stegmüller (1973, S. 5 ff) formuliert wurden, einverstanden erklären können:

- dem Bemühen um sprachliche Klarheit und intersubjektive Verständlichkeit;
- der Möglichkeit der Überprüfung durch andere qualifizierte Wissenschaftler;
- dem Bemühen um rationale und empirische Argumente für jede Aussage statt allein subjektive Evidenz und Wahrheit zu behaupten.

Demnach wären die Ablehnung jeder Überprüfung und ein dogmatischer Wahrheitsanspruch Kennzeichen der Unwissenschaftlichkeit, ebenso Datenfälschungen oder absichtliche Täuschung über die zur Beurteilung wichtigen Besonderheiten einer Forschung oder Anwendung. Diese häufig zitierten *Prinzipien der Wissenschaftlichkeit* beziehen sich alle auf die *Intersubjektivität*, d.h. auf Kommunikation, Kontrolle, rationale und empirische Argumentation statt subjektiver Gewissheit (vgl. Groeben & Westmeyer, 1975). Diese Abgrenzung kann auch wissenschaftspsychologisch verstanden und individualisiert werden: Je sorgfältiger die Begriffsbildung und die empirischen Prüfstrategien unternommen werden, je weniger die Zugehörigkeit zu bestimmten fachlichen Richtungen, zu „Schulen“ und Strömungen innerhalb des Faches wichtig ist, je seltener die persönliche Weltanschauung, Religionszugehörigkeit oder politische Orientierung als Kontextinformationen zum Verständnis notwendig sind, desto eher wird es sich um eine *empirische* Wissenschaft (und tendenziell um eine Naturwissenschaft) handeln. Diese Überlegungen und die historischen Erfahrungen mit religiös-metaphysischer oder politisch eingefärbter Wissenschaft führten, von Auguste Comte und Max Weber (1968) bis zu Karl Popper (1978) und anderen kritisch-rationalistisch argumentierenden Autoren, zum Neutralitätsgebot für Wissenschaft und Wissenschaftler – eine Haltung, die eine engagierte Berufsethik des Einzelnen keineswegs ausschließt.

Stegmüllers Prinzipien der Wissenschaftlichkeit können auf den ersten Blick einleuchten, denn sie grenzen wissenschaftliches Denken ab von spekulativem Denken, von literarischen Erzählungen und von dogmatischen Systemen. Wenn jedoch der gesamte

Horizont der Psychologie betrachtet wird, ihre Entstehungsgeschichte und der überdauernde Pluralismus der Strömungen, der Theorien und Methoden, auch in den Praxisfeldern, dann erscheinen Stegmüllers Imperative nicht mehr so selbstverständlich. Er hat seine Anforderungen und das geforderte „Bemühen“ methodologisch kaum erläutert. Er gibt keine Beispiele und es waren auch sonst keine Hinweise auf ein exemplarisches Protokoll einer solchen „Verhandlung“ zu finden. Wie wird eine wissenschaftstheoretische Kontroverse in kritisch-rationalistischer Weise bearbeitet, wenn die zugrundeliegenden Postulate deutlich werden? Solche Quellen wären unter den Gesichtspunkten von Urteilsprozessen, Gruppendynamik und Social Judgement-Theorien interessant, nicht nur hinsichtlich des erreichten Kompromisses, falls das gelingen sollte (siehe Abschnitt 6.5.5).

Genügt es nicht, in der Psychologie die Namen Brentano, Dilthey, Freud oder Skinner zu nennen, um grundsätzliche Debatten zu provozieren, was intersubjektiv prüfbare wissenschaftliche Sätze sind und welche Konventionen hinsichtlich der *Adäquatheit* solcher Prüfungen zu gelten haben? Wie ist wissenschaftliche Psychologie von spekulativer Psychologie, von Philosophie, Weltanschauung, Spiritualität, persönlicher Lebenserfahrung, Alltagspsychologie, wie ist sie von Verhaltensphysiologie und Neurophysik zu unterscheiden? Inwieweit ist Brentanos Psychologie der inneren Wahrnehmung, inwiefern Freuds psychoanalytische Deutung als eine wissenschaftliche „Empirie“ zu bezeichnen? Nur in der Psychologie und den Nachbargebieten gibt es zwei mögliche, doch kategorial grundverschiedene Erkenntniszugänge. Das Dilemma scheint unüberwindlich zu sein: Wenn auf die innere Erfahrung verzichtet wird, fehlen fundamentale Phänomene, die das Menschliche ausmachen und als Interpretationshinweise für die Psychologie des Verhaltens unerlässlich sind. Diese introspektiven Auskünfte können jedoch keinesfalls der für wissenschaftliche Aussagen zu fordernden Prüfbarkeit und Verbindlichkeit genügen. Wenn Wissenschaft erst dort beginnt, wo mindestens zwei Personen als Beobachter gleichgestellt sind, dann gehört die innere Wahrnehmung (Introspektion) nicht dazu.

Diese Fragen führen zum grundsätzlichen Verständnis von Bewusstseinspsychologie als „innerer Empirie“ gegenüber der „äußeren Empirie“ weiter (bzw. der Redeweise von erster Person und dritter Person) weiter und zur methodologischen Debatte über mögliche Absicherungen introspektiver Auskünfte und Hilfsmethoden. Offensichtlich sind hier Vorentscheidungen zu treffen über Phänomene bzw. theoretisches Konstrukt und *Methode*; inhaltliche und formale *Adäquatheitsbedingungen*, Beziehungen zwischen dem Phänomen, theoretischem Konstrukt und Absichten der Anwendung dieses psychologischen Wissens. Dazu gehören Definitionen, Explikationen, Kontextabhängigkeiten, Gültigkeitskriterien und Konventionen.

Die Wissenschaftstheorie des *Kritischen Rationalismus* hatte und hat Einfluss auf die Wissenschaftstheorie der Psychologie. Wie stark diese Orientierung verbreitet ist und wie ausgeprägt die Opposition oder eine vermittelnde Position, ist kaum einzuschätzen. So wichtig auch Stegmüllers und Poppers Bücher für die erkenntnistheoretische Grundlegung der „Logik der Forschung“ sind – der Blick bleibt primär auf die Physik und auf das Ideal einer Einheitstheorie als „Theorie von Allem“ gerichtet, von dem gerade die moderne Physik weiter entfernt zu sein scheint als vor Jahrzehnten. Vereinfacht gesagt: Das Streben nach einer Vereinheitlichung der Wissenschaftstheorie für alle empirischen Disziplinen

wird in der Konsequenz – zumindest tendenziell – auf eine naturalistische (oder physikalistische) Konzeption hinauslaufen, d.h. einen Reduktionismus begünstigen. Trotzdem scheint im Fach Psychologie, zumindest von vielen Wissenschaftstheoretikern und Methodikern, diese primär von der Sicht auf die Physik bestimmte Wissenschaftstheorie weithin rezipiert zu sein.

Für die Psychologie ist das Verständnis der von Stegmüller und Popper an der Physik orientierten Wissenschaftstheorie unzureichend. Die Psychologie, einschließlich der Angewandten Psychologie, Berufspraxis und auch Berufsethik, hat grundsätzlich andere Fragestellungen und erfordert eigenständige Kategorien und Erkenntnisprinzipien, die den Naturwissenschaften fremd sind. Das notwendige, schwierige Denken in Perspektiven und Standpunktabhängigkeiten, die Verbindung des interpretativen Paradigmas mit dem experimentell-metrischen (statistischen) Paradigma, die Überlegungen über adäquate Kategorien und Kategorienfehler verlangen eine eigenständige Wissenschaftstheorie und Methodologie.

Voraussetzungen, absolute Voraussetzungen und Voraussetzungslosigkeit

Dass jede wissenschaftstheoretische Position erkenntnistheoretische Voraussetzungen macht und deswegen keine Allgemeingültigkeit beanspruchen kann, ist wohl Allgemeingut der neueren („postmodernen“) Diskussion und der Grund der verschiedentlichen Liberalisierungen der aus heutiger Sicht dogmatisch wirkenden älteren Auffassungen von Wissenschaftstheorie. Den besonderen Charakter dieser Voraussetzungen von philosophischer Seite untersucht zu haben, ist das Verdienst u.a. von Collingwood (1940/1998). Jedes Aussagensystem über wissenschaftliche Theorien und Methoden muss immer auf außerhalb des Systems liegende Begründungsstrukturen zurückgreifen, denn die basalen Postulate und die unvermeidlichen Konventionen sind *nicht innerhalb des Systems begründbar*. Collingwood nennt sie absolute Voraussetzungen (absolute presuppositions). Er analysierte einige solcher absoluten Voraussetzungen: Allgemeingültigkeit der rationalen Erkennbarkeit der Natur, Atomismus nicht nur als Prinzip der Physik, sondern für die gesamte Natur, Reduzierbarkeit komplexer Strukturen auf die Kombination von Elementen und deren gesetzmäßige Verbindung.

Gerade für die Psychologie sind weitere Voraussetzungen leicht zu benennen: das Verständnis von „Empirie“, Isolierbarkeit und Messbarkeit von Bewusstseinsvorgängen, Evidenz der Introspektion und des Verstehens, empirische oder metaphysische Verfassung von „Selbst“ (Ich), Kausalität psychischer Ereignisse, Willensfreiheit, Reduzierbarkeit.

Die absoluten Voraussetzungen haben demnach den Status ontologischer Überzeugungen. Sie sind durch die wissenschaftliche Forschung nicht zu begründen, sondern *leiten* diese in bestimmter Weise. Collingwood (1940/1998) weist darauf hin, dass solche Voraussetzungen zwar gemacht, aber nur selten mitgeteilt oder reflektiert werden. Es fehle die Kraft und vielleicht die Kompetenz, solche Voraussetzungen aufzudecken. Collingwoods Thesen ähneln denen von Thomas Kuhn (1967) über *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, und tatsächlich scheint sich Kuhn sowohl auf Collingwood als auch auf Ludwik

Flecks (1935/1980) Lehre von den Denkstilen und von der großen Bedeutung sozialer Konventionen in der Wissenschaft gestützt zu haben.

Der Mikrobiologe Ludwik Fleck schrieb, Erkennen sei „weder passive Kontemplation noch Erwerb einzig möglicher Einsichten im fertig Gegebenen. Es ist tätiges, lebendiges Beziehungseingehen, ein Umformen und Umgeformt werden“, „jede Existenz beruht auf Wechselwirkung und ist relativ“, deshalb entspreche jedem Erkennen eine „eigene Wirklichkeit“ (Fleck, 1929/1983, S. 46-58, siehe auch Walach, 2012; sowie Kapitel 4). Dass Wahrnehmen und Denken nicht bloß Abbilder einer äußeren Realität liefern, im Sinne des naiven Empirismus, sondern durch verschiedenartige Voraussetzungen philosophisch-apriorischer oder neurophysiologisch-evolutionsbiologischer Natur mit-konstituiert werden, ist seit Kants Kritizismus weithin bekannt, hat aber noch ältere Wurzeln. So hätte Fleck Goethe zitieren können: „Das Höchste wäre: zu begreifen, dass alles Faktische schon Theorie ist“ (Maximen und Reflexionen 488).

In den Grundentscheidungen zum Leib-Seele-Problem sieht Walach (2005) solche absoluten Voraussetzungen. Er weist darauf hin, dass das Leib-Seele-Problem – über Gehirn und Bewusstsein hinaus – noch eine andere Perspektive enthält: die Perspektive auf „transpersonale“ geistige Phänomene (Walach, 2007b, 2011). Damit ist weniger die Welt der Ideen im Sinne von Platon oder von Popper gemeint, sondern die *Spiritualität*. Diese Phänomene werden gewöhnlich dem Bereich der Religion zugeordnet, haben jedoch ein zunehmendes Interesse in der Psychotherapie gefunden und regten empirische Untersuchungen im Hinblick auf eine vermittelnde Rolle für Gesundheit, Wohlbefinden und Sozialverhalten an. Das Meinungsspektrum über die psychologische Bedeutung und Einordnung von Spiritualität wird vielleicht noch größer sein als bei den anderen absoluten Voraussetzungen. – Durch eine inter-religiöse und inter-kulturelle Sicht kann dieses Thema noch komplizierter werden, denn im frühbuddhistischen Denken und in einigen ostasiatischen Religionsformen scheinen – ontologisch und psychologisch – Äquivalente für die westlichen Begriffe von Seele, Ich und Selbst (mit implizitem Transzendenzbezug) überhaupt zu fehlen. Im genauen Gegensatz zu Descartes führen die psychologisch hochdifferenzierten Analysen und Meditationen zu der Einsicht, dass im Bewusstsein überhaupt nichts vorhanden ist, was als „Ich“ zu bezeichnen wäre (siehe Fahrenberg, 2008). Sollen diese Fragestellungen ausschließlich der Psychologischen Anthropologie zugeordnet werden oder könnten die persönlichen Auffassungen – wie Wundts Verzicht auf den substanz-ontologischen Seelenbegriff, auf das Konzept eines Ichs und eines Handelnden – unmittelbare Konsequenzen für den Ansatz der *empirischen* Psychologie haben?

Das Verhandlungsmodell

Zur Forderung nach Voraussetzungslosigkeit schreibt Stegmüller: „Am besten deutet man die Forderung *als eine moralische Empfehlung*, die sich gleichermaßen an die Adresse des Fachwissenschaftlers wie an die des Wissenschaftstheoretikers wendet: *nämlich bereit zu sein, jede spezielle Annahme der Kritik auszusetzen und sie preiszugeben, wenn sie der Kritik nicht standhält*. Deutet man die Forderung in dieser Weise, dann ist sie nichts anderes als Bestandteil der globalen Empfehlung, sich im intersubjektiven Gespräch rational zu

verhalten“ (1973, S. 44). – Diese Deutung wirkt harmlos, wenn das metatheoretische Problem nur zum *moralischen Appell* wird oder wie ein gewöhnliches Problem der *alltäglichen* Fachdiskussion gesehen wird. Stegmüller geht viel zu wenig auf die möglichen Konsequenzen *absoluter Voraussetzungen* und philosophischer Überzeugungssysteme ein. Er scheint den gegebenen Pluralismus von Weltanschauungen nicht als Problem der Wissenschaftstheorie einer „gültigen Wissenschaft“ anzusehen, erläutert seine Auffassung nur abstrakt, höchstens anekdotisch, aber nicht an realistischen Beispielen.

Aber sind wissenschaftstheoretische Positionen, wenn sie aus erkenntnistheoretisch-ontologischen Postulaten stammen, wirklich in einem Verhandlungsmodell bewältigen? Wurden zumindest einige tatsächlich nach einem Verhandlungsmodell aufgelöst oder sind sie einfach in einem postmodernen Pluralismus untergegangen? Offensichtlich haben sich die (Natur-) Wissenschaften und die Technik – so muss nüchtern festgestellt werden – sehr weit entwickelt, ohne dass es eine logisch formalisierte und befriedigende Theorie der Wissenschaft gab. Ironisch könnte behauptet werden, dass der naive Induktionismus als Wahrscheinlichkeitslernen empirischer Zusammenhänge, trotz aller logisch berechtigten Einwände, praktisch funktioniert (und auch nicht schlüssig „widerlegt“ ist, siehe Chalmers, 1986/2007).

Diese Erkenntniskritik ist Stegmüller natürlich geläufig. Davon hebt er jedoch die Wissenschaftstheorie ab, wenn er behauptet: „Die moderne Wissenschaftstheorie setzt weder ein bestimmtes philosophisches Credo voraus noch führt sie zu einem solchen. Sie ist vielmehr mit jedem derartigen Credo verträglich, vorausgesetzt, man hält sich an die Spielregeln rationalen Diskutierens“ (1973, S. 28). Er wiederholt in ähnlicher Formulierung: „... die oben erwähnte Unabhängigkeit von jedem philosophischen Credo in dem Sinn besteht, dass weder für die Durchführung konkreter wissenschaftlicher Untersuchungen noch für die Art der Gewinnung ihrer Ergebnisse eine bestimmte philosophische Grundüberzeugung bestimmend ist“ (S. 31). Stegmüller schreibt außerdem über wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit und möchte zwischen Faktischem und Epistemologischen unterscheiden, d.h. Voraussetzungen für die Objektebene der Einzelwissenschaften oder für die Metaebene der Wissenschaftstheorie. Auf der Objektebene sieht er mögliche faktische Voraussetzungen, die jedoch zum Klärungsprozess beitragen, da es sich ebenfalls um Resultate wissenschaftlicher Untersuchungen handelt. Gegen die Behauptung von Voraussetzungen wissenschaftstheoretischer Art wendet er ein: „Die Wissenschaftstheorie muss in dem Sinn voraussetzungslos sein, dass sie nicht von der Voraussetzung ausgehen darf, alle Einzelwissenschaften beruhen auf speziellen inhaltlichen Voraussetzungen“ (S. 44). Stegmüller nennt hier mögliche Voraussetzungen auf der Ebene der Einzelwissenschaften oder auf der Metaebene sowie formale und inhaltliche Voraussetzungen. – Es fehlt aber die Präzisierung, dass es beispielsweise in der Wissenschaftstheorie der Psychologie nicht *allein* um die Voraussetzungen der *allgemeinen* Wissenschaftstheorie gehen kann, sondern dass gerade auch die eigenständigen Kategorien und die speziellen methodologischen Probleme analysiert werden müssen. Die vorgefasste Absicht einer Einheitstheorie nach dem Vorbild der Physik verstellt sonst den Blick auf die kategoriale Eigenart einer Disziplin, vermeidet kategorial-analytische Überlegungen und suggeriert Kategorienfehler.

Poppers (1969) Begriffsbildung unterscheidet sich von der Stegmüllers, wenn er seinerseits die Erkenntnistheorie als Methodenlehre (Methodologie) definiert. Diese beschäftigt sich über die Analyse der logischen Beziehungen zwischen Sätzen hinaus mit den unentbehrlichen methodologischen Festsetzungen, d. h. Beschlüssen, wie „mit wissenschaftlichen Sätzen verfahren werden muss, wenn man diese oder jede Ziele verfolgt“ (S. 23 f). Auch er geht auf Abgrenzungskriterien zur Nicht-Wissenschaft ein, auf Typen von Theorien, auf Falsifizierbarkeit von Theorien bzw. Sätzen, Grade der Prüfbarkeit und Bewährung, erläutert in diesem Buch allerdings noch nicht hinreichend ausführlich die fundamentale Rolle der begrifflichen und methodischen Konventionen bei der Prüfung der Basissätze. An anderer Stelle geht er zwar auf den Begriff der Hermeneutik und auch die „Stückwerk-Technologie“ der Sozialwissenschaften ein, doch ergibt sich keine einheitliche Wissenschaftstheorie (Popper, 1984).

Theo Herrmann (1976a, 1979) überträgt die kritisch-rationalistische Konzeption auf *Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme* – als „analogisierende Inanspruchnahme“. Er legt dar, dass Theorien als Aussagenstrukturen anzusehen und deshalb nach den Standardkriterien der logischen Einheitlichkeit, der Widerspruchsfreiheit, der Explizitheit der Voraussetzungen und der empirischen Überprüfbarkeit zu beurteilen sind. In diesem Problemlösungsprozess kann es zu Revisionen der Aussagenstruktur kommen, falls die aus der Theorie abgeleiteten Aussagen sich nicht bestätigen lassen. Im Hinblick auf die Forschungsprogramme der Psychologie unterscheidet er Programmtypen, d. h. größere Problemfelder und quasi-paradigmatische Programme.

Die strukturalistische Konzeption versucht, maßgebliche Gedanken und Einwände der neueren wissenschaftstheoretischen Diskussion zu verknüpfen. Sie verlangt eine formale Rekonstruktion der oft chaotisch divergierenden, unprägnant gewordenen psychologischen Theorien und hat Konsequenzen für die Methodenlehre: Es sind Bereiche erfolgreicher Anwendung zu suchen, geleitet von „progressiver Interpretation“ und strenger Prüfung (Falsifikationsprinzip). Die erfolgreichen und die erfolglosen Anwendungsversuche beantworten die Frage nach der adäquaten Operationalisierung. Die methodischen und statistischen Kontrollen sollen fair angewendet werden, Forderungen nach interner Validität sind beizubehalten, jedoch soll das Auftreten von Schwächen, Widersprüchen und Anomalien nicht vorschnell als Widerlegung angesehen werden. Die Aufgabe ernster Psychologie-Wissenschaft bestehe also darin, die vorhandenen chaotischen Theoriemengen (Konglomerate) zu präzisieren, das Fundamentalgesetz, die Theorieelemente und die wichtigsten intendierten Anwendungen herauszuarbeiten, d. h. eine Rekonstruktion von Theorien aus Sicht der strukturalistischen Wissenschaftskonzeption vorzunehmen. Beispiele hierfür sind: (1) Westermanns (1989) Rekonstruktion der Dissonanztheorie von Festinger (Fundamentalgesetz „Je größer die Dissonanzstärke, desto größer der Reduktionsdruck“); (2) Westmeyers Rekonstruktion einer dyadischen Interaktion unter Bezug auf Skinners Grundgedanken fördernder und hindernder Verhaltenskategorien (vgl. Westmeyer, 1989, 1992). Dagegen hat sich Madsen (1968, 1988) in zwei umfangreichen Untersuchungen bemüht, die außerordentlich heterogenen Theorien der Motivation und der Persönlichkeit prägnant zu rekonstruieren und zu systematisieren (siehe Abschnitt 6.2.4).

Zur Forderung nach Voraussetzungslosigkeit schreibt Stegmüller: „Am besten deutet man die Forderung *als eine moralische Empfehlung*, die sich gleichermaßen an die Adresse des Fachwissenschaftlers wie an die des Wissenschaftstheoretikers wendet: *nämlich bereit zu sein, jede spezielle Annahme der Kritik auszusetzen und sie preiszugeben, wenn sie der Kritik nicht standhält*. Deutet man die Forderung in dieser Weise, dann ist sie nichts anderes als Bestandteil der globalen Empfehlung, sich im intersubjektiven Gespräch rational zu verhalten“ (S. 44). – Diese Deutung wirkt harmlos, wenn das metatheoretische Problem nur zum *moralischen Appell* wird oder wie ein gewöhnliches Problem der *alltäglichen* Fachdiskussion gesehen wird. Stegmüller geht viel zu wenig auf die möglichen realen Konsequenzen von gegensätzlichen erkenntnistheoretischen Überzeugungssystemen ein. Er scheint den gegebenen Pluralismus von Weltanschauungen nicht als Problem der Wissenschaftstheorie einer „gültigen Wissenschaft“ anzusehen, erläutert seine Auffassung nur abstrakt, höchstens anekdotisch, aber nicht an realistischen Beispielen – auch aus den Humanwissenschaften. Wie stellt Stegmüller sich eine kritisch-rationalistische Lösung im Falle fundamentaler Kontroversen und feststehender Postulate vor?

Wissenschaftstheoretische Auffassungen sind, so Herrmann (1976a, 1979), nicht allein in ihrer historischen Entwicklung und hinsichtlich ihrer Stringenz als angewandte Logik zu referieren, sondern können auch hinsichtlich ontologischer Vorannahmen, Menschenbild, Wahrheitstheorie, konsequenten Handlungsanweisungen für die Praxis sowie hinsichtlich ihrer „Moral“ und Wertorientierung verglichen werden. Gesichtspunkte sind: positiver oder normativer Charakter (Wertfreiheit – Wertabhängigkeit), formalistischer oder demokratisch-kommunikativer Charakter (Verhandlungsmodell), wirksame Aufklärung gegen Dogmatismus und Spekulation. „Beiläufig gesagt, ich bin pessimistisch genug, dem kritischen Rationalismus auf Dauer keine Chance gegenüber totalisierenden, monistischen und dogmatischen Wissenschaftsphilosophien vorauszusagen: Menschen brauchen Komplexitätsreduktion, Normierung, Gesinnung, kritikresistente materielle Werte. Solches kann und will der kritische Rationalismus auch dem braven Psychologen nicht in hinreichendem Maße geben.“ Herrmann hat Schwierigkeiten, sich den Menschen bzw. Wissenschaftler als einen durchweg "kritisch-rationalen Problemlöser" vorzustellen: „Ich vermisse im kritischen Rationalismus sozusagen eine ausreichende Berücksichtigung der Theorie der menschlichen Unvernunft, d.h. eine angemessene Psychologie“ (Herrmann, 1976a, 1979). An anderer Stelle schildert Herrmann (1987) die *Theoriendynamik* in psychologischen Forschungsprogrammen. Er unterscheidet drei Möglichkeiten: die Falsifikationsstrategie im ursprünglichen Sinne Poppers, die direkte Konkurrenz zweier Theorien sowie das Aufgehen einer Theorie in einer umfassenderen. An kurzen Beispielen konfrontiert er diese Konzepte mit Eindrücken der tatsächlichen Entwicklung. Er schließt einige allgemeine Bemerkungen zur Theoriendynamik als Problemlösungsprozess an und bewertet die Fortschritte und Chancen. „Dafür, dass der Mensch ein intentionales, aktionales, willentlich handelndes Subjekt ist, gibt es heute nicht mehr oder weniger empirische Evidenz als vor zwanzig Jahren“ (S. 84). „Einstweilen sehe ich für die Psychologie kaum Anlass, ihre Theoriendynamik in einem aufdringlichen Sinne als Wissenschaftsfortschritt zu bewerten. (...) Im schlichteren pragmatistischen Verstande sehe ich hingegen durchaus einige Erfolge ...“ (S. 85).

Solche von Herrmann gegebenen Einschätzungen regen zu der Frage an, inwieweit denn kritisch-rationalistische Psychologen tatsächlich die philosophischen Vorentscheidungen und Grundlagen der gegenwärtigen Psychologie untersucht haben. Und weshalb wird das Verhandlungsmodell nicht systematisch genutzt, um Kontroversen zu bearbeiten und Konventionen zu erreichen? Auch bezieht sich Herrmann *nicht* auf die in der Psychologie – noch heute – völlig unzureichende Bereitschaft, wichtige Experimente und andere Forschungsergebnisse systematisch zu reproduzieren, d. h. erst die einige Ergebnisse zu sichern und dann zu theoretisieren. Hier gibt es große Defizite, die vielleicht mit einer tendenziellen Überschätzung der Deduktion im Vergleich zur induktiv-hypothetisch-deduktiven Strategie zusammenhängen. Sind die theoretischen Grundlagen tatsächlich auf vielen Gebieten so weit entwickelt, dass empirisch überzeugende Deduktionen nachzuweisen sind?

Die wissenschaftstheoretischen Einsichten in die Logik der (naturwissenschaftlichen) Forschung können ernüchternd wirken: über die nie mit Gewissheit abzuschließende *Induktion*, über die notwendige Spezifizierung eines Anwendungsfeldes für die Bewährung einer zu prüfenden Ableitung aus einer Theorie, über die zwingende *Falsifikation* von Basissätzen, jedoch nur nach einer Einigung über eine *Konvention* hinsichtlich einer adäquaten Formulierung und Prozedur usw. – Wenn es nach verbreiteter Meinung zu einer Liberalisierung der grundsätzlichen wissenschaftstheoretischen Idealkonzepte gekommen sein sollte: Sind die Auseinandersetzungen über Positivismus, Induktivismus, Wahrheitstheorien, Falsifikationismus, Konstruktivismus, Strukturalismus einfach in einem postmodernen Pluralismus untergegangen?

Die fundamentalen Voraussetzungen der wissenschaftlichen Psychologie werden in den Büchern zur Methodenlehre der Psychologie gewöhnlich nicht behandelt. Zu den wenigen Ausnahmen gehören Westermann (2000) und – in seiner Philosophie der Psychologie – Gadenne (2004). Beide Autoren stellen das Gehirn-Bewusstsein-Problem als die ontologische Grundfrage in den Mittelpunkt ihrer Argumentation und beziehen auch eine eigene Position. Bereits die Schilderung der verschiedenen Überzeugungen läuft auf eine Relativierung jeder einzelnen dieser Positionen hinaus; ein metatheoretisch überzeugender Ausweg aus diesem Nebeneinander von Überzeugungen kann nicht vorgeschlagen werden.

Gadenne (2009) fragt, ob die Wissenschaftstheorie der Wissenschaft Empfehlungen geben soll. Sind wissenschaftstheoretische Feststellungen als normative Aussagen, als hypothetische Normen, als methodologische (technische) Regeln oder nur deskriptiv bzw. als Heuristik gemeint sind. Insofern kann überlegt werden, ob wissenschaftstheoretische Thesen wie Theorien empirischer Forschung geprüft werden könnten nach dem Rezept „Leite Prüfaussagen ab, die aus anderen Theorien nicht ableitbar sind oder, noch besser, die mit anderen Theorien in Widerspruch stehe“ (S. 34). Wissenschaftstheoretische Empfehlungen müssten sich, u. U. auch im Vergleich mehrerer konkurrierende Theorien, als falsch herausstellen können. – Gadenne räumt ein, dass diese Argumentation nur eine Skizze sei. Ein Verhandlungsmodell und Konvergenzbetrachtungen und Entscheidungskriterien entwirft auch er nicht.

Vielleicht meinte Stegmüller mit Verhandlungsmodell nur die fortdauernden Kontroversen und Diskurse der Ideengeschichte, also keine direkten und gemeinsamen, konsensualen und konvergierenden Versuche zur Problemlösung?

Induktion, Deduktion und Abduktion

Allgemein werden die Schlussformen der *Induktion* und der *Deduktion* unterschieden. Die Verhältnisse der analytischen gegenüber den synthetischen Schlüssen und die allgemeinen Prinzipien der Urteilsbildung bilden ein zentrales Thema der Wissenschaftstheorie. Bei der Induktion wird von einzelnen Aussagen (Beobachtungssätzen, Phänomensätzen) auf eine allgemeine Aussage (Gesetzesaussage) verallgemeinert, bei der Deduktion wird von der allgemeinen Aussage auf den Einzelfall geschlossen. Die Deduktion vermag keine wirklich neuen Erkenntnisse zu geben und die Ansammlung von Einzelaussagen verlangt eine vorläufige theoretische Vorstellung, um erkenntnistiftend sein zu können. Deshalb ist die Kombination beider Schlussarten in einem (rekursiven) induktiv-hypothetisch-deduktiven Schema für alle empirischen Wissenschaften fundamental.

Unter der Bezeichnung *Abduktion* kann noch ein drittes, für Irrtum anfälligeres, aber eventuell kreatives Schlussverfahren diskutiert werden. Walach (2013, S. 43-45) beschreibt die Abduktion in Anlehnung an Pierce (1931, S. 218). „Anders als bei der Deduktion, bei der ich auf Grund von Vorwissen oder Vorannahmen eine Voraussage für ein Einzelereignis mache, habe ich hier zwei nicht notwendigerweise aufeinander bezogene Einzelaussagen, die ich in Verbindung bringe“ (S. 40). Walach skizziert einen Zirkel der drei Schlussarten: Induktion, Abduktion, Deduktion und wieder Induktion. „Aus der Beobachtung und Feststellung verschiedener Fakten und Einzelereignisse ergibt sich eine Frage, die zu beantworten, oder ein Problem, das zu lösen ist. Durch Abduktion werden die Elemente in ein vorläufiges theoretisches Modell eingepasst, aus dem durch Deduktion Folgerungen abgeleitet werden, die dann wiederum induktiv an der Erfahrung geprüft werden. Das Ergebnis fließt in den nächsten Schritt ein“ (S. 41). Diese Überlegungen erinnern an die Prinzipien der Hermeneutik, und Walach verweist hier auf Aristoteles und dessen Begriff des Scharfsinns. – Bei der verallgemeinernden Induktion werden *relativ ähnliche* Aussagen (Beobachtungssätze, Phänomensätze) systematisiert, und die – äußerlich – weniger ähnlichen werden übergangen. Demgegenüber berücksichtigt die Abduktion Einzelaussagen, die für sich genommen noch wenig Bedeutung haben. Sie werden in einen vorläufigen Zusammenhang gebracht, nicht gezielt wie im Prozess der Induktion, sondern spekulativer, auch mit kreativen, ästhetischen und zufälligen Momenten und Irrtümern: eine rasche Verbindung und Einordnung. So könnten – zunächst unverbundene – Einzelaussagen zu neuen und theoretisch wichtigen Zusammenhängen führen. – *Heuristik* und *heuristische Strategie* meinen ebenfalls die Suche nach möglichen Bedeutungen und Zusammenhängen. Diese Strategien werden methodologisch unter verschiedenen Bezeichnungen innerhalb der *Theorie der Interpretation* und der Methodologie der *Qualitativen Verfahren* ausgearbeitet.

Kausalität, Gesetzmäßigkeiten, Kausalniveaus, Zweckprinzip

Eine Stellungnahme zur Kausalität psychischer Prozesse ist grundlegend für die Bestimmung, welchen Status psychologische Erklärungen haben bzw. welcher Typ von Gesetzesaussagen und welche Art von Vorhersagen überhaupt angestrebt werden können. Psycholo-

gische Erklärungen haben einen Erkenntniszweck, doch werden von der Grundlagenforschung auch wissenschaftlich begründete Vorhersagen erwartet. Wenn prägnante nomologische Erklärungen (im Sinne des Hempel-Oppenheim-Schemas) in der empirischen Psychologie nach verbreiteter wissenschaftstheoretischer Auffassung nicht zu erreichen sind, stellt sich die Frage, was und wie erklärt oder vorhergesagt werden kann. In der Literatur wurde zwischen verschiedenen Typen von Gesetzesaussagen unterschieden und der psychologischen Forschung insgesamt eher induktiv-statistische „Erklärungen“ und statistische Begründungen anstelle nomologischer Erklärungen nahe gelegt (Breuer, 1991; Gadenne, 1976, 2004; Groeben & Westmeyer, 1975; Westermann, 2000). Nur selten werden der traditionelle Begriff der Wirk-Ursache bzw. der notwendigen und hinreichenden Bedingungen für das Eintreten eines Ereignisses erläutert. Psychologische Beispiele für solche „Naturkausalität“ wären allerdings schwer zu benennen.

Gadenne (1994) skizziert den schwierigen Begriff der Kausalität aus neuerer Sicht: erstens die „Naturkausalität“ und zweitens das Konzept der experimentellen Versuchsplanung in der Psychologie mit den sog. statistischen Kausalmodellen. „Die Bemühungen um *Kontrolle* in der Versuchsplanung und ein großer Teil der Entwicklungen in der Korrelationsstatistik dienen dem erklärten Ziel, Kausalbeziehungen nachzuweisen bzw. Kausalmodelle zu testen (...) Hierbei liegt allerdings keine einheitliche und zum Teil überhaupt keine geklärte Auffassung von Kausalität zugrunde“ (S. 330). An anderer Stelle erläutert Gadenne (2004) ausführlicher die Komplikationen des von vielen Psychologen verwendeten Kausalbegriffs, der in der Regel keine deterministischen, sondern nur statistische (probabilistische) Gesetzesaussagen meint, d.h. nur Erwartungswahrscheinlichkeiten. Die Kausalhypothesen der Psychologen sind strukturell unvollständig. Die wichtige *ceteris paribus*-Behauptung, die besagt, dass die übrigen Bedingungen konstant gehalten werden und keine störenden Effekte vorhanden sind, hat in der Psychologie zweifellos eine grundsätzlich schwierigere Bedeutung als in der Physik, wird jedoch sehr selten explizit gemacht. Westermann (2000) hebt die unterschiedlichen Absichten und Varianten von Kausalaussagen hervor und weist u.a. auf die kaum auflösbaren Gefüge multipler und komplexer Ursachen hin.

Haben also solche *statistischen Gesetzhypothesen*, in denen *alle notwendigen und hinreichenden Bedingungen* für das regelmäßige Auftreten eines Ereignisses (z.B. Verhaltensweisen, Handlungen, Stress und Emotion, Motivkonflikte) *nicht* angegeben werden können, nur den Status von „psychologischen Kausaldeutungen“?

Donald Davidson (1980) ist der Auffassung, dass es in der Psychologie keine strikten Gesetze geben könne wie in der Physik, denn es sei in der Psychologie nicht möglich, die Bedingungen genau anzugeben, unter denen eine allgemeine Gesetzesaussage zutrifft. Doch hier sind Differenzierungen sinnvoll. Wenn etwa in einem pharmakopsychologischen Doppelblind-Versuch ein Medikament gegeben und die verursachten Verhaltenseffekte objektiv durch minimal reaktive oder durch nicht-reaktive Aktivitäts- und Verhaltensmessungen oder durch physiologische Messungen erfasst werden, wäre das wohl Kausalforschung im engeren Sinn. Verallgemeinernd gesagt: (1) wenn unabhängige und abhängige Variablen (Bedingungsvariationen bzw. Messungen) strikt behavioral oder physiologisch sind und (2) die subjektiven Mediationsprozesse (Erwartung, Bewertung, Kontext, Compliance usw.)

nur *minimalen* Anteil haben, könnte eine kausalanalytische Strategie behauptet werden. Unter diese Definition fallen zweifellos äußerst wenige der von Psychologen publizierten experimentalpsychologischen Untersuchungen, und der Ausdruck „genau“ ist nicht deterministisch, sondern probabilistisch zu verstehen. Genau betrachtet, wäre allerdings das erhaltene Wissen wegen des *ceteris-paribus*-Vorbehalts nur in höchst eingeschränkter Weise zu nutzen.

Eine Distanzierung von zu einfachen Konzepten der psychologischen „Erklärung“ ist auch bei Lenk (2007) deutlich. Er geht jedoch kaum auf den Kausalitätsbegriff ein, sondern erläutert den wissenschaftstheoretischen Status von *Quasi-Erklärungen* und Quasi-Gesetzesartigkeit sowie die Mehrdeutigkeit der statistischen Ereigniserklärungen, die nur *Begründungen* liefern. Eine besondere Rolle spielen für ihn die sozialwissenschaftlichen Handlungserklärungen im Anschluss an das Konzept der Handlungsinitiierungen von Paul Churchland. Es handelt sich nach Lenk um *interpretatorische Konstrukte* (Lenk, 2006, S. 450). Er unterscheidet drei Ebenen: (1) das Handlungsgefüge in der sozialen Realität, (2) das (Leit-)Bild dieses Handlungsgefüges aus der Sicht der Akteure sowie (3) die Struktur des sozialwissenschaftlichen Modells (das soziale System als idealtypische Faktorenkonstellation). Diese Überlegungen führen zu einem verallgemeinerten *Methodologischen Interpretationismus*, der die zentrale Funktion von Konstruktmodellen, Rekonstruktionen bzw. Schemainterpretationen im Erkenntnisprozess hervorhebt.

Kausalniveaus

Kausalität und kausale Erklärungen gehören zu den am stärksten „belasteten“ Begriffen in der Wissenschaftstheorie der Psychologie. Zu diesem Thema hat Julia von Thienen (2013) in *Kausalniveaus. Eine Methodenanalyse zur Kausalforschung der Psychologie* eine sehr differenzierte und informationsreiche Studie vorgelegt. Sie untersucht Kausalität als zentrales Konzept der Methodenlehre, philosophische Kausalitätstheorien und Nomologismus. Sie analysiert „eine Bruchstelle der Methodenlehre: Die Gesetzmäßigkeitsannahme“ und gibt ein Plädoyer für ein liberales Grundverständnis. Es kommt ihr darauf an, Brücken zu schlagen, Kausalsätze zu ordnen, Gesetzeskriterien zu testen und die formal unterschiedlichen Kausalniveaus zu nutzen. Die Argumente sind in zahlreichen Thesen geordnet, mit denen im Hinblick auf die in der Psychologie oft unpräzise verwendeten Begriffe Kausalität und Kausalgesetz zu spezifizieren sind. Die „Basis zur Formulierung von Kausalgesetzen“ wird thesenartig methodologisch formuliert:

„Hat sich a einmal unter Experimentalbedingungen als Ursache von b erwiesen, dann besteht ein naturgesetzlicher Kausalzusammenhang zwischen a und b; es gilt also das Kausalgesetz: „Immer wenn a, dann b“.

Bleibt eine Korrelation unter Experimentalbedingungen erhalten, ist sie kausal-gesetzlich zu interpretieren.

Nomologisch verschärfte Selektionsthese zum Experiment:

Unter Experimentalbedingungen bleiben nur (natur-)gesetzliche Kausalzusammenhänge systematisch erhalten, wohingegen bloße Korrelationen aufgelöst werden.

Konventionsthese zum Experiment:

Es gibt Korrelationen, die auf Konventionen basieren und die unter Experimentalbedingungen erhalten bleiben.

Ausschluss von konventionell-naturgesetzlichen Zusammenhängen:

Es gibt keine Korrelation, die auf Konventionen basieren und die (trotzdem) kausal-gesetzlich zu interpretieren sind“ (2013, S. 304).

Mit illustrierenden Forschungs- oder Anwendungsbeispielen hält sich die Autorin zurück und geht vorzugsweise auf das „Körper-Geist-Problem“ ein, allerdings ohne kategorialanalytische Vorüberlegungen. Schließlich bleibt die Frage, weshalb die Konstruktion von Kausalbeziehungen und die Formulierung von Gesetzmäßigkeiten nicht konsequent bis zu den behaupteten Vorhersagemöglichkeiten weiterentwickelt werden. Gibt es keinen Ansatz, typische Ansätze psychologischer Vorhersagen zu recherchieren, in formaler und inhaltlicher Weise zu evaluieren und zu kumulieren? Eine Erfolgsstatistik aufgrund einer solchen Metanalyse könnte überzeugender sein als die vielschichtigen Bemühungen, von mehrdeutig korrelierten Befunden psychologischer Experimente zu kausalen Gesetzen zu gelangen.

Alle Autoren, Gadenne, Westermann, Lenk und von Thienen, äußern sich kritisch zur unreflektierten Verwendung des Kausalbegriffs in der Psychologie. Keiner von ihnen geht jedoch auf Wundts epistemologische Position ein, von der Naturkausalität eine psychische Kausalität im Sinne des Finalnexus zu unterscheiden; nicht einmal dieser Begriff taucht auf.

Kausalprinzip, Zweckprinzip und kausal-finale Achse

Wundt hatte sich ausführlich mit der Kausalität psychischer Vorgänge befasst und von der heuristischen Position des Psychophysischen Parallelismus ausgehend einen fundamentalen kategorialen Unterschied postuliert: Eine Naturkausalität akzeptiert er allein für die Neurophysiologie, nicht jedoch für die psychischen Prozesse (Bewusstsein). Die Bewusstseinsprozesse und die geistige kulturelle Entwicklung verlangt Kategorien wie Subjektprinzip, Wertbezug, Zwecksetzung und Willenstätigkeit, die den Naturwissenschaften fremd sind. In seiner erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Argumentation geht es um eine kausal-finale Achse der Betrachtung: neurophysiologische Kausalketten werden hinsichtlich Ursache und Wirkung analysiert, Bewusstseinsprozesse nach Mittel und Zweck, d.h. Absichten und verwirklichten Zielen. Beide analytischen Betrachtungsweisen hängen kategorial zusammen, denn es sind zwei einander ergänzende Perspektiven des „Satzes vom zureichenden Grund“, d.h. es handelt sich um eine Frage der adäquaten und in koordinierter Weise möglichen Blickrichtungen auf der kausal-finalen Achse (siehe Abschnitt 3.7.4). Wundt meinte, dass im vorwissenschaftlichen und im alltäglichen Denken des Menschen die Frage von Mittel und Zweck viel anschaulicher und erlebnisnäher sei als das abstraktere Denken über Ursache und Wirkung. Wundts Konzeption, die er mit Erkenntnisprinzipien

der „psychischen Kausalität“ ausbaute, ist kaum rezipiert worden. Vielleicht schien die Kausalforschung nach naturwissenschaftlichem Vorbild einfacher zu sein oder sie entsprach den verbreiteten Ansichten über seelische Ursachen körperlicher Reaktionen (und umgekehrt), wie sie auch von Lotze, Stumpf und vielen anderen bekannten Psychologen postuliert wurde.

Kausalität erklärt den Zusammenhang der Natur, auch der Biologie des Menschen, und ist das Prinzip wissenschaftlicher Vorhersage aus Kenntnis der notwendigen und der hinreichenden Bedingungen. Willenstätigkeit, Planungen und Handlungen des Menschen verlangen die ergänzende teleologische Perspektive, das Zweckprinzip, in einer umgekehrten Sicht auf der kausal-finalen Achse des Geschehens.

Ursachen und Gründe

Der auf Leibniz und Wolff zurückgehende *Satz vom zureichenden Grund* besagt: „Alles was geschieht muss auf eine Ursache zurückgeführt werden, die zur Erklärung zureicht“ und „Im Sinne des zureichenden Grundes finden wir, dass keine Tatsache als wahr oder existierend und keine Aussage als wahr betrachtet werden kann, ohne dass ein zureichender Grund vorhanden wäre, warum es so ist und nicht anders ...“ Wundt hat sich in seiner Kategorien- und Erkenntnislehre eingehend mit den beiden zusammenhängenden Formen dieses Denkgesetzes, Kausalprinzip und Zweckprinzip, Kausalität und Teleologie (Finalität) befasst. Er postuliert, dass kategorisch zwischen der Naturkausalität der Hirnphysiologie, an der auch Wundt festhält, und der psychischen Kausalität der Bewusstseinsprozesse zu unterscheiden ist. Dies folge aus der kategorialen Sonderstellung der Bewusstseinspsychologie mit deren Kategorien Subjektbezug, Wertbezug und Zweckprinzip gegenüber der Physiologie (Wundt, 1866, 1919a, 1919b; vgl. Fahrenberg, 2011, S. 224 ff; 2013a, S. 87-89. S. 98-103). Er verlangt einen in systematischer und koordinierter Weise zu vollziehenden Wechsel der Betrachtung, beispielsweise in der Psychophysiologie und der Neuropsychologie. –

Hier wird der Begriff der *kausal-finalen Achse* verwendet, um die perspektivische Beziehung von progressiver (auf die *Wirkung* gerichteter) und regressiver (nach dem gemeinten Zweck, nach Grund und Folge fragender) Betrachtung auszudrücken. Kausalprinzip und Zweckprinzip bilden ein sehr weites Begriffsfeld, das im Historischen Wörterbuch der Philosophie (Ritter et al., 1971 ff) sehr viele Seiten benötigt: über Kausalgesetz, Kausalität, Kausalitätsprinzip, Finalität, Finalnexus, Teleologie, Zweck, Ziel, Zweckmäßigkeit und verwandte Begriffe. In den Lehrbüchern zur Methodenlehre und Wissenschaftstheorie der Psychologie wird vorzugsweise über Erklärungen und Erklärungsgesetze geschrieben, und es werden Kausalzusammenhänge behauptet, eventuell noch Kausalniveaus unterschieden (von Thienen, 2013). Die Begriff Teleologie ist jedoch unüblich geworden. Dieser Begriff ist zweifellos durch philosophisch-theologische Konnotationen besonders belastet. Wahrscheinlich ist die beispielsweise Ernst Mach (1885, S. 65 f) vertretene Auffassung sehr verbreitet: Es bestehe keine Notwendigkeit, einen tief gehenden Unterschied zwischen teleologischer und kausaler Untersuchung zu machen; die „erstere ist einfach eine vorläufige“ (S. 65 f).

In der Biologie hat die lange wissenschaftstheoretische Diskussion dazu geführt, das ganz überwiegend dem Zweckprinzip nur eine heuristische Funktion zugesprochen wird, d.h. die bionome Abstimmung der Funktionsglieder des Organismus auf der Grundlage der Evolutionstheorie und der Systemtheorie interpretiert wird. Es gibt nur wenige teleologisch oder kreationistisch orientierte Biologen, die doch ein Zweckprinzip als konstitutiv ansehen (zur Teleologie in der Biologie vgl. die ausführliche Darstellung von Rothsuh, 1963, so wie in reduktionistischer Festlegung Mahner & Bunge, 2000).

Das gängige naturwissenschaftliche Verständnis von Kausalität impliziert in der Ursache-Wirkungs-Beziehung ein energetisch-materielles Einwirken: Wenn eine notwendige und hinreichende Ursache gegeben ist, dann folgt das Resultat mit Notwendigkeit, d.h. mit strenger Gesetzmäßigkeit. Selbst wenn heute Begriffe wie Kausalreihe und Kausalnetz sowie probabilistisch-statistische gegenüber deterministischen Erklärungsgesetzen eingeführt werden, bestehen die grundsätzlichen Schwierigkeiten fort: Genügt es, in der Psychologie und in den Sozialwissenschaften, einfach zu postulieren, dass die Bewusstseinsvorgänge und die sozialen Entwicklungen ursächlich, mit Notwendigkeit, aufeinander folgen? Oder ist hier die koordinierte (regressive) Untersuchung auf der kausal-finalen Achse mit den Fragen nach den Zwecken adäquat? Wie kann beispielsweise eine Motivationspsychologie entworfen werden, wenn die Kategorien Absicht, Zweck, Intention fehlen? Handlungen werden – im Unterschied zum Reaktionsverhalten – gewöhnlich so definiert, dass ein Handelnder mit Absichten und Zielvorstellungen agiert. So legen beispielsweise Heckhausen und Heckhausen (2010) in *Motivation und Handeln* einleitend allgemeine Kennzeichen menschlichen Handelns da und referieren die „Problemstränge“ der Willenspsychologie, der Instinkttheorie, der persönlichkeits-theoretischen und der assoziationstheoretischen Auffassungen. In den folgenden Kapiteln werden Handlungen in vielfältiger Weise beschrieben, auch Handlungsziele und ihre Inhalte erläutert, die *wissenschaftstheoretischen* Fragen hinsichtlich *Kausalität und Zweckprinzip* jedoch nicht verfolgt.

In der Wissenschaftstheorie der Psychologie ist Wundts Forderung nach koordinierter Doppelbetrachtung kaum rezipiert oder systematisch weiterentwickelt worden. Allerdings werden einige Aspekte des Themas heute unter anderen Bezeichnungen beschrieben: Intentionalität und intentionale Akte, intentionale Systeme bzw. Erklärungen (siehe Dennett, 1978; Bieri, 1987).

Es sind nur vereinzelte Hinweise, wenn etwa Münsterberg (1922, S. 22) zwischen einer kausalen Psychologie und einer teleologischen und intentionalen unterscheidet, oder wenn Wygotski (1927/1984) schreibt: „Wir können von der Intensionspsychologie neben der Kausalpsychologie oder von der Geistespsychologie neben der Bewusstseinspsychologie oder von der verstehenden Psychologie neben der erklärenden Psychologie sprechen, entscheidend ist lediglich, dass wir die Zweiheit der Psychologien anerkennen“ (S. 14). – Günther (1996) hat die dominierende Haltung einer *Kausalisierung* psychischer Vorgänge im Vergleich zu der seines Erachtens in vielen Bereichen adäquaten Analyse von *Bedeutungszusammenhängen* eingehend diskutiert (siehe Abschnitt 6.3.2). Auch in der Psychoanalyse wird gelegentlich wissenschaftstheoretisch über die teleologische Perspektive diskutiert: Gründe oder Ursachen? So argumentiert Klein (1976), dass psychoanalytische Erklärungen *Gründe* aber keine *Ursachen* für menschliches Verhalten lieferten. Grünbaum

(1991, S. 8 f) hält dies für ein Missverständnis und lehnt die Behauptung ab, dass „unbewusste Absichten“ als Erklärungen akzeptiert werden. Im Zusammenhang mit dem Neuroreduktionismus ist ein Beispiel erwähnenswert: Die willkürliche Zuwendung der Aufmerksamkeit, d.h. ein zentraler Bewusstseinsvorgang, der heute meist als *Aufmerksamkeitssteuerung* oder als *kontrollierter Prozess* bezeichnet wird, um das „mentalistische (voluntaristische) Vokabular“ der alten Psychologie zu vermeiden, ohne es wohl ersetzen zu können.

2.4 Definitionen der Psychologie

Hier wird an die Erläuterung von Psychologie“, wie sie durch die DGPs im Hinblick auf das Studium der Psychologie gegeben wurde, angeknüpft (Kapitel 1). Eine befriedigende explizite Definition der Psychologie durch Angabe des Oberbegriffs und der spezifizierenden Merkmale (*genus proximum* und *differentiae specifica*) – etwa: „die Psychologie ist eine Humanwissenschaft, die ...“ – scheint kaum möglich zu sein. Zumindest fällt sie sehr viel schwerer als für die meisten (oder gar alle anderen) Wissenschaften, und die Gründe dieser Sachlage sind ein zentrales Thema der Theoretischen Psychologie.

Auch andere heutige Bestimmungen der Psychologie sind gewöhnlich nur Aufzählungen von Themen, Fragestellungen und Absichten, keine formalen Definitionen. Auch extensional, d.h. als Abgrenzung von benachbarten Disziplinen nach bestimmten Kriterien, fällt es schwer, zumal sich Themen und Fragestellungen immer stärker überlappen und die zunehmende interdisziplinäre Kooperation frühere Abgrenzungsversuche überwindet. Im Forschungsalltag werden die *Konvergenzen*, beispielsweise in Neurowissenschaften, Umweltwissenschaften, Kognitionswissenschaften und Informatik, wichtiger sein. Auch auf der Ebene der Methoden sind nur unscharfe Schwerpunktbildungen zu sehen. Wenn gelegentlich der „psychologische Test“ als einziges, wirklich typisches Verfahren der Psychologie bezeichnet wird, ist das nicht sehr erhellend. Die ältere Definition, dass mit einem psychologischen Test unter standardisierten Bedingungen eine Verhaltensstichprobe zur Beschreibung individueller Unterschiede von Eigenschaften und Fähigkeiten erhoben wird, trifft heute auf die am häufigsten verwendeten psychologischen Methoden nicht mehr zu: die Fragebogen, d.h. Persönlichkeits- und Einstellungs-Fragebogen und die Klinischen Skalen. Sie ergeben keine Verhaltensstichproben, sondern protokollieren, wie auch die Interviewmethoden, Selbstberichte und Selbstbeurteilungen.

Die Fachgesellschaften versuchen nicht, eine Definition der Psychologie zu geben, sondern zählen unterschiedliche Themen, Methoden und Zielsetzungen auf, wobei die Begriffe *Erleben* und *Verhalten* sowie *biologische Grundlagen* wiederkehren (siehe die eingangs zitierte DGPs): „Die Psychologie ist eine empirische Wissenschaft und vereint Elemente der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften“. Die Neurowissenschaften und die Humanbiologie werden nicht eigens aufgeführt. Die Begriffe Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie der Psychologie oder Theoretische Psychologie kommen nicht vor. Anstelle von *Erleben* wird häufig *Bewusstsein* genannt oder zwischen (reaktivem) *Verhalten* und absichtlichen *Handlungen* unterschieden; und die biologischen Grundlagen werden gegliedert nach

Gehirnfunktionen (ZNS und periphere Physiologie einschließlich Endokrinologie), Humangenetik, Evolutionsbiologie, Primatenforschung u.a.

Formal handelt es sich noch nicht einmal um eine *vollständig aufzählende Definition*, denn es bleibt offen, welche Gebiete oder Perspektiven, die nicht ausdrücklich genannt sind, dennoch dazu gehören und welche Themen oder Fragestellungen nicht. Beispiele sind etwa: Anthropologie, Kultur- und Sozial-Anthropologie, Psychoanalyse, Religion, Parapsychologie, Evolutionspsychologie, Humangenetik, Philosophie der Psychologie. Eine *Abgrenzung* von anderen Disziplinen wird hier nicht versucht. Die von der DGPs gegebenen Beschreibungen der einzelnen Fächer der Psychologie sind etwas prägnanter, und für weitere Erläuterungen wird auf die Fachgruppen verwiesen. Die Unterscheidung von Fächern bzw. Teildisziplinen stammt nicht aus einem prägnanten Klassifikationsprinzip, sondern scheint eher inhaltliche Interessen abzubilden, wie auch das Hinzukommen neuer Gebiete (oder neuer Bezeichnungen für alte Themen) zeigt. Der fragwürdige Gegensatz von Allgemeiner und Differenzieller Psychologie steht quer zur Unterscheidung von Entwicklungs-, Sozialpsychologie, Klinischer Psychologie usw. Demgemäß wechseln die bevorzugten Bezeichnungen der Hauptgebiete relativ schnell, wie die Prüfungsordnungen ausweisen. So ist gegenwärtig der Begriff Persönlichkeitspsychologie etwas weniger als Differenzielle Psychologie präsent, andere Fächer wie Tiefenpsychologie, Ausdruckspsychologie oder Tierpsychologie sind verschwunden und in den Magister-Studiengängen sind zahlreiche neue Bezeichnungen (oder Umbenennungen) enthalten.

Nun ist von der Beschreibung des *Studienfachs* Psychologie nicht unbedingt eine fundamentale Definition zu erwarten, doch scheint es typisch für die Verfassung und das gegenwärtige Selbstverständnis, also für den Stand in dieser fast 150 jährigen Disziplin zu sein. Es gibt, trotz vielfältiger Bemühungen und Vorschläge, keine weithin akzeptierte, formale Definition von Psychologie in dem Sinne, dass ein Oberbegriff und die spezifischen Unterschiede genannt werden. Bereits „empirisch“, „Wissenschaft“ oder „Gesetzmäßigkeiten“ näher bestimmen zu wollen, würde Meinungsverschiedenheiten und, falls ernsthaft unternommen, schwierige wissenschaftstheoretische Diskussionen darüber provozieren, was mit diesen Ausdrücken im Fall der Psychologie gemeint sein kann. Die ursprüngliche inhaltliche Definition der Psychologie als Lehre von der *Seele* des Menschen wird hier überhaupt nicht mehr erwähnt, ebenso wenig wie die durch ihre Mehrdeutigkeit ähnlich belasteten Folgebegriffe *Psychisches*, *Geist*, *Mentales*. Die Definition von *Verhalten* und *Erleben* scheint vergleichsweise einfach zu sein. Werden jedoch die Methodenfragen einbezogen, wie die gemeinten Vorgänge gültig zu erfassen und zu vergleichen sind, ergeben sich gravierende Schwierigkeiten festzustellen, was wissenschaftlich prüfbar, nicht spekulativ, objektiv, gültig, dem Geschehen adäquat – und auch praktisch möglich ist.

Auch das *Dorsch-Lexikon der Psychologie* (Wirtz et al., 2013) nennt die Themen Erleben und Verhalten und verzichtet auf eine Definition der Psychologie. „Als Besonderheit der Wissenschaftsdisziplin Ps. kann somit festgehalten werden, dass v.a. solche Phänomene von Interesse sind, deren Ablauf und Ergebnis durch individuelle, bewusste oder unbewusste (Verarbeitungs-)Prozesse beeinflusst werden, die sich einem direkten objektiven Zugang von außen zumindest bis zu einem gewissen Grad entziehen“ (S. 24). Statt die

Psychologie als ein „klar abgrenzbares, inhaltliches Gebiet“ aufzufassen, soll aufgezeigt werden, wie umfassend und vielgestaltig sich die Ps. als empirische Wissenschaft darstellt und wie weit sie in verschiedene Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften hineinragt ...“. Angeregt wird, die „Ps. nicht als eine Ansammlung verschiedener spezifischer Inhalte wahrzunehmen, sondern vielmehr als eine wissenschaftliche Perspektive, aus der verschiedene Inhaltsbereiche betrachtet werden können“ (S. 24). In diesem Sinne unterscheidet das Lexikon 19 Bereiche.

In Wikipedia steht: „Psychologie ist eine empirische Wissenschaft. Sie beschreibt und erklärt das Erleben und Verhalten des Menschen, seine Entwicklung im Laufe des Lebens und alle dafür maßgeblichen inneren und äußeren Ursachen und Bedingungen. Da Empirie nicht alle psychologischen Phänomene erfasst, ist auch auf die Bedeutung der geisteswissenschaftlichen Psychologie zu verweisen. Psychologie ist als Wissenschaft bereichsübergreifend. Sie lässt sich weder den Naturwissenschaften noch den Sozialwissenschaften oder Geisteswissenschaften allein zuordnen. Eine Anthropologie im weitesten Sinn bildet ihre Grundlage. Eine aus dem angelsächsischen Raum stammende Einteilung untergliedert Psychologie im Sinne der *Behavioral Sciences* in Verhaltenswissenschaft, Kognitionswissenschaft und Neurowissenschaft. Neben der akademischen Psychologie existiert eine *Alltagspsychologie*. Sie ist nur vereinzelt Gegenstand der akademischen Disziplin, von der hier die Rede ist. Sie bedient sich teils auch ursprünglich akademisch-psychologischer Konzepte und Begriffe, die in die Alltagssprache eingeflossen sind, und beruft sich gerne auf den sogenannten ‚gesunden Menschenverstand‘. Dessen Erkenntnisse können wissenschaftlichen Ansprüchen – etwa hinsichtlich ihrer Objektivität, Reliabilität und Validität – nicht genügen“ (<http://de.wikipedia.org/wiki/Psychologie>; Zugriff 23.2.2015). – Dass der Mensch ein Gehirn hat, in dem die psychische Prozesse ablaufen, wird hier nicht erwähnt. Es fällt wohl unter die „inneren“ Ursachen?

Die *American Psychological Association* definiert auf ihrer Website: „Psychology is a diverse discipline, grounded in science, but with nearly boundless applications in everyday life. Some psychologists do basic research, developing theories and testing them through carefully honed research methods involving observation, experimentation and analysis. Other psychologists apply the discipline's scientific knowledge to help people, organizations and communities function better. As psychological research yields new information, whether it's improved interventions to treat depression or how humans interact with machines, these findings become part of the discipline's body of knowledge and are applied in work with patients and clients, in schools, in corporate settings, within the judicial system, even in professional sports. Psychology is a doctoral-level profession. Psychologists study both normal and abnormal functioning and treat patients with mental and emotional problems. They also study and encourage behaviors that build wellness and emotional resilience. Today, as the link between mind and body is well-recognized, more and more psychologists are teaming with other health care providers to provide whole-person health care for patients.“ (<http://www.apa.org/about/>; Zugriff 23.2.2015) Eine gründliche Definition von „Psychologie“ würde eine logisch-methodisch orientierte Explikation, mit Intension und Extension des Begriffs, mit Abgrenzungen, Erläuterung von Kriterien, Maßstäben, Adäquatheit verlangen. – Von außen betrachtet ist dieses Definitionsproblem ein Diagnostikum

des *Pluralismus der Theorien und Methoden* sowie der *tiefreichenden Gegensätze* und müsste ein zentrales Thema der *Theoretischen Psychologie* bilden. Wie kontrovers und unergiebig solche Diskussionen verlaufen können, zeigt beispielsweise der Band von Eberlein und Pieper (1976) *Psychologie – Wissenschaft ohne Gegenstand?* Bereits der Buchtitel mit der Suche nach einem *Gegenstand* kann höchst seltsam wirken. – So wird hier einleitend *keine* Definition der Psychologie versucht; die Frage bleibt jedoch aktuell, wenn die Richtungen der Psychologie untersucht werden und bis in die Prinzipien der *Theoretischen Psychologie* hinein.

Wenn es an einer breit akzeptierten Definition der Psychologie mangelt (sie zumindest viel schwerer fällt als für die allermeisten anderen Wissenschaften) sind die Gründe für diesen Status zugleich Kernthemen der Theoretischen Psychologie. Gibt es nicht, zumindest indirekt, den außerordentlichen Anspruch, eine Theorie des Menschen zu entwickeln und wissenschaftliche, empirisch nachprüfbare Verfahren abzuleiten, mit denen praktisch und auch verantwortlich, psychosozial und psychotherapeutisch die Verhältnisse zu ändern sind? Wie unvergleichlich viel einfacher sind dagegen doch alle Zielsetzungen der Naturwissenschaften, vor denen solche Hochachtung besteht?

Das Fehlen einer prägnanten Begriffsbestimmung hat nicht davon abgehalten, eine sehr aktive Disziplin mit breiter Forschung und eine Berufspraxis in vielseitiger Professionalisierung zu entwickeln, in einer Weise, die auch für andere Disziplinen fruchtbar wurde. Ein Kongress der DGPs kann diesen Stand gut vermitteln. *Zur Lage der Psychologie* hat Jürgen Margraf (2015) aktuelle Informationen und Positionen dargestellt. Die Zahl der Berufstätigen beträgt inzwischen über 100.000. Das Bachelor of Science-Grundstudium der Psychologie gibt es in 113 Studiengängen, davon 65 an Universitäten bzw. Hochschulen mit Promotionsrecht; außerdem 156 weiterführende MSc-Studiengänge mit einer jährlich steigenden Anzahl von Abschlüssen (auch der Promotionen und Habilitationen), trotz Numerus-Clausus-Bedingungen. Es wurden im Jahr 2012 insgesamt 776 Professoren, 3.014 wissenschaftliche Mitarbeiter, 54.393 Studierende, 3.180 BSc- und 725 MSc-Abschlüsse, 580 Promotionen und 61 Habilitationen gezählt.

Andererseits dürfen die Differenzierungen nicht übersehen werden. So wird eine nicht geringe Anzahl von Psychologen an der Universität und in der Berufspraxis nicht nur der DGPs (und deren Fachgruppen) oder dem BDP angehören, sondern Mitglied anderer Fachgesellschaften mit sozialwissenschaftlicher oder mit neurowissenschaftlicher Ausrichtung bzw. Mitglied von Fachverbänden im Bereich der Psychotherapie und der anderen Bereichen der Angewandten Psychologie sein. Die Beweggründe für solche Organisationsformen, vor allem aber die Tendenzen zur Abgrenzung und Verselbständigung sind wissenschaftssoziologisch und -psychologisch untersuchenswert. Es gibt Abspaltungen (siehe Kritische Psychologie und Subjektwissenschaft) und nicht möglich erscheinende Integrationsversuche (Psychoanalyse bzw. Tiefenpsychologie), daneben viele interdisziplinär organisierte wissenschaftliche Gesellschaften und – durch eine gemeinsame Methodologie oder Zielsetzungen – zusammengeführte Richtungen wie das Forum *Qualitative Sozialforschung* (<http://www.qualitative-research.net/>), oder die Psychophysiologie, die Neurowissenschaften oder Kognitionswissenschaften.

In der Methodologie und in der Theoretischen Psychologie sind die kritischen Fragen nach den Grundlagen, den leitenden Prinzipien der Psychologie, nach dem Wissenschaftsbegriff und der Wissenschaftlichkeit nicht abzuweisen. Wenn eine formale Definition nicht gelingt und eine nominale, bloß aufzählende Definition von vagen Allgemeinbegriffen wie Erleben und Verhalten unbefriedigend ist, bleibt nur, die typischen Aufgaben, die speziellen Fragestellungen, Methoden und Absichten zu bestimmen und die zugrunde liegenden Erkenntnisprinzipien zu formulieren.

Spekulative Psychologie

Die Abgrenzung der *wissenschaftlichen* Psychologie von ähnlichen Interessenrichtungen, die ebenfalls Beschreibungen und Erklärungen für psychische Phänomene suchen, war bereits in der Gründungsphase der Psychologie wichtig. Als Kriterium wurde das Merkmal der experimentellen Methode herangezogen, später wohl eher die wissenschaftliche (akademische) Qualifikation des Untersuchers, oder es galten grundsätzliche Vorbehalte gegen das Thema.

Die Planung der ersten beiden *Internationalen Kongresse der Psychologie* in Paris und in London war im Vorfeld umstritten, denn die Veranstalter wollten und mussten sich wohl von einigen durchaus populären Strömungen wie Hypnotismus, Spiritismus und anderen spekulativen Formen der Psychologie abgrenzen (siehe Abschnitt 4.1). Die Abwehr des Unwissenschaftlichen bildete sich erst allmählich heraus und bleibt gelegentlich schwierig, auch wenn wissenschaftliche Methoden eingesetzt oder die prinzipielle Vorläufigkeit wissenschaftlicher Arbeit unterstrichen wurde. Ein Beispiel aus der Gründerzeit illustriert diesen Prozess.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen in Leipzig: An einer spiritistischen Séance mit dem Medium Slade, das angeblich mit Geistern kommunizierte und deren Tafelschriften produzierte, waren u.a. als Teilnehmer zugegen: die deutschen Gründerväter der Psychologie und ein bedeutender Physiologe, d.h. Fechner, Wundt und Ludwig, zusammen mit dem Astronom Zöllner und dem Physiker Wilhelm Weber. Vereint im parapsychologischen Interesse, oder positiv gesagt, in ihrer psychologischen Neugier an allen Phänomenen dieser Art. Außer Zöllner scheint Fechner, zumindest eine Zeit lang, von spiritistischen Vorgängen überzeugt gewesen zu sein. Wundt entschied sich gegen eine weitere Beschäftigung mit solchen Phänomenen, weil er keinen überzeugenden experimentalpsychologischen Untersuchungszugang sah. Aus dieser Haltung lehnte er später auch die Konzeption „des Unbewussten“ ab, denn eine wissenschaftliche Untersuchung würde ja zunächst voraussetzen, dass die gemeinten Vorgänge bewusst zu machen sind.

Einheit der Psychologie und Krisendiskussion, Paradigmenwechsel

Wenn es sich als schwierig herausstellt, die wissenschaftliche Psychologie zu definieren, und außerdem von der populären und spekulativen Psychologie abzugrenzen, stellt sich die Frage, inwiefern überhaupt eine Einheit der Psychologie behauptet werden kann. In der Einleitung wurden Gründe dieses Strebens nach Einheitlichkeit genannt und die wiederkeh-

renden grundsätzlichen Zweifel, wenn Dauerkrisen behauptet oder grundsätzliche Erneuerungen verlangt werden. Bereits in der Vorgeschichte der Psychologie wurden verschiedene Richtungen der Psychologie unterschieden und um die Jahrhundertwende 1900 war sehr deutlich, dass es heterogene und unvereinbare Richtungen gab. In einigen Lehrbüchern wurden bereits längere, aber noch kaum gegliederte Listen solcher Richtungen angegeben. Verschiedentlich wurden dann einfache Gliederungen vorgeschlagen: oft ein *dualistisches Schema* wie rational (im Sinne von deduktiv) – empirisch, geisteswissenschaftlich – naturwissenschaftlich, Erklären – Verstehen, oder es wurde unterschieden zwischen christlich orientierter Psychologie – Psychologie ohne Seele. Angesichts der heterogenen Vielfalt der Positionen können solche einfachen Klassifikationen nicht überzeugen, auch wenn die Dichotomie von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften eine im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts vertraute, allgemeinste Klassifikation der Wissenschaftslandschaft bildet (vgl. Ziche, 2008).

Die zunehmende Diskussion über erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, damals und heute oft vom Leib-Seele-Problem ausgehend, und die provozierenden Bücher zur *Krise der Psychologie* seit Willy (1887, 1899) erweiterten die Sicht auf eine Reihe wesentlicher Grundfragen. In Recherchen lässt sich zeigen, dass Beiträge zur Krise der Psychologie häufiger zu finden sind als Versuche einer *Theoretischen Psychologie*, obwohl *Die Frage nach der Einheit der Psychologie* (Spranger, 1926) eigentlich weithin interessieren müsste. In der Gegenwart scheint der Pluralismus der Leitprinzipien in der Psychologie faktisch und organisatorisch stärker ausgebildet zu sein als das Interesse an der wissenschaftstheoretischen Analyse dieser Entwicklung. Gibt es eine Auseinandersetzung mit dem *Relativismus* (*anything goes*) und dem *Pluralismus* unter dem Gesichtspunkt der Wissenschaftlichkeit, der Chancen eines Verhandlungsmodells oder der berufsethischen Sicht? – Ein anderes und spekulatives Thema der Kulturgeschichte ist es, inwieweit in den sich verändernden Auffassungen vom *Monismus* zum *Dualismus* und zum *Pluralismus* allgemeinere Tendenzen der geistigen, sozialen und politischen Zeitströmungen erscheinen (mit der Methode der *Ngrams*-Zeitreihen lässt sich dieser Trend im Internet darstellen, siehe Abschnitt 5.2).

Die Vorzüge einer Einheitstheorie auf naturwissenschaftlichem Gebiet sind nicht zu bezweifeln: für theoretische Formulierungen, konsistente Deduktionen und Vorhersagen. Wichtig sind die unter der Voraussetzung der Einheitstheorie möglichen theoretischen Reduktionen innerhalb dieses Systems. Andererseits ist es sehr zweifelhaft, ob dieses Ideal der Einheitstheorie sinnvoll auf die Psychologie übertragen und dementsprechend die Reduzierbarkeit komplexer auf einfachere theoretische Sätze postuliert werden kann. Sollte in die Psychologie ein Leitbild hineingetragen werden, das in der modernen Physik gegenwärtig ferner zu liegen scheint als seit Jahrzehnten?

Kuhn (1962, 1970) ist der Ansicht, dass die Entwicklung einer Wissenschaft von einem vorparadigmatischen Stadium mit mehreren konkurrierenden Schulen zu einem paradigmatischen, als normal anzusehenden Stadium mit einem einzigen dominierendem Paradigma gemeinsamer Annahmen und Methoden verläuft. Das dominante Paradigma wird in der weiteren Entwicklung durch eine Folge wissenschaftlicher Revolutionen schließlich durch ein neues verdrängt werden. Lakatos (1970) Sicht der wissenschaftlichen Entwicklung läuft

darauf hinaus, dass eine Schule und ein Forschungsprogramm dann prominent sind, wenn sie progressiv sind, d.h. sich bewähren und neue Vorhersagen ermöglichen. Aus dieser Sicht können mehrere Forschungsprogramme durchaus koexistieren, ohne dass es notwendig zu einem letztlich einheitlichen Paradigma komme. In der wissenschaftlichen Konkurrenz der Schulen kann es Fortschritte, Verfall, Degeneration, auch Wiederbelebung geben, wenn es gelingt, neue Hypothesen und empirischen Entdeckungen zu erreichen. Latour (1987) argumentiert dagegen in konstruktivistischer Weise: das geeignete Kommunizieren und Publizieren bestimmen weithin, was in der Wissenschaft und auch in der Technik Einfluss gewinnt.

Ein grundverschiedener Ansatz zeigt sich in den Bemühungen, die Widersprüche theoretischer Positionen der Psychologie als innewohnende *dialektische Widersprüche* aufzufassen und eine Synthese anzustreben. Älter ist die auf Leibniz zurückgehende Auffassung, dass eine gegebene Vielfalt, analog einer Städteansicht, aus verschiedenen *Perspektiven* betrachtet werden kann. Kant ergänzte seinen Hinweis auf die Bedeutung der *Standpunkte* durch eine weitere Metapher: die Einäugigkeit oder den Pluralismus.– In der Psychologie hat vornehmlich Wundt festgestellt, dass Bewusstseinspsychologie und Neurophysiologie (sowie bestimmte andere Auffassungen der Psychologie) wechselseitig ergänzungsbedürftig sind, d.h. sie sind zum theoretischen Verständnis des Ganzen notwendige Perspektiven (und Methodenhorizonte). Wundt wird hier auch psychologisch an die Syntheseleistungen der Apperzeptionsprozesse gedacht haben und philosophisch an die Perspektivität, die für ihn in Leibniz' Denken vorbildlich war. Das von Bohr geprägte Komplementaritätsprinzip ist eine andere Meta-Relation, die von Bohr aus der Atomphysik abgeleitet wurde, jedoch ideengeschichtliche Vorläufer hat (siehe Fahrenberg, 2013a).

Theoretische Psychologie

In der Einleitung wurden die Erkenntnismotive und die praktischen Gründe für die Arbeit an einer Einheitstheorie in den Naturwissenschaften und – nach diesem Vorbild – auch in der Psychologie angeführt. Das „Einheitsstreben“ der Vernunft sucht nach einer Theorie von Allem, einem umfassenden System und womöglich einer „Weltformel“. Auch die Philosophie wurde lange von diesem Systemdenken beeinflusst. Trotz der gegenwärtig als unvereinbar geltenden, fundamentalen Theorien in der heutigen Physik wird weiter an einer Vereinigung gearbeitet.

Die Erwartungen an eine *Theoretische Psychologie* wurden bereits kurz genannt: Als Metatheorie würde sie einen Überbau liefern, in dem die hauptsächlichen Theorien der Teilgebiete repräsentiert und möglichst widerspruchsfrei zusammengefasst sind. Eine bescheidenere Hoffnung wäre es, zunächst einen gemeinsamen Bezugsrahmen zu gewinnen, in dem unterschiedliche Richtungen der Psychologie einen vorläufigen Platz finden, um schrittweise harmonisiert und zusammengefügt zu werden. Wenn breitere Syntheseversuche und Ansätze einer Metatheorie bis auf weiteres als unzureichend erscheinen oder gescheitert sind, ist es eine wichtige Aufgabe, die hauptsächlichen Widersprüche zu untersuchen. Eine Systematik der Schlüsselkontroversen wird eher als eine pauschale Krisendiskussion zu den

eventuell möglichen Strategien, zu neuen Denkfiguren und Bezugssystemen und zur Entwicklung von Meta-Relationen weiterführen.

Theoretische Psychologie und *Krise der Psychologie* sind zwei eng verknüpfte Themen. Die wissenschaftliche Entwicklung dieser Disziplin zu diskutieren, ist anspruchsvoll und schwierig, denn es gibt eine lange Vorgeschichte, eine Vielfalt der Positionen, die einen Perspektiven-Wechsel verlangen. Aus der unübersichtlichen Diskussion ragen einzelne Kontroversen, einige viel zitierte Bücher und markante Äußerungen sowie neuere Auffassungen über fachliche Trends und „Theoriendynamik“ (Paradigmenwechsel) heraus. Es mangelt jedoch an einer hinreichend detaillierten und kritischen Übersicht über die Ideengeschichte, auf die sich dann systematisch eine Theoretische Psychologie beziehen könnte.

Ist eine solche Metatheorie oder große Einheitstheorie absehbar oder ist sie gerade für die Psychologie nicht zu erwarten, weil auf zentralen Gebieten unvereinbare Gegensätze bestehen, und die Konzeptionen fehlen, wie dieser Pluralismus fundamentaler Voraussetzungen zu überwinden wäre? Besteht die Aufgabe der Theoretischen Psychologie eigentlich darin, wie eingangs gefragt, die Gründe zu untersuchen, weshalb eine vereinheitlichende Theorie, auch für die einzelnen Fächer der Psychologie, weiterhin nicht zu erwarten ist? Die heterogene Ideengeschichte wäre zu rekonstruieren: im direkten, didaktisch kontrastierenden Vergleich bedeutender Autoren und in der Fortschreibung herausragender Kontroversen. Wenn wichtige Richtungen der Psychologie beschrieben werden, wäre es erhellend, möglichst prägnant die jeweils zugrunde liegenden Postulate und Prinzipien darzustellen sowie die charakteristischen Methoden herauszuarbeiten, die als adäquat behauptet werden und oft zur Abgrenzung der betreffenden Richtung dienen.

Kontroversen

Kontroverse ist ein verbreiteter Ausdruck für eine anhaltende wissenschaftliche Auseinandersetzung über eine Grundfrage, sei es eine Theorie oder eine Position der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie oder ein schwieriges Methodenproblem bzw. ein empirischer Befund. In Analogie zu den inhaltlichen Schlüsselkonzepten der Psychologie können Schlüsselkontroversen um Postulate und Prinzipien hervorgehoben werden. Als Kontroverse werden hier Abfolgen von gegensätzlichen Stellungnahmen bezeichnet, in denen sich mindestens zwei Autoren in mindestens drei Schritten äußern, d. h. im einfachsten Fall: A mit einer Behauptung, B mit direkter Kritik, A mit direkter Erwiderung. In der Psychologie sind zahlreiche Kontroversen bekannt, oft mit vielen Autoren, in der Wissenschaftstheorie sind es meist sehr lange, verzweigte und dann unübersichtliche Argumentationszusammenhänge.

Wer sich mit der Ideengeschichte der Psychologie beschäftigt, wird auf philosophische Postulate und eine Reihe solcher fundamentalen und anscheinend nicht aufzulösenden Kontroversen stoßen. Die im Kapitel 3 folgende Übersicht über die hauptsächlichen Strömungen und Richtungen der Psychologie ist ideengeschichtlich orientiert und beabsichtigt, solche Kontroversen zu erfassen. Sie ziehen sich – oft unter verschiedenen Bezeichnungen – durch die Ideengeschichte der Psychologie, scheinen zeitweilig uninteressant zu sein und werden, wie auch die fachlichen Trends, durch verbesserte Forschungsmöglichkeiten oder durch bedeutende Autoren aktualisiert. Beispiele bilden das phasenweise stärker interessie-

rende Gehirn-Bewusstsein-Problem und das Willensfreiheit-Determinismus-Problem. Die beabsichtigte Übersicht über Strömungen und Hauptrichtungen der Psychologie wird einerseits den herausragenden Autoren und Programmen folgen und wird andererseits durch die Suche nach wichtigen Kontroversen geleitet sein. Beispiele sind:

- Subjekt-Objekt-Problem,
- Gehirn-Bewusstsein-Problem (Leib-Seele-Problem),
- Metaphysisches Seelenpostulat oder naturalistische Position,
- Willensfreiheit und Determinismus,
- Introspektion gegenüber Verhaltensbeobachtung und Experiment,
- Messung gegenüber „qualitativer“ Interpretation (Hermeneutik).

Für andere Kontroversen, in denen früher und zum Teil heftig gestritten wurde, haben sich deutliche Annäherungen ergeben, beispielsweise hinsichtlich des *Anlage-Umwelt-Problems* oder hinsichtlich des Zusammenwirkens von Eigenschaftsdisposition, Situation und Interaktion bei der Formung des manifesten Verhaltens. Diese Lösungen im Sinne von „Sowohl-als-auch“ sind jedoch primär auf einer empirischen Ebene zu erwarten, vielleicht auch hinsichtlich einiger wissenschaftstheoretischer und methodologischer Prinzipien. – Erkenntnistheoretische Kontroversen sind anderer Art.

Relevanz, Relevanzbehauptungen und Neutralitätsgebot

Zum Wissenschaftsbegriff gehört das Gebot bzw. die Konvention weltanschaulicher Neutralität, d.h. die philosophischen Überzeugungen, die religiösen Glaubensgewissheiten sollen ebenso wenig wie politische oder ökonomische Motive einen steuernden Einfluss auf die wissenschaftliche Tätigkeit haben. Jedenfalls soll die fachlich adäquate *Durchführung* der Forschung nicht beeinträchtigt sein, wenn vielleicht bei der *Wahl der Fragestellung* und im Verlauf von praktischen Anwendungen des Wissens auch weltanschauliche Motive mitspielen. Für weite Bereiche der Psychologie wird diese Unvoreingenommenheit oder Neutralität gelten. „Wir können dem Wissenschaftler nicht seine Parteilichkeit rauben, ohne ihm auch seine Menschlichkeit zu rauben (...) Ganz ähnlich können wir nicht seine Wertungen verbieten oder zerstören, ohne ihn als Menschen und als Wissenschaftler zu zerstören. Der objektive und der wertfreie Wissenschaftler ist nicht der ideale Wissenschaftler“ (Popper, 1978, S. 114). Es gibt keine objektive, absolute Wahrheit und jeder Dogmatismus muss kritisiert werden in der Wissenschaft und in der Politik.

Dennoch ist kritisch zu fragen: Macht es einen *Unterschied* aus, ob jemand Forschung und Praxis in der Psychologie unternimmt

- mit der wissenschaftstheoretischen Vorentscheidung, dass die Basissätze der empirischen Wissenschaft Beobachtungssätze sein sollen, und dass zwischen Physik und Psychologie keine wesentlichen kategorialen Unterschiede bestehen, die eigenständige Erkenntnisprinzipien der Psychologie anstelle einer Einheits- (Wissenschafts-) Theorie erfordern?

- in der Überzeugung, dass verbale Aussagen über die subjektiven „Qualia“, sprachanalytisch Sätze der „ersten Person“, eine seltsame Begleitfunktion spezieller kortikaler Prozesse bilden, und letztlich, wenn konsequent „wissenschaftlich“ argumentiert wird, erschöpfend auf die Hirnfunktionen, letztlich die Hirnphysik, reduzierbar sind?
- im biologischen Wissen über den Organismus der höchsten Spezies, die durch Zufall und durch biologische Evolution entstand, in einer langen Stammesgeschichte, die auch das menschliche Verhalten, Bewusstsein sowie geistige Werke hervorbrachte?
- im Glauben an eine mit unsterblicher Seele begabte *Person*, mit einem „Leben nach dem Tod“ (eventuell verbunden mit dem Glauben, einem persönlichen Schöpfergott verantwortlich zu sein, und diese Rückbindung bejahend)?
- ohne solche Postulate und Voraussetzungen?

Diese absoluten Überzeugungen sind hier drastisch vereinfacht. Wahrscheinlich haben solche persönlichen Überzeugungen auf sehr vielen, vielleicht den meisten Gebiete der Psychologie keinen tieferen Einfluss, eher vielleicht auf die Motivation, sich für ein bestimmtes Gebiet und bestimmte Fragestellungen zu interessieren. Andererseits ist es plausibel, dass sich in anderen Bereichen der Psychologie philosophisch-weltanschauliche Positionen darauf auswirken können, wie Fragen gestellt, Hypothesen und Theorien entwickelt, „adäquate“ Methoden ausgewählt und Anwendungen geplant werden. Als Beispiele sind die verschiedenen Theorien der Persönlichkeit oder die Richtungen der Psychotherapie zu nennen, denn auch hier sind die Einflüsse der „Menschenbilder“ auf Forschung *und* Praxis unübersehbar. Da zwischen geäußerten Überzeugungen und den beobachtbaren Handlungen unterschieden werden muss, wird es Diskrepanzen geben können. Aus einer differenziellen Psychologie der Menschenbilder können nur ungefähre Hypothesen abgeleitet werden, und das berufliche Verhalten wird in Entscheidungssituation so vielfältig bedingt sein, dass geradlinige Konsequenzen aus einer abstrakten Überzeugung, etwa zum Leib-Seele-Problem, nicht ohne weiteres zu erwarten sind.

Fast trivial ist die Behauptung, dass bestimmte Positionen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, direkt oder indirekt, d. h. über die methodologischen Entscheidungen und Kompromisse vermittelt, die Fragestellung und die Interpretation von Forschungsprojekten mitbestimmen werden. Gilt diese Hypothese auch für die unübersichtlichere Berufspraxis in wichtigen Entscheidungssituationen, zum Beispiel

- bei der Auswahl diagnostischer und therapeutischer Maßnahmen für Patienten mit psychosomatischen Störungen (somatoformen Bildern, funktionellen Syndromen), je nachdem, ob eine dualistische Auffassung von psychophysischer Interaktion (Kausalität) oder eine monistische Auffassung vorausgesetzt wird?
- bei der forensischen Begutachtung und der Indikation sozialtherapeutischer Rehabilitation, je nach eigener Auffassung von Willensfreiheit – Determinismus?

Objektivierbare Unterschiede der beruflichen Praxis in Abhängigkeit von individuellen philosophischen Vorentscheidungen würden dem verbreiteten Verständnis oder dem sogar normativ aufgestellten Grundsatz der Neutralität des Wissenschaftlers widersprechen. Diese Überlegungen stehen im Kontext der überdauernden Frage nach Wertfreiheit oder Wertgebundenheit des Wissenschaftler und der Wissenschaft. Popper räumte zwar ein, dass der

einzelne Wissenschaftler Parteilichkeiten habe und dass dies auch zu seiner Menschlichkeit gehöre, erwartet jedoch von Wissenschaft, d. h. dem Ablauf des Forschens, weltanschauliche Neutralität. Wie sich aus den *individuellen* Positionen im Zuge eines allgemeinen Problemlösungsprozesses eine gemeinsame und dann philosophisch voraussetzungslose allgemeine Theorie ergeben soll, bleibt offen.

Es mangelt an empirischer, multimethodischer Einstellungsforschung über mögliche Konsequenzen ontologischer und erkenntnistheoretischer Überzeugungen; selbst einfache Umfragen hinsichtlich der geäußerten Einstellungen sind sehr selten (siehe Abschnitt 5.2 und 5.3). Ist es nicht eine empirisch zu beantwortende Fragestellung, ob grundlegende Postulate zum Leib-Seele-Problem und zum Subjekt-Objekt-Problem, trotz des „Neutralitätsgebotes für Wissenschaftler“, fachliche, theoretische und praktische, Konsequenzen haben können? Eine empirische Prüfung dieser Hypothese ist schwierig, und es existieren nur wenige Ansätze.

Zwar scheint es weithin anerkannt zu sein, dass religiös-weltanschauliche Überzeugungen sich auf Grundfragen sozialer und gesellschaftspolitischer Art, auf die Medizinethik oder das Strafrecht auswirken können, doch sind diese Relevanzbehauptungen zunächst eher deduktiv gewonnen; die empirisch-induktive Evidenz ist wegen der realen Bedingungsvielfalt weitaus schwer zu erbringen.

In gelegentlichen Diskussionen tauchen zwei pragmatische Hilfsargumente auf: Die Mehrzahl der Forscher und Praktiker sei an solchen „philosophischen“ Grundfragen wenig interessiert, unzureichend informiert und deshalb kaum in der Lage, ihre eigene Position zu solchen traditionellen Grundfragen darzulegen. In der heutigen wissenschaftlichen Psychologie, in Forschung und Praxis, hätten „weltanschauliche“ Überzeugungen keinen systematischen Einfluss – ausgenommen vielleicht einige Tendenzen in der Psychotherapie und auf ähnlichen Gebieten. Eine experimentelle Untersuchung kognitiver Funktionen sei ebenso wie die Forschung in der Psychophysik und Neuropsychologie oder die Methodik der Testkonstruktion „neutral“ gegenüber philosophischen Überzeugungen. Beide Einwände haben einsichtige Gründe, erschöpfen jedoch nicht die ernsthafte Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden Schwierigkeiten. Diese Kontroversen sind zweifellos auf einzelnen Gebieten besser zu erkennen als auf anderen; oft ist der Kontext für die Beurteilung wichtig oder die kritische Untersuchung, welche Methoden als adäquat behauptet oder aufgrund welcher Kompromisse bestimmte Facetten eines theoretischen Konstrukts und die betreffenden Methoden ausgelassen wurden. Wenn die Fragestellung eines Projektes oder einer Intervention festgelegt wird, sind in der Regel Auswahlentscheidungen unter mehreren Möglichkeiten unvermeidlich.

Sind nicht die fortdauernden Auseinandersetzungen über die Verbindung von Gehirn und Bewusstsein, über die Messbarkeit „psychischer“ Phänomene, über die psychologische Interpretierbarkeit von non-verbalen, objektiven Verhaltensbeobachtungen, wichtige Indizien? Was folgt aus dem fragwürdigen Status *nomologischer* (Kausal-)Forschung und der wissenschaftstheoretischen Einsicht, dass psychologische Experimente wegen der empirisch unmöglich zu erreichenden äquivalenten Wiederholbarkeit (*ceteris-paribus*-Bedingung) kaum zu den angestrebten Gesetzes-Erklärungen führen können?

Der kritische Rationalismus in der Prägung durch Stegmüller (1970 ff; siehe oben) bietet zwei Auswege aus einer eventuell drohenden Beliebigkeit der Wissenschaftstheorien und Positionen an: Stegmüller formulierte vier *Kriterien der Wissenschaftlichkeit* und das *Verhandlungsmodell*, nach dem eine rationale Klärung strittiger Voraussetzungen möglich sei. Auch im Falle eines grundsätzlichen methodologischen Konflikts, insbesondere über die geeignete operationale Erfassung bestimmter Konstrukte und Kriterien, müsste auch hier das Verhandlungsmodell befolgt werden. Stegmüller bleibt in seiner Diskussion, die ja primär an der wissenschaftstheoretisch vergleichsweise homogenen Physik orientiert ist, bemerkenswert vage zum Verhandlungsmodell.

Innerhalb der Psychologie könnte zwar ein Verhandlungsmodell manche nützliche Konventionen und Standards zu entwickeln helfen. Aber die zentralen Auseinandersetzungen betreffen Grundfragen und deren Kennzeichen ist, dass sie *gerade nicht* kritisch-rational oder pragmatisch nach Nutzenerwägungen zu *lösen* sind, sondern auf Postulaten, auf absoluten Überzeugungen basieren, für die es keine gemeinsame Lösung, sondern höchstens dogmatische Entscheidungen geben kann.

Einige dieser Perspektiven und Themen könnten unter dem Begriff *Philosophische Anthropologie* oder als *Philosophische Psychologie* zusammengefasst werden (u.a. Carrier & Mittelstraß, 1989; Gadenne, 2004; Lorenz, 2003; Sachs-Hombach, 1993; siehe Abschnitt 6.3.2). Eine breite Literatur existiert außerdem aus der Sicht der hauptsächlich angloamerikanisch geprägten *Analytischen Philosophie* bzw. *Philosophy of Mind*. Viele jener Beiträge lassen, abgesehen von Aspekten der Kognitionswissenschaften, einen nur minimalen Bezug zu der heutigen Forschungslandschaft, Theorienbildung und Methodologie der Psychologie erkennen; auch die Ideengeschichte der Psychologie und wesentliche Autoren scheinen kaum bekannt zu sein oder zu interessieren. – Zentrale Fragen mit Bezug auf die Forschung und Praxis der Psychologie fänden einen besseren Platz in der *Theoretischen Psychologie* im Zusammenhang einer weit verstandenen *Allgemeinen Wissenschaftstheorie der Psychologie*.

Religion (Weltanschauung) und Psychologie?

Nach den religiösen bzw. weltanschaulichen Überzeugungen des Autors zu fragen, wenn er oder sie beispielsweise ein Lehrbuch der Persönlichkeitspsychologie oder Psychotherapie schreibt, ist unüblich, obwohl Persönlichkeitstheorien und Therapierichtungen dargestellt und fachlich beurteilt werden. Ohne auf die unterschiedlichen Menschenbilder einzugehen, kann das nicht gelingen. Auch in den Selbstdarstellungen von Psychologen und in den Büchern über Psychologiegeschichte taucht das Thema der religiösen Bindung, die Stellung zu den „letzten Fragen“, nur sehr selten auf: entweder wird es für unwesentlich gehalten oder es gilt als Privatangelegenheit und Tabuzone.

Auf den meisten anderen Gebieten sind solche weltanschaulichen Einflüsse von vornherein nicht zu behaupten. Die Frage kann höchstens auf der Ebene der Studienwahl, der Motive für ein bestimmtes Forschungsthema oder eine bestimmte Berufstätigkeit auftauchen. Dass hier abgesehen von Ausbildung und Gelegenheit vielfältige Motive biographi-

scher, sozialer, ökonomischer und auch weltanschaulicher Art hineinspielen, ist nicht zu bezweifeln. Wenn es jedoch um die Definition der Psychologie, ihre Fundierung und das Wissenschaftsverständnis geht, wird die Frage der Religion – als Rückbindung an eine höhere Welt, an das Absolute – zur unausweichlichen Frage, die mit Überzeugung oder mit Indifferenz beantwortet werden könnte. Oder kann doch eine neutrale Haltung bewahrt werden?

Der Transzendenzbezug hat in den Religionen und Konfessionen viele Facetten, die für Grundfragen der Psychologie, die Theorie des Menschen, neben vielen Komponenten des Menschenbildes wesentlich sind. Aus dieser religiösen Sichtweise entstehen wohl in erster Linie die Überzeugungen hinsichtlich der Existenz einer unsterblichen Seele und hinsichtlich des Schöpfungsaktes durch ein allmächtiges Wesen, durch Gott, der bestimmte Erwartungen an sein Geschöpf hat.

Religionspsychologisch wäre nach den Bedingungen, Einflüssen und Motiven religiöser Überzeugungen zu fragen: Sind es unhintergehbare Gewissheiten, Offenbarungen, Selbstverständlichkeiten der soziokulturellen Bezugsgruppen? Spätestens seit Kants kritischen, philosophisch-aufklärerischen Untersuchungen über den Begriff der Seele und die Unmöglichkeit einer rationalen bzw. metaphysisch deduzierten Psychologie ist die Kontroverse prägnant formuliert. Deutlich ist auch, dass Kants Versuch der Aufklärung nicht allgemein überzeugte. Herbart, der zweite Nachfolger Kants in Königsberg, und Lotze in Leipzig, wo dann Gustav Theodor Fechner und Wilhelm Wundt lehrten, bleiben durch die christliche Seelenlehre geprägt. Gegen Wundts Psychologie wurde von Anhängern der christlich orientierten Psychologie wiederholt polemisiert (siehe Abschnitt 6.4).

2.5 Hauptsächliche Methodentypen der Psychologie

2.5.1 Methoden als „richtige Wege“

Systematische Aussagen über das Bewusstsein (Erleben) und Verhalten des Menschen können auf verschiedene Weise gewonnen werden. Beispiele sind schon der langen Vorgeschichte der Psychologie zu entnehmen. In den klassischen Tragödien der Griechen werden eindrucksvoll innerlich bewegende Affekterlebnisse geschildert; in den „Charakteren des Theophrast von Eresos aus dem 3. Jahrhundert vor der Zeitrechnung werden die beobachteten charakteristischen Verhaltensweisen und Temperamentsäußerungen anderer Personen typisiert. Sogar testähnliche Auswahlverfahren aufgrund des manifesten Verhaltens der Personen, ähnlich einer Bewerberauswahl, werden in der Geschichte der differenziellen Psychologie berichtet. Die im 18. Jahrhundert zunehmenden Publikationen über Menschenkenntnis und Erfahrungsseelenlehre (z.B. Jakob, 1795) sollten zum Verständnis der Menschen verhelfen und zudem auch natürliche Erklärungen für psychisch auffälliges und kriminelles Verhalten liefern. Auch die Aufmerksamkeit für die inneren Vorgänge hat viele Motive: die positiven Stimmungen, die überwältigende Kraft der Affekte und der elementaren Bedürfnisse, körperliche Beschwerden und Schmerzen, Entscheidungs- und Gewis-

sensprobleme, Bewusstseinsstörungen, Phantasie und Traumerleben, die Erfahrungen der Mystik oder die Folgen von Genussmitteln, andererseits auch Selbstdarstellung, Verstellung, Täuschung. Die veränderten Bewusstseinszustände bilden ein vielseitig interessierendes Thema (Vaitl, 2012). – Nach der Priorität der äußeren oder der inneren Erfahrung zu fragen, ist müßig, da sich wahrscheinlich das eigene Erleben mit der Wahrnehmung der Mutter von Geburt an (und bereits zuvor) verbunden hat.

An diese Vielfalt psychischer Phänomene und das populäre Wissen über Bewusstseinsvorgänge und Verhaltensweisen zu erinnern, ist als erste Einleitung gemeint. Die zweite einleitende Bemerkung bezieht sich – viel abstrakter – auf das Leib-Seele-Problem, die dualistische Lehre, dass ein Körper und eine immaterielle, unsterbliche Seele existieren. Diese Fragen der Ontologie und Metaphysik könnten hier allein der Philosophie oder Religionswissenschaft zugewiesen werden, wenn nicht durch die Überzeugungen hinsichtlich Seele, Immanenz und Transzendenz das Fundament der Psychologie angesprochen wäre. Jedenfalls wird bei einer Mehrheit, wahrscheinlich auch der Psychologen, anzunehmen sein, dass sie im Kontext dieser religiösen Überzeugungen aufgewachsen sind und diesen eventuell nahestehen (weitere Hinweise zu Seelenwissenschaft und A-Psychismus, siehe Abschnitt 6.4). Mit diesen Überzeugungen wird – auf keineswegs einfache Weise – auch die erkenntnistheoretische Unterscheidung von Subjekt und Objekt verknüpft sein.

So kann es nicht verwundern, dass zu diesem zentralen Thema weiterhin Beiträge publiziert werden, beispielsweise von Heinemann (1988) *Das Subjekt als Objekt. Anmerkungen über objektive und subjektive Psychologie*, von Brandstätter (1991) *Psychologie zwischen Leib und Seele: Einige Aspekte des Bewusstseinsproblems*, oder von Windmann und Durstewitz (2000) *Phänomenales Erleben: Ein fundamentales Problem für die Psychologie und die Neurowissenschaften*. Diese Aufsätze führten zu regen Diskussionen in der *Psychologischen Rundschau*.

Pongratz (1967) gab eine philosophisch und psychologisch fundierte Problemgeschichte zu den Themen: Seele und Seelenleben (S. 18-84), anschließend über Bewusstsein und Unbewusstes (S. 85-254) sowie Erleben und Verhalten (S. 255-347). Es entsteht der Eindruck, dass die neuere Diskussion über phänomenales Bewusstsein und über *Subjektpsychologie oder subjektlose Psychologie* (Staeuble, 1985) vieles rekapituliert, was zuvor unter der Überschrift *Psychologie ohne Seele* erörtert wurde. So kann beispielsweise nachgefragt werden: *Wie das Leib-Seele-Problem in den Logischen Empirismus kam?* (Heidelberg, 2002).

Das philosophische Subjekt-Objekt-Problem stellt sich für die empirische Psychologie als Gegensatz von *innerer* Sicht (bzw. Wahrnehmung, Erfahrung) und *äußerer* Sicht (Wahrnehmung, Erfahrung) bzw. von Bewusstsein (Erleben) und Verhalten. Anstelle des neueren Begriffs *Verhalten* standen früher Benehmen, Gewohnheiten, Tun und Lassen der Menschen. Wenn zwischen reaktivem oder spontanem *Verhalten* und den willentlichen *Handlungen* unterschieden wird, gibt es eine entsprechende doppelte Perspektive der objektiven Außenansicht und der verborgenen inneren Sicht. Auf einer dritten Ebene, der Sinnesphysiologie und Sinnesempfindung ist die Extrozeption gegenüber der Introzeption (und Propriozeption) zu unterscheiden.

Methodentypen

Werden überhaupt eigenständige Methoden in der Psychologie verwendet? Beobachtung, Experiment, Simulation und Modellierung, Messung und statistische Datenanalyse, Interview, Interpretation, Biographik und Feldstudien werden auch in anderen Humanwissenschaften eingesetzt. Beratung, Intervention, Anamnese, Diagnostik und Therapie gibt es in Medizin bzw. Pädagogik. So bleiben als eigenständige Methodentypen hauptsächlich die Introspektion und Selbstbeobachtung sowie der standardisierte psychologische Test und die anspruchsvolle, systematische Verhaltensanalyse. Alle diese Methoden tragen Informationen zur empirischen Basis der Psychologie bei und ermöglichen einen psychologischen Zugang zu den interessierenden Phänomenen.

Innerhalb der Psychologie werden einige der genannten Methodentypen hervorgehoben, um verschiedene Teildisziplinen (Fächer) und Fragestellungen zu kennzeichnen. So gilt die Allgemeine Psychologie als weitgehend experimentell orientiert im Unterschied zur methodisch breiter angelegten und korrelationsstatistisch forschenden Differenziellen Psychologie oder zur Entwicklungspsychologie und Sozialpsychologie, in denen Verhaltensbeobachtung, auch unter Alltagsbedingungen, eine größere Rolle spielen. Grundsätzliche Unterschiede bestehen jedoch nicht, und häufig werden Methoden kombiniert.

Zu kontroversen Leitprinzipien können bestimmte Methodentypen wie Experiment oder Introspektion werden, wenn es um die Auseinandersetzung zwischen Richtungen der Psychologie geht. Sogar innerhalb einer Richtung werden Kontroversen oft mit einem Unterschied der Methodik charakterisiert. Wenn ein Methodentyp als Kürzel oder oberflächliche Bezeichnung verwendet wird, könnte übersehen werden, dass diese Methodentypen und Methoden ebenfalls auf ein Annahmegerüst verweisen. Dessen Prinzipien und strategische Überlegungen sind wichtig, wenn die Adäquatheit von Methode und Phänomen zu beurteilen ist. Gegenüber der zu einfachen Sicht, die Phänomene würden durch die ausgewählte Methode operational definiert, beruht die fortgeschrittene Methodologie gerade auf der Einsicht, dass die Methodenwahl ein „theoretisches Bekenntnis“ ist und ein möglichst weit entwickeltes und präzisiertes Vorverständnis des gemeinten Phänomens, des psychologisch-theoretischen Konstrukts und der eigenen Fragestellung enthält. Wenn eine Methode aus dem Inventar möglicher und verfügbarer Methoden ausgewählt oder eine neue Methode entwickelt wird, ist eine Rechtfertigung der Adäquatheit und Gültigkeit der Methode im Wortsinne als „richtiger Weg“ mitzudenken und fachlich mitzuteilen.

Die Kontroversen zwischen Richtungen der Psychologie verengen und verselbständigen sich gelegentlich in einer abgelöst wirkenden Auseinandersetzung über die Methoden *an sich*, ohne die Aspekte der Adäquatheit und der wissenschaftlichen Prüfbarkeit einzubeziehen und ggf. auch an den Praxisbezug zu denken. In methodologischen Auseinandersetzungen können – sonst verborgene – erkenntnistheoretische Positionen hervortreten.

Der Begriff *Methodentyp* wird hier vorgezogen und der Begriff *Paradigma* reserviert für prägnanter formulierte Musterbeispiele psychologischer Methodik: ein Paradigma besteht aus einer genau ausgearbeiteten Konzeption mit den formalen und technischen Aspekten der Operationen, des strategischen Vorgehens, der theoretischen Konstrukte (Assessmenttheorie, Repräsentations- und Symmetriebedingungen), der Reflexion von Adäquatheit, interner und externer Validität und anderen Aspekten. Mitgedacht ist die Annäherung

an einen Standard, auch wenn es weithin, von psychologischen Tests und physiologischen Messmethoden abgesehen, in der psychologischen Methodik kaum vollstandardisierte und normierte Prozeduren gibt. Als paradigmatisch könnten eventuell angesehen werden: ein typisches Experiment der Psychophysik, ein Experiment zur Aufmerksamkeitssteuerung, die Untersuchung der differenziellen Konditionierbarkeit des Lidschlags, ein sozialpsychologisches Gruppenexperiment, ein mehrstufiges strukturiertes Forschungsinterview (Wengraf), eine systematische Biographik (Thomae), eine planmäßige Protokollierung von Selbstberichten, Bewegungsaktivität und Blutdruck durch *Ambulantes Assessment* (Monitoring).

Über die *Methodentypen der Psychologie*, um die es hier geht, ist seit vielen Generationen nachgedacht und geschrieben worden, und es gibt unzählige Varianten und Kombinationen der hier skizzierten Methodentypen in der nicht mehr überschaubaren Fachliteratur. Genannt werden solche Methodentypen in den Übersichten der größeren Lehrbüchern der Methodenlehre der Psychologie (u.a. Bortz & Döring, 2006; Kerlinger & Lee, 2000; Westermann, 2000), ausführlicher in den Einzelbeiträgen zu Handbüchern und Enzyklopädien. Es scheint jedoch weder in der deutschen noch angloamerikanischen Fachliteratur eine Monographie zu geben, welche die wissenschaftstheoretisch-methodologisch begründete Systematik ausführt.

Hier ist weder eine psychologiegeschichtliche Ableitung oder Einordnung, noch eine in Details gehende Beschreibung der Methodentypen beabsichtigt. Einerseits geht es um den generellen Hinweis, wie viele unterschiedliche Methodentypen und multimodale Strategien zur Verfügung stehen, andererseits um die Prinzipien jener Methoden, die für die folgende Diskussion der Hauptrichtungen der Psychologie besonders wichtig sind.

Die Methodentypen bilden oft die Leitprinzipien bei der Abgrenzung von Richtungen der Psychologie. Deshalb werden die Methodentypen – mit wenigen Literaturhinweisen – erläutert und hinsichtlich ihrer erkenntnistheoretisch-methodologischen Voraussetzungen kommentiert, um auf wichtige Ansatzpunkte der Kontroversen aufmerksam zu machen. Damit wird auch versucht, diesen heterogenen Bereich so übersichtlich zu machen, wie es auch terminologisch für die anschließenden Kapitel über Strömungen und Richtungen der Psychologie erforderlich ist. – Ausführlicher werden die oft kontrastierten Methodentypen Introspektion und Selbstbeobachtung gegenüber Experiment und Messung erläutert.

2. 5. 2 Introspektion, Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung

Alle Versuche einer Definition von Psychologie führen unvermeidlich zur Unterscheidung „der Sicht von innen“ und „der Sicht von außen“. Diese Abgrenzung ist fundamental, auch wenn die enge funktionelle Verschränkung der inneren und der äußeren Erfahrung betont und die entwicklungs-neuro-psychologische und die sozial-psycho-physiologische Genese festgestellt werden. Der Begriff *Introspektion* bedeutet zunächst Blick nach innen und das Erleben der Innerlichkeit, auch der Körperwahrnehmung. In dieses unmittelbare Erleben werden sich spontane Erinnerungen einfügen und dazu die aufmerksame Reflexion, eben

dieses Erleben zu haben und sich dessen – sowie der eigenen Identität – bewusst zu sein als ein *erlebendes und handelndes Ich*. Für diese innere Sicht ist genuin die Psychologie zuständig. Welche empirische Wissenschaft sollte es sonst sein? Vom Standpunkt der radikalen *Verhaltenswissenschaft* aus ist es natürlich möglich, die nur der Introspektion zugänglichen Phänomene konsequent aus der wissenschaftlichen Betrachtung auszuklammern, weil eine objektivierende Forschung unmöglich ist. Die besondere subjektive Realität wird zwar nicht geleugnet, sondern anderen Formen des Wissens wie der philosophischen Reflexion, der Selbsterfahrung, dem Autobiographischen, dem Literarischen zugeordnet. Das Nachdenken über die Möglichkeiten und Grenzen der Introspektion führte zu der Frage, was Empirie bedeutet und welche Unterschiede zwischen *spekulativer* und *wissenschaftlicher* Psychologie postuliert werden.

Introspektion und Selbstbeobachtung werden hier aus mehreren Gründen ausführlicher dargestellt als die folgenden Methodentypen. Erstens sind konträre Einstellungen zur Introspektion als Methode einer der wichtigsten, vielleicht der wichtigste Grund für die Aufspaltung der Psychologie in verschiedene Hauptrichtungen. Zweitens ist die Begriffsbildung in hohem Maße missverständlich. Die Ausdrücke innere Wahrnehmung, innere Erfahrung, innere Schau, Introspektion, Blick nach Innen, Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung haben Nebenbedeutungen, welche die Verständigung außerordentlich erschweren können. Das erkenntnistheoretische Subjekt-Objekt-Problem ist einerseits mit philosophischen Positionen verknüpft, andererseits mit den methodologischen Fragen der Gültigkeitskriterien und der Adäquatheit der Methode. Ein Exkurs gerade zu diesem Methodentyp ist wichtig, um das methodologische Dilemma zu beschreiben und begrifflich zu differenzieren. Außerdem sind methodische Möglichkeiten zu erwähnen, die Wundts Ansatz einer experimentell kontrollierten Selbstbeobachtung mit physiologischen „Hilfsmethoden“ entsprechen und eine wenigstens teilweise Bewährung solcher Selbstberichte anstreben. Dieses Thema wird in den heutigen Lehrbüchern der Methodenlehre nur grob dargestellt, und die Terminologie ist uneinheitlich.

Zweifellos besteht ein entscheidender Unterschied zwischen einer Psychologie, die ausschließlich oder überwiegend auf Introspektion baut, und einer Psychologie, die auf Introspektion entweder völlig verzichtet oder introspektive Berichte als höchst unsichere Aussagen begreift, die durch andere psychologische Methoden gestützt werden müssen. Die Kontroverse über den Zugang zur Innerlichkeit hat eine lange Vorgeschichte, und es gibt einen Einschnitt, der von Kants (1798) kritischer Beurteilung der „inneren Sicht“ allmählich zur psychologischen Schilderung des „Tuns und Lassens der Menschen“, d.h. dem *Verhalten*, führte – oder für die Psychologie hätte daraus folgen können, falls man Kants Position rezipiert hätte. Kants Stellungnahme bedeutet nicht, dass er die psychologische Untersuchung von Bewusstseinsvorgängen gänzlich ablehnt, er benennt jedoch mit scharfem Blick für Methodenprobleme die auftretenden Schwierigkeiten, die Fehlerquellen und möglichen Irrtümer. Kant (1798) sah positiv – ohne dies ausdrücklich so hervorzuheben – in der Beschreibung der „mannigfaltigen Erfahrungen, die wir an dem Menschen bemerken“, also in der Verhaltenspsychologie, eine geeignetere Basis. Er verwendete jedoch den Ausdruck *pragmatische Anthropologie* und nicht Psychologie. Dies erwies sich für die Rezeption seiner wichtigen Abhandlung als sehr abträglich. Vielleicht glaubten Psycholo-

gen, bereits nach dem Titel entscheiden zu können, dass diese Schrift Kants unwichtig wäre; auch von Philosophen wird sie nicht oft zitiert.

Die Kritik der Introspektion ist also wesentlich älter als die Auseinandersetzung um den *Behaviorismus*. Statt Skinner zu unterstellen, Erleben und Innerlichkeit des Menschen würden völlig in Abrede gestellt und das eigentlich Menschliche verleugnet, wäre die wissenschaftstheoretische Position und die konsequente „freiwillige Askese“ ernst zu nehmen. Was kann mit *wissenschaftlicher* Psychologie gemeint sein, wenn sie sich auf introspektive Auskünfte stützt? Wie ist diese Subjektivierung wissenschaftlich gemeinter Aussagen zu rechtfertigen? Andererseits könnte eine strikte Verhaltenspsychologie wie der Behaviorismus in grundsätzliche Schwierigkeiten kommen, wenn nicht doch introspektiv-hypothetisch abgeleitete Hypothesen über die Motive und Ziele des beobachteten Verhaltens existieren.

Der mehrdeutige Begriff Introspektion verlangt, dass wichtige Aspekte unterschieden und die Methode der Selbstbeobachtung abgegrenzt wird. Am Anfang steht nur das „Gewahrwerden der Innerlichkeit“, eventuell noch unbenannt und vorbegrifflich, noch nicht unbedingt im aufmerksamen Fokus des Bewusstseins, und dann sekundär als eine auch sprachlich gefasste Vorstellung, ein Gefühl oder eine Willensregung. Allgemein ist zu unterscheiden zwischen (1) introspektiven Akten, dem Gewahrwerden, dem Erleben und bewussten Haben von Innerlichkeit; (2) dem Anteil, der überhaupt sprachlich formuliert und ausgesagt werden könnte, sowie schließlich (3) dem Ausschnitt, der tatsächlich mitgeteilt wird. Psychologisch geht es in der Regel nur um die Analyse der *introspektiven Aussagen*.

Zu einem wissenschaftlichen, d h. hier intersubjektiv bedeutsamen, Thema werden die in eigentümlicher Weise in sich selbst evidenten inneren Zustände („Qualia“) erst, wenn sie als introspektive Aussagen berichtet, niedergeschrieben oder geäußert werden. Diese Aussagen lassen sich unterscheiden: aktuell oder erinnert, spontan oder provoziert, naiv-unbefangen oder geschult, unvorbereitet oder planmäßig, frei oder nach einem Schema strukturiert. Sie sind teilweise zu systematisieren, indem sie wiederholt oder unter dem Einfluss bestimmter Bedingungen beachtet oder dadurch verändert werden. In der folgenden Übersicht zur Psychologie und Methodologie der Introspektion und Selbstbeobachtung werden hauptsächlich die Positionen Kants, Wundts und Brentanos skizziert, hinzu kommen die Kontroverse über die Würzburger „Ausfrageexperimente“ und ausgewählte neuere Beiträge.

In Fechners Experimenten zur Psychophysik wurde in einem sehr kleinen Ausschnitt sensorischer (visueller) Empfindungen ein standardisierter Rahmen für geschulte, häufig wiederholte introspektive Auskünfte unter systematisch variierten Bedingungen geschaffen. Diese Methode unterscheidet Wundt als *Selbstbeobachtung* von der naiven, d h. ungeschulten Introspektion. Im Unterschied zu Fechner begann Wundt (wie auch G. E. Müller), die Rollen des Beobachters und des Experimentators systematisch zu trennen. Der Beobachter als *Versuchsperson* liefert die Selbstbeobachtungen nach dem Versuchsplan des *Experimentators*. Damit wurde eine wissenschaftstheoretisch folgenreiche Neuerung eingeleitet, die es bei naturwissenschaftlichen Beobachtungen nicht gibt. In der Einleitung zu seinen *Grundzügen der physiologischen Psychologie* setzt sich Wundt (1874) wie kein anderer

Psychologe jener Zeit mit Kants fundamentalem Einwand gegen die Messung von Bewusstseinsvorgängen und mit Kants Kritik an psychologischer Methodik auseinander.

Wundt begegnet diesen Einwänden, indem er anstelle der naiven Introspektion die Methode der Selbstbeobachtung unter experimentellen Bedingungen fordert, möglichst durch physiologische Hilfsmethoden unterstützt. Die Selbstbeobachtungen sind in der sensorischen Psychophysik durch die physikalisch definierten Sinnesreize verankert sind und dementsprechend sollen auf anderen Gebieten physiologische „Hilfsmittel“ eingesetzt werden. In Wundts Labor wurden verschiedene solcher Hilfsmethoden verwendet: einfache und zusammengesetzte motorische Reaktionszeiten in der Apperzeptionspsychologie, die physiologischen Registrierungen in der experimentellen Gefühlsforschung und andere Eindrucks- und Ausdrucksmethoden. Eine Anzahl behavioraler und physiologischer Variablen wurde beobachtet oder gemessen. Wundts Ansatz ist multimethodisch konzipiert (siehe Wontorra, 2009; Wundt 1902-1903). Methodologisch ist dieses Bemühen um Absicherung für das Verständnis von Wundts experimenteller Psychologie wesentlich. Als naturwissenschaftlich ausgebildeter Forscher musste Wundt höchst skeptisch gegenüber einer naiven Introspektion sein, wie er sich auch kritisch zu einer auf populäre Ansichten und auf allgemeine Lebenserfahrung bezogenen Psychologie äußerte. Die innere Erfahrung, so lässt sich sein Standpunkt zusammenfassen, kann nur dann wissenschaftlich akzeptiert werden, wenn sie zur geschulten und durch Hilfsmethoden möglichst abgesicherten Selbstbeobachtung entwickelt wird.

In Wundts *Grundzügen* stehen lange deskriptive Abschnitte über Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Willenstätigkeit, Aufmerksamkeitssteuerung und die zentrale Syntheseleistung in der Apperzeption, offensichtlich auch auf eigene Introspektion und introspektive Auskünfte anderer gestützt, ohne genaue Abgrenzung. Die mit wissenschaftlich höherem Anspruch verbundenen Selbstbeobachtungen wurden anfangs nur auf einem kleinen Gebiet, primär zur Untersuchung der Sinnesempfindungen bzw. Psychophysik, durchgeführt. Erst in den folgenden Auflagen seines dann 1903-1905 dreibändigen Werks konnte Wundt mehr experimentalpsychologische Empirie einarbeiten, gestützt auf die Ausarbeitung der Eindrucks-, Ausdrucks-, Reaktions- und Reproduktionsmethoden bzw. auf die physiologischen Hilfsmethoden.

Brentanos Methodik der inneren Wahrnehmung

Brentanos Methode der Psychologie ist die innere Wahrnehmung. Er beschreibt detailliert, welchen inneren und äußeren Bedingungen diese „Psychognosis“ fördern. Der Blick nach innen führt dann – aktuell sowie auf Erinnerungen gestützt – zu Einsichten über Psychisches, ermöglicht Unterscheidung und Klassifikation und die Analyse intentionaler Bezüge. Die Evidenz dieser inneren Wahrnehmung ist gegeben, sie besteht in sich selbst; eine Bestätigung durch eine andere Instanz, von außen, braucht nicht zu erfolgen – und kann es nicht. Die möglichen Fehlerquellen dieser inneren Wahrnehmung oder die möglichen Komplikationen, wenn die Aussagen über innere Zustände und Veränderungen sprachlich und begrifflich formuliert und mitgeteilt werden, d.h. die fundamentalen semantischen Probleme, wie sie unter anderen von Wittgenstein eindringlich beschrieben werden, interes-

sierten Brentano wenig. Wahrscheinlich befasste er sich primär mit der eigenen Introspektion und kaum mit den introspektiven Auskünften anderer, obwohl er auch über experimentelle Arbeiten zur Sinnespsychologie publizierte.

Im Vollzug der Introspektion durch psychologisch bzw. phänomenologisch interessierte Untersucher wie Brentano oder Husserl entstehen keine Erfahrungsberichte, die an irgendwelchen Kriterien anderer Art scheitern könnten, keine „Daten“, sondern systematische und geordnete, durchaus begrifflich und methodologisch zusammenfassend interpretierte Phänomene des „originär gebenden Bewusstseins“. Brentanos Letztbegründung der Evidenz, d.h. seine philosophisch und theologisch fundierte Evidenztheorie (Tiefensee, 1999), wird unten kommentiert.

Auch wenn bewusstseinspsychologische Analysen von Wundt oder von Brentano in mancher Hinsicht Ähnlichkeiten aufweisen, so besteht doch ein fundamentaler Unterschied. Die inneren Wahrnehmungen sind für Brentano evident, für Wundt jedoch Aussagen, die wenn irgend möglich überprüft, abgesichert und kontrolliert werden sollten, indem geeignete Methoden und Kriterien verwendet und entwickelt werden. Weder Wundt noch Brentano scheinen sich analytisch mit den von Kant so genannten „dunklen Vorstellungen“ auseinandergesetzt zu haben, d.h. den nebenbewussten, den unbewussten, den träumerischen Phänomenen, die erst dann zugänglich werden, wenn sie aktualisiert werden und in die Helle des Bewusstseinsfeldes gelangen. Wundt hatte sich allerdings eingehend mit Hypnotismus und Spiritismus auseinandergesetzt und seine Reserviertheit gegenüber Freuds Psychoanalyse hat wahrscheinlich auch den Grund, dass Wundt methodologisch keinen hinreichend zuverlässigen Zugang sah.

Brentano definiert die *Intentionalität* eines psychischen Aktes als fundamentales Kennzeichen. Auch Wundt nennt zentrale Kategorien wie *Subjektbezug*, *Wertbezug*, *Zweckprinzip*. Beide haben nicht den speziellen Interpretationsprozess methodisch dargelegt, wie diese Kategorien als Leitprinzipien dienen und introspektive Auskünfte differenziert zu bestimmen sind. Wundt erläutert zwar an anderen Stellen allgemeine Prinzipien der psychologischen Interpretation sowie der individuellen und der generischen Vergleichsmethode, erläutert jedoch sein Vorgehen nicht in der Art eines Leitfadens der Methodik.

Die Würzburger „Ausfrageexperimente“

Psychologiegeschichtlich interessant ist, wie sich die Würzburger Psychologen um Külpe, dem ehemaligen Leipziger Mitarbeiter Wundts, mit den Schwierigkeiten der introspektiven Auskünfte in ihren experimentellen Arbeiten über den Ablauf des Denkens auseinandersetzten. Külpe muss jedoch bei dieser Kontroverse weitgehend ausgeklammert werden, da er keine direkte Stellung bezog und in Würzburg kaum mehr eigens experimentierte. Genauer wurde Narziss Ach (1905), denn er beschreibt in seinen Pionierarbeiten *Über die Willenstätigkeit und das Denken*, wie Auskünfte über „höhere“ Funktionen zu gewinnen sind und welche Methodenprobleme dabei entstehen. Er erwähnt Vorläufer, u.a. den durch Kraepelin in Leipzig entwickelten Rechenversuch sowie Gedächtnisexperimente. In dem Abschnitt *Die systematische experimentelle Selbstbeobachtung* schildert er auf mehr als 10 Seiten Methodenprobleme.

Die Methode geht darauf aus, das „durch äußere experimentelle Hilfsmittel veranlasste Erlebnis der Versuchsperson jedes Mal in der dem Versuche unmittelbar folgenden Zeit einer vollständigen Beschreibung und Analyse zu unterwerfen. Hierbei findet ein fortwährend enger Gedankenaustausch zwischen der beobachtenden Versuchsperson und dem protokollierenden Versuchsleiter statt. (...) Es ist unser Bestreben, auch diese ‚subjektive‘ Methode der Selbstbeobachtung wenigstens insofern objektiv zu gestalten, als die willkürliche und unkontrollierbare Behandlung des zu untersuchenden Gebiets sowohl von Seiten der Versuchsperson als auch von Seiten des Versuchsleiters möglichst ausgeschaltet wird. Dies gelingt nur dadurch, dass das ganze Erlebnis vom Eintritt des Signals bis zum Abschluss des Experiments vollständig geschildert und protokolliert wird. Der Versuchsleiter hat deshalb die Pflicht, die gegebene Schilderung durch Fragestellungen zu ergänzen“ (S. 14). Es ist unsicher, ob „die einzelnen begrifflichen Merkmale dieser sprachlichen Bezeichnungen wirklich im Bewusstsein der Versuchsperson vorhanden waren.“ (...) „Hier hat sich der Forscher erst aufgrund seiner eingehenden Fragestellung und durch Zuhilfenahme experimenteller Variierung der Versuchsumstände darüber zu vergewissern, ob der von der Versuchsperson erlebte geistige Inhalt adäquat ist der Bedeutung der von ihr benutzten sprachlichen Bezeichnung“ (S. 14).

Achs Methodenkritik zeigt deutlich, dass er weder einen einfachen, spontanen, naiven Erlebnisbericht noch die elementaren Aussagen der Selbstbeobachtung in einem Experiment der Psychophysik meint, sondern einen differenzierten und gemeinsam erarbeiteten Bericht über Willenstätigkeit innerhalb eines vom Versuchsleiter gelenkten, planvollen, durch das Schema des Experiments organisierten Verfahrens. Welche Konsequenzen hatten diese methodenkritischen Überlegungen mit ihren hochgesteckten Zielen und Pflichten? Die methodischen Schwierigkeiten begrifflich zu differenzieren, bedeutet noch nicht, systematische Fehler tatsächlich erfassen zu können. In dieser Hinsicht bleiben Achs Forderungen noch Appelle und Hoffnungen; er gibt keine originellen Wege zu wissenschaftlicher Überprüfung an.

Achs Beschreibung der Methodenprobleme ragt dennoch hervor, denn sie ist in Würzburg weder bei Marbe, Orth oder Bühler so differenziert zu finden. Die 100 Jahre zuvor von Kant formulierten Methodenprobleme scheint Ach nicht zu kennen. Er trifft ungefähr den Aspekt der Interaktion von Versuchsleiter und Versuchsteilnehmer, Aspekte der Gewöhnung und der fragwürdigen Wiederholbarkeit, nicht jedoch die Probleme Compliance und Reaktanz (in heutigen Begriffen), während der ausdrückliche Verweis auf sprachliche Missverständnisse neu ist. Ach zitiert zwar Wundt und einzelne Leipziger Arbeiten in anderer Hinsicht, geht jedoch nicht auf Wundts (1874) bereits 30 Jahre vorausgegangene Auseinandersetzung mit Kants Argumenten ein, und kann sich folglich auch nicht mit den Konsequenzen auseinandersetzen, die Wundt seinerseits gezogen hat. Als ob diese älteren und gut zugänglich publizierten Methodenkritiken nicht stattgefunden hätten, scheinen Karl Böhlers (1907, 1908) denkpsychologische Untersuchungen noch hinter Ach zurückzufallen. Wundt kritisierte nicht Ach oder die etwa gleichzeitigen Würzburger Arbeiten von Marbe und von Mayer und Orth, sondern mit Schärfe Böhlers erst einige Jahre später publizierte Untersuchung, und leitete damit die bekannte Kontroverse ein. Auch Bühler scheinen weder Kants noch Wundts Überlegungen bei seinen „Ausfrageexperimenten“

bekannt gewesen zu sein, und dieses Defizit könnte Wundts energische Kritik mit bedingt haben.

Wundt kritisiert scharf, dass Bühler die Methodik eines Experiments so sehr verändert und verwässert, d.h. auf methodische Kontrollen verzichtet, um einen neuen Zugang zu Denkprozessen und anderen höheren Funktionen zu gewinnen. Wenn jemand während des Problemlösens nach Selbstbeobachtungen gefragt wird, sind das für Wundt „Ausfrageexperimente“. Aus seiner Sicht sind diese Experimente gänzlich verkehrt, denn man examiniere beliebige Individuen auf ihre zufälligen Selbstbeobachtungen; dabei könnten auch die mit dem Denken assoziierten Gefühle stören, und es mangle an Wiederholbarkeit.

Wundt wird durch Bühlers Arbeit zu einer Definition des Experiments herausgefordert (siehe unten) und sieht im Experiment eine allgemeine, d.h. nicht allein naturwissenschaftliche Methode der Forschung. Wundt fragt allgemein, inwiefern „die Übertragung des bis dahin nur in der Naturforschung geübten und demnach für naturwissenschaftliche Zwecke ausgebildeten Experiments, bei dessen Herübernahme in die Psychologie eigentümlichen Bedingungen begegnet“ (1907, S. 301 f). Die vier Grundregeln eines Experiments sind in psychologischen Untersuchungen nur mehr oder minder vollkommen zu verwirklichen. Strenger einzuhalten sind bei den Versuchen über Empfindungen die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse in ihrer Abhängigkeit von der Veränderung einfacher Reize. Auf allen anderen Gebieten sei damit zu rechnen, dass nicht alle Anforderungen zu erfüllen sind, die prinzipiell an ein Experiment gestellt werden können. Er beschreibt die vielfältigen Fehlerquellen psychologischer Experimente, die Selbstbeobachtung unter erschwerten Bedingungen mit zahlreichen störenden Einflüssen, suggestiven Wirkungen, der Unsicherheit des Gedächtnisses, Einflüssen der Gefühle

Eine wichtige Voraussetzung sei, dass die psychischen Vorgänge nicht spontan auftreten, sondern im Experiment wiederholt und planmäßig, z.T. mittels technischer Geräte, ausgelöst werden: Empfindungen durch physikalisch definierte Stimuli, Emotionen durch Ereignisse oder Aufgaben usw. Wundt empfiehlt, erfahrene Versuchsteilnehmer heranzuziehen und äußere Störbedingungen zu vermeiden. Als weitere Kontrollmöglichkeit nennt er die statistische Verteilungskurve der erhaltenen Ergebnisse und folgt damit Fechner. Gesetzmäßigkeiten können nur aus den Mittelwerten vieler Einzelversuche abgeleitet werden.

Zum Rückblick auf jene heftige und heute noch zitierte Kontroverse gehört auch die Feststellung, dass inzwischen wahrscheinlich die große Mehrheit der experimentell arbeitenden Psychologen der Kritik Wundts, gerade aus der Sicht der kognitiven Psychologie, zustimmen würde, weil inzwischen viel mehr über diese Mediationsprozesse, d.h. Erwartung, Bewertung, Kontext, Compliance usw., bekannt ist (Massen & Bredenkamp, 2005; Nisbett & Wilson, 1977; Pohl, 2004; Schneider, 1999). Zugleich bleibt zu erinnern, dass Wundt sich keinesfalls gegen eine psychologische Forschung über das Denken ausgesprochen hat; er sah jedoch die Sprachpsychologie als den geeigneten Zugang an (Wundt, 1911).

Fortdauernde Kontroversen

In der Psychologie hat es seitdem viele Auseinandersetzungen über die Möglichkeiten und wissenschaftlichen Grenzen von Introspektion und Selbstbeobachtung gegeben. Als Beispiel wird Werner Traxel zitiert, der sich auf Richard Pauli bezieht. Traxel (1985) führte *Das Problem der Introspektion und die Frage der Objektivität* in einem Vortrag aus und erinnerte an die ältere Diskussion: Kant (1798) hatte ihren wissenschaftlichen Wert bezweifelt, Comte (1864) sie schlicht für unmöglich gehalten und F. A. Lange (1866) überhaupt keinen Unterschied zwischen Introspektion und anderen Beobachtungsformen gelten lassen wollen. Pauli (1919, 1930) sei einer der wenigen Psychologen gewesen, die konsequent Introspektion als psychologisches Problem erkannt hätten, denn er habe vier Fragen gestellt: „1. Welche subjektiven Vorgänge machen die Selbstbeobachtung aus? 2. Inwiefern erfüllen sie ihren Zweck, ein treues Bild der psychischen Erscheinungen zu geben? 3. Welche Beziehungen bestehen zwischen diesen Prozessen und ihrem sprachlichen Ausdruck? 4. Inwiefern reichen diese Beziehungen hin, den genannten Zweck zu erfüllen?“ (S. 19). Pauli habe wie Rohracher die Introspektion als Grundmethode der Psychologie angesehen.

Paul Ziche (1999) entwirft in der Einleitung seines Buches *Introspektion. Texte zur Selbstwahrnehmung des Ichs* eine *philosophische Ortsbestimmung*, was mit Introspektion als „Blick nach Innen“ gemeint sein könnte: die Richtung und der Gegenstand dieses Blickens, die Bestimmung von Innen und Außen. Er betont die weitreichenden Konsequenzen und das Problem fehlender Kontrolle der lediglich intuitiven Plausibilität, sowie die Aufgabe, Introspektion, Selbstbeobachtung oder innere Wahrnehmung begrifflich zu differenzieren. Ziche möchte „den Problemhorizont eines ‚Blicks nach Innen‘ durch eine Darstellung der entsprechenden Diskussion in der Philosophie des Geistes“ spezifizieren (S. 2). An zweiter Stelle versucht er eine *Ortsbestimmung der Introspektion als Methode* der Psychologie um die Jahrhundertwende. Er bezieht sich primär auf die Rolle der „Würzburger Schule“, die sich das Ziel gesetzt habe, die introspektiven Untersuchungen zur hauptsächlichsten, wenn nicht ausschließlichen Methode der (Denk-)Psychologie zu erheben.

Wenn Ziche die Methode der Würzburger Schule beschreibt, stützt er sich vor allem auf Ach und gibt außerdem noch vier weitere Auszüge, und zwar Texte von Küpe, Bühler, Marbe, Mayer und Orth. Die primären Arbeiten Wundts zu der Kontroverse, d.h. seine energische Kritik an der Insuffizienz von Böhlers Experimenten, fehlen, doch sind einige Argumente Wundts im Text und in Fußnoten enthalten. Nur Narziss Ach (1905), so Ziche, habe über Sicherungsverfahren geschrieben, und zwar „... eine derartige Selbstbeobachtung der Versuchspersonen könnte nur im Wechselspiel von Versuchsleiter und Versuchsperson, durch detaillierte Nachfragen und durch ein Einfühlen des Versuchsleiters in die Versuchsperson realisiert werden, wodurch sichergestellt würde, dass die Aussagen der Versuchspersonen vollständig und nicht von den jeweils subjektiven Maßstäben der Versuchspersonen bestimmt seien“ (S. 24). Ach habe die experimentellen äußeren vom VI kontrollierten und die rein internen Sicherungsstrategien für die Selbstbeobachtung zu kombinieren versucht, mit dem Anspruch, diese Selbstbeobachtung zu einer objektiven Methode auszubauen. – Ziche geht jedoch nicht darauf ein, dass Ach zwar einige Gesichtspunkte aufzählt und die genaue Protokollierung beschreibt, jedoch ein Bericht über die tatsächlich durchgeführten Kontrollen und ihre Ergebnisse bzw. die Erfolgsbeurteilung fehlen. – Innerhalb der

Würzburger Schule sei der Ansatz allerdings nicht weiter verfeinert, sondern durch das experimentelle Vorgehen Bühlers weitgehend aufgegeben worden. Wundt habe auf die Fehlerquellen hingewiesen und geurteilt, dass die Würzburger Methodik hinter den erreichten Stand der Experimentalpsychologie zurückgefallen sei und die unvollkommenste Form der Selbstbeobachtung praktiziere (Wundt, 1907, S. 358). Eine Selbstbeobachtung dieser Art, simultan mit dem Denkvorgang, sei wegen der Ablenkung unmöglich und zu ungenau, um die mentalen Vorgänge in die einzelnen Komponenten differenzieren zu können.

Ziche stellt fest, dass ein unmittelbares Fortwirken des Würzburger Forschungsansatzes nur schwer aufzuzeigen ist. Külpe habe sich zu einem Programm und zur Methodologie dieser Forschung nie differenziert geäußert. Deshalb fragt Ziche mit philosophischer Akzentsetzung, wie die Methodik der Introspektion als „Blick nach innen“ genau zu charakterisieren sei. Unter dem Namen „Objektive Phänomenologie“ diskutiert er, ob von einem vorausgesetzten Vermögen der inneren Wahrnehmung aus durch kontrollierte Fortbildung dieser Wahrnehmung eine wissenschaftliche Methode zu entwickeln sei, mit dem Ziel objektiver Resultate. Er verweist auf Thomas Nagel (1981) und dessen Forderung, die erlebte Phänomenalität und wissenschaftliche Objektivität zu verbinden. – Anzumerken ist jedoch, dass Nagel die erforderliche genaue *psychologisch-methodologische Reflexion* nicht leisten konnte, so dass objektive Phänomenologie hier nur eine spekulative Idee bleibt. – Aus Ziches Sicht erhielt die Introspektion durch die Würzburger Arbeiten eine neue Akzentuierung. Es komme nicht auf die inneren Bilder oder die anschauliche Auffassung eines bestimmten Gegenstandsbereichs an: „Introspektives Sehen zielt nicht auf Anschaulichkeit, sondern auf die Sicherung von Empirie“ (Ziche, 1999, S. 41). Introspektion als Methode der Datengewinnung enthalte nicht notwendig eine Theorie über den Gegenstandsbereich der Psychologie (S. 39).

Strategische Absicherungen introspektiver Auskünfte

Methodologisch von besonderem Interesse sind hier solche Studien, in denen objektive Anhaltspunkte oder sogar Hilfskriterien für das Zutreffen introspektiver Aussagen verfügbar sind. Als Beispiel einer möglichen Arbeitsrichtung ist die psychopharmakologische Methode zu nennen. Die freiwillig an einem Doppelblindversuch teilnehmenden Versuchspersonen beantworten, nach geeigneter Applikation eines Sedativums, eines Tranquilizers oder eines psychisch aktivierenden Präparats, einen standardisierten Fragebogen, um eine Selbstbeschreibung der aktuellen Stimmung unter mehreren Aspekten zu geben. Pharmakologisch kann prognostiziert werden, dass diese Substanzen signifikante Unterschiede bestimmter Fragebogendaten beispielsweise über Aufmerksamkeit, Entspannung und Müdigkeit bedingen, eventuell mit typischen Verhaltensänderungen – eine anregende Umkehrung der Sicht der empirischen Validierung von Skalen zur Selbsteinschätzung der aktuellen Stimmung (Hampel, 1972).

Ein zweiter Untersuchungsansatz gehört in die psychophysiologische Forschung über die Wahrnehmung und die Diskrimination der eigenen vegetativen und motorischen Funktionen, d. h. Introzeption und Propriozeption. Werden die Herzschläge oder die Muskelspannung subjektiv wahrgenommen? Wie genau und wie konsistent sind die Urteile?

Die psychophysiologische Introzeptionsforschung ist für verschiedene medizinisch-psychosomatische Fragestellungen, auch zum Biofeedback, interessant. Die meisten Untersucher berichteten jedoch von Enttäuschungen (Vaitl, 1995). Nur wenige Personen scheinen ihren Herzschlag (Puls) oder ihr Blutdruckniveau aktuell einschätzen zu können; wahrscheinlich spielen der Kontext und populäre Konzepte „Stress“ eine maßgebliche Rolle (Fahrenberg, Franck, Baas & Jost, 1995). Diese Introzeptionsforschung wird bei der Diskussion introspektiver Auskünfte gewöhnlich außer Acht gelassen.

Ein dritter Untersuchungsansatz, der sich auf multiple Operationalisierungen stützt, kann in schwierige theoretische Fragen der Begriffsbildung und Diagnostik führen. Das Beispiel akuter Angstzustände (Phobien) ist in der klinischen Psychophysiologie ein häufig dargestelltes Beispiel, wenn versucht wird, multimodale Diagnostik, d.h. in mehreren Beobachtungsmodi, zu erläutern. Zu erwarten ist, dass Selbsteinstufungen der erlebten Angst, beobachtetes Vermeidungsverhalten und physiologische Aktivierungsparameter, d.h. *Angsterleben*, *Angstverhalten* und *Angstphysiologie*, in konvergenter Weise den intensiven Angstzustand anzeigen. Empirische Untersuchungen, insbesondere durch ambulantes Assessment unter Alltagsbedingungen, zeigen, dass die erwarteten Konvergenzen häufig, aber nicht regelmäßig zu beobachten sind (siehe Fahrenberg & Wilhelm, 2009). Diese Resultate regen verschiedene Hilfsypothesen an, führen jedoch allgemein zur Kritik des zuvor oft als *einheitlich* konzipierten psychophysiologischen Konstrukts „Angst“ und zur nachdrücklichen Unterscheidung der Beschreibungsebenen und der problematischen Konsequenzen einer auf nur eine Datenebene beschränkten Diagnostik. – Wundts Prinzip der unterstützenden Hilfsmethoden hat, ohne dass dieser Bezug noch erinnert wird, eine moderne Entsprechung im Konzept der multiplen Operationalisierung bzw. multimodalen (multimethodischen) Diagnostik.

Abgesehen von der Introzeptionsforschung scheint es methodisch grundsätzlich unmöglich zu sein, mit hinreichender Gewissheit das Zutreffen introspektiver Auskünfte zu bestätigen oder zu widerlegen. Strategisch können vielleicht unterstützende Hinweise durch eine Kombination mit anderen Methoden herangezogen werden. Freud hat sich zwar eingehend mit Wundts Psychologie befasst und vielleicht über die Rolle der „Hilfsmethoden“ gelesen, doch bleibt es unklar, ob auf diesem Wege Freuds Idee angeregt wurde, die psychologische Interpretation der durch freie Assoziation gewonnenen Aussagen durch die Beobachtung der Reaktionen wie „Mitsprache des Symptoms“, Affektausdruck und „Widerstand“ zu unterstützen (zu Freuds Äußerungen über die Konstruktionen in der Psychoanalyse sowie C. G. Jungs und Binswangers psychophysiologische Untersuchungen während der freien Assoziation siehe Abschnitt 3.9).

Der wissenschaftlichen Status von Introzeption, Introspektion, Selbstbericht, Selbstbeurteilung und Reflexion eines Subjekts mit der spezifischen Beziehung des Informanten bzw. Untersuchers zu seinen privaten Phänomenen wird methodologisch umstritten bleiben. Die Explikation des jeweiligen Empirie-Begriffs verlangt die genauere Unterscheidung der möglichen, begrenzten und unsicheren Bestätigungsweisen. Typische Modi solcher Bestätigungsversuche (Konfirmation) sind:

- (1) intersubjektive Prüfbarkeit von Sätzen, die sich auf (objektive) Beobachtungen im äußeren (physikalischen) Raum-Zeit-Kontinuum beziehen: (a) sensorisch, (b) appa-

- tiv oder (c) anhand intersubjektiver, kontrollierbarer (trainierbarer, auf relative Zuverlässigkeit prüfbarer) Einstufungen in Merkmals- oder Kategorien-Systeme;
- (2) intersubjektive Konvergenz von Sätzen, die sich auf Beschreibung der äußeren Setting- Situations- und Stimulus-Merkmale oder das Verhalten anderer Personen, also öffentliche Sachverhalte, beziehen;
 - (3) partielle intersubjektive Prüfbarkeit von Sätzen, die sich introspektiv auf innere Zustände (Ereignisse), also private Phänomene, beziehen, jedoch unter bestimmten theoretischen Annahmen teilweise objektiviert werden können (z.B. Aussagen über „Müdigkeit“ durch Vergleich mit anderen Personen unter vergleichbaren Bedingungen, durch Korrelation mit Verhaltensdaten, durch systematische Effekte von sedierenden oder stimulierenden Pharmaka auf diese Selbstbeurteilungen im Doppelblindversuch);
 - (4) intersubjektive Konvergenz über Stimmigkeit (Triftigkeit) von Interpretationen, die sich auf introspektiv-reflexive oder biographische Mitteilungen (Texte) beziehen, jeweils als Leistung einer Interpretationsgemeinschaft aufgrund lehr- und erlernbarer Heuristiken und Regeln und – nach Freuds Idee – die Validierung von Deutungen aufgrund ihrer Wirkungen auf Erleben und Verhalten des Patienten;
 - (5) intrasubjektive Vergleichsoperationen und Wiedererkennungseleistungen;
 - (6) subjektive, spontane Evidenz (Verstehen, Einfühlen, Gewissheit), bestimmte Phänomene, Bedeutungen und Sinn gültig erfasst zu haben.

Multiple Beschreibungsweisen aufgrund epistemisch verschiedener Zugänge sind auf einigen Teilgebieten der Psychologie durchaus vorzufinden. Stichworte sind multi-modale bzw. multi-methodische Diagnostik, multivariates Denken und Multiplismus.

Introspektion als Selbstbeurteilung

In methodologischen Diskussionen über Introspektion scheint oft übersehen zu werden, dass mit der sprachlich-begrifflichen Fassung der inneren Erfahrung bereits vor einer Niederschrift oder einer Mitteilung an andere Personen eine Reduktion auf das Sagbare stattfindet, was grundsätzliche sprachlich-semantiche Verständigungsschwierigkeiten zur Folge hat. Die in der Tradition von Wittgensteins und Mauthners Sprachkritik oder im Stil der neueren analytischen Philosophie gewöhnlich erwähnten Aspekte betreffen regelmäßig nur einen Teil dieser allgemeinen Mediationsprozesse zwischen originärem Phänomen und verbalisierter Fassung. Die Lektüre vieler Autoren der analytischen Philosophie vermittelt den Eindruck eines nur minimalen Interesses an der entsprechenden empirisch-psychologischen Forschung. Die einzelnen Prozesskomponenten dieser Reduktion können hier nicht im Einzelnen beschrieben, sondern nur aufgezählt werden: die gelenkte Aufmerksamkeit und Fokussierung, selektive Begriffsbildung, Bahnung eines geeignet erscheinenden Konzepts und die Auswahl eines geeignet erscheinenden Namens für diesen Begriff, die vielen Stufen und kognitiven Bedingungen dieser Kategorisierungen, Differenzierungen und Urteilsbildungen im Strom des Bewusstseins – und die individuellen Verzerrungen, Stereotypisierungen und anderen spontanen oder systematischen Tendenzen. Abgesehen von der allgemeinen Psychologie der Informationsverarbeitung und Begriffsbildung sind

die alltagspsychologischen Konzepte, Kausaldeutungen innerhalb subjektiver Theorien, Urteilsfehler usw. zu nennen. Die Erfahrung, wie viel an Bedeutung und Stimmung verloren geht, wenn sehr grobe sprachliche Bezeichnungen gewählt werden müssen, enthalten auch eine Warnung vor einer Überschätzung der Sprache bzw. des individuellen sprachlichen Ausdrucksvermögens.

Ein wichtiger kritischer Gesichtspunkt ist, dass Introspektion (und phänomenologische Betrachtung) keineswegs voraussetzungslos sein können, denn das Vokabular der Mitteilungen hat allgemeine, individuelle und idiosynkratische Bedeutungen; gravierender noch ist, dass im Prozess der Introspektion und der anschließenden Mitteilung bereits psychologische Ausdrücke aufgenommen und verwendet sind, die keineswegs als originär oder „naiv“ gelten können. Der Vorgang der Introspektion ist psychologisch betrachtet bereits ein Prozess der Selbstinterpretation und der Selbstbeurteilung, der sich unvermeidlich sprachlich benannter Begriffe bedient. Empirische Studien haben die Einsicht gefördert, dass solche Konzepte der Alltagspsychologie verhältnismäßig differenziert sein können, Annahmen über Gesetzmäßigkeiten, kausale und finale Aspekte sowie Beziehungen zum individuellen Menschenbild enthalten (Forgas, 1995; Laucken, 1973). In diese Alltagssprache und ihre alltagspsychologischen Konzepte sind heute bereits populäre sozialpsychologische, tiefenpsychologische, stresstheoretische usw. Konzepte eingedrungen und werden eventuell in den introspektiven Aussagen reproduziert. Können die Befunde introspektiver und phänomenologischer Studien gegen den sehr berechtigten Verdacht individueller und kultureller, sprachliche und psychologischer Stereotypen verteidigt werden? Gibt es hier ein zirkuläres Geschehen?

Subjekt-Objekt-Problem

Das Paradox besteht darin, das kaum etwas gewisser sein zu scheint als das Wissen über das eigene Befinden und die Wahrnehmung des eigenen Körpers. Diese naive Überzeugung kann durch den Nachweis von Erinnerungstäuschungen oder von groben Fehlern des autobiographischen Gedächtnisses oder eine gründliche medizinische Untersuchung erschüttert werden. Doch ähnlich irritierend können hinsichtlich der Sinneswahrnehmung bereits einfache Nachweise von Sinnestäuschungen, von optischen Täuschungen, Irrtümern über Personen und Sachverhalte sein; die intersubjektive Prüfung wird in der Regel den Unterschied aufweisen.

Die philosophisch-erkenntnistheoretische Diskussion über innere und äußere Wahrnehmung wird hier nicht im Detail, d.h. mit den systematischen Varianten des traditionellen Subjekt-Objekt-Problems und des Introspektionismus (Danziger, 1980; Grimm, 2007; Jones & Nisbett, 1971; Kible et al., 1998; Nisbett & Wilson, 1977) nachgezeichnet. Auch die Psychologen-Generation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigte sich mit der Frage, ob sich die Psychologie primär auf die innere Erfahrung, auf die Bewusstseinsvorgänge richten müsse, im Gegensatz zur äußeren Erfahrung der Welt, zumal die äußeren Erfahrungen doch ebenfalls als Vorstellungen im Bewusstseins repräsentiert sind. Wundts Position des „kritischen Realismus“ (siehe Abschnitt 3.7.4) ist ein Kompromiss zwischen den extremen Auffassungen im Sinne des Idealismus oder des Realismus. Wundt neigte

anfangs der „idealistischen“ Lehre zu, dass die Psychologie sich mit der *inneren* Erfahrung zu befassen habe, da in den Vorstellungen letztlich alle Erfahrung repräsentiert sei. Er korrigierte diese Auffassung zu einem kritischen Realismus, als er über die „ursprüngliche Einheit der Erfahrung“ schrieb, denn die äußere und die innere Erfahrung unterscheiden sich nicht nach dem Gegenstand, sondern bloß durch die Betrachtungsrichtung. „Die Naturwissenschaft sucht die Eigenschaften und wechselseitigen Beziehungen der Objekte zu bestimmen; sie abstrahiert daher durchgängig ... von dem Subjekt“: ihre Erkenntnisweise ist daher eine mittelbare, abstrakt begriffliche. Die Psychologie hebt diese Abstraktion wieder auf; sie betrachtet die subjektiven und objektiven Faktoren der unmittelbaren Erfahrung in ihren Wechselbeziehungen; ihre Erkenntnisweise ist daher eine unmittelbare, konkret anschauliche (1919b, I, S. 15 f). „Ich postuliere im Sinne meiner ‚realistischen‘ Erkenntnistheorie Objekte, das heißt räumlich-zeitliche, selbständig existierende Inhalte der Erfahrung als das ursprünglich Gegebene. Auch habe ich mich bemüht darzutun, dass noch alle Anstrengungen idealistischer oder dualistischer Erkenntnistheorien, die Objekte als ursprünglich subjektive Vorstellungen anzusehen, die dann erst nachträglich infolge irgendwelcher sekundärer Kriterien als Objekte gedacht würden, gescheitert sind und notwendig scheitern mussten (1904, S. 341). „Gegenstände oder Dinge sind von unserem Willen unabhängige Komplexe von Empfindungen, denen räumliche Selbständigkeit und zeitliche Stetigkeit zukommt“ (*Logik*, 1920, II, S. 451).

Für diese Einstellung und den kritischen Realitätskontakt sind die Beharrlichkeit bestimmter Erfahrungen, die systematischen Zusammenhänge und Wahrscheinlichkeiten, die Kausalbeziehungen zwischen Aktion und Reaktion, die Interaktion mit Anderen, das Lernen und die möglichen Überprüfungen wesentlich.

Bedeutungsaspekte von Introspektion

Terminologisch gibt es konkurrierende und auch akzentuierende Begriffe, die hier aufgeführt werden:

- die introspektiven Auskünfte über aktuelle oder erinnerte Bewusstseinszustände;
- die Selbstauskünfte über Daten, die wie das Lebensalter auch anderweitig zu beziehen wären, aber auf direktem Wege zuverlässiger oder gerade auch fragwürdiger sein könnten;
- die Selbstbeobachtungen ohne und mit Absicherungsversuchen;
- die Selbstberichte als ausführliche Schilderungen erlebter Zustände und Situationen, Tätigkeiten usw. bis zum autobiographischen Bericht;
- die Selbsterfahrung als Innewerden von Zuständen und Lebensverhältnissen oder existenziellen Situationen;
- die Selbstbeurteilungen, die im impliziten oder ausdrücklichen Vergleich mit anderen Personen, sei es spontan in eigenen (populären) psychologischen Begriffen oder in einem standardisierten psychologischen Fragebogen oder einem Interview, erhoben werden, d h. im Hinblick auf theoretische Konstrukte wie Persönlichkeitseigenschaften, Einstellungen, Diagnosen usw.

Außerdem sind im weiteren Sinn introspektive Methoden zu erwähnen, die einem bestimmten Ziel dienen. Die Methoden der freien oder der durch Schlüsselwörter stimulierten Assoziation (Freud, C. G. Jung) dienen diagnostischen Zwecken. Die Introspektion kann auf mentale Abläufe oder auf die Wahrnehmung körperlicher Funktion gelenkt und fokussiert werden, um mentale und körperliche Entspannung oder meditative Versenkung zu erreichen. Ein Exkurs gerade zum Methodentyp Introspektion und Selbstbeobachtung ist wichtig, um das methodologische Dilemma zwischen den Einsichten in den wesentlichen Bedeutungsgehalt *und* die Ungewissheit solcher Auskünfte zu beschreiben. Methodenkritisch sind zahlreiche Einwände gegen Introspektion, Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung vorgebracht worden – längst vor der scharfen positivistisch-behavioristischen Ablehnung und der sprachanalytischen Sichtweise.

Die erhaltenen Auskünfte werden mehr oder minder beeinflusst sein:

- von der Fähigkeit (Geübtheit) der Introspektion, überhaupt einen Zugang zur Innerlichkeit zu finden, d.h. Kompetenz und Motivation, die auch als Voraussetzung einer psychoanalytischen Therapie genannt werden;
- von der uneingeschränkten Kooperationsbereitschaft der Person;
- von der Fähigkeit zur Verbalisierung, noch unbenanntes psychisches Erleben zu beschreiben, begrifflich und semantisch zutreffend;
- von begleitenden, aber eigentlich nebensächlichen Randbedingungen des aktuellen psychischen Zustands, äußeren, situativen und innerlichen Merkmalen;
- von der Absicht, eventuell Gefühle zu erklären oder Handlungen zu rechtfertigen aufgrund einer *subjektiven Theorie*, d.h. einer sog. Alltags- und Laientheorie (naiven Theorie) oder einer angelesenen fachlichen Lehrmeinung;
- von unbemerkten Bedingungen und Schlussfolgerungen sowie von unbewussten Vorgängen, z.B. den psychoanalytisch beschriebenen Verarbeitungsprozessen wie Rationalisierung, Projektion, Hemmung und Verdrängung;
- von Motiven der Selbstdarstellung;
- von der sozialen Erwünschtheit bestimmter Aussagen und von anderen Antworttendenzen wie der „Tendenz zur Mitte oder zu den Extrema“ und der „Ja-sage-Tendenz“;
- von der sozialen Interaktion mit dem Untersucher bzw. Therapeuten, d.h. Versuchsperson-Versuchsleiter-Verhalten und von Übertragungsphänomenen;
- von dem subjektiv wahrgenommenen Zweck der Untersuchung sowie anderen Erwartungshaltungen, z.B., eine „gute“ Versuchsperson sein zu wollen;
- von einer methodischen Reaktivität, d.h. durch die Methode selbst bedingte Veränderungen, z.B. gesteigerte Selbstaufmerksamkeit oder Reaktanz, d.h. verschiedenen Formen des Widerstandes.

Introspektion ist ein zwar verbreiteter, aber sehr unscharfer Begriff, der wichtige Kontroversen bestimmt. Deshalb muss begrifflich und methodisch differenziert werden, ob die *naive* Erlebnisweise, die *systematische* introspektive Methode mit Evidenzbehauptung, die *geschulte Selbstbeobachtung* unter kontrollierten Bedingungen, die um methodische Absicherung bemühte *Selbstbeobachtung* oder die psychologische *Selbstbeurteilung* von Eigen-

schaften gemeint ist. An der zweifelhaften Gültigkeit der „Introspektion“, zumal wenn sie als primäre und sogar als einzig adäquate Methode der Psychologie behauptet wurde, haben sich Hauptströmungen der Psychologie getrennt. Diese Kontroverse wird heute in pragmatischer Weise oder pluralistischer Großzügigkeit häufig überdeckt, bleibt aber eine grundlegende und schwierige erkenntnistheoretische Frage.

Der Methodentyp *Introspektion* und *Selbstbeobachtung* gegenüber *Messung* und *Experiment* bildet eine Schlüsselkontroverse in der Auseinandersetzung zwischen Hauptströmungen der Psychologie.

2. 5. 3 Verhaltensbeobachtung, Verhaltensmessung, Verhaltensanalyse

Der Begriff der Verhaltensbeobachtung umfasst alle intersubjektiv (öffentlich) möglichen Beobachtungen von Reaktionen, spontanen Verhaltensweisen und absichtlichen Handlungen in einem situativen Kontext, außerdem die Interaktion mit anderen und die Tätigkeiten im weitesten Sinn. Beobachtet werden meist die Bewegungsmuster und komplexe Handlungsfolgen, Gestik und Mimik, oder Störungen der motorischen Funktionen. In zweiter Linie gehören auch sichtbare vegetative Funktionen zum Gesamt des Verhaltens sowie neben den visuellen Eindrücken auch andere Beobachtungsmodalitäten wie Geräusche und Gerüche oder die objektiven Spuren des Verhaltens (nicht-reaktive Verfahren). Einen besonderen Verhaltensbereich bildet die Sprache, wobei im strikten Sinn allein das Gehörte, die Sprechaktivität, und nicht die Bedeutung des Gesprochenen gemeint sein kann. Verhaltenswissenschaftlich wurden zur Erklärung der sprachlichen Kommunikationsmöglichkeit das „zweite Signalsystem“ (Pawlow) und „verbal learning“ (Skinner) konzipiert.

Der Satz „Das Verhalten erklärt sich nicht selbst“ bedeutet, dass der Beobachter im Allgemeinen kein genaues Wissen hat, was eine beobachtete Verhaltensweise für das Individuum bedeutet und welches subjektive Erleben, welche Motive und Zwecke beteiligt sind. Begrifflich und methodisch ist zwischen dem Setting zu unterscheiden, d.h. den objektiven Merkmalen, und der Situation, d.h. dem individuell erlebten und bewerteten Setting (vgl. die minutiösen Protokolle von Barker und Mitarbeitern). In der Arbeitsrichtung des Ambulanten Assessment wurde eine Methodik entwickelt, Selbstberichte im Alltag zu protokollieren und gleichzeitig Bewegungsmessungen und physiologische Messwerte zu registrieren, indem kleine, digital programmierbare Datenrekorder verwendet werden (Mehl & Connor, 2012; Fahrenberg et al., 2007). Für einige Fragestellungen interessieren auch die kontinuierlichen Messungen von Helligkeit, Geräuschpegel, Temperatur, Luftdruck (ambi-ente Parameter). Bestimmte Aspekte des Befindens und Verhaltens über den Tageslauf mit verschiedenen Settings und Tätigkeiten nach verschiedenen Stichprobentechniken zu erfassen, eventuell sogar interaktiv (Myrtek, 2004): Partituren des Verhaltens, der physiologischen Veränderungen und des Befindens im Alltag.

Verhaltensmessungen können Bewegungsaktivität, Sprechaktivität und Sprache, Audio- und Videoaufzeichnungen des „Verhaltens-Stroms“ einbeziehen. *Verhaltensanalyse* bedeutet in einem spezielleren Sinn, dass ausgewählte Verhaltensweisen auf ihre Abhän-

gigkeit von fördernden oder hemmenden Hinweisreizen analysiert und aufgrund von Lernprinzipien interpretiert werden. *Verhaltensbeobachtungen* in der Psychologie können „frei“ protokolliert werden, bedienen sich aber meist standardisierter Schemata für bestimmte Verhaltensbereiche, d.h. einfacher Merkmalslisten, bestimmter Verhaltenskategorien oder Einstufungs-Skalen. Es gibt spezielle Merkmalssysteme und Kategoriensysteme sowie anspruchsvolle Systeme der Interaktionsanalyse usw. Die Verhaltensbeobachtungen sind in vielen Bereichen die Methode der Wahl, wenn die zu Untersuchenden keine Auskünfte über sich geben können oder wollen, etwa Kleinkinder, fremdsprachliche Personen, Sprachunfähige oder Angehörige anderer Spezies, z.B. in der Primatenforschung, oder wenn die Selbstberichte das interessierende Verhalten zu sehr stören würden, beispielsweise während einer beanspruchenden und verantwortlichen Tätigkeit oder einer sozialen Interaktion. Die Fachliteratur beschreibt verschiedene Parameter des Verhaltens, die Datengewinnung und verschiedene Stichprobentechniken (siehe Faßnacht, 1995, S. 125 ff; Feger & Graumann, 1983; Pawlik & Buse, 1996). Aus methodologischer Sicht gelten für verhaltenspsychologische wie für testpsychologische Daten die Prinzipien der formalen Zuverlässigkeit (innere Konsistenz, Wiederholbarkeit, Objektivität) und der empirischen Gültigkeit (Validität nach internen und externen Kriterien). Da es sich oft um Zeitreihen handelt, sind jedoch spezielle Konzepte der Reliabilitätsprüfung notwendig, um die eigentliche Zustandsvarianz zu erfassen.

Eine *strikte* Verhaltensbeobachtung könnte nur den Typ von Informationen liefern, die auch durch die Verhaltensbeobachtung eines Primaten zu erhalten ist. Die *verhaltenspsychologische Interpretation* ist angesichts von oberflächlich sehr ähnlichen, aber funktional und kontextuell unterschiedlich bedingten Verhaltensweisen auf Hypothesen, allgemeine Annahmen und Analogieschlüsse über den „innerlichen“ Kontext der objektiven Beobachtung angewiesen, falls nicht spekuliert werden soll. Deshalb wird auch eine primär verhaltensorientierte psychologische Forschung auf den meisten Forschungsgebieten in der Regel nicht umhin kommen, letztlich introspektiv gewonnene Hinweise zu verwenden und Hypothesen zu bilden, welche Gründe und Absichten eine manifeste Verhaltensweise hat oder haben könnte. Beispielsweise müsste zwischen spontanen oder reaktiven Verhaltensweisen und den Handlungen mit intentionalem Gehalt unterschieden werden.

Wie würden in der experimentellen Psychologie Versuchsanordnungen gestaltet, wenn es keine sprachliche Kommunikation über das Verstehen einer Instruktion gibt oder über die wichtige Frage, ob der vom Experimentator beabsichtigte psychische Zustand überhaupt verwirklicht wurde? Wie wichtig solche Hinweise aus introspektiven Auskünften (Selbstberichten) sind, wird deutlich, wenn Psychologie und strikte Verhaltenswissenschaft gegenübergestellt werden. Welche Ausschnitte der Psychologie blieben übrig, wenn – genau der Verhaltensforschung an Primaten entsprechend – keinerlei Hinweise introspektiver Art verfügbar wären? Welche Erkenntnisfragen sich stellen, zeigt sich in der „Philosophie des Geistes“ und den methodischen Schwierigkeiten der Primatenforschung, wenn über mentale Repräsentationen, Selbstwahrnehmung, Diplomatie und Täuschungsmanöver diskutiert wird. Lassen sich beispielsweise Problemlösungen aufgrund „einsichtigen“ Verhaltens und aufgrund eines Lernens am Erfolg eindeutig unterscheiden (siehe Heyes, 1998)?

Der Einfluss, den die psychologischen Konzepte der Beobachter auf die Untersuchungsergebnisse haben, ist ein bekanntes Thema in der Persönlichkeitsforschung (siehe Bortz & Döring, 2006; Forgas, 1995; Stemmler et al., 2011). Dass solche Konzepte auch bei der Beschreibung des Primatenverhaltens wirksam sein können, zeigte Jana Uher (2013, 2015, Uher & Asendorpf, 2008). In ihrer methodenkritischen Untersuchung über Verhaltensunterschiede der Menschenaffen auf der Station des Leipziger *Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie* wurden direkte Verhaltensbeobachtungen protokolliert sowie unabhängige Verhaltenseinstufungen nach einem Schema, dass sich an den fünf Dimensionen des Persönlichkeitsfragebogen NEO-FFI von Costa und Mc Crae orientierte. Die Ergebnisse belegen, dass ein bestimmtes Zielverhalten – vereinfacht zusammengefasst – zu einem erheblichem Varianzanteil methodenbedingt *divergent* beurteilt wurde.

Zu den Verhaltensmessungen im weiteren Sinn sind auch die psychophysiologischen und die neuropsychologischen Methoden zu rechnen. In der Psychophysiologie wird unterschieden zwischen den peripher-physiologischen Funktionen, d.h. kardiovaskulären oder motorischen Parametern, den zentralnervös-kortikalen Funktionen, wie dem EEG und den evozierten Potenzialen, sowie endokrinologischen Maßen. Hinzu kommen bildgebende Verfahren (CT, fMRI, PET) und eine Vielfalt neuropsychologischer Testverfahren und Beobachtungsmethoden. Typisch sind Versuchsanordnungen, in denen durch Aufgaben oder Reize (Bilder, Filme usw.) eine bestimmte Zustandsänderung, d.h. Aktivierung, Emotion, „Stress“ induziert werden soll. Inwieweit die Untersuchungsteilnehmer den vom Untersucher geplanten psychischen Zustand tatsächlich realisiert haben, ist nicht leicht zu entscheiden. Häufig verwenden Forschungsprojekte dieser Richtung in multimethodischer bzw. multimodaler Weise introspektive Auskünfte der Untersuchungsteilnehmer, Fragebogen und andere Verfahren der Selbstbeurteilung, um den Erfolg der experimentell induzierten Bedingungsvariation zu erkunden.

Die Frage, ob Untersuchungsteilnehmer, die vermutlich den intendierten psychischen Zustand (Aufmerksamkeit, Emotion, „Stress“) nicht realisierten, post hoc aus der Untersuchung auszuschließen sind, wird kaum diskutiert. Versuchsplanerisch hinsichtlich der internen Validität wäre das angemessen, doch wie sollten die Entscheidungskriterien überhaupt operational definiert werden? Hat die Versuchsperson die Intention des Versuchsleiters nicht verstanden oder nicht richtig befolgt? Einen Standard gibt es nicht. Generell ist bei allen Laboruntersuchungen dieser Art das Repertoire natürlicher Erlebnis- und Verhaltensweisen extrem eingeschränkt, und Verallgemeinerungen auf das Alltagsverhalten sind kaum möglich, denn kontrollierte Labor-Feld-Untersuchungen der Generalisierbarkeit sind in der Regel bereits aus gerätetechnischen Gründen unmöglich.

Ethologie und Verhaltensphysiologie als *Humanwissenschaft*, so kann zugespitzt werden, ist der Ausschnitt der Verhaltenspsychologie, der übrig bleibt, wenn wissenschaftstheoretisch konsequent und strikt auf die introspektiven Auskünfte, auf Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung und auf alle Analogiebildungen und Hypothesen aufgrund eigener Bewusstseinspsychologie verzichtet würde. Es fällt schwer, außerhalb der tier-experimentellen Psychologie und tier-ethologischen Forschung humanwissenschaftliche Fragestellungen aufzuzählen, in denen objektive Verhaltensbeobachtungen möglich und ausreichend sind. Aber bereits das bloße Wissen des Menschen, Teilnehmer einer Untersuchung zu sein,

könnte Tendenzen erhöhter Selbstaufmerksamkeit und Selbstdarstellung, Erwartungen und subjektive Interpretationen des Untersuchungszwecks fördern, in individuell verschiedener Ausprägung und Auswirkung auf die erhobenen Daten. – Verhaltenswissenschaftliche Forschung mit Menschen bleibt regelmäßig auf introspektive Auskünfte der Untersuchungsteilnehmer bzw. auf Verständigungen angewiesen, um ein Verhaltensexperiment durchführen und interpretieren zu können.

2. 5. 4 Experimentalmethodik

Den extremen Gegensatz zum Methodentyp *Introspektion* und *Selbstbeobachtung* bilden das *Experiment* und die *Messung*. Die meisten psychologischen Experimente verwenden zwar Messwerte, doch muss dies nicht zwangsläufig sein, denn das Fehlen oder das Eintreten eines Ereignisses kann genügen, um über eine Hypothese zu entscheiden. Wundt war nicht der Erste, der psychologische Experimente durchführte, doch erweiterte er Fechners Psychophysik und die sinnesphysiologischen Experimente durch weitere Fragestellungen der Allgemeinen Psychologie. Wundt, der sich allgemein auf das Experiment als überlegene Forschungsmethode bezieht, weist ausdrücklich darauf hin, dass sich die experimentelle Psychologie im Unterschied zu den Naturwissenschaften wegen der Abhängigkeit von Beobachter und Untersuchungsgegenstand an das Vorbild „vollkommener Experimente“ nur annähern könne. Der Wert eines Experiments hängt davon ab, inwieweit es gelingt, diese Selbstbeobachtung methodisch abzusichern.

Von Wundt stammt eine später häufiger zitierte Definition des Experiments: „(1) Der Beobachter muss womöglich in der Lage sein, den Eintritt des zu beobachtenden Vorganges selbst bestimmen zu können. (2) Der Beobachter muss, soweit möglich, im Zustand gespannter Aufmerksamkeit die Erscheinungen auffassen und in ihrem Verlauf verfolgen. (3) Jede Beobachtung muss zum Zweck der Sicherung der Ergebnisse unter den gleichen Umständen mehrmals wiederholt werden können. (4) Die Bedingungen, unter denen die Erscheinung eintritt, müssen durch Variation der begleitenden Umstände ermittelt und, wenn sie ermittelt sind, in den verschiedenen zusammengehörigen Versuchen planmäßig verändert werden, indem man sie teils in einzelnen Versuchen ganz ausschaltet, teils in ihrer Stärke oder Qualität abstuft“ (1907, S. 301 f), siehe auch „Die Bedeutung der experimentellen Methode für die Psychologie“ sowie „Allgemeine Regeln für die Anwendung des Experimentes in der Psychologie“ (1921, III, S. 163 ff).

Für viele der herausragenden Psychologen in den Jahrzehnten nach Fechner war Experimentalpsychologie schlechthin *die richtige Methode* der empirischen Psychologie, während Wundt bereits in seinen 1863 publizierten Vorlesungen den Horizont auf die Kulturpsychologie (Völkerpsychologie) und die auf diesem Gebiet benötigte vergleichende Methodik und die psychologische Interpretation ausgeweitet hatte. Vielleicht liegt hier einer der Gründe für die auffällige Distanz zwischen Wundt und der 1904 gegründeten *Gesellschaft für experimentelle Psychologie*, deren Name und Absichten ihm viel zu eng vorkommen mussten.

Psychologisches Experiment

Über die Methodenlehre der experimentellen Psychologie von der Versuchsplanung bis zur Auswertung existieren kompetente Lehrbücher und vertiefende Monographien, auf die hier verwiesen werden kann (Bortz & Döring, 2006; Kerlinger & Lee, 2000; Westermann, 2000). Dazu gehören: die Ableitung von Hypothesen aus der allgemeinen Fragestellung, die Operationalisierungen, die Realisierung des Versuchsplans, ein Bezug zum Stand der Forschung und weitergehende Interpretationen. Wichtige Details der Experimentalmethodik sind: der Versuchsplan mit Stichprobentechnik hinsichtlich Experimental- und Kontrollgruppe, mit unabhängigen (Experimentalbedingungen) und abhängigen Variablen, randomisierter Zuweisung der Versuchspersonen, um die Konfundierung mit Individualparametern zu verringern, Kontrolle von Störfaktoren, statistisches Analysenkonzept, wahrscheinlichkeitskritische Entscheidung über Signifikanz (Zufälligkeit) und Effektstärke des Ergebnisses, kritische Einschätzung der internen und der externen und ökologischen Validität (Labor-Feld-Generalisierbarkeit). Wichtig ist die Aufmerksamkeit für die Effekte der Versuchspersonenmotivation, Versuchsleitereffekte, Konfundierungen von Merkmalen der Untersuchung mit Merkmalen der Versuchspersonen usw. Interne Validität des Experiments besteht, wenn die Veränderung der abhängigen Variable eindeutig auf die Variation der unabhängigen Variable zurückgeführt werden kann; externe Validität liegt vor, wenn das Ergebnis in der Stichprobe auf andere Personen, Situationen und Zeitpunkte generalisiert werden kann; ökologische Validität, wenn auf Alltagsbedingungen verallgemeinert werden kann. – An dieser Stelle geht es hauptsächlich um die wissenschaftstheoretisch fundierte Kritik am psychologischen Experiment, die in den Lehrbüchern manchmal zu kurz kommt.

Generalisierbarkeit, Kontextabhängigkeit, *ceteris-paribus*-Bedingung

Die neuere wissenschaftstheoretische Diskussion hat den Geltungsanspruch des Methodentyps Experiment relativiert und speziell für die Psychologie kritische Einsichten mit sich gebracht. Aus der Sicht des Kritischen Rationalismus sind wegen der logischen Unsicherheit des nur induktiven Verfahrens Prüfstrategien notwendig, die zeigen, wie robust eine Aussage gegen Falsifikationsversuche ist. Diese Strategie verlangt allerdings Konventionen, wie die Basissätze adäquat zu prüfen sind. Solche Konventionen, die ja auch die Adäquatheit der Operationalisierungen betreffen müssen, existieren in der Psychologie kaum. Eine andere Einsicht ist, dass nicht allgemein über Theorien, sondern nur über abgeleitete Hypothesen auf einem bestimmten Gebiet ihrer Anwendung entschieden werden kann. Revidiert werden musste auch der lange geltende Leitgedanke, dass die Ergebnisse psychologischer Experimente – wie in den Naturwissenschaften – zu konsistenten Erklärungshypothesen und schließlich zu einem Gesetz mit prägnanten Vorhersagemöglichkeiten führen. Die wissenschaftstheoretischen Diskussionen über *deduktiv-nomologische Erklärungen* im engeren Sinn und die schwächeren Varianten von Erklärungen, ergab hinsichtlich der Psychologie, so lässt sich zusammenfassen, dass höchstens Erklärungen im Sinne *statistischer Gesetze bzw. Erwartungen* mit entsprechend eingegengten Vorhersagemöglichkeiten zu

behaupten sind (Chalmers, 2007; Westermann, 2000). Wahrscheinlich werden einige Experimentalpsychologen an der Überzeugung festhalten, dass striktere Erklärungen möglich sind. Hier wäre dann zu fragen: Weshalb sind nicht in der Allgemeinen und der Differenziellen Psychologie *unabhängig* durchgeführte, kontrollierte *Vorhersagestudien* systematisch evaluiert und kumuliert worden? – Mit dem gegenwärtigen Interesse an *Modellierungen* und mathematischen Formalisierungen in einigen Bereichen der Psychologie ist das zugrunde liegende Problem keinesfalls gelöst, sondern nur verschoben auf die notwendig anzuschließende, empirische und nicht nur interne Prüfung der Anpassung des Modells an die Daten mit adäquater Methodik. Ohne diesen Realitätskontakt bleiben solche Modelle nur Heuristiken.

Die allgemeine *Generalisierbarkeitstheorie* von Cronbach, Gleser & Rajaratnam (1972) bietet seit langem einen theoretischen und methodischen Rahmen, den Bedingungen der Generalisierung nachzugehen. Bemerkenswert ist, dass die Anzahl solcher Studien gering blieb. Der Ansatz dieser Generalisierbarkeitstheorie entspricht dem Thema, das aus anderer Tradition als *Kontextabhängigkeit* bezeichnet wird. Die wichtigsten Fragestellungen sind hier die – oft sehr zweifelhafte – Labor-Feld-Generalisierbarkeit, das Labor-Feld-Problem, und in ähnlicher Weise die externe, ökologische Validität psychologischer Testergebnisse. Eine Spezifikation des Kontextes bzw. der *Kontextabhängigkeit* könnte zwar grundsätzlich in die theoretische Formulierung der Erklärungshypothese oder des Vorhersageversuchs aufgenommen werden. Das mangelnde Wissen, welche der individuellen, situativen und interaktiven Bedingungen jeweils wichtig sind, und deren Vielzahl sowie die schwierige Operationalisierung machen solche Ansätze fast aussichtslos. Hier besteht ein *kategorialer Unterschied* im Vergleich zu der begrenzten Anzahl objektiv protokollierbarer Randbedingungen eines typischen Experiments der Physik oder Chemie.

Bei einer Wiederholung mit derselben Versuchsperson ist die Konstanz der maßgeblichen experimentellen Bedingungen genau einzuhalten. Welche Effekte das individuelle Erleben der nun bekannten Situation, die Gewöhnung an die Bedingungen, die Geübtheit oder eine verringerte Compliance, die vermutete Relevanz aus Sicht des Teilnehmers und andere Erwartungshaltungen sowie die erneute Versuchspersonen-Versuchsleiter-Interaktion haben, ist nach Qualität und Intensität überhaupt nicht einzuschätzen. Wenn das Experiment dagegen mit anderen Personen oder mit anderen Personengruppen wiederholt wird, ist deren Äquivalenz hinsichtlich wichtiger Personenmerkmale fraglich. Im eigenen Labor wurde bei wichtigen und schwierigen Untersuchungen ein individueller „Eingewöhnungstermin“ am Vortag verabredet, um die Teilnehmer mit den äußeren Untersuchungsbedingungen (Setting) und dem Versuchsablauf vertraut zu machen, die Geräte und Aufgaben zu demonstrieren und ggf. in einigen Aspekten auch zu üben (Fahrenberg et al., 1979). Post-experimentelle Interviews und Fragebogen sollten Hinweise auf Teilnahmemotivation, Versuchsablauf, Compliance, methodenbedingte Reaktivität, wie subjektive Hypothesen geben. Solche Standardisierungsbemühungen sind aufwendig und unüblich, sollten jedoch zum Standard werden.

Störende (konfundierte) individuelle Unterschiede könnten sich zwar nach dem „Gesetz der großen Zahl“ nivellieren, doch unterschätzen selbst erfahrene Versuchsleiter, wie viele Personen in einem solchen Fall benötigt würden. In der üblichen Forschung mit

Klein-Stichproben kann ein einzelner „Ausreißer“ das statistische Ergebnis in das Gegenteil verkehren. Die Mittelung vieler Einzelergebnisse zu einem individuellen oder zu einem interindividuellen Kennwert ist kein eindeutiger Ausweg, da es sich bei dieser Varianzquelle nur teilweise um zufällige Fehlervarianz handeln wird, darüber hinaus um systematische, psychologisch korrelierte bzw. konfundierte Varianz. Jedenfalls sind diese zusätzlichen Varianzquellen etwas anderes als die Fehlerbreite einer physikalischen Messung. Die Analyse der statistischen Effektstärken und die Power-Schätzungen der benötigten Anzahl von Versuchsteilnehmern führen nicht selten zur Forderung nach unrealistisch hohen Fallzahlen.

Neuere Lehrbuch-Darstellungen über die Psychophysik (und die von Ebbinghaus beschriebenen Vergessenskurven) lehren detailliert, von wie vielen methodischen Aspekten, von Sinnesmodalität, Kontextbedingungen, Stimulusparametern und Individualparametern die Resultate abhängen. Eine Konvergenz auf einfache und prägnante Gesetze kann demnach nicht behauptet werden (siehe Abschnitt 3.5). Für die Psychophysik gibt es allerdings den Ausweg der rein neurophysiologischen Forschung, mit automatischer Stimulation und gleichzeitiger Messung evozierter Potentiale im EEG von der Stammhirn-Audiometrie bis zu den kortikalen Arealen, d. h. als objektive *Sensorische Neurophysiologie* ohne introspektive Auskünfte und psychologische Aspekte.

Die *individuellen Unterschiede* werden zwar in der Allgemeinen Psychologie grundsätzlich ausgeklammert, bilden jedoch als „interindividuelle Varianz“ in den meisten Experimenten den relativ größten Varianzanteil, und zweifellos nicht nur Fehlervarianz. Eventuell für die theoretische Aufklärung wesentliche Individualparameter werden in der Regel nicht oder nur als einzelne Kovariate berücksichtigt; multivariates Experimentieren ist sehr selten, und *multi-level*-Analysen geben höchstens retrospektiv noch einige Aufschlüsse. Die Gültigkeit eines psychologischen Experiments ist unter dem Aspekt der internen und der externen Validität zu bewerten.

Interne Validität meint, vereinfacht gesagt, die Güte der Operationalisierungen, die Prägnanz des Versuchsplans und die strenge Durchführung und Auswertung. Über die *externe* Kriterienvalidität, insbesondere über die *ökologische Validität*, d. h. die Übertragbarkeit der experimentellen Ergebnisse auf die Alltagswelt der Menschen, ist in der Regel nichts bekannt. Die wenigen vorhandenen Labor-Feld-Vergleichsstudien sprechen dafür, dass es gravierende Abweichungen geben kann. Das bekannteste und in gesundheitlicher Hinsicht wichtige Beispiel bilden die Diskrepanzen zwischen dem in der ärztlichen Praxis gemessenen, bei vielen Menschen situativ bedingt höheren Blutdruckwerten und den im Alltag festgestellten, keineswegs behandlungsbedürftigen Blutdruckwerten (vgl. die Forschung mit ambulantem Assessment und Monitoring (Fahrenberg et al., 2002, 2005, 2007)).

Selbst einfache psychologische Experimente bedürfen einer genauen Standardisierung zwischen den Laboratorien. Auch wenn identische Geräte und Software, dieselben Definitionen und Parameter unabhängiger und abhängiger Variablen verwendet werden, sind zahlreiche Nebenbedingungen wichtig: von der Auswahl und Motivation von Teilnehmern, der Interaktion und Compliance auf beiden Seiten, bis zum Umgang mit fehlenden Daten oder Ausreißer-Werten. Je differenzierter die Operationalisierungen und technischen Details sind, desto mehr Spielraum besteht für einen Untersucher, gewollt oder ungewollt

Modifikationen einzuführen. Erst in speziellen Arbeitsrichtungen kann dann deutlich werden, wie wenig solche experimentellen Ansätze tatsächlich standardisiert und zwischen Laboratorien vergleichbar sind. Heutige Kurzaufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften enthalten sehr häufig nicht mehr die für eine Replikation unerlässlichen Details der Technik, der Parametrisierung, der Datenvorbehandlung usw. Beispielsweise ließ sich die Methodik der Konditionierung des Lidschlags, auf deren Befunde sich Eysenck (1957) in seiner Extraversionstheorie berief, trotz Laborbesuchs in London nicht in das Freiburger Labor übertragen, weil wesentliche Parameter des Experimentes (Schwellen- und Stimulus-Parameter) nicht hinreichend genau gemessen bzw. protokolliert waren.

In Labor-basierter Forschung mit relativ prägnanter Methodik, wie in der Psychophysiologie mit ihrer physiologischen Messmethodik, sind solche Divergenzen eher bekannt und entsprechend sind kritische Reviews mit dem Tenor „inconsistent findings“ geläufig, zum Beispiel hinsichtlich hypothetischer „Marker“ psychopathologischer und psychosomatischer Störungsbilder: Unterschiede der elektrodermalen Reaktivität, der Herzfrequenzvariabilität, der vagalen Innervation, der evozierten Potenziale usw. Zur internationalen Vereinheitlichung der Mess- und Auswertungsmethodik wichtiger Biosignale wurden durch Kommissionen der *Society for Psychophysiological Research* spezielle *Guidelines* erarbeitet und herausgegeben, um wenigstens einige Standards festzulegen.

Aufgrund der Arbeit in einzelnen und begrenzten Forschungsgebieten ist festzustellen, dass es bei speziellen Themen gravierende Inkonsistenzen gibt, auch in methodisch vergleichsweise prägnanten Arbeitsrichtungen der Psychophysiologie und Neuropsychologie. Aus Reviews der hauptsächlichen Forschungsliteratur zu einem bestimmten Thema lassen sich die maßgeblichen Gründe der Widersprüche in der Regel kaum ableiten: mangelnde Vergleichbarkeit aufgrund unzureichender Standardisierung bzw. fehlender Mitteilung wichtiger Details, heterogene Operationalisierungen, zu geringe Anzahl von Personen, Parametern usw., problematische statistische Auswertung und Hypothesenprüfung, unkritische Interpretation. Statt der irritierend mehrdeutigen Sammelreferate wären kollaborative und möglichst exakte Replikationen notwendig, die es jedoch kaum gibt. – Die Einsicht, dass generell die *ceteris-paribus*-Bedingung, d.h. die Bedingungskonstanz bei einem psychologischen Experiment, nicht eingehalten werden kann, bildet einen gravierenden Einwand gegen das „naturwissenschaftliche Verständnis“ von Experimentalpsychologie.

Kennzeichen naturwissenschaftlicher Methodik

Der Begriff „naturwissenschaftlich“ wird in der Psychologie verhältnismäßig oft gebraucht, um Positionen abzugrenzen. Beim Vergleich mit dem Vorbild sind mehrere Aspekte zu unterscheiden. Messung und Mathematisierung sind Kennzeichen exakter Wissenschaften. Gewiss wird es ein Meinungsspektrum geben, wie das heterogene Gebiet der *Naturwissenschaften* von anderen empirischen Wissenschaften abzugrenzen ist. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Begriff „Kausalforschung“ nicht hinreicht. Einerseits ist der Begriff „Naturkausalität“ nicht eindeutig als nomologische bzw. reduktive Strategie zu definieren, andererseits sind einige Gebiete, z.B. der Biologie, teils deskriptiv und (noch) nicht erklärend. Als allgemeines Ziel gilt jedoch, dass die einzelnen theoretischen Gesetzesaussagen zu

einem auch formal konsistenten System konstruiert werden, mit dem Leitbild einer vereinheitlichenden Theorie.

Ein sehr weitgehender Konsens ist hinsichtlich der folgenden Definitionsmerkmale naturwissenschaftlicher Forschung anzunehmen:

- (1) es wird ein systematisches, möglichst eindeutiges Wissen (Gesetzes-Wissen) über die notwendigen und hinreichenden Bedingungen für das Eintreten eines Ereignisses angestrebt;
- (2) die allgemeinen Gesetzaussagen gelten unabhängig von einem Subjekt und der Subjektivität der Forscher oder von „Individualparametern“ des aktuellen Untersuchungsgegenstandes;
- (3) die Gesetzaussagen stützen sich auf eine empirisch gut gesicherte Basis von Beobachtungen oder Experimenten;
- (4) fundamental ist die Sicherung empirischer Sachverhalte (zwischen verschiedenen Untersuchern bzw. Laboratorien) und deswegen die systematische (identische) Replikation von als neu berichteten Sachverhalten;
- (5) das Auftreten von Diskrepanzen zwischen empirischen Befunden stimuliert die gründliche Klärung der Gründe;
- (6) es besteht ein nachhaltiges Interesse an Standards der Methodik, an wissenschaftlichen Konventionen und am allgemeinem Zugang zu wichtigen Daten (open access-Datenbanken). (*Anmerkung 5*).

Unterschiede zwischen den einzelnen Untersuchungsobjekten einer Klasse oder Population sind als Modifikationen von geringem Interesse bzw. werden – wie in der Biologie – durch spezielle Gesetze, z.B. genetische und adaptive Mechanismen, erklärt. Wissenschaftsmethodisch dominiert die Absicht der Reduktion auf die zugrunde liegenden Gesetze und Mechanismen.

Welche Teilbereiche der Psychologie sind überhaupt so weit gediehen, dass systematische Falsifikationsstrategien aufgrund prägnanter Hypothesen und einer mehrheitlich akzeptierten Konvention über die Prüfstrategien, einschließlich der Operationalisierungen und Kriterien, durchgeführt werden könnten? Wo sind solche *eindeutig reproduzierbaren psychologischen Sachverhalte* festgehalten? Würden Naturwissenschaftler nicht auf ein nachdrückliches Bemühen um die Definition und Explikation zentraler Fachbegriffe sowie Standards der Methodik dringen? – Frustrierende eigene Replikationsversuche sowie Metaanalysen (Fahrenberg & Myrtek, 2005; Myrtek, 1998) tragen wesentlich zur notwendigen Skepsis und zur Forderung nach systematischen Replikationen bei.

Reproduzierbarkeit (Replizierbarkeit)

Der konstruktive Ausweg aus den Unsicherheiten humanpsychologischer Experimente wäre, das Experiment erstens im eigenen und zweitens – unabhängig – in einem anderen Labor zu wiederholen, d.h. die Reproduzierbarkeit (Replizierbarkeit) zu prüfen.

Die Reproduzierbarkeit der Untersuchungsergebnisse durch andere Forscher ist eine fundamentale Anforderung an wissenschaftliche Forschungsarbeiten, insbesondere in den

Naturwissenschaften. Auch in anderen empirischen Wissenschaften wie der Psychologie und der Medizin sollten wichtige Ergebnisse durch unabhängige und qualifizierte Untersucher kontrolliert werden. Damit ist die Erwartung verbunden, dass wissenschaftliche Forschung sich in ihrem Verlauf selbst kontrolliert und sich schrittweise auf der Grundlage der replizierten Befunde weiterentwickelt. Zu diesem Zweck muss ein psychologisches Experiment oder eine andere Forschungsarbeit methodisch so genau beschrieben werden, dass ihre Überprüfung möglich ist. Aus dem wachsenden Bestand relativ gesicherter Ergebnisse (Sachverhalte) kann ein zunehmend gesichertes Fachwissen gewonnen werden, wie es für die Theoriebildung und für die Anwendungen in den Praxisfeldern der Psychologie erforderlich ist. Welche der klassischen Experimente in der Psychologie sind überhaupt repliziert?

Dass solche systematischen Replikationen in der psychologischen Forschung kaum zu finden sind, ist sehr auffällig. In der Allgemeinen Psychologie und auf anderen Gebieten der Psychologie scheinen nicht einmal für herausragende und als Vorbild viel zitierte Experimente exakte Protokolle der maßgeblichen Parameter und Randbedingungen zu existieren, und die primären Daten werden für kritische Reanalysen unzugänglich gehalten, statt in Datenbanken „open access“ zu gewähren. (Anmerkung 5). Wie unsicher die Labor-Standards sein können, zeigt sich erst bei dem Versuch, methodisch identische Replikationen zwischen verschiedenen Laboratorien und sogar innerhalb desselben Labors vorzunehmen. Deshalb ragt das von Brian Nosek initiierte Kollaborationsprojekt so hervor, ausgewählte Experimente in internationaler Zusammenarbeit zu replizieren und vielleicht noch in Kooperation mit den primären Untersuchern alle relevanten Bedingungen zu präzisieren (siehe die ausführliche Darstellung, Fahrenberg, 2014).

Methodisch ist zwischen verschiedenen Verfahren der Replikation zu unterscheiden (siehe auch Schmidt 2009, Schweizer 1989):

- Die *direkte* (genaue) Replikation ist die Wiederholung (Duplikation) einer bestimmten Untersuchung; sie wird auch als *identische* oder exakte Replikation bezeichnet. Streng genommen handelt es sich um eine gleichartige Wiederholung nur mit anderen Teilnehmern. Die genaue Wiederholung ist – abgesehen von Computer-unterstützten Experimenten mit hochgradiger Standardisierung einfacher Abläufe – höchstens in demselben Labor möglich. Knappe Zeitschriftenartikel enthalten in der Regel keine hinreichenden Angaben für eine direkte Replikation.
- Die Reanalyse des eventuell zugänglichen Datensatzes einer publizierten wissenschaftlichen Arbeit durch einen unabhängigen Wissenschaftler.
- Die *näherungsweise* (approximative) Replikation versucht, so gut wie möglich die originale Untersuchung zu wiederholen. Wie gut dies erreicht wird, ist wegen der zahlreichen methodischen Aspekte nicht leicht zu bewerten.
- Bei der *partiellen* Replikation wird nur eine der wichtigen Untersuchungsbedingungen verändert: die Personenauswahl oder die Darbietung der unabhängigen Variable (nach Dauer, Intensität, Qualität usw.) oder die Erhebung der abhängigen Variable durch eine vielleicht neu entwickelte Mess- oder Testmethode.
- Die *systematische* Replikation unternimmt die planmäßige Variation von zwei oder mehr wichtigen Untersuchungsbedingungen auf einmal. Dieses Verfahren scheint

ökonomischer zu sein, denn es könnte im positiven Fall eine breitere Erfahrungsbasis schaffen; im negativen Fall bleibt jedoch ungeklärt, weshalb es zu einem anderen Ausgang kam.

- Die *Generalisierbarkeitsstudie* dehnt die systematische Replikation in mehrere Richtungen aus. Wegen des großen Aufwandes stammen Forschungsbeispiele jedoch vorwiegend aus der Differenziellen Psychologie aufgrund von Erhebungen mittels Tests und Fragebogen.
- Die *konstruktive (konzeptuelle)* Replikation besteht in einer neu angelegten Untersuchung, die zwar den allgemeinen theoretischen Ansatz und die Untersuchungshypothese übernimmt, jedoch andere, aber theoretisch als adäquat angesehene operationale Definitionen der unabhängigen und der abhängigen Variablen auswählt. Die Zielsetzung wird übernommen, die methodische Durchführung mehr oder minder neu angelegt. Konzeptuelle Replikationen sind häufiger zu finden, jedoch nicht unter dieser Bezeichnung, sondern als mehr oder minder freie Anlehnungen an vorausgegangene Untersuchungen. Auf diese Weise zeigt sich, ob das interessierende Phänomen über unterschiedliche Bereiche hinweg stabil ist. Fraglich bleibt aber, ob das methodisch anders erfasste Phänomen „dasselbe“ ist.

Ist der Mangel an Replikationsversuchen ein blinder Fleck der Psychologie und der Sozialwissenschaften, wie Schmidt (2009) meint? Er fordert deshalb eine gründlichere methodologische Diskussion, stärkere Berücksichtigung in Lehrbüchern und die Änderung der Herausgeberpolitik. Dass zahlreiche nicht-reproduzierbare Untersuchungsergebnisse publiziert wurden, ist in der Geschichte und Methodenlehre der Wissenschaften durchaus bekannt. In den Lehrbüchern der Methodenlehre der Psychologie werden die Strategien der Replikationsforschung eher beiläufig behandelt. Es mangelt noch an methodologischer Diskussion, an Konventionen und systematischen Ansätzen. Die Frage der Reproduzierbarkeit wichtiger Befunde wird auf einigen Gebieten der Psychologie – wie auch in der Medizin – hauptsächlich in den gründlich referierenden Reviews zu kontroversen Themen oder in den auch statistisch zusammenfassenden Metaanalysen diskutiert (siehe evidenzbasierte Medizin). Demgegenüber sind in den Literaturbanken der Psychologie nur relativ wenige Publikationen über erfolgreiche und nicht erfolgreiche Replikationen psychologischer Experimente oder systematisch variierende Generalisierbarkeitsstudien verzeichnet.

Sich mit Replikationen zu befassen, könnte als wenig kreativ gelten; entsprechende Publikationen würden dann kaum zum wissenschaftlichen Ansehen beitragen, so dass sie zumindest für jüngere Wissenschaftler weniger förderlich seien als die Publikation „neuer“ Befunde. Für diese Vermutung spricht die sehr reservierte Einstellung der Herausgeber vieler wissenschaftlicher Zeitschriften. In einer Umfrage unter 79 Herausgebern von *Social Science Journals* lehnten fast 94 Prozent die Annahme von Manuskripten über Replikationsstudien ab, 54 Prozent der Gutachter meinten, dass sie eine neue Studie einer Replikationsstudie vorziehen. Ein Senior in der Psychologie meinte, er habe von dem geplanten Reproducibility Project abgeraten, weil die Psychologie unter Druck stehe und ein solches Projekt die Psychologie schlecht aussehen lasse. Dagegen lobten andere Wissenschaftler diese kühne Initiative. Andere Disziplinen könnten von dieser Art der Selbst-Reflexion profitieren (siehe Fahrenberg, 2014).

Zu den Argumenten für mehr Replikationsstudien gehört die auch in Deutschland zunehmend kritische Einstellung gegenüber den üblichen Publikationsweisen und der mangelnden innerfachlichen Kontrolle (siehe Margraf, 2015). Das Interesse an Replikationsstudien wurde durch systematische Nachweise statistischer Mängel und durch extreme Fälle von Datenfälschung erhöht. Ein neueres Beispiel der bewussten Fälschung von Untersuchungsergebnissen gab der bekannte holländische Sozialpsychologe Diederik Stapel, der mindestens 30 Publikationen mit erfundenen Daten verfasste. (Diese Fälschungen wurden allerdings nicht durch Replikationsversuche entdeckt, sondern aufgrund von Hinweisen aus seinem Arbeitskreis.)

Das von Brian Nosek (Nosek et al., 2010; Alexander et al., 2010; siehe Carpenter, 2012) und zahlreichen amerikanischen und auch einigen internationalen Mitarbeitern gegründete *Reproducibility Project* hat sich die Aufgabe gestellt: „Do normative scientific practices and incentive structures produce a biased body of research evidence? The Reproducibility Project is a crowdsourced empirical effort to estimate the reproducibility of a sample of studies from scientific literature. The project is a large-scale, open collaboration currently involving more than 150 scientists from around the world. The investigation is currently sampling from the 2008 issues of three prominent psychology journals - *Journal of Personality and Social Psychology*, *Psychological Science*, and *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition*. Individuals or teams of scientists follow a structured protocol for designing and conducting a close, high-powered replication of a key effect from the selected articles. We expect to learn about:

- The overall rate of reproducibility in a sample of the published psychology literature
- Obstacles that arise in conducting effective replications of original study procedures
- Predictors of replication success, such as the journal in which the original finding was published, the citation impact of the original report, and the number of direct or conceptual replications that have been published elsewhere
- Aspects of a procedure that are or are not critical to a successful direct replication, such as the setting, specific characteristics of the sample, or details of the materials“ (<https://osf.io/ezcuj/>).

Dieses *Reproducibility Project* wird innerhalb des *Center for Open Science* COS (<http://centerforopenscience.org/>) organisiert und finanziert. Diese non-profit-Einrichtung setzt sich das Ziel “to increase the openness, integrity, and reproducibility of scientific research.” Für das Projekt wurden die ersten 30 Artikel des Jahrgangs 2008 der drei genannten Zeitschriften für eine möglichst genaue Replikation ausgewählt. In einer Anleitung sind wichtige Details und Kriterien festgelegt. Die Nachuntersucher sollen sich an die ursprünglichen Autoren wenden, um methodische Details zu erfahren.

Der gegenwärtige Stand des Vorhabens lässt aufgrund der abgeschlossenen Teilprojekte vermuten, dass weniger als die Hälfte der publizierten Ergebnisse reproduzierbar ist oder nur für einzelne Items oder mit nur geringem Effekt. Bei diesem Zwischenstand wäre eine Bewertung verfrüht. Die ausgewählten Arbeiten betreffen überwiegend Themen der kognitiven Psychologie, Priming, Einstellungen und verwandte Themen, oft einfache Computer-gestützte Versuche. Sie sind also nicht repräsentativ für die gesamte Psychologie.

Anspruchsvollere Untersuchungen hinsichtlich Forschungsaufwand, Methoden, Apparatur und Teilnehmern, d.h. nicht nur Studierende der Psychologie, sind in der Minderzahl (<https://osf.io/ezcuj/> – siehe Fahrenberg, 2014).

Grundsatzkritik der experimentellen Psychologie

Gegen die experimentelle Psychologie gibt es aus der Sicht der *Verstehenden Psychologie* und der *Phänomenologischen Psychologie* fundamentale Einwände, die nicht nur pauschale Distanzierungen darstellen, sondern durchaus Methodenprobleme treffen. Bereits Kunz (1957) hat einige dieser Einwände zusammengestellt und bestimmte Eigenheiten des psychologischen Experiments im Vergleich zur Physik kritisiert:

- „1. Es gibt keine im strengen Sinne eindeutige und überschaubare Ausgangslage für das psychologische Experiment, denn die Lebensgeschichte der zu untersuchenden Vpn verliert sich individuell in einer nur fragmentarisch erfassbaren Vergangenheit.
2. Reaktionen der Vpn bleiben grundsätzlich mehrdeutig.
3. Die an den Reaktionen der Vpn. zähl- und messbaren Züge betreffen meist nur periphere Züge, die für das faktische Erleben und Verhalten der Vpn nicht konstitutiv sind.
4. Zumeist arbeiten Experimente mit sprachlichen Reaktionen der Vpn, was von den Experimentalpsychologen kaum beachtete sekundäre hermeneutische bzw. sprachanalytische Probleme erzeugt.
5. Zur Hauptsache sind nur reaktiv erzeugbare Phänomene experimentell zu beobachten“ (S. 45).

Noch zu ergänzen sind diese Gesichtspunkte durch die Fragen nach der Lebensnähe sowie nach der persönlichen Relevanz eines Experiments für den Untersuchten, denn die Motivation zur Teilnahme und zur Mitarbeit im Sinne einer „guten Versuchsperson“ hängen damit zusammen. In typischen Lehrbüchern der experimentellen oder allgemeinen Psychologie ist es keineswegs selbstverständlich, solche Einwände – oder die auf Kant zurückgehende Kritik einer messenden und mathematischen Psychologie – eingehend zu referieren und konstruktiv zu beantworten.

Zusammenfassend zeichnet sich ab, dass der Methodentyp Experiment zwar weiterhin Vorbild einer kontrollierten Datenerhebung und Hypothesenprüfung ist, außerdem hohen didaktischen Wert hat, aber wegen der vielen und auch grundsätzlichen Einschränkungen nicht das Vorbild psychologischer Methodik schlechthin sein kann.

2. 5. 5 Psychologische Messung und Messtheorie

Monographien und Lehrbücher zur Methodenlehre der Psychologie auf dem Gebiet der Statistik, Testtheorie (Psychometrie) und Skalierungstheorie enthalten formale Definitionen

des Messens, und dazu gehört die Unterscheidung unterschiedlicher Typen oder Niveaus der Messung. So wird, etwa in der Nachfolge von Stevens u.a., zwischen der Messung im engeren Sinn auf den („metrischen“) Intervallskalen, den Grösser-kleiner-Relationen (Ordinalskalen) und einfachen Häufigkeitsangaben unterschieden. Diese Verfahren unterscheiden sich in ihren definitorischen Voraussetzungen und dementsprechend auch in den für die statistische Auswertung zulässigen Rechenverfahren, selbst wenn diese formal durchgeführt werden könnten. Die Kontroverse ergibt sich vor allem zur Intervallskalierung: Sind Selbstauskünfte über psychische Zustände und deren Veränderung metrisch abzubilden oder höchstens auf einer voraussetzungsärmeren Ordinalskalierung von Grösser-kleiner-Beziehungen? Nur selten geht die Fachliteratur auf diese Frage ein, wie adäquat psychologische Messungen dem gemeinten Phänomen und Prozess sind: Sind die Voraussetzungen überhaupt gerechtfertigt? Die formal genauen Definitionen können nur der eine Teil der Methodenlehre sein, dazu gehört noch eine methodologische Diskussion, wann diese Voraussetzungen zu rechtfertigen sind. Statt der oft sehr vereinfachenden Beispiele wären realistische Beispiele aus unterschiedlichen Bereichen der Psychologie zu erwarten: Verhaltensmessung, psychophysiologische Messung, Psychometrie objektiver Intelligenz- und Leistungstests, Skalierung von introspektiven Auskünften, psychischen und somatischen Beschwerden, Selbstbeurteilungen.

Kants Auffassung lässt sich so interpretieren: Als naturwissenschaftlich exakt kann nur das gelten, was auf apriorischer Grundlage mit Gewissheit, wie auf mathematisch-geometrischem Gebiet, zu erkennen ist. Solche apriorischen Grundlagen, die mehr als Erfahrungsgesetze sind, sieht Kant nicht für die Psychologie. Im kontinuierlichen Fluss des Seelenlebens sind die Verhältnisse nur zeitlich zu bestimmen. Die Unmöglichkeit der räumlichen Konstruktionen von Bewusstseinsvorgängen, d.h. die Beschränkung auf die Dimensionen Zeit und Intensität, hat in der Folgezeit für die Diskussion der Mathematisierbarkeit, u.a. bei Herbart und Wundt, eine große Rolle gespielt. Wesentlich ist hier, dass die „Gedankenteilung“ keine Absonderung der Teile, auch keine Sicherung durch Aufbewahren und keine neue Verknüpfung gestattet wie bei räumlichen Objekten. Die Teile können nicht isoliert und reproduziert werden (beispielsweise als Maßstab). So können in der inneren Erfahrung die in der Zeit ablaufenden Prozesse der subjektiven Wahrnehmung und Erinnerung nicht sicher voneinander getrennt werden. Da es an Eindeutigkeit der Ergebnisse mangelt, sind mathematische Formulierungen unmöglich. Und das impliziert, ohne dass Kant es hier ausdrücklich schreibt, dass exakte Messungen in der Psychologie der inneren Erfahrung unmöglich sind. Der Psychologie fehlen die a-priori-Erkenntnisgrundlagen und folglich auch die Möglichkeit, Begriffe und Gesetze mathematisch zu konstruieren. Eine Experimentallehre der Psychologie muss weit hinter den eigentlichen Naturwissenschaften zurückbleiben, denn die notwendige Zergliederung der inneren Erfahrung erfolgt nur gedanklich und kann deren Bestandteile nicht wirklich isolieren und messen.

Für Wundt (1874) waren Kants Einwände so wichtig, dass er sich in der Einleitung seiner *Grundzüge* damit auseinandersetzte und Gegenargumente vorbrachte. Zuvor hatte sich Herbart gegen Kant gestellt, und Wundt wurde von Zeller kritisiert; auch Helmholtz äußerte sich in einem Aufsatz zum Begriff der Messung in engeren Sinn. Wundts spätere Kommentare zeigen, dass er sich im Laufe seiner Arbeit Kants skeptischer Position annä-

herte (Fahrenberg, 2011). Wichtig ist, dass es bei dieser Kontroverse nicht um Verhaltensmessungen, Reaktionszeiten, psychophysiologische und andere Messwerte geht, sondern nur um quantifizierende und dann rechnerisch ausgewertete introspektive Aussagen, Selbstbeobachtungen und Selbstbeurteilungen.

Die Kontroverse führt von Kant (1789/98) über Herbart zu Fechner, Wundt, Zeller, Helmholtz und bis in die neuere Mess- und Skalierungstheorie. Diese Auseinandersetzung ist grundlegend für das Problem psychologischer Messung, doch ist die Auseinandersetzung heute weitgehend vergessen, ohne dass etwa eine überzeugende Lösung oder Synthese gefunden wurde. Der Ruf nach Messung und Experiment spielt eine wichtige Rolle in der Konfrontation zwischen Hauptrichtungen der Psychologie. Deswegen ist es nötig, die wichtigsten Zitate zu wiederholen, damit sie nicht völlig übersehen oder einseitig wiedergegeben werden, wie es mit Kants Äußerungen zur Psychologie nicht selten geschehen ist (zu Kants Auffassung siehe Abschnitt 3.2.1; zu Fechners Psychophysik Abschnitt 3.5, weitere Zitate und Anmerkungen auch in Fahrenberg, 2011, S. 416-440).

Aus Kants Argumentation folgt, dass Bewusstseinsvorgänge, psychische Zustände und Veränderungen, nicht metrisch erfasst werden können. Sein Einwand betrifft introspektive Auskünfte ebenso wie andere Selbstberichte und Selbstbeurteilungen, die in Interviews oder mit Fragebogen gewonnen werden. Ist überhaupt ein vom unmittelbaren Sinneseindruck unabhängiger „Maßstab“ verfügbar? – Besteht die Beziehung zwischen einem empirischen und einem numerischen Relativ im Sinne einer Intervallskalen-Messung mit homomorpher Abbildung, wobei die Größenverhältnisse invariant bzw. den semantischen Beziehungen abbildungstreu sind? (vgl. Bortz & Döring, 2006; Bortz, Lienert & Boehnke, 2000; Orth, 1983).

Bortz und Döring (2006) gehen in dem Abschnitt über *Messtheoretische Probleme* auf die allgemeinen Annahmen ein: das Repräsentationsproblem, d.h. die Frage nach der homomorphen (strukturerhaltenden) Abbildung des empirischen in einem numerischen Relativ; das Eindeutigkeitsproblem (zulässige Transformationen) und das Bedeutsamkeitsproblem (zulässige mathematische Operationen). Die Skalenarten und deren Eigenschaften werden erläutert. „Wie jedoch – so lautet die zentrale Frage – wird in der Forschungspraxis entschieden, auf welchem Skalenniveau ein bestimmtes Merkmal gemessen wird? (...) Die übliche Forschungspraxis verzichtet auf eine empirische Überprüfung der jeweiligen Skalenaxiomatik. Die meisten Messungen sind *Per-fiat*-Messungen (Messungen ‚durch Vertrauen‘), die auf Erhebungsinstrumenten (Fragebögen, Tests, Ratingskalen etc.) basieren, von denen man annimmt, sie würden das jeweilige Merkmal auf einer Intervall-Skala messen“ (S. 70). Außerdem führen die Autoren noch andere Aspekte der Forschungspraxis und der Auswertung an, aber die wissenschaftstheoretischen Probleme psychologischer Messungen werden nicht weiter erörtert.

Gigerenzer (1981) legt in seinem Lehrbuch *Messung und Modellbildung in der Psychologie* die *Modelle* als Erkenntnisgrundlage sowie die Repräsentationstheorie der Messung dar und beschreibt die Formen der Messung auf den drei Niveaus: Nominal-, Ordinal- und Intervallskala. „Messung ist dann möglich, wenn die Gesetzmäßigkeiten, welche die spezifische Struktur eines numerischen Systems beschreiben, als empirische Gesetzmäßigkeiten auch in dem durch E modellierten Gegenstandsbereich gelten“ (S. 32). Gigerenzer

geht auf die Begriffe *Empirisches System* und *Gegenstandsbereich* ein, kurz auch auf Abgrenzungen und Einwände, vermeidet jedoch prägnante Definitionen des Geltungsbereichs solcher Postulate hinsichtlich der empirischen Psychologie. Wie wird das Zutreffen solcher Annahmen beurteilt? Nach Evidenz, Konsens oder empirischem Nutzen? (und nach welchen Kriterien? Vorhersageerfolgen?). Gigerenzer kritisiert die „klassische Messtheorie“ der Psychologie; erwähnt jedoch nicht die fundamentale Kritik an psychologischen Messoperationen seit Kant, Helmholtz, Tannery und anderen Autoren.

Gigerenzer ist zwar Psychologe und gibt in jedem Kapitel einfache Beispiele an: für elementare Verhaltensdaten oder Vergleichsoperationen. Im Register fehlen jedoch Begriffe, die auf die hauptsächlichen Anwendungsbereiche verweisen würden: Intelligenz- und Leistungstests, Fragebogen, Selbstbeurteilungen, d. h. auf die in der Praxis mit Abstand am häufigsten verwendeten psychologischen Methoden. Beispiele gibt es für einfache Einschätzskalen (Rankings). Zweifellos sind solche Überlegungen über Messung und Modellbildung in einigen Bereichen der Psychologie wichtig (zu Schärfung der Problemstellung wäre noch ein Exkurs über physiologische Messungen, d. h. Messungen im engeren Sinne, durchaus nützlich). Doch wo liegen die Grenzen solcher Skalierungen? Die mögliche modellbildende Funktion der Messung ändert ja nichts an der fragwürdigen Beschaffenheit der primären Daten, beispielsweise der introspektiven Auskünfte und der Selbstbeurteilungen. Die eleganteste Modellbildung das nicht zu ändern. – Darüber hinaus kann die Skepsis vielleicht ausgedrückt werden, indem eine Formulierung Fegers (1991, S. 83) aus dem Zusammenhang genommen und verallgemeinert wird: „Die Hauptvertreter des axiomatischen Ansatzes scheinen bereits das Opfer ihrer Auswahl ‚interessanter Messsituationen‘ geworden zu sein ...“

Michell (1999) kritisiert die im Fach Psychologie, in der Fachliteratur sowie in den gängigen Lehrbüchern vorherrschende, desinteressierte Einstellung zu den Grundsatzfragen in ungewöhnlich direkter Weise. Statt nur auf Guilford, Stevens und andere Autoren der Mess- und Skalierungstheorie hinzuweisen, müsse die Frage der Messbarkeit psychologischer Attribute ernst genommen werden. Anstelle von Behauptungen zur Psychometrie sei jedenfalls die direkte Prüfung der Messbarkeit zu verlangen. Das Verfahren des *conjoint measurement* sei zu diesem Zweck geeignet – wobei Michell allerdings nicht auf die offensichtlich großen Probleme bei der Anwendung dieses Konzepts in der psychologischen Methodenlehre eingeht. Er definiert: „*Measurement*: the discovery or estimation of the ratio of a magnitude of a quantity to a unit of the same quantity. *Quantity*: an attribute possessing ordinal and additive structure. *Quantification*: the process of (i) showing that an attribute is quantitative and (ii) devising procedures to measure it. *Conjoint measurement*: way of identifying the additive structure of attributes indirectly, via trade-offs in the way that two attributes relate to a third. For example, in the way that differences in density can be traded off against differences in volume to keep mass constant, the otherwise hidden additive structure within the attribute of density is revealed” (S. 220 ff).

2. 5. 6 Fragebogen und psychologisches Tests

Der Methodentyp *Fragebogen* gilt als der in der Gegenwart am häufigsten verwendete Methodentyp. Wenn die in einem Interview oder bei einer Anamnese verwendeten Frageformen hinzugezählt werden, wird diese Einschätzung sicher zutreffen.

Neben den einfachen Fragenlisten gibt es eine Vielzahl standardisierter Verfahren, die zu den psychologischen Tests gerechnet werden. Die Fragebogen sind durch Standardisierung der Fragen, der Antwortmöglichkeiten und der äußeren Aufmachung aus einfachen Fragenlisten und Interviews entstanden, weil die Antworten leichter zu erhalten sind und sicherer protokolliert werden können. Typische Fragebogen beziehen sich auf soziale Einstellungen, auf Persönlichkeitseigenschaften, Emotionen und Motive, auf psychische Störungen usw. Die Fragebogenmethodik hat viele Vorläufer, schon lange vor den oft genannten Projekten der amerikanischen Militärpsychologen während des Ersten Weltkriegs. So sind allem Heymans & Wiersma (1906) zu nennen.

Wenn statistische Verfahren der Testkonstruktion eingesetzt werden, können aus den Items Skalen gebildet werden, deren formale Zuverlässigkeit (Reliabilität) geprüft und deren empirische Gültigkeit (Validität), insbesondere als Zusammenhang mit wichtigen externen Kriterien, untersucht werden. Die einzelnen Items (Antworten) werden in der konventionellen Testkonstruktion als „Parallelmessungen“ des zugrunde liegenden theoretischen Konstrukts interpretiert. Fast alle statistischen Verfahren der Testkonstruktion setzen theoretisch sowie im rechnerischen Verfahren eine Intervallskalierung voraus, d.h. Metrik im engeren Sinn. Die Prinzipien der Testkonstruktion wurden jedoch auf dem Gebiet der Intelligenztests und der Fähigkeitstests entwickelt. Hier kann, wenn es um sehr ähnliche, nur im Schwierigkeitsgrad verschiedene Aufgaben und objektiv protokollierte Aufgabenlösungen geht, die Annahme vertreten werden, dass die abgestuften Lösungswahrscheinlichkeiten der inhaltlich homogenen, aber unterschiedlich schwierigen Items nach der Konzeption einer Intervallskala interpretiert und demgemäß zu einem Testwert addiert werden können. Beispiele sind: die Skalen (Untertests) für *Zahlengedächtnis*, für *Verbale Flüssigkeit* oder *Räumliche Vorstellung*. Diese Voraussetzungen sind bei den einzelnen Fragen eines typischen Persönlichkeitsfragebogens *nicht* gegeben, denn die Items sind *nicht* – näherungsweise – parallele Messungen einer relativ homogenen Eigenschaft, sondern nur *ähnliche* Indikatoren eines *facettenreichen* Konstrukts, beispielsweise Emotionalität, Extraversion, Aggressivität.

Am Beispiel eines Persönlichkeitsfragebogens kann erläutert werden, welche Operationen der Befragte vollziehen muss, um seine Selbstbeurteilung zu geben, beispielsweise seines eher extravertierten oder eher introvertierten Verhaltens (siehe Fahrenberg, Hampel & Selg, 2010, Kapitel 8). Fragebogen sind „subjektive Verfahren“. Oft werden die Kompetenz und eine Bereitschaft zur Selbstbeschreibung, Wissen und sprachliche Fähigkeiten, als Voraussetzungen solcher Persönlichkeitsfragebogen genannt. Eine Voraussetzung dieser Technik, so schreiben Amelang und Schmidt-Atzert (2006, S. 241) besteht darin, dass „die Betreffenden sich selbst überhaupt kennen und zu beobachten imstande sind.“ Rost (2004) nennt drei Voraussetzungen: die Einsicht in eigene kognitive Prozesse, die Bereitschaft, das reale Selbstbild zu offenbaren und das Vorhandensein von geeigneten Beurteilungsmaßstä-

ben aufgrund sozialer Vergleichsprozesse. Wie diese individuellen Fähigkeiten empirisch festzustellen sind, bleibt offen.

Die Selbstauskünfte verlangen vielschichtige Urteilsprozesse: Erinnerungen an eigene Gewohnheiten, globale Einschätzungen, wie man sich im Allgemeinen verhalte, einen direkten oder indirekten Vergleich mit anderen, eine Selbstbeurteilung und Selbstdarstellung. Die erhaltenen Testwerte repräsentieren im Unterschied zu typischen Intelligenz- und Leistungstests komplizierte subjektive und multi-referentielle Rekonstruktionen. Sie sind durch kognitive Schemata und soziale Stereotype, alltagspsychologische Vorstellungen, formale Antwort-Tendenzen und Erwägungen der sozialen Erwünschtheit, Retrospektions-effekte, Urteilsheuristiken und weitere Bedingungen beeinflusst. – Diese Kennzeichnung der Persönlichkeitsfragebogen scheint ihrer weiten Verbreitung zu widersprechen. Doch Selbstbeurteilungen sind am leichtesten zugänglich, einfach, ökonomisch, standardisiert und sie haben eine Augenscheinvalidität. Wer auf diese Selbstbeurteilungen verzichtet, verliert viele – auch durch ein langes Interview – nur bedingt zu ersetzende Informationen.

Persönlichkeitsfragebogen liefern Selbstbeurteilungen. Weder ist ein direkter Vergleich mit dem Selbstbild und der Befindlichkeit anderer Menschen möglich noch besteht in der Regel ein methodisches Training. Ob die Einstufungen *faktisch* wiederholbar sind oder ob eine Beurteiler-Übereinstimmung besteht, kann grundsätzlich nicht geprüft werden. Wohl alle Items verlangen implizit eine retrospektive Auskunft und eine Aggregation des gemeinten Persönlichkeitsmerkmals (Gefühle, Befinden, Verhaltensweisen) über nicht näher definierte Zeiträume der Lebensspanne, über Klassen von (auch hypothetischen, vielleicht nie erlebten) Situationen und über Klassen von Detailspekten, wobei die individuellen Gewichtungen unbekannt bleiben. Selbstbeurteilungen liefern also Nominaldaten (oder intraindividuelle Ordinaldaten besonderer, „ipsativer“ Art). Es sind subjektive Schätzverfahren hinsichtlich nicht direkt messbarer Merkmale mentaler Repräsentationen mit unbekanntem numerischen Relativ, in eigentümlichen, vermutlich von Individuum zu Individuum unterschiedlichen, pseudo-numerischen Bezugssystemen, die eventuell auch von Deskriptor zu Deskriptor variieren werden – subjektive Aggregationen und subjektive Metriken.

Wer die Definitionen einer Intervallskala kennt, wird grundsätzlich zweifeln, wenn mehrstufigen Itemantworten sowie den addierten Testwerten Intervallskalen unterstellt werden. Die Gleichheit der Skalenintervalle ist nicht gegeben und folglich sind die Verhältnisse der Intervalle nicht definiert. Deshalb sind lineare Transformationen und die entsprechenden Rechenoperationen bzw. Annahmen über die Wahrscheinlichkeitsverteilung der untersuchten Variablen definitionsgemäß unzulässig; auch die simple Addition einzelner, heterogener Itemwerte zu einem Skalenwert verletzt die Grundannahme. Über die Konsequenzen dieses Sachverhalts existieren allerdings in der Fachliteratur große Meinungsunterschiede. In der psychologischen Testmethodik und Forschung ist es eine weit verbreitete Gewohnheit, auch diesen – nur als numerisch erscheinenden – Selbstbeurteilungen die Qualität von Intervallskalen zuzubilligen, wie es in anderen Bereichen, z.B. bei Intelligenz- und Leistungstests, geschieht.

Ein Intelligenz- oder Fähigkeitstest ergibt eine *Verhaltensstichprobe unter kontrollierten Erhebungsbedingungen*; demgegenüber liefern ein Persönlichkeits-Fragebogen, eine

Klinische Skala oder Interviewdaten introspektive Auskünfte und Selbstbeurteilungen, also methodologisch grundsätzlich verschiedene Informationen.

2. 5. 7 Interpretation

Hermeneutik ist das Verfahren der Deutung und der Übersetzung, wie es bereits von Aristoteles beschrieben wurde. Er hatte sich in seiner Schrift (*Peri hermeneias*, lat. *De interpretatione*) mit den logischen Strukturen von Aussagen bzw. grammatikalischen Urteilen befasst und erläutert, wie dieser Prozess der Verständigung abläuft:

„Die gesprochenen Worte sind die Zeichen von Vorstellungen in der Seele und die geschriebenen Worte sind die Zeichen von gesprochenen Worten. So wie nun die Schriftzeichen nicht bei allen Menschen die nämlichen sind, so sind auch die Worte nicht bei allen Menschen die nämlichen; aber die Vorstellungen in der Rede, deren unmittelbare Zeichen die Worte sind, sind bei allen Menschen dieselben und eben so sind die Gegenstände überall dieselben, von welchen diese Vorstellungen die Abbilder sind. Hierüber habe ich früher in meiner Schrift über die Seele mich ausgesprochen; es gehört nämlich zu einer andern Untersuchung“ (Aristoteles, übers. von Holzinger, 1876, S. 55-56).

Die Sprache dient der Übertragung des Inneren (Seelischen bzw. der Gedanken) in äußere Zeichen. Interpretation versucht, das Gedachte festzustellen, unabhängig davon, ob es logisch oder sachlich zutreffend ist. Diese Prüfung wäre erst der nächste Schritt, wenn der Inhalt erfasst ist. Wer das gesprochene Wort auslegen will, muss den Weg zum Inneren zurückverfolgen.

Aus der philosophischen und aus der theologischen Auslegung von Texten mit dem Anspruch, die göttliche Offenbarung wahrheitsgemäß wiederzugeben, entwickelte sich eine allgemeine Lehre der Interpretation, ein Handwerk bzw. eine Kunst der Deutung und Übersetzung mit Prinzipien und Regeln. Diese Hermeneutik wurde als *die* Methodik der Geisteswissenschaften begriffen, weil in der geistigen Tätigkeit des Menschen, in allen Objektivationen des Geistes und den entsprechenden Wissenschaften stets Zwecke und Werte, Erlebnis- und Sinnzusammenhänge konstitutiv sind, also *Bedeutungen*, die nur mit einer adäquaten Methodik zu erfassen sind. Zwar existiert kein fester Kanon, doch eine Folge von Prinzipien und Regeln, und zwar Materialkritik, Reflexion der eigenen Voraussetzungen und Kontexte, Prinzipien des hermeneutischer Zirkels und der hermeneutischen Differenz, jedenfalls ein kategorial und methodologisch eigenständiges Vorgehen (siehe Danner, 2006; Fahrenberg, 2002; Mey & Mruck, 2010).

Interpretation meint allgemein, dass Bedeutungen übersetzt und verknüpft werden. Auch das Resultat eines psychologischen Experiments und ein naturwissenschaftliches Forschungsergebnis sind Gegenstände einer *Interpretation*. Die Ergebnisse müssen hinsichtlich der Hypothesen, des Standes der Theorie und der Forschungsliteratur, ihrer Gültigkeit usw. interpretiert werden, sie haben Bedeutungen, einen Zweck und eventuell einen Wert.

Die Interpretationslehre der Psychologie enthält eine abgestufte Folge von möglichen Strategien und Kriterien, wie Mehrdeutiges, Latentes, Multireferentielles, partiell in der Beobachtungswelt Verankertes sowie die Selbstauskünfte mit intersubjektiven Bezügen, analysiert werden können. Die unterschiedlichen Aussagetypen und Bestätigungsweisen sind nach Graden der Überzeugungskraft und dem Anteil „empirischer“ Elemente anzuordnen. Diese Unterscheidungen und vor allem die multireferentielle Struktur von Selbst- und Fremdaussagen sowie die psychologischen Strategien der partiellen Bestätigungen und interpretativen Absicherungen sind in operationaler Hinsicht wesentlich differenzierter als abstrakte sprachanalytische Redewendungen des 1./3. Person-Schemas. Insofern reichen die sprachanalytischen Kategorien (vgl. Grimm 2007) allein nicht aus, die psychologisch-phänomenalen und die empirisch-methodischen Differenzierungen zu erfassen; diese sollten nicht verloren gehen.

Interpretation ist hier nicht als „Kunst“ der Deutung zu verstehen, sondern als eine nach Prinzipien und Regeln durchzuführende, lehrbare und erlernbare Methodik. Es gibt Kriterien einer triftigen, zutreffenden, überzeugenden Konstruktion und die Beurteilung durch eine *kompetente Interpretationsgemeinschaft*. Methodisch macht es einen Unterschied, ob objektivierte psychologische Daten, z.B. Verhaltensmessungen, zu interpretieren sind, oder psychologische Informationen, die ihrerseits schon als Interpretation anzusehen sind, z.B. introspektive Auskünfte, Selbstbeurteilungen in Fragebogen und Interviews. Zumindest gibt es verschiedene Ebenen der Interpretation: erstens die Selbstinterpretation einer Person, zweitens die Interpretation durch einen Psychologen, drittens die Interpretation, die sich in einem zweiten Durchgang bei absichtlichem Perspektiven-Wechsel aus Sicht der betreffenden Person ergeben könnte, und viertens die gemeinschaftliche Interpretation von erfahrenen Interpreten, die interaktiv und kritisch die Übersetzung und den beziehungsstiftenden Prozess zu optimieren versucht. Je mehr sprachlich-semantiche und kulturelle Verständigung notwendig ist und je ungewöhnlicher oder unzugänglicher die Inhalte sind, desto eher werden die Interpretationen divergieren. Interpretationstiefe und Überzeugungskraft scheinen einen Gegensatz zu bilden (siehe Fahrenberg, 2002).

Im Unterschied zur Interpretationsmethodik von Texten und Werken, wie in den meisten geisteswissenschaftlichen Disziplinen, hat die psychologische Interpretation aus mehreren Gründen eine Sonderstellung: Der Verfasser des „Textes“, d.h. der Selbstberichtete, ist in der Regel gegenwärtig, kann also weiterführend gefragt werden, eventuell zusätzlich mit anderen Methoden untersucht werden und direkt mit den Interpretationshypothesen konfrontiert werden (wie in der Literaturwissenschaft bei einem noch lebenden Autor). Darüber hinaus geschehen solche Interpretationen oft in einem beruflichen Zusammenhang, so dass sich regelmäßig Fragen nach Qualifikation, Qualitätskontrolle und berufsethischen Aspekten ergeben werden. Die diagnostische Urteilsbildung und die Methodik eines psychologischen Gutachtens sind auf kritische und heuristische Interpretationsstrategien angewiesen.

Wundt ist wohl der erste Psychologe, der – durchaus in der Tradition der Hermeneutik (Schleiermacher, Boeckh) – einige psychologische Grundzüge einer Interpretationslehre entwickelt hat; außerdem wies er auf die typischen Verfahren des individuellen und des generischen Vergleichs in seiner Völkerpsychologie hin. Er hat jedoch beide Methodiken

nur im Prinzip dargestellt und nicht im Detail oder lehrbuchartig mit Beispielen ausgeführt (Fahrenberg, 2008, 2011, 2013). Freuds Deutungen gelten oft als Musterbeispiel einer spekulativen Interpretation, denn durch *beliebig* erscheinende Interpretationshypothesen einer freien Assoziation, eines Traumbildes oder eines Symptoms als Folge eines neurotischen Verdrängungsprozesses könnte fast jede Deutungsvariante irgendwie plausibel erscheinen. Angesichts mancher von Freud gegebenen und irritierenden Beispiele dieser Art sollte nicht übersehen werden, dass Freud (1937) in dem Beitrag *Konstruktionen in der Psychoanalyse* durchaus methodenkritisch überlegte und ein originelles Kriterium beschrieb, wie eine psychoanalytische Deutung zu überprüfen ist. Gibt es auch in Hauptströmung der verstehenden und phänomenologischen Psychologie eine gründliche wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung? Wie ist kompetentes und gültiges Verstehen abzugrenzen von einem spekulativ-beliebigen Eindruck, bestimmte Sinn- und Wert-Bezügen (in der eigenen Erfahrung oder bei anderen Personen) verstanden zu haben? Wie ist ein als „wissenschaftlich“ zu rechtfertigendes von einem populären oder falschen Verstehen, das sich ebenfalls auf subjektive Evidenz berufen könnte, zu unterscheiden? Wie kann Evidenz expliziert und von einer solipsistischen Position unterschieden werden?

Das Problem des Verstehens

Eine Vielzahl von Autoren hat sich aus der Sicht ihrer Disziplin, der Philosophie, Theologie, Geistes- und Sozialwissenschaften, Psychologie, immer wieder mit dem Begriff des Verstehens und seinen elementaren und höheren Formen auseinandergesetzt. Das Bedeutungsspektrum ist sehr breit (Danner, 1998; Diemer, 1977; Gadamer, 1990; Groeben, 1986; Mayring, 2007; Schmidt, 1995; Scholz, 2001). Möglichkeiten und Nuancen des Verstehens sind hier stichwortartig zusammengestellt (Fahrenberg, 2002, S. 320 f):

- das grammatische Verstehen (Verstehen von Regeln);
- die verstehende Erfahrung und das praktische Verstehen (Gebrauchs-Verstehen);
- das Verstehen der wörtlichen, grammatischen Aussage (sensus literalis) und des Sinns (sensus spiritualis);
- das unmittelbare psychologische Verstehen als Einfühlen und Nachfühlen, intuitives und empathisches Sich-Hineinversetzen;
- das mittelbare psychologische Verstehen als reflektiertes Nachvollziehen, durch theoretische Konzepte oder Erfahrungen geleitet;
- das erklärende Verstehen;
- das Verstehen als leitendes Vorverständnis (antizipierendes Verstehen);
- das Verstehen als Sich-Einarbeiten;
- das Verstehen als Aneignung und Assimilation;
- das sich hineinversetzende, kongeniale Verstehen, das divinatorische Verstehen (lat. mit göttlicher Eingebung oder mit Sehergabe);
- das Verstehen des (tieferen) Sinns.

Ergänzend werden kurz einige Positionen genannt: In seiner *Traumdeutung* beschreibt Freud (1900) einige fundamentale Aspekte: latent-unbewusste Bedeutungen der manifesten Texte,

Auslegung mit Hilfe von spontanen Einfällen und Assoziationen, systematische Entwicklung und Prüfung interpretativer Konstruktionen. – Gadamer (1960) schildert in seinem vielzitierten Buch *Wahrheit und Methode* die Entwicklung der Hermeneutik als Methode der Geisteswissenschaften und interpretierte die Auffassungen von Schleiermacher, Dilthey, Husserl und Heidegger. Er stellte dabei in Frage, ob es eine solche Kunstlehre des Verstehens, einen Kanon oder ein Organon der Auslegung in den Geisteswissenschaften geben kann. – Groeben (1986) versucht aus der Sicht der Psychologie drei Hauptbedeutungen herauszuarbeiten: die Erkenntnisfunktion des Verstehens bei der Beschreibung von komplexen Einheiten, die vorgeordnete Heuristikfunktion des Verstehens für Erklärungen; die indirekte Erklärungsfunktion von Verstehen innerhalb der Theoriehaltigkeit von Beschreibungen bei komplexen Einheiten (S. 381). Außerdem hebt er das dialogische vom monologischen Verstehen ab. – Auch die Autoren aus der Psychologie scheinen sich nur wenig für das empirische Dilemma von Interpretationstiefe und Interpretationsdivergenz oder die Konvergenzprobleme zu interessieren. Missverstehen, Auslegungsmängel und typische Fehlerquellen sind hier selten ein Thema.

Bei der Lektüre neuerer Publikationen zeigt sich, dass die apodiktischen, zutiefst überzeugten Feststellungen einer Überlegenheit des Verstehens als Königsweg der Psychologie kaum noch vertreten werden. Solche Postulate sind durch Rechtfertigungsversuche und Einschränkungen verschiedener Art abgelöst worden. Behauptungen von Geltung und Gültigkeit, die Versicherung der Evidenz des originär gebenden Bewusstseins, oder die Überzeugung, eine *eidetische* Reduktion zutreffend vollzogen zu haben oder der hermeneutischen Wahrheit gewiss zu sein, würden entschiedene Einwände provozieren gegen dogmatische Positionen und Immunisierungstendenzen, und Warnungen hinsichtlich eines „falschen Verständigt-Seins“.

Die Begriffe *Hermeneutik* und *Verstehen* sind durch diese Tradition so sehr belastet, dass – über die Kennzeichnung eines überdauernden Problemfeldes hinaus – kaum noch eine Übereinstimmung zu erreichen sein wird. Die *allgemeine Interpretationslehre* könnte eher in der aristotelischen Akzentuierung der Interpretationsaufgabe, als einem System von Strategien und Regeln für die sprachliche Verständigung über *Inneres* (und generell über *Bedeutungen*), begriffen werden. Auf dem Gebiet der *empirischen Psychologie* gehören dazu die notwendigen fachlichen Konventionen und Ausbildungsverfahren, die systematische Prüfung durch qualifizierte Interpreten, der Praxisbezug und die zugehörigen berufsethischen Kriterien. Unter diesen Perspektiven gibt es wesentliche Unterschiede zur geisteswissenschaftlichen Hermeneutik.

In weiten Bereichen der neueren Psychologie ist die ermüdende Auseinandersetzung über die Probleme des Verstehens erlahmt. Hier ist auch eine bemerkenswerte terminologische Akzentverschiebung eingetreten, denn statt *Verstehen* wird heute oft der Begriff *Interpretation* bevorzugt. Dies ist besonders auffällig im Handbuch von Denzin und Lincoln (2000). Auch Wengraf (2001) hat sein wichtiges Buch über halb-strukturierte narrative Forschungsinterviews ohne wesentliche Verweise auf Hermeneutik, Verstehen oder Psychoanalyse geschrieben. Gegenwärtig ist der Begriff „qualitative Methoden“, auch in selbstbewusster Abgrenzung von den „quantitativen Methoden“, verbreitet (Mey & Mruck, 2010).

Als Grundgedanke wird von mehreren Autoren dieses Gebiets der Ansatz der „Grounded Theory“ von Glaser & Strauss (1967; vgl. Strauss 1991) genannt. Zu den methodischen Konzepten gehören die theoriegeleitete Erhebungsauswahl und das ständige Vergleichen, wobei die Datenerhebung durch die laufende Erkenntnisentwicklung gesteuert wird. Offensichtlich sollen hier die induktiv-hypothetische-deduktive Strategie und das hermeneutische Verfahren kombiniert werden. Mit dem Konzept der *Triangulation* (Denzin, 1978; Denzin & Lincoln, 2000) oder der *dichten Beschreibung* (Geertz, 1983) scheinen solche Entwicklungen aufgenommen zu werden, die in der traditionellen Methodologie bereits mit den multivariaten und multimethodischen Strategien seit R. B. Cattell (1988) bzw. seit Campbell und Fiske (1959) sowie mit der biographisch Methodik und der Fallgeschichte angewandt werden. – Noch immer existiert kein didaktisch geeignetes Lehrbuch mit Prinzipien, Regeln und Arbeitsbeispielen zur Einführung in die Interpretationsmethodik – während es für die Statistikurse im Psychologiestudium zahlreiche Lehrbücher gibt.

Im Bereich der „qualitativen Methoden“ gibt es durchaus methodenkritische Tendenzen, die im Bereich phänomenologischer Verfahren weitgehend zu fehlen scheinen. Damit ist hier nicht die philosophische Schule der Phänomenologie gemeint, sondern die phänomenologische Richtung in der empirischen Psychologie. Als Beispiel wird aus einem um 1960 weit verbreiteten Lehrbuch von Lersch (1956, S. 37) zitiert: „Eine weitere Aufgabe der allgemeinen Psychologie besteht in der phänomenologischen Erhellung. Ihr obliegt es, die seelischen Vorgänge, aus deren Zusammenwirken sich das Ganze des menschlichen Erlebens aufbaut, anschaulich zu vergegenwärtigen. Phänomenologie ist das, was Husserl ursprünglich unter diesem Begriff verstand, nämlich deskriptive Psychologie, Beschreibung dessen, was im Erlebnis gegenwärtig ist. Die Aufgabe der phänomenologischen Erhellung wird damit erfüllt, dass die seelischen Inhalte in ihrem unmittelbaren Gegebensein, gleichsam in ihrem inneren Antlitz betrachtet und in den wesentlichen Zügen dieses Gegebenseins bestimmt werden“ (S. 37). Als kurz erläuterte Beispiele gibt Lersch die „phänomenale Erhellung der Heiterkeit“ und die phänomenologische Unterscheidung der „Wahrnehmung vom bloßen Empfindungsinhalt durch das Merkmal gestalthafter, gegenständlicher Gliederung, von der Vorstellung durch den eigenartigen Zug der sinnlichen Fülle und Anschaulichkeit.“ (Zu neueren Kommentaren, siehe Danner, 2006).

Zusammenfassung

Verhaltensanalyse, Experiment und Messung, die den Anspruch von Psychologie als einer *nomologischen* Wissenschaft kennzeichnen, können nicht generell Vorbild sein, sondern lassen sich nur auf Teilgebieten der psychologischen Forschung rechtfertigen. Auch der in den anderen Methodentypen liegende Anspruch muss relativiert werden, sobald die Voraussetzungen untersucht werden. Zwischen den meisten Methodentypen bestehen, trotz der erklärten Unterschiede und Voraussetzungen, auch Gemeinsamkeiten. Alle psychologisch bedeutungsvollen Beobachtungen, Auskünfte, Messungen und andere Informationsquellen müssen nach wissenschaftlich lehrbaren und lernbaren Regeln interpretiert werden, verlangen also eine entsprechende Ausbildung. – Nicht selten werden psychologische Hypothesen mit fragwürdigen, nur bedingt geeigneten oder untauglichen Methoden geprüft. Es mangelt

an Standards und Konventionen. – Fundamental bleibt die Frage: ist eine bestimmte psychologische Methode dem gemeinten Phänomen bzw. dem theoretischen Konstrukt *adäquat*?

2. 6 Sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen

Die Methodenkritik an psychologischen Untersuchungen geht vor allem auf Kant zurück, auch wenn das oft nicht mehr erinnert wird. Die kritischen Argumente stehen 1798 in den Vorlesungen zur *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* und sind kurz und so prägnant formuliert wie sie keineswegs in allen heutigen Lehrbüchern zu finden sind. Kants Bemerkungen beziehen sich einerseits auf die *innere Sicht* bzw. innere Erfahrung, andererseits auf die Beobachtung des Menschen und seines „Tuns und Lassens in der Welt“.

„Allen Versuchen aber, zu einer solchen Wissenschaft mit Gründlichkeit zu gelangen, stehen erhebliche, der menschlichen Natur selber anhängende, Schwierigkeiten entgegen.

1. Der Mensch, der es bemerkt, dass man ihn beobachtet und zu erforschen sucht, wird entweder verlegen (geniert) erscheinen, und da *kann* er sich nicht zeigen, wie er ist; oder er *verstellt* sich, und da *will* er nicht gekannt sein; wie er ist.

2. Will er auch nur sich selbst erforschen, so kommt er, vornehmlich was seinen Zustand im Affekt betrifft, der alsdann gewöhnlich keine *Vorstellung* zulässt, in eine kritische Lage: nämlich dass, wenn die Triebfedern in Aktion sind, er sich nicht beobachtet; und wenn er sich beobachtet, die Triebfedern ruhen.

3. Ort und Zeitumstände bewirken, wenn sie anhaltend sind, *Angewöhnungen*, die, wie man sagt, eine andere Natur sind und dem Menschen das Urteil über sich selbst erschweren; wofür er sich halten, vielmehr aber noch, was er aus dem anderen, mit dem er in Verkehr ist, sich für einen Begriff machen soll; denn die Veränderung der Lage, worein der Mensch durch sein Schicksal gesetzt ist, oder in die er sich auch, als Abenteurer, selbst setzt, erschweren es der Anthropologie sehr, sie zum Rang einer förmlichen Wissenschaft zu erheben“ (1798/1983, S. BA X-XII, S. 401 f.).

Methodenkritische Bedenken stehen außerdem in dem einleitenden Kapitel über das Erkenntnisvermögen. Kant warnt davor, zu viel von der inneren Erfahrung zu erwarten: „Denn es ist mit jenen inneren *Erfahrungen* nicht so bewandt, wie mit den *äußeren*, von Gegenständen im Raum, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten *erscheinen*. Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen; wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung notwendig ist, stattfindet“ (BA 15, S. 416). Im kontinuierlichen Fluss des Seelenlebens fehlen die festen Punkte, die Verhältnisse sind nur zeitlich zu bestimmen und nicht auf andere Weise zu verankern. Ein weiteres Methodenproblem ergibt sich aus unseren Vorstellungen,

die wir haben, ohne uns ihrer bewusst zu sein. Kant meint Vorstellungen, von denen wir im Gegensatz zu den klaren und deutlichen Vorstellungen nur mittelbar wissen: Seine Beispiele sind Sinnestäuschungen, unbemerkt ablaufende Empfindungen und Tätigkeiten sowie der Vorgang, dass wir, etwa beim entfernten Anblick eines Menschen, aus einer Teilvorstellung die ganze Vorstellung dieses Menschen, auch mit dessen Gesicht, bilden. „So ist das Feld *dunkler* Vorstellungen das größte im Menschen. – Weil es aber diesen nur in seinem passiven Teile, als Spiel der Empfindungen wahrnehmen lässt, so gehört die Theorie derselben doch nur zur physiologischen Anthropologie, nicht zur pragmatischen, worauf es hier eigentlich abgesehen ist“ (BA 18, S. 419). An anderer Stelle formuliert Kant den Zweifel, dass „ein anderes denkendes Subjekt sich unseren Versuchen der Absicht angemessen von uns unterwerfen lässt“ (A X-XI, S. 15-16).

In heutigen Begriffen ausgedrückt: natürliches Verhalten wird durch das Wissen, beobachtet zu werden und durch die induzierte Selbstdarstellung verzerrt. Die Selbstbeobachtung des eigenen Zustands ist, vor allem bei intensiven Erlebnissen, kaum möglich bzw. sie kann diesen Zustand verändern. Erworbene Gewohnheiten und Einstellungen verunsichern die Selbst- und Fremdbeurteilung. Die Lebensbedingungen lassen Einstellungen, Selbstkonzepte und subjektive Alltagstheorien entstehen, welche die Selbstbeurteilung und die Fremdbeurteilung erschweren; die individuelle Bedeutung der schicksalshaften oder der selbst gewählten Lebensbedingungen erschweren systematische Erklärungen. Die inneren Zustände (der Bewusstseinsstrom) lassen keinen konstanten Bezugswert (Fixpunkt) erkennen. Es gibt Sinnestäuschungen und konstruktive Bearbeitungsvorgänge der Wahrnehmung. Ein großer Teil der Vorstellungen des Menschen läuft unbemerkt („unbewusst“) ab, so dass es höchstens neurophysiologische Erklärungen geben kann. Versuchsteilnehmer sind unabhängig denkende Menschen, die sich nicht ohne weiteres den Absichten der Versuchsleiter unterwerfen.

Methodenbedingte Reaktivität, Konfundierung von Selbstbeobachtung und Selbstdarstellung, durch Einstellungen bedingte systematische Verzerrungseffekte der Selbstbeobachtung sowie der Selbst- und Fremdbeurteilung, problematische Inkonsistenzen (Variabilität), Sinnestäuschungen und Urteilsprozesse in der Wahrnehmung, selektive Beschränkung auf bewusste Vorgänge, fragliche Compliance und mögliche Reaktanz. – In diesem Katalog von 1798 fehlen fast nur noch die Fehlerquellen und Erwartungseffekte auf Seiten des Beobachters. Wundt (1874) hat einige wichtige Argumente aus dieser Liste zitiert und überlegt, wie die Methodik der Selbstbeobachtung durch Schulung und durch experimentell variierte Bedingungen verbessert werden könnte.

Untersuchungen an und mit Menschen haben – neben der berufsethischen Seite – eine Sonderstellung in wissenschaftstheoretischer Hinsicht: Es gibt eine Zusammenarbeit, die auf der Rollenteilung zwischen Untersucher und Untersuchtem beruht. Mit Blick auf Wundts Leipziger Labor und die systematische Einführung der experimentellen Psychologie analysierte Danziger (1990) den neuen Ansatz unter dem Gesichtspunkt der „social generation of scientific knowledge“. Im Unterschied zur bisherigen philosophischen, an naiver Introspektion oder allgemeiner Lebenserfahrung orientierten Psychologie wird eine neue Rollenverteilung eingeführt zwischen dem Untersucher und dem Untersuchten, der sich in der ungewöhnlichen Doppelrolle eines Mitarbeiters und Untersuchungsobjekts be-

findet. Diese Perspektive wird mit Bezug auf die beiden Begriffe „context of justification“ und „context of discovery“ erläutert, d. h. dem transindividuellen, systematischen und rationalen Fortschreiten und den individuellen, auch zufälligen und irrationalen Besonderheiten des Forschungsprozesses. Demgegenüber meint Danziger Verfahrensweisen und Schemata, die nicht bloß kognitive Bezugsrahmen für die Interpretation empirischer Daten, sondern praktische Regeln für die Produktion solcher Daten geben. Das Besondere ist die Aufteilung der Rollen zwischen dem organisierenden „Versuchsleiter“ und der die Daten gebenden „Versuchsperson“ in einem psychologischen Experiment. Diese Konstruktion unterscheidet sich grundsätzlich von einem naturwissenschaftlichen Experiment. Wundt führte im Labor eine soziale Organisation der empirischen Psychologie ein: „... for it was here that scientific psychology was first practiced as the organized and self-conscious activity of a community of investigators“ (S. 17 f). Der entscheidende Schritt sei nicht die Publikation seines Lehrbuchs, sondern die Laborgründung gewesen, um regelmäßig zusammen mit seinen älteren Studenten Experimente durchführen zu können. – Aus der Institutstätigkeit Wundts ist bekannt, dass er nicht selten als Versuchsperson an den Experimenten der Doktoranden teilnahm, um den Standard zu sichern oder Verbesserungen anzuregen.

Während in naturwissenschaftlichen Experimenten die Rolle des Beobachters meist auf die Ablesung von Messwerten und die Registrierung von Daten beschränkt sei, ginge es jetzt um den Status des Bewusstseins, d. h. um die Verfassung des Bewusstseins, das auf den Stimulus antwortet. Der Wechsel des theoretischen Bezugsrahmens hatte grundsätzliche Konsequenzen: „The individual consciousness, being the object of investigation, had to be shielded from variable internal and external influences of unknown effect, which might distort the particular response that was of interest. So it seemed desirable to get immediate responses that allowed no time for reflection and to keep the responding individual in ignorance of the precise short-term variations in the stimulus conditions to which he was to respond. (This is not to be confused with being ignorant of the overall purpose of the experiment which was definitely not thought desirable.) But this made it increasingly difficult for individuals to experiment on themselves without assistance“ (S. 30). Auch die zunehmende technische Apparatur motivierte zur Arbeitsteilung.

“The effect of these practical measures was certainly not foreseen and hardly noticed for several generations. What occurred in practice was the development of a fundamental difference between the social conditions of experimentation in the natural sciences and in psychology. In the natural sciences any division of labour within an experimental investigation was unconnected with the fundamental relationships of the investigator and the object of investigation. ... However, in psychological experiments one person would function as the repository of the object of investigation, of the data source, while the other would merely act as the experimental manipulator in the usual way. This meant that whenever this division of labour was adopted the outcome of the investigation was the product of a social interaction within a role system whose structure was intimately connected with the way which the object of investigation had been defined“ (S. 31).

Damit hat Danziger (1990) die Rollentrennung von Versuchsperson und Versuchsleiter als sozial-konstruktive Eigenart des psychologischen Experimentierens hervorgehoben. Diese Rollentrennung erfordert auch die Einübung von Versuchsteilnehmern, sofern es

nicht die informierten Kollegen waren. Wundt hat sich in seiner aktiven Laborzeit selbst um das Training seiner Doktoranden bemüht und war auch selber kritische Versuchsperson – wie Külpe für Bühler. Danziger hat aus *psychologie-geschichtlicher Sicht* prägnant dargelegt, welcher wissenschaftsmethodische Schritt und welcher *kategoriale Unterschied* in dieser systematischen Einführung des psychologischen Experiments zu sehen sind. Deshalb kann ein *typisches* psychologisches Experiment nur *als quasi-naturwissenschaftlich* bezeichnet werden.

Die *Sozialpsychologie des psychologischen Experiments* ist seit langem ein Thema der Methodenlehre der Psychologie (u.a. Bortz & Döring, 2006, Forgas, 1995; Maschwewsky, 1977). Beigetragen haben nicht nur die zahlreichen Untersuchungen über Effekte von speziellen Einstellungen, Erwartungshaltungen, Interaktionsweisen, Auswahl und Motivation der Teilnehmer. Kritisch ist auch die Perspektive inwieweit die soziale Situation im Labor der Alltagssituation entspricht, denn von psychologischen Gesetzmäßigkeiten wird eine externe Gültigkeit erwartet. Aus der Sicht der von Lewin beeinflussten psychologischen Feldforschung ist zu fragen, ob überhaupt „derselbe Geschehenstyp“ erfasst wird oder naturalistische Studien unter den sozialen Bedingungen des Alltags erforderlich sind. Heute existieren zur Sozialpsychologie psychologischer Untersuchungen zahlreiche Forschungsergebnisse und Vorschläge für geeignete Kontrollmaßnahmen:

- zufällige Zuweisung zu den Untersuchungsbedingungen,
- Blindversuche, d h. Trennung der drei Rollen:

- (1) der Untersuchungsleiter mit Kenntnis der Untersuchungshypothesen,
- (2) der Untersucher ohne genaue Kenntnis der Hypothese und Alternativhypothese, und
- (3) der Untersuchungsteilnehmer, der im Rahmen des berufsethischen Standards so unterrichtet wird, dass er seine informierte Zustimmung schriftlich geben kann.

Zum Ablauf sollte eventuell ein präexperimenteller Termin zur Eingewöhnung und ein post-experimentelles Interview über wesentliche Aspekte und Probleme des Versuchs gehören. Sozialpsychologisch wurden verschiedene Quellen systematischer Fehler näher untersucht: die Erwartungshaltungen (u.a. die soziale Erwünschtheit von Verhaltensweisen), die veränderte Selbstaufmerksamkeit und Tendenzen der Selbstdarstellung (Mummendey, 1995).

Die hier vorgetragenen Argumente werden vielleicht auf Einwände treffen. Um zu veranschaulichen, wie tief reichend die zuvor beschriebenen Relativierungen sind, genügt es, sich auszumalen: Ein wichtiges Experiment in der *Physik* kann bedauerlicherweise nicht äquivalent wiederholt werden, da wichtige Parameter nicht mitgeteilt wurden; das Ergebnis hängt auch davon ab, welcher Beobachter persönlich beteiligt ist und welche sozialen Beziehungen und welche Vertrautheit zwischen dem Beobachter und dem physikalischen Objekt bzw. dem Versuchsaufbau bestehen. Das physikalische Objekt könnte sich je nach Untersucher sehr unterschiedlich verhalten, beispielsweise die experimentelle Bedingungsvariation nicht befolgen oder umdeuten, eventuell die Teilnahme abbrechen. Ob die gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse systematisch auch in einem anderen Labor gelten, ist nicht gewiss, weil es an identischen Replikationen mangelt. Ob die Ergebnisse auch außerhalb des Physik-Labors gelten, ist weitgehend unbekannt.

2. 7 Explikation, Operationalisierung theoretischer Begriffe, Adäquatheit

Definitionen und Explikation

Allgemeinbegriffe und Relationsbegriffe bilden die Bausteine wissenschaftlicher Aussagen (Sätze). Sie werden zu Aussagensystemen verbunden, zunächst zu Hypothesen, dann zu einem theoretischen Entwurf, der zur systematischen Beschreibung des interessierenden Bereichs dient. Maßgeblich für Forschungsaufgaben und Berufspraxis sind die expliziten Definitionen, denn sie bestimmen die Entscheidung, welche Methoden den „richtigen Weg“ zum gemeinten Phänomen bilden. Explizite Definitionen bestimmen die Menge der Merkmale, die vorhanden sein müssen, und die Menge der Objekte, die unter diesen Begriff fallen: die Intension eines Begriffs (Inhalt: Merkmale, Attribute, Sinn, Konnotation) und die Extension (Umfang: Bedeutung, Denotation). Im Gegensatz zu einer bloß sprachlichen oder symbolischen Definition bezieht sich die empirische Wissenschaft auf Realdefinitionen, d.h. Aussagen mit einem Wahrheitsanspruch, der jedoch nicht ontologisch gemeint sein muss, sondern in seinen empirischen Bezügen gründlich zu explizieren ist.

Den Begriff Explikation prägte Carnap (1959, S. 12 ff, vgl. Carnap, 1960) für die Präzisierung unexakter Begriffe, die der Alltags- oder Wissenschaftssprache angehören. Explikation bezeichnet sowohl der Prozess als auch das Ergebnis der Präzisierung unter den Gesichtspunkten Ähnlichkeit, Exaktheit, Fruchtbarkeit und Einfachheit des Explikats, wenn dieses ein Explikandum ersetzen soll. Falls es verschiedene Bedeutungen des Explikandums gibt, muss nach Carnap vor der eigentlichen Explikation durch *Erläuterungen* bestimmt werden, welche Bedeutung expliziert werden soll. Demnach ist eine Explikation, als das Gegenteil einer willkürlichen Festsetzung, weder wahr noch falsch, sondern nur mehr oder weniger *adäquat* zu nennen:

1. *Ähnlichkeit* von Explikat und Explikandum. Die Fälle, in denen Explikandum und Explikat verwendet werden können, sollen weitgehend dieselben sein.
2. *Exaktheit*. Die Regeln für die Anwendung des Explikats müssen die Einordnung des Explikats in ein wissenschaftliches Begriffssystem ermöglichen.
3. *Fruchtbarkeit*. Das Explikat muss die Aufstellung möglichst vieler Gesetze oder Lehrsätze ermöglichen.
4. *Einfachheit* des Explikats, d.h. Einfachheit sowohl der Bestimmung des fraglichen Begriffs als auch der Gesetze, die mit seiner Hilfe aufgestellt werden.

Die Kriterien 1 bis 3 sind grundlegend; das Kriterium der Einfachheit soll nur ergänzend zur Beurteilung der Adäquatheit einer Explikation dienen.

In der Psychologie ist es unumgänglich, häufig anzutreffende alltagssprachliche Begriffe zu explizieren, um Missverständnisse zu verringern. Solche fachsprachlichen Definitionen, z.B. von „Stress“, werden jedoch nach einiger Zeit vom „alltäglich-verschmutzten Sprachgebrauch“ (Breuer, 1991) wieder eingeholt. Oft tragen auch die pluralistischen, nicht-normierten Redeweisen und populären Äußerungen der Wissenschaftler zu dieser

Konfusion bei. Fachbegriffe, sogar neue Termini (Neologismen) sinken in die Alltagssprache ab und verlieren schnell an Prägnanz.

Die Aufklärung von theoretischen Konstrukten verlangt also die Suche nach Indikatoren, um den Bedeutungsgehalt im Hinblick auf das gemeinte Annahmengefüge und auf die allgemeine theoretische Konzeption, auf Forschungsziele usw. zu bestimmen. Diese Entscheidungen müssen fachlich begründet sein. Die Adäquatheit kann *nicht* befriedigend bestimmt werden, indem auf die *Evidenz* verwiesen wird, d.h. das subjektive Überzeugtsein oder die Offensichtlichkeit, das Gemeinte vollkommen „als es selbst erfasst“ zu haben. Weder eine „Wesensschau“ noch bloße Feststellungen, alle wichtigen Aspekte berücksichtigt zu haben, eine Übereinstimmung hergestellt oder den praktischen Nutzen aufgezeigt zu haben, können ohne genaue Belege überzeugen.

Wenn im Sinne von Carnaps Zweistufen-Theorie der Wissenschaftssprache die Beobachtungssprache und die theoretische Sprache zu unterscheiden sind, muss eine Korrespondenz hergestellt werden, d.h. es muss Regeln geben, wie Konstrukte der theoretischen Sprache und Protokollsätze ineinander zu überführen sind. Die Konstrukte erhalten eine empirische Interpretation, indem sie mit den beobachtungssprachlichen Indikatoren (Referenten) verknüpft sind. Die theoretischen Begriffe (Konstrukte) in der Psychologie, z.B. „Intelligenz“, „Angst“, „Situation“, sind jedoch meist so facettenreich (komplex), dass diese Konstrukte *nicht definiert*, sondern nur *teilweise empirisch interpretiert* werden können. Die theoretischen Konstrukte behalten folglich einen Bedeutungsüberschuss, der heuristisch-kreativen Nutzen oder auch Konfusion mit sich bringen kann. Die Explikation und Operationalisierung theoretischer Begriffe und die kritischen Fragen nach der *Adäquatheit* solcher Bestimmungen wurden an anderer Stelle begrifflich und an Beispielen dargestellt (Fahrenberg, 2013a).

Für die Psychologie stellt sich außer der *grundsätzlichen Unabgeschlossenheit* der Definition als zweites Problem, dass nur ein Teil der Konstrukte durch *beobachtungssprachlich* gehaltene Ausdrücke interpretiert werden kann. Beobachtete Handlungen und Verhaltensweisen können in der Regel nur im Kontext der *Motivation* und der *erlebten Situation* (sowie der *methodenbedingten Reaktivität*) adäquat analysiert werden; die Selbstauskünfte der Personen sind vielfach unentbehrlich, unterliegen aber dem Einfluss der alltagspsychologischen Konzepte, Kausaldeutungen, Urteilsfehler usw. Diese *strukturelle Subjektivität* der meisten empirischen Sätze in der Psychologie bedingt, dass zu vielen psychologischen Fragestellungen beobachtungssprachliche *und* introspektive Phänomensätze zusammen die Erfahrungsbasis bilden. Operationale Definitionen legen (1) durch Angabe der Methode und (2) zufolge einer mehr oder minder breit akzeptierten Konvention fest, wie die Anwesenheit/Abwesenheit und die relative Ausprägung eines Merkmals oder mehrerer Merkmale, welche die intensionalen Aspekte des Konstrukts kennzeichnen, festzustellen sind. – Hier wird eher von *Konstrukt* gesprochen als von *Phänomen*, um die erfahrungswissenschaftlich unumgängliche und konstruktive Aufgabe zu betonen, dass ein praktischer Weg auszuwählen oder zu entwickeln ist, der das Gemeinte bzw. das Erscheinende wenigstens näherungsweise erfassen könnte.

Im Zusammenhang mit dem logisch-methodischen Positivismus (logischen Empirismus) ist der Operationismus (Operationalismus) des Physikers Percy W. Bridgman zu nen-

nen. Bridgman, Nobelpreisträger in der Physik, verlangte, dass befriedigende Definitionen physikalischer Begriffe immer die erforderlichen Operationen enthalten müssten, mittels welcher über das Zutreffen entschieden werden kann. Bridgman (1927) entwickelte seine wissenschaftstheoretische Position im Zusammenhang mit der Interpretation der Relativitätstheorie in *The Logic of Modern Physics*. In strenger Form bedeutet operationale Definition, dass ein wissenschaftlicher Begriff durch die Angabe der speziellen Messvorschriften erschöpfend definiert ist, d.h. bedeutungsgleich mit diesen Messoperationen ist: z. B. der Begriff der Länge mit der Operation der Längenmessung. Verhaltenswissenschaftler erhofften einen Ausweg aus dem Begriffswirrwarr der Psychologie, d.h. sie sahen eine Chance der Verwissenschaftlichung durch operationale Definitionen (*Symposium on Operationism and Scientific Method*, Feigl, Skinner u.a., 1945).

In der Psychologie ist der Begriff der *operationalen Definition* verbreiteter als Carnaps Begriff der *Explikation*. Häufige Einwände, vor allem in Psychologie und Sozialwissenschaften, lauten, dass die Bedeutung, beispielsweise eines Dispositionsprädikats, sich nicht auf diese Weise vollständig festlegen lasse, sondern Begriffe grundsätzlich theorieabhängig sind, d.h. nicht durch ein bestimmtes Messverfahren gültig zu erfassen ist. „Keine operationale Definition [gibt] eine notwendige und hinreichende Bedingung für die Anwendung irgendeines solchen Wortes“ (Putnam, 1979, S. 52).

Dieser ebenfalls radikalen Auffassung ist entgegenzuhalten, dass eventuelle Überschussbedeutungen eben durch zusätzliche Methoden, in der Psychologie durch „multiple Operationalisierungen“, ausgeschöpft werden sollten. In einem Verhandlungsmodell wäre dann eine methodisch fortgeschrittene Formulierung des Konstrukts möglich. Das radikale Beharren auf der Theorieabhängigkeit jeder Definition von Prädikaten, ohne dass überhaupt eine axiomatisierte Theorie gegeben und akzeptiert ist, würde die wissenschaftliche Kommunikation und kreative Entwicklung nicht erleichtern. Die strikten Positionen von Bridgman oder von Putnam können in der Psychologie als Maximen und auch als Warnungen vor dem vagen Gebrauch von unscharfen, mehrdeutigen oder pseudoexakten „belasteten Begriffen“ verstanden werden und als Anregungen für multivariate Operationalisierungsstudien. Zwei Beispiele wurden an anderer Stelle erläutert: die Operationalisierungsstudien zum theoretischen Konstrukt *psychophysischer Aktivierung* (im Kontext von Stress- und Emotionsforschung) und die deskriptiv-induktive, deduktive und durch repräsentative Befragungen empirisch rückgekoppelte Beschreibung von *Persönlichkeitseigenschaften* bei der Entwicklung eines mehrdimensionalen Persönlichkeitsfragebogens (Fahrenberg, et al, 1979; Fahrenberg, Hampel & Selg, 2010).

Adäquatheit, Repräsentation, Validität, Triftigkeit

Adäquat ist ein häufig verwendeter Begriff der Definitionslehre und der Methodologie mit der allgemeinen Bedeutung von *Phänomen-gerecht* bzw. *Gegenstands-angemessen* und *empirisch fruchtbar*. Der Ausdruck *Gegenstandsangemessenheit* ist – sprachlich betrachtet – unglücklich, denn in der Psychologie geht es nicht um einfache Gegenstände und nur in der Verhaltenspsychologie um Messung im engeren Sinn. *Adäquatheit* drückt besser aus, dass in der Methodologie geprüft und gerechtfertigt werden muss, ob die für die Bestim-

mung eines Phänomens/Konstrukts verwendete bzw. ausgewählte Methode insgesamt überzeugend ist, und nach welchen Kriterien sich diese Beurteilung richtet.

Adäquat bedeutet also:

- dem Phänomen entsprechend (angemessen);
- theoretisch und empirisch fruchtbar;
- eine Repräsentation, die vollständig (erschöpfend, exhaustiv) ist, jedenfalls keine wichtigen Aspekte unberücksichtigt lässt;
- in einem Begründungszusammenhang zur betreffenden Theorie stehend („theorieadäquat“) oder zum praktischen Zweck (der Anwendungsabsicht) passend;
- gültig mit Nachweisen in Hinblick auf den praktischen Anwendungsbereich (empirische Validität in Prädiktoren-Kriterien-Beziehungen).

Weitere Gesichtspunkte sind Widerspruchsfreiheit, Einfachheit, Sparsamkeit, Anwendbarkeit und die kriterienbezogene Nutzenbetrachtung solcher Adäquatheitsbehauptungen, die ggf. in einem fachlichen Dialog zu klären wären. In der Interpretationslehre gilt eine Interpretation als adäquat, wenn sie *folgerichtig* aus den spezifizierten Gründen und *triftig* hinsichtlich des Bedeutungszusammenhangs von Inhalt und Kontext ist, außerdem in ein vorhandenes Muster passt und diese Struktur mit heuristischen Konsequenzen erweitert. Die Überzeugungskraft der Interpretation kann in einer Interpretationsgemeinschaft diskutiert werden (siehe Fahrenberg, 2002).

Die „Adäquatheit“ ist eine wichtige Anforderung, wenn es um die wesentlichen Kategorien eines Gebietes und um theoretische Reduktionen bzw. den Vorwurf des Reduktionismus geht. Auffällig ist, dass für diesen wichtigen Begriff kein eigener Stichwortartikel im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* existiert (ebenfalls nicht für *Gegenstandsangemessenheit*). Auch die Lehrbücher der Wissenschaftstheorie gehen kaum auf das Thema „Adäquatheit“ in konkreter methodologischer Hinsicht ein. In seiner Kritik der reduktionistischen Forschungsprogramme, die seines Erachtens in der gegenwärtigen Psychologie dominieren, sieht Jüttemann (1991) ein *Inversionsprinzip von Phänomen und Methode*, d.h. eine falsche Priorität der Methoden. Demgegenüber fordert Jüttemann in allgemeiner Weise Theorieoffenheit, Reflexivität des Vorgehens, Transparenz des Untersuchungsprozesses, Ausgehen vom erlebenden Subjekt und die Analyse der Verzerrungstendenzen psychologischen Denkens. Die angebliche Voraussetzungslosigkeit ende oft schon bei der Reflexion des eigenen Menschenbildes und seiner Implikationen.

Adäquatheit ist ein grundlegendes Prinzip der Definitions- und Methodenlehre. Es gibt in dieser Diskussion verschiedene Traditionen und ähnliche Konzepte mit Akzentsetzungen: die *Triftigkeit* einer Interpretation in der Hermeneutik, die empirisch-kriterienbezogene *Gültigkeit* (Validität) in der Testtheorie, die Multitrait-Multimethod-Analysen und die multivariate Assessmenttheorie oder die Symmetrieforderung bei der Festlegung von Prädiktoren und Kriterien-Konzeptionen u.a. in der Evaluationsforschung. Theoretische Konstrukte einer empirischen Disziplin bedürfen der genauen Operationalisierung, damit intersubjektiv bekannt ist, wovon gesprochen werden soll: nach kritisch-rationalistischer Auffassung sind diese Operationalisierungen wahrscheinlich nur vorübergehende Momentauf-

nahmen eines überdauernden Lösungsprozesses, so wie wissenschaftliche Arbeit und hermeneutisches Denken grundsätzlich nicht zu einem Abschluss kommen werden.

Operationalisierungen und die Beurteilung von Adäquatheit

Die Frage nach Adäquatheit wird oft gestellt, wenn psychische Zustände und Eigenschaften bzw. die verwendeten psychologischen Begriffe operational definiert werden. Operationalisierung bedeutet, ein theoretisches Konstrukt durch die Angabe der verwendeten Methode oder Methoden zu definieren. Bekannte und umstrittene Beispiele von Operationalisierungen bieten der Begriff der Intelligenz und die Intelligenztests sowie das psychologisch als einheitlich gedachte Konstrukt der Angst mit den empirisch festgestellten Diskrepanzen von *Angsterleben*, *Angstverhalten* und *Angstphysiologie*. Zu dieser Fachdiskussion über Operationalisierungen gehören einerseits die *Datentheorie* mit der Taxonomie von Methoden der Datenerhebung und der Aggregation sowie Aspekte der formalen Repräsentativität und Gültigkeit (Cattell), andererseits das *strategische Vorgehen* nach dem Prinzip multipler Operationalisierungen (Campbell und Fiske), außerdem Konzepte wie das repräsentative Design (Brunswik), das multivariate Denken (Cattell), die erweiterte multivariate Reliabilitätstheorie (Wittmann), allgemeine Prinzipien wie der „Multiplismus“ (Cook) und andere Prinzipien (siehe die Übersicht, Fahrenberg, 2013a, Kapitel 8).

Theoretische Konstrukte der Psychologie haben in der Regel mehrere Referenten, d. h. miteinander assoziierte intensionale Aspekte, und können folglich aufgrund der Datenquellen und Aggregationsmöglichkeiten mehr oder minder breite operationale Definitionen erhalten. Diese Einsicht läuft dem Wunsch nach möglichst eindeutiger Wissenschaftssprache und dem Ideal hochkonvergenter Operationalisierungen (wie im Falle der multiplen Operationalisierung von Naturkonstanten) zuwider. Die Methodenlehre der Psychologie muss dieser häufig bestehenden Mehrdeutigkeit vieler Begriffe, insbesondere der leitenden Grundbegriffe, gerecht zu werden versuchen. Für diese Mehrdeutigkeit von Begriffen sind Ausdrücke üblich wie komplex, nicht prägnant, unscharf, zusammengesetzt, multireferenziell. Wie Psychologen in der Forschungs- oder Berufspraxis mit diesen Mehrdeutigkeiten, den möglichen Operationalisierungs- und Kategorienfehlern umgehen, ist aufschlussreich hinsichtlich der wissenschaftstheoretischen Überzeugungen.

Könnte die Strategie der multiplen Operationalisierung ein Ausweg sein, um die ähnlichen, aber nichthomogenen Facetten eines theoretischen Konstrukts zu erfassen? Weder die multiple Bestimmung einer physikalischen Naturkonstante aufgrund verschiedener Messansätze zur schrittweisen Annäherung an den „wahren“ Wert noch die Triangulation, d. h. die Landvermessung von verschiedenen Punkten aus, können hier Vorbild sein; es sind nur unglückliche Metaphern.

Gibt es über das Prinzip der theoretischen Fruchtbarkeit hinaus einzelne Kriterien der Adäquatheit, nach denen sich entscheiden ließe, wie Phänomene/Sachverhalte aus dieser oder aus einer anderen Sicht, mit einer oder mehreren Beschreibungsweisen, besser verstanden, erklärt und vorhergesagt werden können? Wann sollte auf eine abweichende operationale Definition ausdrücklich verzichtet werden? Wann liegen irreführende theoretische Reduktionen vor? Oder Kategorienfehler? – Am Beispiel psycho-physischer Prozesse kann

diskutiert werden: Wie sind die höher organisierten, bewussteinfähigen Hirnprozesse adäquat zu beschreiben? In der Forschung und Praxis, dominieren zweifellos, je nach Untersucher, je nach Fachrichtung und Aufgabe, entweder die eine oder die andere Methodik, und die oft unvermeidlichen Kompromisse gehen zu Lasten der einen oder der anderen Seite und simplifizieren die Hypothesenprüfung. Wann müsste jede *einseitige* Beschreibungsweise, d.h. der Verzicht auf das *andere* mögliche Beschreibungs- (Kategorien-) System, ausdrücklich gerechtfertigt werden? Welche dieser methodologischen Entscheidungen haben eventuell praktische Konsequenzen, beispielsweise in der persönlichkeits- und sozialpsychologischen Forschung oder in der klinischen Diagnostik und für die Indikation von Therapiemaßnahmen?

Von der adäquaten Definition und Explikation eines *einzelnen theoretischen Konstrukts* kann die allgemeinere Frage nach der adäquaten wissenschaftlichen *Beschreibung* eines *Phänomenbereichs* unterschieden werden, indem zu einer theoretischen oder praktischen Fragestellung die psychologisch adäquaten theoretischen Konstrukte und Methoden festgelegt werden. Die abstrakten Bestimmungen von Adäquatheit müssen in empirische Forschungsstrategien und Konventionen umgesetzt werden. An Beispielen aus dem eigenen Arbeitsbereich wurde das Vorgehen erläutert: Es ging um zentrale Konzepte der psychophysiologischen Aktivierungstheorie (Fahrenberg et al., 1979, 1984; Fahrenberg & Myrtek, 2005) und um die Konstruktion von Fragebogenskalen zur Selbstbeurteilung von Persönlichkeitseigenschaften wie Emotionalität, Beanspruchung, Gesundheitssorgen, Aggressivität und prosoziales Verhalten (Fahrenberg, Hampel & Selg, 2010).

Die *hauptsächlichen Methodentypen* der Psychologie werden hier als Bezugssysteme für beschreibende psychologische Sätze aufgefasst. Sie sind nach ihren unterschiedlichen „Sprachen“ und Prinzipien, nach Operationalisierungen und Datenarten, näher zu charakterisieren. Die Verschiedenheit der epistemischen Zugänge ist vielleicht in keiner anderen Disziplin so offenkundig wie in der Psychologie, in der natur-, geistes- und sozialwissenschaftliche Traditionen pluralistisch nebeneinander bestehen. Die damit verbundene extreme Liberalisierung der „Wahrheitskriterien“, von der subjektiven Evidenz einer stimmigen biographischen Deutung bis zur nicht-verbal durchführbaren physikalischen Messung der Reaktionszeit in Millisekunden, demonstriert ein breites Spektrum von „empirischen“ Verfahrensweisen mit heterogenen Prüf- und Bestätigungs-Verfahren. Es sind keine direkten Bestätigungen durch Beobachtung und Messung wie bei einer physikalischen Messung, sondern – schwächer ausgedrückt – einzelne Schritte der Bewährung und Bekräftigung. – Die Reflexion, ob eine Methode adäquat ist oder nicht, ob sie lehrbar und lernbar ist, ob sie intersubjektiv zu rechtfertigen ist, sowie die zu fordernde Wissenschaftlichkeit und fachliche Qualitätskontrolle haben gewichtige berufspraktische und berufsethische Konsequenzen.

Grundsätzlich wird die Frage nach der Bestätigung psychologischer Sätze zu der Frage weiterführen, ob jene Psychologie, welche auf Introzeption, Introspektion und Reflexion eines Subjekts aufbaut, also diese spezifische Beziehung des Informanten zu den privaten Phänomenen und Verstehensweisen enthält, überhaupt eine *empirische* Wissenschaft ist. Die Versicherung der hier engagierten Psychologen, dass es so sei, wird allein nicht genügen; auch nicht die einfache Forderung, dass ein anderer, der Psychologie eher adäqua-

ter Wissenschaftsbegriff verwendet werden müsse. Die fundamentalen wissenschaftstheoretischen Kontroversen sind nicht so einfach zu lösen.

Die Kenntnis der verfügbaren Methoden mit ihren hauptsächlichen Vor- und Nachteilen ermöglicht eine adäquate Methodenwahl und Methodenkritik. Gemeint ist nicht ein dogmatischer oder naiver Operationismus, sondern die Einsicht, dass die Entscheidung für *eine bestimmte Methode zugleich die theoretische Entscheidung* beinhaltet, was am Phänomen bzw. am theoretischen Konstrukt als wesentlich für die Fragestellung angesehen wird. Deshalb gilt: *Entscheidungen für Methoden sind theoretische Bekenntnisse*. Von dem berühmten Chemiker Justus von Liebig stammt eine Feststellung, die sich an Kant anlehnt und gegen Bacon gerichtet ist. Jedes Experiment beginne bereits mit einem theoretischen Vorverständnis: „Eine empirische Naturforschung in dem gewöhnlichen Sinn existiert gar nicht. Ein Experiment, dem nicht eine Theorie, d.h. eine Idee vorhergeht, verhält sich zur Naturforschung wie das Rasseln mit einer Kinderklapper zur Musik“ (1863, S. 349).

Auch in umgekehrter Richtung besteht eine systematische Beziehung: Theoretische Konstrukte, deren Bedeutungsspektrum mit den sog. „Überschussbedeutungen“ weit über die methodisch vielleicht fassbaren Konstruktaspekte hinausreichen, können Verwirrung und Missverständnisse hervorrufen. Deshalb muss die heuristische Funktion der Überschussbedeutungen durch die methodenkritische Reflexion über Missverständnisse eingeschränkt werden. Bei jeder Anwendung einer psychologischen Methode in der Forschung oder Berufspraxis ist die Beziehung zwischen Methode und gemeintem Phänomen zu bedenken. Ist die gewählte Methode dem Phänomen adäquat? Weshalb wurde gerade diese Methode ausgewählt? Gibt es andere oder sogar bessere, welche aber aus bestimmten Gründen entfallen? Gibt es systematisch ergänzende und absichernde Methoden? Statt – gegen Standardisierung und Methodenzwang – eine relative Freiheit, gelegentlich fast pluralistische wirkende Beliebigkeit der Methodenwahl gelten zu lassen, ist eine fachkundige, methodenkritische Auswahl zu leisten, geleitet von dem interessierenden Phänomen und der Fragestellung und orientiert an einigen allgemeinen Prinzipien und Strategien: methodisch, d. h. wörtlich *auf dem richtigen Weg zum Ziel*.

Die Forderung nach „gegenstandsangemessener Methodik“ (Jüttemann, 1988) wird dann konstruktiv, wenn eine rationale Verhandlung über die oft unausgesprochenen philosophischen Vorentscheidungen zustande kommt. Ergänzend sind methodenkritische Argumente gegen die *Überschätzung* des naturwissenschaftlichen Ansatzes vorzubringen. Jüttemann diskutiert allgemeine Probleme der Methodologie und führt diese auf vorgeordnete Entscheidungen zurück. Er konzentriert sich auf die Kritik des Inversionsprinzips, d. h. die „unzulässige Umkehrung des Verhältnisses von Gegenstand und Methode, das die traditionelle Psychologie insofern kennzeichnet, als der Methode ein absoluter Vorrang vor der Gegenstandsbetrachtung eingeräumt und dadurch eine systematische Ableitung von Entscheidungen über eine gegenstandsangemessene Methodenanwendung verunmöglicht wird“ (S. 511).

Trifft das „Inversionsprinzip“ überhaupt für die anspruchsvollere Forschung und Praxis zu? In der qualifizierten Methodenlehre der Psychologie bilden die verschiedenen Adäquatheitsbedingungen durchaus ein wichtiges Thema, wenn auch unter anderen Begriffen: Zielsetzung, Konstrukte, Methoden, Resultat und Evaluation (Assessmenttheorie),

operationale Definition und Operationalisierungsfehler eines theoretischen Konstrukts. Für Außenstehende sind diese zu bestimmten Forschungsrichtungen gehörenden Annahmengen weniger zugänglich, oft bleiben sie implizit, entweder weil sie zu gut bekannt sind oder weil sie tatsächlich nicht mehr reflektiert werden. Beispiele sind: die aus einem bestimmten Menschenbild abgeleiteten Methoden der Persönlichkeitsdiagnostik oder ein experimentell-neuropsychologisches Paradigma zur selektiven Aufmerksamkeit in Abhängigkeit von bestimmten Fotos, denen der Experimentator unterstellt, dass sie einheitliche „emotionale“ Reaktionen auslösen. Von außen betrachtet scheinen dann vor allem die operationalen Definitionen zu dominieren

Keine empirische Wissenschaft kann jedoch ohne theoretische Konstrukte existieren, die *möglichst genau* durch ihre Referenten extensional und intensional zu bestimmen sind, weil sich sonst noch größere Begriffsverwirrung, Missverständnisse und Spekulation ergeben. Hat nicht die Psychologie allen anderen Humanwissenschaften, zumindest potenziell durch ihr spezielles Fachwissen, genau diese methodologische Reflexion voraus?

Wiederum auf einer anderen Ebene ist eine absichtliche, mehr oder minder kontrollierte Erprobung zu erkennen, mit der neugierigen und oft kreativen Frage, wie weit eine neue Methode trägt, denn „Fortschritte jeder Wissenschaft [sind] innig an den Fortschritt der Untersuchungsmethoden gebunden“ (Wundt, 1862, S. XI). In diesem Suchen und Prüfen ist durchaus die Hin- und Herbewegung des hermeneutischen Denkens zu erkennen, die adäquate Methode, den „richtigen Weg“ zu finden, auf dem das Gemeinte erreicht und erfasst wird.

Auf der alltäglichen Ebene der Forschungs- und Berufspraxis sind noch Prinzipien anderer Art wichtig: Verfügbarkeit und Zumutbarkeit einer bestimmten Methode im Vergleich zu anderen, finanzieller Aufwand und erforderliches Training, also Güterabwägungen verschiedenster Art, z.B. eine als weitgehend ungeeignet erkannte Methode zu verwenden, weil es keine andere Wahl gibt. Auf diesen nachgeordneten, für die Empirie jedoch oft vorrangigen Ebenen der Methodik sind nicht selten sehr differenzierte Überlegungen und Abwägungen zu erkennen, die eine zusammenfassende Bewertung kaum möglich erscheinen lassen.

In diesem Kapitel wurden viele der belasteten Begriffe der Psychologie und ihrer Methodologie kommentiert, um die folgenden Kapitel vorzubereiten. Die fachliche Terminologie ist sehr uneinheitlich und oft fehlen hinreichende Informationen, wie ein Ausdruck gemeint ist. Deshalb wurden hier in vielen Fällen die hauptsächlichen Bedeutungen und die Vielfalt der Perspektiven erläutert.

Die Recherche hinsichtlich der Schlüsselkontroversen soll im folgenden Kapitel offen bleiben für herausragende bzw. wiederkehrende Kontroversen. Aus der entstehenden Übersicht sind dann jene *Schlüsselkontroversen*, auf denen das Kapitel zur *Theoretischen Psychologie* aufbaut, abzuleiten. In einem Zwischenschritt werden bibliographische und scientometrische Methoden und einzelne Untersuchungsergebnisse zu diesem Themenkreis dargestellt, um mögliche Arbeitsansätze sowie Hinweise auf verallgemeinernde Aussagen zu beschreiben.

3 Hauptrichtungen und Strömungen der Psychologie

3.1 Absichten und Aufbau

3.1.1 Zielsetzung

Die Geschichtsschreibung der Psychologie ist primär auf die *bedeutenden Personen*, ihre Biographie und Hauptwerke ausgerichtet und verfolgt die sich entfaltenden Fragestellungen und Gebiete aus dieser Sicht. Unter einer zweiten Perspektive kann in der *Ideengeschichte* der Psychologie untersucht werden, wie *zentrale Konzepte* der Psychologie bis zum heutigen Stand entwickelt wurden. Aus einer dritten Perspektive können die fortdauernden *Kontroversen* über erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Positionen sowie zugehörige methodologische Fragen analysiert und systematisch beschrieben werden. Die Analyse wichtiger Kontroversen verlangt deshalb den häufigen Perspektiven-Wechsel zwischen den herausragenden Werken, den inhaltlich zentralen Konzepten und den aus wichtigen Kontroversen entstehenden Richtungen der Psychologie.

Eine *Theoretische Psychologie* vorzubereiten verlangt, die Hauptrichtungen der Psychologie zu betrachten und wichtige Postulate und Prinzipien hervorzuheben. So ist eine größere Anzahl wichtig erscheinender Quellen zu untersuchen, wobei die Diskussion über die „Krise der Psychologie“ heuristisch zu nutzen ist. Auch die Rezeptionsgeschichte bzw. die Ausblendung wichtiger Positionen, beispielsweise von Kants Anthropologie einschließlich seiner Methodenkritik der Psychologie oder von Wundts Wissenschaftstheorie der Psychologie, liefern Einblicke in die Disziplin.

Die folgende Übersicht ist *keine* kurz gefasste Geschichte der Psychologie, sondern eine ausgedehnte Recherche zu den wesentlichen *Kontroversen* der Psychologie. Von den inhaltlichen Fragestellungen und Ergebnissen wird weitgehend abstrahiert; sie dienen eher der Illustration der unterschiedlichen Positionen und Absichten in den verschiedenen Richtungen. Primär geht es um die gegensätzlichen Postulate und Prinzipien der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, die sich auf die Methodologie und auf die Beurteilung einer Methode und ganzer Forschungsrichtungen als adäquat oder inadäquat auswirken.

Einige der überdauernden Kontroversen in der Psychologie wurden bereits genannt. Die folgende Untersuchung von Hauptrichtungen und Strömungen der Psychologie soll auf systematische Weise die herausragenden Kontroversen der Ideen-

geschichte erfassen und das Gewicht dieser Kontroversen einzuschätzen helfen mit dem Blick auf die sich entwickelnden Richtungen der Psychologie. In der eher biographisch angelegten Psychologiegeschichte werden Voraussetzungen ontologischer und kategorialer, erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Art nur selten ausführlich dargestellt.

Ob die Entwicklung in diachroner oder synchroner Weise, aus der Sicht der Entstehungszeit oder aus heutiger Sicht geschildert wird, ist eine Grundfrage der psychologie-geschichtlichen Methodik – und eine Entscheidung des Autors. Wenn ein Bezug zur heutigen Diskussion und heutigen Empirie mitgedacht ist, wird auch die heutige Terminologie notwendig sein. Dies gilt insbesondere für die wissenschaftstheoretische Sicht. Einige wichtige Begriffe wurden erst in neuerer Zeit geprägt, so dass hinsichtlich der älteren Literatur viele wörtliche Zitate und vorsichtige terminologische Übersetzungen sowie Kommentare notwendig sind. Besonders augenfällig sind einige Buchtitel, u.a. von Brentano, Kant, Wundt, die so missverständlich und aus heutiger Sicht unglücklich waren, dass sie die Wirkung, wie sich in der Rezeptionsforschung zeigen lässt, behinderten.

Der *erste* Einschnitt wird mit dem Werk Immanuel Kants gelegt, denn er zeigt die Abhängigkeit der damaligen philosophischen Seelenwissenschaft von metaphysischen Postulaten. Vor Kants Kritizismus sind – auch bei den bedeutenden englischen Denkern Locke, Berkeley, Hume – die Auffassungen von Psychologie mit theologischen Postulaten konfundiert. Auch bei Psychologen nach Kant, wie etwa Lotze und Brentano, besteht diese Abhängigkeit, gelegentlich wohl auch in der Gegenwart und nur implizit.

Als *zweiter* Einschnitt wird – wie in der Einleitung erwähnt – das Jahr 1874 als Ausgang der empirischen Psychologie festgelegt, denn in diesem Jahr publizieren Wilhelm Wundt und Franz Brentano ihre einflussreichen, wenn auch extrem gegensätzlich wirkenden Programme einer empirischen Psychologie: Wundts *Grundzüge der physiologischen Psychologie* und Brentanos *Psychologie vom empirischen Standpunkt. Von der Klassifikation der psychischen Phänomene*. Bemerkenswert ist noch ein dritter Autor, Sigmund Freud, der sehr wahrscheinlich im Jahr 1874 seinen ersten Aufsatz verfasste (siehe Abschnitt 3.9).

Wundts beeindruckender theoretischer Horizont, sein empirisches Forschungsprogramm und seine herausragende Kompetenz für verschiedenartige Forschungsmethoden rechtfertigen es, von einer *Psychologie mit und seit Wundt* zu sprechen und die Untersuchung hier beginnen zu lassen. Trotz der Vielfalt psychologischer Ideen bei Wundts Vorgängern in der Philosophie und der Psychologie ist vor allem nach seiner Konzeption der Psychologie und der Wissenschaftstheorie zu fragen. Seine Leitgedanken und seine Methodologie bilden einen geeigneten Zugang. Noch heute ist in seinem Werk die wohl umfassendste Konzeption der Psychologie zu sehen, auch wenn in der Rezeption dieser Gedanken immer noch Missverständnisse und Stereotype tradiert werden (siehe Fahrenberg, 2011; Jüttemann, 2006). Gleich-

zeitig entwarf Franz Brentano (1874) seine unvollendete Psychognosie, d.h. eine deskriptive Psychologie auf introspektiver Grundlage. Aus seiner Sicht erforderte der empirische Standpunkt auch eine genetische, d.h. erklärende, Psychologie, doch blieb sein vielzitiertes Buch ein Fragment der von ihm geplanten neuen Psychologie.

Viele Autoren haben seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Frankreich, England, den USA und in anderen Ländern dazu beigetragen, dass sich die empirische Psychologie zu einer eigenen Disziplin entwickelte. Weshalb die folgende Darstellung mit wenigen Ausnahmen auf die deutschsprachigen Autoren begrenzt ist, wurde zuvor begründet. Hier ist keine Übersicht über die neuere Geschichte der Psychologie angestrebt, sondern es werden die Prinzipien einer Ideengeschichte der Psychologie verfolgt, die zur Konzeption einer Theoretischen Psychologie führen. Welche Hauptrichtungen der Psychologie sind, beginnend mit Wundt und Brentano, zu unterscheiden und wie lauten die wichtigsten Postulate und Prinzipien? Welche Methoden repräsentieren die Auffassungen konkret? Ist eine relativ kontinuierliche, dialogische Auseinandersetzung zu erkennen oder bleiben die Kontroversen eher vereinzelte Dispute, die nicht systematisch weiterentwickelt werden? – Im Kapitel 6 wird versucht, diese Postulate und Prinzipien systematisch zusammenzufassen.

Als allgemeine Übersichten wurden neben den zitierten speziellen Quellen hauptsächlich herangezogen: Schönplüg (2013), Walach (2013), Lück und Guskileinwand (2014); auch Carus (1808) und Wertheimer (1970); außerdem die Personen-Lexika von Bonin (1983) und Wolfradt, Billmann-Macheda und Stock (2015); sowie die detailreiche historische Darstellung der Psychologie und ihrer Verbindungen zur Philosophie von Scheerer (1989).

3. 1. 2 Hauptrichtungen, Strömungen, Schulen, Programme, Paradigmen

In der Psychologie ist häufig von Richtungen und Schulen zu lesen, und dieser Pluralismus ist ein Kennzeichen der Disziplin. Die verwendeten Begriffe variieren jedoch sehr und sind kaum definiert, also nur grobe Etikettierungen. Dennoch wird hier allgemein zwischen breiten *Strömungen* und *Hauptrichtungen* (mit ihren einzelnen Richtungen) unterschieden, um ähnliche fachliche Orientierungen zusammenzufassen. Solche Einteilungen sind schon um die Jahrhundertwende 1900 zu finden.

Ziehen (1890, S. 3) unterscheidet knapp „(1) Spekulative Psychologie, (2) Empirische Psychologie, a) Autonome (transzendente) Psychologie: Psychische Vorgän-

ge ohne hirnhysiologische Parallelvorgänge. b) Physiologische Psychologie: psychische Vorgänge mit hirnhysiologischen Parallelvorgängen (integrierender Teil: messende physiologische Psychologie = Psychophysik).“ Er skizziert jedoch (1923) 17 Themen, zu denen Meinungsverschiedenheiten bestehen (siehe Abschnitt 3.12).

In seiner Arbeit *Die Psychologie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts* erläutert Wundt (1904/1913) eingehend die ideengeschichtliche Entwicklung von der philosophischen zur empirischen Psychologie im 17., 18. und 19. Jahrhundert und hebt die „herrschende ontologische Denkweise“ hervor: „Über Gott und die Welt und selbst über die Seele des Menschen konnte man mittels der von ihnen geübten Methode apodiktische Sätze aufstellen, ohne sich im geringsten um die tatsächlich gegebenen seelischen Erlebnisse zu kümmern“ (S. 180). Wundt unterscheidet dann in der neueren Psychologie zwei bedeutende Strömungen: die experimentelle Psychologie, die sich „unter naturwissenschaftlichen Einwirkungen“ (der Nerven- und Gehirnhysiologie sowie der Sinnesphysiologie) zu Fechners Psychophysik entwickelte und die vergleichende Psychologie und Völkerpsychologie auf der anderen Seite. In seiner Wissenschaftslehre stellt Wundt später seine inhaltliche Systematik der Psychologie ausführlich dar (1921, S. 144-299):

1. Allgemeine Richtungen der Psychologie. (a) Entwicklung der psychologischen Richtungen. (b) Die materialistische Psychologie. (c) Die intellektualistische Psychologie. (d) Die voluntaristische Psychologie.

2. Individualpsychologie. (a) Die Aufgabe der Individualpsychologie. (b) Die innere Wahrnehmung. (c) Die Bedeutung der experimentellen Methode für die Psychologie. (d) Allgemeine Regeln für die Anwendung des Experiments in der Psychologie. (e) Die Methoden der psychischen Größenmessung. (f) Die elementare psychische Analyse. (g) Die kausale Analyse der Vorstellungen. (h) Die Analyse der Gefühle, Affekte und Willensvorgänge. (i) Die Physiologie als psychologische Hilfswissenschaft und die Psychophysik.

3. Die Völkerpsychologie. (a) Allgemeine Aufgabe der Völkerpsychologie. (b) Die Hauptgebiete der Völkerpsychologie. (c) Die Methoden der Völkerpsychologie.

4. Die Prinzipien der Psychologie. (a) Der Begriff der Seele. (b) Das Prinzip des psychophysischen Parallelismus. (c) Das Prinzip der psychischen Aktualität. (d) Das Prinzip der schöpferischen Synthese. (e) Das Gesetz der Entwicklung und das Prinzip der Heterogenität der Zwecke. (f) Das Prinzip der Kontrastverstärkung. (g) Das Prinzip der beziehenden Analyse. (h) Das Grundgesetz der psychischen Kausalität. (i) Der Begriff der geistigen Gemeinschaft.

5. Die Anwendungen der Psychologie.

Demgegenüber hatte Elsenhans (1912, S. 25-35) innerhalb der „Psychologie der Gegenwart“ existierende Richtungen aufgezählt:

- „A. Die metaphysische Psychologie: Gutberlet u.a. scholastisch wirkende Lehren,
- B. Die erkenntniskritisch gerichtete Psychologie: u.a. Natorp
- C. Die empirische Psychologie
- I. Die evolutionistische Psychologie: Spencer, Huxley, Romanes
- II. Die soziologisch gerichtete Psychologie: Tarde, Le Bon, auch Wundt
- III. Die Psychopathologie: Kraepelin, Störring, Freud
- IV. Die physiologisch gerichtete Psychologie: Exner, Ribot, (James), auch Münsterberg
- V. Assoziationspsychologie und Positivismus: Mach, Ziehen
- VI. Die Bewusstseinspsychologie
- 1. Die vorwiegend introspektiv verfahrenende Bewusstseinspsychologie: Brentano, Meinong, Lipps
- 2. Die vorwiegend experimentell verfahrenende Bewusstseinspsychologie
 - a) Die Wundtsche Schule (genannt werden vor allem *Vorlesungen, Grundzüge, Grundriss*)
 - b) Die Würzburger Schule: Külpe, Marbe, Ach, Bühler
 - c) Die experimentelle Pädagogik: Meumann
 - d) Andere selbständige Experimentatoren: G.E. Müller, Stumpf, Ebbinghaus, Titchener“.

Spranger (1926/1974, S. 1 f) unterscheidet: „1. die erklärende und die verstehende Psychologie, 2. die induktive und die ‚einsichtige‘ Psychologie, 3. die Psychologie der Elemente und die Strukturpsychologie, 4. die sinnfreie und die sinnbezogene Psychologie, 5. die naturwissenschaftliche und die geisteswissenschaftliche Psychologie. Vielleicht darf man als eine ältere Formulierung auch den Gegensatz von Assoziations- und Apperzeptionspsychologie hier anreihen. Meine Absicht ist es, an einer dieser Antithesen, nämlich der Gegenüberstellung von naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Psychologie, die Frage zu erörtern wie es mit der Einheit der Psychologie steht, ob sie sich in zwei oder gar mehr getrennt arbeitende Forschungsrichtungen auflösen wird, und, falls dies nicht geschieht, in welchem Sinne künftig von der Einheit der Psychologie gesprochen werden kann“.

Andere Einteilungen sind u.a. bei Rudolf Willy, Eduard von Hartmann, Richard Müller-Freienfels, William Stern sowie in zeitgenössischen Lehrbüchern zu finden. Einige der heutigen Lehrbücher der Psychologie und Psychologiegeschichte enthalten eigene Gliederungsversuche; eine eigenartige Klassifikation vermitteln die Literaturbanken PsycINFO und PSYINDEX in ihrem Thesaurus zur „History of Psychology.“

Strömungen und Richtungen

In einer *Strömung* verbinden sich ähnliche Überzeugungen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Art und inhaltliche Ziele zu einem gemeinsamen, aber nicht prägnant ausgeformten Programm. Als Beispiele sind vier *Strömungen der Psychologie* zu nennen: die geisteswissenschaftlich-verstehende Psychologie, die biologisch-naturwissenschaftliche Orientierung, die gesellschaftskritisch (bzw. marxistisch) orientierte Strömung und die – außerhalb der akademischen Psychologie entstandene – Psychoanalyse bzw. Tiefenpsychologie. Begrifflich klingt bei Strömung auch *Zeitströmung* an, d.h. verbreitete oder zeitweilig dominierende Interessen, die von anderen Strömungen abgelöst werden, wobei sich auch außerfachliche und außerwissenschaftliche Einflüsse spiegeln: Computerwissenschaft und Informatik, politisch-gesellschaftliche Verhältnisse, Genetik und Evolutionsbiologie des Menschen, Fortschritt der Neurowissenschaften, populäre Strömungen wie Esoterik und Gesundheitslehren.

Eine Richtung der Psychologie ist durch eine relativ einheitliche Leitidee motiviert; sie ist durch ein umschriebenes inhaltliches Ziel oder ein wissenschaftstheoretisches Leitprinzip zu kennzeichnen, wobei sich innerhalb einer Hauptrichtung einzelne Richtungen mit einem weiter präzisierten Programm herausbilden können. Die breite Hauptrichtung der *Experimentalpsychologie* hat sich in zahlreiche Richtungen von der Psychophysik und Gestaltpsychologie bis zur experimentellen Sozialpsychologie differenziert. In der Hauptrichtung der Biographischen Psychologie sind Richtungen der multimethodischen Persönlichkeitsforschung (Hans Thomae) oder der bloß narrativen Biographik entstanden. In der Hauptrichtung der Psychophysiologie gibt es die Arbeitsrichtungen der primär kortikalen Psychophysiologie gegenüber der primär an vegetativ-motorischen Korrelaten interessierten Psychologie, die Laborforschung gegenüber dem Ambulanten Assessment unter Alltagsbedingungen. Solche Aufgliederungen sind auf vielen Teilgebieten bzw. Fächern der Psychologie zu finden. Innerhalb der viel breiteren *Strömung der Tiefenpsychologie* kann Freuds *Psychoanalyse* als eine *Hauptrichtung* mit den teils abweichenden *Richtungen* einiger seiner Schüler aufgefasst werden. Mit einem etwas anderen Akzent wären einige *Richtungen der Psychotherapie*, die von einer dominierenden Person gegründet wurden und eine enge Lehrer-Schüler-Beziehung bewahren, am ehesten als *Schule* zu bezeichnen. – Demgegenüber haben sich die Verhältnisse an den deutschen Universitäten während der letzten Jahrzehnte deutlich gewandelt. Dass Professoren oder Habilitanden noch von ihrem „akademischen Lehrer“ sprechen oder diesen in ihrem Lebenslauf ausdrücklich erwähnen, ist recht selten geworden, wird auch wegen der größeren Zahl von Lehrpersonen und eventuell auch wegen des häufigeren Wechsels, der spezialisierten Projektarbeit usw., weniger möglich sein oder ist in der fachlichen Einstellung nicht mehr ohne weiteres präsent.

Die Gruppierungen und deren Entstehung, Kohärenz und Abgrenzung könnten aus wissenschaftssoziologischer und sozialpsychologischer Perspektive näher untersucht werden. Im Zusammenhang dieses Kapitels bedeuten Strömung und Richtung zunächst nur einen Hinweis auf die *relative* Prägnanz hinsichtlich Postulaten, Prinzipien und Methodologie.

Schulen und „Schulhäupter“

Zu einer Schule im engeren Sinn würden gehören: ein oder mehrere Lehrer, eine Lehrmeinung und andere Gemeinsamkeiten, Schüler, die sich mit der Lehrmeinung identifizieren und längere Zeit als Studenten, Doktoranden, Assistenten zusammenarbeiten, wohl auch Kollegialität, Zusammenhalt und Hilfestellung bei der beruflichen Karriere. *Schule* bedeutet also die von einem akademischen Lehrer geprägte Auffassung, die sich mehr oder minder konsequent auf mehrere der jüngeren Mitarbeiter auswirkt. Diese *Schüler* übernehmen wichtige Grundgedanken der Lehre, sehen sich von ihrem Lehrer geprägt, fühlen sich verpflichtet und anerkennen das „Schulhaupt“. Sie werden im idealen Fall von ihrem Lehrer unterstützt und beruflich gefördert. In den „Abweichungen“ der Schüler manifestieren sich – je nachdem – eine souveräne, auch kritikfähige Haltung oder grundsätzliche Distanzierungen. Beispiele sind das Verhältnis von Krueger (im Kontrast zu Münsterberg) zu Wundt; von Stumpf und Husserl zu Brentano; von Adler und Jung zu Freud.

Für die in Deutschland gelegentlich als Schulen bezeichneten Gruppen treffen höchstens einige charakteristische Merkmale zu: die Würzburger Schule um Oswald Külpe, die Berliner Schule der Gestaltpsychologen, eine Grazer Schule und vielleicht eine Wiener Schule zurzeit von Charlotte und Karl Bühler, eine Marburger Schule zurzeit Heinrich Dükers. Wie fragwürdig die Bezeichnung „Schule“ ist, lässt sich an der Würzburger Schule aufzeigen. Külpe (1912) hat sich in seinem Aufsatz *Über die moderne Psychologie des Denkens* ziemlich allgemein über Denkpsychologie und Würzburger Arbeiten innerhalb der neueren Psychologie geäußert, jedoch nicht vertiefend über die kontroversen Methodenfragen oder im Sinne eines Programms. Ach, Marbe, Orth und Bühler waren bald an anderen Universitäten, und die Selbstbeobachtung als Methode der Denkpsychologie erwies sich als unausgereift. (Allerdings kann die lokale Retrospektive deutlich positiver und konstruktiver ausfallen, vgl. Janke & Schneider, 1999). Die Berliner Schule zentrierte sich zwar um Stumpf, die gestaltpsychologisch orientierte Forschung wurde teilweise auch von ihm unterstützt, aber die Forschungsrichtungen von Köhler, Koffka, auch Lewin (außerhalb Wertheimer, Selz, Duncker, dazu der ältere von Ehrenfels) divergierten bald (Schönplugh, 2013; Sprung & Sprung, 2006). Verglichen mit diesen zeitlich und räumlich nur locker verbundenen Gruppen und ohne deutliches „Haupt“ und ohne ein formuliertes gemeinsames Programm, ragt Freuds Position in singulärer

Weise heraus: Der Bund mit den wichtigsten Schülern wurde durch einen Ring mit dem beziehungsreichen Uroboros-Symbol bekräftigt, d.h. der sich selbst verschlingenden Schlange (Gay, 1989; Jones, 1969).

Von einer Leipziger Schule um Wundt zu sprechen, ist trotz seiner internationalen Bedeutung und Ausstrahlung unangebracht. Kann tatsächlich erwartet werden, dass die Doktoranden und Assistenten Wundts dessen Leitgedanken folgen und eine Schule bilden? Haben sie eventuell eigene, bedeutende oder gar überlegene Forschungsprogramme und eine andere Wissenschaftstheorie entwickelt? Wundt scheint sich von der Idee einer Leipziger Schule ausdrücklich distanziert zu haben: „Der erste dieser Vorsätze lautet: wenn du je einen Schüler hast, so lasse ihn wo immer möglich selbständig seinen Weg gehen; der zweite: hüte dich, ein Schulhaupt zu werden“ steht in Wundts Autobiographie *Erlebtes und Erkanntes* (1920a, S. 148). Die Frage einer „Leipziger Schule“ und die fachlichen Differenzen bei offenbar freundschaftlichen persönlichen Beziehungen wurden vor allem von Meischner-Metge (1980, 2003) sowie u.a. von Klemm (1911), Sprung und Sprung (1981) diskutiert. Aus der Sicht Külpes (1912, S. 105) ist „unverkennbar, dass Wundt bisher nicht eigentlich ein philosophisches Schulhaupt geworden ist.“ Külpe meint jedoch, dass es eine im engeren Sinn Wundtsche Richtung (von den Arbeiten seines Instituts abgesehen) nicht gebe. Auf diesen Gebieten bestünden auch Auffassungsunterschiede, dennoch habe Wundt dies respektiert. Trotz zahlreicher Abweichungen zwischen Wundt und ihm habe er zu Külpes Lehrbuch gesagt: „Je selbständiger das Buch ist, um so lieber wird es mir sein“ (S. 109). Hinzu kommt, dass Felix Krueger, der von Wundt im Hinblick auf die Völkerpsychologie gewünschte Nachfolger, dieser Aufgabe nicht gerecht wurde. Krueger interessierte sich nicht systematisch für dieses Gebiet und schlug durch seine Forderung nach „Seelenwissenschaft“ und eine weit hin spekulative „Ganzheitspsychologie“ eine auch wissenschaftstheoretisch konträre Richtung zu Wundts Programm ein. Der viel kreativere, jedoch früh verstorbene Hugo Münsterberg stand – bei aller Kritik – Wundts Interessen näher (siehe Fahrenberg, 2011). Wundts Kombination von Allgemeiner Psychologie und Kulturpsychologie, außerdem Neuropsychologie (und anfangs auch Tierpsychologie) sowie Wissenschaftstheorie, konnte in einer einzigen Person keinen Nachfolger finden und keine Schule bilden.

Der vor allem in den USA verbreitete Begriff einer Schule wird aus den genannten Gründen im Folgenden kaum verwendet; er hat dort wegen des häufigen Gebrauchs für akademische Institutionen, z.B. Harvard School of Law, noch andere Konnotationen.

Wenn Kendler (1987) in seiner *Historical foundations of modern psychology* 11 Schulen nennt, so zeigt diese Liste an, wie fragwürdig und zeitabhängig dieser Ausdruck ist: Wundtian Psychology, Structuralism (Titchener), William James, Functionalism (Dewey, Angell Carr), Behaviorism (Watson), Gestalt Psychology, Psychoanalysis, Neobehaviorism I (Tolman versus Hull). II (Skinner and Hebb),

Cognitive Psychology, Humanistic Psychology. Dabei wollte sich Kendler einen Bezugsrahmen der historischen Analyse schaffen, indem er folgende Fragen stellte: Art der verwendeten allgemeinen wissenschaftlichen Methode? Was ist der Gegenstandsbereich der Psychologie? Welche empirischen Methoden psychologische Ereignisse zu untersuchen sind angemessen? Welche Kriterien sollten verwendet werden, um die wissenschaftliche Wahrheit psychologischer Aussagen zu beurteilen: deduktive Erklärung, behaviorale Kontrolle, interpretative Konsistenz, intuitives Wissen? Sind verschiedene Strategien der Datenerhebung nur nach ihrer Fruchtbarkeit zu beurteilen? Kendler betont, dass die Theorien verschiedene Formen und Absichten haben und heterogene Ansätze zur Interpretation psychologischer Phänomene vorgeschlagen werden. Im Kapitel *Legacies* werden u.a. kurz erläutert: Mind-body-Problem, Psychology as a science of Consciousness, as a Behavioral Science, Understanding, Psychology and Society. – Auch wenn andere Autoren Schulen der Psychologie aufzählen, fällt beides auf: die Heterogenität der Richtungen und der Einteilungsgesichtspunkte (siehe u.a. Benjamin, 2009; Koch & Leary, 1985; Leahey, 1991; Robinson, 1881; Schönplflug, 2013).

Mainstream, Zünfte und Schulen

Gelegentlich wird der Begriff „Mainstream“ verwendet, vielleicht eher von den Kritikern als jenen, die sich diesem Mainstream angehörig fühlen. Wie sind die tonangebenden und vielleicht als dominant angesehenen Psychologen zu definieren und zu erkennen? Gemeint sind einerseits jene, die sich für Gemeinschaftsaufgaben engagieren und im Vordergrund stehen: in der Fachgesellschaft, auf Kongressen, in Ausschüssen und Kommissionen, als gewählte Gutachter, als Herausgeber von Zeitschriften, Enzyklopädien und Handbüchern, andererseits durch ihre Forschungs- und Lehrtätigkeit, durch wichtige Forschungsbeiträge, Publikationen und bekannte Lehrbücher hervorragen. Als ein Hinweis aus Sicht der DGPs könnte u.a. die Auswahl jener Psychologen gelten, denen die fachlichen Rückblicke auf die *100 Jahre Deutsche Gesellschaft der Psychologie* anlässlich dieses Jubiläums übertragen wurden (Rammsayer & Troche, 2005). Mainstream bleibt eine wissenschaftssoziologisch vage Bezeichnung, die jedoch zu sozialpsychologischen Interpretationen anregt, wie Traxel zeigte.

Als Beispiel ist Traxels (1985) Unterscheidung von Zünften und Schulen der Psychologie zu nennen. Er schreibt, seine Sicht beruhe nicht etwa auf wissenschaftssoziologischen Untersuchungen, sondern auf seinen Beobachtungen des Wissenschaftsbetriebs, die ihn zur Unterscheidung von *Zünften* und *Schulen* als soziale Gruppen führten. Traxel äußert sich auch als Psychologiehistoriker, der seine Eindrücke in zusammenfassender und etwas ironisierender Weise mitteilen will. Deshalb ist es anregend, dieser Typisierung sozialpsychologisch und wissenschaftssoziolo-

gisch nachzugehen. „Die wissenschaftliche Zunft macht wissenschaftliche Leistungen mit den jeweiligen Forderungen der Zeit vereinbar, stimmt sie daraufhin ab. Durch ständige Integrations- und Vermittlungsarbeit nach allen Seiten hin macht eine Zunft eine Wissenschaft erst möglich ...“ (S. 76). Ein Beispiel für die starke Bearbeitung dessen, was gemeinsame Überzeugung sein und als „zünftig“ gelten kann, beschreibt Traxel hinsichtlich der Rezeption von Fechners Werk, wie die Psychophysik übernommen wurde, jedoch ohne Fechners Vermutungen über Unbewusstes und ohne Metaphysik. „Eine Zunft ist nicht identisch mit einer wissenschaftlichen Gesellschaft oder einem Berufsverband. Dies ist nur ihre äußere Organisationsform, durch die sie sich auch an die Öffentlichkeit wenden kann. Im wesentlichen ist die Zunft eine informelle Gruppe von Wissenschaftlern, die zusammengeführt und zusammengehalten wird durch ihren Angehörigen gemeinsame Ansichten über den Gegenstand und Aufgaben ihrer Wissenschaft und besonders auch durch methodologische Überzeugungen von der richtigen Art des Forschens.

„Innerhalb ziemlich weiter (aber nicht immer leicht erkennbarer) Grenzen erweist sich hier die Zunft als recht tolerant und lässt Spielraum für individuelle Standpunkte. Kritik ist für die wissenschaftliche Gemeinschaft lebensnotwendig und entspringt zudem einem nie bezwingbaren Bedürfnis, so dass auch prominente Zunftmitglieder ihr nicht entgehen können. Natürlich lenkt die Zunft ihre Mitglieder und steuert den Gang der Forschung. Es bedarf aber keiner geheimen Beratungen und Beschlüsse der führenden Zunftgenossen. Solches findet nicht statt und braucht nicht stattzufinden. Stattdessen hat sie ihre Überzeugungen“ (S. 78). – Traxels Beispiel für das Verhalten einer Zunft ist der Umgang der akademischen Psychologie mit Freuds Psychoanalyse, einem Verhältnis „gegenseitiger Abneigung“, wobei man sich durchaus einige Inhalte der Psychoanalyse zu eigen machte. Den tieferen Grund der Abwehr sieht Traxel in den Denkkategorien, d. h. der Absicht, Folgerungen aus Zusammenhängen, die nicht beobachtbar sind, zu ziehen und aus einem System sich gegenseitig stützender Hypothesen anzubieten, so dass „die Deutung im konkreten Einzelfall niemals falsch sein kann“ (S. 78). „Während die Zunft eine Wissenschaft erst möglich macht, versuchen die Begründer und Mitglieder von Schulen der Welt zu zeigen, wie es besser gemacht werden kann und muss. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, dass Wundt, der Begründer und große Organisator der modernen Psychologie, zwar viele Schüler, aber keine Schule hatte. Doch schon früh entstanden innerhalb der zünftigen Psychologie Schulen, wie die Grazer oder die Würzburger Schule. Eine Schule nutzt den Spielraum, den die Zunft lässt, aus, um ein methodologisches oder theoretisches Prinzip, das sie erfunden oder sich angeeignet hat, zu propagieren und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, in einem Augenblick, in dem sie damit gegen den Strom schwimmt“ (S. 78). – Die geschilderten Gruppierungen und ihre Abgrenzung folgen aus der wissenschaftlichen Arbeit und deren Kontroversen und könnten vielleicht Material für wissenschaftssoziologische und wissenschaftspsychologische Studien bieten.

Programme und Paradigmen

Wegen der Unschärfe in der Gliederung von wissenschaftlichen Strömungen kann versucht werden, bestimmte *Forschungsprogramme* und *Paradigmen* als prägnante Leitbilder bzw. Bausteine der Forschung zu präzisieren. Mit *Programm* ist eine relativ weit gefasste, gegliederte und auch methodisch überlegte Aufgabenstellung gemeint. Wundts Werk entstand im Ansatz aus einem bereits 1863 formulierten Programm, das über die experimentell ausgerichtete Psychologie hinaus schon die Völkerpsychologie (Kulturpsychologie) mit vergleichender Methode sowie die später ausgeklammerte Tierpsychologie enthielt. Programmatische Anfänge sind bei vielen Psychologen zu finden, doch erscheint Wundts Werk in seiner Breite und jahrzehntelangen Konsequenz singulär zu sein. Heute bedeutet *Programm* oft den Arbeitsplan einer Forschungsgruppe, etwa eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG geförderten Sonderforschungsbereichs oder eines Schwerpunktprogramms, oder der Begriff wurde für eine Initiative wie die *Decade of the Brain* verwendet. Ein Forschungsprogramm hat definierte Absichten und einzelne Stufen oder strategisch miteinander verbundene Projekte.

Der Begriff Paradigma in der Wissenschaftslehre geht auf Lichtenberg zurück, der damit eine Heuristik meinte und das Kopernikanische System, nach „welchem man alle übrigen Entdeckungen deklinieren sollte“ (siehe Rentsch, 1991, S. 78) und bedeutet heute eine standardisierte (idealtypische) Forschungsstrategie. In einem typischen Paradigma sind die Beziehungen zwischen dem gemeinten Phänomen, dem theoretischen Konstrukt und der adäquaten Methode operational verbunden und so verdichtet, dass sie Erkennungsmerkmal, Standard und Vorbild, und zugleich den Ansatzpunkt der kritischen Auseinandersetzung bilden. Als paradigmatisch gelten können:

- ein psychologisches Experiment mit kontrollierter Bedingungsvariation und kritischer Reflexion der Methodenprobleme;
- ein strukturiertes biographisches Interview nach einem Kanon methodischer Regeln und kritischer Reflexion der psychologischen Interpretation und ihrer intersubjektiven Konvergenz.

Prägnanter wäre es noch, sich auf die methodologische Konzeption eines vorbildlichen Autors der Psychologie zu beziehen. Für ein heutiges Laborexperiment ist außer dem formalen Versuchsplan mit Randomisierung der Zuweisung von Personen zu Bedingungen, den unabhängigen und abhängigen Variablen noch ein ganzer Katalog von Randbedingungen und Kontextbedingungen festzulegen. Erst deren möglichst exakte Fassung kann das von einem Untersucher entwickelte typische experimentelle Design auch zu einem Standard werden lassen und „identische“ Replikationen, als Grundlage einer empirischen Forschung, ermöglichen.

Mit dem Begriff Paradigma sollten folglich hohe Ansprüche hinsichtlich theoretischer Konzeption, wissenschaftstheoretischer Einordnung und methodologischer

Explikation verbunden sein. Das Paradigma ist durch seine charakteristische Methodik vorbildlich und wird durch Nennung des Autors und der Publikation zu einem Standard. Kuhn (1976) hat den Begriff des Paradigmas in seinem Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* in mehreren Bedeutungen verwendet und deshalb nicht unbedingt zur Klärung beigetragen. Aus wissenschaftstheoretischer Sicht hat Herrmann (1976) die Forschungsprogramme der Psychologie untersucht.

3. 1. 3 Aufbau dieses Hauptkapitels

Das folgende Hauptkapitel versucht keine konsequente Gliederung nach (Haupt-) Richtungen und Strömungen oder Programmen zu geben. Diese Begriffe werden nur akzentuierend verwendet, um auffällige Unterschiede in der Prägnanz der Positionen anzudeuten. Wie gründlich werden neben den inhaltlichen Fragen auch wissenschaftstheoretisch-methodologische Voraussetzungen dargelegt? Lassen die Publikationen (und die Literaturverzeichnisse) einen breiten theoretischen Horizont und Interesse an grundsätzlichen Fragen und Kontroversen erkennen? Über die tatsächliche Akzeptanz und Verbreitung dieser Positionen fehlen ja repräsentative Daten – auch in der Gegenwart.

Am Anfang stehen hier Wundt und Brentano. – Doch wer es versucht, die wichtigsten Ideen und Widersprüche zu verstehen, wird ohne die von Kant, Herbart, Fechner, Lotze und anderen – wenn auch kontrovers – geprägte Vorgeschichte nicht auskommen. Vor allem mit diesen Konzeptionen hat sich Wundt (1832-1920) auseinandergesetzt und die Einflüsse sind in seinem Werk deutlich, neben den Ideen von Leibniz.

Die weitere Abfolge ist in mehrere Abschnitte gegliedert:

- Wilhelm Wundts perspektivische und multimethodische Psychologie;
- Franz Brentanos Deskriptive und Genetische Psychologie;
- Sigmund Freuds Psychoanalyse;
- Herausragende Psychologen der Jahrhundertwende;
- Naturwissenschaftlich orientierte Psychologie, Physiologische Psychologie;
- Verstehende Psychologie, Geisteswissenschaftliche Psychologie, Phänomenologische Psychologie;
- Kultur- und Gesellschaftswissenschaftliche Psychologie, Gesellschaftskritisch engagierte Psychologie.

Es folgt – im Hinblick auf sich vertiefende Abgrenzungen und Abspaltungen – eine Übersicht über Fachgesellschaften außerhalb von DGPs und BDP sowie Psychotherapie-Schulen. Der letzte Abschnitt des Kapitels geht auf die Vielfalt unterschiedlicher Menschenbilder und auf die Schwierigkeiten einer interdisziplinären Anthropol-

logie und integrativen Humanwissenschaft ein. – Die größeren Abschnitte erhalten eine Zusammenfassung der Schlüsselkontroversen.

Aufgabenstellung

Die *erste Aufgabe* ist, die Strömungen und Hauptrichtungen der empirischen Psychologie nach ihrer Zielsetzung und Methodik zu gruppieren. Diese Untersuchung setzt in einer wichtigen Phase der Vorgeschichte der Psychologie ein, um die Positionen von Kant, Herbart und Fechner zu umreißen. Der Hauptteil wird mit Wundt und Brentano und ihren im selben Jahr 1874 erschienenen, einflussreichen Büchern eröffnet. Es sind grundverschiedene Konzeptionen einer neuen Psychologie, und hier sind viele der Prinzipien und Kontroversen formuliert, die zum Verständnis der Psychologie wesentlich sind. Als Begründer einer dritten Strömung wird Sigmund Freud hervorgehoben und auch dessen Beziehungen zu Brentano und Wundt kommentiert.

Der Beginn dieser empirischen Psychologie als Disziplin ist nur aus ihrer Vorgeschichte zu verstehen. Hier ist einerseits an die Vorläufer der experimentellen Forschung, insbesondere an Fechners (und Webers) originelle Forschung zu erinnern, andererseits an die philosophischen Bestimmungen und die Abgrenzungen der empirischen Psychologie, die vor allen zu Kant und Herbart zurückführen. Bereits zurzeit von Wundt und Brentano entwickelten sich andere Hauptrichtungen der empirischen Psychologie. Die angestrebte Übersicht stützt sich ebenfalls auf zum Teil ausführliche Textauszüge aus dem Werk herausragender Autoren, die jeweils im Kontext ähnlicher Positionen dargestellt werden. Die ausgewählten Autoren werden nach einer nur groben Einteilung der Strömungen und Richtungen gruppiert; die Reihenfolge richtet sich nach dem Jahr der ersten herausragenden Publikation oder dem Geburtsjahr. Außerdem werden einige Autoren einander so gegenüber gestellt, dass der notwendige Perspektiven-Wechsel den Zugang zu den Schlüsselkontroversen erleichtern kann.

Die *zweite Aufgabe* besteht darin, die Hauptrichtungen untereinander zu vergleichen und ihre typischen Voraussetzungen zu abstrahieren, d. h. die wichtigsten erkenntnistheoretischen *Postulate* und methodologischen *Prinzipien* zu beschreiben, und deren Widersprüche hervorzuheben.

Die folgende Übersicht stützt sich zunächst auf die Recherchen, die das Ziel hatten, die Rezeption von Kants *Pragmatischer Anthropologie* und Wundts Werk in der deutschsprachigen Psychologie zu untersuchen (Fahrenberg, 2011), sowie auf ähnlich angelegte Recherchen zur Kategorienlehre der Psychologie (Fahrenberg, 2013a). Die neuen Recherchen wurden u.a. zu den verschiedenen Strömungen und

Hauptrichtungen der Psychologie sowie zur „Krise der Psychologie“ weitergeführt (Kapitel 4). Hinzu kommen bibliometrische und scientometrische Untersuchungen zu bestimmten Themen (Kapitel 5).

Einschränkungen

Eine umfassende Darstellung der Strömungen, Richtungen und speziellen Schulen der Psychologie vorzulegen, wird heute einem einzelnen Autor nicht mehr möglich sein. Die erforderliche intra- und interdisziplinäre Integrationsleistung würde die enge und lange Zusammenarbeit einer Autorengruppe voraussetzen. Solche Kooperationen sind nicht in Sicht, auch wenn einige Sammelbände zu bestimmten Themen der Ideengeschichte der Psychologie von der Hoffnung getragen zu sein scheinen, dass relativ isolierte, additive Einzelarbeiten später einmal irgendwie aggregiert werden könnten.

Wenn über *Richtungen der Psychologie*, *Theoretische Psychologie*, über die *Krise der Psychologie* oder die Psychologie überhaupt geschrieben wird, sind Einschränkungen unumgänglich. Bereits Carus (1808) und anderen frühen Geschichtsschreibern der Psychologie war geläufig, wie vielfältig und bunt in ihren Voraussetzungen und Absichten die zeitgenössische Psychologie und „Erfahrungsseelenkunde“ sich bereits am Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt hatte. – Welcher Zeitraum wird betrachtet und inwieweit wird die philosophische Ideengeschichte der Psychologie zurückverfolgt? Welche Autoren und Werke werden ausgewählt? Gehören nicht zu der Vorgeschichte der Psychologie unbedingt auch Aristoteles und andere Philosophen der Antike oder in der Neuzeit, Descartes und Spinoza, oder in Deutschland wesentlich auch Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Wolff, und Alexander Gottlieb Baumgarten, so wie – stärker noch in der angloamerikanischen Tradition – John Locke, David Hartley, David Hume, Thomas Brown und Alexander Bain – neben vielen anderen? Und in der französischen Tradition wären Théodule Ribots *La psychologie allemande contemporaine* (1879), Henri Bergsons (1889) *Essai sur les données immédiates de la conscience* und anderer Autoren zu nennen, für die amerikanische Psychologie William James (1890, 1901) *Principles of Psychology*, in Dänemark Harald Høffding usw. Natürlich kann der Einwand nicht abgewiesen werden, dass auch italienische und spanische, aber auch russische und andere Autoren wichtige Gedanken beitrugen. Viele andere Autoren müssten eigentlich berücksichtigt werden (Schönpflug, 2013).

Aus drei Gründen wird die Untersuchung, primär und mit wenigen Ausnahmen, auf den deutschsprachigen Raum begrenzt:

(1) Mit psychologie-geschichtlichen Argumenten ist die These gut zu belegen, dass über Fechner und Wundt hinaus bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts die empirische Psychologie (einschließlich der der Psychoanalyse) vor allem von

deutschsprachigen Autoren geprägt wurde. In mancher Hinsicht gilt dies auch für wichtige Richtungen der Philosophie und Wissenschaftstheorie: den Wiener Neo-Positivismus, die von Brentano angeregte Phänomenologie Husserls, die für das Thema wichtige Kategorienlehre Nicolai Hartmanns.

(2) Die ersten größeren Publikationen mit dem Titel „Krise der Psychologie“ sind in Deutschland erschienen (Willy, 1897; 1999; Spranger, 1926; Bühler, 1927); auf verschiedene Schulen oder Richtungen der Psychologie wurde in deutschen Lehrbüchern der Psychologie bereits um die Jahrhundertwende 1900 hingewiesen (siehe oben) und damit die Heterogenität der neuen Disziplin deutlich festgestellt.

(3) Eine große Anzahl von grundlegenden Büchern und Aufsätzen, beispielsweise von Wundt oder von Hartmann, wurde nie ins Englische übersetzt. Folglich ist die große Mehrzahl angloamerikanischer Psychologen – ohne die erforderlichen Sprachkenntnisse – von wesentlichen Beiträgen und Argumentationslinien zu den philosophischen und wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Psychologie weitgehend abgeschnitten. Diese Defizite sind bereits bei Hall und Boring vorhanden und sind um so mehr bei vielen der neueren angloamerikanischen Autoren dieses Gebiets sowie bei Autoren auf dem Gebiet der analytischen Philosophie deutlich zu erkennen. (*Anmerkung 6*).

Aus der Eingrenzung auf *empirische Psychologie* ergibt sich, dass die Auffassungen von psychologisch interessierten Philosophen wie Eduard von Hartmann oder Paul Natorp nicht referiert werden, obwohl sie durchaus einflussreich waren und kontrovers diskutiert wurden. Auch hier werden Ausnahmen gemacht: mit Friedrich Albert Lange, Richard Avenarius, Ernst Mach, Wilhelm Windelband, Heinrich Rickert und Jonas Cohn.

Mehrere russische Autoren wie Becheterew, Pawlow, Wygotski und Leontiew werden wenigstens im Grundsatz berücksichtigt. Die wissenschaftstheoretisch konsequente Haltung Skinners ist für die Übersicht über Schlüsselkontroversen wichtig. Andere angloamerikanische Autoren werden nicht völlig ausgegrenzt, sondern gelegentlich zitiert, jedoch meistens in zweiter Linie, denn es ist kaum einzuschätzen wie der betreffende Autor argumentieren würde, hätte er die Übersicht über die wichtigen deutschen Grundlagenbeiträge. Amerikanische Psychologen werden versucht sein, ihre Diskussion der Grundfragen, nach einem kurzen Seitenblick auf die Pionierrolle Wundts, mit William James einzuleiten, mit dessen differenzierter Beschreibung von psychischen Phänomenen, dem *Stream of Thought* und anderen Gedanken der *Principles of Psychology* (1890, 1901). Ohne solche deskriptiven Beiträge James' schmälern zu wollen, ist daran zu erinnern, dass James keine systematische Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie und keine Methodenlehre der Psychologie entwickelte, keinem eigenen empirischen Forschungsprogramm folgte, sondern dafür Münsterberg nach Harvard holte, um dort überhaupt ein Labor für experimen-

telle Psychologie aufzubauen. Zweifellos gibt es außerdem aus anderen Denktraditionen hochinteressante Anregungen, etwa aus der indischen oder der chinesischen Entwicklung der Psychologie mit eigenständigen Kategorien und Konzepten, die eine Kulturen-übergreifende Sichtweise nahelegen (vgl. Antweiler, 2007; Eckensberger, 2002; Valsiner, 2007; Wong, 2010). In künftigen Arbeiten zum Thema *Theoretische Psychologie* wird es darauf ankommen, auch diese Ideen einzubeziehen.

Gesichtspunkte der Auswahl

Für die eigene Darstellung, die auf eine Systematik der Schlüsselkontroversen hinauslaufen soll, ist es nötig, Gesichtspunkte der Auswahl und Abgrenzung zu entwickeln. Zur Definition und theoretischen Konzeption der Psychologie gibt es unzählige Äußerungen: Wahrscheinlich hat jeder Psychologe, der heute als bedeutend und einflussreich eingeschätzt wird, zumindest einige der Grundsatzfragen kommentiert. Außerdem haben zahlreiche, noch heute gelesene Philosophen, einige von ihnen auch in einer Doppelrolle als Philosophen und Psychologen, zu bestimmen versucht, welche Aufgaben und Inhalte die empirische Psychologie habe und wie sie dabei vorgehen solle. Als die Psychologie sich zu einer selbständigen Disziplin entwickelte und in einem umstrittenen Prozess von der Disziplin Philosophie (und oft auch von der philosophischen Reflexion der eigenen Voraussetzungen) trennte, wurde die Abgrenzung der „empirischen Psychologie“ von der „philosophischen Psychologie“ zu einem zentralen Thema.

Breite Kontroversen entfalteten sich über eine primär aus der Metaphysik abgeleitete statt aus der Erfahrung entwickelte Psychologie (vgl. typische Stellungen von Kant und Wundt oder von Herbart und Lotze). Die Vorhaben der psychologischen Untersuchung von Gesetzen des Denkens und sogar der Logik wie auch der Prinzipien der Ethik wurden als Versuche zur *Reduktion* philosophischer Kernthemen auf psychologische Gesetzmäßigkeiten zurückgewiesen (Psychologismus). Wichtige Themen waren: Die Beziehungen zwischen der Philosophie und den Einzelwissenschaften; die Systematik (Klassifikation) aller Wissenschaften mit der Gegenüberstellung von Geistes- und Naturwissenschaften in den Wissenschaftslandschaften; die Eigenständigkeit der Geisteswissenschaften und der Psychologie gegenüber den „materialistischen“ bzw. „mechanistischen“ Naturwissenschaften, Darwinismus und Vitalismus, als Kontroversen oft zugespitzt im Leib-Seele-Problem mit den hauptsächlichen Lösungsversuchen: Monismus, Identitätslehre, Dualismus mit Wechselwirkung, Parallelismus.

Im Zentrum stehen die *empirische* Psychologie und ihre philosophisch-erkenntnistheoretischen Voraussetzungen. In besonderem Maße interessant sind Beiträge von jenen Autoren, die sich auszeichnen durch:

- die Breite des theoretischen Horizonts hinsichtlich der Psychologie (einschließlich der Angewandten Psychologie) sowie der Nachbardisziplinen;
- das Interesse an erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fragen und Kontroversen;
- eigene kontinuierliche Forschungsaktivität insbesondere auf Gebieten, die methodologische Herausforderungen bedingen, d.h. Grenzgebiete zur Physiologie/Medizin oder zur Sozialforschung.

Weitere Aspekte sind:

- ob fundamentale Kontroversen der Wissenschaftstheorie angesprochen oder übergangen werden: etwa Wissenschaftsbegriff und Wissenschaftlichkeit, Methodologie, Introspektion und Interpretation, Experiment und Messung;
- ob der bereits erreichte Diskussionsstand berücksichtigt wird oder wichtige Argumente ausgelassen bzw. nicht referiert werden. Welche Autoren werden zitiert, welche Hauptbegriffe erscheinen im Register?

Zu den hauptsächlichen Autoren werden außerdem, wenn möglich, neuere Biographien bzw. herausragende Monographien genannt, damit weitere wissenschaftshistorische, auch persönliche, Kontexte und ausführlichere Quellenangaben zu erschließen sind. – Regelmäßig wird auch geprüft, ob Kants Konzeption und Methodenkritik der empirischen Psychologie/Anthropologie und Wundts Wissenschaftstheorie der empirischen Psychologie rezipiert wurden. Dieser Beurteilungsmaßstab ergibt sich aus der herausragenden Pionierrolle Wundts und der Erwartung, dass seine Wissenschaftstheorie zumindest in den Grundzügen bekannt war oder bekannt sein müsste. – Sind nicht erhebliche Zweifel an der wissenschaftlichen Fairness und Gültigkeit auch anderer Positionen eines Autors angebracht, falls die Grundgedanken Wundts im Kontext von Geschichte und Wissenschaftstheorie der Psychologie überhaupt nicht, nur sehr verkürzt oder wesentlich verzerrt rezipiert wurden?

Erkenntnistheoretische und methodologische Vorentscheidungen

Je nachdem, wie *innere und äußere Erfahrung, empirisch und spekulativ, wissenschaftlich und nicht-wissenschaftlich* definiert werden, existieren weit reichende Vorentscheidungen, die zu den *Prinzipien der Theoretischen Psychologie* gehören.

Die philosophische Diskussion des Subjekt-Objekt-Problems kann hier noch nicht einmal in den traditionellen Hauptpositionen, den eher dualistischen und den eher monistischen, Auffassungen nachgezeichnet werden: Spiritualismus, Idealismus, (kritischer) Rationalismus, (kritischer) Realismus, Materialismus (Naturalismus), Konstruktivismus, Strukturalismus, Kulturalismus, oder den sich abzeichnenden Strömungen „postmoderner“ und „postanalytischer“ Auffassungen über die

Funktion von Wissenschaft überhaupt. Einfache Zuordnungen wichtiger Autoren der Psychologie zu solchen Auffassungen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie wären kaum möglich und könnten die Darstellung der wichtigsten Leitgedanken in ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit keinesfalls ersetzen.

Der Begriff der Empirie wird uneinheitlich verwendet: Empirie im *engeren* Sinn als *äußere, intersubjektiv prüfbare* (öffentliche) Erfahrung und Empirie im *weiteren* Sinn, einschließlich der inneren Erfahrung, die zwar grundsätzlich privat ist, aber wenigstens ausschnittsweise mit methodischem Training und durch Kontrolle als reflektierte Introspektion/Selbstbeobachtung zugänglich werden kann. Dieser Gegensatz von äußerer Erfahrung, durch Beobachtung des Verhaltens anderer Menschen und auch des eigenen Handelns, und von innerer Erfahrung eigener Bewusstseinsinhalte, Gefühle, Subjektivität, Intentionalität wird immer wieder anregen, neue Verfahrens- und Zugangsweisen zu entwickeln. Die Methoden sollen dem interessierenden Phänomen adäquat sein und zugleich möglichst gut kontrollierbar sein, um Irrtümer zu vermeiden. Die Fragen, welche Methode und welche Kontrollen adäquat sind und welches methodische Training verlangt werden muss, können schwierige Diskussionen auslösen.

Die Untersuchung zielt auf die konkurrierenden Bestimmungen und Abgrenzungen der Psychologie wie sie sich in hauptsächlichen Richtungen aufzeigen lassen. Welche Hauptrichtungen der Psychologie sind, beginnend mit Wundt und Brentano, zu unterscheiden und wie lauten die wichtigsten Postulate und Prinzipien? Welche Methoden repräsentieren diese Auffassungen konkret? Ist eine relativ kontinuierliche, dialogische Auseinandersetzung zu erkennen oder bleiben die Kontroversen eher vereinzelte Dispute, die nicht systematisch weiterentwickelt werden?

3. 2 Kants Psychologie und Anthropologie

3. 2. 1 Erkenntnisgrundlagen der Psychologie

Traditionelle Unterscheidungen und Definitionen

Bereits im 18. Jahrhundert wurde zwischen philosophischer „Seelenlehre“ und „Menschenkenntnis“ bzw. „Erfahrungsseelenkunde“ unterschieden. Es gab Krügers (1756) Ansatz einer Experimental-Seelenlehre, d.h. gedanklich durchgeführte psychologische „Experimente“, und schon sinnesphysiologische Untersuchungen mit Bedingungsvariation (siehe Carus, 1808; Schönplugh, 2013; Sturm, 2009). Einflussreich war Kants Vorgänger Christian Wolff (1679-1754) mit der Unterscheidung zwischen einer *psychologia rationalis* und einer *psychologia empirica*. Nur die rati-

onale Psychologie gilt hier als Teil der *wissenschaftlichen Philosophie*, ist demnach Seelenwissenschaft, während die empirische Psychologie, auf die Wolff weniger eingeht, vor allem wegen ihrer Unsicherheiten, einen geringeren Status hat. Kant bricht mit dieser Auffassung, indem er die Idee einer rationalen Psychologie zurückweist. Er wendet sich vor allem gegen den Substanzbegriff der Seele, auch gegen die Vorstellung der Immortalität.

Kant hat sich nicht nur zur Epistemologie, sondern auch prägnant zur Methodenlehre der empirischen Psychologie geäußert. Er öffnete mit seiner Ablehnung der philosophischen Seelenwissenschaft, d.h. der metaphysisch-deduktiven Psychologie, einen breiten Weg zur empirischen Psychologie und musste sich deshalb mit Wolff und mit dem Problem der Ungewissheit der erfahrungsgeleiteten Psychologie auseinandersetzen. Beeinflusst wurde Kant auch durch Baumgartens *Metaphysica* (1757), doch wird dieser Aspekt hier übergangen (vgl. Carus, 1808). Welche Methoden und welche Methodenprobleme sind zu bedenken und welchen Status kann überhaupt diese empirische Psychologie als Wissenschaft erreichen? Kann die innere Sicht, die innere Erfahrung, eine verlässliche Grundlage geben, oder sollte nicht vielmehr die *Beobachtung* der anderen Menschen im Leben hinzukommen, als eine geeignetere Grundlage einer beschreibenden Wissenschaft? (Kant verwendet hier nicht die Begriffe Introspektion bzw. Selbstbeobachtung und Verhaltenspsychologie.) Kants Beurteilungen stehen an verschiedenen Stellen seines Werks, wurden in der Rezeption durch Psychologen teilweise übersehen, und müssen erst zusammengetragen werden.

Rationale oder empirische Psychologie

Im Kapitel über Paralogismen in der *Transzendentalen Dialektik* analysiert Kant die Grundsätze jener rationalen Psychologie, um sie dann als Fehlschlüsse zu kennzeichnen (sog. Topik der rationalen Seelenlehre; AA III, 264 – KrV B 402): „Aus diesen Elementen entspringen alle Begriffe der reinen Seelenlehre [...] Diese Substanz, bloß als Gegenstand des inneren Sinnes, gibt den Begriff der Immaterialität; als einfache Substanz, der Inkorrumpibilität; die Identität derselben, als intellektueller Substanz, gibt die Personalität; alle diese drei Stücke zusammen die Spiritualität; das Verhältnis zu den Gegenständen im Raume gibt das Kommerzium mit Körpern; mithin stellt sie die denkende Substanz, als das Prinzipium des Lebens in der Materie, d. i. sie als Seele (anima) und als den Grund der Animalität vor; diese durch die Spiritualität eingeschränkt, Immortalität“ (AA III, 403 – KrV B 403).

Kant begründet in seiner *Kritik der reinen Vernunft*, dass es keine reine Vernunftkenntnis eines erkennenden Selbst oder Ich, keine sinnvolle metaphysische bzw. „rationale“, nur „vernünfteln“ Psychologie gibt: „Dieses *Ich* müsste eine Anschauung sein, welche, da sie beim Denken überhaupt (vor aller Erfahrung) vorausgesetzt würde, als Anschauung a priori synthetische Sätze lieferte, wenn es möglich

sein sollte, eine reine Vernunftkenntnis von der Natur eines denkenden Wesens überhaupt zu Stande zu bringen“ (1781/1983, A 382). „Also fällt die ganze rationale Psychologie, als eine, alle Kräfte der menschlichen Vernunft übersteigende Wissenschaft, und es bleibt uns nichts übrig, als unsere Seele an dem Leitfaden der Erfahrung zu studieren und uns in den Schranken der Fragen zu halten, die nicht weiter gehen, als mögliche innere Erfahrung ihren Inhalt darlegen kann“ (1781/1983, A 382). Die Psychologie wird als Lehre aufgrund der *inneren* Erfahrung bestimmt, sie kann deshalb keine exakte Wissenschaft sein.

In der Vorrede zu *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft* heißt es: „Ich behaupte aber, dass in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen ist. Denn nach dem Vorhergehenden erfordert eigentliche Wissenschaft, vornehmlich der Natur, einen reinen Teil, der dem empirischen zum Grunde liegt, und der auf Erkenntnis der Naturdinge a priori beruht. Nun heißt etwas a priori erkennen, es aus seiner bloßen Möglichkeit erkennen...“ (...) „Nun ist die Vernunftkenntnis durch Konstruktion der Begriffe mathematisch.“ (...) „Noch weiter aber als Chemie, muss empirische Seelenlehre jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben, erstlich weil Mathematik auf die Phänomene des inneren Sinns und ihre Gesetze nicht anwendbar ist. ...“ (1786/1983, A VIII-X, S. 14-15). Anschließend weist Kant darauf hin, dass sich die unräumlichen Phänomene des inneren Sinns allein in der *Dimension der Zeit* konstruieren lassen würden.

„Aber auch nicht einmal als systematische Zergliederungskunst, oder Experimentallehre, kann sie der Chemie jemals nahe kommen, weil sich in ihr das Mannigfaltige der inneren Beobachtung nur durch bloße Gedankenteilung von einander absondern, nicht aber abgesondert aufbehalten und beliebig wieder verknüpfen, noch weniger aber ein anderes denkendes Subjekt sich unseren Versuchen der Absicht angemessen von uns unterwerfen lässt, und selbst die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alteriert und verstellt. Sie kann daher niemals etwas mehr als eine historische und, als solche, so viel möglich, systematische Naturlehre des inneren Sinnes, d. i. eine Naturbeschreibung der Seele, aber nicht Seelenwissenschaft, ja nicht einmal psychologische Experimentallehre werden ...“ (A X-XI, S. 15-16). Aus Kants Sicht der apriorischen Verfassung der exakten Wissenschaften ist auch die Chemie (die damals noch keine physikalische Fundierung hatte) keine eigentliche Wissenschaft. Ihre Prinzipien sind bloß empirisch, d.h. „der Anwendung der Mathematik unfähig.“ „Eigentliche Wissenschaft kann nur diejenige genannt werden, deren Gewissheit apodiktisch ist. Erkenntnis die bloß empirische Gewissheit enthalten kann, ist nur uneigentlich so genanntes Wissen“ (1786/1993, A V, S.12). „Eine rationale Naturlehre verdient also ihren Namen einer Naturwissenschaft nur alsdann, wenn die Naturgesetze, die ihr zum Grunde liegen, a priori erkannt werden, und nicht bloße Erfahrungsgesetze sind“ (A V, S. 12). Kant warnt davor, zu viel von der *inneren Erfahrung* zu erwarten: „Denn es ist mit jenen

inneren *Erfahrungen* nicht so bewandt, wie mit den *äußeren*, von Gegenständen im Raum, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten *erscheinen*. Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen; wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung notwendig ist, stattfindet“ (1798/1977, BA 15, S. 416). Kant weist darauf hin, dass die unräumlichen Phänomene des inneren Sinns sich allein in der *Dimension der Zeit* konstruieren ließen. Doch eine geeignete Zergliederung der Prozesse, so dass sie zum Vergleich aufbewahrt und konstruiert werden könnten, ist unmöglich. Bereits durch die Beobachtung wird der Zustand verändert. Vor allem fehlt ein unabhängiger Maßstab. Ohne wirkliche Messung und mathematische Formulierung ist jedoch keine exakte Wissenschaft möglich. Die Psychologie kann deshalb keine exakte, sondern nur eine beschreibende Wissenschaft sein.

Psychologie als beschreibende Wissenschaft

Die Unmöglichkeit erstens, die in der Zeit ablaufenden Prozesse in der inneren Erfahrung (oder in der Erinnerung) voneinander zu isolieren; zweitens, der Messung von Bewusstseinsvorgängen; und folglich drittens, die Unmöglichkeit, Begriffe und Gesetze mathematisch zu konstruieren, waren in der Folgezeit wichtige Argumente zum wissenschaftlichen Status der Psychologie. Wissenschaftlich exakt ist das, was abgeleitet, zergliedert und begrifflich konstruiert („hergestellt“) werden kann, als ein formal sicheres und allgemeingültiges Wissen wie auf mathematisch-geometrischem Gebiet. Wesentlich sind die Eindeutigkeit, Gewissheit und Beständigkeit der Ergebnisse. Eine Experimentallehre der Psychologie muss weit hinter den eigentlichen Naturwissenschaften zurückbleiben, denn die notwendige Zergliederung der inneren Erfahrung erfolgt nur gedanklich und kann deren Bestandteile nicht wirklich isolieren. Kant behauptet keineswegs, Psychologie sei überhaupt keine *Wissenschaft*, sondern zeigt nur die erkenntnistheoretischen Grenzen dieser Erfahrungswissenschaft auf. Deswegen ist es falsch zu sagen, Kant habe der Psychologie die Wissenschaftlichkeit abgesprochen und sei Psychologie-feindlich gewesen. Er hat jedoch das Gebiet und die Methodik der Psychologie neu bestimmt. Sie ist nicht mehr Teil der Metaphysik, in der sie früher als Seelenlehre meist abgehandelt wurde. Sie bildet jetzt den Hauptinhalt der *auf Erfahrung beruhenden Anthropologie*, und erhält eine wichtige *pragmatische Wende*, denn sie öffnet den Zugang zu dem, was der Mensch moralisch und aufklärerisch, pädagogisch, gesundheitspsychologisch usw. aus sich macht. Dabei waren Kants praktische Absichten viel deutlicher als bei den meisten „Psychologen“ des folgenden Jahrhunderts. Auch ohne den Rang einer exakten (Natur-) Wissenschaft gibt es praktisch brauchbares Wissen. Wo bleibt die *empirische* Psychologie? fragt Kant. „Ich antworte: sie kommt dahin, wo die eigentliche (empirische) Naturlehre hingestellt werden muss, nämlich auf die Seite der *angewandten*

Philosophie, zu welcher die reine Philosophie die Prinzipien a priori enthält, die also mit jener zwar verbunden, aber nicht vermisch werden muss. Also muss empirische Psychologie aus der Metaphysik gänzlich verbannen sein, und ist schon durch die Idee derselben davon gänzlich ausgeschlossen. Gleichwohl wird man ihr nach dem Schulgebrauch doch noch immer (obzwar nur als Episode) ein Plätzchen darin verstatten müssen, und zwar aus ökonomischen Bewegursachen, weil sie noch nicht so reich ist, dass sie allein ein Studium ausmachen, und doch zu wichtig, als dass man sie ganz ausstoßen, oder anderwärts anheften sollte, wo sie noch weniger Verwandtschaft als in der Metaphysik antreffen dürfte. Es ist also bloß ein so lange aufgenommener Fremdling, dem man auf einige Zeit einen Aufenthalt vergönnt, bis er in einer ausführlichen Anthropologie (dem Pendant zur empirischen Naturlehre) seine eigene Behausung wird beziehen können“ (1781/1983 A 848 f, S. 707). Die empirische Psychologie wird nun zu einem Teil, dem empirischen Hauptteil, der pragmatischen Anthropologie.

3. 2. 2 Die Anthropologie in pragmatischer Hinsicht

Definition der Anthropologie und Abgrenzungen

Kants oft zitierte Definition der Anthropologie steht nicht in den Vorlesungen über *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, sondern in der *Logik*: „Das Feld der Philosophie in dieser weltbürgerlichen Bedeutung lässt sich auf folgende Fragen bringen: 1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen? 4. Was ist der Mensch? Die erste Frage beantwortet die Metaphysik, die zweite die Moral, die dritte die Religion, und die vierte die Anthropologie. Im Grunde könnte man aber alles dieses zur Anthropologie rechnen, weil sich die drei ersten Fragen auf die letzte beziehen. Der Philosoph muss also bestimmen können: 1. die Quellen des menschlichen Wissens, 2. den Umfang des möglichen und nützlichen Gebrauchs alles Wissens, und endlich 3. die Grenzen der Vernunft“ (Kant, 1800/1983, A 25-26).

In der Vorrede zu den Vorlesungen über *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* unterscheidet Kant die *physiologische Anthropologie*, die auf die Erforschung dessen geht, was die Natur aus dem Menschen macht, von der *pragmatischen Anthropologie*, die das untersucht, „was er, als freihandelndes Wesen, aus sich selber macht, oder machen kann und soll“ (Kant, 1798/1977, BA III). Die physiologische Anthropologie ist die (biologische) Naturlehre des Menschen. Diesen Teil der Menschenkunde klammert Kant bis auf gelegentliche Querverweise aus, weil er für seine Absichten unergiebig ist. Da der Mensch „die Gehirnnerven und Fasern nicht kennt, noch sich auf die Handhabung derselben zu seiner Absicht versteht“, bleibt er in diesem Spiel seiner Vorstellungen nur Zuschauer und das spekulative Nachgrübeln

über die Naturursachen der Empfindungen und Erinnerungen ist unergiebig (Vorrede zur *Anthropologie*, 1798/1977, BA III, S. 399).

Hauptsächliche Themen der damaligen wie der heutigen Psychologie stehen im ersten Teil der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* – künftig hier als „Anthropologie“ zitiert – aber der Begriff „Psychologie“ scheint Kant weiterhin Schwierigkeiten zu bereiten. Liegt es an den noch nicht überwundenen metaphysischen Aspekten der alten Seelenwissenschaft, an der Beschränkung auf die innere Erfahrung, die keinen exakten wissenschaftlichen Zugang erlaubt oder irritieren – im Gegenteil – die ersten Ansätze einer experimentellen Psychologie?

Für Kants Absichten interessant ist sein Brief an Marcus Herz aus dem Jahr 1773. Kant schreibt, dass ihn die „Geschicklichkeit des Umganges der Methode Menschen zu bilden u. zu regieren mithin alles Praktischen zu eröffnen“ und „mehr Phänomene u. ihre Gesetze als die erste Gründe der Möglichkeit der Modifikation der menschlichen Natur überhaupt“ beschäftigen. In dieser für ihn „sehr angenehmen Beobachtungslehre“ sieht er eine „Vorübung der Geschicklichkeit der Klugheit und selbst der Weisheit vor die akademische Jugend zu machen“ (dieser Begriff Beobachtungslehre taucht in Kants Werk nur an dieser Stelle auf). (*Anmerkung 7*).

Das Stichwort *Beobachtungslehre* könnte als Distanzierung von der als primär *introspektiv ausgerichteten* Psychologie auf dem Wege zu einer Verhaltenspsychologie verstanden werden, denn es geht Kant um *Menschenkenntnis* und *Weltkenntnis* und den Menschen als „Weltbürger“ (Vorrede zur *Anthropologie*). Tatsächlich enthalten die ersten Kapitel viele Eindrücke und Beobachtungen *Anderer*, doch die Begriffe Beobachtung und Verhalten sind nur an wenigen Stellen zu finden. Graumann et al. (2001) erwähnen dem Verhalten analoge Bezeichnungen in der älteren Literatur wie Ethos, Habitus, Gewohnheit, Haltung, Benehmen und Betragen, Tun und Lassen sowie allgemein die Tätigkeit der Lebewesen. Sie zitieren hier als ersten Autor namentlich Kant (Akad.-Ausgabe, IX, S. 441), der in seiner *Pädagogik* schreibt:

„Der Mensch aber braucht eigene Vernunft. Er hat keinen Instinkt und muss sich selbst den Plan seines Verhaltens machen.“ An anderer Stelle spricht Kant auch vom „moralischen Verhalten“. Die Begriffe Beobachtungslehre oder Verhaltenspsychologie fehlen mit jener einen Ausnahme überhaupt. Sie hätten die Wendung zu einer „empirischen“ Psychologie aufgrund äußerer Erfahrung prägnant definieren können, und viel eher Kants Forderungen an eine eigentliche, exakte Wissenschaft entsprochen. Liegt es an einer Interferenz mit der Konzeption der von Kant gering geschätzten *physiologischen (physischen) Anthropologie* oder an dem noch zu sehr metaphysisch belasteten Seelenbegriff? Bot sich methodologisch nicht eine markante Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Erfahrung, Erleben und Verhalten an? War ihm die pragmatische Absicht so entscheidend, dass er bei dem älteren Begriff der *Menschenkenntnis* blieb, ohne methodologisch genauer zu differenzieren? Es bleibt offen, weshalb der Logiker und Kategorialanalytiker Kant in diesem Feld

belasteter Begriffe, Absichten und Methodenprobleme nicht zu klärenden Definitionen gelangte.

Ansichts dieser Unklarheiten und inkonsistenten Verwendung von Psychologie/Anthropologie wird es verschiedene Interpretationsmöglichkeiten geben, die nicht allein vom Verständnis Kants, sondern auch von der eigenen Position als Philosoph oder Psychologe abhängen werden. Die Folgen sind bis heute präsent in der eigentümlichen Spannung zwischen der empirischen Psychologie (einschließlich der empirischen Psychologie der Menschenbilder, der Weltanschauungen und Kulturen) und jenen Autoren der *Philosophischen Anthropologie*, die meinen, diese Psychologie weitgehend beiseitelassen zu können. Oft wird sogar das Gehirn des Menschen ausgeklammert (oder die Neurowissenschaften gelegentlich im anderen Extrem überwertig genommen), durchaus in der Folge Kants, der seine Abgrenzungsversuche *psychologischer*, *pragmatischer* und *physiologischer* Anthropologie mit seiner höchst spekulativen Prophezeiung stützt, dass die Suche, wie Gedanken und Körperorgane verbunden sind (d. h. nach einer Neuropsychologie) „*ewig vergeblich*“ ist.

Methodenlehre und Methodenkritik der Anthropologie

Kants Anthropologie in *pragmatischer Hinsicht* ist zunächst auf *innere* Erfahrung gegründet. Doch er verlangt ihre Ausweitung und erläutert, welche anderen Erkenntnisquellen der Menschenkenntnis zu benutzen sind. Dazu gehören u. a. Reiseberichte, die Weltgeschichte, Biographien, Schauspiele und Romane, die trotz ihrer Phantasien doch in den Grundzügen nach dem wirklichen „Tun und Lassen“ der Menschen geformt und in pragmatischer Hinsicht wichtig sind. Die Anthropologie gewinnt Regeln für die „mannigfaltigen Erfahrungen, die wir an dem Menschen bemerken.“ Alle diese Erkenntnisse sollen durch die Philosophie geordnet und geleitet werden. Kant betont jedoch in der *Vorrede*, welche großen methodischen Schwierigkeiten bei der inneren Sicht bestehen und bei der Erkundung anderer Menschen auftreten. In sehr kurzen, prägnanten Formulierungen beschreibt er unter anderem die Inhalte heutiger Begriffe: methodenbedingte Reaktivität, Einfluss von Gewohnheiten, Einstellungen, subjektiven Alltagstheorien, Konfundierungen, Sinnestäuschungen und konstruktive Bearbeitungsvorgänge der Wahrnehmung, Versuchspersonen-Verhalten, zweifelhafte Durchführungs-Objektivität und inhaltliche Gültigkeit, Compliance und Reaktanz. – Insgesamt verweisen die Argumente in noch heute gültiger Weise auf fundamentale Methodenprobleme psychologischer Untersuchungen; sie wurden jedoch später fast noch mehr ignoriert als Kants grundsätzliche Zweifel an der *Messung* von Empfindungen und anderen Bewusstseinsvorgängen und seine Behauptung, dass im Bereich der inneren Erfahrung Messung und Mathematisierung unmöglich sind.

Themen der Pragmatischen Anthropologie

Die *Anthropologie* (1798) enthält eine breit angelegte Menschenkunde u.a. mit Themen der Allgemeinen Psychologie (im heutigen Sinn), der Charakterkunde, Sozialpsychologie, Psychopathologie, Gesundheitspsychologie und auch Anfänge anderer psychologischer Teildisziplinen, insbesondere Themen der Angewandten Psychologie. Er verbindet sie, vor allem in den hinteren Kapiteln, mit der philosophischen Bestimmung des Menschen als vernünftiges und moralisches Wesen. Auf 300 Seiten werden abgehandelt: Bewusstsein, Vorstellungen, Sinnesempfindungen und Wahrnehmungspsychologie, Denken, Einbildungskraft und Erkenntnisvermögen, Gedächtnis, Sinnestäuschungen und Illusionen, Traum, Störungen der Wahrnehmung und des Denkens. Kant spricht von Vorstellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewusst zu sein. Er schildert die Originalität des Denkens und schreibt über Geist und Witz. Hier steht auch die oft zitierte Unterscheidung zwischen Verstand, Urteilskraft und Vernunft. Es folgen Theorien über Lust und Unlust, Bemerkungen über Mode- und Kunstgeschmack, Einteilungen der Begierden, Affekte und Leidenschaften, Tugenden und Untugenden, Bemerkungen zu Geselligkeit und Wohlleben. Die Orientierung an Baumgarten (1757) und an der Gliederung nach Erkennen, Fühlen und Begehren (heute: Kognition, Emotion, Motivation) sind zu erkennen.

Andere Abschnitte geben bereits Themen der künftigen Sozialpsychologie vor. Kant schildert vermeintliche Unterschiede zwischen dem deutschen Volk und anderen europäischen Völkern. Hier stehen viele der heute noch lebendigen Stereotype des nationalen Selbstbildes. Kant nennt u.a. den Fleiß, die Ehrlichkeit und Häuslichkeit der Deutschen, außerdem den vergleichsweise schwächer ausgebildeten „Witz und Künstlergeschmack“, sowie die große Bereitschaft, fremde Sprachen zu lernen. Auch unvorteilhafte Seiten hebt er hervor: der Deutsche „fügt sich unter allen zivilisierten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten, der Regierung, unter der er ist“ und neigt in pedantischer Weise dazu, „zwischen dem, der herrsche, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grad des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt“, d.h. vor allem mit den Titeln. – Diese bemerkenswerte Einschätzung nimmt deutlich einzelne Facetten der *autoritären Persönlichkeit* vorweg, wie sie erst viel später von Wilhelm Reich (1933) und Erich Fromm (1941) mit Blick auf den Faschismus und Nationalsozialismus genauer beschrieben wurde (siehe Abschnitt 3.16.2).

Die Anthropologische Charakteristik schildert das Naturell und das Temperament der Menschen, d.h. die Naturanlagen, und den moralischen Charakter, und die Unterscheidung von Sinnesart und Denkungsart. Dazu gehören Charakterformen und die vier traditionellen Temperamentstypen: Sanguiniker, Melancholiker, Choleriker und Phlegmatiker. Diese Charakterkunde schildert außerdem Unterschiede zwischen den Geschlechtern, zwischen Völkern und Rassen und spekuliert über mögliche Zusammenhänge mit der Geographie, d.h. Landschaften, Klima, Lebens-

bedingungen. Kant interessiert sich für Gemütskrankheiten (insbesondere Hypochondrie, Manie, Dementia) und an anderer Stelle beschreibt er ausführlich Maßnahmen, vor allem solche der Selbstkontrolle, „durch bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein“ (Kant, 1798, Streit der Fakultäten A 165, in einem Brief an Hufeland). Er betont die Selbstverantwortung für den eigenen Körper und erläutert die gesundheitlich positiven Wirkungen der kontrollierten Atmung, des gesundheitsbewussten Lebens hinsichtlich Essen und Trinken, von gesunder Diät, Bewegung und Schlaf. Vor allem dieser Teil der Anthropologie ist auf praktische, psychologische und pädagogische Anwendung gerichtet.

Im letzten Kapitel, über den *Charakter der Gattung*, fasst Kant sein allgemeines Menschenbild zusammen: „Der Mensch ist durch seine Vernunft bestimmt, in einer Gesellschaft mit Menschen zu sein, und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaft zu kultivieren, zu zivilisieren und zu moralisieren; wie groß auch sein tierischer Hang sein mag, sich den Anreizen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückseligkeit nennt, passiv zu überlassen, sondern vielmehr tätig, im Kampf mit den Hindernissen, die ihm von der Rohigkeit seiner Natur anhängen, sich der Menschheit würdig zu machen“ (1798/1977, S. 678, A 321). Die *Glückseligkeit* als die Erfüllung all unserer Neigungen im genauen Ebenmaß der *Sittlichkeit* macht das höchste Gut der Welt aus. Deswegen sollen die Bemühungen der Philosophen zu dieser Weisheitslehre führen. Den Rahmen gibt die geschichtsphilosophische und moralische Wesensbestimmung: Der Mensch, das mit Vernunftfähigkeit begabte Tier, befreit sich *aus der Vormundschaft der Natur* und gelangt über mehrere gesellschaftliche Entwicklungsstadien in den *Stand der Vernunft und der Freiheit* – seine Bestimmung ist das Fortschreiten zur Mündigkeit und zur Vollkommenheit, so dass sich alle Anlagen völlig entwickeln können (S. 672 ff; A 315 ff). Der berühmte Rousseau habe diesen Widerstreit von Natur und Kultur (aus dem die wahren Übel des Menschen entsprängen) gesehen. (Ein Portrait von Jean Jacques Rousseau hing in Kants Arbeitszimmer – wohl als einziges Bild überhaupt). Kant fragt, wie nun die pragmatische Menschenkunde und Pädagogik fortschreiten müssen, um die sittlichen Anlagen so zu entwickeln, dass sie nicht mehr im Widerstreit zur Natur der Menschen stehen.

Der Text der *Anthropologie* ist größtenteils auch heute noch gut zu lesen, denn er ist anschaulich mit vielen Beobachtungen des eigenen Erlebens und des fremden Verhaltens in der Welt, mit Anekdoten und literarischen Zitaten gewürzt. Kant erläutert grundsätzlich das methodische Vorgehen und schildert viele Eindrücke zur praktischen Menschenkunde. Die gesamte Konzeption, die Ausweitung des empirischen Ansatzes und die tiefe Verbindung mit der philosophischen Bestimmung des Menschen als vernünftiges und moralisches Wesen zeigt ein neues Denken. Dieses Werk übertrifft – auch wegen des kritischen Methodenbewusstseins – alle früheren und auf lange Zeit auch alle späteren Bücher über Anthropologie oder empirische Psychologie bei weitem. Die *Anthropologie* ist das letzte seiner eigenhändig fertig

gestellten Manuskripte, aber es wirkt unabgeschlossen. Mehrere der hier zitierten und für das Verständnis wesentlichen Argumente stehen in anderen Werken Kants.

Aufklärung

Separat steht außerdem Kants vielzitierte Schrift *Was ist Aufklärung?* (1784/1983), von deren Absicht zweifellos auch die *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* bestimmt ist: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen (naturaliter maiorennis), dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein.

Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Dass die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im Ganzen genommen, schon imstande wären, oder darin auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Anderen sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel" (*Was ist Aufklärung?* 1784/1983, S. 481).

Kants Appell stand 1784 in der *Berliner Monatsschrift*. Damals regierte noch Friedrich der Große, der sich, zumindest in religiösen Fragen, durch ungewöhnliche Toleranz auszeichnete. Der König war 72 Jahre alt und kränklich. Dem politisch interessierten Kant werden die Geschichten über den unbeherrschten Charakter und die religiös-abergläubischen Neigungen des voraussichtlichen Nachfolgers Friedrich Wilhelm II (Regierungszeit 1786-1797) zu Ohren gekommen sein. So kann der Zeitungsartikel als vorausschauende Sorge verstanden werden, dass dieser relativen geistigen Freiheit bald theologische Grenzen gesetzt werden könnten. Kant war zu Hause und in der Schule in strenger lutherischer Glaubenszucht erzogen worden, hat sich später zunehmend von den religiösen Lebensformen zurückgezogen und sehr deutliche Worte, u.a. hinsichtlich bestimmter religiöser Formen, Gnadenlehre, Priestertum, gegen Wunderglauben und religiöse Schwärmerei gefunden (Dietzsch, 2003, Höffe, 2000; Kühn, 2003). Der Bogen wäre zweifellos überspannt worden, wenn Kant außer der *selbstverschuldeten* Unmündigkeit noch energischer die Rolle der Vormünder, der Zensur und der Obrigkeit kritisiert hätte. Die Notwendigkeit, sich

engagiert der eigenen Vernunft zu bedienen, auch in Religionsdingen, war das Leitmotiv seines Philosophierens. Im Jahr 1792, nach seiner Schrift *Über das radikal Böse in der menschlichen Natur*, verbot ihm die Zensurbehörde, über religionsphilosophische Themen zu schreiben. Kants (1793) Schrift *Die Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft* wurde dann für den neuen König und dessen Minister Wöllner erneut zum Ärgernis. Es kam eine zweite Abmahnung mit der Androhung von Konsequenzen. Kants Einstellung war „auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl: Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Falle wie der gegenwärtige ist Untertanenpflicht, und wenn alles, was man sagt, wahr sein muss, so ist es darum doch nicht Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen“ (zit. n. Schlüter, 2003, S. 129). – Das römische Heilige Offizium (Glaubenskongregation) setzte die *Kritik der reinen Vernunft* dagegen erst Jahre nach Kants Tod auf den Index verbotener Bücher.

Quintessenz

Kant hat das Gebiet und die Methodik der Psychologie neu bestimmt. Sie ist nicht mehr Teil der Metaphysik, in der sie früher als Seelenlehre abgehandelt wurde, sondern eine beschreibende empirische Wissenschaft. Sie bildet den Hauptinhalt der *Anthropologie*, und erhält damit eine wichtige *pragmatische Wende*, denn sie öffnet den Zugang zu dem, was der Mensch moralisch und aufklärerisch, pädagogisch, gesundheitspsychologisch usw. aus sich macht. Dabei waren Kants praktische Absichten viel deutlicher als bei den meisten „Psychologen“ des folgenden Jahrhunderts. Auch ohne den Rang einer eigentlichen, exakten (Natur-) Wissenschaft gibt es praktisch brauchbares Wissen. Kant behauptet keineswegs, Psychologie sei überhaupt keine *Wissenschaft*, sondern zeigt nur die erkenntnistheoretischen Grenzen dieser Erfahrungswissenschaft auf.

Als Quintessenz ergibt sich die neue Bestimmung der Psychologie als eine „nur“ empirische Wissenschaft. Sie kann grundsätzlich nicht zu eindeutigen, sicheren, mathematisch formulierten Gesetzmäßigkeiten nach dem Vorbild der exakten Naturwissenschaften gelangen. Die empirische Psychologie geht von der inneren Erfahrung aus, sie ist jedoch auf dem Weg zu einer Beobachtungslehre der Menschen in der Welt, u.a. durch das Studium der Gewohnheiten der Menschen, ihres sozialen Umgangs und ihrer kulturellen Unterschiede. Der konsequent anschließende Schritt zur Definition und methodologischen Abgrenzung einer Verhaltenspsychologie fehlt dagegen noch. Das gesammelte psychologisch-anthropologische Wissen ermöglicht eine praktische Menschenkunde mit vielen wichtigen Anwendungen, u.a. in der Erziehung und der Gesundheitsförderung. Diese empirische Psychologie ist in viele Richtungen zu entwickeln, wobei die philosophische Reflexion zur Strukturierung beiträgt: durch kritische Sicht der Erkenntnismöglichkeiten, durch Fundie-

rung in der Sittlichkeit, durch Aufklärung über die selbstverschuldeten Unmündigkeiten und insgesamt durch bestimmte Einsichten, was der Mensch ist.

Auffällig bleiben Kants Zurückweisung der physiologischen Anthropologie und sein Optimismus hinsichtlich einer Kausalanalyse psychischer Zusammenhänge. Absichten, Handlungen und andere psychische Phänomene gehen kausal auseinander hervor und können kausalanalytisch erklärt werden (vgl. Sturm, 2009, siehe unten). Das Kausalprinzip sei eine notwendige Annahme, um überhaupt die zeitliche Anordnung der einzelnen Gedanken begreifen zu können. Solche Kausalerklärungen stehen jedoch auf methodologischer Ebene im Widerspruch zu seinen eigenen Beurteilungen, dass isolierende Gedankenteilungen und Messung in der inneren Erfahrung unmöglich sind. Er postuliert das „psychische Kausalprinzip“ (und nicht etwa das Zweckprinzip als die andere Sicht des Prinzips vom zureichenden Grund). Wie sollte aber eine Kausalanalyse möglich sein, wenn Kant sich für den eventuell vermittelnden Bezug auf die zugrunde liegende Neuropsychologie grundsätzlich nicht interessiert? Kant zieht in diesem Kontext die dualistische Sicht der parallelistischen Sicht vor. Er scheint hier nicht an dem Entwurf einer koordinierten Perspektive – wie später Wundt – interessiert zu sein.

Kant hat sich prägnant zu Kontroversen der Epistemologie und auch der Methodenlehre der empirischen Psychologie geäußert; der heutige Leser muss jedoch an einigen Stellen den Doppelbegriff *Anthropologie/Psychologie* lesen wollen. Nur ein Teil dieser Beurteilungen, hauptsächlich zur Methodologie stehen in der *Anthropologie*. Vielleicht wählte Kant den Begriff *pragmatische Anthropologie* statt Psychologie aus drei Gründen: erstens, um im Titel den metaphysisch belasteten Begriff Psychologie, wie er ja dargelegt hatte, zu vermeiden; zweitens, um den großen Schritt von der Introspektion zur beginnenden „Beobachtungslehre“ hervorzuheben; drittens, um die pragmatische Ausrichtung zu unterstreichen, d. h. sowohl die praktische Menschenkenntnis als auch den philosophischen und moralischen Anspruch an den Menschen als Weltbürger.

Trotz der unscharfen Abgrenzungen und mehrdeutiger Bezüge könnte die Quintessenz so formuliert werden: Wenn eine neue Disziplin von den etablierten Fächern nicht allein durch ihre Fragen, sondern durch ihre besonderen Methoden abzuheben ist, so geschieht dies durch Kant markanter als bei seinen Vorgängern, methodenkritischer und pragmatischer als bei den unmittelbaren Nachfolgern und vielen späteren Autoren, die über dieses Gebiet schrieben – mal als Psychologie, mal als Menschenkunde und Erfahrungsseelenkunde oder als psychologische Anthropologie bezeichnet. An den hauptsächlichen Argumenten seiner durchaus praxisnahen Methodenkritik werden auch gegenwärtige Betrachter wenig aussetzen können. Dieses differenzierte Methodenbewusstsein ist auch heute in der Disziplin Psychologie noch nicht selbstverständlich. – Die Vorlesungen über *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* können – nach heutigem Fachverständnis – aus mehreren Gründen, nach Inhalten, Methodenbewusstsein und Praxisbezug, als das *erste*, allerdings heute

in diesem Fach fast vergessene *Lehrbuch der empirischen Psychologie* gelten. Diese Psychologie auf dem Wege von der bloßen Introspektion zur künftigen Verhaltenspsychologie hat einen philosophischen Bezugsrahmen in der Leitidee des frei handelnden Menschen und Weltbürgers und löst die metaphysisch-deduzierende, rationale, also die „bloß vernünfteln“ Seelenwissenschaft ab. – Die definitorischen Schwierigkeiten bestehen fort, auch die fehlende Integration der physiologischen Grundlagen und die – innerhalb einer Bewusstseinspsychologie – empirisch nicht einlösbare Erwartung einer Messung und Kausalforschung, die erst auf der Ebene des Verhaltens und der Neurophysiologie hinzukommen müssen.

Rezeption in der Philosophie

Philosophen, die Kants Werk darstellen, gehen in der Regel kaum auf die *Anthropologie* ein; es gibt deutliche Meinungsunterschiede über den Stellenwert dieser Vorlesungen im Gesamtwerk. Jedenfalls tritt die *Anthropologie* hinter das philosophische Hauptwerk zurück. Sie hatte jedoch damals unter seinen Werken die höchste Auflage. Er ließ den Text erst im Jahr 1798 drucken, obwohl er seine *Vorlesung zur Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* etwa 30 Jahre lang regelmäßig im Wintersemester ankündigte, also damit im Jahrzehnt seiner Arbeit an der *Kritik der reinen Vernunft* einsetzte. Irritierend für die Rezeption der *Anthropologie* war, dass einige der hierher gehörigen, wichtigen Fragen und Erläuterungen in anderen Arbeiten Kants stehen und erst zusammengetragen werden müssen. Auffällig ist die inkonsistente Verwendung der Begriffe Psychologie und Anthropologie. Psychologie hatte anfänglich die Bedeutung der nur rationalen bzw. transzendentalen Psychologie, aus welcher durch die Erkenntniskritik eine bloß *empirische* Psychologie wurde. Inhaltlich weitgehend deckungsgleich ist sein Begriff der *pragmatischen Anthropologie*. Die Inkonsistenz zeigt sich noch auf andere Weise. Kants oft zitierte Definition der Anthropologie steht nicht in den Vorlesungen zur *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1798), sondern in der *Logik*. In der Kant-Exegese wird bis heute diskutiert, inwieweit die Anthropologie mit den anderen Bereichen seiner Philosophie zu vereinbaren ist. – Es darf angenommen werden, dass Kant im Vorwort der *Anthropologie* selber auf grundsätzliche Widersprüche hingewiesen hätte.

Carl Gustav Carus urteilte in seiner *Geschichte der Psychologie* (1808) nach einer breiten Übersicht über zahlreiche Autoren: „Die Wirkungen dieser durch Kant veränderten Seelenlehre waren später erst zu verspüren und es erschienen Lehr- und Handbücher welche noch der älteren Philosophie folgten“ (S. 702). „Fragen wir nach dem, was vor der Erscheinung von Kants Anthropologie für diese Wissenschaft geschah, so finden wir außer dem angeführten Werke von Platner wenig Ausgezeichnetes“ (S. 723). – Carus betont, die Psychologie habe sich durch die Wendung „von der Metaphysik zur der Anthropologie“ (...) „als „psychologische Menschen-

lehre der körperlichen oder sogenannten medizinischen Anthropologie beigeordnet.“ Kant habe „ein höheres Interesse an der Untersuchung der Menschennatur angeregt, Kants ganze Philosophie sollte in der Tat auch eine Philosophie für den Menschen sein“ (S. 694). In der pragmatischen Anthropologie habe sich der praktisch-psychologische Sinn ihres Urhebers bewährt mit „unerwartet gemeinnützigen Folgen“ und einem Reichtum an allseitigen Beobachtungen und Beispielen (S. 699 ff.).

Demgegenüber existieren Darstellungen von Kants Psychologie, welche die *Anthropologie* nur streifen, und es gibt Autoren – wie Bona Meyer (1870) – die über Kants Psychologie schreiben, ohne die *Anthropologie* überhaupt gelesen zu haben, jedenfalls kein einziges Zitat geben. Ein Grund für die oft einseitig wirkende Rezeption von Kants Psychologie/Anthropologie bei Dessoir (1924), Sprung (1979) und Kaiser-el-Safti, M. (2001) könnte darin bestehen, dass primär die Textstellen in den *Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft* und die *Kritik der reinen Vernunft* herangezogen werden statt jene der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. So kann die empirische Wende von der rationalen zur empirischen Psychologie, über die innere Sicht hinaus zur Menschenkenntnis in der Welt und zu den Hauptthemen der heutigen Psychologie nicht gewürdigt werden, auch nicht Kants weitsichtige Methodenkritik der Introspektion und der psychologischen Untersuchungen. Diese Sicht des Menschen ist in ihrer Bedeutung durchaus nicht eingeschränkt auf den „Gegenstand des inneren Sinns“.

Ein ausführlicher historisch-philosophischer Kommentar zur *Anthropologie* stammt von Brandt (1999) und eine gründliche Untersuchung von Kants wissenschaftsphilosophischer Beurteilung der Psychologie/Anthropologie von Sturm (2009). Die Rezeption von Kants *Anthropologie* von der Mitte des 19. Jahrhunderts an ist nicht leicht einzuschätzen. Sie nahm jedenfalls weder in der Philosophie noch in der Psychologie eine herausragende Stellung ein. Für Kant war, seiner Vorrede zufolge, diese „auf Weltkenntnis abzweckende Vorlesung“ zwar interessant, aber im Vergleich zur „reinen Philosophie“ eher zweitrangig. Im gesamten Fach Philosophie kam es in der Folgezeit nicht zu einer ähnlich weit gefassten Anthropologie mit empirisch-psychologischen Grundlagen und methodischen Überlegungen. Erst in neuerer Zeit verstärkt sich das Interesse an Kants *Anthropologie* wie die Aufsatzsammlungen von Jacobs und Kain (2003) *Essays on Kant's anthropology* und der kleinere Band von Kamper, Wulf und Gebauer (2002) *Kants Anthropologie* erkennen lassen. – Dagegen dominierten dann in der deutschsprachigen *Philosophischen Anthropologie* die Einflüsse anderer Strömungen, d.h. der Geschichtsphilosophie, Seinsphilosophie, Gesellschaftsphilosophie, und weiterhin auch die theologisch orientierten Bestimmungen des Menschen (siehe u.a. die Literaturangaben in Fahrenberg, 2008a). Die *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* scheint – ihrer Bedeutung als Vermittlung zwischen Philosophie, Ethik und empirischer Psychologie entsprechend – generell weder in der Philosophie noch in der Psychologie adäquat rezi-

piert worden zu sein. Die wenigen ausführlichen Kommentare drücken gelegentlich die vorwiegend philosophische *oder* die psychologische Sichtweise aus.

3. 2. 3 Kant und die Wissenschaften vom Menschen

Die bisher gründlichste und mit mehr als 500 Seiten auch ausführlichste Interpretation von Kants Psychologie und Anthropologie unternahm Thomas Sturm (2009) in *Kant und die Wissenschaften vom Menschen*. Auf diese differenzierte und in vieler Hinsicht vertiefende Abhandlung von Kants Psychologie/Anthropologie wird hier verwiesen: sie bedeutet zweifellos einen fundierten und argumentativ ausgearbeiteten Neubeginn. Sturm untersucht textkritisch Kants Auffassungen und berücksichtigt ein weites Umfeld von philosophischen, historischen und systematischen Aspekten, bezieht sich ausführlich auf Baumgartens vorausgegangene und auf andere zeitgenössische Psychologie sowie auf das Verständnis von physiologischer und medizinischer *Anthropologie* in jener Zeit. Kants Argumente werden in einem systematischen und historischen Horizont der Philosophie dargestellt, mit zahlreichen Kontexten, Querverweisen und Quellen. So gibt Sturm (2009, S. 35 ff) eine Wort- und Begriffsgeschichte von „Anthropologie“, eine lange Liste möglicher Fragestellungen, diskutiert die „sich verfestigenden Bedeutungsaspekte von Psychologie und Anthropologie“, verzichtet aber auf explizite Definitionsversuche. Interpretationsmethodisch bemerkenswert sind die differenzierten Argumentationsketten, die auch Widersprüchen und anderen Lesarten nachgehen, und zu Thesen führen, die teils wieder relativiert oder in Bestandteile zerlegt, wie auch in anderen Kontexten verfolgt werden. Kants Position konzentriert darzustellen, wird dadurch kompliziert, dass die Thesen an verschiedenen Stellen des Gesamtwerks (mit Varianten in den Manuskriptfassungen der *Anthropologie*) stehen und doch eng miteinander verbunden zu sein scheinen. Oft verlangt die Kürze der Thesen, dass aus dem Kontext interpretiert werden muss, wobei sich aus philosophischer und aus psychologischer Sicht durchaus unterschiedliche Akzente hinsichtlich der Leitgedanken ergeben können. So ist auch zu bedenken, dass es sich bei der *Anthropologie* um ein frühes, wenn auch zuletzt publiziertes Werk handelt. Sturms Untersuchung hat mehrere Schwerpunkte: Kants Begriff der Wissenschaft (S. 129-182), die Kritik an der empirischen Psychologie (S. 183-260) und an der physiologischen Anthropologie (S. 261-304) sowie die innere und die äußere „Systemazität“ der Anthropologie (S. 367-529).

Psychologiegeschichte von Interesse sind Sturms Hinweise im Abschnitt über den *Umgang mit Kant in der Geschichte der Psychologie* und über die *Mängel dieses Umgangs* (S. 42-47) einschließlich der wissenschaftssoziologischen Vermutungen, obwohl nur wenige Quellen genannt werden, d.h. keine breite Rezeptionsanalyse erfolgte. Anregend sind die von Sturm geschilderten *Debatten über Psycho-*

logie und Anthropologie im 18. Jahrhundert (S. 53-125), die Ausführungen zu Wolff und zu dem für Kant wichtigen Baumgarten (1757), zu Platner (1772, 1790) und Tetens (1777). Sturm gibt einen Exkurs zu Krügers (1756) „Experimental-Seelenlehre“ mit den bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts durchgeführten, beachtlichen optischen Untersuchungen mit Bedingungsvariation. Es gibt weitere experimentelle Ansätze, unter anderen von Mariotte über den blinden Fleck, von D’Arcy über negative Nachbilder, von Mayer über Visus (Sehschärfe).

Aus *psychologischer* Sicht sind vor diesem differenzierten philosophiehistorischen Hintergrund nur ergänzend bestimmte Themen hervorzuheben, die im Hinblick auf die Kontroversen der Theoretischen Psychologie wichtig sind. Das sind nicht die definitorischen Mühen um Psychologie/Anthropologie oder die inkonsistenten oder konsistenten Bezüge der *Anthropologie* zu Kants Hauptwerk, sondern die Grundfrage nach der Seelenwissenschaft sowie Kants Thesen zum Erkenntniszugang und zur Methodologie der empirischen Psychologie bzw. der pragmatischen Anthropologie. Weniger interessant im aktuellen Kontext sind die Fragen und einzelne Themen der Anthropologie und kaum die historischen Kontexte oder die Suche nach einer Abgrenzung von Psychologie und Anthropologie. Sturm befasst sich relativ wenig mit der Forderung nach einer Psychologie ohne metaphysischen Seelenbegriff, als ob dieser Schnitt, auf den sich später nachdrücklich Wundt beruft, längst allgemeiner Konsens wäre. Diese *primäre Kontroverse*, Seelenwissenschaft gegenüber Psychologie ohne Seele, besteht auch heute, zumindest untergründig, und wird selten angesprochen (vgl. Abschnitt 6.4).

Konzeption der Anthropologie

Sturm stellt Kants Konzeption der *Anthropologie* nach Gegenstand, Zielen und Methoden eingehend dar (S. 367-529) und hebt sieben Punkte hervor, von denen (1) bis (4) nicht weit über Hume bzw. die damals dominanten Konzepte pragmatischer Geschichtsforschung hinausgingen und (5) bis (7) originell sind:

- „(1) Die pragmatische Anthropologie erforscht menschliches Handeln, speziell in sozialen Zusammenhängen.
- (2) Dazu sollen Handlungen kausal erklärt werden, und zwar durch Bezug auf die ‚Privat Absichten des Menschen und die Publik Absichten des gemeinen Wessens‘ – also mittels zugrunde liegender Motive, Wünsche, Meinungen und ähnlicher mentaler Zustände sowie gesellschaftlicher Konventionen, Gebärden oder Sitten.
- (3) Die Handlungen sind unter Regeln zu bringen‘, (...) und es gilt dabei, eine ‚genugsame zusammenhängende Menschenkenntnis‘ zu entwickeln.
- (4) Ein hinreichend allgemeines Wissen über die kausalen Zusammenhänge von Motiven, Überzeugungen, Fähigkeiten und Handlungsweisen einer anderen

- Person ist notwendig (und ggf. hinreichend) dafür, dass man die Person ‚zu seinen Absichten‘ gebrauchen kann. ...
- (5) In der pragmatischen Anthropologie soll der Mensch als ‚mit Vernunft begabtes Erdwesen‘ sowohl als ‚Weltbürger‘ untersucht werden.
 - (6) Die empirische Anthropologie soll bestimmte Handlungsmöglichkeiten und -orientierungen vermitteln: Wir sollen durch sie empirisches Wissen darüber erlangen, welche Bedingungen hinderlich oder förderlich dafür sind, unsere Vernunft so auszubilden, dass wir uns die Denkungsart eines Weltbürgers verschaffen.
 - (7) Die pragmatische Anthropologie ist eine empirische Wissenschaft vom Menschen als frei handelndes Wesen“ (S. 471-475).

Aus heutiger psychologischer Sicht ist es angesichts der begrifflichen Unschärfen und ohne die konkreten Fragestellungen, die für jede empirische Forschung erforderlich sind, kaum möglich, Kants Themen der *Wissenschaft vom Menschen* prägnant als entweder psychologisch oder anthropologisch zu klassifizieren.

Abgrenzungen

Eine der leitenden Interpretationshypothesen Sturms scheint zu sein, die Begriffe von empirischer Psychologie und pragmatischer Anthropologie in Kants Werk möglichst voneinander abzuheben. Dafür gibt es Hinweise, wenn auch keine prägnante Definition Kants. „Die pragmatische Anthropologie soll nicht Psychologie sein, um zu erforschen, ob der Mensch eine Seele habe oder was von dem denkenden und empfindenden Prinzip in uns (nicht vom Körper) herrühre, auch nicht Physiologie des Arztes: um das Gedächtnis aus dem Gehirn zu erklären, sondern Menschenkenntnis“ (Kant-Quelle XV 800 f, zit. n. Sturm, 2009, S. 261). Doch diese Hinweise können anders gewichtet und interpretiert werden: Menschenkenntnis dient zwar auch der philosophischen Bestimmung des Menschlichen, ist aber zunächst empirische Menschenkenntnis, das heißt Psychologie. Die Aufzählung der sieben Punkte macht noch einmal, und vielleicht gegen Sturms Intention, deutlich, dass es weithin um wichtige Teilgebiete der (heutigen) Psychologie geht, um aus dieser empirischen Menschenkenntnis sowie der philosophischen Bestimmung des Menschen als frei handelndes Wesen eine Theorie des Menschen zu entwickeln, allerdings noch ohne die biologischen und physiologischen Grundlagen, die angeblich nichts zu dieser Konzeption beitragen können.

Sturm schreibt in seiner Zusammenfassung: „Kant greift eine in seiner Zeit dominante Konzeption von empirischer Psychologie an ... als eine Art Naturforschung“. „Wenn die Psychologie so zu verstehen ist, dann müssen sich für diesen Phänomenbereich Naturgesetze geben lassen, was wiederum nur geht, wenn die Phänomene quantifizierbar und experimentell erforschbar sind. Jedoch beharren füh-

rende Anhänger dieser Konzeption auf der Vorstellung, dass der Phänomenbereich der Psychologie vorrangig oder überhaupt nur durch Introspektion zugänglich ist. Kant argumentiert dagegen mit einleuchtenden Überlegungen, dass es keinen rein oder primär introspektiven Zugang zu Phänomenen des Geistes gibt, der eine ernstzunehmende Basis empirischer Erkenntnisse der Psychologie sein könnte. (...) Empirische Urteile über Psychisches benötigen allerdings Kriterien, die von ‚reiner‘ Introspektion unabhängig sein müssen.“

„Als Alternative zu einer introspektionistisch konzipierten Psychologie betont Kant zunächst die Möglichkeit, innere Erfahrung systematisch an äußere Erfahrung zu koppeln. Er weist zudem auf die Notwendigkeit eines allgemeinen begrifflichen Rahmens hin, der es erlaubt, das Handeln anderer Menschen zu beschreiben und zu erklären, und diese Beschreibungen und Erklärungen anschließend auf die eigene Person anzuwenden. ... Wir erfassen und erklären unser jeweils eigenes mentales Erleben und Handeln nicht auf der Grundlage bloßer Introspektion, um auf so einer Basis dann andere Personen und ihr Erleben und Handeln zu deuten. Wir setzen vielmehr (zumindest typischer Weise) auch bei Selbstzuschreibungen von psychischen Phänomenen voraus, dass das Verhalten anderer Personen beobachtet und in bestimmten Begriffen analysiert wird, welche dann auf uns selbst angewendet werden können. (...) Vielmehr weist [Kant] erstens auf eine Spannung im Gesamtkonzept der naturwissenschaftlich orientierten und zugleich introspektionistischen Psychologie hin; zweitens entwickelt er neue Überlegungen zu den erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der empirischen Erkenntnis psychischer Phänomene. Kants Kritik der empirischen Psychologie ist einleuchtend, weil und insofern sie auf eine spezielle Konzeption dieser Disziplin gerichtet ist. Die immer wieder geäußerten Einwände gegenüber seiner Ablehnung der Wissenschaftlichkeit der empirischen Psychologie haben die Zielrichtung und Besonderheiten seiner Argumente nicht bedacht“ (S. 259).

Als viel wichtiger sieht Sturm offensichtlich die Abgrenzung der pragmatischen Anthropologie einerseits von der empirischen Psychologie (im Sinne Kants), andererseits von der physiologischen Anthropologie an. Zur Klärung wären prägnante Definitionen der drei Konzepte in damaliger und heutiger Terminologie notwendig, mit der Nachfrage, ob ontologische Postulate oder nur methodologische Prinzipien wichtig sind. Außerdem gibt es gute Gründe für die Annahme, dass Kant den mehrdeutigen und metaphysisch sehr belasteten Begriff *Psychologie* zunehmend als unzulänglich ansah und deshalb an seinem älteren Konzept „pragmatische Psychologie“ festhielt, trotz der damit verbundenen Unklarheiten hinsichtlich wichtiger Teile seines Werks. Zumindest ist anzumerken, dass eine – aus heutiger Sicht – prägnante, wissenschaftstheoretisch und methodologisch hinreichend begründete Abgrenzung der beiden Anthropologien, letztlich mit dem Blick auf den einen *psychophysischen* Menschen, fehlt. Die Entwicklung von Kants Position, die Widersprüche zu anderen Publikationen Kants sowie noch unschlüssige Interpretationen

(Sturm, 2009, S. 20) sind für die Kant-Forschung historisch wesentlich, nicht aber – innerhalb der heutigen Wissenschaftstheorie und Methodologie – für die intellektuelle Wirkung und die notwendige Auseinandersetzung mit der Endfassung der *Vorlesungen über Anthropologie*.

Im Unterschied zur Philosophiegeschichte kann aus neuerer Sicht behauptet werden: *Empirische Psychologie* und *pragmatische Anthropologie* überlappen so weitgehend, dass heute die Bezeichnung *empirische Psychologie* als erste Annäherung genügen kann. Wenn es um bestimmte Prinzipien und Ideen über den Menschen, moralische Erziehung, Aufklärung und Freiheit geht, kann akzentuierend der Begriff der *philosophischen Anthropologie* darauf aufmerksam machen, dass pädagogische, moralische, religiöse und andere Werte oder Kants Idee des „Weltbürgers“ gemeint sind. Anzumerken ist jedoch, dass die Untersuchung von Menschenbildern, die Konzeption von Persönlichkeitstheorien oder die Ziele von Erziehung und Psychotherapie nach heutigem Verständnis durchaus zu den Aufgaben der *empirischen Psychologie* zählen. Erst wenn bestimmte philosophisch-weltanschauliche Postulate oder ein normativer Anspruch dominieren, wäre der Begriff *Psychologische Anthropologie* oder, falls die empirischen Grundlagen weniger geschätzt oder rezipiert sind, *Philosophische Anthropologie* angebracht.

Kants originelle Leistung kann nur dann zutreffend gewürdigt werden, wenn auch heutige Fachbegriffe zur Interpretation herangezogen werden. Aus dieser Sicht, die nach der Bedeutung Kants für die gegenwärtige Diskussion in der Psychologie fragt, dürfen viele der philosophiehistorischen Kontexte vernachlässigt werden. Die Sekundärliteratur scheint sich häufig mit der stark umstritten Abgrenzung und einer wohl unergiebigsten Diskussion eher über Etikettierungen als über explizite Definitionen befassen zu haben. Allein auf philosophischer Basis ist das Anregungspotenzial von Kants Psychologie/Antropologie nicht hinreichend auszuschöpfen, denn es geht zentral auch um grundlegende Prinzipien der empirischen Psychologie, ihrer fortgeschrittenen Wissenschaftstheorie und ihrer methodologischen Auseinandersetzung über die Adäquatheit von Methoden.

Introspektion

Sturm sieht in der Diskussion über die Psychologie drei Aspekte, die von Kant an verschiedenen Stellen des Werks erörtert werden: die Eingliederung der Psychologie in die Metaphysik wird abgelehnt, die introspektive Methode wird kritisiert und die Frage wird aufgeworfen, inwiefern Psychologie eine Wissenschaft ist und welchen Platz sie im System der Wissenschaften einnimmt (S. 185). Auch zur Introspektion, dem „inneren Sinn“, unterscheidet Sturm drei Fragestellungen: „Verfügen Menschen über Introspektionsfähigkeit, sind sie gut beraten, sich auf diese Weise zu erforschen und kann die Introspektion der hauptsächliche Zugang zur Erkenntnis des

Menschen sein? Wenn Kant die erste Frage bejaht, aber die zweite verneint, argumentiere er mit der möglichen Verwirrung, mit Sorgen wegen hypochondrischer Tendenzen der Selbstbeobachtung, Einbildungen und anderer Konsequenzen, denn Kant fordere, „sich mit der Ausspähung und gleichsam studierten Abfassung der inneren Geschichte des unwillkürlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle nicht zu befassen ...“ (Akademieausgabe VII, S. 133). Die weiteren methodologischen Einwände gegen die Introspektion in der *Anthropologie* und in den *Metaphysischen Anfangsgründen* versteht Sturm aus dem Kontext so, dass jeweils nur die eigene Introspektion oder die von anderen Menschen verlangte Introspektion gemeint sei (S. 210 ff). Dieser Lesart durch Sturm ist entgegenzuhalten, dass aus dem größeren Kontext von Einleitung und ersten Kapiteln der *Anthropologie* einsichtiger ist, dass die meisten der methodenkritischen Bemerkungen *allgemein* für die Introspektion *und* für Beobachtungslehre der Anderen gelten (siehe oben).

Für die heutige Sicht wichtig ist gerade die Frage des Transfers der Methodenkritik von der Introspektion auf die experimentell kontrollierte Selbstbeobachtung und darüber hinaus auf die Verhaltenspsychologie. Wozu sollte auch die „psychologische Menschenlehre“ (Carus, 1808, S. 694) gut sein, wenn sie nicht wesentlich aus dem Verhalten und den Selbstberichten der anderen Menschen abgeleitet ist und deshalb für deren künftiges Verhalten zutreffen könnte? – Friedrich Albert Lange (1866, S. 466) meinte zur *Anthropologie*: „Kant gründete deshalb seine eigene empirische Psychologie nicht auf Selbstbeobachtung, sondern wesentlich auf die Beobachtung Anderer. Er hatte jedoch einmal dem ‚inneren Sinn‘ ein Gebiet angewiesen, und der Missbrauch dieses Tummelplatzes metaphysischer Willkür konnte nicht ausbleiben. Zwar die Schwärmerei und den Wahnsinn ließ man dem vorigen Jahrhundert, dessen aufgeregte Naturen dafür geeigneter waren; was aber phantastische Willkür und ruheloser Spekulationstrieb leisten können, das ist durch Hineintragen beliebiger Erfindungen in das angebliche Beobachtungsfeld des inneren Sinnes redlich geleistet worden.“

Sturm gibt einen kurzen Exkurs zur Bedeutung der introspektiven Methode in der Psychologie, erwähnt Differenzierungs- und Verbesserungsvorschläge, ohne auf die schwierigen Details einzugehen und fasst einige Pro- und Contra-Argumente zusammen: „Betont sei nur, dass die Debatte bis heute anhält, mit erheblichen Konsequenzen für das methodologische Selbstverständnis ganzer Zweige der Psychologie“ (S. 223). Seine Zitate stammen hier, von Nisbett und Wilson (1977) abgesehen, nur aus dem Bereich der sozialpsychologischen Fragemethodik (Strack & Schwarzer, 2007). Kants Kritik an der Introspektion hängt eng mit der Frage der Messung und Konstruierbarkeit zusammen, wobei Sturm (S. 248) sich primär auf die Voraussetzung der Quantifizierbarkeit bezieht und außer Kants Argumenten noch Hinweise auf einige zeitgenössische Überlegungen, sogar noch Wundts Einwände gibt, und auf das zentrale Argument der „Notwendigkeit äußerer Standards für die Messbarkeit intensiver Größen“ hinweist, jedoch nicht zweigleisig nach möglichen Messun-

gen in den verhaltensorientierten Abschnitten der Anthropologie fragt. Wenn Sturm (S. 259) zusammenfassend interpretiert, Kant habe den damaligen Anhängern einer Psychologie als Naturforschung mit dem Argument auf fehlende Messbarkeit und Mathematisierbarkeit widersprochen, ist einzuwenden, dass auch viele Gebiete der Naturwissenschaften nicht experimentell und metrisch zu untersuchen sind, sondern als objektiv beschreibende Wissenschaften bestehen.

Kausalerklärungen

Nach der Auseinandersetzung über Introspektion geht Sturm zu Kants *Kausalerklärungen* in der empirischen Psychologie über. Kant betont die Notwendigkeit der Kausalordnung und postuliert, dass Geschehnisse zeitlich nur dann objektiv geordnet werden können, wenn das Prinzip von Ursache und Wirkung vorausgesetzt wird. Erklärungen sind nur aus solchen wahrgenommenen objektiven zeitlichen Folgen abzuleiten (S. 257). Die Forderung nach kausaler Analyse steht, wenn sie wirklich auf empirisch-methodologischer Ebene gemeint ist, im Widerspruch zu Kants Behauptung über die fehlende Isolierbarkeit. Wie könnte der kausale Zusammenhang von Gedanken und Gefühlen, von Absichten und Handlungen untersucht werden, wenn diese introspektive „Gedankenteilung“ unmöglich ist und die Introspektion und Erinnerung Lücken haben? Ist nicht eine *teleologische* Analyse der Absichten und Handlungen gefordert statt einer *kausalen* Betrachtung? Oder klingt auch an dieser Stelle eine Wende zur Verhaltenspsychologie an? Im Hinblick auf beobachtete Ereignisse, beobachtete Reaktionen und Handlungen hätten Kausalanalysen eventuell größere Chancen, falls sie nicht an der multiplen Determination und der fehlenden *ceteris paribus*-Voraussetzung scheitern, ganz abgesehen von dem „frei handelnden Subjekt“. Auch wenn Kant, laut Sturm, diese Aussage vielleicht nur als Analogie gemeint haben sollte, bleibt die geforderte Kausalerklärung psychischer Abläufe fragwürdig und führt in die Auseinandersetzungen über die Definition von „Kausalität“, ganz abgesehen von der empirisch-analytischen Herausforderung (vgl. Wundt, der, an Leibniz anknüpfend, Kants Position kritisiert und den programmatischen Vorschlag einer *koordinierten* kausalen und teleologischen Betrachtung macht (siehe Abschnitt 3.7.4)).

Nun kann nicht erwartet werden, dass Kant die Begriffe Erleben und Verhalten im heutigen Sinn kontrastiert. An einer digitalisierten Version der *Anthropologie* (Kant im Kontext PLUS) ergibt eine Auszählung die folgenden Trefferzahlen: Beobachtung 6, Beobachtungslehre 0, Introspektion 0, Seele 4, Bewusstsein 8; Selbstbeobachtung 0, innere Erfahrung 14, äußere Erfahrung 9; Verhalten 5, Benehmen 1, (natürliches) Betragen 9, Handeln 6, Tun und Lassen 1; Experiment 0, Messen/Messung 0. Demnach ist das Begriffspaar Bewusstsein (innere Erfahrung) gegenüber Erfahrungen, die wir am Menschen machen (Verhalten, Benehmen, Betra-

gen, Handeln, Tun und Lassen) dominant. Die Formen dieser Begriffe und die gesamten Wortfelder sind natürlich vielfältiger und die Kontexte höchst verschieden, doch ist es keine Frage, dass Kant – nicht nur hier – häufig über das Tun und Lassen der Menschen in der Welt schreibt und dass seine Menschenkenntnis von solchen Beobachtungen ausgeht. Kant hat hier zwar keine *Wende zur Verhaltenspsychologie* vollzogen, doch enthält die Anthropologie mehr anschauliche Beobachtungen und lebensnahe Bezüge zum Verhalten als von einer nur introspektionistischen Psychologie zu erwarten wäre. (Solche Tendenzen wären inhaltsanalytisch im Vergleich zu zeitgenössischen Büchern zur Erfahrungsseelenkunde und Menschenkenntnis genauer zu ermitteln.) Hier den Begriff *Verhalten* (für Erfahrungen am Menschen, Tun und Lassen) zu unterstreichen, ist problematisch, aber nicht unbedingt anachronistisch. Wie soll das Progressive einer Konzeption akzentuiert werden, wenn es aus heutiger Sicht genau auf diese Bestimmung ankommt? – Anzumerken ist, dass der heutige Fachbegriff *Verhalten* auch von Wundt in den *Grundzügen der physiologischen Psychologie* (1874) und den späteren Auflagen *nicht* als Hauptbegriff verwendet wird.

Interessant sind auch Kants Aussagen (1798/1977) zu unbewussten Vorstellungen: „§ 5. Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewusst zu sein, darin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, dass wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewusst sind? Diesen Einwurf machte schon Locke, der darum auch das Dasein solcher Art Vorstellungen verwarf. — Allein wir können uns doch mittelbar bewusst sein eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewusst sind. — Dergleichen Vorstellungen heißen dann dunkel; die übrigen sind klar und, wenn ihre Klarheit sich auch auf die Teilvorstellungen eines Ganzen derselben und ihre Verbindung erstreckt, deutliche Vorstellungen, es sei des Denkens oder der Anschauung.

Wenn ich weit von mir auf einer Wiese einen Menschen zu sehen mir bewusst bin, ob ich gleich seine Augen, Nase, Mund usw. zu sehen mir nicht bewusst bin, so schließe ich eigentlich nur, dass dies Ding ein Mensch sei; denn wollte ich darum, weil ich mir nicht bewusst bin, diese Theile des Kopfs (und so auch die übrigen Theile dieses Menschen) wahrzunehmen, die Vorstellung derselben in meiner Anschauung gar nicht zu haben behaupten, so würde ich auch nicht sagen können, dass ich einen Menschen sehe; denn aus diesen Teilvorstellungen ist die ganze (des Kopfs oder des Menschen) zusammengesetzt.

Dass das Feld unserer Sinnenanschauungen und Empfindungen, deren wir uns nicht bewusst sind, ob wir gleich unbezweifelt schließen können, dass wir sie haben, d.i. dunkler Vorstellungen im Menschen (und so auch in Tieren), unermesslich sei, die klaren dagegen nur unendlich wenige Punkte derselben enthalten, die dem Bewusstsein offen liegen; dass gleichsam auf der großen Karte unseres Gemüts nur wenig Stellen illuminiert sind: kann uns Bewunderung über unser eigenes Wesen einflößen ...“ (...) „So ist das Feld dunkler Vorstellungen das größte im Menschen.

— Weil es aber diesen nur in seinem passiven Theile als Spiel der Empfindungen wahrnehmen lässt, so gehört die Theorie derselben doch nur zur physiologischen Anthropologie, nicht zur pragmatischen, worauf es hier eigentlich abgesehen ist. Wir spielen nämlich oft mit dunklen Vorstellungen und haben ein Interesse beliebte oder unbeliebte Gegenstände vor der Einbildungskraft in Schatten zu stellen; öfter aber noch sind wir selbst ein Spiel dunkler Vorstellungen, und unser Verstand vermag nicht sich wider die Ungereimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluss derselben versetzt, ob er sie gleich als Täuschung anerkennt“ (BA 15 f).

„Was aber die eigentliche Absicht dieses §s betrifft, nämlich die obige Warnung sich mit der Ausspähung und gleichsam studierten Abfassung einer inneren Geschichte des unwillkürlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befassen, so geschieht sie darum, weil es der gerade Weg ist, in Kopfverwirrung vermeinter höherer Eingebungen und ohne unser Zutun, wer weiß woher, auf uns einfließenden Kräfte, in Illuminatism oder Terrorism zu geraten. Denn unvermerkt machen wir hier vermeinte Entdeckungen von dem, was wir selbst in uns hineingetragen haben; wie eine Bourignon mit schmeichelhaften, oder ein Pascal mit schreckenden und ängstlichen Vorstellungen ... (...) Denn es ist mit jenen inneren Erfahrungen nicht so bewandt, wie mit den äußeren von Gegenständen im Raum, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten erscheinen. Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen, wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung notwendig ist, stattfindet“ (BA 13, 14).

„§ 4. Das Bemerken (*animadvertere*) ist noch nicht ein Beobachten (*observare*) seiner selbst. Das letztere ist eine methodische Zusammenstellung der an uns selbst gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuch eines Beobachters seiner selbst abgibt und leichtlich zu Schwärmerei und Wahnsinn hinführt. Das Aufmerken (*attentio*) auf sich selbst, wenn man mit Menschen zu tun hat, ist zwar notwendig, muss aber im Umgange nicht sichtbar werden; denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder affektiert (geschroben). Das Gegenteil von beiden ist die Ungezwungenheit (*das air dégagé*): ein Vertrauen zu sich selbst von Andern in seinem Anstande nicht nachtheilig beurteilt zu werden“ (BA 11 f).

Die negative Einstellung zur physiologischen Anthropologie

Zur Abgrenzung der pragmatischen Anthropologie ist Kants negative Einstellung zur physiologischen Anthropologie wichtig; sie scheint in vielen heutigen Büchern zur (Philosophischen) Anthropologie als Zweiteilung des Menschen nachzuwirken. Sturm diskutiert Kants „Ablehnung“ der physiologischen Anthropologie (S. 281 ff) unter zwei Gesichtspunkten: einem epistemologischen und einem methodologischen. Kant behaupte, es gebe keine Erklärung für die Verbindung der „Organe des

Körpers mit den Gedanken“ (zit. n. Sturm, S. 281), und deswegen könne man nicht von der Beschaffenheit des Gehirns auf solche der Seele schließen. Selbst wenn dieses Wissen vorhanden ist, wäre es nicht relevant. Diese Diskussion von *Unerkennbarkeit* oder *Irrelevanz* wird hier nur erwähnt, denn es bleibt unklar, ob Kant hier die Behauptung einer psychophysischen Kausalbeziehung zurückweist, also grundsätzlich zum Gehirn-Bewusstsein-Problem Stellung nehmen will, oder die Entwicklung einer wissenschaftlichen Neuropsychologie für unmöglich hält.

Sturm hält drei Lesarten für möglich: prinzipielle Unerkennbarkeit, ontologisch gemeinte Ablehnung metaphysischer Erklärung der Leib-Seele-Beziehung oder mangelnder Erklärungswert. Er referiert Kants Einwände gegen die damals hervortretenden „physiologischen Anthropologen“ und sieht eine scharfe Abgrenzung zur pragmatischen (psychologischen?) Richtung (S. 369 ff). Von dieser Idee einer Aufteilung der Anthropologie geleitet, wird anschließend die pragmatische Anthropologie nach innerer und äußerer Systematik referiert und diskutiert. Diese Inhalte in ihren deutlich psychologischen, ihren pragmatisch-alltagsbezogenen und ihren deutlich philosophisch-anthropologischen Kapiteln sind hier, d.h. für die Schlüssel-Kontroversen, weniger wichtig, trotz der „Novität der Anthropologie“.

Zusammenfassung

Kants „reife Anthropologiekonzeption“ wird von Sturm in 14 Thesen gewürdigt; zusammenfassend stellt er fest: „Richtig und wichtig erscheint mir besonders seine Einsicht, dass unser Handeln nicht bloß unter empirische Regelmäßigkeiten fällt, sondern wir als mit Vernunft begabte Wesen die vorhandenen Regeln aktiv beurteilen und modifizieren können. Diese Einsicht verankert er treffend in alltäglichen Beobachtungen und einer Analyse derselben. Er gewinnt aus ihr zudem interessante Einsichten darüber, was menschliches soziales Handeln ausmacht und wozu wir im Prinzip fähig sind. Kants Auffassung schließlich, dass Menschen aufgrund ihrer Vernunftbegabung und ihrer sozialen Konflikte eine ‚andere Natur‘ ausbilden können und oft ausbilden, impliziert zwar, dass es eine gewisse Verschiedenheit zwischen den reinen Naturwissenschaften und gewissen Wissenschaften vom Menschen gibt. Der Abstand ist nicht methodologisch begründet wie bei den späteren Auffassungen, dass die ‚Geistes-, Kultur-, oder Sozialwissenschaften‘ auf idiographische statt auf nomologische Erkenntnisse aus sind, auf ein Verstehen statt ein Erklären, oder dergleichen mehr. Vielmehr handelt es sich um eine ontologisch begründete These. Es handelt sich aber um keine völlig ontologische Kluft: Unsere ‚andere‘ Natur ist nicht denkbar ohne den Umstand, dass wir auch Naturwesen im basalen Sinne des Wortes sind. Die besondere ontologische Basis der relevanten Disziplinen führt allerdings dazu, dass sich die üblichen Methoden der Naturwissenschaften nicht ohne Abstriche übertragen lassen: Experimente sind da, wo die Versuchssubjekte

selbst Akteure sind, nur begrenzt und unter erheblichen zusätzlichen Maßnahmen möglich; und unveränderliche Gesetze kann es nur bezüglich gewisser Grundlagen der menschlichen Natur geben. Solche Probleme sind aber nicht unüberwindlich, sondern können selbst teils empirisch erforscht, und wenn nicht gelöst, so doch gemildert werden“ (S. 527 f).

Ergänzend könnte eine einfachere und dem heutigen Verständnis nähere Lesart versucht werden: Der Begriff der Psychologie war für Kant zweifellos durch die metaphysische Tradition fundamental belastet; der Begriff der Anthropologie durch das zeitgenössische Verständnis von physischer bzw. physiologischer Anthropologie. Statt fundamentale Auffassungsunterschiede Kants zu konstruieren, könnte in Kants inkonsistentem Gebrauch von „Psychologie“ auch eine konzeptuelle Unsicherheit und ein Zögern in diesem Übergang von metaphysisch deduzierter Psychologie zur pragmatischen Anthropologie gesehen werden. Vor allem fehlten damals noch wichtige methodologische Begriffe, um eine *empirische* Psychologie, gegründet auf *Verhaltensbeobachtung und Introspektion*, zunächst von spekulativer Psychologie, und dann von den Themen der philosophischen Anthropologie genauer abgrenzen zu können.

Aus der Kritik an der rationalen (metaphysischen) Psychologie entwickelte sich eine empirisch beschreibende, wenn auch nicht exakte Wissenschaft der Psychologie. Diese bildet in ihren vielen Themen und auch praktischen Anwendungen in Pädagogik und Gesundheitspsychologie die empirische Basis der *Anthropologie*, ist jedoch wesentlich zu ergänzen durch die Bestimmung des Menschen – nicht allein als Naturwesen, sondern als frei handelndes Wesen – und auf die „allgemeine Wohlfahrt der Menschen gerichtet“ (Sturm, 2009, S. 494).

Die eigene Lesart und Interpretation unterscheiden sich also tendenziell von Sturms philosophiehistorisch differenzierten und lehrreichen Kontextanalysen der Position Kants und ist stärker zentriert auf:

- den Bruch mit der metaphysischen Seelenlehre der älteren Psychologie;
- die originelle Methodenkritik an der Introspektion und der psychologischen Beobachtung anderer Menschen;
- den Perspektivenwechsel von der *inneren Erfahrung* zu den Erfahrungen, die wir am Menschen machen (Tun und Lassen), d.h. mit der Anbahnung einer Psychologie des *Verhaltens*;
- die Behauptung einer nicht genauer definierten Kausalität psychischer Vorgänge im Widerspruch zu seiner epistemologischen und methodologischen Bestimmung von Bewusstseinsvorgängen;
- die Systematik der *pragmatischen Anthropologie* als empirisch beschreibende Psychologie, die Wende zur Angewandten Psychologie und die Orientierung an einem philosophisch begründeten Menschenbild.

3. 2. 4 **Rezeption in der Psychologie**

In der Psychologie hat Kant keine *Schule* gegründet. Mit wenigen Ausnahmen wurden seine Beurteilungen der Psychologie und die Inhalte seiner Anthropologie kaum rezipiert, seine Konzeption – abgesehen von der anti-metaphysischen Wendung – nicht verstanden. Er ist skeptisch gegenüber der inneren Sicht und den introspektiven Auskünften und beschreibt ansatzweise ein Programm der psychologischen *Beobachtungslehre* der Menschen in der Welt, ohne jedoch explizit den Schritt zu einer Verhaltenspsychologie zu definieren. Kant grenzt die pragmatische von der physiologischen Anthropologie scharf ab, denn er hält letztere grundsätzlich für irrelevant für die psychologische/pragmatische Anthropologie. In diesem Entwurf einer umfassenden Lehre vom Menschen stehen also – in *heutigen* Begriffen und vereinfacht gesagt – Bewusstseinspsychologie und Verhaltenspsychologie in einem unklaren Bezug nebeneinander und grundsätzlich getrennt von der Neuropsychologie.

Die Sätze der Methodenkritik stehen hauptsächlich im *Vorwort* (1798) und haben eine Prägnanz, die nicht in allen neueren Lehrtexten der Psychologie erreicht wird; die Ausführungen über Erkenntnisgrundlagen, Messung und Mathematisierung sind in anderen Schriften zu finden. – Weder diese Konzeption noch die Inhalte der Anthropologie, noch der Ansatz der Beobachtungslehre, die Methodenkritik und die Angewandte Psychologie spielten in der Gründungsphase der Psychologie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und danach eine adäquate Rolle. Die Feststellung dieses erstaunlichen Defizits ergab sich aufgrund einer systematischen inhaltlichen Recherche, unterstützt durch den Blick in die Literaturverzeichnisse, Personen- und Sach-Register (Fahrenberg, 2011, 2013). Die Analyse galt primär Wundts Werk, doch wurden die Lehrbücher der allgemeinen Psychologie, Geschichte und Wissenschaftstheorie und viele Monographien zugleich daraufhin untersucht, ob Kants Epistemologie und Methodologie der Psychologie sowie die Themen der *Anthropologie* repräsentiert waren.

Eine Ausnahme war Wundt (1874), der sich in der Einleitung der *Grundzüge* mit Kants Methodenkritik und den Argumenten zur Unmöglichkeit einer Messung von Bewusstseinsvorgängen auseinandersetzte und das fortgeschrittene neurophysiologische Wissen darstellen kann. Er teilt nachdrücklich Kants Ablehnung einer metaphysisch-deduzierenden Psychologie. Wundt bezieht sich allerdings in seiner Konzeption von einander ergänzenden Betrachtungsweisen in der Psychologie nicht auf Kants Vorbild, entwickelt also Kants Ansatz einer Beobachtungslehre des Alltagsverhaltens nicht weiter. Er baut in erster Linie auf Selbstbeobachtung, Messung, Experiment mit eventuellen physiologischen Hilfsmethoden; erst in zweiter Linie auf die vergleichende Methodik der kulturpsychologischen Forschung. Auch Wundts Konzeption wurde kaum übernommen, seine schrittweise Annäherung an Kants kritische Position zur Messtheorie kaum beachtet. Könnte *heuristisch* auch ein anderer, eher in die Zukunft weisender, kreativer Interpretationsansatz versucht und

Kants Wissenschaftslehre genutzt werden, um wenigstens ansatzweise zwei einander ergänzende, perspektivische Sichtweisen zu entwerfen? Hat sich der Logiker und Kategorialanalytiker Kant überhaupt nicht für diese progressive Frage interessiert, dass es sich um einander ergänzende und unverzichtbare Perspektiven auf die *psychophysische Einheit* des Menschen handelt, und damit dem Vernunftstreben des Menschen nach einheitlicher Auffassung eine fundamentale Aufgabe gestellt ist? Die epistemologische Herausforderung besteht ja gerade darin, psychologische Forschung und physiologische Erklärungen zu kombinieren und für diese Aufgabe Meta-Relationen zu entwickeln, welche die kategorial verschiedenen Beschreibungssysteme verknüpfen (siehe Wundt, Abschnitt 6.5.3). Für Wundt war hier Leibniz anregender: durch das perspektivische Denken in einander ergänzenden Betrachtungsweisen, durch den psychophysischen Parallelismus, durch die „koordinierte Doppelbetrachtung“ auf der kausal-finalen Achse.

Zugleich ist zu ersehen, wie spekulativ Prognosen zum wissenschaftlichen Fortschritt, d.h. hier zur Neuropsychologie, sind. Kant konnte nicht ahnen, dass die künftige Neuropsychologie kein theoretisch und praktisch relevantes Wissen für die „psychologische“ Sicht ergeben könnte, beispielsweise auch für die Psychopathologie innerhalb seiner *Anthropologie*. Im Unterschied zu Kant bemüht sich Wundt um eine Konzeption, die die bewussteinspsychologische und die neurophysiologische Betrachtungsweise zu verbinden versucht, und entwirft dafür eine Konzeption, die auf die kategoriale Eigenart beider Bereiche Rücksicht nimmt. Wundt distanziert sich von Kants nicht explizierter Sicht einer *Kausalität* der Bewusstseinsvorgänge und entwickelt das Programm einer koordinierten Betrachtung der *Naturkausalität* der Neurophysiologie und der kategorial eigenständigen *psychischen Kausalität* der Bewusstseinsprozesse. Die Forderung nach einer koordinierten Doppelbetrachtung folgt Leibniz und dessen Auffassung von Kausalprinzip und Zweckprinzip als den zusammengehörigen Ausformungen des *Prinzips vom zureichenden Grund*.

Aus Sicht der Psychologie war der Titel der Vorlesungen unglücklich gewählt und hat wahrscheinlich die Rezeption sehr behindert. Bereits zu Zeiten Wundts wird die *Anthropologie* von Psychologen kaum noch zitiert, heute ist sie sogar in einigen Büchern zur Geschichte der Psychologie vergessen. Wer die zitierten Textabschnitte kennt, wird nicht zustimmen können, wenn Kants Einstellung als „Psychologiefeindlich“ verstanden wird (u.a. Kaiser-el-Safti, 2001). Weder die Themenfülle noch die Methodenkritik (einschließlich Messung und Mathematisierung) oder die Ideen für eine Angewandte Psychologie wurden in den folgenden Generationen ihrer Bedeutung entsprechend systematisch rezipiert, zumindest wurden sie nicht zitiert. Nicht aufgenommen wurde Kants bedeutender Ansatz, die Introspektionspsychologie durch eine Verhaltenspsychologie zu erweitern. Es bleibt Spekulation, ob ein Titel „Lehrbuch der empirischen Psychologie“ mehr Wirkung ermöglicht hätte. Im Vergleich zu Wolff, Baumgarten und Tetens entwickelte Kant eine Psychologie auf *empirischer Grundlage*: mit Grundzügen einer Methodenlehre, mit einer Systematik,

die in vieler Hinsicht heutigen Gliederungen entspricht, theoretischen und praktischen Fragestellungen und umfangreichem Material. In der Folgezeit erschienen einige Bücher, die Kants Programm nahe standen, jedoch dieses kritische Methodenbewusstsein nicht gleichermaßen erkennen lassen: u.a. von Gottlob Ernst Schulze (1826) und Jakob Friedrich Fries (1837/1982) über *Psychische Anthropologie*. Sie grenzten sich ebenfalls von der spekulativen Seelenlehre ab und traten mit neuem Methodenanspruch und mit konkreten Anwendungsempfehlungen hervor. Auch Friedrich Eduard Beneke entwarf mit seinen Werken *Erfahrungsseelenlehre als Grundlage alles Wissens* (1820), *Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft* (1845) und dem *Lehrbuch der pragmatischen Psychologie* (1850) ein breites System der Psychologie, auch als Anwendung sowie als Grundlegung aller anderen Wissenschaften. Die ältere Tradition einer Verbindung von medizinisch-physiologischem Wissen und Psychologie wurde u.a. von Rudolf Hermann Lotze (1852) fortgesetzt (zu diesen Quellen siehe Schönplüg, 2013). Im Vergleich zu diesen Programmen hat jedoch Kants erkenntniskritische Ableitung wissenschaftlich möglicher empirischer Psychologie besonderes Gewicht. – Doch in der Folgezeit scheint Johann Friedrich Herbart den breiteren Einfluss zu gewinnen. Er war der zweite der Nachfolger auf Kants Lehrstuhl und gab der Psychologie eine grundverschiedene Ausrichtung, die trotz vielfältiger Anregungen für eine kommende empirische Psychologie kaum anders als ein Rückfall in die spekulative (rationale) Seelenlehre gewertet werden kann.

3. 2. 5 Die primären Kontroversen

Kants Psychologie/Anthropologie wird so ausführlich referiert und kommentiert, weil er primäre Kontroversen der wissenschaftlichen Psychologie, ihrer Erkenntnisgrundlagen und Methodenprobleme analysierte, jedoch in dieser Hinsicht völlig unzureichend rezipiert wurde. Hier werden zusammenfassend – und *in heutiger Terminologie* interpretierend – Postulate bzw. Schlüssel-Kontroversen hervorgehoben:

- (1) Seelenwissenschaft oder nicht-metaphysisch verfasste Psychologie?
- (2) Innere Erfahrung oder Verhaltensbeobachtung im Leben?
- (3) Naturwissenschaftlich exakte Beobachtung oder Einsicht in die sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen?
- (4) Möglichkeit der Messung und Mathematisierung von Bewusstseinsprozessen oder Einsicht in deren Inadäquatheit?
- (5) Möglichkeit der Kausalanalyse von Bewusstseinsabläufen (oder der Verhaltensweisen)?
- (6) Bedeutung von nicht bewussten (dunklen) Vorgängen und möglicher Zugang?
- (7) Irrelevanz der Neuropsychologie für die Psychologie?

Darüber hinaus hat Kants Philosophie die Auffassungen vom *Subjekt-Objekt-Problem* und die Debatte über *Willensfreiheit-Determinismus* tiefgründig beeinflusst. Diese Kontroversen werden hier jedoch erst in späteren Abschnitten, u.a. im Zusammenhang mit Wundts Kritischem Realismus, mit den Positionen des Materialismus, Positivismus und Naturalismus kurz dargestellt, u.a. auf Lange (1866) und folgende Autoren bezogen.

(1) Seelenwissenschaft oder nicht-metaphysisch verfasste Psychologie

Kants Ablehnung der rationalen Psychologie ist ein Bruch mit der Seelenlehre und der traditionellen metaphysisch fundierten Psychologie. In seiner Transzendentalphilosophie reduziert Kant die Lehre von einer metaphysischen Seelen-Substanz auf die Funktionen eines transzendentalen Subjekts. Als Folge dieses fundamentalen kritischen Schritts kehren sich Definition und Beurteilung der Psychologie um: die *rational*e Psychologie wird, vereinfacht gesagt, zur spekulativ-metaphysischen Auffassung und die *empirische* Psychologie wird zu einer *beschreibenden Wissenschaft*, allerdings keiner exakten Wissenschaft. Kants Abgrenzung dieser nur *rationalen*, „vernünfteln~~den~~“ Psychologie von einer Psychologie als empirische *Wissenschaft* war ein tiefer Einschnitt mit fundamentalen Konsequenzen, die bereits damals von Carus (1808) erkannt und heute noch entschiedener gewürdigt werden können:

- Ist die Psychologie als rationale Psychologie ein Teil der Philosophie (Metaphysik) und als Seelenwissenschaft auf ein substanzontologisches Postulat und auf der dann naheliegenden Überzeugung von der Immortalität dieser Seele gegründet?
- Ist die Psychologie eine empirische Wissenschaft, die zwar den theologischen Seelenbegriff aufgibt, aber an der Idee eines transzendentalen Subjekts festhält?
- Ist die Psychologie eine empirische Wissenschaft, die den theologischen Seelenbegriff aufgibt *und* auf den philosophisch-idealistischen Begriff eines transzendentalen Subjekts verzichtet, d. h. auch Begriffe mit diesen metaphysischen Konnotationen („Seele“, „Ich“, „Selbst“, „Handelnder“) vermeidet und psychische Prozesse nur in ihrer Aktualität untersucht?

Nach Kants Traditionsbruch sollte erwartet werden können, dass Psychologen, die sich zu erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fragen ihres Faches äußern, gerade hier ihre Position deutlich machen. Tatsächlich bleibt gerade diese Grundfrage in der Regel unbeachtet. Es ist jedoch völlig unüblich, die eigene Position in dieser zentralen Kontroverse erkennen zu lassen. Dass sich die Überzeugungen grundlegend unterscheiden, war zumindest in den Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende 1900 unübersehbar, denn es gab eine heftige Polemik wegen der „Psychologie ohne Seele“ gegen Wundt und wegen des „A-Psychismus“ gegen Freud.

Aufgrund heutiger bevölkerungsrepräsentativer Umfragen ist anzunehmen, dass die Mehrzahl der Befragten aus ihrer religiösen Konfession wahrscheinlich einem Seelenbegriff, einem substanztontologischen Verständnis von Seele zuneigt oder zumindest dem Postulat eines irgendwie verstandenen, transzendentalen Subjekts, d.h. einer letzten und absoluten Idee der Personalität. Vermutlich trifft diese Hypothese auch für die Psychologen, zumindest aber für ihre Bezugsgruppen und die für psychologische Berufstätigkeit wichtigen Bevölkerungskreise zu (über Umfrageergebnisse siehe Abschnitt 5.3).

In der Darstellung von Kants Anthropologie/Psychologie sind weitere Schlüssel-Kontroversen auszumachen; sie werden in heutiger Terminologie formuliert.

(2) Innere Erfahrung oder Verhaltensbeobachtung im Leben?

- Gibt die innere Erfahrung (Sicht) den primären Erkenntniszugang und bilden die introspektiven Auskünfte die Basis der empirischen Psychologie (als *beschreibende* Wissenschaft)?
- Erfordert die Psychologie, dass die zahlreichen Einflüsse und Fehlerquellen der Bewusstseins- und Verhaltenspsychologie erkannt und kritisch reflektiert werden?
- Muss die Psychologie, wenn sie *exakte* Wissenschaft sein soll, auf introspektive Aussagen verzichten, d.h. sich auf die Untersuchung des Verhaltens beschränken?

(3) Naturwissenschaftlich exakte Beobachtung oder Einsicht in die sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen?

Kants vorbildliche Methodenkritik betrifft Bewusstseinspsychologie und Verhaltenspsychologie. Ein wesentliches Kennzeichen jeder psychologischen Untersuchung ist ihre sozial-konstruktive Eigenart (siehe auch Abschnitt 2.6) im Unterschied zu den Experimenten der exakten Naturwissenschaften, in denen solche konfundierenden Effekte aufgrund von Einstellungen und Interaktionen fehlen.

- Wird eine relative Sonderstellung des psychologischen Experimentierens zwar akzeptiert, aber nicht als grundsätzliche Einschränkung der experimentalpsychologischen Forschung gewertet?
- Wird diese wissenschaftstheoretische Sonderstellung des psychologischen Experimentierens grundsätzlich akzeptiert und adäquat in der Methodologie und im Geltungsanspruch der Experimentalpsychologie berücksichtigt?

(4) Möglichkeit der Messung und Mathematisierung von Bewusstseinsvorgängen oder Einsicht in deren Inadäquatheit?

Kant begründet, weshalb die empirische Psychologie, d. h. hier als Bewusstseinspsychologie verstanden, keine exakte, sondern nur eine beschreibende Wissenschaft sein kann. Er hält die Messung im engeren Sinn (Intervallskalierung) von psychischen Phänomenen für unmöglich: die einzelnen Zustände sind im Fluss der Zeit nicht isolierbar, nicht als unabhängiger Maßstab verfügbar, so dass weder eine Messung noch eine auf Messungen aufbauende theoretische Konstruktion noch deren mathematische Fassung möglich sind. Kant äußert sich nicht ausdrücklich über Messungen hinsichtlich des beobachteten Verhaltens; ebenso wenig sind Hinweise auf schwächere Voraussetzungen, d. h. Größer-Kleiner-Relationen (Ordinalskala) oder einfache Häufigkeiten (Nominalskala) zu erkennen.

- Können Bewusstseinsvorgänge (bzw. deren Beurteilung) in der inneren Erfahrung zeitlich *und* räumlich zuverlässig isoliert, genau wiederholt und rekombiniert werden oder ist dies unmöglich?
- Werden Kants Gründe der Unmöglichkeit intervallskalierter Messungen von inneren Erfahrungen akzeptiert oder wird für introspektive (graduierte) Auskünfte messtheoretisch eine zugrunde liegende Intervallskala (oder eine Ordinalskala) postuliert

(5) Möglichkeit der Kausalanalyse von Bewusstseinsabläufen (oder der Verhaltensweisen)?

Kant scheint eine Kausalforschung innerhalb der bewussten psychischen Abläufe für möglich zu halten.

- Können introspektive Auskünfte über Bewusstseinsvorgänge kausalanalytisch untersucht werden oder fehlen in der Bewusstseinspsychologie die Voraussetzungen für solche Analysen (im Sinne der Naturkausalität)?

(6) Bedeutung von nicht bewussten (dunklen) Vorgängen und möglicher Zugang?

- Sind die unsicheren introspektiven Erfahrungen und Hinweise auf dunkle und nicht bewusste Zustände (teilweise) psychologisch zu untersuchen?
- Ist der methodische Zugang zu unbewussten Zuständen in einer wissenschaftlich gemeinten Weise (eigentlich per definitionem) unmöglich?

(7) Irrelevanz der Neurophysiologie für die Psychologie?

- Hat die (künftige) Forschung über das Nervensystem keine Bedeutung als ergänzende Betrachtungsweise und keinen Erklärungswert für die Bewusstseinspsychologie (und die Verhaltenspsychologie)?

3. 3 **Johann Friedrich Herbart (1776-1841)**

Im Vorwort zu seinem *Lehrbuch zur Psychologie* empfiehlt Herbart fast herablassend: „Kants Anthropologie darf nicht durch die Ehrfurcht, welche dem großen Namen ihres Urhebers gebührt, zurückschrecken; sie gewährt eine leichte und heitere Lektüre“ (1816, S. V). – Eine empirische, deskriptive und praktische Psychologie dieser Art lag nicht in Herbarts Absicht. In der Einleitung seines Buches polemisiert er: „Locke und Leibniz waren, in Rücksicht auf *diese* Wissenschaft, *beide* auf besserem Wege, als auf dem wir durch Wolff und Kant sind weitergeführt worden“ (S. 9). Das Defizit sieht er bei Kant primär im Aufgeben der transzendentalen Psychologie bzw. des metaphysischen Begriffs der Seele (Substanzialität) und der rational abzuleitenden Seelenvermögen. Er folgt in dieser Hinsicht nicht Kants Erkenntniskritik und hinsichtlich der empirischen Psychologie geht er nur indirekt und selektiv auf Kants Methodenkritik ein. Herbarts rational-spekulativer Ansatz gilt vor allem den Vorstellungen und deren Verbindungen, die er nach dem Vorbild der Mechanik und der Astronomie begreift, folglich auch berechnen und damit sichern will.

Im krassen Gegensatz zu seinem Vor-Vorgänger auf dem Königsberger Lehrstuhl verfasste Herbart (1824-1825) seine *Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik*. Er behauptet: „Dass die Seelenlehre sich von mehreren Seiten der Rechnung darbietet, diese Bemerkung hat mich auf die Bahn der jetzt vorzulegenden Untersuchungen gebracht; und je weiter ich sie verfolge, um desto mehr überzeuge ich mich, dass nur auf solchem Wege das Missverhältnis zwischen unsern Kenntnissen von der äußeren Welt, und der Ungewissenheit über unser eigenes Innere kann ausgeglichen, nur auf solche Weise der Stoff, welchen Selbstbeobachtung, Umgang mit Menschen, und Geschichte, uns darbieten, gehörig kann verarbeitet werden“ (1824, S. 15). Der absichtlichen Selbstbeobachtung zeigt sich „Alles als kommend und gehend, als schwankend und schwebend; mit einem Worte, als etwas, das stärker und schwächer wird. In jedem der eben gebrauchten Ausdrücke liegt ein *Größenbegriff*. Also ist in den Tatsachen des Bewusstseins entweder keine genaue Regelmäßigkeit, oder sie ist durchweg von mathematischer Art; und man muss versuchen, sie mathematisch auseinanderzusetzen“ (S. 18).

Die Schwierigkeit des Messens käme fürs Erste nicht in Betracht: man könne die Veränderlichkeit der Größen auch schätzen bzw. berechnen, ohne sie vollständig zu bestimmen. Ferner könne man „Gesetze der Größenveränderung hypothetisch annehmen, und mit den berechneten Folgen aus den Hypothesen die Erfahrung vergleichen. Sind die einzelnen Erfahrungen wenig genau, so ist dagegen ihre Menge in der Psychologie unermesslich groß, und es kommt nur darauf an, sie geschickt zu benutzen“ (S. 18). Wichtiger sei, die Tatsachen des Bewusstseins richtig aufzufassen, d h. von den richtigen Abstraktionen auszugehen. Deshalb befasst Herbart sich

ausführlich mit der Klassifikation der Seelenvermögen und gelangt dann zur rationalen Beschreibung der Vorstellungen und deren Mechanik. Die mathematischen Gesetze von Körperwelt und Seele/Geist entsprechen einander. Als Psychologe solle man Psychologie betreiben „mit der Genauigkeit eines tüchtigen Physikers“ und: „Die Psychologie bedarf der Differential- und Integral-Rechnung“ (S. 141).

Herbart denkt sich zahlreiche Formeln und numerische Zahlenverhältnisse aus, um die Beziehungen zwischen Vorstellungen, deren Auftreten jenseits von Bewusstseinsschwellen, den Anstieg und das Absinken von Hemmungen und Hemmungssummen zu kennzeichnen. Beispielsweise beschreibt er ein „Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit“, d.h. „dass jede Wahrnehmung (perceptio) von irgend merklicher Stärke eine kleine Weile zu ihrer Erzeugung erfordert; aber Erfahrung und Metaphysik zugleich lehren, dass keineswegs bei längerer Verweilung die Stärke der Wahrnehmung der Zeit proportional anwachse, sondern: je stärker die Wahrnehmung schon ist, um so weniger nimmt sie zu“ (1816, S. 124). – Andererseits postuliert er: „Die Psychologie darf mit dem Menschen nicht experimentieren und künstliche Werkzeuge gibt es für sie nicht“ (1882/2003, S. 9).

Eine Gegenposition zu Kant entwarf Herbart auch in der Kategorienlehre, denn er forderte eine über Kants allgemeine Kategorientafel hinausgehende regionale, d.h. für das Gebiet der Psychologie gültige und auf Erfahrung gestützte, Lehre grundlegender Allgemeinbegriffe (siehe Abschnitt 2.3; Fahrenberg, 2013a).

„Sollen nun die allgemeinsten Begriffe, die zur Apperzeption dienen, Kategorien heißen, – und das sind offenbar in Hinsicht der Außendinge die gewöhnlich sogenannten Kategorien, – so wird es deren ebenso wohl für die inneren Ereignisse, als für die Außen-Welt geben. Nur mit dem sehr natürlichen Unterschiede, dass sie nicht Dinge – etwas Stehendes, Beharrendes, – sondern ein *Geschehen* andeuten werden; weil alles Innerliche im steten Vorüberschwinden ist, und nur als ein Fließen, Übergehen, als eine Reihe von nicht deutlich getrennten Gliedern, kann vorgestellt werden. Doch kann hier nicht der Begriff des Geschehens an die Spitze gestellt werden, weil dieser nicht auf das Innere allein beschränkt ist; wohl aber können folgende Hauptbestimmungen des inneren Geschehens als *Kategorien der inneren Apperzeption* angesehen werden:

Empfinden: Sehen, Hören, Fühlen, Schmecken, Riechen.

Wissen: Erfahren, Verstehen, Denken, Glauben.

Wollen: Begehren, Verabscheuen, Hoffen, Fürchten.

Handeln: Sich bewegen, Etwas Machen, Nehmen und Geben, Suchen und Finden“ (1825, S. 250-251).

Als Kant „die dinglichen Kategorien aufstellte, da vergaß er die sämtlichen Begriffe des inneren Geschehens, gleich als ob sein an Kategorien gebundener Verstand nicht nötig hätte, sich von dem, was in uns vorgeht, Begriffe zu bilden. Hatte denn von allen seinen zahlreichen Nachfolgern keiner eine hinlängliche Veranlas-

sung, diese Lücke wahrzunehmen? Oder wer hat sie wahrgenommen?“ (S. 253). – Die genannten Kategorien werden von Herbart nur kurz erläutert, ebenso werden die „übrigen Kategorien der inneren Apperzeption“, jene des Denkens, u.a. Subjekt und Objekt, nur kurz betrachtet. Sein folgendes Kapitel gilt dann dem Ich und dem Selbstbewusstsein.

Kommentar

Hier ist nicht Herbarts bedeutender Einfluss auf die Pädagogik darzustellen und zu würdigen. Es geht um seine Rolle in der Psychologie und um seine Abkehr von Kants Kritik der metaphysisch verankerten Psychologie und von Kants Kritik an Messung und Mathematisierung. Aus Carus Geschichte der Psychologie ist zu entnehmen, dass es schon vorher verschiedene Versuche gab, mathematische Begriffe oder Zahlenverhältnisse in die Psychologie einzuführen (vgl. Arendt, 1999; Scheerer, 1989). Wenn Herbart viele Seiten mit fiktiven Formeln und pseudo-quantitativen Berechnungen füllt, scheint aus der bloß metaphorischen Darstellung eine verführerische Demonstration der Möglichkeiten zu werden. So ist nachvollziehbar, dass sich Gustav Theodor Fechner und später auch Wilhelm Wundt anregen ließen, solche Spekulationen in empirische Verfahren umzusetzen, nicht in der imaginären Vorstellungsmechanik, sondern mit den inzwischen verfügbaren Messtechniken und in den eher zugänglichen quantitativen Beziehungen von sinnlichen Reizen, Schwellen und Empfindungsintensitäten. Verführerisch noch heute ist auch Herbarts Vorschlag, dem Problem, dass eigentliche Messungen psychischer Zustände unmöglich sind, mit dem Gesetz der großen Zahl, d.h. durch sehr viele, aber fragwürdige Messungen „statistisch“ zu begegnen.

Herbarts Lehre hatte anscheinend so viel zu bieten, dass er philosophisch, psychologisch und pädagogisch Interessierte anzog. Seine Lehre auf die hier nur skizzierte metaphysisch-physikalische Psychologie beschränken zu wollen, träfe Herbarts Absichten nicht vollständig. An dieser Stelle geht es jedoch nicht um die Verdienste Herbarts für die Theorie der Raumwahrnehmung und der Ton- bzw. Musikpsychologie oder um seine Sicht der Moralphilosophie. Herbarts deduktiv gewonnenes System der Psychologie entspricht wohl den Hoffnungen auf eine Einheitstheorie der Psychologie weitaus eher als die heterogenen empirisch-induktiven Ansätze. Auch Wundt erwähnte später Herbarts großen Einfluss.

Für die von Kant gerade in Gang gesetzte empirische und angewandte Anthropologie/Psychologie waren Herbarts Spekulationen durch den Rückfall in metaphysischen Begründungen und die Forderung nach durchgehender Mathematisierung destruktiv. Diese im Kern metaphysisch-physikalische Psychologie ist das Gegenteil von Kants Position und widerspricht zutiefst seiner Ausrichtung der empirischen Psychologie. Wichtige Nachwirkungen von Herbarts Werk können auf weiteren Ge-

bieten gesehen werden (vgl. F. A. Lange, 1866; Laucken, 2000; Kaiser-el-Safti, 2003): in der heutigen mathematischen Psychologie, in neurowissenschaftlichen Netzwerktheorien, in der formalen Simulation und Anpassung „rationaler“ Modelle an Daten und sogar hinsichtlich der Hoffnung, theoretische Grundfragen durch riesige Datenmengen, also durch statistische Methoden, zu überdecken.

3. 4 Moritz Wilhelm Drobisch (1802-1896) und Hermann Lotze (1817-1887)

Welchen Einfluss Herbart auf viele zeitgenössische Philosophen und Psychologen ausübte, lässt sich an dem ebenfalls einflussreichen Leipziger „Herbartianer“ Moritz Wilhelm Drobisch (1802-1896) zeigen. Er äußert sich (1842, 1850) als sehr entschiedener Anhänger Herbarts, dessen auf dem Wege der Spekulation gewonnene Theorie des Seelenlebens sich bewährt habe, so dass alle früheren oder späteren Hypothesen sich als ungenügend erwiesen hätten (1898/1842, S. III). Drobisch schreibt, dass die Aufgaben der Psychologie teils spekulativer Art, teils so beschaffen, dass man die Mittel zu ihrer Lösung in der Erfahrung zu finden erwarten kann. Die Erfahrungen würden in zwei Klassen zerfallen: die Auffassung und Erklärung der Erscheinungen des gemeinen Bewusstseins und die Untersuchungen über den psychischen Ursprung der menschlichen Erkenntnis mit den mathematischen und philosophischen Wissenschaften als Unterlage (1898, S. 9 f). Hilfsquellen sind eigene innerliche Beobachtung, die Mitteilungen anderer und die äußere Beobachtung anderer. In allen drei Fällen blieben wir bei der Beobachtung der Menschen stehen, „daher würde die aus diesen Erkenntnisquellen abzuleitende Psychologie als anthropologische Psychologie genannt werden dürfen“ (S. 10). Neben dem theoretischen, eigentlich naturwissenschaftlichen Teil gebe es in der Psychologie im Hinblick auf das gesellschaftliche Beisammensein und die Kultur der Menschen auch einen pragmatischen Teil. Darüber hinaus sei diese anthropologische Psychologie durch Beobachtungen an Tieren zu erweitern. Ferner nennt Drobisch die abnormen Zustände und die Seelenheilkunde. Die Aufgabe wird bestimmt: „eine allgemeine anthropologische Psychologie nach der Methode der Naturwissenschaften“ (S. 18). –

Bemerkenswert ist, dass Drobisch die zutiefst skeptischen Abschnitte aus Kants Vorrede in den *Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaften* über die Psychologie als experimentelle und exakte Wissenschaft – offenbar zustimmend – zitiert, anschließend sich bemüht, auf diese Argumente näher einzugehen, und sich optimistisch über die möglichen Fortschritte nach dem Vorbild der Naturwissenschaften zeigt. Die folgenden Kapitel enthalten jedoch wenig zur empi-

rischen Methodik und nichts Konkretes über Messung und Mathematisierung. Drobisch vermittelt weithin eine Lehre von den Seelenvermögen, wobei in Herbarts Nachfolge den Vorstellungen eine primäre Rolle zugesprochen wird; dennoch gibt es einige Akzente für die „Beobachtung der Menschen“. Kritisch äußert er sich 1864 sich über den jungen Wundt, seinen späteren Leipziger Kollegen.

Rudolf Hermann Lotze wird heute als bedeutender Naturforscher und „Metaphysiker“ in der Mitte des 19. Jahrhunderts erinnert: er ragte durch sein Interesse an Naturforschung (*Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie*, 1856-1864) und an den Beziehungen zwischen Psychologie und Medizin, Logik und Metaphysik hervor. So enthält seine *Medizinische Psychologie* (1852) zunächst eine Diskussion, was mit dem Begriff *Seele* im Sinne der psychischen Erscheinungen, des Substanzbegriffs usw. gemeint sein könnte, geht dann jedoch über zu ausführlichen Betrachtungen über das Dasein und Vermögen der Seele, über Wesen und Schicksal, Entstehung und Untergang der Seele sowie Vermutungen über den *Sitz der Seele*. Er ist von der Wechselwirkungslehre überzeugt und vermutet, dass die immaterielle und *nicht-räumliche* Seele dennoch an einem bestimmten *Ort* auf das Gehirn einwirken könne, eventuell „im pons Varolii [eine Hirnstruktur oberhalb der Medulla oblongata] und seiner nächsten Umgebung“ (1852, S. 119) oder in den grauen Markmassen der großen Hemisphären. Ideengeschichtlich haben Lotzes Gedanken – in Nachfolge oder in Kritik – Einfluss auf Wundt, Brentano, Stumpf, Freud und viele andere Psychologen. Es ist keine empirische, sondern spekulative Psychologie mit einer neuen Klassifikation und Sichtweise. Die Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Strebungen sind „Gegenstände der Seele“, wobei die Strebungen, im Unterschied zur Herbarts Theorie der Vorstellungen, durchaus eine voluntaristisch-aktive Funktion haben (Pester, 1997). Die Bedeutung der Theologie auch in Lotzes Denken ist nicht zu übersehen (Neugebauer, 2002).

Drobisch und Lotze sind als Repräsentanten der metaphysisch gebundenen *Seelenwissenschaft* in der Zeit zwischen Kant und Wundt anzusehen, und sie hatten zweifellos großen Einfluss auf das zeitgenössische Denken über Psychologie. Ihre Hauptwerke liegen jedoch außerhalb des gewählten Gründungszeitraums der empirischen Psychologie und sind offensichtlich noch sehr dem traditionellen Denken verpflichtet. Aus der extrem entgegengesetzten Sicht eines Naturwissenschaftlers, der für sich eine Voraussetzungslosigkeit behauptet, schreibt etwa Emil Du Bois-Reymond (1886, S. 35, auf Leibniz bezogen) von einem Denken, das „noch in theologischen Schranken eingengt“ ist.

3. 5 Gustav Theodor Fechner (1801-1887)

3. 5. 1 Fechners Psychophysik

Der Physiker Gustav Theodor Fechner ist mit den zwei Bänden *Elemente der Psychophysik* (1860) Begründer der neuen experimentellen Hauptrichtung der Psychologie. Fechner schließt an Herbarts Vorstellungen an und kann sich auf die Arbeit seines Freundes Ernst Heinrich Weber (1795-1878) stützen. Auch Weber, Anatom, Physiologe und Physiker, wird Herbarts „physikalische Psychologie“ gekannt haben, als er seine Untersuchungen über die differenzielle Wahrnehmungsschwelle des Tastsinns durchführte und als *Lehre vom Tastsinn und Gemeingefühle* (1851) mitteilte. Von Fechners Werk wird hier zuerst die Psychophysik mit der anschließenden Diskussion über psychologische Messung referiert, und erst danach Fechners Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie mit den Themen Identitätsansicht (psychophysischer Parallelismus) und Unbewusstsein (Unbewusstes) sowie seiner Haltung zum Spiritismus. Die erkenntnistheoretischen Auffassungen und das Programm der Psychophysik sowie die zeitgenössische Rezeption wurden von Heidelberger (1993) und Arendt (1999) sehr ausführlich dargestellt, so dass hier nur Fechners Hauptgedanken geschildert und kommentiert werden.

Fechner formulierte das Webersche Prinzip neu als logarithmische Beziehung zwischen Empfindung und Reizintensität und schuf eine systematische Experimentalmethodik mit genauen Versuchsplänen und einfachen, d.h. noch nicht wahrscheinlichkeits-theoretisch kontrollierten, statistischen Auswertungsmethoden, wobei er die wichtige Rolle individueller Unterschiede erkannte. Unter *Psychophysik* versteht er die „exakte Lehre von den funktionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Seele, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer, Welt“ (1860, I, S. 8). Die *äußere* Psychophysik bezieht sich auf die Sinnesreize, die *innere* Psychophysik auf die (damals nur spekulativen) Beziehungen von Nerventätigkeit und geistiger Seite, d.h. Bewusstseinsvorgängen. Er wollte nachweisen, dass „das Geistige überhaupt quantitativen Verhältnissen unterliegt“ (1860, I, S. 8). Die *Fundamentalformel* steht (Jahre vor den *Elementen der Psychophysik*) in einem Kapitel über mathematische Psychologie in der dreibändigen *Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits*: „Kurz, obwohl recht zu verstehen, wird man also sagen können, die psychische Intensität ist der Logarithmus der zugehörigen physischen Intensität, schreitet in arithmetischem Verhältnisse fort, wenn diese in geometrischem“ (1851, II, S. 375). Fechner hat seine Entdeckung sogar genau datiert (22.10.1850). Fechner war an der Erweiterung des Maßprinzips vom Tastsinn auf andere Sinnesfunktionen, an der Sicherstellung und genauen Bewährung sowie grundsätzlich an der Übertragung des Prinzips auf die *innere* Psychophysik interessiert.

Kommentar zu Psychophysik und Messung

In seinem Buch *Die innere Seite der Natur: Gustav Theodor Fechners wissenschaftlich-philosophische Weltauffassung* referiert Heidelberger (1993) in dem 60 Seiten umfassenden Kapitel *Psychophysik: Die Messung des Psychischen* sehr differenziert Fechners Methodik und Absichten, außerdem die zeitgenössische Kritik und die Inkonsistenz der erhaltenen psychophysischen Funktionen. Einleitend wird Fechners „psychophysisches Maßprinzip“ erläutert. Die Messung setzt kontinuierlich Veränderliche, metrische Abstufungen und einen (gedachten) Nullpunkt bzw. eine absolute Schwelle voraus und stellt „die psychischen Größen als Funktion von physischen dar, ohne sich um ein tieferliegendes erklärendes Modell zu kümmern, das man dieser Funktion zugrundelegen könnte“ (S. 219; vgl. Mausfeld, 1994a, Witte, 1989). Die logarithmische Formel sei in erster Linie kein Gesetz, sondern „eine konventionelle *Festlegung* des funktionellen Zusammenhangs zwischen Maß und Gemessenem“ (S. 235). Heidelberger referiert die zeitgenössischen Auseinandersetzungen um diese Maßformel, insbesondere aus Sicht des Neukantianismus, bezieht sich jedoch kaum auf Kant. Fechner habe sich an Kants Definitionen desinteressiert gezeigt, weil es ihm wichtiger gewesen sei, „in ganz bestimmter Hinsicht eine Handhabe zu besitzen, die es einem erlaubt, die Beziehung des Menschen zur Welt besser zu verstehen als ohne diese Messung“ (S. 278).

Fechners Ergebnisse besagten, dass bei einem linearen Anstieg der Reizstärke ihre Empfindung nur logarithmisch anwächst, wobei eine von der jeweiligen Art des Reizes abhängige Konstante gilt. – Nicht zu übersehen sind die Inkonsistenzen und die widersprüchlichen Beurteilungen in der weiteren empirischen Forschung, denn kaum eines dieser „Gesetze“ hat die späteren Prüfungen überstanden, so dass oft nur von Weber-Fechner-*Beziehungen* gesprochen wird. Bereits Helmholtz hatte eine andere mathematische Formulierung vorgeschlagen; es entstand ein noch andauerndes Forschungsprogramm: u.a. mit den von Stevens vorgeschlagenen Potenzfunktionen, mit der Analyse individueller Unterschiede und mit Bezug auf die neurophysiologischen Grundlagen der Psychophysik. Durch die logarithmisch verlaufende Adaptation kann das menschliche Auge viele Zehnerpotenzen physikalischer Leuchtdichte verarbeiten. In anderen sensorischen Systemen gilt das Weber-Fechner-Prinzip nur eingeschränkt oder überhaupt nicht: beim Hören nur im mittleren und höheren Bereich, aber nicht im unteren Bereich der Intensität, abweichend im Schmerzsinne, dagegen im Temperatursinn annähernd linear (siehe u.a. Birbaumer & Schmidt, 2003; Spillmann, 1990). In den Extrembereichen gibt es viele Besonderheiten, wie sich die Ansprechempfindlichkeit der Sensorik mit dem Messbereich ändert, und die individuellen Unterschiede scheinen eine bei weitem unterschätzte Bedeutung zu haben. Sogar die Diskussion über die Anpassung spezieller mathematischer Funktionen setzt sich fort. Heutige Lehr- und Handbücher der Psychologie (vgl. u.a. Jacobsen & Kaernbach, 2006; Mausfeld, 1994b, 1994c) vermitteln nicht gerade den Eindruck,

dass hier ein herausragendes und allgemeingültiges Gesetz oder gut reproduzierbares Beweismittel für die experimentell-naturwissenschaftliche Grundlegung durch Gesetzeserklärungen bzw. für die Chancen einer Mathematisierung in anderen Bereichen der Allgemeinen Psychologie vorzuweisen ist. Inzwischen wurde auf dem Gebiet der Psychophysik mit der *Sensorischen Neurophysiologie* eine sinnesphysiologische Arbeitsrichtung aufgebaut, die introspektive Aussagen über Empfindungsintensität und andere Parameter durch die Messung medullärer oder kortikaler Potenziale ersetzen kann (siehe u.a. Spillmann, 1990).

Fechners Maßformel und das Problem psychologischer Messungen

Heidelberger schildert ausführlich die mathematische, physikalische und naturphilosophische Sicht der Psychophysik und diskutiert die Problemkreise und den widersprüchlichen Fortgang der Diskussion, u.a. bei den Neukantianern, bei Mach und Schlick. Auf die kontroversen Positionen von Kant, Herbart, Wundt (1874, 1882) und Zeller (1882a, 1882b) geht Heidelberger kaum ein, bevor er kurz die als autoritativ angesehene Definition einer metrischen Messung durch Helmholtz aus dem Jahre 1887 (S. 268) referiert. So stellte Helmholtz nach einer Darstellung arithmetischer Prinzipien fest, dass Gleichheit zwischen zwei Größen besteht, wenn beide einer dritten gleich sind. Der Erfolg eines Vergleichs darf nicht von einer Vertauschung der beiden Objekte abhängen. Der Vergleich kann sich nur auf ein Attribut objektivieren bei Abstraktion von allen anderen Eigenschaften. Zeitmessung setzt voraus, dass physische Vorgänge gefunden wurden, die, in unverändert gleicher Weise und unter gleichen Bedingungen, sich wiederholen. Für die Aufgabe, Gleichheit in verschiedenen Beziehungen zu konstatieren, müssen verschiedene physische Mittel aufgesucht werden, z.B. beim Vergleich von Helligkeit hinsichtlich der erkennbaren Grenze sichtbarer Felder oder beim Vergleich der Tonhöhen anhand des Phänomens der Schwebungen (S. 41). Ein Maß für die Größe der Unterschiede, falls die betreffenden Größen durch benannte Zahlen vollständig bestimmt werden können, muss als eine additive Verknüpfung gleichartiger Größen ausgedrückt werden können. Zu erfüllen sind: Gleichartigkeit der Summe und Summanden, Kommutativgesetz, Assoziationsgesetz (S. 42). Die Bestimmung additiver Größen erlaubt, Größen in Einheiten aufzulösen und als benannte Zahlen auszudrücken. In der Physik gebe es außerdem eine große Zahl von Objekten, die mehrere verschiedenartige Größen darstellen, z. B., wenn sie einen bestimmten Wert und eine bestimmte Richtung haben.

Heidelberger zufolge beginnen die systematischen Einwände gegen die Quantifizierung des Psychischen in einer Artikelserie der Pariser *Revue Scientifique* mit Beiträgen von Ribot, u.a. über Fechner und Wundt, und mit Artikeln weiterer Auto-

ren, hauptsächlich des Mathematiker Jules Tannerys (1884). Dessen Kritik umfasst drei Punkte (zit. n. Heidelberger, S. 238 f):

- „1. Additivität und Gleichheit ergeben bei Empfindungen keinen Sinn. Es ist nicht festgelegt, was die Summe oder die Differenz zweier Empfindungen überhaupt bedeuten soll.
2. Den Empfindungen fehlt die Homogenität. Dies ist der tiefere Grund für die mangelnde Additivität und Gleichheit.
3. Fechners logarithmische Gleichung ist nur dann sinnvoll wenn man in ihr kein empirisches Gesetz sieht, sondern sie als definitorische Konvention hin-nimmt.“

Helmholtz' Aufsatz *Zählen und Messen. Erkenntnistheoretisch betrachtet* steht 1887 in der Festschrift für den Leipziger Philosophen und Wissenschaftstheoretiker Eduard Zeller, der sich früher nachdrücklich gegen Wundts Behauptungen über die Messung von Bewusstseinszuständen gestellt hatte (Zeller, 1882a, 1882 b). Helmholtz, der wahrscheinlich Wundts Position und Zellers Einwände sehr gut kannte, vielleicht auch von den Klarstellungen Tannerys wusste, ging jedoch auf diesen problematischen persönlichen Aspekt nicht ausdrücklich ein. Er erwähnt unter Hinweis auf E. Schroeder nur kurz, dass eine Aufgabe der empirischen Psychologie vorläge und dass „die empirischen Eigenschaften zu definieren wären, welche den Objekten zukommen müssen, damit sie zählbar seien“ (S. 19). Helmholtz bestimmt jedoch in allgemeiner Weise, was Messung bedeutet (d h. in heutigem Sinn „metrische“ Messung bzw. „Intervallskalierung“). Insgesamt vermeidet Helmholtz eine Stellungnahme zu psychologischen Messungen, und es bleibt dem Leser vorbehalten, kritische Anspielungen auf beide Kontrahenten, Zeller und Wundt, zu erkennen oder auch nicht. Wahrscheinlich hat dieser Aufsatz dazu beigetragen, dass Wundt seine Ansicht über die Messbarkeit von Bewusstseinsvorgängen relativierte und sich allmählich Kants skeptischer Auffassung annäherte (zur weiteren Diskussion anhand ausführlicher Zitate, siehe Fahrenberg, 2011; zur Grundsatzkritik der Messtheorie der Psychologie, siehe Abschnitt 2.3).

Heidelberger beurteilt hier Wundt, ohne dessen bereits Jahre vor Tannery liegende Auseinandersetzung mit Kant und mit Zeller genauer zu referieren. Wundts zunehmende Distanzierung von der Messtheorie der Psychophysik nach der anfangs sehr optimistischen Einschätzung der Messbarkeit psychischer Prozesse wird so kommentiert: „Wilhelm Wundt jedenfalls suchte sein Heil in der psychologischen Interpretation des psychophysischen Gesetzes, mit der die Angriffe nicht widerlegt sind, sondern einfach gegenstandslos werden. In dieser Interpretation ist Fechners revolutionäre Ansicht von den Prinzipien des Messens („das Maßprinzip“) völlig aufgegeben und es wird den Gegnern zugestanden, dass (insbesondere auch psychische) Größen immer nur von einer Größe derselben Art gemessen werden können. Dieses Zugeständnis ging sogar so weit, dass Wundt schließlich seine Wurzeln ver-

riet und rundheraus leugnete, was er noch 1887 und 1901 in seinen Nachrufen auf Fechner bekräftigt hatte, dass die experimentelle Psychologie mit Fechners Psychophysik begonnen habe. Diese Leugnung gibt ihm auch Gelegenheit, sich gleichzeitig von jedem naturphilosophischen Verdacht freizusprechen, der Fechners ursprünglichem psychophysischen Werk (oder der Vorstellung von diesem Werk bei den Zeitgenossen) noch anhaften mochte“ (S. 270). – Wundt wird seine Revision sehr schwer gefallen sein, schrittweise und gegen seine früheren, wohl noch aus seiner Neuropsychologie stammenden Überzeugungen und Hoffnungen, vielleicht auch, weil er Fechner persönlich kannte und sehr schätzte. Letztlich gab Wundt Kants Argumenten, die durch Zeller und durch Helmholtz vermittelt und noch präzisiert wurden, nach. Heidelbergers Ausdrücke (wie Heil suchen, leugnen, Verrat) sind hier sehr starke Worte für einen Prozess der wissenschaftlichen Einsicht und die vielleicht bedeutendste Revision in Wundts Methodologie. Mit dem Hinweis, dass vor Fechner bereits psychologische Experimente unternommen wurden, hat Wundt durchaus Recht, auch wenn er in seiner Rede die Quellen nicht nennt. Die Motive für Heidelbergers Bevorzugung Tannerys in der Entwicklung der Kontroverse oder für die unverhältnismäßige Zurechtweisung Wundts werden nicht deutlich.

Nach 150 Jahren intensiver Arbeit zeigt der Forschungsstand der Psychophysik – zumindest von außen betrachtet – gravierende Inkonsistenzen, aber auch weiterbestehende Hoffnungen auf grundsätzliche Klärungen. Jedenfalls bleiben die Fragen an diese mit so vielen Erwartungen belastete Psychophysik bestehen: Sind die Inkonsistenzen in den methodischen und empirischen Aussagen in den Schwierigkeiten der sensorischen Wahrnehmungsforschung begründet? Sind sie zum Teil aus unzureichenden Standardisierungen und Operationalisierungen in den einzelnen Laboratorien zu erklären? Sind sie die Folge einer grundsätzlich inadäquaten Messtheorie? Hinzuzufügen ist, dass auch die von Ebbinghaus (1885) berichteten Lern- bzw. Vergessenskurven für Gedächtnismaterial nicht so gut reproduzierbar und generalisierbar sind, wie ursprünglich für diesen zweiten Vorzeige-Bereich der experimentellen Psychologie angenommen wurde (Schmiedek & Li, 2006).

Innerhalb der heutigen experimentellen Psychologie und auch innerhalb der biologisch orientierten Psychologie bildet die Psychophysik nur noch einen sehr kleinen Bereich, für den es in den entsprechenden neuropsychologischen Paradigmen eine definitive Konkurrenz gibt: Die objektive *Sensorische Neuropsychologie* mit automatischer Stimulation und gleichzeitiger Messung evozierter Potentiale im EEG von der Stammhirn-Audiometrie bis zu den kortikalen Arealen. – Aber die Psychophysik der Sinnesempfindungen wurde doch wegen ihrer vergleichsweise einfach erscheinenden Aufgabe, vielleicht auch noch wegen ihrer Nähe zur Alltagserfahrung, zum Exerzierfeld der experimentellen und metrischen Psychologie? Wie ist es dann erst auf anderen Gebieten bestellt, falls es sich nicht *ausschließlich* um behaviorale und physiologische Parameter handelt?

3. 5. 2 Fechners Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie

Wie auch bei Kant stehen bei Fechner wichtige Aspekte an verschiedenen Stellen des Gesamtwerks, so dass hier, dem Beispiel Heidelbergs (1993) folgend, wenn auch mit anderen Akzenten, aus mehreren Büchern zitiert wird: *Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung* (1851); *Elemente der Psychophysik* (1860/1889); *Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt um die unsichtbare zu finden* (1861); *In Sachen der Psychophysik* (1877); *Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht* (1879) und *Revision der Hauptpunkte der Psychophysik* (1882). Fechner ist es bewusst, dass seine Auffassungen kontrovers aufgenommen werden. Im Vorwort des 2. Band der *Elemente* (1860) schreibt Fechner von dem Widerspruch seiner Ansichten „gegen die jetzt herrschende gemeine sowohl als theologische und philosophische Weltansicht“, und dass sich seine Auffassung „seither keines sonderlichen Anklanges zu erfreuen gehabt habe“ (S. X). Fechner erwähnt die Vorstellung, dass „unsere Geister nach dem Tode eingehen in ein höheres Geisterreich in Gott“, fügt jedoch hinzu, es sei „vielmehr eine Sache der Naturphilosophie und einer religiösen Naturanschauung, als Sache der Psychophysik, welche nach ihrem heutigen Stande erst nur Anknüpfungspunkte dazu zu gewähren vermag“ (S. 543). Er weist auf seine *Zend-Avesta* und *Über die Seelenfrage* hin. Der Anfang und die erste Anlage des gegenwärtigen Buches über Psychophysik „haben sich selbst erst im Zusammenhang mit den Betrachtungen, die in jenen dargelegt sind, entwickelt; und so mag es natürlich sein, dass sie auf ihrem Wege wieder zu den dort dargelegten Ansichten zurückführen“ (S. 543). Das Wort „Seele“ wird in den *Elementen* sehr häufig verwendet, vor allem in einigen Abschnitten innerhalb des Kapitels zur *Inneren Psychophysik (Sitz der Seele, S. 381-427)*. Zusammenfassend stellt Fechner fest (S. 426 ff): „1) dass die Erhaltung der Seele im diesseitigen Leben nicht auf der Erhaltung eines besonderen Punktes oder kleinsten Körperteils, sondern auf dem solidarischen Zusammenwirken aller Teile und Tätigkeiten des Körpers in wechselseitiger Ergänzung ... beruhe; ... 4) Dass nicht alle Teile des Gehirns gleiche Bedeutung für Seelenfunktionen haben.“

Fechners Haltung zum Spiritismus

Wie kompliziert diese Hintergründe sind, ist aus Fechners Einstellung zum Spiritismus zu ersehen. Der Zeuge ist hier Wilhelm Wundt, der an mindestens einer Séance teilnahm, mit Fechner über Spiritismus sprach und dessen Aufzeichnungen erhielt (Wundt, 1901, S. 338-343): „Fechners fester Glaube an ein Fortleben des Geistes in der Sphäre seines diesseitigen Lebens brachte ihn von selbst in unmittelbare Berührung mit den Vorstellungen über geistige Fernwirkungen, Hellsehen, Geistererscheinungen, wie sie jederzeit auf den philosophischen Mystizismus eingewirkt haben“.

(...) „Er führt freilich diese Zeugnisse nur als ‚Ansichten‘ an, die den seinigen ähnlich seien (Zend-Avesta III, S. 78 ff), ohne für die Tatsächlichkeit des in solchen Schriften Berichteten einzutreten. Aber da er sie als Argumente verwendet, so musste er doch wohl irgendeine tatsächliche Grundlage für wahrscheinlich halten“ (Wundt, 1901, S. 338 f). Auf Einladung des Leipziger Astrophysikers Zöllner nahm Fechner mit einigen Leipziger Professoren mehrfach an spiritistischen Sitzungen vom November 1877 bis Januar 1878 teil; sie wurden mit dem Amerikaner Slade als Medium veranstaltet. Wundt schreibt über Fechners „Vorsicht im Glauben und Unglauben“, auch aufgrund des Tagebuchs und eines langen Briefes im Juni 1879, Fechners wissenschaftliche Beurteilung der Demonstrationen sei zunächst sehr kritisch gewesen, zumal Slade nicht auf die vorgeschlagenen Abänderungen einging. Dann wurden die skeptisch gebliebenen Beobachter durch eine weitere spiritistische Demonstration erschüttert: Das *experimentum crucis* bestand darin, „... in eine an ihrem Ende zugesiegelte Schnur ohne Lösung des Siegels Knoten durch die Geister schürzen zu lassen. Und dieses Experiment war anscheinend gelungen“ (S. 341). Fechner habe sich nur widerstrebend in diese Erscheinungen gefügt, weil der „alberne und läppische Charakter derselben eine unwürdige Vorstellung von dem Treiben der Geisterwelt erweckte, die zu seinen eigenen Ideen über das Fortleben nach dem Tode in einem unerfreulichen Gegensatze stand.“ Wundt fährt fort: „Es ist die Stellung, die am Schluss der ‚Tagesansicht‘ zum Ausdruck kommt“ und zitiert: „Die Tagesansicht kann mit und ohne den Spiritismus bestehen, bestände aber doch lieber ohne als mit demselben; denn wenn schon sie in wichtigen Punkten mit ihm zusammentrifft und hierin eine Stütze suchen könnte, ja, wie ich meine, bis zu gewissen Grenzen wirklich darin findet, stört er doch mit seinen Abnormitäten nicht nur in sie, sondern in das gesamte System unserer Erkenntnis hinein“ (S. 341 f). Fechner habe die spätere Aufklärung der Taschenspielertricks nicht mehr erlebt.

Die Darstellung von Fechners Gedanken birgt das Risiko, bei den notwendigen Rekonstruktionsversuchen heutige Begriffe und Hypothesen einzuführen, die vielleicht einige der Gedanken aktualisieren, aber dem erstaunlichen Widerspruch in diesem spiritistischen „Glauben und Unglauben“ nicht gerecht werden. Weshalb verzichtete Fechner nicht schlicht auf die störenden und komplizierenden Annahmen zugunsten einer einfacheren Position? Fechner hat diesen Zwiespalt seiner unvereinbaren Überzeugungen offenbar tief erlebt und reflektiert. Könnte Fechners Selbstreflexion ein Musterbeispiel ähnlicher Konflikte des wissenschaftlichen Denkens sein, wenn bestimmte ontologische und religiöse Glaubenswahrheiten den Prinzipien empirisch-psychologischer Forschung widersprechen?

Fechners Psychophysik ist tief eingebettet in seine ontologischen und erkenntnistheoretischen Auffassungen. Die komplizierten Zusammenhänge und Fechners Erläuterungen lassen, wie die Sekundärliteratur zeigt, verschiedene Interpretationen zu (siehe u.a. Lenning, 1994). Zentral ist Fechners Überzeugung: „Hinter meiner Seele ist so wenig als hinter den Körpern ein dunkles Ding an sich zu suchen, was

ihre mannigfachen und wechselnden Erscheinungen zusammenhielte“ (1855, S. 96). „Alles Ding an sich aber, was man hinter der Erscheinung suchen mag, [ist] ein Nichts, ein Unding, wesenloses Wesen. (...) Ich nenne Nichts, was nicht erscheint, noch erscheinen kann, noch dessen Dasein aus den Erscheinungen nach Regeln erschlossen werden kann, die sich in der Erscheinungswelt des Geistes und der Natur (...) bewähren lassen“ (1855, S. 98). – Diese Stellungnahme gegen Kants Transzendentalphilosophie widerspricht anscheinend Fechners ausgeprägtem Interesse an Spiritismus, der ihn zumindest in seinen späteren Jahren zeitweilig überzeugt zu haben scheint.

Windelband (1910) geht in seiner wenige Seiten umfassenden Biographie auf vielfältige Interessen Fechners und Einflüsse der Schelling-Okenschen Naturphilosophie ein, nicht jedoch auf den Spiritismus. Windelband hebt mehrfach Fechners religiöse Neigungen von Jugend auf, den Gedanken der Allbeseeltheit des Universums, in Pflanzen, Tieren, Menschen „als Erscheinungen der Einen göttlichen Gesamtseele hervor, d.h.: Von dem Standpunkt aus, dass wir kein Recht haben, das Seelenleben durchaus an das Nervensystem gebunden zu halten, an dem wir es freilich allein direkt erfahren. (...) Für F. selbst bedeutete die Psychophysik, wie ihr Schluss lehrt, den empirischen Unterbau für seine Weltanschauung: In der Geschichte der Wissenschaften ist sie die exakte Begründung der experimentellen Psychologie gewesen, die sich durchaus mit der Erweiterung ihrer Aufgaben und Verfeinerung ihrer Hilfsmittel in Leipzig durch das Wundtsche Laboratorium und von da aus über die gesamte wissenschaftliche Welt entwickelt hat.“ (S. 761). In seinem Buch *Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht* habe er das Bild des universellen Lebens und die Realität des Seelischen geschildert: „Der physische Zusammenhang des Weltalls ist nur möglich, weil er zugleich ein psychischer ist, ein göttliches Allbewusstsein“ (Windelband, 1910, S. 762). In seiner Leipziger Gedenkrede zum Tod Fechners 1887 und auch anlässlich des hundertsten Geburtstages im Jahr 1901 würdigte Wundt Fechners wegweisende wissenschaftliche Leistungen (Wundt, 1913).

Zwei Betrachtungsweisen eines einheitlichen Wesens: Psychophysisches Grundgesetz

Fechner umschreibt seine Auffassung des Psychischen und die Formulierungen lassen erkennen, wie er nach einem treffenden Relationsbegriff sucht. „Geist, Seele gleichbedeutend ein nur in Selbsterscheinung erfassliches, nur durch Phänomene und Bestimmungen der Selbsterscheinung charakterisierbares einheitliches Wesen; Körper, Leib ein nur in äußerer Erscheinung, durch äußere Sinne erfassliches, durch Verhältnisse, Bestimmungen der äußeren Erscheinung charakterisierbares, System. Natur das ganze System der körperlichen Dinge, wovon unser kleiner Leib ein Teil“

(1861, S. 16). „Die ganze Welt besteht aus solchen Beispielen, die uns beweisen, dass das, was in der Sache Eins ist, von zweierlei Standpunkten als zweierlei erscheint, und man nicht vom einen Standpunkte dasselbe als vom anderen haben kann“ (1860, I, S. 3).

„Körper und Geist oder Leib und Seele oder Materielles und Ideelles oder Physisches und Psychisches (diese Gegensätze hier im weitesten Sinne als gleichgeltend gebraucht) sind nicht im letzten Grund und Wesen, sondern nur nach dem Standpunkt der Auffassung oder Betrachtung verschieden. Was sich selbst auf innerem Standpunkt als geistig, psychisch erscheint, vermag einem Gegenüberstehenden vermöge dessen dagegen äußeren Standpunkt nur in anderer Form, welche eben die des leiblich materiellen Ausdrucks ist, zu erscheinen. Die Verschiedenheit der Erscheinung hängt an der Verschiedenheit des Standpunkts der Betrachtung und der darauf Stehenden. Insofern hat dasselbe Wesen zwei Seiten, eine geistige, psychische, sofern es sich selbst, eine materielle, leibliche, sofern es einem anderen als sich selbst in anderer Form zu erscheinen vermag, nicht aber haften Körper und Geist oder Leib und Seele als zwei grundwesentlich verschiedene Wesen an einander“ (1851, II, S. 321 f). „Diese Ansicht ist ganz Identitätsansicht, indem sie Beides, Leib und Seele, nur für zwei verschiedene Erscheinungsweisen desselben Wesens hält, die eine auf innerem, die andere auf äußerem Standpunkt zu gewinnen ...“ (1861, S. 210). „Es sind im Grunde nur dieselben Prozesse, die von der einen Seite als leiblich organische, von der anderen Seite als geistige, psychische aufgefasst werden können.“ „Ein solcher [Anatom, Physiologe, Physiker] mag es anfangen, wie er will, er wird nicht das Geringste von psychischen Erscheinungen im Anderen direkt wahrzunehmen vermögen, dagegen stellen sich diese Prozesse wieder als psychische dar, als Gemeingefühle, Sinnesempfindungen, Vorstellungen, Bestrebungen usw., sofern eine Selbstgewahrung in diesen Prozessen stattfindet“ (1851, II, S. 320).

Fechner erkennt ein „psychophysisches Grundgesetz“ (auch „Funktionsprinzip“): „Das allgemeinste Gesetz ist dieses: dass nichts im Geiste bestehen, entstehen, gehen kann, ohne dass etwas im Körper mit besteht, entsteht, geht, was seine Wirkungen und Folgen in den Umkreis und die Zukunft der Körperwelt hinein erstreckt. Man kann es kurz so ausdrücken, dass alles Geistige seinen Träger oder Ausdruck in etwas Körperlichem und hierdurch seine weiteren Wirkungen und Folgen im Körperlichen hat“ (1861, S. 211). „Nach Maßgabe als die geistigen Umstände, Verhältnisse sich gleichen oder nicht gleichen, ist es auch mit den zugehörigen materiellen der Fall, oder anders gesagt: zum Gleichen und Ungleichen im geistigen Gebiete gibt es auch etwas zugehörig Gleiches und Ungleiches im materiellen Gebiete“ (1879, S. 203). „Es besteht ein faktischer Parallelismus der Veränderungen des Körperlichen und Geistigen. In der Tat aber muss ein solcher stattfinden, wenn Leib und Seele eine verschiedene Erscheinungsweise desselben Wesens sind, da nach Maßgabe als sich das Wesen ändert, beide Erscheinungsweisen sich im Zusammenhang

ändern müssen“ (1905, S. 308). „Nach der gewöhnlichen Ansicht greift Leibliches abwechselnd in Geistiges und Geistiges in Leibliches wirkend ein ... Nach uns aber wirken heterogene Wesen hierbei überhaupt nicht auf einander ein, sondern es ist im Grunde nur *ein* Wesen da, was auf verschiedenen Standpunkten verschieden erscheint, noch greifen zwei einander grenzende Kausalzusammenhänge unregelmäßig in einander ein, denn es ist nur *ein* Kausalzusammenhang da, der in der *einen* Substanz, auf zwei Weisen, d.i. von zwei Standpunkten her, verfolgbar abläuft“ (1851, II, S. 347).

Fechners Identitätssicht der geistigen und der leiblichen Seite

„Allgemein nennen wir das Psychische *Funktion* des Physischen, davon abhängig und umgekehrt, insofern eine derartige konstante oder gesetzliche Beziehung zwischen beiden besteht, dass von dem Dasein und den Veränderungen des Einen auf die des Anderen geschlossen werden kann“ (1860, I, S. 8). Fechner hebt hervor, dass seine Feststellungen ohne metaphysische Annahmen über ein Wesen hinter den Erscheinungen „auf die tatsächlichen funktionellen Beziehungen zwischen den Erscheinungsgebieten von Körper und Seele möglichst genau“ zutreffen (1860, I, S. 8 f). Seine Überlegungen, wie die beiden Seiten eine Einheit bilden können, durch welches Prinzip diese Grundtatsache bestimmt ist, führen ihn zu dem „synechologischen Prinzip“, d.h. dass „der Geist das verknüpfende Prinzip der körperlichen Zusammenstellung und Aufeinanderfolge in der Zeit ist“ (1861, S. 212). [Synechologie: etwa Zusammenklang, stetiger Zusammenhang] – Hier scheint ein Primat des Geistes als Ordnungsprinzip behauptet zu werden, das der aristotelischen Entelechie ähnlich klingt. Oder ist damit allein ein Erkenntnisprinzip gemeint?

Demgegenüber erläutert Fechner seine Identitätsansicht an anderen Stellen; sie sei „ganz materialistisch, denn das Geistige muss sich danach überall ändern, nach Maßgabe als sich das Körperliche ändert, worin es sich ausdrückt, erscheint insofern ganz abhängig davon, als Funktion desselben, ja lässt sich ganz in solches übersetzen“ (1851, II, 348); (...) „ist ganz materialistisch, indem sie die Möglichkeit keines menschlichen Gedankens ohne ein Gehirn und eine Bewegung in diesem Gehirne gestattet, und darin sogar übermaterialistisch, dass sie auch keinen göttlichen Gedanken ohne eine körperliche Welt und ohne Bewegungen in dieser Welt gestattet“ (1861, S. 221). – Diese Formulierungen scheinen nicht psychophysisch „neutral“ gehalten, denn eigentlich müsste auch stehen: das Körperliche muss sich überall ändern, nach Maßgabe als sich das „Psychophysische“ ändert. Hier fehlen also noch die wichtigen Explikationen der Begriffe Funktion, Identität, Übersetzung.

Fechner gebraucht in seinen Definitionen in der Regel die Begriffe Geist (Geistiges) und Leib (Leibliches), also nicht *Bewusstsein*. Das Wort „Seele“ taucht jedoch in anderen Zusammenhängen sehr häufig auf, eine Inkonsequenz oder ein

sprachlicher Hinweis auf seine ungelöste Einstellung zum Spiritismus? Dennoch scheint Fechners Identitätssicht aus heutiger Sicht insgesamt weniger ontologische Voraussetzungen zu machen als die anderen hauptsächlich metaphysischen „Lösungsversuche“: idealistischer oder materialistischer Monismus, Dualismus mit Wechselwirkung (Interaktion). Heidelberger (1993, S. 142) beurteilt diese Auffassung so: „Sie hat den geringsten metaphysischen Ballast.“

Aber Fechners Konzept der Intensitätsansicht führt zu mehreren Anschlussfragen: Wie ist die Kausalbeziehung auf der geistigen Seite im Unterschied zur Kausalbeziehung auf der leiblichen Seite zu verstehen? Stehen die psychischen Phänomene Gemeingefühle, Sinnesempfindungen, Vorstellungen, Bestrebungen in einem Kausalzusammenhang wie physikalische Vorgänge? Oder unterscheidet sich die Eigenart der kausalen Beziehungen bzw. ihrer Interpretation? Bedeutet Funktion, dass im mathematischen Sinn jedem Punkt (Element) der einen Seite ein Punkt (Element) der anderen Seite zuzuordnen ist? Doch wie könnte diese Betrachtung überhaupt methodisch entsprochen werden, wenn sich die Phänomene und der methodische Zugang so offensichtlich unterscheiden? Was bedeutet hier Identität in logisch-methodischer Hinsicht?

Wenn die leibliche Seite der psychophysischen Einheit als Gehirntätigkeit bestimmt wird, so gibt es bereits zu Fechners Zeit das medizinische Wissen, dass ein großer Teil der Hirnaktivität nicht in das Bewusstseinsfeld gelangt, nicht bewusstseinsfähig ist; außerdem gibt es den Schlaf und Traum. Gilt das psychophysische Gesetz also – von der leiblichen Seite aus betrachtet – nur zum Teil (unvollständig), denn vom Gewahrwerden sind einige Bereiche der Hirntätigkeit ausgenommen. Welche Bereiche oder Stufen könnten dies sein, und sind es jene, die Kant erwähnte als „Vorstellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewusst zu sein“, wobei „das Feld dunkler Vorstellungen das größte im Menschen ist“ (siehe Abschnitt 3.2.3). Wenn diese Bereiche der Hirntätigkeit dem Gewahrwerden entzogen sind, bilden sie dann einen eigenständigen Bereich der unbewussten Vorgänge: das Unbewusste?

Unbewusstsein

Den Begriff des Unbewusstseins verwendete Fechner bereits 1846 in *Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele* in einer spiritualistisch und romantisch anmutenden Weise. Das Wort und das Konzept haben allerlei Vorläufer. Nach Ernst Platner (1776, vgl. Kaiser-el-Safti, 2001) hat nur ein Jahr später der von Fechner verehrte Goethe das Wort „unbewusst“ verwendet in seinem Gedicht *An den Mond* (1. Fassung, 1777):

„Was den Menschen unbewusst
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

In *Elemente der Psychophysik* Band 2 benutzt Fechner den Begriff „unbewusst“ oder „Unbewusstsein“ an 11 Stellen und er kann in wissenschaftlicher Hinsicht als Autor dieses Konzepts gelten, denn er verwendet es in Verbindung mit der Vorstellung von Abstufungen und Schwellen des Bewusstseins. Empfindungen werden unbewusst oder zeitweise unbewusst (S. 61, 432, 539), „dem Reize Null“ entspricht „das absolute Unbewusstsein“ (S. 51). Frühere Erfahrungen können aufgrund einer „später sich unbewusst geltend machenden Kenntnis“ und sich „in stillschweigender Erinnerung zwischen die gegenwärtig gereizten Punkte einschieben“ (S. 322). „Über das Alles hat der Begriff der psychophysischen Schwelle die wichtigste Bedeutung schon dadurch, dass er für den Begriff des Unbewusstseins überhaupt ein festes Fundament gibt. Die Psychologie kann von unbewussten Empfindungen, Vorstellungen, ja von Wirkungen unbewusster Empfindungen, Vorstellungen nicht abstrahieren. Aber wie kann wirken, was nicht ist; oder wodurch unterscheidet sich eine unbewusste Empfindung, Vorstellung von solchen, die wir gar nicht haben? Der Unterschied muss bedacht werden, aber wie ist er klar zu machen? Und wo ist daher eine Klarheit darüber zu finden?“ (S. 438 f).

Fechner betrachtet es als „eines der schönsten Ergebnisse unserer Theorie“, dass sie für Empfindungen, Vorstellungen, Bewusstseinszustände nicht aufgrund von Spekulation, sondern durch unbestreitbare Erfahrungen Klarheit gibt und in einer „funktionellen Beziehung fasst, dass dies Etwas fortbestehen kann, indes sie schweigt: Empfindungen, Vorstellungen haben freilich im Zustand des Unbewusstseins aufgehört, als wirkliche zu existieren, sofern man sie abstrakt von ihrer Unterlage fasst, aber es geht etwas in uns fort, die psychophysische Tätigkeit, deren Funktion sie sind, und woran die Möglichkeit des Wiederhervortritts der Empfindung hängt, nach Maßgabe als die Oszillation des Lebens oder besondere innere oder äußere Anlässe die Bewegung wieder über die Schwelle heben; und diese Bewegung dann auch in das Spiel der bewussten psychophysischen Bewegungen, welche zu anderen Bewusstseinsphänomenen gehören, eingreifen und Abänderungen darin hervorrufen, deren Grund für uns im Unbewusstsein bleibt“ (S. 439). Fechner schließt Kapitel über *Schlaf und Wachen* sowie *Partiellen Schlaf und Aufmerksamkeit* an.

Fechners Konzeption des „Unbewusstseins“ folgt aus seiner Psychophysik, sozusagen als Grenzwertbetrachtung von Empfindungen und deren Schwellen, scheint jedoch auch mit anderen seiner Auffassungen zu korrespondieren, u.a. mit der unvollständigen Entsprechung von einerseits durchgehenden physiologischen und andererseits nur partiell gegebenen psychischen (bewussten) Erscheinungen, sowie mit seinen Gedanken über Schlaf, Traum und andere Phänomene. Hypnotismus und Spiritismus waren bedeutende Zeitströmungen – nicht nur zu jener Zeit. Fechner gibt der im 19. Jahrhundert auch literarisch verbreiteten Idee von *dunklen Gebieten des Seelischen* und Kants bereits zitierter Äußerung über das große Feld dunkler Vorstellungen (ohne diese Hinweise) mit seiner Analogie zu den Schwellen der Sinnes-

empfindungen eine neue Interpretation. Eduard von Hartmann, Friedrich Nietzsche und andere Philosophen gestalteten die Idee des Unbewussten aus und Sigmund Freud entwickelte das Konzept der konflikthafter unbewussten psychischen Dynamik und – substantivisch hypostasierend – „das Unbewusste“.

Kommentar zur Identitätsansicht

Fechners Konzept der Identitätsansicht ohne metaphysischen Seelenbegriff und mit zwei parallel verlaufenden Kausalbeziehungen ist zweifellos ein großer Schritt über den metaphysischen Monismus, Materialismus oder Dualismus (Interaktionismus) hinaus. Diese Auffassung ist insofern modern, weil im Vergleich zu Spinozas Metaphysik oder speziell zu Leibniz' prästablierter Harmonie anstelle des Uhrengleichnis mehr Ansatzpunkte für wissenschaftstheoretische und methodologische Explikationen bestehen. Fechners Position wurde in der Folgezeit sehr intensiv diskutiert und kritisiert, die meisten Lehrbücher der Psychologie enthalten, noch über die Jahrhundertwende 1900 hinaus, längere Abschnitte zum Leib-Seele-Problem, oft, aber nicht einhellig zustimmend zum *psychophysischen Parallelismus*. Festgestellt wird dabei, dass auch Fechners psychophysisches Grundgesetz über *das eine Wesen* ein ontologisches Postulat enthält, und dass verschiedene Varianten zu denken sind: mit monistischer und dualistischer Tendenz usw. Wesentlich ist der Schritt von den substanzontologischen Postulaten zur wissenschaftstheoretischen Unterscheidung von *Perspektiven*. Es mangelt jedoch an einem Konzept, an einer Meta-Relation, wie die zwei Kausalreihen verknüpft sein könnten. Oder erübrigt sich diese Frage, wenn aus jeder der beiden Betrachtungsweisen eine Kausalreihe nach gleichermaßen gültigem Kausalprinzip zu erkennen ist.

Auch Wundt schwankte zunächst in seiner Auslegung, wobei es ihm anfänglich schwer zu fallen schien, ob wirklich jedem psychischen Prozess, auch den schöpferischen und singulären Leistungen, ein paralleler Hirnprozess entspricht: auch für die *Resultanten*, d. h. jene apperzeptiv-synthetischen Leistungen, die Wundt als *schöpferische Synthesen* bezeichnete (im Sinne der späteren Gestaltpsychologie und des heutigen Emergenzprinzips. Wundt entwickelt im Anschluss an Fechner seine spezielle Fassung des *psychophysischen Parallelismus*, die erkenntnistheoretisch die Eigenständigkeit der Kategorien von Neurophysiologie und Bewusstseinspsychologie feststellt und wissenschaftstheoretisch eine koordinierte Betrachtung der kausalen bzw. der teleologischen Betrachtungsweisen fordert. Auch Wundt hält eine ontologische Festlegung für falsch und bezeichnet die Position des *psychophysischen Parallelismus* als bloße Heuristik. Inzwischen gibt es ein weites – durch englische Ausdrücke noch bereichertes – Wortfeld (siehe Heidelberger): Identitätsansicht, Identitätstheorie, Zwei-Seiten-Theorie, Zwei-Sprachen-Lehre, psychophysischer Monismus, Dual-Aspekt-Theorie, dual(double)-aspect-theory, dual perspective

theory, und so weiter; meistens ohne gründliche kategorialanalytische Überlegungen – im Unterschied zu Wundt.

Die terminologischen „Belastungen“ sind unübersehbar, wenn Heidelberger von einem „asymmetrischen Bedingungsverhältnis zwischen Leib und Seele“ schreibt: weshalb hier wieder „Seele“, „Bedingungsverhältnis“ und „asymmetrisch“ (statt unvollständig oder lückenhaft erscheinend)? Wie wichtig sogar die Details eines Beispiels sein können, zeigt die auch später oft zitierte Metapher Fechners, um den Standpunktwechsel zu veranschaulichen. In *Elemente der Psychophysik* schreibt Fechner (1889, S. 3 f): „wenn Jemand innerhalb eines Kreises steht, so liegt dessen konvexe Seite für ihn ganz verborgen; wenn er außerhalb steht, umgekehrt die konkave Seite unter der konvexen Decke. Beide Seiten gehören ebenso untrennbar zusammen, als die geistige und leibliche Seite des Menschen und diese lassen sich vergleichsweise auch als innere und äußere Seite fassen: es ist aber auch ebenso unmöglich, von einem Standpunkt in der Ebene des Kreises beide Seiten des Kreises zugleich zu erblicken, als von einem Standpunkte im Gebiete der menschlichen Existenz diese beiden Seiten des Menschen. Erst wie wir den Standpunkt wechseln, wechselt sich die Seite des Kreises, die wir erblicken, und die sich hinter der erblickten versteckt. Aber der Kreis ist nur ein Bild und es gilt die Frage nach der Sache.“ – Diese Metapher ist jedoch unglücklich. Aus heutiger Sicht ist einzuwenden, dass sich beide Sichtweisen bzw. Begriffe auf dasselbe kategoriale Niveau beziehen statt ein Phänomen der inneren Erfahrung (Bewusstseinspsychologie) einem der äußeren Erfahrung (Neurophysiologie) zuzuordnen und deutlich zu machen, was Kategoriensysteme und Kategorienfehler sind und wie die Identifikation der simultanen Zustandsänderungen geschehen soll. Auch Heidelbergers (1993, S. 129) Metapher der Münze, deren zwei Seiten nicht gleichzeitig zu sehen sind, reduziert die kategorialen Unterschiede wesentlich und ist eine unzureichende „Analogie“. – Demgegenüber kommt es auf den grundlegenden kategorialen Perspektiven-Wechsel an. Methodisch ist es durchaus möglich, beispielsweise sich seiner eigenen stimulusbedingten Orientierungsreaktion bewusst zu sein und simultan den Alpha-Block der eigenen EEG-Aktivität in der Registrierung zu sehen oder den Herzschlag interozeptiv zu spüren und zugleich das EKG, d.h. konkave und konvexe Seite doch zugleich? Das hieße, auf jene Metapher Fechners rückübertragen, es ist doch möglich, beide Seiten zugleich wahrzunehmen.

Heidelbergers Interpretation

Heidelberger (1993) beschreibt den allgemeineren ideengeschichtlichen Zusammenhang von Fechners *Psychophysik* in einem weiten Rahmen und verbindet Fechners Denken mit Naturphilosophie und Glauben, Spiritismus, Leib-Seele-Problem und heutigen Konzepten von Indeterminismus und Selbstorganisation. In den abschließenden Kapiteln *Selbstorganisation und Irreversibilität – Ordnung aus dem Chaos*

sowie *Indeterminismus: Von der Freiheit zu den Gesetzen des Zufalls* stehen sehr weit über Fechners Texte hinausgehende Interpretationen und mögliche Bezüge auf neuere systemtheoretische und analytisch-philosophische Denkweisen, z.B. die moderne Geschichte der Selbstorganisation beginne schon bei Fechner im Jahre 1873.

Heidelberger interpretiert Fechners mehrdeutige bzw. unzureichend explizierte Position: „Fechner nennt seine Leib-Seele-Theorie eine ‚synechologische‘ Theorie, weil sie das Bewusstsein in der Welt als eine funktionelle Eigenschaft von bestimmten Systemen im Ganzen erklärt und nicht nach der Art monadologischer Theorien als eine irreduzible Eigenschaft bewusster kleinster Einheiten“ (1993, S. 305). Er versteht Fechners Synechologie als „Beseeltheit“ und als „eine emergente Eigenschaft von komplexen Systemen“ (S. 95). Er kontrastiert Fechners Konzeption mit der Idee „der Atomseele à la Haeckel“ und der anschließenden naturphilosophischen Diskussion und versucht darüber hinaus, Fechners Position als Vorläufer des sogenannten nicht-reduktiven Materialismus/Physikalismus zu rekonstruieren. Er schreibt über Fechners ontologischen Materialismus, über Erklärungsmaterialismus, Nichtreduktivität und andere Aspekte, und zieht Verbindungen bis zu Brentano und zur Gestalttheorie, klammert dagegen Wundt weitgehend aus, zieht dafür weite Bögen „Von Fechner zu Freud und Peirce“ sowie zu Davidson und dessen höchst fragwürdigem Supervenienzprinzip. – Nun ergibt sich hier, wenn Beiträge von amerikanischen Autoren der analytischen Philosophie und insbesondere des sog. nicht-reduktiven Physikalismus herangezogen werden, eine besondere Schwierigkeit: Es mangelt an kategorialanalytischen Überlegungen und Reflexion von Kategorienfehlern, vielleicht weil Nicolai Hartmanns Kategorienlehre und Wundts Logik nie übersetzt wurden; Ryles (1949) gelegentlich zitierter Begriff „Kategorienfehler“ ist als bloß syntaktisches Problem nicht adäquat gesehen (siehe Fahrenberg, 2013a). Vielleicht ist es nötig, sich mit den Unschärfen der älteren Leib-Seele-Konzepte bzw. unseren Verständnisschwierigkeiten des Gemeinten abzufinden, weil die Explikationen unklar bleiben. Und sie müssen unklar bleiben, wenn sie nicht methodologisch gefasst werden hinsichtlich adäquater Operationalisierung und hinsichtlich der wissenschaftstheoretischen und forschungsstrategischen Konsequenzen.

Auf Heidelbergs Diskussion wird hier nicht weiter im Detail eingegangen; sie enthält viele Anregungen, doch müssten zentrale Begriffe noch genauer definiert werden: Identität und vor allem eine Modalitäten übergreifende Identitätsbehauptung (siehe Hoche, 1990, 2008), *Funktion* als „Abhängigkeit“, als irgendwie geartete Relation oder als mathematische Funktion; Bestimmung von Kausalität, Funktionalbeziehung ohne zugleich Kausalbeziehung zu sein, Reduktion, usw. Auffällig bleibt, dass Heidelberger auch hier Wundts Auffassungen ausklammert. Da Wundt Fechners Ideen wohl am besten kannte, wäre zu untersuchen und zu fragen, wie der Neuropsychologe, Psychologe und Philosoph Wundt versuchte, Fechners Identitätsansicht in eine Wissenschaftstheorie und – mit wesentlichem Bezug auf die Kategorienlehre – in eine Methodologie der Psychologie umzusetzen. Gerade Wundt hatte

– im Unterschied zu fast allen früheren und heutigen Diskussionsteilnehmern – einen empirischen Forschungszugang zu diesem Problem und konnte sich erkenntnistheoretisch und methodologisch ausdrücken: in seiner Wissenschaftstheorie und zugehörigen Methodologie sowie Neuropsychologie.

Weitere Rezeption

Auch Arendt (1999) beschreibt, welche fundamentale Bedeutung die *Fundamentalformel* in Fechners Leib-Seele-Theorie, d.h. in seiner Variante des psychophysischen Parallelismus, und für seine Philosophie hat, und schildert die vorausgegangene Auseinandersetzung mit Herbart, die Anregungen durch den Kontakt mit Weber, den Einfluss von Drobisch und Steinheil, die langwierige Auseinandersetzung mit den skeptischen Neukantianern sowie die höchst unterschiedliche Rezeption der Psychophysik und der späteren *Revision der Hauptpunkte der Psychophysik* (siehe u.a. Bischof, 1966; Mausfeld, 1994b). Die paradigmatischen Experimente Fechners sind vielfach gewürdigt worden, auch im Kontext seiner metaphysischen Überzeugungen sowie der zeitgenössischen Philosophie (Arendt, 1999; Brauns, 2000; Heidelberger, 1993; Lüdmann, 2012; Scheerer, 1989; Schönplflug, 2013; Wundt, 1874, 1913). In dieser Entwicklung sind mehrere Schritte der Verallgemeinerung zu erkennen: von Webers Beschreibung der Schwelle des Tastsinns über Fechners Verallgemeinerung zur Psychophysik anderer Sinnesleistungen und dann zu Wundts Versuch, die psychophysischen Maßmethoden über die sensorische Wahrnehmung hinaus optimistisch auf andere Bewusstseinsvorgänge auszuweiten und den Erfolg der sensorischen Psychophysik als Argument gegen Kants skeptische Beurteilung der Psychologie zu verwenden. Wie Wundt Leibniz' Psychophysischen Parallelismus und Fechners Identitätstheorie epistemologisch genauer fasste, wird noch weiter verfolgt. Wundt unterschied nicht bloß zwei Aspekte, Sprachen, Sichtweisen des einen psychophysischen Prozesses, sondern postulierte – wissenschaftstheoretisch distanzierter und heuristisch statt metaphysisch – zwei kategorial grundverschiedene Betrachtungsweisen (im Sinne von logisch-methodischen Bezugssystemen) mit methodologischen Konsequenzen.

3. 5. 3 Schlüssel-Kontroversen

Aus Fechners Sicht können die Kontroversen über psychologische Messung und über das Leib-Seele-Problem genauer gefasst werden:

- Nach Fechner (und Herbart) ist die Messung von Empfindungen möglich, wenn physikalisch definierte Sinnesreize verwendet werden, um Unterschiede der Empfindungsintensität festzustellen und einen statistischen Mittelwert zu bilden.
- Nach Zeller, Tannery und Helmholtz setzt (Intervall-) Messung, auch in der Psychophysik, einen unabhängigen Maßstab voraus, und deshalb sind psychologische Messungen von Empfindungen (und anderen inneren Erfahrungen) grundsätzlich nicht möglich, d.h. Kants Argumentation trifft zu, trotz anderer Interpretationen in den Messtheorien der neueren Psychologen.
- Die Kontroverse über das Leib-Seele-Problem, jetzt eher ein Geist-(Bewusstsein) und Körper (Gehirn)-Problem, erhält durch Fechners *Identitätsansicht*, d.h. die zweiseitige Betrachtung der psychophysischen Einheit, eine neue Konzeption, die auch als eine Variante des *Psychophysischen Parallelismus* zu interpretieren ist. Es gibt zwei Betrachtungsweisen der psychophysischen Einheit: Die Hirntätigkeit und die geistigen Prozesse der inneren Erfahrung verlaufen in zwei Kausalreihen parallel und sind doch, ohne aufeinander einzuwirken, funktionell verbunden. Diese Gegenposition zum metaphysischen Dualismus und Monismus unterscheidet sich von früheren Formen der Identitätslehre (Spinoza) und dem dualistisch akzentuierten *Psychophysischen Parallelismus* (Leibniz) und führt über dessen Uhrengleichnis weiter zu der Aufgabe, auf der *Seite des Betrachters* das Abhängigkeitsverhältnis beider Perspektiven erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch genauer zu bestimmen und die Methodologie entsprechend auszurichten.
- Ein Teil der Gehirntätigkeit ist nicht bewusst, denn bewusste Vorgänge können unter eine Schwelle absinken, zeitweilig unbewusst bleiben und wieder auftauchen, sie können jedoch als unbewusste Vorgänge funktionell wirksam sein. – Sigmund Freud, der sich bereits als Student für Fechner und Lotze interessierte, hypostasierte dann „das Unbewusste“ als dynamisch-unbewusste Triebquelle und als psychische Instanz.

3.6 Zusammenfassung und Überleitung

Über empirische Psychologie nachzudenken, bedeutet – zumindest im deutschsprachigen Raum – zu allererst an Kants und Herbarts konträre Auffassungen sowie an Fechners Psychophysik mit ihren philosophischen Kontexten zu erinnern. Allerdings gehen heute nur noch sehr wenige Lehrbuchautoren genauer auf diese Kontroversen ein. Grundlegend ist Kants kritische Bestimmung der *empirischen Psychologie* mit ihrer Abgrenzung von der *Seelenwissenschaft*. Wenig später widersprachen Herbart, Drobisch und Lotze dieser Distanzierung aus ontologischer, teils auch theologischer Orientierung. Fechners *Identitätsansicht* der psychophysischen Einheit mit dem Per-

spektivenwechsel zwischen beiden Seiten bedeutet eine wichtige erkenntnistheoretische Wende. Er entwickelt Maßmethoden für Empfindungen, d.h. Bewusstseinsvorgänge, und er hat mit dieser Psychophysik eine innovative Forschungsrichtung gefunden und führt außerdem das Interesse an nicht bewussten psychischen Vorgängen weiter. Auf der nächsten Stufe der Kontroverse wird eine formale Definition von Messung gegeben, dem Urteil Kants entsprechend. Diese Kontroverse über „Psychometrie“ dauert an.

Im Rückblick auf die Entwicklung der Psychologie fällt auf, dass eher Kants allgemeine Einwände *gegen* die Introspektion und Messung rezipiert wurden als seine Ansätze zu einer lebensnahen Beobachtung und Interpretation des Verhaltens mit praktischen Anwendungshinweisen. Kant verlangt eine Ausweitung auf das wirklichen Tun und Lassen der Menschen in der Welt, schickt jedoch eine treffende, kaum noch erinnerte Methodenkritik psychologischer Untersuchungen voraus. Vielleicht wegen des für Psychologen ungewöhnlichen Titels *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* ist dieses Buch innerhalb des Faches kaum noch bekannt und könnte doch als erstes *Lehrbuch der empirischen Psychologie* gelten – hätte Kant es so gemeint und genannt.

Die ideengeschichtliche Entwicklung von Kant über Herbart und Fechner zu Wundt – übrigens auch in relativ enger räumlicher Nähe von Königsberg und Leipzig – führt zu einer Reihe weiterer erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Kontroversen der Psychologie. Einige dieser Kontroversen werden hier als zentral angesehen, sie reichen in die Gegenwart hinein und haben methodologische Konsequenzen. Solche Schlüsselkontroversen sind bereits in der Gründungsphase der empirischen Psychologie zu erkennen und bilden einen allgemeinen Hintergrund, vor dem sich die entstehende Disziplin mit ihren heterogenen Voraussetzungen und Widersprüchen, ihren Postulaten und methodologischen Prinzipien abzeichnet.

In der heutigen Psychologie existieren zweifellos unterschiedliche Traditionen, doch die historisch wichtigste Linie führt – in ihren geschilderten Widersprüchen – von der Wissenschaftskonzeption Kants über Herbart und Fechner zu Wundts Experimentalpsychologie und Kulturpsychologie. Deshalb ist es ideengeschichtlich interessant, Wundts Einwände gegen Kants Beurteilung der empirischen Psychologie zu diskutieren und anschließend auf Wundts Konzeption der Psychologie einzugehen.

In dem Rückblick lässt sich die Ausbildung weiterer Kontroversen nachzeichnen. Wesentlichen Einfluss auf das Verständnis und die Abgrenzung der *empirischen Psychologie* gewannen zwei Schlüsselkontroversen: Die Auseinandersetzungen einerseits über die Introspektion und andererseits über die nicht bewussten Vorgänge. Auch in diesen Richtungen wurden methodische Neuerungen entwickelt. Beide waren – auf ihre Weise – mit einem wissenschaftlichen Anspruch verbunden, der aus Sicht der experimentalpsychologisch orientierten Psychologie bestritten wurde und zur Distanzierung führte. Im Jahr 1874 erscheinen zwei Bücher, die wahrscheinlich

kaum noch gelesen, aber so oft zitiert werden wie außer Fechner (1860) kaum noch andere Klassiker der Psychologie: Wundts Lehrbuch *Grundzüge der physiologischen Psychologie* und Brentanos *Die Psychologie vom empirischen Standpunkt – Von der Klassifikation der psychischen Phänomene*. Beide Werke sind auf konträre Weise grundlegend für die Wissenschaftstheorie der neueren Psychologie. Bevor einige der Leitgedanken dieser Autoren referiert und hinsichtlich der *Prinzipien der Theoretischen Psychologie* kommentiert werden, sind die äußerst verschiedenen Traditionen, Ausgangslagen und Absichten beider Autoren zu skizzieren.

Die Jahreszahl 1874 ist nur eine Äußerlichkeit, doch kann sie dazu verlocken, an einen ebenfalls in diesem Jahr entstandenen, aber nicht mehr erhaltenen Aufsatz zu erinnern: der Student Sigmund Freud scheint sich 1874 mit „Teleologie“ befasst zu haben, also einem Prinzip, das später zu einem Leitgedanken seines Werks wurde. Erst sehr viel später erschien Freuds (1900) viel zitiertes Buch über *Traumdeutung*, das nach seiner eigenen Auffassung bereits die hauptsächlichen Ideen seines Werkes enthielt.

Die drei folgenden längeren Abschnitte über Wundt, Brentano und Freud gehören unter dem Gesichtspunkt der Schlüsselkontroversen eng zusammen. Fundamental verschieden sind die Definitionen der Psychologie und ihrer adäquaten Methoden. Konträr sind auch die Überzeugungen hinsichtlich Seele, Seelenglauben und Transzendenzbezug. Dieses Thema wird später noch aufgenommen (siehe Abschnitt 6.4), da es oft ausgeklammert ist, fast tabuiert erscheint. Die Gegensätze sind so deutlich, dass *Gemeinsamkeiten* der drei Gründerpersönlichkeiten übersehen werden könnten. Da der jüngere Freud bei Brentano studierte und mit ihm persönlich verbunden war, überdies Wundt häufig zitierte, außerdem Wundt mit kritischen Bemerkungen auf beide einging, werden Aspekte dieser wechselseitigen Beziehungen geschildert.

3. 7 **Wilhelm Wundts perspektivische und multimethodische Psychologie**

3. 7. 1 **Wundts Werk und Ausgangslage**

Wilhelm Wundt (1832 – 1920), Physiologe, Psychologe, Philosoph, gilt als der Gründervater der *Psychologie im Sinne einer eigenständigen Disziplin* an den Universitäten. In heutigen Lehrbüchern und geschichtlichen Darstellungen der Psychologie wird Wundt (nach Gustav Theodor Fechner) als einer der ersten Experimentalpsychologen anerkannt, während seine Kulturpsychologie (Völkerpsychologie) weitgehend und seine Neuropsychologie fast völlig vergessen zu sein scheinen. Wundts akademischer Lebenslauf lässt erkennen wie er sich vom Neurophysiologen zum Psychologen entwickelte. Nach seiner Promotion zum Dr. med. 1856 mit den „Untersuchungen über das Verhalten der Nerven in entzündeten und degenerierten Organen“ verbringt er ein Forschungssemester in Berlin bei Johannes Müller und Emil Du Bois-Reymond. Nach der Habilitation 1858 in Heidelberg ist er bis 1865 Assistent von Hermann Helmholtz in der Physiologie; anschließend außerordentlicher Professor für Anthropologie und medizinische Psychologie in Heidelberg. Im Jahr 1874 wurde er Professor für induktive Philosophie (Philosophische Wissenschaftslehre) in Zürich, dann 1875 Professor für Philosophie an die Universität Leipzig. In der Heidelberger Zeit publiziert Wundt 10 Arbeiten zur Physiologie und Neurophysiologie (u.a. Muskelphysiologie, Augenbewegungen, Nervenleitung, Curare), ein *Lehrbuch der Physiologie des Menschen* (1865, 4. Aufl. 1878) und ein *Handbuch der Medizinischen Physik* (1867). Er verfasste ca. 70 Rezensionen über aktuelle Publikationen auf den Gebieten Neurophysiologie und Neurologie, Physiologie, Anatomie, Histologie.

Wundt gelangt zur empirischen Psychologie, nachdem er viele Jahre experimentelle Forschung im physiologischen Labor geleistet und Medizinstudenten im Praktikum unterrichtet hatte. Deshalb musste ihm der Kontrast zur verbreiteten spekulativen Psychologie in der Mitte des 19. Jahrhunderts sehr deutlich sein. Er hatte Maßstäbe ausbilden können u.a. als Assistent des sehr genau arbeitenden Hermann von Helmholtz. So entwickelte Wundt die experimentelle Psychologie aus der Sicht eines Neurophysiologen, der in seiner Forschung über sensorische Funktionen auf Sachverhalte stößt, die ihm zusätzliche psychologische Erklärungen in der *Theorie der Sinneswahrnehmung* notwendig erscheinen lassen. Die Sinnesphysiologie bildete die Brücke zur Psychophysik und Psychologie sowie zur Erkenntnistheorie. Zwar hatten auch einige der anderen Psychologen seiner Generation ein Studium der Medizin absolviert, jedoch keine längere Forschungsarbeit geleistet. Folglich wird seine Einstellung zu empirischer Forschung, zu den erforderlichen Methoden und den

notwendigen Kontrollen entschiedener, anspruchsvoller und strikter gewesen sein als bei der Mehrzahl der Psychologen. Wundts Anspruch an wissenschaftliche Forschung und notwendige Methodenkritik wird deutlich, wenn er gelegentlich von der „Redeweise gewöhnlicher Leute“, die sich nur auf ihre „persönliche Lebenserfahrung“ berufen, schreibt oder den Einfluss der unkritischen Vulgarpsychologie auf psychologische Interpretationen kritisiert.

Wundts (1862) *Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung* entstanden seit 1858 in der Physiologie, während die *Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele* (1863, 6. Aufl. 1919) seine Lehrtätigkeit in Anthropologie und medizinischer Psychologie und den breiten Horizont seiner Forschungsinteressen widerspiegeln. Bereits hier entwickelt er seine Programmatik, von der *experimentellen* Allgemeinen Psychologie bis zur vergleichenden Anthropologie, mit Kapiteln über Zentralnervensystem, Neuropsychologie und Tierpsychologie unter Einschluss erkenntnistheoretischer Fragen. Sein bekanntestes Lehrbuch *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (1874, 7. Aufl. 1923) entstand noch in Heidelberg. Wundt fordert *keine naturwissenschaftliche* Psychologie, obwohl der Titel *Grundzüge der physiologischen Psychologie* oft in diesem Sinne missverstanden wurde, sondern eine parallele Betrachtungsweise der Bewusstseinsprozesse und der Hirnfunktionen in ihrer kategorialen Eigenständigkeit. Dieses Lehrbuch erweitert Fechners Psychophysik zum Programm einer allgemeinen experimentellen Psychologie.

Wundts Forschungsprogramm erstreckte sich – in mehr als 50 Jahren – von der Allgemeinen Psychologie, d. h. Psychophysik der Sinnesempfindungen, Hauptthemen der Bewusstseinspsychologie, Psychophysiologie der Emotionen, Neuropsychologie, bis zur Sprachpsychologie, Religionspsychologie und anderen Themen der Kulturpsychologie (Völkerpsychologie). Diese Völkerpsychologie ist zugleich empirische Vorarbeit für seine *Ethik*. Er entwickelt die erste Wissenschaftstheorie der Psychologie und eine umfangreiche Methodologie (siehe Fahrenberg, 2011, 2013; Jüttemann, 2006). Dazu gehört die Ableitung von Prinzipien und Entwicklungsgesetzen, die als *spezielle Kategorien- und Prinzipienlehre der Psychologie* verstanden werden kann. Seine Konzeption ist multi-perspektivisch und schließt sowohl das experimentelle Paradigma als auch das interpretativ-vergleichende Paradigma ein. Wundt wird für die Sicht der Psychologie als Naturwissenschaft in Anspruch genommen, doch er hat diese Definition strikt abgelehnt. Die Psychologie muss zwar die physiologischen und biologischen Grundlagen kennen, ist jedoch keine Naturwissenschaft, sondern eher eine „empirische Geisteswissenschaft“. Die Trennung von der Philosophie würde nur dazu führen, dass jeder Psychologe seiner eigenen Metaphysik folge statt die ontologischen und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen gemeinsam und kritisch zu diskutieren. Zu seinem Werk gehören auch Bücher zur Philosophie (Erkenntnistheorie, Metaphysik, Logik, Ethik) in vielen Auflagen.

In Leipzig gründete Wundt um 1879 das erste Laboratorium für Psychologie mit einem expliziten Forschungsprogramm der experimentellen Psychologie. Die-

sem Programm folgte er über mehr als 50 Jahre in intensiver Weise. Unter Wundts 183 Doktoranden waren 70 Ausländer, davon 18 Amerikaner (Meischner-Metge, 2003). Wundt hatte an der Leipziger Universität, deren Rektor er 1889 war, ein ungewöhnlich anregendes akademisches Umfeld. (*Anmerkung 8*).

Wesentlich ist für Wundts Gründerfunktion nicht das hochschulrechtlich genaue Jahr der Leipziger Laborgründung, es sind zwei Innovationen: Wundt formulierte erstmals ein weitreichendes Forschungsprogramm der empirischen Psychologie, indem er den Forschungsansatz von Fechners Psychophysik zu einer experimentellen Psychologie weiterentwickelte und Wundt entwickelte die erste Wissenschaftstheorie der Psychologie mit einer Kategorienlehre, speziellen Erkenntnisprinzipien und Grundsätzen der Methodologie und zugleich breiten „multimethodischen“ Strategien. Sein Programm stand bereits in den 1863 für einen größeren Leserkreis gedachten *Vorlesungen*; die *Grundzüge* geben dann einen gründlichen Abriss. Beide Werke enthalten relativ ausführliche erkenntnistheoretische und methodologische Überlegungen. – Wundts Konzeption der Psychologie reicht von der Neuropsychologie und Tierpsychologie bis zur Kulturpsychologie (Völkerpsychologie) und hatte einen umfassenden Horizont, weiter als bei allen seiner Schüler und weiter als bei den meisten Folgenden – bis in die Gegenwart.

In den damaligen Würdigungen und in den Nachrufen ist zu lesen, welcher Respekt dem Begründer der experimentellen Psychologie, dem Verfasser der Völkerpsychologie und dem Philosophen Wundt (mit Werken zur Ethik, Logik und Wissenschaftslehre der Natur- und Geisteswissenschaften) wegen seines immensen Wissens und wegen seines umfassenden theoretischen Horizonts entgegengebracht wurde. Müsste folglich nicht zu allererst, wenn es um die Konzeption der Psychologie geht, diskutiert werden, was Wundt in seiner Erkenntnistheorie und Methodologie (er verwendete noch nicht das Wort Wissenschaftstheorie) entwickelt und konsistent publiziert hat?

3. 7. 2 Wundts neue Wissenschaftskonzeption der Psychologie

Wundt ist häufig auf erkenntnistheoretische Fragen, auf psychologische Methoden und Methodenprobleme eingegangen, hat jedoch kein einheitliches Lehrbuch verfasst; auch seine ausführlichste Darstellung, im Band 3 seiner *Logik*, ist kein Lehrtext im heutigen Sinn. So könnte die relative Geschlossenheit seiner Wissenschaftslehre der Psychologie übersehen werden. Wer sich mit seinen Leitgedanken näher beschäftigt, wird wahrscheinlich nachvollziehen: Es besteht ein systematischer Zusammenhang zwischen Wundts erkenntnistheoretischer Position des kritischen Realismus, dem als Heuristik verstandenen psychophysischem Parallelismus,

der zugehörigen Kategorienlehre sowie den eigenständigen Erkenntnisprinzipien hinsichtlich der psychischen Kausalität, und es gibt eine zu dieser Konzeption „passende“ Methodologie einschließlich differenzierter Methodenreflexion. Wundts Konzeption der Psychologie ist so umfassend, dass jede Darstellung höchst selektiv sein muss.

Zum engeren Thema der *Schlüsselkontroversen* der Psychologie gehören weder die Konzepte und Methoden der Allgemeinen Psychologie (bei Wundt „Experimentelle Psychologie“) noch jene der Kulturpsychologie (bei Wundt „Völkerpsychologie“) noch Wundts Philosophie und Ethik. Seine Auffassung der Erkenntnistheorie und Wissenschaftslehre formen jedoch alle Bereiche und finden dort Beispiele und Erläuterungen. Wundt hat relativ häufig Kontroversen angestoßen oder weitergeführt. Wenn versucht wird seine Leitideen, Postulate und Erkenntnisprinzipien hervorzuheben, führt dies in vielen Fällen zu solchen Kontroversen. Wundt hat seinerseits mehrere Kontroversen begonnen oder durch Repliken weitergeführt (siehe Fahrenberg, 2011).

Diese grundlegenden Positionen seiner Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie adäquat wiederzugeben, ist schwierig, denn Wundt hat gerade zu diesem Bereich keine systematische Darstellung „Erkenntnistheorie und Methodenlehre der Psychologie“ verfasst, so dass Thesen aus mehreren Publikationen zusammenzustellen und zu interpretieren sind. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich seine Konzeption im Laufe der 50 Jahre weiterentwickelte. Wundt hat seine hauptsächlichen Lehrbücher zu den Neuauflagen immer wieder überarbeitet und in Details revidiert; außerdem verfasste er gerade zu den erkenntnistheoretischen und methodologischen Themen ergänzende längere Aufsätze. Das Werk enthält jedoch keine großen und grundsätzlichen Brüche oder Revisionen, sondern zeigt im Unterschied zu vielen Anderen eine hohe Kontinuität, so dass es in der Regel gerechtfertigt ist, geeignete Zitate aus verschiedenen Werken und Arbeitsphasen Wundts zu verwenden. Ausnahmen bilden die zunehmend kritische Beurteilung der psychologischen Messtheorie, außerdem die Relativierung der Selbstbeobachtung unter experimentellen Bedingungen zugunsten weiterer Methoden (u.a. mentale Chronometrie, psychophysiologische Hilfsmethoden) sowie der Interpretation in der vergleichenden Kulturpsychologie. Am deutlichsten ist wahrscheinlich die Revision seiner ursprünglichen Einstellung zur Frage der Messung und Mathematisierung in der empirischen Psychologie, wobei er sich nach anfänglichem Widerspruch zu Kant dessen Position schrittweise, unter dem Einfluss von Zeller und Helmholtz, annäherte.

Eine umfassende und adäquate Biographie von Wundts Leben und Werk existiert nicht, die letzte Darstellung, die auf seine Psychologie *und* Philosophie eingeht, stammt von Eisler (1904). In Leipzig ist ein Wundt-Zimmer erhalten. Es gibt aber keine Werkausgabe, oder edierte Werkausgabe, mehrere der wesentlichen Bücher und Aufsätze sind nicht ins Englische übersetzt. Der Briewechsel Wundts ist zwar digitalisiert, aber kaum zugänglich. Der noch erhaltene Teil seiner großen Bibliothek

befindet sich in Japan (siehe Takasuma, 2001). Sein verfallendes Haus in Groß-Bothen bei Leipzig ist noch keine Erinnerungsstätte für den Gründervater der Psychologie geworden. Es existiert eine Wilhelm-Wundt-Gesellschaft, die jedoch einen anderen Schwerpunkt hat als die Erinnerung an Wundts Werk.

In *Erlebtes und Erkanntes*, schildert Wundt (1920a) seinen Lebenslauf, seine Jugend und seine berufliche Entwicklung, kaum jedoch Privates aus den späteren Jahren. Im Vorwort räumt Wundt ein, dass es keine Lebensbeschreibung im gewohnten Sinne des Wortes sei. Das Buch ist in 50 Abschnitte unterteilt, teils biographische Episoden, teils Berichte über seine Arbeit. Er stellt sich vor allem in der Rolle des Wissenschaftlers dar und gibt wichtige Einblicke in seine Absichten und seine Einschätzungen des Erreichten.

Wesentliche Einflüsse

Wundt (1920a) geht in *Erlebtes und Erkanntes* auch auf diejenigen ein, denen sein Denken – in Nachfolge und im Widerspruch – am meisten verdanke, vor allen anderen Kant und Herbart (Wundt, 1874, Vorwort). Er nennt viele weitere Namen, auch Leibniz, Fechner, die Physiologen Johannes Müller, Du Bois-Reymond und natürlich Helmholtz, sowie Spencer und Darwin. An Kants *Pragmatische Anthropologie* schließt Wundt nicht direkt an, sondern antwortet nur auf die einleitende Methodenkritik sowie auf die an anderen Stellen formulierten Einwände gegen die Forderung nach einer exakten, messenden und mathematischen Psychologie. Mit den speziellen Urteilen Kants über die Psychologie setzt er sich teils ablehnend (zur Messtheorie), teils konstruktiv (Methodenkritik) auseinander, geht jedoch nicht auf Kants Beobachtungslehre ein. Trotz der fundamental klingenden Auffassungsunterschiede hinsichtlich einer experimentellen und messenden Psychologie, gibt es wesentliche und noch zu wenig gewürdigte Übereinstimmungen in ihren Absichten. Beide Programme fordern eine umfassende, nicht metaphysisch deduzierte, aber philosophisch geordnete und perspektivische Sicht des Menschen. Kant trennte jedoch nachdrücklich die pragmatische (psychologische) Anthropologie von der physiologischen Anthropologie.

Wundt sieht seine Psychologie in einigen Positionen von Herbart und Lotze beeinflusst, teilt hier jedoch Kants Kritik und Ablehnung von metaphysischen Deduktionen der Psychologie. Wundt distanziert sich von der Lehre über eine substanzial gedachten Seele und Seelenvermögen und kritisiert Herbarts einseitiges Interesse an den Vorstellungen, einer bloßen „Vorstellungsmechanik“, statt auch Gefühle, Triebregungen und Willenstätigkeit in die Psychologie einzubeziehen und deren psychische Verbindungen zu analysieren.

In Wundts *Apperzeptionstheorie*, seiner zentralen theoretischen Konzeption der Allgemeinen Psychologie, und in der Kulturpsychologie sind die Einflüsse von

Gottfried Wilhelm Leibniz deutlich. Er bezieht sich ausdrücklich auf den von Leibniz in die Philosophie eingeführten Begriff *Apperzeption* und folgt nur teilweise der Assoziationspsychologie der englischen Autoren John Locke, David Hartley, David Hume, Thomas Brown und Alexander Bain, denn er hält diese mechanistisch wirkenden Assoziationsformen für zu elementar und unzureichend. Wundts Apperzeptionstheorie kann als ein anspruchsvoller Versuch verstanden werden, den philosophischen Grundgedanken, Bewusstsein als Synthese, auf empirisch psychologische, möglichst sogar experimentelle Weise zu unterbauen. In Wundts Heuristik des Psychophysischen Parallelismus verbinden sich Leibniz' Idee und Fechners Identitätspostulat. Leibniz' Einfluss ist auch in Wundts charakteristischer Neigung wiederzuerkennen, verschiedene Betrachtungsweisen einzunehmen. – Wundt erinnerte im Jahre 1916 an Leibniz' zweihundertjährigen Todestag und charakterisierte dessen Denkstil so, wie es auch auf Wundt zutrifft: Er sagt über Leibniz: „... das Prinzip der Gleichberechtigung einander ergänzender Standpunkte“ spielt in seinem Denken eine bedeutende Rolle, Standpunkte, die „einander ergänzen, zugleich aber auch als Gegensätze erscheinen können, die erst bei einer tieferen Betrachtung der Dinge sich aufheben“ Wundt (1917, S. 117).

Wundts Apperzeptionstheorie bietet ein vorzügliches Beispiel, wie die Auffassungen eines bedeutenden Philosophen und Polyhistor, d. h. Leibniz' Gedanken über Perzeption und Apperzeption, über Bewusstsein und „Synthesis“, über psychophysischen Parallelismus und Perspektivität des Denkens, von einem Psychologen und Neurophysiologen in empirisch psychologische Begriffe umgeformt und ansatzweise auch experimentalpsychologisch operationalisiert werden – auf dem Wege zum Verständnis der höchsten integrativen Bewusstseinsleistungen und willentlichen Verhaltenssteuerung.

Vielleicht wirken auch in Wundts eigenem System der Philosophie noch einige Aspekte von Leibniz' Ideen der Monadologie fort, wenn Wundt seine Leitidee der Entwicklung des menschlichen Geistes erläutert und darlegt, das seine *psychologische* Untersuchung der Willenstätigkeit und seine philosophisch-voluntaristische Orientierung einander entsprechen. In wie weit Wundts Bezüge auf Leibniz authentisch sind, bleibt eine philosophische Frage. Die für Wundts Psychologie bedeutenden Ideen Leibniz' scheinen, abgesehen von ausführlicher Erläuterung der Perzeption (kaum der Apperzeption) scheinen aus Sicht von Philosophen (siehe Holz, 2014) von geringem Interesse, d. h. sie werden kaum erwähnt. Darwins biologische Evolutionstheorie bedeutet für Wundts nicht das weltanschauliche Problem wie für viele Philosophen und Psychologen seiner Zeit, denn er akzeptierte das ontologische Kontinuum mit einer nur relativen Sonderstellung des Menschen gegenüber anderen Spezies. Die fundamentale Idee der biologischen Evolution war mit dem für Wundt vorrangigen kulturphilosophischen Entwicklungsgedanken vereinbar.

Wundt verwendet zwar nicht den Begriff des *Reduktionismus*, doch könnten viele seiner Postulate und Prinzipien in der nachdrücklichen Forderung nach einer *nicht-reduktionistischen Psychologie* zusammengefasst werden. Für ihn enthält die Vernunftidee das Streben nach der Widerspruchsfreiheit des Denkens, also die Einheitsidee der wissenschaftlichen Bemühungen. Diese nahezu universelle Sicht verlangt, abgesehen von einem sehr breiten Horizont zur Einordnung des Wissens, einen besonderen Denkstil und einen Methodenpluralismus, ohne die ein solches Vorhaben nicht vorangebracht werden kann, ohne den es fast unmöglich wäre. Gefordert sind die Fähigkeit und die Bereitschaft zu perspektivischem Denken.

Mögliche Missverständnisse der Terminologie und der Wissenschaftstheorie

Der Titel von Wundts (1874) Hauptwerk in der ersten Phase seines weitgesteckten Programms, *Grundzüge der physiologischen Psychologie*, ist oft missverstanden worden, denn er meint keine naturwissenschaftliche *Physiologische Psychologie*, sondern die Verwendung *physiologischer Hilfsmethoden* in der experimentellen Allgemeinen Psychologie (Bewusstseinspsychologie), die eine kategorial eigenständige Betrachtungsweise der *psychophysischen* Prozesse parallel zur (Neuro-) Physiologie erfordert. Wundt widerfuhr ein offensichtlich kaum noch zu beseitigendes, noch heute anzutreffendes Missverständnis, das er durch die Kleinschreibung des Adjektivs vermeiden wollte: die *physiologische* Psychologie bezieht sich zwar auch auf physiologische Aspekte, aber ist gerade *nicht* als eine Psychologie aus physiologisch-naturwissenschaftlicher Sicht gemeint. „Das Attribut ‚physiologisch‘ will nicht sagen, dass sie [die physiologische Psychologie] die Psychologie auf Physiologie zurückführen wolle – was ich für ein Ding der Unmöglichkeit halte –, sondern dass sie mit physiologischen, d.h. experimentellen Hilfsmitteln arbeitet und allerdings mehr, als es in der sonstigen Psychologie zu geschehen pflegt, auf die Beziehungen der psychischen zu den physischen Vorgängen Rücksicht nimmt“ (1896, S. 21).

Wundt versuchte, das Feld der Psychologie insgesamt neu zu bestimmen und zu gliedern. „Die experimentelle Psychologie im engeren Sinn und die Kinderpsychologie bilden die Individualpsychologie, während die Völker- und die Tierpsychologie die beiden Teile einer generellen und vergleichenden Psychologie ausmachen“ (1902, S. 6). Abgesehen von der Sonderrolle Kruegers haben keiner seiner Leipziger Assistenten und kaum ein Lehrbuchautor der folgenden beiden Generationen diese Schritte nachvollzogen. Bereits Külpe (1893, S. 7 f) schließt die Völkerpsychologie und die Tierpsychologie aus (siehe Fahrenberg, 2011).

Viele nachhaltige Missverständnisse von Wundts *Völkerpsychologie* als Absicht einer psychologisch orientierten *Völkerkunde* wären kaum aufgetreten, wenn er sich für den ebenfalls erwogenen Titel *Psychologische Anthropologie* oder für *Kul-*

turpsychologie entschieden hätte. In dieser einseitigen und oft verzerrten Rezeption seines Gesamtwerks gingen Wundts Kulturpsychologie und Wissenschaftstheorie, sein „anderes Erbe“ (Fahrenberg, 2011; Jüttemann, 2006) weitgehend verloren.

Aus heutiger Sicht unglücklich ist auch Wundts Bezeichnung der *Allgemeinen Psychologie* als *Experimentelle* Psychologie (oder Individualpsychologie), um von seiner Völkerpsychologie abzugrenzen. Der Aspekt Individuum-Gesellschaft ist hier mit dem Aspekt der Allgemeinheit (für jedes Individuum gültig) und dem Hinweis auf die hauptsächlichliche Methodik konfundiert.

Wundt vertritt keinen fundamentalen *methodologischen Dualismus*, sondern einen *Methodenpluralismus* und verlangt *keine* grundsätzliche Entscheidung zwischen experimentellen Methoden und interpretativen Methoden. So enthalten Kapitel seiner *Völkerpsychologie*, z.B. über Sprachentwicklung oder über Phantasietätigkeit, auch experimentelle, statistische und ggf. psychophysiologische Untersuchungsbefunde (vgl. Fahrenberg, 2011; Meischner-Metge, 2006). In der neueren Rezeption wurde wiederholt behauptet, Wundt habe durch die Unterscheidung von experimenteller Psychologie („Individualpsychologie“) und Völkerpsychologie eine Zweiteilung der Psychologie geschaffen und methodisch ausgeführt. Es wurden ein „duales Prinzip“, eine „Dualität“, ein „Dualprinzip“, eine „Bifurkation“, eine „Dichotomie“ oder zwei „Denkstile“ unterstellt. Erstaunlich ist, dass Wundts nachdrücklich geäußertes Streben nach Einheitlichkeit und Widerspruchsfreiheit, nach wechselseitiger Ergänzung von Perspektiven der Psychologie nicht erinnert wird. Die zentralen theoretischen und epistemologischen Konzepte Wundts, d.h. die Ap-erzeptionstheorie und die Prinzipienlehre, gelten einheitlich für die *gesamte* Psychologie. Wer sich mit der Wissenschaftstheorie Wundts befasst, wird in dem unterstellten Dualismus ein wiederkehrendes Stereotyp sehen, das vielleicht durch Wundts Gliederungsversuche der Psychologie unter verschiedenen Gesichtspunkten mitbedingt ist. Die wissenschaftstheoretisch fundamentale, kategorial begründete Unterscheidung gilt hinsichtlich der (Bewusstseins-) Psychologie und der Neurophysiologie.

Im Gegensatz zu dem immer noch verbreiteten Stereotyp behauptet Wundt *nicht*, dass die Psychologie eine *Naturwissenschaft* ist. Vielleicht entstand dieser Eindruck, weil sich Wundt entschieden von der spekulativen Psychologie distanzierte und dabei die experimentellen Methoden, Beobachtung und Messung in den Naturwissenschaften als Vorbild oder zumindest als „Ratgeber“ bezeichnete. Wichtig ist, dass Wundt in der Experimentallehre – unter Hinweis auf Francis Bacon – *allgemeine*, d.h. *weit über die Naturwissenschaften hinausgehende Regeln* der empirischen Wissenschaften sieht. Demgegenüber ist mit dem heutigen Begriff Experiment in der Regel ein strikter Versuchsplan mit wahrscheinlichkeitstheoretisch fundierter statistischer Auswertung metrischer Verhaltensdaten gemeint. Doch für Wundt dient ein psychologisches Experiment primär der Kontrolle der *geschulten Selbstbeobachtung* durch einheitliche Bedingungen, Wiederholung und Bedin-

gungsvariation mit einfacher Mittelwertbildung. Diese Definitionen zu übersehen, ist nicht untypisch für die Rezeption von Wundts Methodenlehre.

Wundt unterscheidet Sinnesempfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Affekte sowie Willenstätigkeit. Seine deskriptiven Begriffe sind mit den heute gängigen, Kognition, Emotion und Volition (Motivation), nur ungefähr zu treffen. Für Wundts Menschenbild sind die Syntheseleistung der Bewusstseinsprozesse und die willentlichen Komponenten wesentlich. Der Kontrast zu Johann Friedrich Herbart's Psychologie (1825), die primär auf einer Theorie der Vorstellungen aufbaut und Willensvorgänge als deren Wirkungen interpretiert, ist groß. Wundt (u.a. 105, S. 515, 1911, S. 322) kann der „Mechanik der Vorstellungen“ in dieser „intellektualistischen“ und spekulativ-mathematischen Psychologie nicht folgen; Herbart's spekulative Lehre hält er für „eine erdichtete Conception“. Bereits im theoretischen und methodischen Ansatz widerspricht er dieser Separierung von kognitiven, emotionalen und motivationalen Teilfunktionen der zentralen Prozesse und betont deren prozessuale Verbindung in seiner Apperzeptionstheorie

Im Rückblick können sich leicht weitere begriffliche Missverständnisse einstellen. Zum Beispiel meint Wundts Begriff *Element* in der Regel eine kleinste unterscheidbare Funktionseinheit in einem Ganzen, wobei die Zergliederung von der allgemeinen Betrachtungsebene abhängt, d.h. aus psychophysischer Sicht wird auch das Gehirn als „zentrales Element“ bezeichnet. Wenn Wundts Psychologie von Psychologiehistorikern als mechanistische „Elementenpsychologie“ dargestellt wird, ist das ein grundsätzliches Missverständnis dieser – empirisch-analytisch unumgänglichen – Differenzierungen eines Ganzen und übersieht völlig Wundts Prinzipienlehre, beispielsweise das Kontextprinzip und das Emergenzprinzip.

Wundt hat seinerseits durch wechselnde Benennungen eines wichtigen Begriffs zu Unklarheiten beigetragen. Das vielleicht wichtigste seiner Erkenntnisprinzipien ist das „*Prinzip der schöpferischen Synthese*“ (Wundt, 1863, 1, S. 435; siehe Fahrenberg, 2011, 2013, S. 263 ff). Anfangs hatte Wundt auch vom Prinzip der schöpferischen *Resultante* geschrieben (in Anlehnung an Lotze (u.a. Lotze, 1852, S. 8 fff; siehe auch Fechner, 1882, S. 247), jedoch den Begriff wesentlich erweitert und zu einem wichtigen Prinzip seiner Apperzeptionstheorie ausgestaltet. Inzwischen ist auch Wundts Bezeichnung, die inhaltlich dem späteren Begriff „Übersummativität“ der Gestalttheorie entspricht, ist unüblich; heute ist vom *Emergenzprinzip* die Rede (vgl. Fahrenberg, 2013a).

Wundt verwendet – wie damals üblich – die Begriffe Erkenntnistheorie, Logik und Methoden, nicht jedoch Wissenschaftstheorie. In der folgenden Darstellung wird jedoch vorzugsweise zwischen Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie unterschieden und außerdem der Begriff Methodologie verwendet, wenn die kritische Reflexion der Adäquatheit von Methoden gemeint ist.

Zweifellos hatte Wundt prägnante eigene Maßstäbe, was empirische *Wissenschaft* ist, wie wichtig konsequente Untersuchungen sind, was eine geeignete Me-

thode für eine bestimmte Aufgabe ist, wie wichtig die Zuverlässigkeit und Genauigkeit einer Methode sind (er verwendet oft das Wort „exakt“). In der *Logik* (1920, II, S. 404 ff) schreibt er über Subjektivität, Täuschung, objektive Gewissheit und Wahrscheinlichkeit (siehe seine Position des kritischen Realismus). Der „Redeweise gewöhnlicher Leute“ sind wissenschaftliche psychologische Begriffe entgegenzusetzen. Seine Einstellung ist vielleicht am besten zu erkennen, wenn er der geschulten Selbstbeobachtung unter experimenteller Bedingungsvariation das Verfahren der naiven Introspektion gegenüberstellt, wenn er auf deren Selbsttäuschungen und die Beliebigkeit der Ergebnisse hinweist oder den Einfluss der unkritischen „Vulgärpsychologie“ auf psychologische Interpretationen nennt. Er sieht die Aufgabe der notwendigen intrasubjektiven und der intersubjektiven Kontrollen auf dem Wege, die Gesetze und „Gesetzlichkeiten“ zu erfassen, im Unterschied zu naiver Introspektion, persönlicher Lebenserfahrung und populärer Psychologie – auch wenn die heutigen Begriffe von Phänomenangemessenheit, von Validität und Reliabilität, von operationalisierter Hypothese und Hypothesenprüfung, noch nicht geprägt waren.

Wundts Wissenschaftsverständnis äußert sich auch darin, dass er häufiger als andere zeitgenössische Psychologen über die Aufgabe schreibt, Gesetze und Gesetzmäßigkeiten der Bewusstseinsvorgänge zu erkennen. Er differenziert jedoch, indem er mit Bezug auf die psychische Kausalität darlegt, dass zwar psychologische Gesetze bestehen, jedoch grundsätzlich keine Vorhersagen möglich sind. In der *Logik* verwendet er den Begriff der „Gesetzlichkeit“ statt des strikten „Gesetz“, denn damit sei ausgedrückt, dass es schöpferische (emergente) Vorgänge und singuläre Ereignisse gibt und Ausnahmen möglich sind. Diese vermittelnde Position darf jedoch nicht übersehen lassen, dass Wundt kaum am Einzelnen (Idiographik) interessiert war, sondern an den *Gesetzen* der allgemeinen Psychologie und an den *Gesetzlichkeiten* (Entwicklungsgesetzen) der Kultur-/Völkerpsychologie, d. h. ein reflektiertes „nomologisches“ Forschungsprogramm hatte.

Die Begriffe *Kategorienfehler* und *Reduktionismus* existieren noch nicht, doch ist unübersehbar, dass Wundts erkenntnistheoretische Kritik an einer unreflektiert physiologisch-naturwissenschaftlichen Psychologie solche Übertretungen meint. Wundts Forderung, eine enge Verbindung zur Philosophie bestehen, um die gemeinsame Erkenntniskritik zu fördern, scheint von vielen Psychologen nicht mehr geteilt worden zu sein.

3. 7. 3 Leitgedanken, Postulate, Prinzipien

Zum Thema der *Schlüsselkontroversen* und zur Einheit der Theoretischen Psychologie stehen in Wundts Werk eine große Zahl von Themen und Stellungnahmen. Zum Verständnis dieser Positionen ist jedoch der Zusammenhang mit seinen übergeord-

neten Leitideen und seinen wichtigsten Leitgedanken wichtig. Die Auswahl dieser Leitgedanken stützt sich auf eine Untersuchung zur Rezeption von Wundts Werk. Die Fragestellung ging davon aus, dass seit den 1880er Jahren Leipzig eine weltberühmte Adresse für die neue Psychologie war. Weshalb sank Wundts Einfluss nach der Jahrhundertwende, also noch zu Lebzeiten, rasch ab und weshalb wurde Wundt vom Gründervater fast zum Außenseiter? Da es in der Geschichtsschreibung der Psychologie nur wenige konkrete Hinweise gibt, wurde die Rezeption von Wundts Leitgedanken systematisch untersucht. Vor dieser Untersuchung waren Wundts *Leitgedanken* herauszuarbeiten, um überhaupt prüfen zu können, welche von ihnen in den zeitgenössischen Rezensionen und in den Lehrbüchern repräsentiert sind. Es ergaben sich ca. 30 Leitgedanken der Psychologie und Wissenschaftstheorie Wundts, die in einer Liste zusammengestellt und anschließend mit Zitaten und Kommentaren erläutert werden (Fahrenberg, 2011; S. 17-103). Im Zuge dieser Rezeptionsanalyse wurden mehrere fachliche Kontroversen, hauptsächlich in Aufsätzen und Rezensionen gefunden und geschildert (S. 105-141). Die meisten dieser Kontroversen sind wissenschaftstheoretische und methodologische Auseinandersetzungen. Sie sind aufschlussreich, denn sie lassen erkennen, welche Themen damals herausragten und welche Position Wundt einnahm, wo er sich kritisch äußerte und wie er sich gegen Repliken verteidigte. Beispiele sind das Thema der Messbarkeit psychischer Prozesse (Wundt-Zeller-Kontroverse im Anschluss an Kant), die Frage der adäquaten Methodik in der Denkpsychologie (Wundt-Bühler-Kontroverse), die Interpretation des psychophysischen Parallelismus (Wundt-Meumann-Kontroverse), Grundlagenforschung-Anwendung (Wundt-Meumann-Kontroverse).

Zu weiteren Beschreibung von *Schlüsselkontroversen* werden hier gerade aus dem Werk Wundts wichtige Positionen und die bereits manifesten Kontroversen ausgewählt, die ein hohes Potenzial für grundsätzlichen Widerspruch erkennen lassen.

Leitideen, Postulate und Prinzipien

In der Absicht, den Zugang zu Wundts Konzeption der Psychologie und der Wissenschaftslehre zu erleichtern, werden hier drei Ebenen unterschieden: (1) die übergeordneten allgemeinsten *Leitideen und Überzeugungen*, (2) *Postulate*, die für seine Konzeption der Psychologie unverzichtbar zu sein scheinen, und deren Aufgabe zu einer tiefreichenden Revision des gesamten Werks führen müssten und (3) andere Grundsätze, die als erfahrungsabhängige und modifizierbare *Prinzipien* oder nur als *Heuristiken* anzusehen sind. Auf jeder Ebene gibt es relative Unterschiede im kontroversen Gehalt von Grundsätzen. Diese Grundsätze werden hier mit Zitaten und kurzen Kommentaren skizziert (Fahrenberg, 2011, 2013).

(1) Entwicklungspsychologie des Geistes

Die fundamentale Aufgabe ist, eine umfassende Entwicklungstheorie des menschlichen Geistes von der Tierpsychologie bis zu den höchsten kulturellen Leistungen in Sprache, Religion und Ethik zu erarbeiten (Wundt, 1911). Wundt hat im Unterschied zu anderen Denkern seiner Zeit keine Schwierigkeiten, den geisteswissenschaftlichen Entwicklungsgedanken der deutschen Tradition mit Darwins biologischer Abstammungslehre zu verbinden. Nach Wundts Überzeugung kann die Psychologie aus ihrer Analyse der zentralen Prozesse des Bewusstseins zu bestimmen versuchen, welche psychischen Funktionen den Zusammenhang des Bewusstseins und darüber hinaus den allgemeinsten Zusammenhang der Kultur und der geistigen Entwicklung der Menschen tragen. Von den aktiven und schöpferisch-synthetischen (emergenten) Apperzeptionsprozessen des Bewusstseins ausgehend sieht Wundt die einheitsstiftende Funktion in den Willensvorgängen und bewussten Zwecksetzungen und Handlungen.

(2) Psychologische Anthropologie

In seiner *Einleitung in die Philosophie* schreibt Wundt (1909a, S. 83), Anthropologie sei die „Lehre von der psycho-physischen Natur des Menschen, wo sie Physiologie und Psychologie voraussetzt und dadurch zugleich ein Übergangsglied zur Geistesphilosophie bildet.“ – Wundts Gesamtwerk kann als eine interdisziplinär ausgerichtete Anthropologie mit psychologischem Fundament verstanden werden. In diese Sicht sind seine philosophischen Gedanken einzuordnen: die Kulturpsychologie als empirische „Vorhalle“ der Ethik verbunden mit seiner generellen „Humanitätsidee“ und seine Willenspsychologie als empirische Grundlage eines philosophischen Voluntarismus.

(3) Kritischer Realismus

Wundt stellt fest, dass „die Psychologie eine der Naturwissenschaft koordinierte Erfahrungswissenschaft ist, und dass sich die Betrachtungsweisen beider in dem Sinne ergänzen, dass sie zusammen erst die uns mögliche Erfahrungserkenntnis erschöpfen“ (Wundt, 1896, S.12). Seine Auffassung sei frei von Metaphysik, sei aber gewissen erkenntnistheoretischen Vorbegriffen verpflichtet, u.a. der Unterscheidung von Subjekt und Objekt in der Wahrnehmung und dem Prinzip der kausalen Verknüpfung, d.h. der Naturkausalität und dem *psychischen* Kausalprinzip (Wundt, 1904, S. 336). Mit dem Begriff des *kritischen Realismus* grenzt sich Wundt (1896-1898) ab: von der Transzendentalphilosophie, der Immanenzphilosophie, dem philosophischen Idealismus, dem Spiritualismus, dem Logizismus, dem Neuthomismus, dem Materialismus, dem Empiriekritizismus und den Anfängen der positivistischen Auffassungen (Mach, Avenarius, Cartanjen) und von der philosophischen Phänomenologie.

„Die Physiologie gibt über jene Lebenserscheinungen Aufschluss, welche sich durch unsere äußeren Sinne wahrnehmen lassen. In der Psychologie schaut der Mensch sich selbst gleichsam von innen an und sucht sich den Zusammenhang derjenigen Vorgänge zu erklären, welche ihm diese innere Beobachtung darbietet (*Grundzüge*, 1874, S. 1). Wundt hatte die anfängliche Definition der Psychologie als Wissenschaft der inneren Erfahrung später als inadäquat angesehen, da sie zu dem Missverständnis führen könne, innere und äußere Erfahrung würden sich auf zwei fundamental verschiedene Gegenstände beziehen (1986a). Wundt betont die „ursprüngliche Einheit der Erfahrung“, denn die äußere und die innere Erfahrung unterscheiden sich nicht nach dem Gegenstand, sondern bloß durch die Betrachtungsrichtung. „Die Naturwissenschaft sucht die Eigenschaften und wechselseitigen Beziehungen der Objekte zu bestimmen; sie abstrahiert daher durchgängig ... von dem Subjekt“; ihre Erkenntnisweise ist daher eine mittelbare, abstrakt begriffliche. Die Psychologie hebt diese Abstraktion wieder auf; sie betrachtet die subjektiven und objektiven Faktoren der unmittelbaren Erfahrung in ihren Wechselbeziehungen; ihre Erkenntnisweise ist daher eine unmittelbare, konkret anschauliche (System, 1919, I, S. 15 f). „Ich postuliere im Sinne meiner ‚realistischen‘ Erkenntnistheorie Objekte, das heißt räumlich-zeitliche, selbständig existierende Inhalte der Erfahrung als das ursprünglich Gegebene. Auch habe ich mich bemüht darzutun, dass noch alle Anstrengungen idealistischer oder dualistischer Erkenntnistheorien, die Objekte als ursprünglich subjektive Vorstellungen anzusehen, die dann erst nachträglich infolge irgendwelcher sekundärer Kriterien als Objekte gedacht würden, gescheitert sind und notwendig scheitern mussten (1904, S. 341). Die empirische Psychologie habe die Erfahrung in ihrer unmittelbaren Beschaffenheit und in ihrem ganzen Umfange und mit Rücksicht auf ihre Entstehungsweise im Subjekt zur Aufgabe.

Alle Erfahrung ist zunächst innere Erfahrung: „... was wir äußere Erfahrung nennen, ist von unseren Anschauungsformen und Begriffen beherrscht.“ Aus dieser Position folgt jedoch nicht zwingend, dass die von den Wissenschaften erstrebte einheitliche Weltanschauung notwendig eine idealistische sein müsse. Wir konstruieren nicht die Welt durch unser Denken (wie der spekulative Idealismus behauptet), sondern bilden die Objekte durch denkende Bearbeitung des Erfahrungsinhalts nach (*Logik*, 1920a, II, S. 414). „Gegenstände oder Dinge sind von unserem Willen unabhängige Komplexe von Empfindungen, denen räumliche Selbständigkeit und zeitliche Stetigkeit zukommt“ (S. 451).

Wundts tendenzieller Dualismus von innerer und äußerer Erfahrung (nicht von Seele und Leib) in den *Grundzügen* (1874; vgl. *Vorlesungen*, 1863, I, S. 1) hat sich zu einer monistisch klingenden Auffassung weiterentwickelt. Wundts Position wurde von ihm selbst und von einigen seiner Kritiker mit dem Begriff *kritischer Realismus* bezeichnet. Andere meinten, eine idealistische Tendenz zu erkennen, andere sogar einen Naturalismus und Positivismus. Diese Begriffe sind jedoch viel zu pauschal und missverständlich, um Wundts Differenzierungen, seine Epistemologie und

Methodologie zu kennzeichnen. Über seine Position des „kritischen Realismus“ äußerte er sich am ausführlichsten in der Kontroverse um den Empiriekritizismus und in der *Logik*.

(4) Einheitsstreben der Vernunft

Als allgemeinste Leitidee kann Wundts Auffassung von Erfahrungswissenschaft und Philosophie gelten. Er ist überzeugt, dass in jeder einzelnen Wissenschaft allgemeine Voraussetzungen philosophischer Art enthalten sind. Wundt bezeichnet sie als *metaphysisch*, weil sie jenseits der unmittelbaren Erfahrung liegen. Die Erkenntnistheorie soll den Wissenschaften helfen, ihre metaphysischen Anteile aufzufinden, zu klären und sich möglichst davon zu befreien. Die Psychologie und die anderen Wissenschaften sind hier stets auf die Hilfe der Philosophie und speziell auf die Logik und die Erkenntnistheorie angewiesen. Das Vernunftdenken strebt nach der Widerspruchsfreiheit des Denkens und hat in der formalen Logik eine zwingende Basis dafür geschaffen.

Aus diesem Einheitsstreben folgen auch die philosophischen und empirischen Bemühungen, trotz unterschiedlicher Erfahrungszugänge, an der Idee der psychophysischen Einheit des Menschen festzuhalten. Aber die menschliche Vernunft strebt auch nach einer Einheit im allgemeinsten Zusammenhang des Denkens und führt zu der Frage nach einer philosophischen Idee des Weltgrundes überhaupt. Einen letzten Weltgrund erkennen zu wollen, greift aber über die Grenzen der Wissenschaft und über die mögliche Erfahrung hinaus. Dieser Aufgabe muss sich die Philosophie stellen, so Wundt. Seine Metaphysik ist ein weiterer Kontext seiner Psychologie, auch wenn er meinte, dass seine empirische Psychologie, da sie zeitlich vorausging, unbeeinflusst blieb. Andererseits scheint er den inneren Zusammenhang der beiden Bereiche in der gemeinsamen „voluntaristischen Tendenz“ seines psychologischen und seines philosophischen Denkens nicht in Abrede zu stellen (siehe unten). Seine Konzeption des *metaphysischen* Voluntarismus (ähnlich Leibniz) bildet eine andere Ebene. Für die empirische Psychologie hält Wundt daran fest, dass sie unabhängig von den verschiedenen Lehren der Metaphysik sein soll. Sie soll einerseits induktiv verfahren, neue Methoden entwickeln und kombinieren, bestimmten Leitideen folgen, andererseits muss die Psychologie eine empirische Basis in der allgemeinen Erfahrung des Menschen haben. Psychologie soll nicht *deduktiv* aus einer metaphysischen Position gewonnen werden, ebenso wenig aus scholastischen Begriffsdefinitionen oder aus naiver Introspektion und persönlicher Lebenserfahrung. Den Zusammenhang dieser verschiedenen Ebenen in Wundts Denken zu interpretieren und seine eigentümliche Perspektivität in einem einheitlich gedachten (monistischen) System nachzuvollziehen, bleibt eine Aufgabe.

(5) Apperzeption

Die Apperzeption ist Wundts zentrales theoretisches Konzept. Er lehnt sich an die von Leibniz und Kant vertretene philosophische Auffassung an, Bewusstsein allgemein als Synthese zu begreifen, entwickelt daraufhin psychologische Konzepte und verwendet experimentalpsychologische Methoden wie die mentale Chronometrie komplexer Reaktionszeiten, um den apperzeptiven Prozess zu analysieren. Diese Apperzeptionstheorie folgt also einer philosophischen Leitidee und beinhaltet bei Wundt sowohl Postulate als auch empirisch abgeleitete Prinzipien und Forschungsmethoden. Wegen der zentralen Bedeutung dieser Apperzeptionstheorie für das Verständnis von Wundts Werk ist ein erläuternder Kommentar zweckmäßig, auch weil Wundt gerade mit dieser Konzeption wenig Anklang in seinem Umfeld und bei Kritikern fand.

Exkurs zu Wundts Apperzeptionstheorie

Unter Bewusstsein versteht Wundt den gesamten Inhalt der unmittelbaren Erfahrung, d.h. die Bildung von Vorstellungen aus Sinneseindrücken, in dem „Kommen und Gehen der Vorstellungen und Gefühle“ (*Grundzüge*, 1911a S. 297). Indem Wundt Psychisches als *aktuellen* Prozess definiert, verlässt er den ontologischen (philosophischen oder religiösen) Substanzbegriff der „Seelenwissenschaft“ und der traditionellen Psychologie. Die alte philosophische Idee, Bewusstsein als *Synthese* psychischer Tätigkeiten zu bestimmen, erhält durch Wundt eine experimentalpsychologische und neurophysiologische Fassung. „Den Eintritt einer Vorstellung in das innere Blickfeld wollen wir die Perzeption, ihren Eintritt in den Blickpunkt (oder das Aufmerksamkeitsfeld) die Apperzeption nennen“ (1874, S. 718; 1911, S. 307). Es gibt zwei hauptsächliche Bestimmungsmerkmale: die Klarheit der Apperzeption und die verschiedenen Grade (Schwellen und Stufen) des Bewusstseins.

Das Klarer werden eines bestimmten Bewusstseinsinhaltes ist im „Zustand der Aufmerksamkeit“ mit einem typischen Gefühl verbunden (*Grundzüge*, 1908, S. 381). Die Zuwendung der Aufmerksamkeit ist zunächst Bewusstseinssteigerung, verbindet sich apperzeptiv mit Gefühlstönen von zunehmender Klarheit und Spannung und tendenziell mit anderen Gefühlstönen und willentlichen Vorgängen. Psychologische Untersuchungen und auch Messungen sind geeignet, die Spannweite der Aufmerksamkeit, äußere und innere Störungen der Aufmerksamkeit, Oszillationen der Aufmerksamkeit, Erwartung und Ermüdung, Überadaptation und Unteradaptation zu beschreiben (1908, S. 579 ff).

Apperzeption bedeutet zunächst, dass im Vergleich zu den elementaren und passiven Assoziationsvorgängen aktive und selektive Prozesse stattfinden, beispielsweise die willentliche Aufmerksamkeitssteuerung. Wundt entwickelt ein kompliziertes Annahmengenfüge. Er folgt nur teilweise der Assoziationspsychologie der

englischen Autoren John Locke, David Hartley, David Hume, Thomas Brown und Alexander Bain und bezieht sich ausdrücklich auf den von Gottfried Wilhelm Leibniz in die Philosophie eingeführten Begriff *Apperzeption*. Dieser Begriff hat zwei Bedeutungen: Erstens eine klare Vorstellung gegenüber einer dunklen, bloßen Perception, und, zweitens, die Aufnahme einer Vorstellung in das Selbstbewusstsein. Kant und Herbart meinen mit Apperzeption hauptsächlich eine an das denkende Selbst gebundene „Synthesis“ bzw. Einheitsfunktion (zur langen philosophischen Ideengeschichte vgl. Janke & Hermann, 1971; Lüdtke, 1911; zu Aufmerksamkeit vgl. Neumann, 1971). Demgegenüber strebt Wundt zunächst „eine rein empirisch-psychologische Bestimmung“ an, möchte die Beziehung zum Selbstbewusstsein völlig bei Seite lassen und von Leibniz nur das erste Merkmal, die relative Klarheit der Bewusstseinsinhalte übernehmen und zum alleinbestimmenden Merkmal machen (1911a, S. 322 f). An anderer Stelle greift Wundt (1911a, S. 354) jedoch die zweite Bedeutung auf, indem er die Apperzeption mit den an sie gebundenen Gefühlen und Vorstellungskomponenten als die „Hauptträgerin des Selbstbewusstseins“ bezeichnet und dieses Selbstbewusstsein als Ich und als die individuelle Persönlichkeit“ bezeichnet (in einem *psychologischen* und nicht philosophisch-idealistischen Sinn).

Wundt kritisiert die Assoziationspsychologie und meint, dass für die Verknüpfung von gleichförmigen Bewusstseinsselementen nicht hauptsächlich die Wiederholungshäufigkeit maßgeblich ist; er hält die „vier alten Assoziationsprinzipien“ [d.h. Ähnlichkeit, Kontrast, Kontiguität, Wiederholung] für viel zu einfach und ungenügend. Als Hauptformen der *assoziativen Verbindungen* unterscheidet Wundt Verschmelzungen, Assimilation, Komplikationen, d.h. die Verbindung von Vorstellungen und Gefühlen disparater Sinnesgebiete, assimilative und sukzessive Erinnerungsassoziationen. Demgegenüber nennt er als Hauptformen der komplexen *apperzeptiven Verbindungen* die synthetischen, analytischen und kombinierten Apperzeptionen. Wundt differenziert diese Aspekte noch weiter, gestützt auf Daten und Methoden aus Leipziger Experimentalforschung (1911a, S. 500-554) und beschreibt: verbindende und zerlegende Funktionen, Agglutination von Vorstellungen, Verschmelzungen, insbesondere bei Sprachformen, wobei es zwei Folgen geben kann: „die Verdichtung und Verschiebung der Vorstellungen“ (1911a, S. 545; 1880, S. 310). Solche Verbindungen sind reichhaltiger durch Stellvertretung eines Begriffs, zerlegende Funktionen der Nachbildung, der Neuerzeugung in Phantasietätigkeit und begrifflicher Vermischung.

Am Beispiel der Sprache erläutert Wundt das Schema der sprachlichen Assoziation einer vollständigen Wortvorstellung, d.h. von Schriftbild und Artikulationsbewegung, in beiderlei Richtung mit veränderlicher, individuell übungsbedingter Stärke und Richtung des Assoziierens und er weist auf das begleitende Tätigkeitgefühl hin. Wundt grenzt beide Typen *psychischer Verbindungen* wegen der fortwährenden Übergänge assoziativer und apperzeptiver Prozesse nicht scharf voneinander ab bzw. hat seine frühere Begriffsbildung relativiert. Während bei dem Vorgang der

einfachen Assoziationen, elementare Inhalte verbunden werden (der geschriebene Buchstabe und der Laut), sind mit Apperzeption höhere Integrationsprozesse gemeint. Es sind also Unterschiede der Komplexität, denn in die apperzeptiven Prozesse gehen auch Erwartungen und Willenstätigkeit ein, und es kommt zu einer „schöpferischen Synthese“ von Elementen zu Gebilden mit neuen Attributen (Emergenzprinzip). Die Apperzeptionsverbindung ist ein Prozess höherer Stufe gegenüber den Assoziationen und baut sich aus diesen auf, jedoch nicht in einem einfachen additiven Sinn (1911a).

Apperzeption bezeichnet also ein Annahmengenüge über den integrativen Prozess der Bewusstseinstätigkeit, d.h. selektive Aufmerksamkeits-Steuerung, aktive kognitive, emotionale und volitionale Integrationsleistungen, und die Initiierung von Handlungstendenzen (Willenstätigkeit). In Wundts heuristisch gemeinter neuropsychologischer Konzeption werden die apperzeptiven Leistungen fronto-kortikalen Strukturen zugeschrieben.

Postulate

Aktualität des Bewusstseins statt Seelenbegriff

Wundts *Aktualitätstheorie* ist für das Verständnis seiner empirischen Psychologie an erster Stelle zu nennen: Psychisches ist ein veränderlicher Bewusstseinsprozess ohne ein metaphysisches Seelenprinzip. "Seele heißt demnach das Subjekt, dem wir alle einzelnen Tatsachen des psychischen Lebens als Prädikate beilegen. Jenes Subjekt selbst ist überhaupt nur durch seine Prädikate bestimmt. Die Beziehung der letzteren auf eine gemeinsame Grundlage soll nichts weiter als ihren gegenseitigen Zusammenhang ausdrücken. Hiermit scheiden wir sogleich eine Bedeutung aus, die das natürliche Sprachbewusstsein immer mit dem Begriff Seele verbindet. Ihm ist die Seele nicht nur ein Subjekt im logischen Sinne, sondern eine Substanz, ein reales Wesen, als dessen Äußerungen und Handlungen die sogenannten Seelentätigkeiten aufgefasst werden." (Wundt, 1908, 240 ff).

Das Seelische (Geistige) ist nicht strukturell oder gar substantiell zu bestimmen, sondern nur als „unmittelbare Wirklichkeit des Geschehens in der psychologischen Erfahrung“ (Wundt, 1920b, S. 393). Seele ist ein Ausdruck für die in beständigem Flusse befindliche innere Erfahrung. Sein Postulat der *Aktualität* hat weitreichende theoretische Konsequenzen für die Definition der Psychologie, denn die *Verbindungen des Bewusstseins*, d.h. die aktiv organisierenden Prozesse, werden nicht mehr durch einen zugrundeliegenden Träger erklärt. Es gilt, die Prinzipien und Gesetzmäßigkeiten dieser Verbindungen aufzuklären, d.h. – in heutigen Begriffen – eine empirisch fundierte Prozesstheorie zu entwickeln. Diese Auffassung führt zu Wundts Apperzeptionstheorie.

Kategorienlehre

In seiner *Logik* schreibt Wundt ausführlich über die traditionelle philosophische Kategorienlehre, d.h. auch über Aktualität und Substantialität sowie über Kausalität und Finalität als zwei Aspekte des Satzes vom zureichenden Grund. Die speziellen, für die Psychologie fundamentalen Kategorien erläutert er an verschiedenen Stellen: den *Subjektbezug*, die *Wertbestimmung* (Wertorientierung), die *Willenstätigkeit* und die *Zwecksetzung* (u.a. Wundt, 1894; 1921, S. 15-19). Er verwendet häufiger die Formulierung „der Mensch als wollendes und denkendes Subjekt“, um die Gemeinsamkeit mit den Geisteswissenschaften und den kategorialen Unterschied zu den Naturwissenschaften zu kennzeichnen.

Psychophysischer Parallelismus: Naturkausalität und psychische Kausalität:

Wundt stellt fest: „... überall wo regelmäßige Beziehungen zwischen psychischen und physischen Erscheinungen bestehen, sind beide weder identisch noch ineinander transformierbar, denn sie sind an sich unvergleichbar; aber sie sind einander in der Weise zugeordnet, dass gewissen psychischen gewisse physische Vorgänge regelmäßig entsprechen oder, wie man bildlich ausdrückt, ‚einander parallel‘ gehen“ (Wundt, 1903, S. 769; 1904). Statt aber, wie andere, bei dieser Position stehen zu bleiben, untersucht er die Konsequenzen. Die innere Erfahrung hat zwar ihre Grundlage in den Funktionen des Gehirns, aber es gibt keine *körperlichen* Ursachen psychischer Veränderungen. Wenn psychische Zustände nur aus psychischen Zuständen entstehen, dann ist eine psychische Kausalität zu postulieren. Die psychische und die physische Kausalität sind jedoch nicht im dualistisch-metaphysischen Sinne einander entgegengesetzt, sondern hängen vom Standpunkt der Betrachtung ab (Wundt, 1894; 1897; 1902-1903). Die Postulate lauten: Kausale Erklärungen in der Psychologie müssen sich damit begnügen, zu den Wirkungen die vorausgegangenen Ursachen aufzusuchen, ohne jedoch genaue Vorhersagen ableiten zu können. Ausführlich beschreibt Wundt am Beispiel der Willenshandlungen die mögliche Umkehrung der Betrachtung von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, und erläutert, wie sich kausale und teleologische Erklärungen zu einer „koordinierten Betrachtung“ ergänzen können. Dieser Perspektiven-Wechsel auf der *kausal-finalen Achse* der wissenschaftlichen Analyse ist eine anspruchsvolle strategische Konzeption. – Von diesen erkenntnistheoretischen Postulaten ist Wundts Einstellung zum Leib-Seele-Problem in ontologischer Hinsicht zu unterscheiden. Wundt folgt Leibniz‘ Idee des Psychophysischen Parallelismus. Diese Auffassung hat Wundt nicht immer eindeutig vertreten; es scheint ihm schwer gefallen zu sein, auch für die kompliziertesten Phänomene, wie die schöpferischen Prozesse, eine vollständige neuronale Repräsentation anzunehmen (*Über psychische Kausalität und das Prinzip des psychischen Parallelismus*, 1894). Es liegt in der Konsequenz dieser Diskussionen, dass Wundt den

psychophysischen Parallelismus als ein nur heuristisches Prinzip bezeichnete: „Ich halte den metaphysischen Parallelismus für genau ebenso unhaltbar und willkürlich wie den Cartesianischen Dualismus oder den Berkeleyschen Idealismus“ (1904, S. 361; in einer Fußnote wendet er sich gegen den „Cartesianischen Influxus physicus“). Seine Auffassung des psychophysischen Parallelismus ist nicht ontologisch gemeint, sondern als Heuristik in erkenntnistheoretischer und methodologischer Hinsicht. Wundt unterstreicht später die „relative Unzulänglichkeit des heuristischen Parallelprinzips“, denn die Aufgabe erschöpfe sich ja nicht darin, nur den Zusammenhang der psychischen und der physischen Prozesse aufzuzeigen.

Wegen dieser Relativierung kann eigentlich nicht von einem fundamentalen *Postulat* gesprochen werden, sondern nur von einem methodologischen *Grundsatz*: Psychische Prozesse müssen hinsichtlich ihrer psychischen Kausalität von Grund und Folge, physische Sachverhalte nach ihrer Natur-Kausalität in Ursache-Wirkungs-Ketten analysiert werden.

Die Annahme des psychophysischen Parallelismus und Auffassung des Psychischen als Prozess (Aktualitätsprinzip) bilden die Grundlagen seines Systems. Die parallelistische Sicht führt konsequent zur Unterscheidung der psychischen Kausalität von der Naturkausalität, zur Konzeption einer eigengesetzlichen psychischen Kausalität und der zugehörigen Prinzipienlehre mit ihren eigenständigen Erkenntnisprinzipien. Die erkenntnistheoretische Verbindung besteht in der *koordinierten Anwendung* des Kausalprinzips und des Zweckprinzips, die zusammen die der Psychologie adäquate Erkenntnisstrategie bilden.

„Da der Mensch ein Naturwesen ist, so ist er in allem, was er denkt, fühlt und tut, den Einflüssen der physischen Natur unterworfen, und zwar sowohl denen seiner eigenen physischen Natur, wie denen seiner natürlichen Umgebung. Auch ist es einleuchtend, dass sich diese Natureinflüsse nur infolge einer zwar naheliegenden und zweckmäßigen, aber im letzten Grunde doch willkürlichen Abstraktion von den geistigen Einflüssen sondern lassen. Der Mensch ist ja keine Vereinigung von zwei verschiedenartigen Substanzen, sondern ein einheitliches Ganzes; dessen Eigenschaften unsere unterscheidende Begriffsbildung zu einer Sonderung physischer und psychischer Erscheinungen veranlassen. Aber wie diese in der Wirklichkeit niemals getrennt vorkommen, so lassen sie sich nicht einmal getrennt denken. Unser Vorstellen, Fühlen und Handeln schließt überall einen sinnlichen Inhalt ein, den es nur aus dem Zusammenhang mit der physischen Natur empfangen kann. Dieser Zusammenhang, der den einzelnen Menschen beherrscht, gilt nicht minder für die Verbindung der einzelnen. Die Organisation der Gesellschaften und Gemeinschaften beruht auf physischen Lebensbedingungen, und auch sie ist daher nie eine bloß geistige, sondern immer zugleich eine physische Organisation“ (*Logik*, 1921, S. 35).

Der einheitliche Lebensprozess in seinen verschiedenen Ansichten wird nur aus methodologisch-heuristischen Gründen in den wissenschaftlichen Untersuchungen in zwei parallel laufende, nicht reduzierbare Ketten aufgegliedert: einerseits Na-

turkausalität der Hirnfunktionen, andererseits psychische Kausalität von Grund und Folge in den Bewusstseinsvorgängen und anderen geistigen Prozessen. – Wundt vergleicht diese Perspektivität mit der physikalischen und der chemischen Sicht auf ein Kristall (1896-1898), erläutert dabei aber nicht das Problem dieser Analogie, dass sie sich ja nur auf zwei naturwissenschaftliche Begriffe auf derselben „kategorialen Stufe“ der Physik bezieht, also weder Kategorien-Systeme übergreift, noch den Kausalnexus und Finalnexus kontrastieren lässt. (Auch Fechners Metapher zur Kennzeichnung des Parallelismus, d.h. die mal konvexe, mal konkave Ansicht eines Kreises unterliegt diesem Einwand, dass der wichtige Unterschied der Kategorien-ebenen nicht bedacht ist.

Heute bereitet es keine Denkschwierigkeiten, für ausnahmslos alle Bewusstseinsvorgänge eine neuronale Grundlage anzunehmen. Für Wundt schien es dagegen zeitweilig schwierig zu sein, die wirklichen Neubildungen im apperzeptiven Prozess (schöpferische Synthese, Heterogonie der Zwecke) in dieser Betrachtung unterzubringen. Wie soll die Kausalanalyse der Ursachenkette der Gehirntätigkeit – regressiv – solche besonderen Neubildungen erschließen können? Also bleibt nur die regressive Analyse der *zugrunde liegenden Willenstätigkeit* nach dem Zweckprinzip. Dadurch erhalten jedoch zumindest die höheren schöpferischen Formen der apperzeptiven Tätigkeit eine Ausnahmestellung. Eine Vorstellung, wie komplex die Organisation des ZNS ist, hatte Wundt bereits in seinen *Grundzügen* dargestellt, nicht zuletzt im Hinblick auf sein neuropsychologisches fronto-kortikales Modell der Apperzeption. Doch Wundt zögerte zeitweilig, dem Postulat eindeutig zu entsprechen: ausnahmslos alle Bewusstseinsvorgänge, sämtliche Willensvorgänge und Synthesen haben, ebenso wie die erkenntnistheoretische Reflexion über diese Prozesse, eine neuronale Basis (siehe die Kontroverse mit Meumann, 1904; Fahrenberg, 2011; S. 399 ff).

Prinzipien der „psychischen Kausalität“

Die Bewusstseinspsychologie und die Gehirnphysiologie bilden zwei kategorial grundverschiedene Betrachtungsweisen. Die empirische Psychologie muss sich deshalb *eigenständigen Erkenntnisprinzipien* folgen und spezielle Methoden heranziehen oder entwickeln. Wundt hat begrifflich nicht zwischen den speziellen Kategorien der traditionellen Kategorienlehre und Relationsbegriffen unterschieden. Mit den Prinzipien der psychischen Kausalität sind „einfache, nicht weiter ableitbare Voraussetzungen der Verknüpfung seelischer Tatsachen“ gemeint, d.h. Relationsbegriffe, aus denen Forschungsstrategien abzuleiten sind (siehe unten).

Definition der Psychologie

Wundt stellt sich der Aufgabe, das weite Feld der Psychologie zwischen Philosophie und Physiologie, zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, neu zu bestimmen. An die Stelle der metaphysischen Abgrenzung als „Seelenlehre“ tritt die wissenschaftstheoretisch unterlegte Definition der Psychologie als Bewusstseinspsychologie mit eigenständigen Kategorien und Erkenntnisprinzipien sowie physiologischen Hilfsmethoden. Psychologie ist keine Wissenschaft der individuellen „Seele“.

Das Leben ist ein einheitlicher, psychischer und physischer, Ablauf, der auf unterschiedliche Weise betrachtet werden kann, um allgemeine Gesetzmäßigkeiten, insbesondere die psychologisch-historischen und die biologischen Entwicklungsgesetze zu erkennen. Wundt widerspricht energisch der seit Herbart mächtigen Tradition, vor allem im Sinne einer einseitig intellektuellen, kognitiven und mathematischen Psychologie zu denken. Wundt verlangt, die emotionalen und die willentlichen Funktionen, neben den kognitiven, als gleich wichtige Aspekte eines einheitlichen und auch psychophysischen Prozesses zu begreifen. Nicht die einzelnen Elemente, sondern die „beziehenden Verknüpfungen“ in den apperzeptiven Leistungen und in der willentlichen Ausrichtung des Bewusstseinsprozesses bilden Wundt zufolge das Hauptthema der Psychologie: in der Allgemeinen Psychologie sowie in der kulturellen Entwicklung.

Psychologie kann nicht auf Physiologie reduziert werden

„Die Physiologie gibt über jene Lebenserscheinungen Aufschluss, welche sich durch unsere äußeren Sinne wahrnehmen lassen. In der Psychologie schaut der Mensch sich selbst gleichsam von innen an und sucht sich den Zusammenhang derjenigen Vorgänge zu erklären, welche ihm diese innere Beobachtung darbietet“ (1874, S. 1). „Mit zureichender Sicherheit lässt sich wohl der Satz als begründet ansehen, dass sich nichts in unserem Bewusstsein ereignet, was nicht in bestimmten physiologischen Vorgängen seine körperliche Grundlage fände. Die einfache Empfindung, die Synthese der Empfindung zu Vorstellungen, die Assoziation und Wiedererweckung der Vorstellungen, endlich die Vorgänge der Apperzeption und der Willenserregung sind begleitet von physiologischen Nervenprozessen. Andere körperliche Vorgänge, wie insbesondere die einfachen und komplizierten Reflexe, gehen an und für sich nicht ein in das Bewusstsein, bilden aber wesentliche Vorbedingungen der bewussten oder im engeren Sinne psychologischen Tatsachen“ (1874, S. 858 f). Die Hilfsmittel der Physiologie bleiben jedoch grundsätzlich unzureichend für die Aufgabestellung der Psychologie. Ein solches Beginnen sei sinnlos, „weil es dem Zusammenhang der psychischen Vorgänge selbst verständnislos gegenüberstehen würde, auch wenn uns der Zusammenhang der Gehirnvorgänge so klar vor Augen stünde wie der Mechanismus einer Taschenuhr“ (Wundt, 1903, S. 777).

Die Physiologische Psychologie hat eine Zwischenstellung

Der *physiologischen Psychologie* weist Wundt die Aufgabe zu: „*erstlich* diejenigen Lebensvorgänge zu erforschen, welche, zwischen äußerer und innerer Erfahrung in der Mitte stehend, die gleichzeitige Anwendung beider Beobachtungsmethoden, der äußeren und der inneren, erforderlich machen, und *zweitens* von den bei der Untersuchung dieses Gebietes gewonnenen Gesichtspunkten aus die Gesamtheit der Lebensvorgänge zu beleuchten und auf solche Weise wo möglich eine Totalauffassung des menschlichen Seins zu vermitteln“ (1874, S. 2).

„Das Attribut ‚physiologisch‘ will nicht sagen, dass sie [die physiologische Psychologie] die Psychologie auf Physiologie zurückführen wolle – was ich für ein Ding der Unmöglichkeit halte –, sondern dass sie mit physiologischen, d.h. experimentellen Hilfsmitteln arbeitet und allerdings mehr, als es in der sonstigen Psychologie zu geschehen pflegt, auf die Beziehungen der psychischen zu den physischen Vorgängen Rücksicht nimmt“ (1896, S. 21).

Wundts Ansatz der empirischen Psychologie folgt vor allem aus seinen Arbeiten zur Sinnesphysiologie, die seines Erachtens zeigten, dass Wahrnehmungsvorgänge bestimmte Gesetzmäßigkeiten aufweisen, die in den Begriffen der damaligen Physiologie nicht zu interpretieren waren, sondern „psychologische“ Erklärungen nahe legten. Die psychologischen Aspekte der Sinneswahrnehmung erläutert Wundt im Kapitel *Sinnesempfindungen* seines Lehrbuchs der Physiologie (1865), wenn er Fechner sowie Helmholtz referiert und auf eigene Untersuchungen eingeht. Noch deutlicher sind diese „Anschauungen über das Wesen der psychischen Prozesse, insbesondere über ihre Mitwirkung bei den Sinneswahrnehmungen“ in zwei Aufsätzen aus diesen Jahren zu erkennen: *Neuere Leistungen auf dem Gebiete der physiologischen Psychologie*, 1867, und *Über die Entstehung räumlicher Gesichtswahrnehmungen*, 1869). Wundts Einstellung ist auch im Hinblick auf die spätere Diskussion über das Thema „unbewusste Schlüsse) wichtig (siehe Helmholtz im Abschnitt 3.13).

Die Psychologie ist keine Naturwissenschaft

Die empirische Psychologie ist keine Naturwissenschaft, aber sie stützt sich, wenn möglich, in der Allgemeinen Psychologie auch auf physiologische Methoden: bei der Untersuchung der Sinnesempfindungen (Psychophysik), der Aufmerksamkeit und der apperzeptiven Prozesse (mentale Chronometrie) und des Gefühlsausdruck (Psychophysiologie).

Psychologie ist Bewusstseinspsychologie

Dass die Psychologie eine Psychologie des Bewusstseins sein muss, ist Wundt aus epistemologischen und methodologischen Gründen evident. Unbewusste psychische Vorgänge zum Thema der wissenschaftlichen Psychologie zu machen, lehnt Wundt mehrfach ab. Wundts Reserviertheit hinsichtlich der hypostasierenden Annahme des „Unbewussten“ könnte von der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Philosophie des Unbewussten (Carus, Fechner, von Hartmann u.a.) beeinflusst sein; bereits zu jener Zeit gab es Beiträge zur Begriffskritik bzw. Klärungsversuche (u.a. Achelis, 1884). Noch vor Sigmund Freud gab es einflussreiche Autoren wie den Philosophen Eduard von Hartmann (1901), der eine Metaphysik „des Unbewussten“ postulierte und von seiner eigenen Metaphysik des Unbewussten so überzeugt war, dass er Wundts Psychologie und Philosophie daran maß und scharf kritisierte.

Wundt hat zwei grundsätzliche Einwände. Er lehnt jede primär metaphysisch begründete Psychologie ab und er sieht keinen zuverlässigen methodischen Zugang. Dem Neurophysiologen Wundt wird es selbstverständlich gewesen sein, dass nur ein kleiner Ausschnitt der neuronalen Aktivität überhaupt potenziell bewusstseinsfähig ist und auch bewusst wird; dem Sinnespsychologen war auf vielen Gebieten geläufig, z.B. beim Phänomen der Größenkonstanz in der visuellen Wahrnehmung, wie im Sinnesapparat Vergleichsoperationen und logisch wirkende Inferenzen („unbewusste Schlüsse“) ablaufen: Eine menschliche Figur wird ungeachtet der Entfernung als Mensch und nicht als Zwerg erkannt. Wundts Überlegungen in dieser Anfangsphase sind auch in diesem Bezugsrahmen zu interpretieren. Es gibt weitere Gründe, weshalb Wundt dem Begriff unbewusster Vorgänge bzw. des Unbewussten wahrscheinlich nicht weiter folgen mochte. Darüber hinaus hatte sich Wundt (1879, 1892) ausführlich mit der damals aufkommenden und problematischen Richtung des Hypnotismus und besonders kritisch mit dem Spiritismus befasst. Wundt erläutert, dass die sogenannten „hypnotischen Experimente“ keine zuverlässigen Methoden sind, da sie in ihrem eigenartigen Ablauf und in dem Mangel genauer Selbstbeobachtung den Kriterien des psychologischen Experimentalverfahrens nicht genügten. Er sah in beiden populären Richtungen Gefahren (Wundt-Zöllner-Kontroverse).

Psychologie ist empirische Geisteswissenschaft

Wundt ist von der dreifachen Stellung der Psychologie überzeugt: als Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung steht sie den Naturwissenschaften gegenüber, die sich auf mittelbare Erfahrungsinhalte beziehen und vom Subjekt abstrahieren; als Wissenschaft „von den allgemeingültigen Formen unmittelbarer menschlicher Erfahrung und ihrer gesetzmäßigen Verknüpfung ist sie die Grundlage der Geisteswissenschaften“; unter allen empirischen Wissenschaften ist sie diejenige, „deren Ergebnisse zunächst der Untersuchung der allgemeinen Probleme der Erkenntnistheorie wie der

Ethik, der beiden grundlegenden Gebiete der Philosophie, zu statten kommen“ (Wundt, 1920b, S.18 f)

Die Psychologie verwendet und kombiniert verschiedene Methoden

Noch am Anfang seiner *Grundzüge* setzt sich Wundt (1874) mit Kants Methodenkritik auseinander, um dessen Einwände zu widerlegen. Im Hinblick auf Messbarkeit hat sich Wundt später deutlich an Kant angenähert. Kants Einwände hinsichtlich der Verfälschung der Selbstauskünfte hat Wundt nicht systematisch behandelt, doch stammt wohl von hier (und durch seine Forschung bzw. Lehrbücher der Medizin) sein Bestreben nach wissenschaftlicher Kontrolle, d.h. im Anschluss an Fechners Psychophysik entweder physikalische, motorische oder vegetative Größen zur „Verankerung“, als Hilfsmittel psychologischer Methoden, heranzuziehen, um dem wissenschaftlichen Anspruch der Selbstbeobachtung eher gerecht zu werden. Wundt verlangt: Nicht naive Introspektion von ungeübten Personen, sondern erst die trainierte, experimentell kontrollierte, häufig wiederholte Selbstbeobachtung ist eine wissenschaftliche Methode.

Aus der Aufgabenstellung der empirischen Psychologie, den eigenständigen Kategorien und Erkenntnisprinzipien folgt, dass verschiedenartige Methoden zu verwenden und auch zu kombinieren sind. Dazu gehören psychophysische Methoden der Sinnespsychologie, Beobachtung und Selbstbeobachtung unter experimentellen Bedingungen, Messung von Reaktionszeiten, psychophysiologische Registrierungen sowie die kritische psychologische Interpretation, insbesondere die vergleichende Interpretation in der Völkerpsychologie.

3. 7. 4 Erkenntnistheorie und Methodologie (Wissenschaftstheorie)

Wundt entwickelte seine Wissenschaftstheorie der Psychologie – die erste überhaupt – in einem weiten theoretischen Horizont, der durch seine neurophysiologischen, psychologischen und philosophischen Arbeiten bestimmt war. Er postuliert den Prozesscharakter des Bewusstseins und gibt den Transzendenzbezug des Seelenbegriffs auf. Der Mensch als *denkendes und wollendes Subjekt* ist nicht in den Begriffen der Naturwissenschaften zu erfassen; die Psychologie erfordert spezielle *Kategorien* und eigenständige *Erkenntnisprinzipien*. Sie ist einerseits empirische *Geisteswissenschaft*, soll jedoch andererseits ihre physiologischen Grundlagen nicht ausklammern. Wundts Ansatz ist perspektivisch, er verlangt ein „komplementäres“ Denken in verschiedenen Bezugssystemen und einen entsprechenden Wechsel der Methoden. Die

Psychologie soll mit der Philosophie in Verbindung bleiben, um die Erkenntniskritik der unter Psychologen verbreiteten metaphysischen Voraussetzungen zu fördern.

Psychische Kausalität und Naturkausalität sind einander ergänzende Erklärungsweisen

Aus der Grundannahme des psychophysischen Parallelismus folgt, dass psychische Vorgänge nicht kausal (interaktionistisch) aus körperlichen abgeleitet werden können. Wundt postuliert deshalb eine *psychische Kausalität*, welche den eigenen Zusammenhang der Bewusstseinsinhalte herstellt. Die Stetigkeit des psychischen Geschehens ist Bedingung und zugleich Folge dieser psychischen Kausalität. Die psychische und die physische Kausalität sind nicht im dualistisch-metaphysischen Sinne einander entgegengesetzt, sondern ein und dieselbe Kausalität ist es, die je nach dem Standpunkt der Betrachtung und nach der Art der denkenden Verarbeitung sich als psychische (geistige) oder als physische Kausalität darstellt (1894; 1897, S. 301 ff, S. 593; 1903, 744 ff). „Auch in dieser Hinsicht [auf die Lebensvorgänge bezogen] sind aber psychische und physische Kausalität nicht Erkenntnisformen, die sich aufheben, sondern sich ergänzen, da sie beide lediglich verschiedenen, sich ergänzenden Standpunkten einem und demselben Erfahrungsinhalte gegenüber angehören“ (1903, S. 756).

Ausgang dieser Überlegungen ist der allgemeingültige Satz vom Grund: Nichts ist ohne zureichenden Grund, weshalb es ist. Wundt interpretiert diesen Satz für die Psychologie auf eine Weise, die sich zwar an frühere Auffassungen von Kausal- und Finalnexus anlehnt, aber eine neue Sicht ergibt. Jedes Kausalitätsdenken ist Anwendung des Satzes vom Grunde. In Bewusstseinsvorgängen, insbesondere in den Willensvorgängen, erleben wir die Verknüpfung von Grund und Folge unmittelbar und anschaulich. Desgleichen bilden diese Verknüpfungen im Geistigen ein oberstes logisches Erkenntnisprinzip, es muss also auch für alle Geisteswissenschaften gelten. Wundt diskutiert den mehrdeutigen Begriff des Kausalprinzips. Die allgemeine Relation von Grund und Folge ist das übergeordnete Prinzip, dem die menschliche Vernunft in ihrem Streben nach Einheitlichkeit der Erkenntnis folgt. Die *Naturkausalität* ist ein besonderer Fall, gekennzeichnet durch das Hinzutreten spezieller Bedingungen, d.h. durch den Bezug auf Materie und auf Sätze wie „Gleichartigkeit der Wirkungen“ und „Erhaltung der Energie“. Wundt reserviert das Kausalprinzip als Natur-Kausalität für die physische Seite bzw. die Objektwelt. Die Hirnphysiologie läuft ab nach ihrer Natur-Kausalität (mit Bezug auf Materie, Äquivalenz von Ursache und Wirkung, Erhaltung der Energie). Aber die Bewusstseinsprozesse folgen einer kategorial eigenständigen, psychischen Kausalität.

Kausale Erklärungen in der Psychologie müssen sich damit begnügen, zu den Wirkungen die vorausgegangenen Ursachen und Bedingungen aufzusuchen, aber

aus diesen Ursachenkomplexen sind keine Vorhersagen abzuleiten. Die in den Naturwissenschaften so erfolgreiche Methode der Deduktion versagt in der Psychologie und in den Geisteswissenschaften, denn die Eigenschaften des Entstehenden sind nicht bereits vollständig in den Komponenten jenes aktuellen Prozesses enthalten. Dies folgt aus der Eigenart des Bewusstseinsprozesses, die u.a. mit den Prinzipien der schöpferischen Synthese und der Heterogenie der Zwecke erfasst ist. Die Veränderlichkeit der psychischen Zustände bedingt die Unmöglichkeit, Kausalverhältnisse in Form von Kausalgleichungen aufzustellen (*Über psychische Kausalität*, S.108). Das Prinzip der Äquivalenz von Ursache und Wirkung, welches das Naturgeschehen beherrscht, ist auf das psychische Geschehen nicht anwendbar. Hier besteht vielmehr ein Gesetz des Wachstums der Werte, und zwar extensiv, indem die Mannigfaltigkeit der geistigen Entwicklungen fortwährend sich erweitert, intensiv, indem die entstehenden Werte graduell immer mehr zunehmen (*System*, 1897, S. 304, 336). Der Wert der geistigen Entwicklung beruht nicht auf quantitativen Verhältnissen, sondern allein auf dem qualitativen Inhalt der Erzeugnisse ("Gesetz des Wertwachstums"). Wundt formuliert weitere Erkenntnisprinzipien, nach denen sich das psychische Geschehen gegenüber der Naturkausalität betrachten und ordnen lässt. Dazu gehören unter anderen: das *Prinzip der schöpferischen Synthese* und das *Prinzip der beziehenden Analyse* (siehe unten).

Ausführlich beschreibt Wundt die mögliche Umkehrung der Betrachtung von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, und erläutert, wie sich Formen kausaler und teleologischer Erklärungen ergänzen können. Wenn er für das Zurückgehen und das Fortschreiten in diesen Ketten die Begriffe Regresses und Progresses verwendet, entspricht es dem – von ihm nicht verwendeten – Begriff der *kausal-finalen Achse*, d.h. der möglichen Umkehrung der Perspektive. Das aktuelle Zweckprinzip ist nur ein regressives Kausalprinzip, eine Umkehrung der Kausalbetrachtung (*Logik*, 1919, I, S. 631). Auch der psychische Prozess ist kausal bestimmt, wenn auf der *kausal-finalen Achse* zurückgeblickt wird, jedoch für Künftiges ist er nicht kausal bestimmbar, nicht vorhersagbar. In einem längeren Schlusskapitel der umgearbeiteten *Grundzüge* (1902-1903) erläutert Wundt u.a. am Beispiel der Willenshandlungen, was Kausalität und Teleologie der psychophysischen Lebensvorgänge bedeuten können. So lautet die Aufgabe der Erkenntnistheorie, Prinzipien der psychischen Kausalität herauszuarbeiten, also Grundsätze, die „als einfache, nicht weiter ableitbare Voraussetzungen der Verknüpfung seelischer Tatsachen zugrunde gelegt werden müssen.“ Die Lehre von der psychischen Kausalität erlaubt überhaupt erst den Geisteswissenschaften ihren eigentümlichen Charakter zu wahren. Die Eigenständigkeit und die Eigengesetzlichkeit der Psychologie sind in diesen Prinzipien der psychischen Kausalität begründet.

Zweckprinzip und Kausalprinzip sind koordiniert zu verwenden

In einer „vereinigten Betrachtung“ sollen sich Formen der kausalen und der teleologischen Erklärungen ergänzen. Die Frage, ob der Zweck als wirkliches Erkenntnisprinzip gelten kann, zerlegt Wundt in zwei Fragen: „... welche Bedeutung der Zweck als subjektives Prinzip der Beurteilung der Erscheinungen besitzt; und dann in die zweite, ob und mit welchem Rechte von objektiven Zwecken des Geschehens geredet werden kann“ (*Logik*, 1919, I, S. 628). Subjektiv sind das Setzen und das Erreichen von Zwecken in den Willensvorgängen unmittelbar zu erfahren. Die Annahme objektiv wirkender Zwecksetzungen ist zwar erkenntnistheoretisch schwieriger, ist jedoch überall dort begründet, wo Willensvorgänge existieren.

„Denn jene Willenshandlungen sind dahin gerichtet, die ihnen vorausgegangenen subjektiven Zweckvorstellungen objektiv zu realisieren. In denjenigen Wissenschaften, welche sich mit den Willenshandlungen des Menschen und deren Erzeugnissen beschäftigen, ist daher der Zweck das herrschende Forschungsprinzip. Dies gilt für das ganze Gebiet der sogenannten Geisteswissenschaften, deren methodischer Unterschied von den Naturwissenschaften zum Teil hierauf beruht.“ Doch eine scharfe Grenze lasse sich zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht ziehen: „Die Grundlage der letzteren, die Psychologie, steht hier den Naturwissenschaften am nächsten: sie betrachtet das geistige Leben durchgängig unter dem kausalen Gesichtspunkte, und erst bei der Entwicklung der willkürlichen Geistestätigkeiten wird sie auf die Bedeutung des Zweckbegriffs geführt, den sie aber ebenfalls kausal zu erfassen sucht“ (S. 634).

„Sobald wir nun aber diese vereinigte Betrachtung anwenden, so zeigt es sich, dass bei den Willenshandlungen der Zweck deshalb eine objektive Bedeutung gewinnt, weil hier wirklich – was die anthropomorphe Teleologie unberechtigt verallgemeinert – die Zweckmotive selbst zu Ursachen werden. Soweit Willenshandlungen auf das äußere Geschehen Einfluss erlangen, ist daher auch der Zweck nicht bloß eine rückwärts gekehrte Kausalbetrachtung, sondern zugleich die vorwärts gerichtete Bedingung des Geschehens“ (S. 635). „Das subjektive Zweckprinzip wird zu einem objektiven Zweckprinzip, wenn auf einem Gebiete des Geschehens Willenshandlungen und Zweckvorstellungen auftreten. Darum ist in den Geisteswissenschaften der Zweck das herrschende Prinzip, denn hier wird die Zweckvorstellung zur Ursache, zu einer vorwärts gerichteten Bedingung des Geschehens, die durch den Willen realisiert wird. Das schließt eine kausale Interpretation nicht aus.“ Wundt erläutert eingehend seine Teleologie der geistigen Entwicklung auch im *System der Philosophie* (*System*, 1897, S. 334-339). Der erreichte Zweck wird zum Motiv für neue, meist umfassendere Zwecksetzungen: indem der geistige Erwerb des Individuums auf andere übergeht, ohne dem ursprünglichen Benutzer verloren zu gehen, vervielfältigt sich sein Inhalt, wobei er außerdem neue Triebkräfte anregt. Dagegen ist es ein anderer Gesichtspunkt, der die Metaphysik antreibt, die nämliche

Koordination von Ursache und Zweck, die diesen als subjektiven Erkenntnisprinzipien zukommt, schließlich für die Totalität des objektiven Seins und Geschehens vorauszusetzen. Denn Kausalität und Zweck sind die beiden Begriffe, in die sich unser allgemeiner Begriff der Weltordnung zerlegt“ (*Logik*, 1919, I, S. 636).

Prinzipienlehre und Entwicklungsgesetze

Mit Prinzipien sind „einfache, nicht weiter abzuleitende Voraussetzungen der Verknüpfung“ seelischer Tatsachen gemeint (1903, S. 790). Die Prinzipienlehre hat mehrere, immer wieder überarbeitete Fassungen mit den formal entsprechenden Entwicklungsgesetzen für die Völkerpsychologie. Wundt unterscheidet hauptsächlich vier Prinzipien und erläutert sie durch Beispiele, die aus der Sinnespsychologie, aus der Apperzeptionsforschung, Emotions- und Willenstheorie sowie aus der Kulturpsychologie und Ethik stammen (*Logik*, 1921, S. 240-293). Neben den allgemeinen Kategorien der Psychologie ist diese Prinzipienlehre mit ihren Relationsbegriffen fundamental für Wundts Psychologie (siehe Fahrenberg, 2011, S. 94-98).

(1) Das Prinzip der schöpferischen Synthese („Emergenzprinzip“)

„Jede Wahrnehmung ist zerlegbar in elementare Empfindungen. Aber sie ist niemals bloß die Summe dieser Empfindungen, sondern aus der Verbindung derselben entsteht ein Neues mit eigentümlichen Merkmalen, die in den Empfindungen nicht enthalten waren.“ „Dieses Prinzip bewährt sich in allen psychischen Kausalverbindungen, es begleitet die geistige Entwicklung von ihren ersten bis zu den vollkommsten Stufen.“

(2) Das Prinzip der beziehenden Analyse bzw. der Relationen („Kontextprinzip“)

Dieses Prinzip besagt, dass „jeder einzelne psychische Inhalt seine Bedeutung empfängt durch die Beziehungen, in denen er zu anderen psychischen Inhalten steht.“

(3) Das Prinzip der (steigenden) psychischen Kontraste bzw. der Entwicklung in Gegensätzen („Kontrastprinzip“)

Typische Kontrastwirkungen sind in den Sinnesempfindungen, im Verlauf von Emotionen und Willensvorgängen zu erkennen. Allgemein besteht eine Tendenz, die subjektive Welt nach Gegensätzen zu ordnen. So zeigen auch individuelle, geschichtliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse kontrastreiche Verläufe.

(4) Das Prinzip der Heterogenie der Zwecke („gewollte und ungewollte Handlungsfolgen“)

Handlungsfolgen reichen über den ursprünglich gesetzten Zweck hinaus und rufen neue Motive mit neuen Wirkungen hervor. Der gewollte Zweck führt immer Neben- und Folgewirkungen herbei, die selbst wieder zu Zwecken werden, d.h. einer immer mehr anwachsenden Organisation durch „Selbstschöpfung“.

Zitiert wird heute gelegentlich noch das Prinzip der schöpferischen Synthese; als allgemeines Emergenzprinzip geht es psychologiegeschichtlich dem Prinzip der Über-Summativität der Gestaltpsychologen voraus. Das Anregungspotential des Prinzips der Heterogenie der Zwecke wurde u.a. von Ernst Bloch (1956), Graumann (2006) und Janich (2006) gewürdigt. In den Lehrbüchern der Psychologie sind die Kategorienlehre und die Prinzipienlehre Wundts nicht mehr zu finden.

Auch die Entwicklungsgesetze unterscheiden sich von den Prinzipien der Naturkausalität durch „das schon dem einzelnen geistigen Vorgang und seinen Produkten innewohnende Moment der Einordnung in eine geistige Entwicklung“ (1903, S. 792). Wundt sieht auch für die geschichtlichen und sozialen Vorgänge und Zustände drei Beziehungsgesetze. Er bezeichnet sie als Gesetze der historischen (sozialen) Resultanten, der Relationen und der Kontraste (1921, S. 427). Das Hauptbeispiel sei jedoch die Sprachentwicklung. Von *psychophysischen* Entwicklungsgesetzen spricht Wundt, wenn bestimmte körperliche Bedingungen, die Naturumgebung, die materiellen Lebensfaktoren an der Entwicklung beteiligt sind. Ein Beispiel ist die Entwicklung der einzelnen menschlichen Persönlichkeit. Sie gehört der biologischen Reihe an, zugleich ist sie aber „die einfachste Form geschichtlicher Entwicklung“, da natürliches und geistiges Leben „Glieder eines Ganzen sind, das uns auf den unteren Stufen vor allem von seiner objektiven oder Naturseite, auf den oberen von der subjektiven, geistigen Seite aus, die ihre Resonanz in unseren eigenen inneren Erlebnissen findet, erkennbar ist“ (S. 793 f).

Bezugssysteme

Wissenschaftstheoretisch betrachtet ergänzen sich in Wundts Psychologie drei Bezugssysteme:

- (1) das Bezugssystem der Hirnphysiologie;
- (2) das Bezugssystem der Bewusstseinspsychologie (der allgemeinen Psychologie) für die individuellen Bewusstseinsprozesse.

Beide Bezugssysteme stehen in einem parallelistischen Ergänzungsverhältnis. Hinzu kommt

- (3) das Bezugssystem der Kulturpsychologie (der Völkerpsychologie) für die geistigen Objektivationen und die sozialen Prozesse der Gemeinschaft.

Die in den Bezugssystemen (1) und (2) zu beschreibenden Prozesse sind parallel und nicht-interaktiv, sie erfordern kategorial verschiedene, komplementäre Beschreibungen. Die in den Bezugssystemen (2) und (3) zu beschreibenden Prozesse interagieren und die Beschreibungen sind in kategorialer Hinsicht ähnlich. Wundt verbindet einen *methodologisch-kategorialen Dualismus* mit einem *Methoden-Pluralismus* und einem *Monismus*: ein Lebensprozess unter verschiedenen Perspektiven. Offenbar sind Wundts Auffassungen nicht leicht einzuordnen, und der Wechsel der Betrachtungsweisen kann irritieren, trotz seiner ausführlichen Erläuterungen.

Wundt meint zwei in *kategorialer* Hinsicht grundverschiedene Bezugssysteme (Betrachtungsweisen), und verlangt eine sich wechselseitig ergänzende, koordinierte Doppelbetrachtung, die in ihrer Meta-Relation dem später von Niels Bohr vorgeschlagenen Komplementaritätsprinzip ähnlich ist. Beide Betrachtungsweisen der psychophysischen Einheit sind gleichberechtigt und unverzichtbar. Der Begriff des *Verhaltens* für eine dritte Perspektive neben Bewusstsein und Hirnphysiologie war zu Wundts Zeit noch unüblich; zwar wurden im Labor Verhaltensmerkmale beobachtet und gemessen, doch fehlte die bereits durch Immanuel Kant (1798) mit seiner Methodenkritik der Introspektion angebaute Explikation der Verhaltensebene.

3. 7. 5 Methodenlehre und Strategien

Einen wichtigen Zugang zum Verständnis von Wundts Psychologie bietet seine Methodenlehre. Diese Welche Methoden sind adäquat für die vielen Aufgaben dieser neuen empirischen Psychologie? Programmatisch schreibt er: „Warum folgt die Psychologie nicht dem Beispiel der Naturwissenschaften?“ fragt Wundt (1862, S. XII). „Es ist eine Lehre, die auf jeder Seite die Geschichte der Naturwissenschaften uns einprägt, dass die Fortschritte jeder Wissenschaft innig an den Fortschritt der Untersuchungsmethoden gebunden sind“ (S. XI). Diese Aussage, noch während seiner Assistententätigkeit bei Helmholtz geschrieben, sollte nicht als einseitiges Bekenntnis zu einer naturwissenschaftlichen Psychologie verstanden werden, denn Wundt fährt fort: „Es sind zwei Wissenschaften, die in dieser Hinsicht der allgemeinen Psychologie zu Hilfe kommen müssen: die Entwicklungsgeschichte der Seele und die vergleichende Psychologie. Jene hat die allmähliche Ausbildung des Seelenlebens beim Menschen zu verfolgen, diese hat die Verschiedenheiten desselben darzustellen in der Tierreihe und in den Völkerrassen des Menschengeschlechts“ (1862, S. XIV). „Demnach verfügt die Psychologie, ähnlich der Naturwissenschaft, über zwei exakte Methoden: die erste, die experimentelle Methode, dient der Analyse der einfacheren psychischen Vorgänge; die zweite, die Beobachtung der allgemeingültigen Geisteserzeugnisse, dient der Untersuchung der höheren psychischen Vorgänge und Entwicklungen“ (*Grundriss*, 1920b, S. 30). „Vermöge ihrer Stellung zwischen

Natur- und Geisteswissenschaften verfügt in der Tat die Psychologie über einen großen Reichtum methodischer Hilfsmittel. Während ihr auf der einen Seite die experimentelle Methode zur Verfügung steht, bieten sich ihr auf der anderen Seite in den objektiven Geisteserzeugnissen zahlreiche Gegenstände einer vergleichenden psychologischen Analyse“ (Wundt, *Logik*, 1921, S. 51).

Wundts Methodenlehre wurde keineswegs Allgemeingut, sondern vielfach Anlass für Kritik und Kontroversen. Das große Repertoire wird beeindruckt haben, doch waren in der Rezeptionsforschung keine Kommentare zu diesem Aspekt zu finden. Auch heute wird es nur wenige Institutionen der Psychologie geben, in denen eine ähnliche multimethodische Kompetenz praktiziert wird. Wundts tatsächlicher Methodenpluralismus ist in der Sekundärliteratur kaum dargestellt worden.

Zu Beginn seines Hauptwerks, *Grundzüge der physiologischen Psychologie* setzt sich Wundt (1874) erstens mit Kants Einwand gegen die Messbarkeit von Bewusstseinsvorgängen und zweitens mit Kants Methodenkritik an psychologischen Untersuchungen auseinander. Die Argumente in diesen Schlüsselkontroversen wurden bereits im Kapitel 2 dargestellt, so dass hier nur Wundts spezielle Akzente ergänzt werden. Anschließend wird die eindrucksvolle Breite von Wundts Methoden skizziert, um sein *multimethodisches Repertoire* zu charakterisieren. Messung und Experiment allein reichen also nicht aus. Die empirische Psychologie ist auf unterschiedliche Methoden und deren Kombination angewiesen.

- die geschulte Selbstbeobachtung unter experimentell kontrollierten Bedingungen;
- die *Eindrucksmethoden*, *Reaktionsmethoden*, *Ausdrucksmethoden* und *Reproduktionsmethoden*;
- die Interpretationslehre;
- den individuellen und den generischen Vergleich;
- den Ansatz der Neuropsychologie;
- den Ansatz der Völkerpsychologie.

Nicht das psychologische Experiment im heutigen Sinn (mit Daten des Verhaltens oder der Selbstbeurteilung) ist die fundamentale Methode der Allgemeinen Psychologie, sondern die experimentell kontrollierte, *geschulte Selbstbeobachtung*.

Wundts Methodenlehre der Psychologie steht vor allem in den *Grundzügen* und in der *Logik der Geisteswissenschaften* (seit der erweiterten 3. Auflage). Eine zusammenfassende systematische Darstellung dieses Methodenrepertoires hat Wundt nicht verfasst.

Experimentalforschung

Der Psychiater Emil Kraepelin schildert die Aufbruchsstimmung in dem neuen Leipziger Institut: „Wir fühlten uns als Pioniere im Neuland, als die Schöpfer einer

Wissenschaft mit ungeahnten Aussichten. Wundt brachte mehrere Nachmittage in der Woche in seinem nebenan gelegenen, bescheidenen Professorenstübchen zu, kam zu uns, beriet uns und nahm öfter selbst an den Versuchen teil; er war auch jederzeit für uns zugänglich“ (Kraepelin, 1920, S. 352).

Statt allein der eigenen aufmerksamen Introspektion zu folgen, werden die introspektiven Auskünfte Anderer ausgewertet, und es entsteht im Labor (wie auch bei G. E. Müller in Göttingen) eine Rollentrennung zwischen Versuchsleiter und Versuchsperson. Nicht nur der Vorgang der Selbstbeobachtung, sondern auch diese soziale Beziehung unterscheiden diese experimentellen Anordnungen von einem Experiment der Physik. Eine Besonderheit ist in der Anfangsphase der Experimentalpsychologie noch, dass der Versuchsleiter häufig als „datengebende“ Versuchsperson beteiligt ist, d.h. über eigene Erfahrung in beiden Rollen verfügt. Methodologisch war diese Rollentrennung ein folgenreicher Schritt, denn damit erhielt das Experiment in der Psychologie (wie auch in anderen psychologischen Untersuchungen) eine sozial-konstruktive Eigenart (Danziger, 1990).

Messung und Messtheorie

In der Einleitung der *Grundzüge* setzt sich Wundt (1874) mit den grundsätzlichen Einwänden Kants auseinander, die Psychologie könne keine *exakte*, sondern nur eine *beschreibende* Wissenschaft sein. Wundt widerspricht Kants Argumenten, dass eine Messung (im engeren Sinn) von Zuständen und Veränderungen des Bewusstseins unmöglich ist, relativiert jedoch später seine Position.

Wundt (1874, S. 5 f) nimmt Stellung: „Schon Kant hat die Psychologie für unfähig erklärt, jemals zum Range einer exakten Naturwissenschaft sich zu erheben. Die Gründe, die er dabei anführt, sind seither öfter wiederholt worden, ohne dass man sie durch neue vermehrt hätte. Erstens meint Kant, könne die Psychologie nicht exakte Wissenschaft werden, weil Mathematik auf die Phänomene des inneren Sinnes nicht anwendbar sei, indem die reine innere Anschauung, in welcher die Seelenerscheinungen konstruiert werden sollen, die Zeit, nur eine Dimension habe. Zweitens aber könne sie nicht einmal Experimentalwissenschaft werden, weil sich in ihr das Mannigfaltige der inneren Beobachtung nicht nach Willkür verändern, noch weniger ein anderes denkendes Subjekt sich unsern Versuchen, der Absicht angemessen, unterwerfen lasse, auch die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alteriere. Der erste dieser Einwände ist irrtümlich, der zweite wenigstens einseitig. Es ist nämlich nicht richtig, dass das innere Geschehen nur eine Dimension, die Zeit, hat. Wäre dies der Fall, so würde allerdings von einer mathematischen Darstellung desselben nicht die Rede sein können, weil eine solche immer mindestens zwei Dimensionen, d.h. zwei Veränderliche, die dem Größenbegriff subsumiert werden können, verlangt. Nun sind aber unsere Empfindungen,

Vorstellungen intensive Größen, welche sich in der Zeit aneinander reihen.“ Wundt erwähnt Herbarts Unternehmen, dass die „Möglichkeit einer Anwendung mathematischer Betrachtungen in diesem Gebiet deutlich ins Licht gesetzt“ habe. „Was Kant für seinen zweiten Einwand, dass sich nämlich die innere Erfahrung einer experimentellen Erforschung entziehe, beibringt, ist dem rein innerlichen Verlauf der Vorstellungen entnommen, für den sich in der Tat die Triftigkeit desselben nicht bestreiten lässt. Unsere Vorstellungen sind unbestimmte Größen, welche einer exakten Betrachtung erst zugänglich werden, wenn sie in bestimmte Größen verwandelt, d.h. gemessen sind.“ In seiner Stellungnahme zu Kant verweist Wundt auf die ermutigenden wissenschaftlichen Erfolge von Fechners Psychophysik und der genauen Chronometrie der Komponenten komplexer Reaktionszeiten.

In der von Zeller (1882 a, 1882b) aufgenommenen Kontroverse um die Messbarkeit von Bewusstseinsvorgängen hat Wundt seine anfänglich optimistische Auffassung (gegen Kant) abgeschwächt. Er sieht zwar in der psychologischen Messung die „Lebensfrage der experimentellen Psychologie“ (1883b, S. 251), räumt jedoch ein, dass eine Messung nur bei den elementarsten psychischen Vorgängen erfolgreich und die Gewinnung absoluter Maße oder Konstanten unmöglich sei (S. 255). „Soll die Messung psychischer Vorgänge von Erfolg sein, so wird sie sich selbstverständlich nur auf die elementarsten Vorgänge beziehen können“ (S. 254).

Die verschiedenen Positionen über die Messung von Bewusstseinsvorgängen (Kant, Herbart, Drobisch, Wundt, Zeller, Helmholtz) und Wundts Einlenken werden an anderer Stelle ausführlich referiert (Fahrenberg, 2011, S. 416-432, siehe auch Abschnitt 3.5 zu Fechner), so dass diese Argumentationslinie hier nicht wiederholt zu werden braucht. Auch Heidelberger (1999) meint, dass diese Kontroverse durch die Stellungnahme von Helmholtz (1887) beendet wurde – letztlich, so ist zu sagen, im Sinne Kants.

Wenn Wundt später schreibt: „Die Grundvoraussetzung aller Messbarkeit besteht nun in der Möglichkeit, die Größenverhältnisse auf Zahlenverhältnisse zurückzuführen“ (*Logik*, 1919, I, S. 245), ist immer noch nicht eindeutig, ob er – in heutiger Terminologie – tatsächlich eine Messung auf einer Intervallskala meint: also im Unterschied zu einer Größer-kleiner-Relation (Ordinalskala) eine metrische Messung im engeren Sinn. Die Grundsatzfrage nach der Exaktheit, die mit der *notwendigen Isolierbarkeit* und *gleichartigen Wiederholbarkeit* der Vorgänge und der eindeutigen mathematischen Begriffsbildung zusammenhängt, bleibt ohne überzeugende Antwort. Kann die Selbstbeobachtung zu einem formal eindeutigen, sicheren und allgemeingültigen Wissen wie auf mathematisch-geometrischem Gebiet führen? Wundt möchte – wie Herbart – das Argument Kants, dass Bewusstseinsvorgänge, ohne voneinander isoliert werden zu können, nur in der Zeit und nicht im Raum ablaufen, mit dem Hinweis auf die Dimension der *Intensität* von psychischen Veränderungen abwehren. Damit wird jedoch der gemeinte kategoriale Unterschied kaum getroffen.

Wundt schränkt dann noch weiter ein: Psychische Größen sind nur unter der Voraussetzung exakt vergleichbar, dass sie „in annähernd unmittelbarer Sukzession und bei sonst gleichbleibendem Bewusstseinszustand der Beobachtung dargeboten werden“ (*Logik*, 1921, S. 178 ff), und nur, wenn solche Verhältnisse ein bestimmtes und eindeutiges Urteil zulassen, z.B., wenn die Gleichheit zweier Empfindungen oder ein minimaler Unterschied festzustellen oder wenn die Mitte einer Empfindungsstrecke herstellbar ist. Anhand vieler einzelner Größenbestimmungen der Empfindungen können Häufigkeitskurven gebildet und die Genauigkeit der Größenschätzung beurteilt werden (S. 180).

Die Kontroverse selbst ist immer noch offen, denn es gibt in der Psychologie offensichtlich noch immer zwei Lager, die fundamental verschiedener Auffassung sind. Postulate, die bereits für die Psychophysik umstritten sind, werden von den meisten Testtheoretikern durchaus auf die höchst fragwürdigen Selbstbeurteilungen mittels Fragebogen übertragen. Statt kategorisch zwischen Selbstbeurteilungen und Verhaltensbeobachtungen (und objektiven Tests) zu unterscheiden, werden gleichermaßen Intervallskalierungen und entsprechende Rechenverfahren eingesetzt. Es kann verwundern, wie wenig Grundsätzliches davon in den meisten Lehrbüchern zu lesen ist.

Mathematisch formulierte Gesetze und Statistik

Mathematisch formulierbare Gesetze sind für Wundt – im Gegensatz zu Herbart – von untergeordneter Bedeutung. Wundt wehrt sich gegen „das Missverständnis nämlich, als müsse es ein System von Gesetzen des Geistes geben, die von ähnlich exakter, mathematisch formulierbarer Beschaffenheit seien wie die allgemeinen Naturgesetze, so dass, wenn sie gegeben wären, man mit ihrer Hilfe einer der psychophysischen Mechanik ebenbürtige ‚Mechanik des Geistes‘ konstruieren könnte. Diesem Missverständnis begegnet nicht selten auch die experimentelle Psychologie. Man erwartet von ihr mindestens, dass sie ein paar Gesetze, die es etwa mit den Keplerschen aufnehmen könnten, entdecke; wenn sie solche nicht entdeckt, so habe sie, meint man, ihren Beruf verfehlt. (...) Wenn daher, wie in dem Fall des Fechnerischen Gesetzes, je einmal eine einfache und annähernd exakte Formulierung oder eine zahlenmäßige Feststellung gewisser Regelmäßigkeiten möglich ist, so handelt es sich dabei überall um Erscheinungen, bei denen die Abhängigkeit von physischen Bedingungen eine zureichend große Rolle spielt, um auch die psychischen Vorgänge einfach und regelmäßig genug zu gestalten. Für die eigentliche Psychologie haben darum solche in mathematischer Form möglichen Gesetzesformulierungen eine verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung. Der Hauptgrund aber, warum es auf geistigem Gebiet Galileiische oder Keplersche Gesetze nicht gibt und niemals geben wird, liegt nicht in der ungeheuren Verwicklung der Bedingungen des geistigen Lebens an

sich, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern in seiner qualitativ abweichenden Beschaffenheit und der infolgedessen völlig abweichenden Natur der Kausalprobleme“ (1911a, II, S. 89 f). „Die wahre Aufgabe ist es vielmehr, allgemeine typische Formen des Geschehens festzustellen, aus denen sich die beteiligten Elemente und ihre kausalen Beziehungen in allgemeingültiger Weise ergeben“ (S. 90).

Statistische Methoden haben nur sehr begrenzten Nutzen, so argumentiert Wundt, zu dessen Zeit jedoch die aus der Wahrscheinlichkeitstheorie abgeleitete Prozedur der statistischen Hypothesenprüfung in einem Versuchsplan noch fehlte. Zu den psychophysischen Maßmethoden Fechners gehören einfache statistische Auswertungen, vor allem Häufigkeiten, Mittelwerte und auch verschiedene Streuungsmaße der Urteile, um deren Zuverlässigkeit einschätzen zu können. Darüber hinaus hat Wundt früh auf den großen Nutzen der Statistik für die Gesellschaftslehre und die *praktische* Psychologie hingewiesen. Als Beispiele nennt er die Statistik über Todesursachen sowie über die Altersverteilung bei Eheschließung und stellt fest, dass die Tatsachen der alltäglichen Beobachtung ein für die Psychologie nutzbares wichtiges Material sind, „dessen Bedeutung wir bis jetzt noch kaum zu schätzen vermögen“ (1862, S. XXVI; 1863, I, S. 21, 56 und II, S. 409-413). – Diese Bemerkung bezieht sich vielleicht auf die Untersuchungen des mit ihm befreundeten Historikers Karl Lamprecht, der Sozialstatistiken verwendete. Auch in der *Völkerpsychologie* tauchen einige statistische Daten auf. – Wundt begrenzt den Anwendungsbereich: „Der eigentliche Zweck der *statistischen* Methode ist diese Elimination der singulären Einflüsse. Die Statistik ist in der Regel überflüssig, wenn die allgemeine Gesetzmäßigkeit schon in den einzelnen Erscheinungen hinreichend deutlich hervortritt, wie z.B. bei den Gesetzen der Sprache; sie ist gegenstandslos, wenn die singulären Einflüsse absolut überwiegen, wie bei den historischen Ereignissen, bei denen zwar gewisse allgemeine Bedingungen, wie Bevölkerungs- und Wirtschaftszustände, nicht aber die historischen Vorgänge selbst einer statistischen Untersuchung zugänglich sind. Sie findet dagegen ihre erfolgreichste Anwendung bei den sozialen Massenerscheinungen, wo eine Menge singulärer Einflüsse, die in verschiedenen Richtungen wirken, und eine kleine Anzahl relativ konstant bleibender Gesetze sich durchkreuzen“ (1921, S. 137). „In der Tat ist die statistische Methode nichts anderes als eine exakte Anwendung der vergleichenden Methode überhaupt. Das statistische Verfahren erstreckt sich daher an und für sich über alle Gebiete, die einer solchen Anwendung zugänglich sind, und sie ist also keineswegs den sozialen Wissenschaften allein eigentümlich“ (S. 73).

Gesetze und Gesetzlichkeiten

Bei Wundt wirken die häufige Verwendung von „Gesetz“ und die Konzeption einer Entwicklungstheorie des Geistes wie ein *nomologisches* Forschungsvorhaben. Doch

es gibt wesentliche Einschränkungen. Wundt zögert nicht mit der Selbstkritik: Eine völkerpsychologische Entwicklungsgeschichte sei noch vielfach auf Vermutungen und Hypothesen angewiesen. So könne zum Beispiel hinsichtlich der Göttervorstellungen nur vermutet werden, dass sie aus der Verschmelzung eines Heldenideals mit einem zuvor entstandenen Dämonenglauben entstanden wären. „Hier kann fast überall nicht das tatsächlich Gegebene entscheiden, das unserer direkten Beobachtung unzugänglich ist, sondern das psychologisch Wahrscheinliche: das heißt, diejenige Annahme ist die gebotene, die mit der Gesamtheit der bekannten Tatsachen der Individual- wie der Völkerpsychologie am besten übereinstimmt“ (1912, S. V). Auf geistigem Gebiet sind überall „Gesetzlichkeiten“ vorzufinden, aber die „Entwicklungsgesetze“ haben nur den Charakter von empirischen Gesetzen, d.h. als „abstrakte Verallgemeinerungen gewisser Regelmäßigkeiten der Erfahrung.“ Deshalb ist für „die Gesamtaufassung des geistigen Lebens die Erkenntnis der Prinzipien wichtiger als die Feststellung von Gesetzen“ (1916, S. 216).

Wundt verwendet oft den Begriff „Gesetzlichkeit“, denn damit sei ausgedrückt, dass es schöpferische (emergente) Vorgänge und singuläre Ereignisse gibt und Ausnahmen möglich sind. – Wundt verwendet oft den Begriff „Gesetzlichkeit“, denn damit sei ausgedrückt, dass es schöpferische (emergente) Vorgänge und singuläre Ereignisse gibt und Ausnahmen möglich sind.

Geschulte Selbstbeobachtung unter experimentell kontrollierten Bedingungen

„Alle Psychologie beginnt mit der Selbstbeobachtung...“ (*Beiträge*, 1862, S. XVI). Diese frühe Feststellung Wundts könnte auf die Introspektion bezogen sein. Genau dies ist jedoch nicht der Fall, denn Wundt unterscheidet streng zwischen „reiner“ (subjektiver, naiver) Selbstbeobachtung und der an das Experiment gebundenen geschulten Selbstbeobachtung. „Die experimentelle Methode will nur jene vermeintliche Selbstbeobachtung beseitigen, die unmittelbar und ohne weitere Hilfsmittel zu einer exakten Feststellung psychischer Tatsachen glaubt gelangen zu können und dabei unvermeidlich den größten Selbsttäuschungen unterworfen ist. Im Unterschiede von einer solchen bloß auf ungenaue innere Wahrnehmungen sich stützenden subjektiven Methode will vielmehr das experimentelle Verfahren eine wirkliche Selbstbeobachtung ermöglichen, indem es das Bewusstsein unter genau kontrollierbare objektive Bedingungen bringt. Übrigens muss auch hier schließlich der Erfolg über den Wert der Methode entscheiden. Dass die subjektive Methode keinen Erfolg aufzuweisen hat, ist gewiss, denn es gibt kaum eine tatsächliche Frage, über die nicht die Meinungen ihrer Vertreter weit auseinander gehen“ (1874, S. 8). In der weit verbreiteten Methode der naiven, d.h. spontanen und ungeschulten, Introspektion vermag Wundt keine ernsthafte wissenschaftliche Methode zu sehen, sondern nur den Anlass spekulativen Psychologisierens. Er hält sie für völlig ungeeignet und be-

zeichnet die spontanen, erzählenden, ungeschulten Selbstberichte als eine Quelle von Selbsttäuschungen. Es seien auch keine Anleitung und keine Regeln für diese Methode zu finden, aus dem einfachen Grund, dass Selbstbeobachtung im wissenschaftlichen Sinn unmöglich ist. Auf die Mängel der sogenannten Selbstbeobachtung habe eindringlich zuerst Auguste Comte hingewiesen (*Logik*, 1921, S. 163).

Mit der speziellen Methodenkritik Kants (aus der Einleitung der *Anthropologie*, jedoch ohne die genaue Referenz) befasst sich Wundt (1874) zunächst nur in einzelnen Punkten; er meint, dass solche Mängel durch geeignete Kontrollmaßnahmen zu beherrschen sind. In den Ausführungen Wundts bleibt unklar, ob er alle Einwände Kants für völlig widerlegt hält oder nur als relativiert ansieht, denn Wundt geht nicht Punkt für Punkt darauf ein. Wundt äußert sich überzeugt, dass eine *zuverlässige* („exakte“) Selbstbeobachtung von Bewusstseinsvorgängen möglich ist, falls eine Wiederholung mit geplanter Bedingungsvariation in methodisch kontrollierter Anordnung stattfindet. Indem Wundt beschreibt, wie die Methodik der experimentellen Selbstbeobachtung zu verbessern ist, bewegt er sich vorwiegend auf der *praktischen Ebene* der Labormethodik, weniger auf Kants zugleich operational-methodenkritischer und *erkenntnistheoretischer Ebene*, und noch nicht auf der *empirischen Ebene* heutiger Methodenstudien bzw. auf der *Ebene der formalen Messtheorie* in der Psychologie.

Wundt geht in seiner Methodenlehre (hauptsächlich in späteren Auflagen der *Grundzüge*, in speziellen Aufsätzen und in der *Logik*) ausführlich auf grundsätzliche Schwierigkeiten ein und scheint die meisten der kritischen Stichworte Kants aufzunehmen. Er nennt weitere spezielle Bedingungen, die geeignet sind, die beschriebenen Mängel zu überwinden (*Über psychologische Methoden*, 1883c; *Selbstbeobachtung und innere Wahrnehmung*, 1888; *Über Ausfrageexperimente*, 1907). In den *Grundzügen* (1902-1903) wird die Experimentalmethodik nur kurz erläutert, während in der *Logik* zwei längere Abschnitte stehen: „Die Bedeutung der experimentellen Methode für die Psychologie“ sowie „Allgemeine Regeln für die Anwendung des Experimentes in der Psychologie“ (*Logik*, 1921, S. 163 ff).

Wundt weist auf verschiedene Schwierigkeiten und typische Fehlerquellen sowie Kontrollmöglichkeiten hin. Die experimentelle Psychologie kann sich aber an das Vorbild „vollkommener Experimente“ nur annähern, denn im Unterschied zu den Naturwissenschaften sind Beobachter und Untersuchungsgegenstand nicht unabhängig voneinander.

Wundt konzediert, dass psychische Zustände und Vorstellungen untereinander so verbunden sind, dass eine isolierende Abgrenzung oft unmöglich erscheint. Er räumt durchaus ein, dass die Sicherheit der Ergebnisse durch verschiedene Einflüsse eingeschränkt ist: Schwierigkeiten bei der Wiederholung eines psychologischen Experiments und bei der Beobachtung der subjektiven Bestandteile des Seelenlebens; die Unsicherheiten der Auffassung und Mitteilung von Selbstbeobachtungen; die unbestimmte und veränderliche Beziehung der subjektiven Erlebnisse zu bestimm-

ten objektiven Inhalten; die Unsicherheit des Gedächtnisses (*Logik*, 1921, S. 178 ff). So entsteht der Eindruck, dass Wundt die grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Einwände Kants eher als Hinweise auf methodisch weitgehend zu kontrollierende Messfehler interpretiert. – Seine rückblickende Feststellung, es müssten „nicht bloß das äußere technische Verfahren, sondern die eigentümliche subjektive Kunst der experimentellen Beobachtung erlernt und geübt werden“ (*Logik*, 1921, S. 167), spricht allerdings für die noch bestehenden eigenen Vorbehalte.

Untersuchungen, die statt einfacher Reaktionen oder geschulter Selbstbeobachtung nur introspektive Auskünfte, beispielsweise über den Ablauf des Denkens, verlangen, lehnte Wundt als „Ausfrageexperimente“ scharf ab. Aus seiner Sicht sind jene Experimente, speziell die von Bühler berichteten gänzlich verkehrt, denn man examiniere beliebige Individuen auf ihre zufälligen Selbstbeobachtungen; dabei könnten auch die mit dem Denken assoziierten Gefühle stören, und es mangle an Wiederholbarkeit. Wundt (1907, 1908) verlangt eine durch die experimentelle Methodik geschulte Selbstbeobachtung und gibt in der Kritik an Bühler die später oft zitierte Definition eines psychologischen Experiments.

Häufig wird Wundts Methodenlehre mit heutigen Vorstellungen von Experimentalpsychologie assoziiert. Dabei wird nicht berücksichtigt, dass Wundt einerseits das Experiment im Sinne von Bacon weiter fasst als das naturwissenschaftliche Kausalexperiment, andererseits aber die experimentelle Methode nur als Hilfsmittel der Selbstbeobachtung ansieht. Dass Wundt mit Experiment primär die experimentell kontrollierte *Selbstbeobachtung* nach dem Vorbild der Psychophysik meint, ist häufig übersehen worden. – Die Frage, inwieweit die kontrollierte Selbstbeobachtung gültige Daten liefert, führt noch heute tief in die methodologische Diskussion innerhalb der Psychologie und verlangt, die theoretischen Voraussetzungen und Begriffe, die Messtheorie sowie den Typ der intendierten Gesetzesaussage zu präzisieren.

Multimethodisches Repertoire des Leipziger Labors

Für den Neurophysiologen Wundt bildeten natürlich die *Beobachtung* und das *Experiment* die naheliegenden Vorbilder. Wie weit konnten die Prinzipien von Fechners Psychophysik auf andere Fragestellungen der Psychologie übertragen und zu einer experimentellen Allgemeinen Psychologie verallgemeinert werden? Eine eigenständige *Beobachtungslehre in der Psychologie* wurde nicht geschaffen, trotz des Vorbildes der *Anthropologie* Kants und trotz der Feststellung, dass bei Kindern und bei Tieren eine Beobachtung der Lebensäußerungen die einzige Möglichkeit sei. Der Begriff *Verhalten* taucht im Sachregister der *Grundzüge* nicht auf, *Beobachtung* erst in der 6. Auflage 1908, aber nur im Rahmen der Psychophysik. Beobachtung im wissenschaftlichen Sinne wird erst in der *Logik der Geisteswissenschaften* definiert:

„... die planmäßige Verfolgung der Erscheinungen mit der Aufmerksamkeit“ (1921, S. 165) mit den zwei Schritten, dem Aufnehmen und dem Festhalten. Wundt bespricht zwar Methodenprobleme, trifft jedoch keine prägnante Unterscheidung zwischen der Beobachtung von Objekten, der *reinen* Beschreibung, der Fremdbeobachtung von Personen, der Beschreibung geistiger Werke und der interpretativ verfahrenen Analyse geistiger Werke im kulturellen Kontext. Eine methodenkritische Präzisierung analog zu seiner noch heute zitierten Standarddefinition eines psychologischen Experiments fehlt. – Über die psychophysischen Maßmethoden hinaus wurde in Leipzig dann eine Vielfalt von Methoden entwickelt, oft auch von anderen Untersuchern übernommen und adaptiert.

Eindrucksmethoden, Reaktionsmethoden, Ausdrucksmethoden und Reproduktionsmethoden

Die *experimentelle* Psychologie in Leipzig stützte sich hauptsächlich auf vier Methodentypen: Eindrucksmethoden, Reaktionsmethoden, Ausdrucksmethoden, Reproduktionsmethoden. Die *Eindrucksmethoden* werden mit Messung der physikalischen Reizintensitäten und mit den verschiedenen Maßmethoden der ebenmerklichen Reizunterschiede (heute Skalierungsmethoden) in der Psychophysik, dem wichtigsten Teil der Wahrnehmungsforschung, verwendet. Mit *Reaktionsmethoden* sind hauptsächlich die Messung von Reaktionszeiten und die Berechnung von Zeitintervallen in der Forschung über Aufmerksamkeit bzw. Apperzeption und andere Funktionen gemeint. *Ausdrucksmethoden* sind vor allem die physiologischen Messungen, mit denen in der Gefühlsforschung psychische Veränderungen objektiviert, aber nicht psychophysische Kausalzusammenhänge analysiert werden sollen. Die *Reproduktionsmethode*, ähnlich Fechners Unterscheidung der Methode der Wahl bzw. der Methode der Hervorbringung (*Grundzüge*, 1902-1903, II, S. 266), dient der willkürlichen Hervorbringung von Erinnerungsvorstellungen. Später wird in Leipzig zur experimentellen Untersuchung von Gedächtnis bzw. Vergessen nach dem Vorbild von Hermann Ebbinghaus auch die sog. Treffermethode benutzt, d.h. die Anzahl der richtig reproduzierten oder wiedererkannten Silben gezählt.

Wundt beschreibt die *Eindrucksmethoden* in den Kapiteln über die Empfindungen in den verschiedenen Sinnesgebieten und die Eindrucks- und Ausdrucksmethoden hauptsächlich innerhalb der Gefühlsforschung (*Grundzüge*, 1902-1903, II). Die unmittelbare Anwendung äußerer Reize ist die direkte Eindrucksmethode; in der Gefühlsforschung wird auch die indirekte Eindrucksmethode aufgrund einer durch den Reiz bedingten Vorstellungsänderung verwendet. „Der *Ausdrucksmethode* fallen an und für sich alle psychischen Symptome zu, durch die sich Gefühle und aus Gefühlen zusammengesetzte Gemütsbewegungen nach außen kundgeben“ (S. 267). Wundt scheint nicht die damals noch kaum messbare Mimik zu meinen, sondern

ausschließlich die peripher-physiologischen Ausdruckssymptome, d.h. Veränderungen der Atmung, der Herztätigkeit und der Blutgefäße. Er beschreibt diese Methoden sehr ausführlich mit Abbildungen der Geräte. Auf diese Weise sollen der Gefühlsverlauf und die Gefühlsrichtungen unterschieden werden, während man eine exakte Bestimmung der Intensitätsunterschiede kaum erhoffen könne.

Die *Reaktionsmethoden* mit der Chronometrie hatten deshalb einen besonderen Rang, weil es noch kaum einen anderen empirisch-analytischen Weg gab, sich dem zentralen Prozess der Bewusstseinstätigkeit, dem Prozess der Apperzeption, anzunähern. Den experimentalpsychologischen Zugang, zumindest zu einem kleinen Ausschnitt apperzeptiver Prozesse, sah Wundt in der Methodik, die heute als *mentale Chronometrie* bezeichnet wird. Zuvor war es Helmholtz gelungen, die Leitungsgeschwindigkeit in peripheren Nerven zu messen, und Wundt war natürlich mit diesem Ansatz im Labor vertraut. Von der Methode der holländischen Physiologen Donders und de Jaeger angeregt, wurden in Leipzig die Reaktionsmethoden weiterentwickelt, um die Reaktionszeiten bei verschiedenen, insbesondere bei komplex zusammengesetzten, Aufgaben in ihre Komponenten zu zerlegen: die Reizwahrnehmung, die zentrale Verarbeitungszeit sowie die Dauer der physiologischen Leitungs- und Bewegungsvorgänge, u.a. für die motorische Vorbereitung und das Niederdrücken der Taste. Durch Subtraktion werden u.a. berechnet: die reine Dauer der Apperzeption einfacher und auch zusammengesetzter Vorstellungen, der zusätzliche Zeitaufwand (gegenüber den einfachen Reaktionsaufgaben) bei Wahlreaktionen zwischen mehreren Reizen bzw. mehreren Reaktionsmöglichkeiten, aber auch „Unterscheidungs- und Willenszeiten“ bei der Assoziation von Vorstellungen (Wontorra, 2009; Wundt, 1908-1911). Diese Chronometrie, damals schon auf Millisekunden genau möglich, war vor der Entdeckung des EEG *die Methode der Wahl*, denn es gab kaum einen anderen empirisch-analytischen Weg, sich dem Prozess der Apperzeption anzunähern. Zugleich waren diese Reaktionsexperimente frühe Beispiele für die systematische „Verhaltensmessung“ im Labor. – Die physiologischen Methoden sind technische *Hilfsmittel* der Ausdrucksmethoden, die physikalischen Methoden sind Hilfsmittel zur Präsentation der sensorischen Reize und zur Chronometrie von komplexen Reaktionszeiten sowie natürlich zur Kalibrierung der Geräte, insbesondere der Uhren.

Die damals gerade auftauchenden *Fragebogenmethoden* (siehe Heymans & Wiersma, 1906) kritisierte Wundt, da „den sorgfältigsten und den unzuverlässigen Aussagen gleiches Gewicht beigelegt werde.“ „Man versendet Bogen mit einer Anzahl Fragen ... an eine möglichst große Anzahl von Personen, sammelt die Antworten und sucht sie statistisch zu verarbeiten. Dass diese Methode lediglich die Mängel der gewöhnlichen, nicht experimentell kontrollierten Selbstbeobachtung durch die bei ihr unvermeidlichen Missverständnisse, die unterschiedslose Behandlung guter und schlechter, zuverlässiger und unzuverlässiger Beobachter ins Unberechenbare vergrößert, ist an und für sich einleuchtend. Darum sollte man wenigstens die An-

wendung derselben auf solche äußere Fragen beschränken, zu deren Beantwortung überhaupt keine psychologischen Beobachtungen erforderlich sind“ (1902-1903, II, S. 275, vgl. 1907, 1908, 1921).

Interpretationslehre

„Als Interpretation bezeichnen wir daher allgemein den Inbegriff der Methoden, die uns ein Verständnis geistiger Vorgänge und geistiger Schöpfungen verschaffen sollen“ (1921, S. 78, S. 84). Die Interpretation beginnt induktiv, geht von der psychologischen Analyse der inneren Struktur unserer psychischen Erfahrung aus und schreitet durch Analyse, Subsumtion, Analogie, Abstraktion und Deduktion fort mit dem Ziel des Erklärens *und* des Verstehens. Im Gegensatz zu Diltheys schroffer Abgrenzung besteht Wundt darauf, dass die erklärende und die verstehende Methodik logisch nicht grundverschieden sind. Es sei falsch, dass Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften eine „total verschiedene logische Grundlage haben“ (S. 80). Wundt bezieht sich durchaus auf die Tradition der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik, d.h. Boeckh, Schleiermacher und andere, will jedoch darlegen, dass der Interpretationsprozess in seiner typischen Hin- und Herbewegung außer den logischen und fachspezifischen Elementen grundsätzlich auch psychologischen Prinzipien folgt. Diese Erkenntnisfunktionen des Interpretieren und deren Fehlerquellen sind zu analysieren. Zwei der von Wundt formulierten Prinzipien lauten: „Die psychologische Analyse objektiver geistiger Vorgänge und geistiger Erzeugnisse fordert daher neben dem Hinübertragen des eigenen subjektiven Bewusstseins stets zugleich ein Umdenken der eigenen Persönlichkeit nach den dem Beobachter entgegentretenden äußeren Merkmalen“ (S. 61). Das *Prinzip der Abhängigkeit von der geistigen Umgebung* verlangt, nach dem geistigen Medium, das die Erzeugnisse bzw. die handelnde Persönlichkeit umgibt, zu fragen, um Einflüsse, Geschehen und Handlungen der Einzelnen wie der Gemeinschaften verstehen zu lernen. Die Beschäftigung mit Einzelpersönlichkeiten und die Biographien demonstrieren die mögliche „Vielfalt der Betrachtungsmöglichkeiten“ der „geistigen Umgebung“ (S. 23 ff).

Das Interpretieren ist durch eine eigentümliche Verbindung von induktiven und deduktiven Operationen zu einem einheitlichen Verfahren gekennzeichnet und verlangt Hineindenken in das psychische Objekt, die Aufstellung leitender Hypothesen und einen Prozess allmählicher Vervollkommnung der Interpretation durch Kritik. Erst wenn sie sich mit dieser Kritik verbindet, wird die Interpretation zu dem charakteristischen Verfahren der Geisteswissenschaften. Die Kritik ist ein der Interpretation entgegengesetztes Verfahren, den hergestellten Zusammenhang durch psychologische Analyse zu zerlegen. Sie geht äußeren oder inneren Widersprüchen nach, sie soll die Echtheit geistiger Erzeugnisse bewerten und ist außerdem Wertkritik und Kritik der Meinungen. Der Fehler des Unhistorischen ist nur ein Spezialfall

des allgemeineren Fehlers *mangelhafter Objektivität* (S. 29). Die typischen Irrtümer der intellektualistischen, individualistischen und unhistorischen Interpretation geistiger Vorgänge haben „sämtlich in der gewöhnlich der subjektiven Beurteilung zugrunde liegenden vulgären Psychologie ihre Quelle“ (S. 297). – Wundts Interpretationslehre, die erste der Psychologie überhaupt, ist inzwischen nahezu vergessen (siehe Fahrenberg, 2008d).

Individueller und generischer Vergleich

Im ersten Band der *Völkerpsychologie* erwähnt Wundt „die uns verfügbaren Hilfsmittel in den Geisteserzeugnissen von allgemeingültigem Charakter ...“ (1900, I, S. 22). Gemeint sind die Sprache, objektiv vorliegende Texte und Werke, Archäologisches, Historisches, Religiöses, Rechts- und Staatslehre, Literarisches, Kunstwerke, Reiseberichte und Quellen über menschliches Verhalten in früheren Kulturen, auch die Ergebnisse experimenteller und anderer wissenschaftlicher Untersuchungen, Statistiken und sonstige Informationsquellen. Die von Ethnologen gesammelten Tatsachen liefern durchaus Stoff für diese entwicklungspsychologischen Untersuchungen, doch hatten Feldstudien gegenwärtig lebender Völker nur eine nachgeordnete Bedeutung. Da Entwicklungen über verschiedene Kulturstufen und Phasen hinweg untersucht werden müssen, geht es überwiegend um länger zurückliegende und räumlich weit auseinander liegende Vorgänge, die zu vergleichen und zu interpretieren sind. Das Verzeichnis seiner in Japan aufbewahrten Bibliothek lässt die immense Spannweite von Wundts Quellen erkennen (Takasuma, 2001; Wilhelm Wundt Library. MPI Wissenschaftsgeschichte. <http://vlp.mpiwg-berlin.mpg.de/library/>).

Die grundlegende Methode der Völkerpsychologie ist die *Vergleichung* (die „vergleichend-psychologische Methode“). Wundt unterscheidet, vereinfacht gesagt, zwei Zielsetzungen: Der *individuelle* Vergleich sammelt alle wichtigen Merkmale des Gesamtbildes eines Beobachtungsgegenstandes, und der *generische* Vergleich bildet auf dieser Grundlage ein Bild der Variationen (heute: Einzelfallanalyse und Typen- und Variationslehre). Die reine Vergleichung habe den Vorteil, über allgemein menschliche Vorstellungen, Gefühle und Willensregungen Aufschluss zu geben, insbesondere, wenn spezielle historische Beziehungen ausgeschlossen sind. Die *historisch-psychologische Methode* der individuellen Vergleiche eignet sich, die Entwicklungsgesetze aufzufinden, welche dann durch generische Vergleiche abzuschließen sind (1921, S. 62 ff, S. 238 f; 1920a, S. 372). An die Vergleiche schließt sich „eine auf die Individualpsychologie gestützte Interpretation zum Zweck der Gewinnung bestimmter für die Gemeinschafterscheinungen gültiger psychologischer Gesetze an“ (1921, S. 238; siehe Fahrenberg 2013 b).

Die Methodik der Völkerpsychologie (Kulturpsychologie) wird erst in seinen letzten Publikationen erläutert, da sich Wundts (1963) ursprüngliches Interesse erst

viel später zu einem Forschungsprogramm entwickelte. Doch auch die Darstellung in der *Logik* (1921, S. 232-240) enthält keine didaktisch einheitliche Übersicht der speziellen Methoden. Der Abschnitt ist relativ kurz, doch sind aus dem Kontext die allgemeinen „Prinzipien und Methoden der Geisteswissenschaften“ hinzuzudenken (S. 23-143). Wundt erläutert hier wichtige heuristische Prinzipien, u.a. das Prinzip der subjektiven Beurteilung als „ein bewusstes und planmäßig geübtes Hineinversetzen des Subjekts in die Objekte“ (1921, S. 25), die Abhängigkeit von der geistigen Umgebung und die kausale bzw. teleologische Betrachtung, und er beschreibt die *allgemeinen* Methoden der Geisteswissenschaften, u.a. die *vergleichende Methode* (S. 62-78, S. 238-240) sowie die *charakteristischen* Methoden der Geisteswissenschaften, d.h. die *Interpretation* (S. 78-108) und die *Kritik* (S. 108-123). Grundlegend sind auch die späteren Abschnitte über die *Prinzipien* der Psychologie (S. 240-293). Die zentrale Methodik des *Individuellen und des Generischen Vergleichs* sowie die Methodik der *psychologischen Interpretation* werden erst hier (*Logik*, 1908 bzw. 1921) beschrieben; sie sind deswegen oft übersehen worden (Fahrenberg, 2008, 2013).

Methodenpluralismus

Wundt hat die Abgrenzung von Völkerpsychologie und Individualpsychologie (experimenteller Psychologie) gelegentlich akzentuiert, aber keinen strikten Methodenpluralismus behauptet. Die Resultate von methodisch verschieden angelegten Untersuchungen sind zu kombinieren. So erläutert Wundt, wie beispielsweise die *Sprachforschung* durch Assoziationsexperimente und tachistoskopische Untersuchungen oder durch die Befunde der psychophysiologischen Emotionsforschung erweitert werden kann. „Versucht man, Wundts völkerpsychologische Methode zusammenfassend zu beschreiben, so ergibt sich: es ist ein Versuch, individuelles und soziales Verhalten aus vielfältigsten Lebensbeschreibungen zu extrahieren, ihr Verhältnis zu erfassen und zu erklären und Verallgemeinerungen für die psychologische Theoriebildung abzuleiten. Methodisch kann man das Verfahren als Dokumenten- und Werkanalyse betrachten. Hervorzuheben ist Wundts Bemühen, Erkenntnisse aus der experimentellen Psychologie zur Analyse der Dokumente und Produkte anzuwenden; dieser Ansatz, naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Methodik zu verbinden, dem Subjekt in der psychologischen Forschung einen gegenstandsgemäßen Platz zuzuweisen, wurde bisher wenig beachtet“ (Meischner-Metge, 2006, S. 142).

3. 7. 6 Wundts Neuropsychologie

Wundts Lehrbuch *Grundzüge der physiologischen Psychologie* zeichnet sich durch ungewöhnlich ausführliche und später noch erweiterte Kapitel über den Stand der funktionellen Neuroanatomie und der Physiologie des ZNS aus. Dazu gehört eine kritische Diskussion der zeitgenössischen Lokalisationstheorien und allgemeiner Funktionsprinzipien. Wundt forderte jedoch, dass sich die Versuche zur morphologisch-funktionellen Lokalisation von höheren zentralnervöser Funktionen nach *psychologischen* Konzepten richten sollten. Auf der physiologischen Ebene allein sind die Fragestellungen nicht hinreichend zu präzisieren. Wundts Argumente sind von besonderem Interesse, da er durch neurophysiologische Forschungsarbeiten ausgewiesen war und zugleich als der bekannteste Psychologe seiner Zeit gilt. Wundts Plädoyer entspricht jedoch nicht der Einstellung der einflussreichen Neurologen und Neurophysiologen jener Zeit (wie von Brücke, Meynert, Munk, Flechsig), die aufgrund ihrer naturwissenschaftlichen Grundüberzeugung nicht geneigt waren, psychologischen Konzepten grundsätzlich eine heuristische oder gar gleichberechtigte Bedeutung in der Forschung zuzubilligen. Der Psychiater Paul Flechsig (1896, S. 11) meinte, dass „die Erforschung des Gehirns den Schlüssel zu einer wissenschaftlichen Erforschung des Seelenlebens bringen werde, und die heutige medizinische Psychologie will in der Tat nichts anderes sein, als ein Abschnitt der Lehre von den Hirnfunktionen. Welche Hirnteile sind in Tätigkeit, wenn wir denken oder fühlen; welcherlei chemische und physikalische Vorgänge sind hierbei beteiligt?“ Dagegen ist die Konzeption einer *interdisziplinären Neurowissenschaft* heute Allgemeingut, doch wird Wundts Beitrag zu dieser Entwicklung kaum noch erinnert.

Aufmerksamkeit und Aufmerksamkeitssteuerung bilden für Wundt ein herausragendes Beispiel der wünschenswerten Verbindung experimentalpsychologischer und physiologischer Forschung. Noch wichtiger sind ihm die höheren integrativen Prozesse, die er sehr differenziert und mit den in seinem Labor verfügbaren psychologischen Methoden beschreibt. Als allgemeines Bezugssystem entwirft er seine *Apperzeptionstheorie*, die – in heutiger Terminologie – sensorische, kognitive, emotionale, motivationale, auch die phänomenal-bewussten und die hypothetischen neurophysiologischen Funktionen zusammenfasst. In dem aufmerksamen und gerichteten Bewusstseinsprozess werden Empfindungen und Vorstellungen apperzeptiv mit typischen Gefühlstönen verbunden, auf verschiedene Weise assoziiert und kombiniert, auch mit motorischen und vegetativen Innervationen verknüpft, nicht bloß „verarbeitet“, sondern auch „schöpferisch synthetisiert“.

Dieser Prozess ist vorrangig durch die *aktive Aufmerksamkeit* und willentliche Steuerung bestimmt und wird im Unterschied zu heute verbreiteten Forschungsansätzen nicht systematisch in kognitive, emotionale und volitionale Partialprozesse aufgespalten. Wundts Heuristik eines *Apperzeptionszentrums im Frontalcortex* ist

als Leitidee eines primär psychologisch orientierten Forschungsprogramms über die höchsten integrativen Prozesse gemeint. In der späteren neurowissenschaftlichen Forschung wurde diese Konzeption nicht angenommen. Die Funktionen werden weitgehend isoliert, d.h. nicht als zusammengehörige Prozesskomponenten untersucht – auch wegen der Schwierigkeiten der Methodik. Gegenwärtig scheint das Interesse an multimodalen Konvergenzzonen auf verschiedenen Ebenen der zentralnervösen Organisation zuzunehmen. Wundts Konzept des multimodalen Apperzeptionszentrums ist heute fast völlig vergessen, die Heuristik bleibt aktuell (Fahrenberg, 2015).

Der heutige Ausdruck „Neuropsychologie“ für Wundts Konzeption ist problematisch, es sei denn, dass seine epistemologisch strikte Unterscheidung der neurophysiologischen und der bewusstseinspsychologischen Perspektive bedacht ist und dabei reflektiert wird, was aus Wundts Sicht gravierende Kategorienfehler sind. Den Begriff „Neuropsychologie“ hätte Wundt wohl kaum noch gewählt, nachdem er die groben Missverständnisse seiner „physiologischen Psychologie“ wegen der Reihenfolge in diesem Wortpaar erfahren hatte. Die ihm vorrangige Perspektive innerhalb der an sich gleichberechtigten Doppelbetrachtung der zentralen *psychophysischen* Prozesse würde der Begriff *Psychophysiologie* ausdrücken. Vielleicht kannte er den von dem Psychiater Christian Friedrich Nasse (1822) eingeführten Begriff nicht oder wollte ihn nicht übernehmen. Erwähnt wurde Nasse ebenso wenig von Hans Berger (1921), der, noch vor seiner Entdeckung des EEG, die *Psychophysiologie* in dem modernen Sinne zweier gleichberechtigter Forschungsperspektiven bestimmte.

3. 7. 7 Wundts Völkerpsychologie (Kulturpsychologie)

Wundts Völkerpsychologie (Kulturpsychologie) soll die Grundlage einer umfassenden *Entwicklungstheorie des Geistes* bilden. Die Programmatik und Methodenlehre dieses Gebiets sind eng verknüpft mit Wundts erkenntnistheoretischen, methodologischen und philosophischen Leitgedanken. Die Unterscheidung von Völkerpsychologie und „Individualpsychologie“ (Allgemeiner Psychologie) ist nicht grundsätzlich dualistisch zu verstehen, denn diese Gebiete sind durch eine einheitliche *Prinzipienlehre* verschränkt. Fundamental sind die kreativen Leistungen mit ihren emergenten Eigenschaften – in den Bewusstseinsvorgängen des Einzelnen wie auch in der kulturellen Entwicklung der Gemeinschaft. Wundt hat keinen strikten Methodendualismus behauptet, sondern Methodenkombinationen nahe gelegt.

Wundts Werk ist nicht nur extrem umfangreich, sondern vielgliedrig in den wechselseitigen Bezügen, auf die er jedoch nur selten durch geeignete Querverweise aufmerksam macht. – Der Beitrag kann keine Übersicht über Wundts Völkerpsycho-

logie (1863, 1988, 1900-1920, 1911, 1912, 1916) oder das Anregungspotential seiner Leitgedanken aus heutiger Sicht geben, wie es Jüttemann und Koautoren (2006), insbesondere Graumann, Janich, Loh, Meischner-Metge, darlegten. Nach den teils positiven, teils abwehrenden Rezensionen um die Jahrhundertwende 1900 sind erst seit dem Wundt-Jahr 1979 vermehrt Kommentare und längere Auseinandersetzungen mit dieser Völkerpsychologie oder ihren Teilgebieten erschienen (u.a. Bushuven, 1993; Danziger, 2001; Eckardt, 1997; Nitsche, 1990; Schneider, 1990; Oelze, 1991; Wong, 2009) sowie mehrere psychologie-geschichtliche Übersichten. Rezensionen bzw. Sekundärliteratur zu Wundts Werk sind an anderer Stelle ausführlich zitiert und kommentiert (Fahrenberg, 2011).

Die Völkerpsychologie befasst sich mit „den Menschen in allen den Beziehungen, die über die Grenzen des Einzeldaseins hinausführen, und die auf die geistige Wechselwirkung als ihre allgemeine Bedingung zurückweisen ...“ (*Völkerpsychologie*, 1900, I, S. 1 f). Der Bereich der höheren geistigen Prozesse umfasst: die Entwicklung des Denkens, die Sprache, die künstlerische Phantasie, Mythos, Religion, Sitte und andere Vorgänge bzw. Werke der „Gemeinschaftspsychologie“. Wundt stellt fest, dass „die Völkerpsychologie diejenigen psychischen Vorgänge zu ihrem Gegenstande hat, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zugrunde liegen“ (S. 6). „Überlieferte Vorstellungen, die Sprache und die in ihr enthaltenen Formen des Denkens, endlich die tiefgreifende Wirkung der Erziehung und Bildung, sie sind Vorbedingungen jeder subjektiven Erfahrung. Diese Verhältnisse bedingen es, dass zahlreiche Tatsachen der Individualpsychologie erst von der Völkerpsychologie aus unserem vollen Verständnis zugänglich werden“ (1900, I, S. 1). Als weitere Perspektiven kommen das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft, die geistige Umgebung sowie die Naturumgebung des Menschen hinzu. Die Völkerpsychologie kann als notwendige Ergänzung und als Überbau der Allgemeinen Psychologie aufgefasst werden. Beide Bereiche bilden das Ganze der Psychologie. Ausgeklammert werden die ethnologischen Untersuchungen zur Charakteristik der verschiedenen Völker und alle Erscheinungen, die durch das „persönliche Eingreifen Einzelner zu Stande kommen“. Deshalb gehört „die Geschichte der geistigen Erzeugnisse in Literatur, Kunst und Wissenschaft nicht zur Völkerpsychologie“ (1900, I, S. 4). Es geht allein um die gemeinsamen Erzeugnisse, an der eine unbestimmt große Anzahl von Menschen tätig waren, so dass „allgemeingültige Entwicklungsgesetze“ zu erkennen sind.

In der Arbeit an der *Völkerpsychologie* trat der Unterschied zwischen der Psychologie der Bewusstseinsvorgänge (der Individualpsychologie) und der Psychologie der kulturellen (geistigen) Leistungen der Gemeinschaft (Völkerpsychologie) stärker hervor. Psychologische Gesetzmäßigkeiten sind entweder direkt durch kontrollierte Selbstbeobachtung von Bewusstseinsvorgängen oder indirekt durch Beobachtung (Analyse und Vergleich) von geistigen Werken und anderen Gemein-

schaftsleistungen zu erfassen. Auf dem ersten Gebiet wird eine Objektivierung durch die experimentelle Kontrolle der Beobachtung herbeigeführt, auf dem zweiten Gebiet sind primär die Werke (Objektivationen) und die Entwicklungsschritte der geistigen Prozesse zu analysieren (nicht so sehr die speziellen interaktiven Prozesse der Personen oder die Beobachtung im alltäglichen Leben). Hauptsächlich geht es um die ohne Einfluss eines Beobachters entstandenen „allgemeingültigen Geisteserzeugnisse“, um die „Tatbestände von relativ beharrender Beschaffenheit, die vom Beobachter unabhängig bleiben, so dass eine reine Beobachtung ohne Experiment möglich ist (Logik, 1895, II, S. 169). Wundt spricht auch von objektiven Niederschlägen der „gemeinsamen geistigen Erzeugnisse von allgemeingültigem Wert“ (Völkerpsychologie, Band 1, S. 19).

Beide Aufgaben ergänzen einander; sie erfordern unterschiedliche Methoden und auch diese ergänzen einander. Einen strikten Dualismus zu behaupten, widerspräche Wundts perspektivischem Denken. Seinen wissenschaftlichen Maßstäben entsprechend waren jedoch auf beiden Gebieten zuverlässige Resultate notwendig, um Gesetze bzw. Gesetzmäßigkeiten erfassen zu können. Dieser Anspruch drückt sich in dem von Wundt so häufig verwendeten Wort „exakt“ aus. Soweit nur möglich sollen objektive und wiederholbare Untersuchungsergebnisse angestrebt werden: indem die Methode der Selbstbeobachtung nach den Prinzipien eines Experiments kontrolliert wird und die kulturellen Vorgänge am objektiv vorliegenden Material analysiert werden. Diese Kontrollen sind unerlässlich, verlangen jedoch wegen der schwierigen Aufgabe der psychologischen Methodik gründliche methodische Reflexion, geeignete Maßnahmen und Methodenkritik, auch eine kritische Interpretationslehre.

Wundt behauptet keinen fundamentalen methodologischen Dualismus, sondern stützt sich bei einigen Themen der Völkerpsychologie durchaus auf passende experimentelle Untersuchungsergebnisse. Oft wird in der Sekundärliteratur ein Gegensatz von „experimenteller“ und „völkerpsychologischer“ Methode betont, denn einzelne Formulierungen Wundts könnten so verstanden werden. Diese beiden Begriffe sind jedoch viel zu pauschal und müssen methodologisch und nach Aufgabenstellung differenziert werden.

An den Wechselbeziehungen innerhalb der Gemeinschaft bzw. zwischen Individuum und Gemeinschaft ist Wundt grundsätzlich interessiert (Graumann, 2006), aber es mangelt noch an direkten Untersuchungsmethoden. Kritisch wurde festgestellt, Wundts Völkerpsychologie fehle die eigentlich „genetische“ Perspektive, d.h. die psychologische Analyse der zu der gemeinschaftlichen kulturellen Entwicklung führenden sozialen Interaktionen und der zugrunde liegenden psychischen Regulationsmechanismen. Diese Analyse habe er nicht begonnen, da er nur die Produkte der geistigen Entwicklung, aber nicht die Interaktionen untersucht habe, so urteilt Eckardt (1997, S. 96). (Anmerkung 9). Demgegenüber sieht Graumann (2006) in Wundt einen hoch aktuellen Wissenschaftler. Wundt habe großen Wert „auf die

Wechselbeziehungen gelegt, die sowohl zwischen Sprache, Mythos und Sitte und dem ‚gesellschaftlichen Leben‘ einerseits und ‚Erscheinungen des Einzelbewusstseins‘ (Vorstellungen, Gefühls- und Willensrichtungen) andererseits bestehen. (...) Diese Dialektik, die Wundt mit seinem Ansatz einer Wechselbeziehung von individuellen und gemeinschaftlichen seelisch-geistigen Prozessen sowie der Annahme einer Wechselwirkung zwischen diesen Prozessen und den durch sie ‚emergent‘ hervorgebrachten Gebilden postulierte, ist ein hermeneutisch fruchtbares, doch empirisch bisher nur in Ansätzen realisiertes Bezugssystem, das auszubauen sich lohnt“ (S. 66).

Dem Eindruck einer geringen Resonanz von Wundts Völkerpsychologie stehen andere Hinweise entgegen: Wundts Darstellung, wie wichtig Ausdrucksbewegungen für die soziale Interaktion sind, scheint George Herbert Mead angeregt, und die Absichten der Völkerpsychologie den Kulturanthropologen Franz Boas beeinflusst zu haben (vgl. Eckardt, 1997). Auch Sigmund Freud zitierte in *Totem und Tabu* häufig Wundts *Völkerpsychologie*. Als Studierende oder Besucher mit später bekanntem Namen werden genannt: Boas, Durkheim, Malinowski, Mead, Sapir, Tönnies, Whorf, Wygotski. – Die oft auch für heutige deutsche Leser schwierige *Völkerpsychologie* und *Logik* wurden nie in die englische Sprache übersetzt, so dass seit den – an Missverständnissen und Vorurteilen reichen – Schriften von Hall und Boring große Skepsis gegenüber englischen Darstellungen angebracht ist. Zur neueren Rezeption von Wundts Programm, auch im Zusammenhang mit Wygotski, siehe u.a. Valsiner (2007), der seinem Handbuchbeitrag (2003) ein Wundt-Zitat voranstellt, sowie Wong (2010).

3. 7. 8 **Angewandte Psychologie**

Anlass für Wundts Bemerkungen über Angewandte Psychologie waren Meumanns (1911) *Vorlesungen zur Einführung in die Experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen*, die sich u.a. auf die damals verbreiteten Untersuchungen der Gedächtnisforschung, d.h. über Lernen und Reproduktion von sinnarmen Silben, stützen. Wundt verweist auf die sogenannten „Gedächtnisversuche“, die ja in der experimentellen Psychologie der Gegenwart „eine so vorwaltende Rolle spielen, dass man wohl ungefähr die Hälfte der alljährlich produzierten experimentell-psychologischen Arbeiten der Gedächtnispsychologie zurechnen darf“ (1909, S. 6). Er kritisiert die vorschnellen Anwendungsversuche solcher experimentalpsychologischen Befunde in der Schule unter der Bezeichnung „experimentelle Pädagogik“. (Meumann, 1907). Da er sich Meumann eng verbunden fühlte, bitte er diesen um Verständnis für seine Stellungnahme: „Es ist in solchen Dingen stets meine Maxime gewesen und wird es bleiben, dass eine offene Aussprache das Beste ist“ (Brief Nr.

739). – Diese kleine Kontroverse ist historisch interessant für das allgemeine *Theorie-Praxis-Problem* der Psychologie.

Wundt (1909) schreibt *Über reine und angewandte Psychologie*: „Die praktische Anwendung psychologischer Erkenntnisse ist das unmittelbare oder mindestens das entferntere Ziel einer großen Anzahl, wenn nicht der meisten psychologischen Arbeiten, besonders derjenigen, die der experimentellen Richtung angehören. Pädagogik, Psychiatrie, Jurisprudenz, Ethnologie eröffnen einer solchen angewandten Psychologie ein beinahe unbegrenztes Feld von Aufgaben, zu denen gewissermaßen als ein spezifisches Gebiet praktisch-psychologischer Forschung das Studium der typischen und der individuellen Unterschiede der geistigen Begabungen, insbesondere der unter- und der übernormalen Eigenschaften der Persönlichkeiten hinzukommt“ (S. 1).

„Kein einsichtiger Psychologe wird anstehen, diesen innerhalb wie zum Teil außerhalb der Psychologie erwachten Drang nach praktischer Betätigung als einen berechtigten und erfreulichen anzusehen. Als einen berechtigten, weil wirklich in Erziehung und Unterricht so gut wie in der Rechtspflege und in der Behandlung Geisteskranker so viel gegen die psychologische Erfahrung gesündigt worden ist und noch gesündigt wird, dass Abhilfe Not tut. Als einen erfreulichen, weil das nicht bloß in diesen praktischen, sondern auch in gewissen theoretischen Gebieten, wie Ethnologie, Geschichte, Sprachwissenschaft, sich regende psychologische Interesse dem Bedürfnis nach einer Vertiefung in die geistigen Zusammenhänge der Erscheinungen Ausdruck gibt. Auch ist anzuerkennen, dass unter allen diesen Anwendungen vor allem die praktischen nicht früh genug gemacht werden können. Sobald z. B. Methoden des Unterrichts oder der Behandlung Geisteskranker als verkehrt nachgewiesen sind, oder sobald es unbestreitbar geworden ist, dass die der Beurteilung der richterlichen Zeugenvernehmung zu Grunde gelegten Voraussetzungen falsch sind, so sollte keinen Augenblick gezögert werden, sie zu beseitigen; und der Versuch, solche verkehrte praktische Methoden und Voraussetzungen als irrige nachzuweisen, ist ganz gewiss sehr viel verdienstlicher, als über die Intensitäts- und Qualitätsverhältnisse von Empfindungen und von Gefühlen und über anderes Fragen zu stellen, deren Beantwortung, so groß ihr theoretisches Interesse auch sein mag, doch jedenfalls eine minder dringliche ist. Und auch das wird jeder einsichtige Psychologe bereitwillig zugestehen, dass die Ergebnisse, die praktisch vermöge der Übelstände und schweren Nachteile, die ihre Nichtbeachtung mit sich führt, eine möglichst einleuchtende und allgemein zugängliche Nachweisung heischen, nicht auf eine nach allen Seiten gerichtete erschöpfende Untersuchung ihrer näheren Bedingungen warten können“ (S. 2).

Wichtige Ansätze der „angewandten experimentellen Psychologie“ sieht Wundt in Emil Kraepelins Diagnostik, in William Sterns verdienstvollen Untersuchungen zur „Psychologie der Aussage“ und – mit mehr Vorbehalten – in der von Meumann geschilderten experimentellen Pädagogik. Wundt erkennt also den mögli-

chen Nutzen experimenteller Untersuchungen an, sieht jedoch auch negative Folgen. Er nennt drei Gefahren einer einseitigen, nur praktisch orientierten Psychologie: die Neigung zu übereilten Verallgemeinerungen von Ergebnissen, die unter beschränkten Bedingungen gewonnen wurden; die Neigung zu schematisierten, zumeist der Populärpsychologie entlehnten Begriffsbildungen, die – wie in der früheren Vermögenspsychologie – als Erklärungsgründe der psychischen Vorgänge dienen und die unzulängliche und widerspruchsvolle Interpretation der Erscheinungen (S. 17 f, S. 46 f).

Wundt ist überzeugt: „Aber der allgemeine Grundsatz, dass die Wissenschaft zunächst um ihrer selbst willen da ist, und dass sie auch den Zwecken der Praxis am besten dient, wenn sie sich in erster Linie durch die Probleme rein theoretischer Erkenntnis leiten lässt, ist heute noch unerschüttelt ...“ (S. 13). Er betont den Unterschied zwischen der praktisch-technischen Anwendung und der wissenschaftlichen *Gesamtauffassung* der psychischen Vorgänge, ihrer Beziehungen und Wechselwirkungen und der ihnen zu entnehmenden Gesetze des geistigen Lebens. Er hält es für bedenklich, wenn man „anwenden will, wo das Wissen noch allzu beschränkt ist oder auf allzu unsicheren Grundlagen ruht“ (S. 16). In diesem „Drang nach nutzbringender Anwendung“ könnten angesichts der „gewaltigen Macht technischer und industrieller Unternehmungen“ die Möglichkeiten der Psychologie überschätzt werden: „Dass dabei der gewaltige Unterschied allzu sehr übersehen wird, der zwischen den reich ausgebildeten Zweigen der exakten Naturwissenschaft, deren technische Anwendungen sich überall auf festen Grundlagen bewegen, und einer erst tastend vordringenden, in den wichtigsten Fragen noch zwischen weit divergierenden Anschauungen schwankenden Disziplin, wie es heute noch die experimentelle Psychologie ist, besteht, ist verständlich und einigermaßen verzeihlich“ (S. 14).

„Die Pädagogik wird durch die gleiche Beschränkung zu einer schablonenhaften Anwendung experimenteller Ergebnisse veranlasst, bei der leicht die Einsicht in die Bedingungen und die Grenzen solcher Anwendung abhandenkommt. Indem sich hierzu noch die von der Psychologie bereits eingeschlagene Richtung auf unmittelbar praktisch verwertbare Versuche gesellt, treten in ihr vollends die äußerlichen, technischen Fragen des Unterrichts unverhältnismäßig in den Vordergrund. Wird sich doch nur zu leicht der Pädagoge, der sich überall von Lern- und anderen Gedächtnisversuchen umgeben sieht, wiederum dem alten, wie man hoffen durfte, glücklich überwundenen Aberglauben hingeben, die Technik des Auswendiglernens sei eine Hauptaufgabe des Unterrichts, und durch eifrige Gedächtnisübung seien schließlich alle Ziele der geistigen Bildung erreichbar. Sollte dies die Wirkung sein, die die Übertragung des Experimentes aus der Psychologie in die Pädagogik hervorbringt, so würde sicherlich der Schaden, den sie stiftet, die Vorteile, die sie der Lern- und Arbeitstechnik bieten mag, weit überwiegen“ (S. 16).

Die „einseitige Richtung auf die Gedächtnispsychologie und die Technik der Lernmethoden endlich, mag sie auch der pädagogischen Praxis einzelne nützliche

Winke geben, erinnert in bedenklicher Weise an den äußerlichen Gedächtnisdrill der alten Pädagogik, den man glücklich überwunden glaubte, und den vollends zu beseitigen eine der wichtigsten Aufgaben der Psychologie in ihrer Anwendung auf die Pädagogik sein sollte“ (S.47)

Wundts im Grunde positive Einstellung zur angewandten Psychologie wird durch den Briefwechsel belegt: „Ich habe es ja längst als einen Übelstand empfunden, dass die psychologischen Arbeiten wie sie hier und wohl auch in den anderen Instituten der reinen Psychologie betrieben werden, der praktischen Anwendung allzu fern stehen. Namentlich gilt dies auch von den Methoden, die eben im Hinblick auf die theoretischen Probleme entstanden, für den Praktiker viel zu verwickelt sind, um mit ihnen zu seinen Zwecken etwas anfangen zu können. Ich bin auch überzeugt, dass das zumeist an einer gewissen Abneigung die Schuld trägt, mit welcher die Leute der Praxis die experimentelle Psychologie betrachten. Da begrüße ich es nun als eine überaus glückliche und gewiss zuletzt – wenn auch vielleicht nicht sogleich – erfolgreiche Tat, dass Sie überall auf zweckmäßige Vereinfachungen und Anpassungen der Methoden an die Praxis ausgehen, die doch so geartet sind, dass von präzisen Fragestellungen ausgegangen wird und dass sie Hilfsmittel namentlich durch ein umfassendes Herbeiziehen der vergleichenden und evtl. der statistischen Methoden zureichend exakte Antworten gestatten – im Gegensatz zu dem blinden Drauflosexperimentieren, das leider, wie Sie mir recht sagen so oft, namentlich in amerikanischen Arbeiten herrschend ist“ (Nr. 346). In einem Brief an Kraepelin hatte Wundt im Jahr 1895 dessen Absicht begrüßt, die experimentellen Arbeiten den Praktikern zugänglich zu machen. Der Brief Nr. 724 an Meumann belegt deutlich, dass Wundt sich gegen eine Reduktion pädagogisch-psychologischer Arbeiten in dem von Meumann herausgegebenen Archiv aussprach.

Dass Wundt grundsätzlich gegen Angewandte Psychologie eingestellt war, gehört zu den Stereotypen der Geschichtsschreibung. Wundt war jedoch sehr skeptisch, ob die wissenschaftlichen Grundlagen bereits ausreichen könnten. Die Forschung über allgemeine psychologische Gesetzmäßigkeiten hat Vorrang für die Etablierung der neuen wissenschaftlichen Psychologie. Praktische Anwendungen sind erst dann breiter möglich, wenn die wissenschaftlichen Grundlagen besser erforscht sind. Wundt vertritt den Standpunkt der Grundlagenforschung und warnt vor voreiligen praktischen Anwendungen. In der Kontroverse mit Meumann hat er, aus heutiger Sicht völlig zu Recht, davor gewarnt, die Methode der von Ebbinghaus entwickelten Gedächtnisuntersuchungen unmittelbar in eine experimentelle Pädagogik mit dem konsequenten Drill des Auswendig-Lernens umzusetzen.

3. 7. 9 Anthropologie, Ethik und Philosophie

Anthropologie

Nach dem Menschenbild in Wundts Psychologie zu fragen, liegt natürlich nahe. Vielleicht charakterisiert es ihn gut, dass weder in seinem Werk noch in seiner Autobiographie prägnante Formeln oder bekenntnisartige Mitteilungen zu finden sind. Wenn er zu philosophischen Themen Stellung nimmt, müssen seine entschiedeneren Aussagen – im Kontext der Zeitgeschichte – oft als Zurückweisung bestimmter Traditionen der Metaphysik und der Spekulation gelesen werden. An anderen Stellen ist seine Diskussion philosophisch-weltanschaulicher und religiöser Themen abwägend, diskutierend, argumentativ; er räumt Präferenzen und Erwartungen ein, aber häufig nicht als abschließende Urteile. In seinen Publikationen, auch in seiner Autobiographie sind einzelne Facetten seines Menschenbildes zu erkennen; seine *Ethik* (1886) enthält wesentliche Prinzipien seiner Sicht auf den Menschen und erläutert die *Humanitätsidee*. Es existiert aber kein systematischer Text zur Anthropologie. Dennoch ist es begründet, Wundts Gesamtwerk als eine *interdisziplinär* ausgerichtete *Anthropologie mit breitem psychologischen Fundament* zu verstehen.

Wundt akzeptierte die Schlussfolgerung der kritischen Vernunft, dass die empirische Psychologie von Metaphysik frei bleiben sollte, aber nicht unphilosophisch angelegt, sondern erkenntnistheoretisch gründlich reflektiert sein muss. Er unterscheidet die Bemühungen der *wissenschaftlichen Philosophie* im Sinne Kants von einer zweiten Art Philosophie, welche sich, „um die Rätsel des Daseins nach eigenem Wunsche zu lösen, mit der Dichtung vermählt. Sie ist eine Dichtung in Begriffen, die nötigenfalls, wo die Hilfsmittel der Begriffssprache versagen, ihre Gedanken in lebendigen Anschauungen verwirklicht sieht und so die Philosophie wieder zu ihrer ursprünglichen Quelle, zum Mythos, zurückführt“ (1909, S. 310).

Psychologie und Ethik

Auch Wundts (1886) *Ethik* ist von der Absicht bestimmt, psychologisches Wissen und philosophische Reflexion auf neue Weise miteinander zu verknüpfen, indem die Entwicklung der Sittlichkeit untersucht und mit dem normativen ethischen Denken verbunden wird. „Das folgende Werk unternimmt es, die Probleme der Ethik in unmittelbarer Anlehnung an die Betrachtung der Tatsachen des sittlichen Lebens zu untersuchen. (...) Aber was die Metaphysik betrifft, so meine ich, es sei die Ethik, die zu den Fundamenten einer allgemeinen Weltanschauung die wichtigsten Grundsteine beizutragen habe, und eben deshalb sei es nicht ersprießlich, die Verhältnisse umzukehren und die Moralphilosophie ihrerseits auf Metaphysik zu gründen. (...) Als die eigentliche Vorhalle zur Ethik betrachte ich die *Völkerpsychologie*, der neben anderen Aufgaben insbesondere auch die zukommt, die Geschichte der Sitte und

der sittlichen Vorstellungen unter psychologischen Gesichtspunkten zu behandeln“ (Vorwort S. III).

Wundt bezeichnet die Logik und die Ethik als Normwissenschaften und betrachtet normales und normwidriges Verhalten, Sollen und Sein, um dazulegen, dass die Ethik keine rein spekulative und keine rein empirische Wissenschaft sei. Sie erfordere ein anderes Vorgehen als die philosophischen Untersuchungen der Logik. Er sieht zwei Wege: den Weg der anthropologischen Untersuchung (im Sinne der Völkerpsychologie) und die wissenschaftliche Reflexion über die Sittlichkeitsbegriffe. Auf dieser Grundlage gilt es, Prinzipien zu entwickeln und die Anwendungen auf verschiedenen Gebieten zu prüfen: Familie, Gesellschaft, Staat, Pädagogik usw. Wundt beschreibt ausführlich die „Tatsachen des sittlichen Lebens“, d. h. viele Inhalte und Überlegungen seiner späteren Völkerpsychologie, u. a. Sprache und sittliche Vorstellungen, Religion und Sittlichkeit, Sitte, Natur- und Kulturbedingungen der sittlichen Entwicklung. Erst anschließend stellt er die philosophischen Moralsysteme dar. Seine umfangreiche Darstellung von Prinzipien der Sittlichkeit enthält u. a. Abschnitte über den sittlichen Willen, Zwecke und Motive sowie sittliche Normen. Am Schluss des Kapitels über die sittlichen Lebensgebiete, Gesellschaftsordnung und Völkerrecht, steht ein Abschnitt zum geistigen Gesamtleben der Menschheit: „Die Idee der *Humanität*, dereinst in den Gestaltungen persönlichen Wohlwollens mehr instinktiv geübt als klar erfasst, hat erst in dem Bewusstsein eines Gesamtlebens der Menschheit, das fortan in der Geschichte sittliche Aufgaben löst, damit ihm neue gestellt werden, ihr eigentliches Objekt sich geschaffen. Jene Idee hat damit einen nie zu erschöpfenden Inhalt gefunden, aus dem sich ein *Pflichtbewusstsein* der Völker entwickelt, das den sittlichen Lebensaufgaben der Einzelnen Richtung und Ziel gibt“ (S. 577).

In diesem Ausblick manifestiert sich erneut – als Leitidee Wundts – die Sicht auf die geistige Entwicklung der Menschen. Seine differenzierte Diskussion der Willensfreiheit (als Vermittlungsversuch zwischen Determinismus und Indeterminismus) folgt aus seiner erkenntnistheoretischen Position des heuristischen psychophysischen Parallelismus. Wundt folgt nicht Kants Lehre der doppelten Beurteilungsweise der Willenshandlungen: einerseits als physische Prozesse nach Naturkausalität, andererseits als innere Willensakte, die von jeder Kausalität frei bzw. nur von einem abstrakten intelligiblen Charakter bestimmt sind. Demgegenüber unterscheidet er zwar auch kategorial zwischen zwei Perspektiven: es gibt die Naturkausalität der Gehirnvorgänge, doch die Bewusstseinsvorgänge sind nicht durch einen intelligiblen, sondern durch den *empirischen Charakter* des Menschen bestimmt – die Willenshandlungen unterliegen den Prinzipien der psychischen Kausalität. Auch aus psychologischer Sicht würden eingetretene Handlungen aus der vorhergegangenen Willensentwicklung bestimmt, d. h. als verursacht gesehen und insofern deterministisch gedacht, jedoch ohne dass es möglich wäre, Vorhersagen zu machen. Den empirischen Charakter sieht Wundt als den Effekt einer Summe kausaler Bedingun-

gen, wobei jede Willenshandlung eine Disposition zu ähnlichen Willensrichtungen hinterlässt, aber auch eine „Selbsterziehung“ wirksam sein kann. Seine Aussagen sind wohl im Sinne einer regulativen Idee gemeint. Freiheit sei die Fähigkeit, durch selbstbewusste Motive unmittelbar in seinen Handlungen und nicht durch Zwang bestimmt zu sein. „*Seiner selbst bewusst sein*, heißt also, in diesem Falle: der eigenen durch die vorangegangene Willensentwicklung bestimmten Persönlichkeit bewusst sein, und *selbstbewusst handeln* heißt: mit dem Bewusstsein der Bedeutung handeln, welche die Motive und Zwecke für den Charakter des Wollenden besitzen“ (S. 398). „Der Mensch handelt im ethischen Sinne *frei*, wenn er nur der inneren Kausalität folgt, welche teils durch seine ursprünglichen Anlagen teils durch die Entwicklung seines Charakters bestimmt ist“ (S. 410).

„Ein Mensch, der den augenblicklichen Motiven gegenüber nicht durch diese Kausalität seiner gesamten geistigen Vergangenheit determiniert wird, handelt nicht frei, sondern er ist ein Spielball der Triebe, die durch die jeweils im Bewusstsein anzutreffenden Motive erregt werden“. Die Lösung des Problems kann also nicht darin gesehen werden, dass jede Willenshandlung ursachenlos wäre. Freiheit besteht darin, dass sich und Freiheit sind im sittlichen Leben eng miteinander verbunden. – Auffällig ist, dass Wundt diese Konzeption ethischer Handlungen nicht mit der Wertbestimmtheit und Verbundenheit der psychischen Gebilde und mit den erwähnten Erkenntnisprinzipien, u.a. den Prinzipien der schöpferischen Synthese und der Heterogenie der Zwecke, ausgestaltet.

Wundts Ethik kann, sehr vereinfacht gesagt, als ein Vermittlungsversuch zwischen dem Kantischen Apriorismus und dem Empirismus interpretiert werden. Die Sittengebote sind gesetzmäßige Ergebnisse der universellen geistigen Entwicklung, doch weder starr festgelegt, noch einfache Folgen der veränderlichen Lebensbedingungen. Individualismus und Utilitarismus werden strikt abgelehnt. Aus seiner Sicht kann allein das universelle geistige Leben als Selbstzweck gelten. – Diese *Ethik* bildet zweifellos einen sehr wichtigen Bereich seines Denkens und gibt mehr Einblicke in sein Menschenbild als die anderen Bücher, belegt aber auch ein wichtiges Motiv für seine Arbeit an der *Völkerpsychologie*. Die Fragen der Ethik stehen deshalb nicht etwa isoliert neben der Psychologie. In einem längeren Schlusskapitel der umgearbeiteten *Grundzüge der physiologischen Psychologie* erläutert Wundt (*Grundzüge*, 1903, S. 297, S. 313-319, S. 778-794) u.a. am Beispiel der Willenshandlungen, was Kausalität und Teleologie der psychophysischen Lebensvorgänge bedeuten können, und im Abschnitt über die Psychologie der Willenshandlungen geht er auf den Anwendungsbezug zur Ethik ein. – Diese Perspektive scheint den heutigen Lehrbüchern der Psychologie in der Regel verloren gegangen zu sein.

Wundts *Ethik* hat nicht nur viele Auflagen erreicht, sondern anscheinend auch mehr Rezensionen gefunden als fast alle anderen Hauptwerke. Hauptsächlich Einwände richten sich einerseits gegen seinen Verzicht auf eine letzte transzendente Begründung (Gott, Absolutes), andererseits gegen den „Evolutionismus“. Dem Ein-

wand einer zu abstrakten Darstellung könnte Wundt mit dem Hinweis auf die von ihm formulierten sechs sittlichen Normen begegnen. Es trifft jedoch zu, dass er weder konkrete ethische Konflikte anhand von Beispielen darstellt, noch auf Prinzipien einer möglichen Güterabwägung näher eingeht. So fehlt eine anschauliche Sozialethik unterhalb der abstrakten Leitidee des Humanismus. Im Kontrast zu diesem umfanglichen und gelehrten Werk, das ohne anschauliche Beispiele ethischer Konflikte etwas blass bleibt, steht seine Leipziger Rektoratsrede (1889) im Jahrhundertjahr der Französischen Revolution mit seiner engagierten Diskussion von Menschenrechten und Menschenpflichten, die der heutigen Diskussion von Menschenpflichten ähnlich ist.

Sehr viel schwieriger einzuschätzen ist Wundts als „metaphysischer Voluntarismus“ bezeichnete monistische Deutung des Weltgrundes. Er unterscheidet den empirisch-psychologischen und einen metaphysischen Voluntarismus, dessen Anspruch zwar umfassend ist, aber so vorgetragen wird, dass er den Charakter einer möglichen Interpretation behält und nicht als apodiktisches Urteil oder als dogmatische Antwort auf die „letzten Fragen“ wirkt. Wundt hat selbst Stellung zu der Frage genommen, ob diese metaphysischen Betrachtungen die Konzeption seiner empirischen Psychologie bestimmt haben. – Natürlich stellt sich die Frage, ob Wundts Psychologie ohne die Kenntnis seiner hauptsächlich philosophischen Auffassungen zu verstehen ist.

Drei Perspektiven der Metaphysik

Vielleicht ist es typisch, dass zur Bedeutung der Metaphysik drei Antworten Wundts zu finden sind. Wiederholt distanziert sich Wundt vom *metaphysischen Seelenbegriff* und von Postulaten über Struktur und Vermögen der Seele. Er beachtet Kants Warnung vor einer nur metaphysisch begründeten Psychologie: „... wo man der Behandlung jedes einzelnen Problems den metaphysischen Standpunkt des Autors anmerkt, da handelt es sich nicht mehr um voraussetzungslose empirische Wissenschaft, sondern um eine metaphysische Theorie, zu deren Exemplifikation die Erfahrung dienen soll“ (1896b, S. 22). Die zweite Perspektive ist wissenschaftstheoretisch. In Anlehnung an Kant ist Wundt überzeugt, dass in jeder einzelnen Wissenschaft allgemeine Voraussetzungen philosophischer Art enthalten sind. Die Erkenntnistheorie soll den Wissenschaften helfen, ihre *metaphysischen Anteile* aufzufinden, zu klären oder zu ergänzen und sich möglichst davon zu befreien. Die Psychologie und die anderen Wissenschaften sind hier stets auf die Hilfe der Philosophie und speziell auf die Logik und die Erkenntnistheorie angewiesen, andernfalls würde sich in den Einzelwissenschaften nur eine immanente Philosophie, d.h. metaphysische Annahmen mit unsystematischem Charakter, ausbilden.

Eine dritte Perspektive nimmt Wundt ein, wenn er der Philosophie als allgemeiner Wissenschaft die Aufgabe zuschreibt, die „durch die Einzelwissenschaften

vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchsfreien System zu vereinigen“ (1919b, I, S. 17). Das Vernunftdenken des Menschen strebt nach einem einheitlichen, d.h. widerspruchsfreien Erklärungsprinzip des Seins und Bewusstseins, nach einer letzten Begründung der Ethik und nach einem philosophischen Weltgrund. „*Metaphysik* ist der auf der Grundlage des gesamten wissenschaftlichen Bewusstseins eines Zeitalters oder besonders hervortretender Inhalte desselben unternommene Versuch, eine die Bestandteile des Einzelwissens verbindende Weltanschauung zu gewinnen.“ An anderer Stelle spricht sich Wundt überhaupt gegen eine Metaphysik als allgemeine Weltanschauung aus, meint damit aber eine „reine“, deduktiv-spekulative Metaphysik, d.h. eine Metaphysik ohne die aus seiner Sicht unerlässliche Verbindung mit den Einzelwissenschaften. Er sieht den allgemeinsten Zweck der Philosophie in der „Zusammenfassung unserer Einzelerkenntnisse zu einer die Forderungen des Verstandes und die Bedürfnisse des Gemüts befriedigenden Welt- und Lebensanschauung“ (*System*, 1919b, I, S. 1). Erkenntnistheorie und Ethik sind für ihn nicht das Ganze der Philosophie.

Die empirische Psychologie kann jedoch nach Wundts Überzeugung über den engeren wissenschaftlichen Bereich hinaus auch Grundlegendes zur Auffassung des Menschen, zur Anthropologie und zur Ethik, beitragen. Die Psychologie kann empirisch zu bestimmen versuchen, welche psychischen Funktionen den Zusammenhang des Bewusstseins und darüber hinaus den allgemeinsten Zusammenhang der Kultur und der geistigen Entwicklung der Menschen tragen. Von den aktiven und schöpferisch-synthetischen (emergenten) Apperzeptionsprozessen des Bewusstseins ausgehend sieht Wundt die einheitsstiftende Funktion in den Willensvorgängen und bewussten Zwecksetzungen und Handlungen.

Wundts psychologischer und metaphysischer Voluntarismus

Im Kontrast zu Wundts Forderung, dass die empirische Psychologie frei von metaphysischen Deduktionen sein soll, kann es überraschen, dass er ausgedehnte metaphysische Überlegungen anstellt, also keineswegs abinent bleibt. Von der empirischen Basis seiner Willenspsychologie ausgehend wertet er den bereits kurz erläuterten *psychologischen* Voluntarismus zu einem *metaphysischen* Voluntarismus aus. Die als Voluntarismus bezeichnete philosophische Lehre Wundts ist also wesentlich von seiner Apperzeptions- und Willenspsychologie geprägt. Er stützt sich auf bestimmte psychologische Erfahrungen und Einsichten, die er mit seiner speziellen Prinzipienlehre der Psychologie zu einer konsistenten monistischen Auffassung verbinden will. Diese anspruchsvolle Konstruktion macht es dem Leser nicht einfach, denn es werden Perspektivenwechsel zwischen empirischen und erkenntnistheoretischen, philosophischen und methodologischen Argumenten verlangt.

Der Entwurf des Voluntarismus ist – über die empirische Willenspsychologie hinaus – von einem zentralen Entwicklungsgedanken bestimmt. Es gibt eine biologisch-evolutionistische Perspektive und Wundt beschreibt seinen „Regressus“ zu den elementarsten Formen der Willenstätigkeit (im Sinne von elementarer organismischer Aktivität). Willkürliche Bewegungen, Triebbewegungen und Reflexe hätten sich gemeinsam aus einfachsten Formen der Bewegung entwickelt, welche die Merkmale des Reflexes und der Willenshandlung gleichzeitig in sich tragen.

Sehr vereinfacht gesagt, interpretiert Wundt die geistig-kulturelle Entfaltung und die biologische Evolution als einen allgemeinen Prozess der Entwicklung, wobei er jedoch nicht den abstrakten Ideen von Entelechie, Vitalismus, Animismus, und keineswegs Schopenhauers Willensmetaphysik folgen will. Er sieht den Ursprung der Entwicklungsdynamik in den psychologisch beschreibbaren, elementarsten Lebensäußerungen, in dem Reflex- und Instinktverhalten, und konstruiert ein Kontinuum von Aufmerksamkeitszuwendung und Apperzeptionsprozessen, Willenshandlungen bzw. Wahlakten, bis zu den gemeinschaftlichen Leistungen und ethischen Entscheidungen. – Wundt schreibt zwar, dass der *empirisch-psychologische* und der abgeleitete *metaphysische* Voluntarismus auseinander gehalten werden sollten, doch werden sich beim Lesen Bedenken einstellen, inwieweit dies möglich ist, und ob es ihm zuverlässig gelungen sein könnte.

„Man hat nicht nur, was ich begreiflich finde, hervorgehoben, meine Psychologie stimme in wesentlichen Punkten mit den in diesem System vorgetragenen philosophischen Ansichten überein; sondern man hat auch hieraus, was ich weniger verstehe, geschlossen, meine psychologischen seien von meinen metaphysischen Ansichten abhängig, oder ich legte es sogar darauf an, die Psychologie durch Metaphysik zu verderben. Ich würde umgekehrt geschlossen haben, dass die empirischen Ergebnisse, die ich aus meinen psychologischen Untersuchungen gewonnen hatte, auf meine philosophischen Anschauungen von Einfluss gewesen seien. Aber ich muss zugeben: wenn man es als ein Axiom betrachtet, metaphysische Systeme müssten unabhängig von allen Einflüssen des Einzelwissens, sozusagen durch eine wissenschaftliche generatio aequivoca, entstehen, so lässt sich gegen jene Meinung nicht viel einwenden. In der Tat glaube ich, dass es einen Unterschied macht, wo man anfängt, und wo man aufhört.

Da ich von den Naturwissenschaften ausgegangen und dann durch die Beschäftigung mit empirischer Psychologie zur Philosophie gekommen bin, so würde es mir unmöglich erscheinen, anders zu philosophieren als nach einer Methode, die dieser Folge der Probleme entspricht. Ich begreife aber ganz gut, dass sich die Sache für denjenigen anders verhalten mag, der mit der Philosophie anfängt, um dann von ihr aus gelegentliche Exkursionen auf naturwissenschaftliches oder psychologisches Gebiet zu unternehmen, oder vielleicht auch für den, der für ein spezielles Anwendungsgebiet, wie die Psychologie, bei irgend einem der vorhandenen metaphysischen Systeme nach Anlehnung sucht“ (1919a, I, S. IX f).

3. 7. 10 Zusammenhang von Psychologie, Erkenntnistheorie und Philosophie

Bereits in seiner Heidelberger Zeit hat Wundt, wie er in seinen Erinnerungen (1920) schrieb, seine philosophische Lektüre vertieft, ohne die er seinen Berufungen auf Lehrstühle der Philosophie in Zürich und in Leipzig nicht hätte gerecht werden können. Beide Antrittsvorlesungen bekunden, dass er ein eigenes Urteil über die Verbindung der Philosophie zu den Einzelwissenschaften, insbesondere zur Psychologie, entwickelt hatte und diese Ansichten auch selbstbewusst vortrug. In dieser Hinsicht hatte er keine Sonderstellung zu seinen Kollegen der Psychologie-/Philosophie, denn auch sie hatten diese doppelte Identität in ihrer akademischen Rolle und meist auch in ihren Publikationen. Kaum einer wird aber so direkt wie der Neuropsychologe Wundt auf die Fragen des Materialismus und des Darwinismus gestoßen sein. So ist anzunehmen, dass bei gegebenen psychologisch-philosophischen Interessen gerade Wundt auf die Abgrenzung der Psychologie zur Hirnphysiologie eingehen musste, und die Sonderstellung der von ihm gewählten Psychologie zu begründen hatte, ohne auf diese Hirnphysiologie zu verzichten. Dagegen war für Wundt die biologische Evolutionstheorie kaum das weltanschauliche Problem wie für andere Psychologen und Philosophen, denn er akzeptierte das ontologische Kontinuum mit einer nur relativen Sonderstellung des Menschen gegenüber anderen Spezies. Die fundamentale Idee der biologischen Evolution war mit dem für Wundt vorrangigen kulturphilosophischen Entwicklungs-gedanken vereinbar. Mit materialistischen Auffassungen setzte sich Wundt in seinen Hauptwerken wiederholt kritisch auseinander, ebenso mit den Anfängen der positivistischen Auffassungen (Mach, Avenarius, Carstanjen) sowie mit den theologischen Einwänden gegen seine „Psychologie ohne Seele“ und gegen seine Ethik ohne Letztbegründung in einem Absolutem.

Beide Antrittsvorlesungen Wundts haben die Verbindung der Einzelwissenschaften mit der Philosophie zum Thema: *Über die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart*, in Zürich 1874, und *Über den Einfluss der Philosophie auf die Einzelwissenschaften*, in Leipzig 1875. Seine Rede als Rektor der Universität trug den Titel *Über den Zusammenhang der Philosophie mit der Zeitgeschichte. Eine Zentenar-betrachtung*, in Leipzig 1889. Diese Überlegungen waren in jener Zeit des Vordringens der Naturwissenschaften und der disziplinären Aufgliederung der Fakultäten aktuell und sie waren es insbesondere für die Einordnung der neuen Psychologie.

In seiner Antrittsvorlesung in Zürich sprach Wundt im Jahr 1874 von einem Zustand der Gärung in der Philosophie: die eine Seite meine, die Philosophie habe ihre Rolle ausgespielt und müsse den Erfahrungswissenschaften Platz machen, andererseits gebe es eifrige Verfechter von spekulativen Systemen der Philosophie als echter Wissenschaft. Demgegenüber sei in den Einzelwissenschaften eine philoso-

phische Bewegung entstanden, welche „vielleicht bedeutungsvoller ist als alles was sich gegenwärtig auf dem Gebiet der eigentlichen Fachphilosophie ereignet“ (*Antrittsvorlesung*, 1874, S. 65). „Überall in den Fachwissenschaften werden philosophische Fragen laut.“ „Aus der Physiologie der Sinneswerkzeuge hat sich allmählich durch Übertragung naturwissenschaftlicher Beobachtungs- und Versuchsmethoden auf die innere Erfahrung die neue Wissenschaft der experimentellen Psychologie entwickelt, die in ihrem ganzen Wesen nach dazu berufen scheint, die Vermittlerin zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu bilden“ (S. 66). „... ob es wieder gelingen wird, das menschliche Wissen in jene systematische Form zu bringen, die der Philosophie bisher immer als Aufgabe vorgeschwebt, lässt sich jetzt noch nicht mit Gewissheit sagen, wo noch so viele Begriffe in der Philosophie und in den Einzelwissenschaften der Klärung bedürfen.“ „Die Philosophie hat dabei die allgemeinen Ergebnisse der Wissenschaften zu prüfen und die wissenschaftlichen Methoden und Prinzipien zu entwickeln“, als „... Wissenschaft der Wissenschaften“ (S. 68).

Damit räumt Wundt der Metaphysik eine zentrale Stellung in seinem System ein, aber nicht als einer ‚Begriffsdichtung‘, einer leeren Begriffsstüftelei, einem scholastischen Begriffsschematismus oder als einem Ontologismus, sondern als einer Wissenschaft der Prinzipien, der allgemeinen Grundbegriffe und Grundgesetze, deren Methode keine andere ist als die schon in den Einzelwissenschaften überall angewendete Methode der Verbindung von Tatsachen nach dem Prinzip von Grund und Folge (System, 1897, S. V f). Wundt wendet sich in seiner Wissenschaftslehre gegen den einseitigen Bezug auf einzelne Wissensgebiete und verlangt die volle Berücksichtigung der Gesamtwissenschaft, der Natur- und der Geisteswissenschaften, wobei „gerade die letzteren, weil die Vorherrschaft der ersteren es bisher verhinderte, und auch aus erkenntnistheoretischen Gründen, ordentlich zur Geltung kommen müssen.“

Die empirische Psychologie erfordert eine Wissenschaftstheorie

„Ihren Inhalt hat die Philosophie mit der Gesamtheit der Wissenschaften gemein, aber sie nimmt einen anderen Standpunkt der Betrachtung ein, indem sie den Zusammenhang der Tatsachen und Begriffe ins Auge fasst; sie gliedert sich demnach in zwei Hauptteile: die Erkenntnislehre und die Prinzipienlehre (oder Metaphysik). Die Prinzipienlehre hat eine negative und eine positive Aufgabe: die Kritik der in jeder Wissenschaft steckenden metaphysischen Voraussetzungen sowie die Berichtigung und Ergänzung der metaphysischen Hypothesen. Der spezielle Teil der Metaphysik, der zwischen der allgemeinen Philosophie und den Einzelwissenschaften vermittelt, gliedert sich in die Philosophie der Mathematik, der Natur- und der Geisteswissenschaften mit ihren Unterabteilungen.“ Die Unentbehrlichkeit der Metaphysik steht für Wundt fest: „Gelänge es selbst, sie aus der Philosophie zu verbannen,

aus den einzelnen Wissenschaften würde sie wahrscheinlich nicht verschwinden“ (*System*, 1897, S. 33).

Jede Wissenschaft muss auf Voraussetzungen aufbauen, nicht allein auf der Logik, auf den Denkgesetzen und fundamentalen Kategorien, sondern auf erkenntnistheoretischen Annahmen, wie Erfahrung entsteht und zu interpretieren ist. Wundt bezeichnet solche Voraussetzungen insgesamt als „metaphysische“, denn sie reichen weit über die Grenzen der Erfahrung hinaus. Dies gilt entsprechend auch für seine Lehre der psychischen Kausalität und für die zugehörige Prinzipienlehre, die seine empirische Psychologie ausrichten. Zu diesen Vorentscheidungen gehören, u.a. die Auffassung des Subjekt-Objekt-Problems, von Transzendenz und Immanenz, des Leib-Seele-Problem und des Problems der Willensfreiheit. Aufgabe der philosophischen Erkenntnistheorie ist es, diese Voraussetzungen in den empirischen Einzelwissenschaften zu erkennen, zu diskutieren und eventuell zu ihrer „Korrektur“ beizutragen. – Muss nicht gerade die Psychologie ihre Voraussetzungen und Allgemeinbegriffe reflektieren?

Trennung der Psychologie von der Philosophie?

Als Heinrich Rickert (1913) in Freiburg die *Erklärung von Dozenten der Philosophie in Deutschland gegen die Besetzung Philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie* initiierte und 106 Unterschriften von Professoren und Dozenten der Philosophie (und in Doppelfunktion oft auch der Psychologie) erhielt, äußerte sich Wundt besorgt über das Schicksal der Psychologie, falls es zu einer Trennung der Fächer kommen sollte, in seiner Schrift *Die Psychologie im Kampf ums Dasein*: „Jene allgemeineren und darum für die psychologische Bildung wichtigsten Fragen hängen aber so innig mit erkenntnistheoretischen und metaphysischen Standpunkten zusammen, dass gar nicht abzusehen ist, wie sie jemals aus der Psychologie verschwinden sollten. Eben das zeigt deutlich, dass die Psychologie zu den philosophischen Disziplinen gehört (...). Niemand würde daher unter einer solchen Trennung mehr leiden als die Psychologen und durch sie die Psychologie. Was heute, wie man wohl sagen darf, manche Philosophen irrtümlich gegen sie einwenden, sie sei mehr eine technische als eine rein wissenschaftliche Disziplin, das könnte in erschreckendem Maße zur Wirklichkeit werden“ (1913, S. 24). In der Psychologie würde die „Entartung zu einem Handwerk durch nichts mehr gefördert“ als durch die Trennung von der Philosophie (S. 37).

Zur „Initiative“ gibt es einige Sekundärliteratur, die sich jedoch überwiegend für die institutionelle Seite und kaum für die von Wundt primär gemeinte Hilfestellung bei der unerlässlichen wissenschaftstheoretischen und anthropologischen Reflexion befasst. So versuchte z.B. der Philosoph und Psychologe Karl Marbe (1913) mit einer trockenen Auszählung, wer überhaupt unterschrieben habe und wer nicht,

die Repräsentativität des Votums zu widerlegen. Marbe meint: „Die Aktion läuft auf eine Unterdrückung der Psychologie und eine Schädigung der Laufbahn vieler Gelehrter hinaus und sie ist geeignet, junge Kräfte abzuhalten, sich der Psychologie zuzuwenden“ (S. 10). Deswegen hätten wohl Wundt und Külpe nicht unterschrieben. Die Initiative war zweifellos auch durch konkrete berufsständische Interessen motiviert: im Hinblick auf die Besetzung von Professuren, auf die Lehrangebote und die Prüfungen; sie betrifft aber auch die tiefer liegende Trennungsgeschichte. Der Biograph Petersen (1925, S. 45) meint, Wundts Streitschrift *Die Psychologie im Kampf ums Dasein* sei eine Friedensschrift gewesen und habe in der Tat bald den Frieden bewirkt. Im heutigen Rückblick ist jedoch festzustellen, dass die Trennung der Fächer vollzogen ist.

3. 7. 11 Rezeption von Wundts Psychologie

Themenschwerpunkte und Lücken

Wundt gibt für die neue Psychologie einen sehr weiten theoretischen Horizont vor: die Individualpsychologie (Allgemeine Psychologie) und die Völkerpsychologie (Kulturpsychologie). Dazu gehören, wenn die *Grundzüge* als Maßstab gelten, die Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems in den wichtigsten Ausschnitten. Die Kinderpsychologie bildete zwar ein Themengebiet der *Vorlesungen*, bleibt sonst jedoch bis auf einige Abschnitte der *Völkerpsychologie* (kindliche Phantasietätigkeit, Sprachentwicklung) nur ein Randgebiet seiner Psychologie, und Wundt verweist später positiv auf die ersten, durch Beobachtungen gestützten Untersuchungen der Kinderpsychologen. Aus Wundts Leitidee, der Entwicklung der Menschen bzw. des menschlichen Geistes, folgt, dass die Tierpsychologie ein wichtiger Bestandteil ist. Er referierte in den *Vorlesungen* den damaligen Stand des Wissens, interessierte sich für intelligente Leistungen und gesellschaftliche Formen verschiedener Spezies, führte diese Richtung jedoch später kaum weiter. Dennoch ist die Absicht bemerkenswert, Tierpsychologie ausdrücklich zur Psychologie zu zählen. Kaum eines der folgenden Lehrbücher der Psychologie, einschließlich der heutigen, befasst sich noch mit diesem Thema und stellt die Perspektive der Evolutionspsychologie adäquat dar.

Wenn aus heutiger Sicht nach den größten Lücken in Wundts Sicht und Programm der Psychologie gefragt wird, dann können mehrere Gebiete genannt werden, die ihn kaum interessiert zu haben scheinen: Lernen und Gedächtnis in der Allgemeinen Psychologie, obwohl es in Leipzig verzögert auch Lernversuche im Sinne von Ebbinghaus durchgeführt wurden; Differenzielle Psychologie und die sich ge-

rade entwickelnde Intelligenz- und Persönlichkeitsforschung; die Sozialpsychologie der dyadischen Interaktion im Unterschied zur Kulturpsychologie (Völkerpsychologie). Das aus heutiger Sicht auffällige Desinteresse an differenzieller Psychologie erklärt sich aus Wundts Programm, vorrangig *allgemeine Gesetzmäßigkeiten* zu erforschen, also nicht die individuellen Verhältnisse. Wundt hatte sich in seiner Heidelberger Zeit für die „persönliche Gleichung von Astronomen“, d.h. individuelle Differenzen bei der genauen Bestimmung von Sterndurchgängen interessiert, später jedoch kaum für die Anfänge der differenziellen Psychologie. Zur Sozialpsychologie interaktiver Prozesse, zur systematischen Verhaltensbeobachtung und zur Verhaltensmessung (über Reaktionsverhalten und Ausdrucksmethoden hinaus) fehlten noch praktisch geeignete Methoden.

Es ist nur fair, falls auf die vernachlässigten Gebiete hingewiesen wird, an einige seiner herausragenden Doktoranden, Assistenten oder Mitarbeiter zu erinnern, die zwar ihre eigenen Wege einschlugen, aber von der Leipziger Programmatik einer umfassenden Psychologie kaum völlig unbeeinflusst waren. Unter ihnen waren einige wichtige Autoren und mehrere der bedeutendsten Pioniere: der Differenziellen Psychologie mit Intelligenzdiagnostik (James McKeen Cattell, Charles Spearman), der Sozialpsychologie der Gruppenprozesse (Walter Moede), der Völkerpsychologie (Willy Hellpach), der Angewandten Psychologie (Ernst Meumann, Hugo Münsterberg), der Psychopathologie und klinischen Diagnostik (Emil Kraepelin).

Kritik an Wundts Werk

Kritik an Wundts Psychologie gibt es in vielfältiger Weise, u.a. an seiner Apperzeptionspsychologie, an seiner Willenspsychologie mit der „voluntaristischen Tendenz“, an bestimmten theoretischen Positionen oder an der angeblich einseitig experimentellen Methodik, an seiner Fassung des Psychophysischen Parallelismus oder an seinem Kritischen Realismus. Dazu gehören auch die *Missverständnisse* mit den Stereotypen: an der Naturwissenschaftlichen Psychologie, Experimentalpsychologie, an der Elementenpsychologie, an der Völkerkunde (statt der Kulturpsychologie). Die hauptsächlichen Linien der Kritik sind in den zahlreichen Rezensionen seiner Publikationen und in einigen speziellen Abhandlungen enthalten (Fahrenberg, 2011).

Wundts *Bewusstseinspsychologie* könnte heute überholt wirken, wenn Psychologie als Lehre vom Erleben und Verhalten bestimmt wird. Bereits der Begriff wirkt altmodisch. Die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Probleme bestehen jedoch fort und die methodologischen Fragwürdigkeiten. Zunächst darf nicht übersehen werden, dass in Wundts Labor eine Anzahl von behavioralen und physiologischen Parametern gemessen bzw. registriert wurde, auch wenn der explizite Begriff der *Verhaltenspsychologie* noch fehlte. Diese Forschungsgebiete umfassten u.a.:

Psychophysik, Mentale Chronometrie der apperzeptiven Prozesse, Psychophysiologie der Emotionen – mit Ansätzen, die sich seither kaum grundlegend verändert haben.

Wundt verlangt für die Allgemeine Psychologie grundsätzlich die *koordinierte Anwendung* des Kausalprinzips und des Zweckprinzips, die zusammen die der Psychologie adäquate Erkenntnisstrategie bilden. Die Gehirnphysiologie ist nach dem naturwissenschaftlichen Kausalprinzip der Physiologie und die Bewusstseinspsychologie nach deren eigenständigen Kategorien und Prinzipien zu erforschen. Seine psychologischen Beispiele stammen hauptsächlich aus der Willenspsychologie, während auf anderen Gebieten weniger leicht nachzuvollziehen ist, wie er diese Idee methodisch ausdifferenzieren möchte. Der Grundgedanke der kausal-finalen Achse mit ihren zwei möglichen Perspektiven ist erkenntnistheoretisch interessant, verlangt jedoch weitere methodische Ausarbeitung. (*Anmerkung 10*). Wundts Prinzipienlehre (siehe oben: Emergenzprinzip, Kontextprinzip, Kontrastprinzip, Heterogenie der Zwecke bzw. „Selbstschöpfung“) enthält diese wichtigen Relationsbegriffe, ist jedoch sparsam mit direkten Anwendungsbeispielen und strategischen Hinweisen. Wundts Konzeption der Erkenntnisprinzipien innerhalb der Psychischen Kausalität stieß überwiegend auf Kritik, die jedoch kaum in die Details einging, oder auf Desinteresse.

Angriffsflächen hat Wundt durchaus geboten: durch den Verzicht auf ein substanziell gedachtes Seelenprinzip mit der resultierenden Polemik gegen seine „Psychologie ohne Seele“; mit seiner theoretisch anspruchsvollen Apperzeptionspsychologie; durch sein umfassendes, heute als interdisziplinär zu begreifendes Forschungsprogramm einer Entwicklungstheorie des menschlichen Geistes. Er hält praktische Anwendungen der Psychologie erst dann für gerechtfertigt, wenn die wissenschaftlichen Grundlagen hinreichend erforscht sind.

Wundt hatte sich wegen des breiten Geltungsanspruchs seiner Psychologie mit dem Vorwurf des *Psychologismus* auseinanderzusetzen, d.h. auch auf jenen Gebieten psychologisch zu argumentieren und untersuchen zu wollen, wo die Psychologie fehl am Platze sei. Doch diesen „Psychologismus“, der die logische Analyse des Denkens durch eine psychologische zu verdrängen sucht, lehnt Wundt entschieden ab (Wundt, 1910). Husserl habe ihn missverstanden (Wundt, 1919a, I, S. VIII). Tatsächlich ist es fraglich, ob Husserl (1901) und Heidegger (1914) den Perspektivenwechsel Wundts zutreffend aufgefasst haben: Logik ist einerseits normativ, andererseits auch ein denkpsychologisch zu untersuchender Prozess. Bereits Wundts Abhandlung über *Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Kausalprinzip* (1866) zeigt seine charakteristische Neigung zu einer „psychologisierten“, aber nicht psychologistischen Erkenntnistheorie, d.h. ein Thema unter verschiedenen Perspektiven zu diskutieren, als logisch-methodischen Sachverhalt und in denkpsychologischer Perspektive.

Rezeptionsforschung

Eine umfangreiche Analyse, wie Wundts Werk rezipiert wurde, ist im Kapitel 5 dargestellt. Während das Leipziger Institut seit den 1880er Jahren eine weltberühmte Adresse für die neue Psychologie war, verringerte sich Wundts Einfluss nach der Jahrhundertwende 1900, also noch zu seinen Lebzeiten. In der Geschichtsschreibung der Psychologie ist diese Entwicklung noch kaum untersucht worden. Die beabsichtigte Rezeptionsforschung verlangte zunächst, Wundts *Leitgedanken* herauszuarbeiten, um überhaupt prüfen zu können, welche von ihnen in den zeitgenössischen Rezensionen, in den Lehrbüchern und andern Quellen repräsentiert sind. Aufgrund der Rezeptionsgeschichte wurde eine Anzahl von Hypothesen entwickelt, weshalb man sich von Wundt distanzierte. Diese Hypothesen beziehen sich auf mögliche Anlässe im wissenschaftlichen Werk, in der Didaktik und in der Person Wundts (Fahrenberg, 2011, 2013).

Der vielleicht wichtigste Grund der geringen Nachwirkung Wundts könnte in dem hohen Anspruchsniveau der Wissenschaftstheorie und dem Schwierigkeitsgrad der vielseitigen Methodenlehre liegen. In diesem Zusammenhang fällt das eigentümliche Verhalten von Wundts Assistenten und engeren, persönlich nahestehenden Mitarbeitern auf (vgl. Meischner-Metge, 2003, S. 156). Sie übernahmen nicht die Rolle von „Schülern“ und noch nicht einmal die Rolle von Interpreten. Krueger, Külpe, Meumann, Münsterberg wollten oder konnten nicht Wundts umfassende Wissenschaftskonzeption der Psychologie in ihren Büchern adäquat referieren, beispielsweise klammerten sie Wundts Interpretationslehre und seine Auseinandersetzung mit Kants tief reichender Methodenkritik fast völlig aus. Niemand aus diesem Kreis hat eine kreative Fortführung von Wundts Konzeption entwickelt. Kruegers (1924, 1934) innere Distanz zur Wissenschaftskonzeption und zum Gesamtwerk seines Vorgängers ist, trotz einiger positiver Äußerungen, nicht zu übersehen. Die meisten Psychologen in der nächsten Generation scheinen eine wesentlich einfachere, philosophisch weniger komplizierte Position vorgezogen zu haben, statt sich auf multiple Bezugssysteme einzulassen, die konsequenterweise auch ein multimethodisches Vorgehen verlangen würden. Die Mehrheit der späteren Lehrbuch-Autoren bevorzugte einen scheinbar gradlinigen Ansatz, d.h. entweder eine naturwissenschaftlich oder eine geisteswissenschaftlich orientierte Forschung. – So stellt sich die Frage: Wie viel Wissenschaftstheorie ist für die empirische Psychologie notwendig und wie kompliziert dürfen diese Überlegungen sein?

Ein nicht unwichtiges Motiv, das in der Wundt-Forschung bisher kaum diskutiert wurde, könnte philosophisch-weltanschaulicher Art sein. In Wundts Psychologie fehlt nicht nur der Transzendenzbezug des Seelenbegriffs, sondern es fehlen weitgehend auch die Konzepte „Ich“, „Selbst“ oder „Handelnder“. Nicht nur Repräsentanten der Christlichen Psychologie, sondern auch sein Nachfolger Felix Krue-

ger, Albert Wellek und andere polemisierten gegen Wundt und verlangten eine Rückkehr zu einer „Seelenwissenschaft.“

Zweifelloos gibt es weitere Gründe für das Vergessen bzw. für die geringe Aktualität von Wundts Werk: inhaltliche Gründe, die allgemeine theoretische Orientierung und inhaltliche Konzeptionen, die überholt wirken, eine teils altmodisch klingende Terminologie, ein oft schwierig und umständlich wirkender Stil, breite und viele Gesichtspunkte repräsentierende Darstellungen – keine Lehrbücher, die den heutigen Erwartungen an kurze und knappe Aussagen im Baustein-Format entsprechen. Außerdem zeigte die Rezeptionsanalysen wie viele grundsätzliche Missverständnisse, Stereotype und Oberflächlichkeiten in der Sekundärliteratur enthalten sind. Ein wichtiger Grund scheint zu sein, dass Wundt kaum noch im Original gelesen wird, sondern stereotype Beurteilungen aus der früher entstandenen Sekundärliteratur entnommen werden. Bemerkenswert bleibt jedoch das geringe Interesse an einer Pflege der Erinnerung an den „Gründervater“.

So ist die These zu vertreten: Mit der Distanzierung von Wundt oder der nur noch oberflächlichen Lektüre seiner Ideen und Perspektiven ist die bisher umfassendste Konzeption der Psychologie, im Grenzgebiet von Philosophie, Geistes- und Sozialwissenschaften, Kulturpsychologie und Ethik, Physiologie und Neurowissenschaften, nicht aufgenommen, produktiv genutzt und weiterentwickelt worden. Haben die Krisendiskussion und die anhaltenden Verständigungsschwierigkeiten innerhalb des Faches nicht gezeigt, wie wichtig das perspektivische, erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch reflektierte Denken und die multimethodischen Strategien sind?

Mit dem Werk Brentanos befassen sich das Institut für Philosophie der Würzburger Universität und ein privates Institut in Leipzig; mit Freuds Werk sogar Institutionen und Museen in Wien, Frankfurt, London und Píbor (Tschechien) sowie Forschungsarchive in den USA.

Anders sieht es für Wundt aus: Zwar existiert im Leipziger Institut das „Wundt-Zimmer“, doch fehlen Editionen seiner Werke, ein adäquate Website, sein Briefwechsel ist kaum zugänglich und sein ehemaliges Wohnhaus in Groß-Bothen bei Leipzig verfällt. Die letzte Biographie aufgrund seines psychologischen und physiologischen Werks erschien vor mehr als 100 Jahren. Erwähnenswert ist jedoch das 2014 von Saulo de Freitas Araujo an der Federal University of Juiz de Fora (UFJF) in Brasilien gegründete *Wundt Center for the History and Philosophy of Psychology* (NUHFIP).

3. 8 **Franz Brentano: Deskriptive und Genetische Psychologie**

Franz Brentanos (1838-1917) Ausgangslage ist grundverschieden von Wundts Anfängen. Brentano lehrte Philosophie, zugleich war er ein engagierter katholischer Theologe. Im Jahr 1874 von Würzburg als Philosoph nach Wien berufen, legte er sein Priesteramt nieder, erhielt dort jedoch keine Heiratserlaubnis, später folgten Kirchenaustritt und Entlassung aus dem Professorenamt. Seine *Psychologie vom empirischen Standpunkt. Von der Klassifikation der psychischen Phänomene* erschien 1874, im selben Jahr wie Wundts *Grundzüge der physiologischen Psychologie* und in einer persönlich sehr schwierigen Zeit. Zuvor waren in den Jahren 1862 und 1867 Brentanos Aristoteles-Schriften über die *Mannigfache Bedeutung des Seienden* (im Hinblick auf die Kategorienlehre) sowie über die *Psychologie des Aristoteles* erschienen. In seinen Thesen zur Habilitation behauptete Brentano, die Methode der Philosophie könne keine andere sein als die der Naturwissenschaft. Anstelle des nur spekulativen Denkens müsse sich die Philosophie einer Erfahrungsmethode bedienen.

Mit der *Psychologie vom empirischen Standpunkt* legt Brentano (1874) einen in sich relativ abgeschlossen erscheinenden *ersten* Teil seines Werkes vor. Auch dieser Buchtitel ist sehr missverständlich, denn seine „Empirie“ ist die Evidenz der *inneren* Wahrnehmung, der Anschauung, und nicht die Beobachtung anderer Menschen oder die Kooperation mit anderen Wissenschaftlern. Sein Standpunkt ist „empirisch“ nur in einem speziellen Sinn, d.h. ausschließlich auf innere Wahrnehmung/Erfahrung gestützt. Die *Bezogenheit* (Intentionalität) dieser Phänomene und die *Evidenz* dieser Erfahrung sind die fundamentalen Prinzipien. Inwieweit Brentano von der beginnenden empirischen Psychologie und Erfahrungsseelenkunde jener Jahrzehnte oder von Immanuel Kants pragmatischer Anthropologie Notiz genommen hat, ist ungewiss. Sein Buch bedeutet jedenfalls ein Bekenntnis zu den Gewissheiten der „inneren Wahrnehmung“ und eine radikale Gegenposition zum Programm der experimentellen Psychologie und zu der durch äußere Erfahrung fundierten Psychologie überhaupt. Sein System der *deskriptiven Psychologie oder beschreibenden Phänomenologie* wirkt, zumindest in den zentralen Abschnitten, nicht wie eine induktiv fortschreitende, sondern wie eine fertige Lehre.

Von seinem Lehrer Hermann Lotze, für den eine metaphysische Seelenlehre wesentlich blieb, ist Brentano stärker beeinflusst als etwa Wundt. Wichtig für Brentano ist ebenfalls Leibniz, wenn auch in anderen Grundgedanken, während fundamentale Positionen Kants, insbesondere der Kritizismus der Erkenntnistheorie, scharf abgelehnt werden. Die besondere Bedeutung von John Stuart Mill und später auch von William James ist aus deren Nennung durch Brentano, der sonst relativ

wenig zitiert, zu ersehen. Brentanos Werk ist, nicht zuletzt wegen zunehmender Erblindung, ein Torso geblieben. Nach Brentanos Tod 1917 versuchten mehrere Herausgeber eine Rekonstruktion, die aus verschiedenen Gründen schwierig ist. Es existiert ein umfangreicher handschriftlicher Nachlass, darunter neben den philosophischen Manuskripten auch ca. 200 zur Psychologie und 30 Schriften zu theologischen Themen. Brentano neigte, nach Zeugnissen seiner Schüler Carl Stumpf und Edmund Husserl, zu apodiktischen, eigentlich abschließenden Urteilen, änderte jedoch in späteren Jahren wichtige Positionen, so dass diese Inkonsistenzen und Widersprüche berücksichtigt werden müssen.

Wenn Brentano als katholischer Priester in den Glaubenswahrheiten der Religion lebte und auch später Glaubenssätze bewahrte, könnte es eine Spannung oder sogar Widersprüche zwischen seinem philosophischen Denken und seinem Versuch einer Grundlegung der Psychologie gegeben haben. (*Anmerkung 11*). Für Brentano schien es nicht besonders wichtig zu sein, prägnant über diese Kontexte seines Denkens zu schreiben oder aufzuklären, welche metaphysischen Überzeugungen als Voraussetzungen seiner Psychologie gelten können. Die ersten Herausgeber seiner Abhandlungen taten wenig, um dieser Frage nach dem Wechselverhältnis von philosophischem und theologischem Denken nachzugehen oder Brentanos Position eines „theologischen Idealismus“ mit anderen zeitgenössischen Autoren zu vergleichen. Nicht einmal der Psychologe Stumpf kommentiert Brentanos ungewöhnliches Verständnis von naturwissenschaftlicher Methode oder fragt systematisch nach der Gültigkeit der durch innere Anschauung gewonnenen psychologischen Aussagen oder nach den Chancen einer so fundierten Psychologie. Erst Tiefensee (1998) hat die erkenntnistheoretischen und theologischen Zusammenhänge differenziert untersucht.

Tiefensee befasst sich primär mit der Philosophie und Theologie Brentanos, dagegen kaum mit der deskriptiven Psychologie (Psychognosie). Seine Untersuchung von Brentanos Erkenntnistheorie, vor allem die Darstellung der Kritik der Evidenztheorie, ist grundlegend zum Verständnis von Brentanos Psychologie. Diese Rekonstruktion aus den publizierten Texten und dem sehr viel umfangreicheren Nachlass der Vorlesungen, Manuskripte und Entwürfe ist eine anspruchsvolle Aufgabe, da die Quellen wegen der Erweiterungen und Inkonsistenzen sowie wegen der tiefen Brüche, insbesondere in den Jahren um 1900, im Entwicklungszusammenhang zu belegen und zu interpretieren sind.

Was Brentano mit Intentionalität und Evidenz genau meinte, hat viele Autoren beschäftigt. Viele Fragen und die allgemeine Konzeption dieser Deskriptiven Psychologie neben der erklärenden Genetischen Psychologie blieben offen und können auch aus dem erst sehr spät erschlossenen Nachlass von zahlreichen Manuskripten nur näherungsweise erschlossen werden. Wichtig sind auch Brentanos Grundriss seiner Methode der Psychognosie (Introspektion).

Innere Wahrnehmung, Evidenz und Intentionalität

In der „inneren Wahrnehmung“ will Brentano die Kategorien und die Gesetze des Denkens (Geistes) zu klären versuchen. Er unternimmt eine ausgedehnte Deskription und Klassifikation psychischer Phänomene, die hier nicht im Detail wiedergegeben wird. Er unterscheidet insbesondere Vorstellungen, Urteile und Gemütsbewegungen (einschließlich der Gefühle); die direkten Sinnesempfindungen fallen bei dieser Betrachtung zunächst heraus. Die Klassifikationsprinzipien werden kaum begründet oder im Hinblick auf andere Einteilungen dieser Art diskutiert. Ein Vergleich mit Wundts Systematik könnte aufschlussreich sein, ist jedoch im Hinblick auf die Schlüsselkontroversen weniger wichtig. Grundlegend ist der Begriff der Intentionalität, die „Bezogenheit“ der Erfahrung.

Für Brentano ist es das Hauptmerkmal des Psychischen, dass das Bewusstsein immer auf etwas gerichtet ist. Bewusstsein ist Bewusstsein von etwas: „Jedes psychische Phänomen ist durch das charakterisiert, was die Scholastiker des Mittelalters die intentionale (auch wohl mentale) Inexistenz eines Gegenstandes genannt haben, und was wir, obwohl mit nicht ganz unzweideutigen Ausdrücken, die Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt (worunter hier nicht eine Realität zu verstehen ist), oder die immanente Gegenständlichkeit nennen würden. Jedes enthält etwas als Objekt in sich, obwohl nicht jedes in gleicher Weise. In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urteile ist etwas anerkannt oder verworfen, in der Liebe geliebt, in dem Hasse gehasst, in dem Begehren begehrt usw.“ (Brentano, 1874/1924, S. 124). Die „intentionalen Gegenstände“ existieren nicht außerhalb, sondern ausschließlich im Intellekt (deswegen mentale Inexistenz) und sie sind als psychische Phänomene auf einen „Gegenstand“ bezogen. Die Analyse der Bewusstseinsgegebenheiten unter dieser Perspektive ist *die* primäre und originäre Erkenntnisquelle.

Brentanos Arbeitsvorhaben bricht nach diesem ersten Band ab. Statt den nächsten Band zu verfassen, folgen kleinere Arbeiten zur *empirischen* Sinnespsychologie: im Jahr 1892 und 1893 über optische Täuschungen, 1896 zwei Kongressvorträge zur Lehre von der Empfindung und 1906 über die psychologische Analyse von Tonqualitäten. In den *Untersuchungen zur Sinnespsychologie* geht Brentano (1907) u.a. auf die Forschungen von Helmholtz, Hering und Johannes Müller ein. Nach Brentanos ursprünglichem Plan hätte eine Serie weiterer Bände über die Vorstellungen, die Lehre vom Urteil, die Gemütsbewegungen und die Lehre vom Willen sowie – als Abschluss – über das Leib-Seele-Problem folgen sollen und nicht nur *Wahrnehmung, Empfindung, Begriff* (1928a) und *Vom sinnlichen und noetischen Bewusstsein. Äußere und innere Wahrnehmung* (1928b). Diese Bände wurden nach dem Tod Brentanos im Jahr 1917 von Oskar Kraus herausgegeben. Dieser meinte, die ursprüngliche Aufteilung habe nicht die Unterscheidung des sinnlichen vom unsinnlichen Bewusstsein vorgenommen, und Brentano habe die wichtige Trennung

zwischen *deskriptiver* und *genetischer* Psychologie erst später vollzogen. Brentanos (1933) *Kategorienlehre* wurde von dem Herausgeber A. Kastil aus Arbeiten und Entwürfen zusammengestellt und eingeleitet. – Das Gesamtwerk ist ein Torso, der in wesentlichen Zügen durch die Herausgeber, Kraus und Kastil, geformt wurde (vgl. Tiefensee, 1998). In den problematischen Editionen liegt einer der Gründe für die nachhaltigen Verständnisschwierigkeiten.

Brentano (1928) gliedert die *Psychologie des Bewusstseins* – nach diesen Rekonstruktionen – in zwei Hauptabschnitte: Primäres und sekundäres Bewusstsein; Phänomenognosie des sinnlichen und noetischen Bewusstseins. Der Beschreibung der inneren Wahrnehmung im engeren und weiteren Sinne (kurz auch ihrer Täuschungsmöglichkeiten) folgen Kapitel über Wahrnehmung (Perzeption) und Bemerken (Apperzeption) mit anschließenden Fragen zur der direkten und der nur phänomenalen Wahrnehmung eines Objektes sowie ein Überblick über die sinnlichen und noetischen Gegenstände der inneren Wahrnehmung. Brentano befasst sich mit der Allgemeinheit aller Wahrnehmungen und Empfindungen, mit Vergleichsprozessen und mit dem zeitlichen Kontinuum der inneren Erfahrung. Untersuchungen über die „Universalität aller Anschauungen, insbesondere der Raum- und Zeitanschauung, und über das Zeitlich-Absolute“ befassen sich mit Grundfragen der Kategorienlehre.

Die *Kategorienlehre* (1933) schließt nicht an Kant und neuere Autoren an, sondern an Aristoteles mit ausgedehnten Überlegungen „Vom Seienden im allgemeinen und von dem als Seiend Fingierten“. In dem ersten Kapitel „Teile und fingierte Teile des Seienden“ werden u.a. Themen behandelt wie „Universalien, Gattung, Spezies und Individuum“ und „Verknüpfungsweisen gedanklicher Elemente“, „Von der sog. Intensität des Seienden“. Es geht um den „Versuch zu Reform der Aristotelischen Kategorienlehre“. Der Herausgeber versucht in seiner Einleitung, Interpretationshilfen zu geben und hat außerdem mehrere Entwürfe Brentanos aufgenommen. Insgesamt werden hier tiefgründige Überlegungen zu den Fundamentalkategorien in der Auffassung des Seienden entwickelt. Es geht also nicht um den Entwurf einer speziellen Kategorienlehre für die Psychologie oder andere Wissenschaften.

Brentanos Klassifikation mit der Dreiteilung in Vorstellen, Urteilen und Gemütsbeziehungen ist ungewöhnlich. Sie entspricht weder der traditionellen Dreiteilung in Denken, Fühlen, Wollen (Kognition, Emotion, Motivation) noch begründet er seine Einteilung hinreichend. „Einteilungsprinzip der Grundklassen kann weder der Gegenstand eines psychischen Aktes noch dessen Intensität sein, sondern nur die Weise der Intentionalität“ (*Psychologie vom empirischen Standpunkt*, II, S. 32 f und S. 39 zitiert n. Tiefensee, Fußnote 22, S. 110). In seinen Vorlesungstexten verwendet Brentano häufig Beispiele aus der Sinnespsychologie der Farb- und Tonwahrnehmungen, gerade diese Sinnesempfindungen hatte er 1874 zunächst ausgelassen (siehe Kraus, 1919, 1928) und erst später aufgenommen. Die herausragende Bedeutung der „Vorstellungen“ erinnert an Herbarts „intellektualistische“ Psychologie, der

Wundt mit der Forderung begegnete, die enge apperzeptive Verbindung von Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlen und Willenstätigkeit zu begreifen. Brentano schreibt eingehend über Bewusstsein, Wahrnehmung, Urteil, Vorstellung, Apperzeption, Gemütsbewegungen, wobei *Gefühl* im Vergleich zu *Wahrnehmung*, zu *Wille* und *Wollen* ein seltenes Thema bleibt.

Deskriptive Psychologie und Genetische Psychologie

Einen anderen Zugang zu Brentanos Werk wählen Chisholm und Baumgartner (1982), indem sie aus dem Nachlass Teile von Brentanos Vorlesungen der Jahre 1887 bis 1891 in einer Rekonstruktion unter dem Titel *Deskriptive Psychologie* zusammenstellen. Sie räumen im Vorwort ein, dass Brentano *nie eine Arbeit mit diesem Titel* publizierte, der Begriff Deskription taucht nur in den Vorlesungen und Manuskripten auf, der Begriff *Phänomenologie* erscheint nur im Titel einer Vorlesung, nicht jedoch in deren Text. Die erhaltenen Texte sind meist in knapper Form, fast stichwortartig formuliert wie konzentrierte Merksätze.

Zum Begriff der deskriptiven Psychologie heißt es in der Vorlesung von 1888/89:

„1. Ich verstehe darunter eine analysierende Beschreibung unserer Phänomene. 2. Unter Phänomene aber verstehe ich das, was von uns wahrgenommen wird, und zwar im strengen Sinn der Worte wahrgenommen wird. 3. Dies ist zum Beispiel bei der Außenwelt nicht der Fall. 4. Um Phänomen zu sein, muss etwas in sich sein. Mit Unrecht stellt man Phänomen in Gegensatz zum an sich Seienden. 5. Dagegen kann etwas Phänomen sein, ohne *ein* Ding an sich zu sein, wie zum Beispiel das Vorgestellte als solches, das Gewünschte als solches. 6. Wenn man sagt, Phänomene seien Gegenstände der inneren Wahrnehmung, so sagt man die Wahrheit, obwohl das ‚innere‘ eigentlich überflüssig ist. Alle Phänomene sind innere zu nennen, weil sie alle zu einer Realität gehören, sei es als Bestandteile, sei es als Korrelate. 7. Wenn man die Beschreibung der Phänomene deskriptive Psychologie nennt, so hebt man besonders die Betrachtung der psychischen Realitäten hervor. Zu ihr kommt dann als zweiter Teil der Psychologie die genetische Psychologie hinzu“ (S. 129).

In seinen Vorlesungen versucht Brentano ausführlich, die Perzeption von Apperzeption zu unterscheiden und den Begriff der Apperzeption zu differenzieren: nach Typen von Unterscheidungen, nach Ähnlichkeit und Kontinuität, nach Einheit und unterscheidbaren „distinktionellen“ Teilen.

„1. Die Psychologie ist die Lehre von der Seele. 2. Als solche hat sie vor allem die Aufgabe, die Seelenerscheinungen zu analysieren, um zu den Teilen zu gelangen, aus welchen sich alle menschlichen Seelenerscheinungen zusammensetzen und jeden von ihnen nach der Mannigfaltigkeit seiner Merkmale zu bestimmen. Hiermit mag sie etwa auch noch die Feststellung der Verträglichkeit oder der Unvereinbar-

keit, Trennbarkeit oder Untrennbarkeit gewisser Teilerscheinungen verbinden. Diesen Teil der Psychologie nennen wir Psychognosie.

Dann hat sie das Gesetz darzulegen, nach welchem die Seelenerscheinungen entstehen und vergehen. Auch die Frage, ob, wenn die Seelenerscheinungen, auch die Seele selbst aufhöre, mag sich hieran anschließen, sowie die nach dem Anfang oder der Anfangslosigkeit, dem Ende oder der endlosen Fortdauer derselben und eventuell die nach der Weise ihres Bestehens und ihrer Lebensbetätigung nach der Auflösung des Leibes. Diesen Teil der Psychologie nennen wir genetische Psychologie“ (*Psychognostische Skizze*, aus dem Nachlass Ps 86, 1901, zitiert nach Chisholm und Baumgartner, 1982, S. 136).

Die Unterschiede zwischen den beiden sind: „Die Sätze der genetischen Psychologie haben einen psycho-physischen Charakter; die Sätze der Psychognosie einen angenähert rein psychischen (...) Ist die Psychognosie die Lehre von den Elementen des Seelenlebens? Die Bestimmung ist nur dann richtig, wenn man gewisse Ausdrücke in freier Weise, in uneigentlichem Sinne anwendet. Denn vor allem steht Leben hier im Sinne von: Phänomene der lebenden Seele. Und dann ist unser ‚Element‘ nicht durchwegs als ein letzter unteilbarer Teil zu verstehen“ (S. 156 f).

Der von den Herausgebern an die erste Stelle gesetzte Text des Kollegs von 1890/91 ist weiter ausformuliert, enthält jedoch noch nicht die Hinweise auf das Thema der unsterblichen Seele. Der Unterschied von Psychognosie und genetischer Psychologie wird dagegen etwas ausführlicher erläutert: Die Psychognosie ist reine Psychologie – im Unterschied zur genetischen Psychologie. „Erfahrungsgemäß sind das menschliche Bewusstsein und seine verschiedenen Erscheinungen in ihrem Auftreten an gewisse physiologische Vorgänge gebunden, welche wir als chemisch-physische Prozesse zu begreifen gelernt haben“ (S. 1). Diese genetische Psychologie kann eigentlich ihre Aufgabe nicht lösen „ohne Mitangabe chemisch-physischer Prozesse und Namhaftmachung anatomischer Gebilde. (...) Anders die Psychognosie. Sie lehrt nichts über die Ursachen, welche das menschliche Bewusstsein erzeugen und welche machen, dass eine gewisse Erscheinung jetzt eintritt, jetzt unterbleibt oder verschwindet: sie geht auf nichts anderes aus als uns einen allgemeinen Begriff von dem gesamten Bereich menschlichen Bewusstseins zu geben, in dem sie die sämtlichen Grundbestandteile angibt, aus welchen alles, was irgendwann von einem Menschen innerlich wahrgenommen wird, sich zusammensetzt, und die Verbindungsweisen, welche zwischen diesen Teilen möglich sind, aufzählt“ (S. 2). Es sei eine „Gedankenverwirrung“, zu behaupten, dass „unser Bewusstsein in sich selbst als ein chemisch-physischer Prozess zu betrachten“ sei (S. 2). Brentano erläutert, weshalb er die Psychognosie als eine exakte, die genetische als eine inexacte Wissenschaft bestimmt habe. Er meine nicht den Gegensatz einer exakten gegenüber einer spekulativen Wissenschaft, sondern die Form der Lehrsätze: „Denn die Lehrsätze der Psychognosie sind scharf und genau“, während in der genetischen Psycho-

logie Mängel der Exaktheit unvermeidlich wären, da deren Gesetze nicht so streng allgemein sein könnten (S. 4).

Tiefensee (1998, S. 110, S. 226, FN 21) betont, dass kein Gegensatz zwischen der deskriptiven und genetischen Psychologie konstruiert werden könne, was den prinzipiellen Unterschied zwischen Brentanos und Diltseys Ansatz charakterisiere. Brentano wusste davon, dass Diltsey ihm eine scholastische Methode vorwarf. Brentano wandte sich seinerseits wiederholt gegen eine strikte Trennung geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Methodik. Tiefensee zufolge hat Brentano seine These (Philosophie nach naturwissenschaftlicher Methode zu betreiben) nicht systematisch expliziert, sondern fallweise unterschiedlich interpretiert. Eine Transformation der naturwissenschaftlichen Methode in die Philosophie, als eine nur in analoger und reflektierter Weise erlaubte, ist assoziiert mit dem vagen Begriff eines „sachgerechten Vorgehen“. Deutlicher sei eher die Abgrenzung von der intuitiven Methode, der die Sachgerechtigkeit fehle, von esoterischen, nicht kommunizierbaren Erkenntnisquellen, die Brentano in der Methode des deutschen Idealismus kritisierte. Abgesehen von der mathematischen Methode, den Autoritätsbeweisen, Glaubenszeugnissen und anderen Methoden bliebe nur die Methode der Naturwissenschaft, was jedoch nicht bedeute, „alle Philosophie ruhe auf naturwissenschaftlicher Basis“ (S. 226 f).

Das Verfahren der Psychognosie (Introspektion)

Aus der bereits zitierten Vorlesung 1890/91 ist der Abschnitt *Das richtige Verfahren des Psychognosts* interessant. Hier macht Brentano einige Bemerkungen über die schwierige Aufgabe der Psychognosie. „3. Damit der Psychognost seine Absicht erreiche, hat er ein Mehrfaches zu leisten. a) Er muss erleben, b) er muss bemerken, c) er muss, was er bemerkt, fixieren um es zu sammeln, d) er muss induzierend verallgemeinern; 4. er muss, wo die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Vereinigung gewisser Elemente aus den Begriffen selbst erhellt, diese allgemeinen Sätze intuitiv erfassen; 5. er muss – können wir endlich hinzufügen – was er auf dem einen oder anderen Weg von allgemeinen Gesetzen gewonnen, deduktiv verwerten, wodurch er manche die Elemente betreffende Frage, die sonst kaum beantwortet werden könnte, zu lösen vermag“ (S. 28). Anschließend skizziert Brentano auf vielen Seiten (S. 29-77) eine Methodenlehre der deskriptiven Psychologie und erläutert die Aufgabe mit zahlreichen Beispielen, die jedoch ganz überwiegend aus dem vergleichsweise einfachen Gebiet der Ton- und Farbwahrnehmung stammen.

Das Erleben. „1. Also, vor allem, der Psychognost muss erleben, d h. seine innere Wahrnehmung muss, wenn nicht zugleich, doch sukzessiv, eine Fülle von Tatsachen des menschlichen Bewusstseins erfassen, wenn ihm nicht das zu seinen Forschungen notwendige empirische Material fehlen soll. 2. Bei diesem Erleben, Erfah-

ren, ist zunächst kein Irrtum möglich. Dagegen Unvollständigkeit wegen engerer Beschränkung des eigenen Lebens gegenüber dem Kreis allgemein menschlicher Erfahrungen“ (S. 29).

Das Bemerken. „2. Der Psychognost also muss nicht bloß die Erscheinungen des menschlichen Bewusstseins in weitem Umfang erleben, er muss auch das Einzelne, was er erlebt, und die wesentlichen Teile dieses Einzelnen, in genügendem Umfange bemerken, soll nicht sein Werk mit wesentlicher Unvollkommenheit behaftet bleiben. 3. Ein Irrtum allerdings wird auch hier, wie vieles und wichtiges ihm unbemerkt entgehen mag, nicht die unvermeidliche Folge sein. So wenig in dem Nichterleben psychischer Vorgänge ein Irrtum involviert war, so wenig, als überhaupt die innere Wahrnehmung je von der Evidenz entblößt ist“ (S. 31). „Es knüpft sich also eine unbestreitbare Gefahr großer Unvollständigkeit der Psychognosie an die Tatsache, dass man unter Umständen das Einzelne, was man erlebt, nicht bemerkt“ (S. 33).

Bemerken ist ein inneres „explizites Wahrnehmen von solchem, was implizite in der Wahrnehmung unseres Bewusstsein beschlossen ist“ (S. 33). „Beim Merken gibt es Stufen, beim Bemerken nicht. Hier liegt immer Evidenz vor, und die hat keine Grade“ (S. 35). Brentano beschreibt die für das Bemerken förderlichen und abträglichen Bedingungen (S. 37 ff). Er gibt praktische Ratschläge, wie das Bemerken geübt und erleichtert und ablenkende Assoziationen vermieden werden können: „Wie beim Vaterunser eine Gewohnheit besteht, nicht zu assoziieren, so kann auch für gewisse Fälle eine Gewohnheit, auf ein Phänomen nicht aufmerksam zu sein, sich bilden, sondern sich mit seiner Aufmerksamkeit etwas anderem zuzuwenden“ (S. 39), so dass Brentano u.a. empfiehlt: Auf- und Abgehen im Studierzimmer, Augen aufreißen, den Kopf erheben. (...) Er beschreibt Müdigkeit, Affekt, Zerstreuung, Einflüsse von Gewohnheiten und ein anderes wichtiges Hindernis: „Bestehende Vorurteile müssen zerstört werden. Sonst bringt man es manchmal nicht dahin, jemanden etwas bemerken zu lassen, obwohl man in allen anderen Beziehungen die Bedingungen so günstig gestaltet als nur möglich“ (S. 40).

Brentano teilt die Fälle, wo trotz aller aufgebotenen Sorgfalt das Bemerken misslingt, in vier Klassen ein: Schwierigkeiten der Vergleichung (wenn ein gewisses Element nicht sicher zu trennen ist, eventuell ein unbemerkbarer Teil vorhanden ist); die Bedeutung einer Intensitätsschwelle; die Störungen der Aufmerksamkeit bei der Analyse (wie Ermüdung, Aufregung); die Fälle unüberwindbarer individueller Unfähigkeiten (Begabung, erworbene Unfähigkeiten). Schließlich werden auch Bedingungen und mögliche Irrtümer beim Fixieren angeführt, Gefahren der Unvollkommenheit und des Irrtums (S. 69) aufgezählt. Die kleine Methodenlehre endet hier mit Abschnitten zur *Induktiven Verallgemeinerung* und zur *Deduktiven Verwertung aus den bestimmten Elementen*.

Evidenz und Evidenztheorie

Das Wort *Evidenz* taucht wiederholt in diesen Vorlesungstexten auf, aber Brentano gibt statt einer gründlichen Definition nur Hinweise. Mit Bezug auf seine Urteilslehre schreibt er, dass der Urteilsakt „Es gibt eine Wahrheit“ vier Aspekte („durchwohnende“ Teile) hat: „a) die bejahende Qualität, b) das Gerichtetsein auf das Objekt ‚Wahrheit‘, c) Evidenz, d) die apodiktische Modalität“. Wahrheit sei nicht dasselbe wie Evidenz, „denn ‚ich bin‘ ist mir evident, doch leuchtet es nicht als notwendige Wahrheit ein“ (1890/1891, S. 20). Bejahung und Evidenz sind demnach verschiedene Teile eines Urteils: ... die Eigentümlichkeit der Evidenz ist nirgend außerhalb des Urteils zu finden“ (S. 73). – Im Widerspruch zu dieser Formulierung scheint der Satz über optische Täuschungen zu stehen: „Denn trotz der Evidenz der inneren Wahrnehmung missdeuten wir sie oft aufs Größlichste, z.B. Zöllnersche Figuren; Perspektive“ (S. 9).

Evidente Urteile und allgemeine Evidenztheorie

„Eine wesentliche Leistung seiner Urteiltstheorie sieht Brentano in der Unterscheidung von evidenten und blinden Urteilen. Die Evidenz ist für ihn eine ‚sichere Bürgschaft für die Wahrheit‘, sie dient damit als fundamentaler Wahrheits- und Wirklichkeitsindikator und vermittelt zwischen der Faktizität des psychischen Urteilsphänomens und dessen logischem Geltungsanspruch. Sukzessiv kommt Brentano zu der Meinung, dass die traditionelle Adäquatheitstheorie der Wahrheit als die Übereinstimmung von Urteil und etwas Urteilstranzendentem nur modifiziert haltbar ist. Wahr sei im eigentlichen Sinne des Wortes das logisch gerechtfertigte und damit ‚richtige‘ Urteil ‚dessen, der urteilt, wie derjenige darüber urteilen würde, der mit Evidenz sein Urteil fällt‘“ (Tiefensee, 1998, S. 116 f). „Evidenz zu begründen, wäre nur im Rekurs auf Evidenz möglich; eine solche Forderung ist somit absurd. Evidenz ist nur paradigmatisch demonstrierbar ... selbst der skeptische Angriff auf die Evidenz setzt diese voraus. Spätestens hier wird deutlich: Mit dem Verzicht auf eine metaphysische Grundlegung der Epistemologie trägt das evidente Urteil in seiner Nichthintergebarkeit bei Brentano eine immense Last für die Epistemologie, Logik und Ontologie ... und für die praktische Philosophie“ (S. 119 f). (*Anmerkung* 12).

Der Geltungsanspruch der evidenztheoretischen Epistemologie Brentanos werde durch ein methodologisches Problem bedroht: „Die Introspektion als solche ist irrtumsfrei, auch wenn sie konfus ist. Sie muss nicht klar und distinkt, d.h. mit einer möglichst großen Aufmerksamkeit versehen sein. Doch kann Unaufmerksamkeit Bewusstseinszustände fälschlich als ‚evident‘ oder ‚nicht evident‘ präsentieren, die ihren wahren Charakter erst in der ‚psychognostischen‘ Analyse offenbaren. Die hier möglichen Komplikationen – dass evidente Urteile nicht als solche erkannt oder nicht evidente Urteile für evident gehalten werden – provozieren weitere: Die den

evidenten Urteilen eignende absolute Sicherheit im Sinne von Irrtumsfreiheit bewahrt nicht vor möglichem subjektiven Zweifel, und die auch nichtevidenten Urteilen eignende subjektive Zweifelsfreiheit bietet wiederum kein Kriterium für Evidenz und damit für absolute Sicherheit. Die Tatsache, dass die innere Wahrnehmung eine zwar notwendige, aber nicht hinreichende Basis sicherer Erkenntnis ist, stellt somit ein ungelöstes, angesichts des fundamentalen Charakters des Evidenzbegriffs schwerwiegendes Problem und die eigentliche *crux* der Epistemologie Brentanos dar“ (S. 121 f). Mit der im Prozess der Introspektion unvermeidlichen Frage nach Perzeption und Apperzeption habe Brentano sich auf eine unbefriedigende Weise auseinandergesetzt, ohne prägnante Ergebnisse.

Tiefensee geht auf die Basis der Evidenztheorie in Brentanos Urteilstheorie ein, insbesondere die Unterscheidung apodiktischer und assertorischer Urteile als Tatsachenaussagen. Im apodiktischen Urteil wird das in der Vorstellung Gegebene als notwendig akzeptiert oder als unmöglich verneint. „Die evidenten apodiktischen Urteile stellen aufgrund ihrer absoluten Sicherheit und der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit die höchste Form des Wissens dar“ (S. 123). Apodiktische Urteile sind dem Gegenstand angemessen und für alle denkenden Subjekte verbindlich, typisch sind negative apodiktische Urteile, am deutlichsten im Kontradiktionsprinzip, wenn das Gegenteil unmöglich ist. „Durch Vorstellungen oder Gemütsbewegungen motivierte Urteile heißen unmittelbar evident und sind die analytischen Urteile *a priori*, welche Brentano Axiome nennt“, im Unterschied zu den reinen Tatsachenfeststellungen in assertorischen Urteilen – mit der einen Ausnahme eines evidenten Urteils: die Selbstwahrnehmung (S. 125). Die genaue Bestimmung des apodiktischen Urteils ist wichtig, um dem Vorwurf des Solipsismus zu entgehen: „Andernfalls gälten aus der Selbstwahrnehmung gewonnene Aussagen nur für den Aussagenden selbst, und assertorische Allaussagen wären niemals zu rechtfertigen“ (S. 127). Allerdings muss immer die Identität von Urteilendem und Beurteiltem postuliert werden; Evidenz setzt eine mitbewusste Identität voraus.

Die Evidenz, basierend auf Brentanos Urteilstheorie, wird zum Leitgedanken der gesamten Philosophie. Tiefensee meint, dass diese sich so apodiktisch aussprechende Evidenz Brentano dazu dient, den Vorwurf eines „subjektivistischen Psychologismus“ abzuwehren. Der modale Begriff der *Notwendigkeit*, der sich bei Brentano philosophisch auch auf die Grunderfahrung der Kausalität bezieht, führe letztlich zum Nachweis der „Existenz des absolut Notwendigen“. Die Gottesbeweise, die Brentano zeitlebens beschäftigten, bilden einen Weg zu dieser Position. Allerdings unterscheidet Brentano hier zwischen Evidenz und Einsicht (S. 156).

Philosophisch-theologische Gedanken

Die philosophisch-theologischen Verbindungen seiner Psychologie waren für Brentano wesentlich – wie der sehr umfangreiche Nachlass bezeugt. Diese Quellen sind jedoch nicht publiziert, und die Herausgeber Kastil und Krause, aber auch Chisholm und Baumgartner, klammerten dieses Thema weitgehend aus. Diese Lücke füllt die ausführliche Untersuchung *Philosophie und Religion bei Franz Brentano (1838 – 1917)* von Tiefensee (1998). Im Hauptteil der ca. 500 Seiten umfassenden Monographie werden auch der *psychologische* Ansatz sowie die Erkenntnistheorie Brentanos als Fundament seines Wissenschaftsbegriffs und seines Philosophiebegriffs analysiert. Davor steht ein einleitendes Kapitel über *Philosophie und Religion* mit einer teils biographischen, teils philosophischen Untersuchung, welchen Weg Brentano von der Religion zur Philosophie und schließlich zur Religionsphilosophie zurücklegte. Themen sind Brentanos konfessionelle Entwicklung, das Verhältnis der Philosophie zur übernatürlichen Theologie in der Würzburger Zeit, seine Abkehr von der Amtskirche, die weltanschaulichen Auseinandersetzungen seiner Wiener Zeit, die Vorlesungen über Gottesbeweise, der weiterbestehende Theismus und das tiefe Interesse an der Unsterblichkeitsidee.

Während eine ausführliche Darlegung von Brentanos Religionsbegriff hier ausgeklammert werden kann, interessiert aus Sicht der Psychologiegeschichte und Theoretischen Psychologie die von Tiefensee gegebene kritische Bilanz des Zusammenhangs von epistemologischer Position, Philosophie- und Religionsbegriff in Brentanos Denken. Zwar gebe es keine Brentano-Schule und das philosophische Werk weise Brüche, Inkonsistenzen und Widersprüche auf, doch viele Spätere hätten wichtige Thesen oder einzelne Gedanken übernommen, wenn auch in einem eigenen, z.T. völlig anderen, Kontext. Brentanos Denken, genauer gesagt bestimmte Thesen, seien wichtig für die Programme Husserls und Schellers, sogar für eine von Chisholm und anderen verfolgte Richtung der analytischen Philosophie, wobei die theologischen Grundlagen dieses Denkens in der Regel nicht beachtet würden.

Metaphysische Voraussetzungen: Unsterblichkeit der Seele und Gottesbegriff

Für Brentano sei „die Existenz Gottes keine Voraussetzung der Geltung evidenter Urteile“, jedoch enthalte seine Epistemologie „an entscheidenden Stellen metaphysische, näher hin philosophisch-theologische Implikationen“ (S. 162), schreibt Tiefensee. „Die Analyse der Urteilsakte lässt letztlich ein ‚gemeinsames Subjekt von allen gleichzeitigen psychischen Tätigkeiten‘ erkennen, das Brentano mit ‚Substanz‘ bezeichnet. Durchgängig hält er eine ‚Psychologie ohne Seele‘ für letztlich unmöglich, der Ausdruck in der *Psychologie* von 1874 ist eine forschungsstrategische Kompromissformel, nicht aber ein metaphysisches Bekenntnis, wie er selbst zugibt. Das Bewusstsein bildet eine reale Einheit, wenn es auch nicht einfach ist, ein ‚Ich‘, wenn

es auch nicht als ein Individuelles erfahren werden kann“ (S. 170). „Damit hat das Ziel des epistemologischen Programms Brentanos – ein unmittelbar evidenten apodiktisches affirmatives Urteil, das dem Menschen letztlich unerreichbar ist –, die Existenz eines göttlichen Verstandes zur Voraussetzung. (...) Die menschliche Vernunft geht im von Evidenz zu Evidenz fortschreitendem Diskurs in einer unendlichen Annäherung auf die als gegeben vorauszusetzende göttliche Einsicht zu“ (S. 171). – Tiefensee verweist auf mehrere Belege, dass Brentano zeitlebens von der Immortalität der Seele überzeugt war. Ob er als ein Christ zu bezeichnen war, ist eine terminologische Frage. Brentano betone das menschliche Streben nach prinzipieller Erkenntnis: „Der Mensch hat einen Drang, nicht bloß nach Erkenntnis des ‚dass‘, sondern auch des ‚warum‘“ (S. 172). Brentano habe sich immer wieder ausführlich mit den Gottesbeweisen befasst.

Die Frage nach einer unsterblichen Seelensubstanz

Die Psychologie bedürfe wie andere Wissenschaften einer metaphysischen Grundlage. In der *Psychologie* (1874, S. 37) steht: „Der Psychologie fällt die Frage über die Hoffnung auf ein Jenseits und auf die Teilnahme an einem vollendeten Weltzustande zu.“ Brentano erwartet, dass verstärkt psychophysische Fragestellungen einzubeziehen sind (S. 37 f), ehe von einer körperunabhängigen Unsterblichkeit gesprochen werden kann, wobei eine direkte empirische Verifikation natürlich nicht möglich sei.“ Brentano habe sich seit der Habilitationsschrift mit dem Leib-Seele Problem befasst, zu dem die Immortalitätsfrage zählt, außerdem hatte er angekündigt, im Band 2 der *Psychologie* darauf einzugehen. Er hatte wohl das Ziel einer wissenschaftlich vertretbaren Lösung der Immortalitätsfrage (neben der Gottesfrage). Diese Immortalitätsproblematik, welche für Brentano die fundamentale Bedeutung der Psychologie für die Philosophie deutlich macht, sei, so bemerkt Tiefensee, ein in der Forschung zumeist übersehener Aspekt.

Weitere Beispiele für einen engen Zusammenhang von psychologischen, ontologischen und theologischen Fragestellungen ließen sich finden (Tiefensee, 1998, S. 277-284). „Brentano verteidigt mit Entschiedenheit die Existenz eines immateriellen, geistigen Trägers psychischer Phänomene, d.h. einer unräumlichen und unlokalisierbaren, nulldimensionalen, einheitlichen Substanz. Die Herkunft des unkörperlichen Denkenden kann nur kreationistisch gedacht werden. Es besteht damit ein enger Zusammenhang zwischen dem Nachweis der Geistigkeit der Seelensubstanz und der Existenz eines geistigen Schöpfungsprinzips. Die Welt müsse so begriffen werden, dass sie die Entstehung neuer Seelensubstanzen prinzipiell zulässt, wenn nicht sogar fordert. Brentano sieht diese Begriffsbestimmung in seiner optimistisch-evolutionistischen Weltsicht eingelöst“ (S. 282).

Brentanos Erkenntnistheorie

Tiefensees Kapitel *Die Erkenntnistheorie Brentanos als Fundament seines Wissenschaftsbegriffs* beginnt mit dem Abschnitt *Der psychologische Ansatz* und dort mit Definitionen und Thesen aus der *Psychologie vom empirischen Standpunkt*, „in welcher er die Psychologie als die Fundamentalwissenschaft schlechthin ankündigt. In ihr sollen zunächst die psychischen Phänomene, welche die Quelle aller Erkenntnis bilden, als solche beschreibend bestimmt und kategorialisiert werden, um eine sichere Basis für allgemeine Aussagen über deren jeweiligen Charakter und über gesetzmäßige Zusammenhänge zu erhalten“ (Tiefensee, 1998, S. 107). Brentano möchte auf eine metaphysische Grundlegung der Epistemologie verzichten, nicht jedoch auf eine evidenztheoretische Grundlegung. Den Rekurs auf ein göttliches Prinzip lehnte er als kurzschlüssig ab, später gibt er die Adäquationstheorie der Wahrheit [Korrespondenztheorie: Übereinstimmung gedanklicher Vorstellungen mit der Wirklichkeit] im Wesentlichen auf. Brentano sieht „vorläufig davon ab, einen substanziellen Träger für die durch innere Wahrnehmungen erkennbaren Phänomene vorauszusetzen und definiert eine ‚Psychologie ohne Seele‘ als die ‚Wissenschaft von den psychischen Phänomenen.““ Gegen die physischen Phänomene der Naturwissenschaft grenzt er ab: das erste Charakteristikum sei die Intentionalität, deren Modifikationen die Klassifikation dieser Phänomene bestimmen; alle gründen in objektbezogenen Vorstellungsakten. „Damit wird zunächst der scholastische Begriff der intentionalen Inexistenz wiedererweckt – eine wirkungsgeschichtlich folgenreiche Tat“ (S. 108). Das zweite Charakteristikum ist ihre Selbstgegebenheit im konkomitanten [begleitenden] Bewusstsein. „Sie sind exklusive Objekte unmittelbar evidenter innerer Wahrnehmung, d. h. ständig durch das zumindest konfuse Bewusstsein ihrer selbst begleitet und im Unterschied zu den übrigen nur intentional gegebenen Objekten (den psychischen Phänomenen wie Tönen und Farben) als einzige absolut sicher existent: ‚Sie sind wahr in sich selbst. Wie sie erscheinen – dafür bürgt ihre Evidenz, mit der sie wahrgenommen werden –, so sind sie auch in Wirklichkeit‘. (Manuskript Ps I 28). Mit anderen Worten: Psychische Phänomene sind Akte oder besser Bewusstseinszustände von einer charakteristischen relationalen Doppelstruktur, indem sie primär (in recto) auf ein bewusstseinsgebendes Objekt und sekundär (in obliquo) zugleich und unmittelbar auf sich selbst gerichtet sind. Diese wahrnehmende Introspektion ist nach Brentano strikt von der temporal-sukzessiven Selbstbeobachtung zu unterscheiden“ (S. 109, vgl. Ps I 40 ff).

„Diesen Feststellungen zufolge kann sich die Erkenntnistheorie nur auf eine deskriptive Psychologie und nicht auf eine genetische, d.h. auch physiologische Psychologie stützen, obwohl ein Rückgang auf letzte Quellen des Psychischen methodisch zwingend erscheint. Der Unterschied beider Ansätze und dessen methodologische und epistemologische Bedeutung wurde Brentano erst allmählich klar. Die deskriptive Psychologie ist eine rein analytische Aufhellung der Bewusstseinssele-

mente und deren Verbindungsweisen, also kategoriale Bewusstseinsanalyse. Die genetische Psychologie dagegen erfragt deren ursächliche Bedingungen, ist Kausalanalyse. Angesichts des menschlichen Strebens nach prinzipieller Erkenntnis hätte diese den größeren erkenntnistheoretischen Wert. Sie erreicht jedoch aufgrund ihres notwendigen Rückgriffs auf durch äußere Wahrnehmung gegebene Phänomene, nämlich physikalisch-chemische Vorgänge, prinzipiell nicht die Exaktheit der sich auf die Evidenz innerer Wahrnehmung stützenden und damit ‚reinen‘ Psychologie“ (S. 109 f).

„Nach der Bestimmung ihres Objektbereichs ist es Aufgabe der Psychologie, die Vielfalt psychischer Phänomene in eine systematische Ordnung zu bringen. Brentano unterscheidet drei Grundklassen: Vorstellungen, Urteile und eine dritte, alle emotiven und voluntativen Zustände einschließende Klasse, welche er mangels eines eindeutigen Terminus als Phänomene der Liebe und des Hasses, Gemütsbeziehungen, Gemütstätigkeiten oder Interessenphänomene bezeichnet. Differenzkriterium ist der Modus des Objektbezugs; die Einteilung gilt als erschöpfend. Sie wird durch eine elementaranalytische Klassifikation ermittelt“, wobei Phänomene verschiedener Grundklassen einander durchdringen, komplexe Formen und verschiedene Teil-Ganzes-Verhältnisse bilden (S. 110 f).

Beispiele eines fundamentalen Wandels in Brentanos Prinzipien erkennt Tiefensee in der Abkehr von der frühen These der Offenbarungslehre und von den Gottesbeweisen: Die dritte der Habilitationsthesen besagte ja, die übernatürliche Theologie habe gegenüber der Philosophie eine Leitsternfunktion. Ein neuer „Leitstern“ seines Denkens zeige sich in der um 1900/04 erfolgten Wende zu einer Metaphysik als „Lehre vom Realen als Realem“ (d.h. einer „reistische Wende“). Mit dieser Abkehr vom Nichtrealen orientierte sich Brentano neu hinsichtlich des „Status der intentionalen Objekte“ und habe damit eine Spaltung herbeigeführt in die Anhänger der ursprünglichen Intentionalitätstheorie (Husserl, Meinong u.a.) und die Anhänger des Reismus, die den theologischen Thesen Brentanos reservierter gegenüber standen (S. 19 f). Husserl habe sich im Zuge seiner Psychologismuskritik entfremdet, nachdem er von Brentano zur Entwicklung seiner phänomenologischen Methode angeregt war.

Die zentralen Begriffe „Intentionalität“ „intentionale Nichtexistenz“, die Vermittlung zwischen „transzendtem Subjekt“ und einer „transzendenten Welt“ oder die „unmittelbare Evidenz“ sind interpretationsbedürftig. Den Begriff der Intentionalität nennt Tiefensee (1998, S. 37) als ein herausragendes Beispiel für Brentanos unzureichende Definitionen, denn Intentionalität hat „mindestens zwei verschiedene Bestimmungen impliziert: intentionale Inexistenz und intentionales Gerichtetsein auf ein immanentes Objekt“ – inwieweit er sich von den traditionellen Bedeutungen seit dem Mittelalter anregen ließ, sei von Anfang an strittig und beschäftigte bis heute Exegeten von Brentanos Konzeption.

Tiefensee fasst zusammen: „Brentanos Thesen erweisen sich zwar als systematisch inkonsistent und mit unklaren Begriffen durchsetzt und bieten deshalb genügend Ansatzpunkte für Polemik, induzieren aber bis heute Versuche, mit Brentano in ein konstruktives Gespräch zu kommen“ (S. 182). Seine Erkenntnistheorie und Logik sind ein unabgeschlossener Diskurs. „Eine Fundamentalkritik seiner Epistemologie wird immer bei deren problematischer Gründung auf psychologisch analysierbaren und dann logisch gültigen Evidenzen ansetzen“ (S. 182).

Rezeption

Nach dem Zeugnis von Carl Stumpf (1919), der als jüngerer Student in Leipzig mit Brentano zusammenkam, unter dessen Einfluss zum Theologiestudium wechselte und ebenfalls Priester werden wollte, äußerte sich das innere Zerwürfnis mit der Kirche und dem Dogma seit dem Jahr 1870 bis zum Austritt 1873. Stumpf schreibt: „Er blieb bis zum Lebensende tief religiös und ganz erfüllt von Gottvertrauen“ (1919, S. 114). Brentano habe „der Ausarbeitung des philosophischen Gottesbegriffs und dem Nachweis seiner Realität“ bis zuletzt eine große Bedeutung beigelegt; wie weit er gekommen sei, würden „die hinterlassenen metaphysischen Abhandlungen lehren“ (S. 116). Stumpf geht auf dieses Thema jedoch nicht weiter ein; auch in seiner später publizierten Selbstdarstellung (1924) äußert er sich kaum über seine eigenen metaphysischen Überzeugungen und seinen Seelenglauben (siehe Abschnitt 3.12). Stumpf und Husserl charakterisierten die Persönlichkeit und den Denkstil Brentanos. (*Anmerkung 13*).

Kraus (1919, S. 17) schreibt: „Die Grundgedanken seiner deskriptiven Psychologie, das ist einer Phänomenologie des Bewusstseins, haben alle Psychologen und Erkenntnistheoretiker genötigt, zu Brentano Stellung zu nehmen, sie mögen seinen Namen nennen oder nicht.“ Dass die Fortsetzung des ersten Bandes der *Psychologie vom empirischen Standpunkt* fehlt, sieht auch Kraus darin begründet, dass Brentano erst die Unterscheidung zwischen deskriptiven und genetischen Fragen zu entwickeln hatte, was erst in seiner Wiener Zeit geschah. Er fasst Brentanos Absichten zusammen: „Freilich muss die Psychologie selbst nach einer angemessenen Methode getrieben werden. Diese Methode hat Brentano nun dadurch außerordentlich gefördert, dass er größten Nachdruck legte auf die Scheidung der sogenannten deskriptiven Psychologie („Psychognosie“), von der genetischen Psychologie. Es handelt sich hierbei um nichts anderes als darum, eine Verwirrung der Fragestellung zu verhüten: die genetische (größenteils physiologische) Psychologie fragt nach der Entstehung der Bewusstseinszustände; die deskriptive hat sozusagen das seelische Inventar aufzunehmen, zu beschreiben und zu klassifizieren. Diese Frage nach dem Was? muss erledigt sein, ehe die Frage nach dem Wodurch? mit Erfolg in Angriff genommen werden kann. Die deskriptive Psychologie oder Psychognosie weist die

sämtlichen letzten psychischen Bestandteile auf, aus deren Zusammensetzung die Gesamtheit des jeweiligen Bewusstseinszustandes sich analog ergibt, wie die Gesamtheit der Worte aus den Buchstaben. Was uns die Wahrnehmung unserer psychischen Zustände in evidenter oder konfuser Weise zeigt, das hat die psychologische Analyse und Reflexion zur Klarheit und Deutlichkeit zu erheben. Wenn es einmal festgestellt ist, dass alle Elemente unserer Denkgegenstände Anschauungen entnommen sind, so kann zu einer vollständigen Übersicht über dieselben geschritten werden, wie sie schon Früheren vorgeschwebt hat. Ein gewisser Hochstand des deskriptiven psychologischen Wissens ist Vorbedingung für eine gedeihliche Inangriffnahme der genetischen Psychologie. Dies hat man vor Brentano und auch heute noch nicht genügend erkannt. Er selbst kam erst in der Wiener Zeit zur klaren Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Trennung“ (S. 20 f).

Die Brentano-Schule

Brentanos Wirkung ging wegen der wenigen Veröffentlichungen hauptsächlich von seinen Vorlesungen aus, und die Liste seiner Hörer mit später bekanntem Namen ist lang (Tiefensee, 1998, S. 14 f). Die Gruppe der „orthodoxen“ Schüler fiel schnell in einander bekämpfende Richtungen, auch gegen ihn gewandt, auseinander. Aber er sei dennoch zu einer zentralen Gestalt der Philosophie gewachsen, der von der Phänomenologie, dem Wiener Kreis und der analytischen Philosophie, auch der empirischen Sinnesphysiologie und der *philosophy of mind* in Anspruch genommen wird. Wenn Otto Neurath Brentano „für die Vorgeschichte des Wiener Kreises reklamieren“, sei das problematisch, u.a. wegen Brentanos Kritik an Mach, seinem Lehrstuhlnachfolger in Wien. Stegmüller (1978-1989) habe anfänglich Brentano dem kritischen Empirismus zugeordnet, doch sei diese Ansicht wegen des evidenztheoretischen Wahrheitsbegriffs höchst fragwürdig. Auch die neuere Brentano-Forschung übergehe seine theologischen Thesen zumeist, sei bestenfalls an der Ontologie interessiert, eher an der Urteilslehre und den intentionalen Sätzen. „Eine solche Akzentsetzung vereinfacht zwar die gesuchte Vermittlung, droht jedoch zu vergessen, dass der in dieser Weise interpretierte ‚analytische Metaphysiker‘ Brentano nicht einfach derselbe ist, der sich als Missionar eines dem individuellen und kulturellen Bedürfnis nach einer hinreichend begründeten Welt- und Lebensauffassung genügenden Theismus verstand“ (S. 26 f).

Tiefensee sieht eine Gruppe von orthodoxen Brentano-Schülern, die sich „zunehmend um die ‚Lehre‘ des ‚Meisters‘ scharte und sie sogar postum auf Kosten der editorischen Sorgfalt zu verteidigen suchte.“ Er vermutet, diese Haltung liege „in der Tendenz des evidenztheoretischen Ansatzes Brentanos, die Entscheidung, was evident sei und was nicht, letztlich einer geschulten Forschungselite zuzuerkennen, deren Aussagen dann ‚schlechthin siegreich‘ sind“ (S. 482). Bemerkungen Brenta-

nos weisen darauf hin, dass er an eine weltweite Mission einer Philosophengemeinschaft dachte. Diese „philosophische Theologie auf evidenter Grundlage mit entsprechenden lebensorientierenden Konsequenzen und mit ihr ein System, das auf alle Fragen Antwort weiß“, habe nur in einem relativ kleinen Kreis der Schüler, die unter unmittelbarem Eindruck standen, größere Resonanz erzielt – mit bald aufbrechenden Auseinandersetzungen. „Die Theologievergessenheit der neopositivistisch-analytischen und phänomenologischen Brentano-Rezeption erscheint von daher als folgerichtig“ (S. 480). Schüler wie Meinong und Husserl hätten eine zunehmende Distanz erkennen lassen. Grundsätzliche Divergenzen bestehen zwischen Brentanos „reistischer Wende“ und Husserls Philosophie als strenger Wissenschaft und *transzendentaler Subjektivität*, auch hinsichtlich der Psychologismus-Kontroverse. Für andere Philosophen sei die deskriptiv-introspektive Psychologie, auch wegen des Bezugs zu Husserl, aber auch aus anderen Gründen und nicht nur historisch, interessant.

Husserl nahm Brentanos Gedanken, aber auch einige Anregungen der zeitgenössischen Psychologie, auf und entwickelte sein Erkenntnisssystem. Später ersetzte er seinen früheren Begriff der „deskriptiven Psychologie“ durch „Phänomenologie“ (Husserl, 1910, S. XIII) und betonte nach seiner „transzendentalen Wende“, dass Phänomenologie in keiner Weise Psychologie sei (vgl. die Erörterung einzelner Aspekte dieser Entwicklung durch Münch, 1998; Ziche, 1998). Für die Psychologiegeschichte interessant sind die Brentano-Rezeption bei William James und andere Facetten, insbesondere für die Entstehung der *Aktpsychologie* und die Richtung der *phänomenologischen Psychologie*.

Tiefensee schreibt in seiner kritischen Bilanz, dass „für Brentano Philosophie die auf einer deskriptiven Psychologie gegründete und durch sie geleitete erklärende Wissenschaft schlechthin darstellt (...), welche die Leistungsfähigkeit der empirischen und analytischen Wissenschaften in sich vereint und deren Defizienzen auf ein letztes Ziel hin überschreitet. Sie erhebt den Anspruch, das Bedürfnis des Menschen nach prinzipieller Erkenntnis, nach letzter Einsicht, vollständiger als andere Wissenschaften zu befriedigen und zu apodiktisch positiven Urteilen vorzudringen (...) Mit ihrer Zielstellung, die assertorische Evidenz der Selbstwahrnehmung mit der apodiktischen Evidenz, wie sie dem Widerspruchsprinzip eignet, zu vermitteln, greift sie auf ein letztes, absolut Notwendiges, sucht dieses aber nicht, wie der deskriptiv-psychologische Ansatz nahegelegt hätte, mittels der Evidenz der selbstreflexiven Subjektivität, sondern im traditionellen Durchgang durch die *metaphysica generalis et specialis* in einem quasi wie Fremdpsychisches behandelten Objekt“ (S. 474). „Kennzeichnend sind für Brentano ein deterministischer Optimismus und die These von einem unendlichen Fortschritt der immortalen Seele sowie eine kreationistisch-substanzontologische Interpretation der *res cogitans*. Die Akzeptanz einer ‚Psychologie ohne Seele‘ in der *Psychologie vom empirischen Standpunkt* von 1874 ist als vorläufige Konsensformel, nicht als überzeugter psychologiebegrifflicher Stand-

punkt zu bewerten; anderslautende Thesen der Forschung zum Subjektivitätsbegriff Brentanos wären hier zu überprüfen“ (S. 475).

„Angesichts der Tatsache, dass der menschlichen Vernunft die letzten Prinzipien nur diskursiv zugänglich sind, bleibt bei Brentano also unklar, woher sie die axiologische Intention bezieht, die z.B. sein epistemologisches Programm leitet: Dass der Erkenntnis vor dem Willen, dem positiven Urteil vor dem negativen und der Erkenntnis vor der Kenntnis der Vorzug gebührt, wird weder in einer Anthropologie metaphysisch begründet noch in einer hinreichenden deskriptiv psychologischen Analyse als ‚evidenzähnlich‘ sicher erwiesen; ein theoretisches (und zugleich religiöses) ‚Bedürfnis‘ nach letzter Einsicht steht als gegebene transzendente Größe im Hintergrund des gesamten Programms, ohne von Brentano einer näheren Analyse gewürdigt zu werden“ (S. 478 f). (...) Die Vermittlung des Konzepts einer Philosophie als der erklärenden Wissenschaft schlechthin mit dem einer idealen Religion, die letzte Einsicht verheißt, kann nicht gelingen: Die Bestimmung des ‚religiösen Bedürfnisses‘ und des ‚Strebens nach Einsicht aus dem Grunde‘ und ihres Verhältnisses zueinander bleibt angesichts der eigenen methodologischen Forderungen Brentanos unzureichend ...“ (S. 479). Brentanos philosophie- und religionsbegriffliche Bemühungen, so urteilt Tiefensee, seien zu keinem schlüssigen Ergebnis gelangt: er verweist auf die in der neueren Forschung „verschiedentlich kritisierte Neigung des späten Brentano zu apriorischen Konstruktionen, d.h. Philosophieren rein aus Axiomen und Begriffen“ (S. 482).

Kommentar

Die Rezeption war und ist sehr schwierig, denn es gibt einseitige Rekonstruktionen seines Werks durch nahestehende Schüler, unzureichende Berücksichtigung des sehr umfangreichen Nachlasses, die im Werk selbst liegenden Brüche, Widersprüche, die apodiktischen Urteile und die nur oft vagen Umschreibungen wichtiger Begriffe im Kontrast zu der herausragenden Bedeutung gerade von Logik und Urteilslehre in Brentanos Werk. Anscheinend gilt für Brentano noch mehr als für viele andere Autoren, dass die Aussagen zur Psychologie in den verschiedenen Phasen seines Werks nicht konsistent zu interpretieren sind. In einem späteren Exkurs wird die Frage einer „Psychologie ohne Seele“ im Zusammenhang von Wundts Position und Brentanos substanzontologischem Seelenbegriff und Theismus diskutiert.

Brentanos System gehört auf eine besondere Weise zur Kategorienlehre der Psychologie. Seine Zwischenstellung zwischen der aristotelischen Kategorienlehre und den Möglichkeiten, die innere und auch die äußere Wahrnehmung bzw. Erfahrung konstruktiv einzubeziehen, kann durch den Vergleich mit Herbarts, gegen Kant gerichtete Forderung nach einer *eigenständigen* Kategorienlehre deutlicher werden.

Brentano hat jedoch diesen Schritt Herbarts nicht diskutiert oder konsequent nachvollzogen.

Die deskriptive Psychologie der inneren Wahrnehmung scheint methodologisch in sich abgeschlossen zu sein. Es geht ihm nicht um die problematische Übereinstimmung mit der äußeren Erfahrung (oder die Konvergenz mit anderen Menschen) oder um den Aufbau einer Erfahrungswissenschaft, sondern um fundamentale Seinsbestimmungen und um die Kategorien einer abstrakten Psychologie. Deshalb sind hier Fragen nach den Grenzen der introspektiven Sicht (abgesehen von wenigen Hinweisen auf Möglichkeiten der Selbsttäuschung), nach der Reflexion der fundamentalen Fehlerquellen, überhaupt Methodenfragen, wahrscheinlich inadäquat. Auch die Frage nach der Möglichkeit einer Überprüfung oder zumindest Diskussion durch Andere kann nicht gestellt werden, denn es geht ja um die grundsätzlichen Bestimmungen der Phänomene und der Intentionalität in der eigenen und apodiktisch gesetzten Evidenz. An der Mitteilung seiner Arbeiten, seiner Kategorien und Klassifikationen war Brentano zweifellos gelegen, aber es ist kaum auszumalen, wie er sich zur Protokollierung aktueller und erinnelter Wahrnehmungen, beispielsweise von typischen Gemütsbewegungen oder typischen Formen sinnlicher Phantasien oder gar zu einer praktisch-psychodiagnostischen Anwendung geäußert hätte. Als Philosoph und Theologe hatte er, im Unterschied zu Wundt und Freud, keine Ausbildung wissenschaftlich-methodischer Art, nicht das Methodenbewusstsein, dass zur Frage nach „Wissenschaftlichkeit“ und zum Versuch einer Abgrenzung zwischen Wissenschaft und philosophischem System führen müsste, sondern er verweist nur auf die speziellen Aufgaben der „Genetischen“ Psychologie. Beide, Wundt und Freud, entwickelten neue empirische Methoden und waren höchst skeptisch hinsichtlich der inneren Wahrnehmung und der Selbstauskünfte der Menschen.

Wenn Tiefensee unzureichende epistemologische Definitionen kritisiert, dann ist hinzuzufügen, dass diese Kritik auch für Brentanos klassifikatorisch-deskriptive Psychologie zutrifft wegen ihrer seltsamen Lücken und Oberbegriffe. Dieses Programm bricht dann ab, anscheinend in einer tiefen Krise, weil Brentano erkennt, dass er grundsätzlich zwischen deskriptiver und genetisch-erklärender, auch physiologischer Psychologie, unterscheiden müsste. Unbekannt ist, ob Brentano über seine Interessen an der Sinnesphysiologie hinaus noch andere zeitgenössische Experimentalpsychologie rezipierte, u.a. Wundts *Grundzüge*. Unscharf bleiben auch die Begriffe *Akt* und *Evidenz* sowie das Verhältnis von *Perzeption* und *Apperzeption*. Erst im Nachlass waren einige der notwendigen Erläuterungen beispielsweise zum Verfahren der Psychognosie, zur Evidenztheorie oder zur theologischen Orientierung, aufzufinden. Tiefensee vermutet, dass Brentano die ganze Härte dieser Diskrepanzen seines Vorhabens nicht erfasst habe. Demgegenüber lässt sich auch die Hypothese begründen, dass sich in den abgebrochenen Publikationsplänen, den unerfüllten Ankündigungen und den Bruchstücken seines Systems – im Kontrast zu der Flut nachgelassener Manuskripte – gerade die Inkonsistenzen seiner Ideen manifestieren.

Ideengeschichtlich hat Brentano einen besonderen Einfluss ausgeübt: auf die Entwicklung von Edmund Husserls Phänomenologie und anderer phänomenologischer bzw. phänomenologisch-psychologischer Richtungen, auf die Philosophische Psychologie, jedoch deutlich weniger innerhalb der akademischen Psychologie. Brentano wird zumindest Ausschnitte der damaligen Kontroversen der Psychologen über innere und äußere Erfahrungen sowie über experimentelle Psychologie gekannt haben, ist jedoch auf Abgrenzungen nicht eingegangen. Entsprechende Fragen sind durchaus an heutige Psychologen, die eine akzentuierte *phänomenologische* Psychologie oder *deskriptive* Psychologie fordern oder vertreten (in ähnlicher Weise auch an „verstehende“ Psychologe), zu richten: nach dem Methodenbewusstsein, nach Kenntnis und Gewichtung typischer Fehlerquellen, nach Gesichtspunkten einer vielleicht doch möglichen partiellen intersubjektiven Konvergenz. Die Abgrenzung zwischen philosophischer Phänomenologie und phänomenologisch orientierter Psychologie ist *auch* eine Abgrenzung der Zielsetzungen und des Praxisbezugs, denn die innere Wahrnehmung reicht grundsätzlich für eine lebensnahe und kritisch realistische Psychologie nicht aus.

Brentano hatte nicht das Verlangen nach Details einer Erfahrungsseelenkunde oder Verhaltenspsychologie, während Kant sich – neben seiner Transzendentalphilosophie – in seinen Anthropologie-Vorlesungen ein großes Interesse an einer konkreten und alltagsnahen Psychologie und deren Methodik bewahrte. Aus dieser Sicht ist zu überlegen, ob in Brentanos deskriptiver Psychologie nicht eine reduktionistische Tendenz erscheint, wenn Fremdpsychisches und Intersubjektivität, die Verhaltensebene, das physiologische und das kulturelle Bezugssystem fehlen? – Dieser naheliegenden Kritik ist entgegenzuhalten, dass diese Gebiete sämtlich in Brentanos Konzept der *Genetischen Psychologie* gehören könnten. Nur scheint die *Idee* einer *zweiten Psychologie* Brentanos, der *Genetischen Psychologie* als notwendiges Pendant der *Deskriptiven Psychologie*, weitgehend vergessen zu sein. Es scheint auch keinen Rekonstruktionsversuch zu geben oder zu wenig geeignetes Material. Die massiven Hinweise auf eine einseitige Rezeption von Brentanos Werk, primär aus philosophisch-psychologischer Sicht, könnte seine etwa um die Jahrhundertwende 1900 erreichte Konzeption deformiert und den Verfasser demotiviert haben. – Psychologie-geschichtliche Beiträge befassten sich mit u.a. mit der Rezeption Brentanos in Würzburg (Frechétte, 2012) und mit den Beziehungen zu Stumpf, Lipps und Husserl (Baumgartner, Dogaru & Barjoianu, 2012; Münch, 1998; Ziche, 1998). Die Themen Evidenz und Seelenglauben werden dabei ausgeklammert.

Wenn zwischen *deskriptiver Psychologie*, *philosophischer Phänomenologie* und *phänomenologisch orientierter Psychologie* abgegrenzt wird, geht es auch um die Frage des Praxisbezugs, denn die innere Wahrnehmung und ihre Kategorien reichen grundsätzlich für eine lebensnahe angewandte Psychologie nicht aus.

Zwei Grundrichtungen der Psychologie

Für die Konzeption einer Theoretischen Psychologie ist interessant, dass Brentano zwar eine deskriptive und eine genetische Psychologie unterscheidet, anscheinend jedoch keinen Gegensatz und keine Ausschließlichkeit oder Überlegenheit der einen oder der anderen Aufgabe (und Richtung) postuliert. Es besteht vielmehr ein Ergänzungsverhältnis, denn die Beschreibung und die Klassifikation der psychischen Phänomene mit dem Verfahren der Psychognosie und mit ihrer evidenztheoretisch begründeten Gewissheit und Verbindlichkeit bildet die notwendige Grundlage der genetisch-erklärenden Psychologie. Brentano erhofft sich sogar Fortschritte der *psychophysiologischen* Analysen, um zur Klärung von philosophischen Problemen, etwa des Leib-Seele-Problems, voranzukommen. Eine pragmatische Umsetzung in angewandte Psychologie, die sich ja bereits um die Jahrhundertwende entwickelte, interessiert ihn nicht.

3. 9 Sigmund Freuds Psychoanalyse

Biographie und Ausgangslage

Sigmund Freud (1856-1939) studierte in Wien Medizin, eingehend auch die naturwissenschaftlichen Grundlagen sowie Philosophie bei Franz Brentano. Noch während des Studiums verfasst er einen Aufsatz über die „teleologische Frage“, doch ist diese u. U. interessante „prä-analytische“ Arbeit verschollen. (*Anmerkung* 14). Es folgen sechs Jahre Forschungstätigkeit im Physiologischen Labor von Ernst Wilhelm von Brücke mit Untersuchungen zur Histologie und Funktionen des Nervensystems. Aus dieser Zeit stammt seine Bekanntschaft mit Josef Breuer. Nach der Promotion 1881 findet Freud eine Anstellung am Allgemeinen Krankenhaus in Wien und war zeitweilig Mitarbeiter des Neurologen und Psychiaters Theodor Meynert mit Arbeiten u.a. zur Neuropathologie; er ist hier an der Entdeckung der schmerzstillenden Wirkung des Kokains beteiligt. Nach der Habilitation in Neuropathologie 1885 ermöglicht ein Reisestipendium einen Gastaufenthalt in der Pariser Nervenklinik Salpêtrière bei Jean-Martin Charcot, wo er Frauen mit seelischen Erkrankungen ohne organischen Befund (Hysterien) beobachtet, außerdem die Arbeiten Charcots über Suggestion und Hypnose ins Deutsche übersetzt. Von 1885-1902 ist Freud Dozent für Neuropathologie an der Wiener Universität mit hirnanatomischer Forschung, Aphasie-Forschung, d.h. psychologischen Funktionsbedingungen des Sprechapparates. Hier beginnt die Zusammenarbeit mit Josef Breuer. Wahrscheinlich wegen des Fehlens einer Dauerstellung und wegen seiner Heirat lässt sich Freud als praktischer Arzt nieder und führt u.a. Elektrotherapie und Hypnosebehand-

lungen durch. Bei Liebault in Nancy und Bernheim schließen sich klinische Erfahrungen mit Hypnosebehandlungen an. In den „Studien über die Hysterie“ stellen Breuer und Freud *Methode der freien Assoziation* vor. Zusammen mit Franz Breuer probiert er, neurotische Patienten durch Hypnose und Suggestionsverfahren zu behandeln. Da sich keine dauerhaften Erfolge einstellen, gibt Freud die Hypnose- und Suggestions-Behandlung (Katharsis) auf. Nach dem Zerwürfnis mit Breuer beginnen Freuds Publikationen über Neurasthenie und Angstneurosen, und er entwickelt ein neues Verfahren: die Psychoanalyse.

Im Jahr 1896 verwendet Freud erstmals den Begriff *Psychoanalyse*. Zeitgleich mit dem Tod seines Vaters beginnt die vertiefte psychologische Selbstanalyse Freuds. In einem Brief an Wilhelm Fliess, HNO-Arzt in Berlin, formuliert Freud einen seiner Leitgedanken: das Konzept des Ödipus-Komplexes. In diesem Briefwechsel schildert Freud viele Grundgedanken der Psychoanalyse: den Entwurf einer Psychologie für Neurologen, als naturwissenschaftliche Psychologie gedacht. Im Jahr 1902 wird Freud a. o. Professur für Neuropathologie an der Wiener Universität; den Antrag hierfür hatte er bereits 1897 gestellt. Freud gründet die psychoanalytische *Mittwochsgesellschaft*, und 1908 findet der *Erste Internationale Psychoanalytische Kongress* in Salzburg statt. Im nächsten Jahr folgt Freud (zusammen mit C. G. Jung) der Einladung in die USA (nachdem Wilhelm Wundt zuvor abgelehnt hatte) und findet positive Aufnahme durch Stanley Hall und William James (Ehrendoktorat der Clark University). Im Jahr 1910 werden das *Zentralblatt für Psychoanalyse* und die *Internationale Psychoanalytische Vereinigung* gegründet. Auf Freuds Vorschlag wird Carl Gustav Jung zum Präsidenten gewählt. 1916/17 hält Freud an der Wiener Universität zum ersten Mal die *Vorlesung Einführung in die Psychoanalyse*.

1930 erhält Freud den Goethepreis der Stadt Frankfurt a. M., unter Protest antisemitischer Organisationen gegen die Verleihung des Preises an einen jüdischen Wissenschaftler. 1931 gibt es zahlreiche öffentliche Ehrungen zum 75. Geburtstag; 1933 Bücherverbrennung auch von Werken Freuds durch Nationalsozialisten. 1935 Ehrenmitglied der British Royal Society of Medicine, 1936 Mitglied der Royal Society. Ehrungen und Feiern in Wien zum 80. Geburtstag. 1938 erzwungene Emigration nach Großbritannien. Im Jahre 1939 Tod im Londoner Exil an einem inoperablen Krebsleiden nach einer Serie von 33 Kieferoperationen und exzessiven Nikotinabusus. Vier seiner Schwestern kamen im KZ um.

Festzuhalten ist, dass sich Freud ungeachtet seiner ärztlichen Tätigkeit und seiner wissenschaftlichen Ausbildung und Forschung in der Neuropsychologie und Neuropathologie unverkennbar mit dem Gebiet der Psychologie identifizierte – nicht unähnlich Wundts Werdegang. Im krassen Gegensatz zu Wundt wurde jedoch Freuds Psychoanalyse vom Hauptstrom der empirischen Psychologen in Deutschland nicht als zugehörig angesehen. Diese Abgrenzung lebt mit wenigen Ausnahmen noch in den heutigen Universitätsinstituten der Psychologie fort.

Die biographischen Hinweise sind hier wichtig, um auf Freuds Ausgangslage für die Entwicklung der Psychoanalyse aufmerksam zu machen. In seiner Selbstdarstellung zeigte sich Freud (1925) hinsichtlich biographischer Zusammenhänge sehr verschlossen, um psychologischen Spekulationen möglichst wenig Anhaltspunkte zu geben, er hat deshalb in zwei Aktionen biographisches Material und frühe Arbeiten vernichtet. Die folgende Darstellung der Leitgedanken der Psychoanalyse kann sich auf wenige Aspekte beschränken: Unter dem Blickwinkel der Theoretischen Psychologie und ihrer Schlüsselkontroversen können hier die hauptsächlichen Themen, die im Vordergrund der Auseinandersetzungen über Psychoanalyse stehen, ausgeklammert werden: die theoretischen Schlüsselbegriffe der Psychoanalyse, die Psychoanalyse als Therapie und die Ergebnisse der empirischen Evaluation der psychoanalytischen Behandlungen (Psychotherapieforschung). (2) Freuds Werk ist seit 1940-1952 in 17 Bänden zuzüglich Nachtrags- und Registerbänden erhalten und durch Nachdrucke sowie eine mehrbändige Konkordanz sehr gut zugänglich. Gesammelte Werke: <http://www.textlog.de/sigmund-freud-gesammelte-werke-1893-1939.html>

Zur Psychoanalyse unter *wissenschaftstheoretischen* Gesichtspunkten existiert eine breite Literatur, die vielfach kritische Betrachtungen enthält. Es geht um den Wissenschaftsbegriff, um die adäquate Prüfung der wichtigsten Komponenten der Theorie der Psychoanalyse und um die adäquate Methodologie dieser klinischen bzw. auch experimentellen Prüfung, d.h. um die Kriterien der internen und externen Gültigkeit und generell um die wissenschaftliche Überzeugungskraft.

Diese Diskussion ist kompliziert: Einerseits hat Freud seinen Wissenschaftsbegriff (und seine Einschätzung der Psychoanalyse) im Laufe der Zeit modifiziert, ohne sich für heutige Leser – wegen der damals noch weitgehend fehlenden wissenschaftstheoretischen Terminologie – prägnant verständlich zu machen; andererseits divergieren die Positionen nicht nur innerhalb der Strömung der „Psychoanalyse und Tiefenpsychologie“, sondern innerhalb der heutigen „Wissenschaftstheorie“ so tiefgreifend, dass eine gemeinsame Verständigungsbasis über den Status und die Falsifikation, Verbindlichkeit, Prüfbarkeit und empirische Bewährung von theoretischen Sätzen zu fehlen scheint. Diese vielstrahlige Diskussion, wie sie insbesondere bei Grünbaum (1991) und in Reaktion auf seine Thesen zu finden ist, wird hier nur gestreift, denn sie würde in eine andere Richtung führen.

Als Schlüsselkontroversen sind hauptsächlich jene Auseinandersetzungen wichtig, die Grundfragen wie Bewusstsein – Unbewusstes, Gehirn – Bewusstsein (aus der Sicht des Neurowissenschaftlers Freud), empirische Hypothesenprüfung, d.h. methodologische Prinzipien betreffen. Wenn in einigen der Publikationen der Begriff Erkenntnistheorie verwendet wird, so geht es doch primär um die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung über empirische Prüfbarkeit. Ausgeklammert werden zumeist die „Metapsychologie“, die erkenntnistheoretisch-ontologischen Positionen,

Freuds Kategorie „des Unbewussten“ und sein Apsychismus, sein Menschenbild und das Leib-Seele-Problem. In grundlegende Voraussetzungen dringen eher die nur gelegentlich auftauchenden Fragen nach Kausalprinzip und Zweckprinzip, nach methodologischer Sonderstellung der Psychologie (Psychoanalyse) zwischen Hermeneutik und Naturwissenschaft ein, doch wird solche Perspektivität, wie sie bereits in Wundts Wissenschaftstheorie gefordert wurde, kaum ausgeführt, wenn überhaupt, dann eher akzentuiert bis polemisch konfrontiert. Deshalb werden hier Zitate zusammengestellt, welche gerade diese Überzeugungen Freuds wiedergeben. Er ist zweifellos einer der ganz wenigen bedeutenden Psychologen, der so offen und so ausführlich über eigene philosophisch-anthropologischen Voraussetzungen seines Denkens, und damit über einige der Schlüssel-Kontroversen, geschrieben hat. Auch hier ist vieles, weil die speziellen wissenschaftstheoretischen Begriffe erst entwickelt wurden, der Interpretation offen. Freud scheint sich mit den Positionen von Mach und Avenarius und den Wiener Neopositivisten nicht auseinandergesetzt zu haben.

Freud prägte den Begriff *Metapsychologie* für die zusammenfassende Konzeption seiner Psychologie, in der ein psychischer Vorgang einheitlich nach seinen dynamischen, topischen und ökonomischen Bedingungen beschrieben wird. Er erläutert diese Zusammenhänge unter anderem an der Symptombildung bei Phobien, Hysterien und Zwangsneurosen. Mit *Dynamik* sind die psychisch-libidinösen *Kräfte* gemeint, mit *Topik* die Lokalisation bzw. Repräsentation im „psychischen Apparat“ (noch ohne spezielle hirnanatomische Hypothesen) und mit *Ökonomik* die zweckmäßige Einsparung von psychischem Aufwand (Energie) durch psychische Kompensations- und Abwehrvorgänge (Freud, 1915; GW X, S.285).

Nach Charcots Vorbild erkennt Freud nicht nur in der hysterischen Symptomatik, sondern auch in den Ängsten und Zwangshandlungen seiner Patientinnen und Patienten, aber auch in alltäglichen Erinnerungslücken oder Versprechern, Hinweise auf andere, irgendwie mit diesen Symptomen zusammenhängende Vorstellungen, die mit starken Affekten verbunden sein können. Diese hypothetischen psychischen Ursachen der Symptome sind den Patienten nicht mehr direkt zugänglich, bleiben verborgen, können sich jedoch auf das aktuelle Erleben und Verhalten störend, u.U. bis zum Äußersten negativ, auswirken. Es gibt unbewusste Prozesse, die sich in neurotischen Symptomen manifestieren. Als Neurologe weiß Freud, dass viele Funktionen des Gehirns automatisch und unbemerkt ablaufen. Ihn interessieren dagegen jene besonderen Erlebnisse, die einmal bewusst waren und dann „vergessen“ wurden. Entweder waren sie zu peinlich oder sie wurden verdrängt, weil sie mit überwältigenden Emotionen verbunden sind, mit einem tief reichenden und Angst auslösenden Konflikt, mit unerlaubten sexuellen oder destruktiven Triebimpulsen. Solche Motive bleiben u.U. latent gegenwärtig, sie werden vielleicht durch andere überdeckt oder scheinbar ersetzt – so wie es auch in der Bilderwelt der Träume und in Märchen vorkommen kann. Freud verwendet gelegentlich biologische Begriffe und

er benutzt mangels adäquater neurophysiologischer Begriffe häufig physikalisch-mechanische Begriffe für die *psychische Energetik* der Verdrängungsprozesse und für die *Besetzung von Vorstellungen mit Affekten*. Es fehlte noch eine psychologische Methode, wie zu diesen nicht direkt erinnerbaren Motiven vorzudringen ist. Wie lassen sich die Zusammenhänge bis zu den ursprünglichen, vielleicht in der frühen Kindheit liegenden Konflikten zurückverfolgen?

Der Zugang zu den unbewussten Ursachen unseres Verhaltens

Die Idee, dass unbewusste Vorgänge einen wichtigen, oft entscheidenden Einfluss auf unser Verhalten haben, war nicht neu, und ist u.a. bei Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche und Gustav Theodor Fechner zu finden. Die Deutung von Träumen als Weg zu unbewussten Motiven hat eine noch längere Vorgeschichte. Freud entwickelte jedoch eine neue Methodik, unbewusste psychologische Zusammenhänge aufzudecken. Der Träumer liefert zu dem erinnerten Traum spontane „freie Einfälle“ und im Strom dieses Assoziierens und Deutens gelangt er schließlich zu den verborgenen Motiven und Konflikten, den verdrängten, oft peinlichen und deshalb verhüllten Wünschen. Wie solche Rekonstruktionen möglich sind, erläutert Freud an vielen Beispielen. Die unbewussten Wünsche und Konflikte sind in Traumbilder transformiert oder erscheinen u. U. als neurotische Symptome. Die Rückübersetzung ist eine schwierige Herausforderung. Gelingt sie, so hat diese Interpretation eine fundamentale Bedeutung als *via regio*, als Königsweg, zum Unbewussten und zur Deutung und Auflösung neurotischer Symptome. Freud beschreibt genau, wie bei einem Patienten vorzugehen ist und wie die Interpretation abgesichert werden kann.

Mit seiner Methode öffnet Freud einen neuen Zugang zur inneren Welt, zur Biographie und zur Krankengeschichte eines Menschen. Wie diese Psychoanalyse ansetzen muss und wie schwierig das sein würde, hat Freud in einer jahrelangen Selbstanalyse erkundet und wohl auch erlitten. Auch andere Denker wie Søren Kierkegaard haben solche Selbstanalysen geleistet; sie haben dann über ihre Gewissensprüfungen und peinlichen Lebensprobleme in Form von „Beichten“ berichtet. Der Unterschied ist jedoch, dass Freud über eine besondere Methode verfügt und systematisch vorgeht. Er will über die autobiographische Erfahrung hinaus eine wissenschaftliche Theorie entwickeln; er will Krankheiten erklären und möchte diese Einsichten psychotherapeutisch anwenden. Über die heroische Leistung seiner Selbstanalyse ist kaum etwas bekannt, da Freud später bis auf einige Traumprotokolle alle Notizen vernichtete. Im Verlauf dieser Selbstanalyse, so ist anzunehmen, stieß er auf jene Themen, aus denen sich die psychoanalytische Theorie entwickelte: die schwierigen emotionalen Beziehungen zu seinem Vater, die besondere Zuneigung zur Mut-

ter, bestimmte frühkindliche Ereignisse, peinliche Erlebnisse, Schuldgefühle und andere Themen.

Psychische Instanzen, Herrschaft von Lustprinzip und Realitätsprinzip

Freud entwickelte seine theoretischen Auffassungen und seine Methodik der Psychoanalyse – über die mit Breuer publizierten *Studien zur Hysterie* hinaus – in seinem 1900 erschienenen Buch *Traumdeutung*, in dem nach seiner späteren Aussage bereits die hauptsächlichen Prinzipien enthalten waren. Freud hat eine Serie von Allgemeinbegriffen der Psychoanalyse geprägt, die heute weithin auch in der Psychologie geläufig sind. Sie betreffen zentrale Bereiche der Psychologie sowie das Menschenbild und sie sind dann gültig, wenn die grundlegenden Annahmen der Psychoanalyse akzeptiert werden. In *der Psychopathologie des Alltagslebens* (1904), den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905) und den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1917) entwickelte Freud die psychoanalytische Neurosenlehre und den psychotherapeutischen Ansatz.

Es, Ich und Über-Ich – diese Begriffe sind in die Alltagssprache eingegangen. Seine psychologischen Untersuchungen führten Freud zur Annahme von drei Bereichen oder Systemen des Psychischen. Diese unterscheiden sich in ihrer Funktion und, damit zusammenhängend, inwieweit sie bewusst sind, sowie unter dem Gesichtspunkt, ob es sich um angeborene biologische Triebe oder um kulturell vermittelte Motive handelt. „Die Macht des Es drückt die eigentliche Lebensabsicht des Einzelwesens aus. Sie besteht darin, seine mitgebrachten Bedürfnisse zu befriedigen. Eine Absicht, sich am Leben zu erhalten und sich durch die Angst vor Gefahren zu schützen, kann dem Es nicht zugeschrieben werden. Dies ist die Aufgabe des Ichs, das auch die günstigste und gefahrloseste Art der Befriedigung mit Rücksicht auf die Außenwelt herauszufinden hat. Das Über-Ich mag neue Bedürfnisse geltend machen, seine Hauptleistung bleibt aber die Einschränkung der Befriedigungen. Die Kräfte, die wir hinter den Bedürfnisspannungen des Es annehmen, heißen wir *Triebe*. Sie repräsentieren die körperlichen Anforderungen an das Seelenleben. Obwohl letzte Ursache jeder Aktivität, sind sie konservativer Natur; aus jedem Zustand, den ein Wesen erreicht hat, geht ein Bestreben hervor, diesen Zustand wiederherzustellen, sobald er verlassen worden ist. Man kann also eine unbestimmte Anzahl von Trieben unterscheiden, tut es auch in der gewöhnlichen Übung. Für uns ist die Möglichkeit bedeutsam, ob man nicht all diese vielfachen Triebe auf einige wenige Grundtriebe zurückführen könne. Wir haben erfahren, dass die Triebe ihr Ziel verändern können (durch Verschiebung), auch dass sie einander ersetzen können, indem die Energie des einen Trieb auf einen anderen übergeht. Der letztere Vorgang ist noch wenig gut verstanden. Nach langem Zögern und Schwanken haben wir uns entschlossen, nur zwei Grundtriebe anzunehmen, den *Eros* und den *Destruktionstrieb*. (Der Gegensatz von Selbsterhaltungs- und Arterhaltungstrieb sowie

der andere von Ichliebe und Objektliebe fällt noch innerhalb des Eros.) Das Ziel des ersten ist, immer größere Einheiten herzustellen und so zu erhalten, also Bindung, das Ziel des anderen im Gegenteil, Zusammenhänge aufzulösen und so die Dinge zu zerstören. Beim Destruktionstrieb können wir daran denken, dass als sein letztes Ziel erscheint, das Lebende in den anorganischen Zustand zu überführen. Wir heißen ihn darum auch *Todestrieb*“ (*Abriss der Psychoanalyse*, 1938, GW XVII, S. 70-71). „Das Es kennt keine Fürsorge für die Sicherung des Fortbestandes, keine Angst, oder vielleicht sagen wir richtiger, es kann zwar die Empfindungselemente der Angst entwickeln, aber nicht sie verwerten. Die Vorgänge, die an und zwischen den supponierten psychischen Elementen im Es möglich sind (*Primärvorgang*), unterscheiden sich weitgehend von jenen, die uns durch bewusste Wahrnehmung in unserem intellektuellen und Gefühlsleben bekannt sind, auch gelten für sie nicht die kritischen Einschränkungen der Logik, die einen Anteil dieser Vorgänge als unstatthaft verwirft und rückgängig machen will.

Das Es, von der Außenwelt abgeschnitten, hat seine eigene Wahrnehmungswelt. Es verspürt mit außerordentlicher Schärfe gewisse Veränderungen in seinem Inneren, besonders Schwankungen in der Bedürfnisspannung seiner Triebe, die als Empfindungen der Reihe Lust-Unlust bewusst werden. Es ist freilich schwer, anzugeben, auf welchen Wegen und mit Hilfe welcher sensiblen Endorgane diese Wahrnehmungen zustande kommen. Aber es steht fest, dass die Selbstwahrnehmungen – Allgemeingefühle und Lust-Unlustempfindungen – die Abläufe im Es mit despotischer Gewalt beherrschen. Das Es gehorcht dem unerbittlichen Lustprinzip. Aber nicht nur das Es allein. Es scheint, dass auch die Tätigkeit der anderen psychischen Instanzen das Lustprinzip nur zu modifizieren, aber nicht aufzuheben vermag, und es bleibt eine theoretisch höchst bedeutsame, gegenwärtig noch nicht beantwortete Frage, wann und wie die Überwindung des Lustprinzips überhaupt gelingt. Die Erwägung, dass das Lustprinzip eine Herabsetzung, im Grunde vielleicht ein Erlöschen der Bedürfnisspannungen (*Nirwana*) verlangt, führt zu noch nicht gewürdigten Beziehungen des Lustprinzips zu den beiden Urkräften Eros und Todestrieb.

Die andere psychische Instanz, die wir am besten zu kennen glauben und in der wir am ehesten uns selbst erkennen, das sogenannte Ich, hat sich aus der Rindenschicht des Es entwickelt, die durch ihre Einrichtung zur Reizaufnahme und Reizabhaltung in direktem Kontakt mit der Außenwelt (der *Realität*) steht. (...) Seine psychologische Leistung besteht darin, dass es die Abläufe im Es auf ein höheres dynamisches Niveau hebt (etwa frei bewegliche Energie in gebundene verwandelt, wie sie dem vorbewussten Zustand entspricht); seine konstruktive, dass es zwischen Triebanspruch und Befriedigungshandlung die Denktätigkeit einschaltet, die nach Orientierung in der Gegenwart und Verwertung früherer Erfahrungen durch Probehandlungen den Erfolg der beabsichtigten Unternehmungen zu erraten sucht. Das Ich trifft auf diese Weise die Entscheidung, ob der Versuch zur Befriedigung ausgeführt oder verschoben werden soll oder ob der Anspruch des Triebes nicht überhaupt

als gefährlich unterdrückt werden muss (*Realitätsprinzip*). Wie das Es ausschließlich auf Lustgewinn ausgeht, so ist das Ich von der Rücksicht auf Sicherheit beherrscht. Das Ich hat sich die Aufgabe der Selbsterhaltung gestellt, die das Es zu vernachlässigen scheint. Es bedient sich der Angstsensationen als eines Signals, das seiner Integrität drohende Gefahren anzeigt“ (S. 128-130).

„Eine andere Technik der Leidabwehr bedient sich der Libidoverschiebungen, welche unser seelischer Apparat gestattet, durch die seine Funktion so viel an Geschmeidigkeit gewinnt. Die zu lösende Aufgabe ist, die Triebziele solcherart zu verlegen, dass sie von der Versagung der Außenwelt nicht getroffen werden können. Die Sublimierung der Triebe leiht dazu ihre Hilfe. Am meisten erreicht man, wenn man den Lustgewinn aus den Quellen psychischer und intellektueller Arbeit genügend zu erhöhen versteht. Das Schicksal kann einem dann wenig anhaben. Die Befriedigung solcher Art, wie die Freude des Künstlers am Schaffen, an der Verkörperung seiner Phantasiegebilde, die des Forschers an der Lösung von Problemen und am Erkennen der Wahrheit, haben eine besondere Qualität, die wir gewiss eines Tages werden metapsychologisch charakterisieren können“ (*Unbehagen* 1930, GW XX, S. 45 f). „Eine besondere Bedeutung beansprucht der Fall, dass eine größere Anzahl von Menschen gemeinsam den Versuch unternimmt, sich Glücksversicherung und Leidenschutz durch wahnhaftige Umbildung der Wirklichkeit zu schaffen“ (S. 48). – „Die Schicksalsfrage der Menschenart scheint mir zu sein, ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden“ (S. 107).

Die Zitate enthalten mehrere der von Freud geprägten oder neu gefassten Begriffe: Es – Ich – Überich, Unbewusstes, Eros und Todestrieb, Lustprinzip – Realitätsprinzip – Nirvanaprinzip, ödipale Konstellation zwischen Mutter und Vater, infantile Sexualität und Phasen der Libidoentwicklung, und die typischen psychodynamischen Mechanismen (Bewältigungsversuche) wie Verdrängung, Verschiebung, Unterdrückung, Sublimierung, Projektion. Die Unterscheidung von Lustprinzip und Realitätsprinzip kann einen ersten Zugang vermitteln und verstehen lassen, was Freud mit dem Kräfteressen und der Dynamik zwischen dem mächtigen Es und dem schwachen Ich (als „Prügelknabe“ zwischen den Ansprüchen von Es und Überich) meint. Ängste interpretiert er als Indikator solcher Konflikte und unterscheidet dabei drei Konfliktquellen: Trieb-Angst, Realitäts-Angst, Überich-Angst (auch Wissensangst, Schuldgefühl). Die Entstehung von neurotischen Störungen erklärt er aus fehlgeschlagenen Verdrängungsversuchen. – Der Begriff des Unbewussten hatte bereits eine längere Geschichte vor Freud und ist auch in seiner Theorie mehrdeutig geblieben. Es ist deswegen ein besonders belasteter Begriff, zumal, wenn er in der Form des Substantivs „Das Unbewusste“ verwendet wird, als ob es eine eigenständige Wesenheit (Entität) oder Struktur wäre, statt nur als Adjektiv „unbewusst“, um einen Ausschnitt psychischer Prozesse zu beschreiben. Alle psychischen Prozesse

sind auch nach Freuds Meinung an neurophysiologische Abläufe im Gehirn gebunden. Es gibt viele Hirnprozesse, die unbemerkt oder automatisiert (neben-bewusst) ablaufen, und es gibt vieles, was zeitweilig vergessen oder nur im Moment unzugänglich ist. Mit unbewussten Vorgängen meinte Freud vor allem die Triebbedürfnisse, dazu die verinnerlichten Moralvorschriften, die neurotische Symptomentstehung. Diese Hauptbedeutungen von „unbewusst“ fließen umgangssprachlich oft zusammen.

Freud nahm psychodynamische Mechanismen an, vor allem die Verdrängung von libidinösen (sexuellen) und destruktiven Triebimpulsen sowie die Verschiebung der Affekte auf andere Personen, Objekte oder Szenen. Da aber die dynamisch-unbewussten Vorgänge der Selbstbeobachtung und der introspektiven Analyse unzugänglich sind, stoßen die Methodik der Bewusstseinspsychologie und die phänomenologisch orientierte Psychologie an ihre Grenzen. Für diese Aufgabe schuf Freud mit der „Psychoanalyse“ eine besondere Form der Untersuchung und Interpretationsmethodik, die über die konventionelle Interpretationslehre in der Psychologie und in den Geisteswissenschaften hinausreicht. Bei der Traumdeutung muss die affektiv-triebhaftere Dynamik, die im manifesten Bericht des Träumers verhüllt ist, erschlossen werden, wobei die spontanen Einfälle des Träumers und die freien Assoziationen zum erinnerten Traum wesentlich beitragen. Deshalb ist die Rückübersetzung eine schwierige Herausforderung. Gelingt sie jedoch, so hat diese Interpretation eine fundamentale Bedeutung als Königsweg zum Unbewussten und zur Deutung und Auflösung neurotischer Symptome.

Freuds *Abriss der Psychoanalyse* (1938), dem hier viele Zitate entnommen wurden, gibt einen Rückblick auf die Entwicklung seiner theoretischen Prinzipien. Es wurden drei Bereiche oder Systeme postuliert: Es, Ich, Überich (sog. topischer Aspekt der Anordnung). Freud nahm an, dass die psychischen Prozesse eine physiologisch-energetische Grundlage in künftig einmal messbaren Gehirnvorgängen haben (energetischer Aspekt). Die Psychologie muss die triebhaften Prozesse und deren dynamische Wirkung erklären, d.h. von einer Triebtheorie ausgehend den Prozess der Verdrängung, der Bildung neurotischer Symptome und der affektiven Übertragung analysieren (sog. psychodynamischer Aspekt). Die kindliche Sexualentwicklung ist prägend für den Charakter und die möglichen Anpassungsstörungen (Neurosenlehre) des Menschen (sog. psycho-genetischer Aspekt). Das Überich ist „der Erbe des Ödipus-Komplexes und der Vertreter der ethischen Anforderungen an den Menschen“ (1925, GW XIV, S. 85).

Ein eigentümlicher Kontrast besteht zwischen Freuds hochspekulativ wirkenden, psychoanalytischen Interpretationen einzelner Patientenberichte, wie auch seinen Deutungen einiger Personen bzw. künstlerischer Werke (z.B. Moses, Leonardo da Vincis Kindheitserinnerungen) und den an mehreren Stellen formulierten selbstkritischen Bemerkungen zu seiner Theorie und notwendigen Revisionen bei zunehmender Erfahrung. Bekannt ist seine Bewertung, die Triebtheorie sei eine Mythologie,

und sein Hinweis auf die Metapsychologie jenseits der Bewusstseinsvorgänge. Die Tatsache, dass die Lehren der Psychoanalyse manchmal zu befremdenden Vorstellungen führen, „rührt nur daher, dass wir genötigt sind, mit den wissenschaftlichen Termini, d.h. mit der eigenen Bildersprache der Psychologie (richtig: der Tiefenpsychologie) zu arbeiten. Sonst könnten wir die entsprechenden Vorgänge überhaupt nicht beschreiben, ja würden sie gar nicht wahrgenommen haben. Die Mängel unserer Beschreibung würden wahrscheinlich verschwinden, wenn wir anstatt der psychologischen Termini schon die physiologischen oder chemischen einsetzen könnten“ (Jenseits des Lustprinzips, 1920, GW XIII, S. 65). Freud war auch ein Pionier der Neuropsychologie, durch seine Kokain-Forschung, durch seinen Begriff der Aphasie und seine Ideen über Neuronennetze und Neuropsychologie (Peper & Markowitsch, 2001). „Die Psychoanalyse ist ein Stück der Seelenkunde, der Psychologie. Die Psychologie ist auch eine Naturwissenschaft. Was sollte sie denn sonst sein?“ (1938, GW XVII, S. 143).

Diese Feststellung im Spätwerk setzt eine lange Reihe von Aussagen fort: Das Lehrgebäude der Psychoanalyse sei „ein Überbau, der irgendeinmal auf sein organisches Fundament aufgesetzt werden soll“ (1917, GW XI, S. 403). „Geist und Seele sind in genau der nämlichen Weise Objekte der wissenschaftlichen Forschung wie irgendwelche menschenfremden Dinge. Die Psychoanalyse hat ein besonderes Anrecht, hier das Wort für die wissenschaftliche Weltanschauung zu führen ... (...) Nimmt man aber die Erforschung der intellektuellen und emotionalen Funktionen des Menschen (und der Tiere) in die Wissenschaft auf, so zeigt sich, (...) es ergeben sich keine neuen Quellen des Wissens oder Methoden des Forschens“ (GW 1933, XV, S. 171). „... das Unbewusste ist von Seiten seiner Beziehung zum Bewusstsein, mit dem es so vieles gemeinsam hat, leicht zu beschreiben und in seinen Entwicklungen zu verfolgen: von der Seite der physischen Prozesse ihm näher zu kommen, erscheint hingegen jetzt noch völlig ausgeschlossen. Es muss also Objekt der Psychologie bleiben“ (1913, GW VIII, S. 406). „... alle Versuche, eine Lokalisation der seelischen Vorgänge zu erraten, alle Bemühungen, die Vorstellungen in Nervenzellen aufgespeichert zu denken und die Erregungen auf Nervenfasern wandern zu lassen, sind gründlich gescheitert“ (1915, GW X, S. 273). „Die medulla oblongata ist ein sehr ernsthaftes und schönes Objekt. Ich erinnere mich ganz genau, wie viel Zeit und Mühe ich vor Jahren ihrem Studium gewidmet habe. Aber heute muss ich sagen, ich weiß nichts, was mir für das psychologische Verständnis der Angst gleichgültiger sein könnte, als die Kenntnis des Nervenweges, auf dem ihre Erregungen ablaufen“ (1917, GW XI, S. 408). „[Man darf] vorhersehen, dass der Tag kommen wird, an dem sich Wege der Erkenntnis und hoffentlich auch der Beeinflussung von der Biologie der Organe her und von der Chemie zu dem Erscheinungsgebiet der Neurosen eröffnen werden. Dieser Tag erscheint noch ferne“ (1927, GW XIV, S. 264). – Dieser Satz kann als kategoriale Unterscheidung im Sinne einer Zwei-Seiten-Betrachtung verstanden werden oder als andere Variante des Psychophysi-

schen Parallelismus, jedenfalls kaum als eine interaktionistisch-dualistische Auffassung. Eine prägnante Aussage Freuds zum Leib-Seele-Problem ist nicht finden.

Die Psychoanalyse (Psychologie) ist eigenständige Wissenschaft und bildet eine gleichberechtigte Grundlage der Humanwissenschaften neben den Naturwissenschaften: „Wenn jemand imstande wäre, im einzelnen nachzuweisen, wie sich diese verschiedenen Momente, die allgemeine menschliche Triebanlage, ihre rasenhaften Variationen und ihre kulturellen Umbildungen unter den Bedingungen der sozialen Einordnung, der Berufstätigkeit und der Erwerbsmöglichkeiten gebärden, einander hemmen und fördern, wenn jemand das leisten könnte, dann würde er die Ergänzung des Marxismus zu einer wirklichen Gesellschaftskunde gegeben haben. Denn auch die Soziologie, die vom Verhalten des Menschen in der Gesellschaft handelt, kann nichts anderes sein als angewandte Psychologie. Streng genommen gibt es ja nur zwei Wissenschaften, Psychologie, reine und angewandte, und Naturkunde“ (1933, GW XV, S. 194; vgl. Schüle, 1999, S. 36). Diese Bemerkung ist aufschlussreich für Freuds Wissenschaftsbegriff, denn die Geisteswissenschaften werden nicht erwähnt.

Freuds Menschenbild

Freud entwarf eine umfassende Theorie des Menschen und zugleich eine vielversprechende therapeutische Praxis, die zusammen als Psychoanalyse bezeichnet werden. Sein allgemeines Menschenbild scheint in den Grundzügen schon relativ früh festgelegt zu sein, auch wenn es seinen Ausdruck zum Teil erst in der *Selbstdarstellung* (1925) und markant zusammenfassend im *Abriss der Psychoanalyse* (1938/40) gefunden hat. Das *dynamisch Unbewusste* ist der Bereich, in den Erinnerungen, die wir ignorieren möchten, verbannt sind, von woher sie in vielen Fällen an die Oberfläche zurückkehren. Sie sind in Traumbilder transformiert oder erscheinen als Versprecher, als andere Fehlleistungen oder als neurotische Symptome. Lebenslang nachwirkend sind dabei die in der frühen Kindheit geschehenen, oft zufälligen Ereignisse und negativen, traumatisierenden Erlebnisse. Dieser Versuch der Entlarvung, und nicht nur die „Sexualisierung der Kindheit“, wurde als Umwertung und Umsturz des bisherigen Menschenbildes abgewehrt. Freuds Absicht war dagegen, die Illusionen des Menschen über seine innere psychische Natur durch die Psychoanalyse aufzuklären.

Dass Freud als Psychologe und Psychotherapeut weder an eine unsterbliche Seele noch an einen Gott glaubte und Religion als Illusion und Massenneurose charakterisierte, musste viele erschrecken. Das eher pessimistische Menschenbild war für viele unerträglich. Nicht wenige seiner Nachfolger hielten zwar zur bewährten Deutearbeit und psychotherapeutischen Methodik, doch war ihnen Freuds Apsychismus so anstößig, dass ihnen dieses Menschenbild zu einem tiefen Problem

wurde (siehe auch Gay, 1989; Jones, 1969; Will, 2014). Folglich distanzieren sich viele von Freuds „Determinismus“, „Anti-Psychismus“ und Atheismus. Über die Rezeption von Freuds Werk und die Widerstände gegen seine Ideen berichten u.a. bereits die Autoren des von Prinzhorn (1928) herausgegebenen Bandes *Krisis der Psychoanalyse. Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben* (siehe u.a. Cremerius, 1981) und Marcuse (1956) zu *Sigmund Freud. Sein Bild vom Menschen*.

Freud übte durch sein Menschenbild einen so tiefgreifenden Einfluss auf die moderne Sicht des Menschen aus wie nur wenige andere Denker des 20. Jahrhunderts – sei es in einer engen oder einer eher distanzierenden Nachfolge, sei es in produktiver Auseinandersetzung oder in heftiger Ablehnung. Auf die Frage nach dem Sinn unseres Daseins gibt Freud keine positive, tröstliche Antwort. Er hat sich zwar mit philosophischen Themen und mit religiösen Fragen befasst, aber sich davon wieder abgewandt. Seine Religionskritik, *Die Zukunft einer Illusion*, 1927, Kulturkritik, *Das Unbehagen in der Kultur*, 1930, und grundsätzlich das von ihm entworfene Menschenbild provozierten viele Leser zutiefst.

Aus Freuds pessimistischer Sicht hat der Mensch nur geringe Chancen, den Lauf der Ereignisse zu beeinflussen. Andererseits ist Freuds Engagement für Psychoanalyse und Psychotherapie nur verständlich, wenn es doch einen relativen therapeutischen Optimismus geben kann. „Der Mensch kann nicht ewig Kind bleiben, er muss endlich hinaus ins ‚feindliche Leben‘. Man darf das „die Erziehung zur Realität heißen“, so schrieb er in *Die Zukunft einer Illusion* (1927, GW XIV, S. 373). „Nein, unsere Wissenschaft ist keine Illusion. Eine Illusion aber wäre es zu glauben, dass wir anderswoher bekommen könnten, was sie uns nicht geben kann“ (S. 380). Freuds Skepsis und Hoffnung äußern sich u.a. im Briefwechsel mit Albert Einstein: „Wie lange müssen wir nun warten, bis auch die anderen Pazifisten werden? Es ist nicht leicht zu sagen ... (*Warum Krieg?* Brief an Albert Einstein, 1933, GW XVI, S. 26).

Freud äußerte sich pragmatisch in seiner Einstellung zu den Zielen einer Psychotherapie. In der kurzen Formel "Wo Es war, soll Ich werden" (1933, GW XVI, S. 86) ist dies in sehr allgemeiner Weise auch für die Neurosen-therapie ausgedrückt. Es geht um die Ich-Stärkung, indem unbewusste Konflikte durchgearbeitet und Wiederholungszwänge abgebaut werden, d.h. eine Lösung der Widerstände und Übertragungen sowie ein Abbau der Symptome erreicht werden. Das Fernziel ist, die Liebes-, Arbeits- und Genussfähigkeit zu entwickeln (siehe auch Thomä & Kächele, 1998). – Die einzige Forderung, die er lebenslang an sich und andere zu stellen schien, war das „Erkenne dich selbst.“ Die "Qualität der Bewusstheit" bleibe "das einzige Licht, das uns im Dunkel des Seelenlebens leuchtet und leitet" (GW XVII, 1946, S.147). Das Gebot der Nächstenliebe (3. Moses 19, 18) durch die Forderung nach Feindesliebe zu erweitern, hielt Freud für eine unerfüllbare und deshalb unrea-

listische Forderung. Freud wollte die Psychoanalyse frei von Weltanschauung halten (und warnte C. G. Jung vor Mystizismus und Okkultismus).

Freuds Menschenbild wirkt durch seine Sicht der Natur deutlich biologisch (nicht-idealistisch), doch es ist auch „kulturanthropologisch“ und es ist psychologisch, d.h. nicht in einem reduktionistisch-materialistischen Sinne zu verstehen. Die Menschen werden von Sexualität und Aggressivität, Lustprinzip und Realitätsprinzip geleitet, doch bleibt die skeptische Hoffnung auf eine humane Entwicklung. Freuds Nachwirkungen sind präsent, wenn etwa der französische Philosoph Jacques Derrida (2002, S. 10 f) auf die zentrale Rolle des Leidens und der Destruktion in Freuds Anthropologie hinweist. Er erinnert an die überragende Bedeutung des psychoanalytischen Denkens für die Ethik und sieht hier eine politische Avantgarde, denn nur jenseits von Lustprinzip und Todestrieb bestehe die Chance, unsere Weltordnung zu befrieden. In seinem Vortrag über Grausamkeit, Herrschaft und Widerstand sagt Derrida: „... und wenn diese irreduzible Sache im Leben des beseelten Seins eben die Möglichkeit der Grausamkeit ist (der Trieb, wenn Sie so wollen, zu einem Bösen um des Bösen willen, zu einem Leiden, das sein Spiel damit treiben würde, das Leiden eines Leidenmachens oder eines Sich-leiden-machens *um der Lust willen* zu genießen), dann könnte kein anderer – theologischer, metaphysischer, genetischer, physikalistischer kognitivistischer etc. – Diskurs sich dieser Hypothese öffnen. Sie wären alle dazu geschaffen, sie zu reduzieren, sie auszuschließen, ihr jeglichen Sinn zu nehmen. Der einzige Diskurs, der heute auf die Sache der psychischen Grausamkeit als seine eigene Angelegenheit Anspruch erheben könnte, wäre genau dieses, was sich seit ungefähr einem Jahrhundert die Psychoanalyse nennt.“

Die Kritiker betonten, dass bei den wenigen von Freud ausführlich beschriebenen Patienten (Fallgeschichten) der methodische Prozess, wie die Konstruktionen gewonnen und überprüft wurden, nicht präzise dokumentiert ist. Zumindest einige der Deutungen wirken höchst spekulativ, und für die meisten unbefangenen Leser sind sie wahrscheinlich kaum überzeugend. Aus den Psychoanalysen einer kleinen Anzahl von neurotisierten Wienern der oberen Mittelschicht der Jahrhundertwende 1900 wären keine ausreichenden Grundlagen gegeben, um so zu verallgemeinern. Statt wissenschaftlicher Beweisführung gebe es abstruse Spekulationen und eine überbordene Sexualtheorie, ja eine Fixierung auf das Sexuelle. Es sei der Aberglauben des Jahrhunderts und im Kern eine Quasi-Wissenschaft. Die Wirksamkeit ausgedehnter „Langzeit-Analysen“ sei nach wie vor umstritten (Eysenck, 1985; Masson, 1991; Selg, 2002; Zimmer, 1990). – Wenn die Kritiker behaupten, die Psychoanalyse sei die objektive Bestätigung ihrer Heilerfolge auf der ganzen Linie schuldig geblieben, dann muss dies relativiert werden. Die Psychotherapie-Erfolgsforschung ist bis heute ein sehr schwieriges Forschungsfeld: von der gültigen Definition der Erfolgskriterien bis zu geeigneten Vergleichsgruppen. Bemerkenswert ist auch, wie gering die Bereitschaft ist, sich in Freuds Forschungssituation hineinzudenken. Für

sein Vorhaben gab es damals höchstens einige schwache Vermutungen, keine klaren theoretischen Konzepte, keine geeignete Methodik. Freud hatte ja eine wesentlich strengere naturwissenschaftliche Ausbildung als die meisten seiner heutigen Kritiker. Er wird selber gesehen haben, wie spekulativ fast alles war bei seinem großartigen und waghalsigen Versuch, von der psychologischen Selbstanalyse ausgehend die Psychologie und Naturwissenschaft zu verbinden. Seine Ideen zu einer Neuropsychologie hat er wahrscheinlich aus selbstkritischen Erwägungen nicht publiziert. Eine Übersicht zur *Anti-Freud-Literatur von ihren Anfängen bis heute* stellte Thomas Köher (1996) zusammen.

Gegen fachliche Kritik hat sich Freud tatsächlich abgeschirmt. Hinzu kam die Abwehr der teils sehr polemischen und persönlichen Angriffe gegen ihn und die provozierenden Gedanken, insbesondere seine Sexualtheorie der Neurosen und der kindlichen Entwicklung. Die Tendenz zur Dogmatisierung theoretischer Grundpositionen und die Bildung einer Schule mit engeren und weiteren Kreisen waren – und sind tendenziell – noch heute zu erkennen. Ob die heutigen Kritiker das richtige Augenmaß bewahrten, bleibt eine offene Frage. Zumindest war ihnen wohl nicht deutlich, dass nach strengen Maßstäben wahrscheinlich noch sehr viel mehr diesem ablehnenden Verdikt unterliegen müsste: der weitaus größte Teil der damaligen Psychologie (und zum Teil auch der Medizin), und grundsätzlich bis in die Gegenwart hinein die gesamte bewusstseinspsychologisch, geisteswissenschaftlich oder phänomenologisch orientierte Psychologie mit ihrer interpretierenden Methodik und ihren Therapieverfahren – an Universitäten und in der Praxis.

Viele Grundgedanken von Freuds Psychoanalyse mit ihrem breiten Spektrum von Revisionen und Modernisierungen sind, aller Kritik zum Trotz, auch heute noch einflussreich (siehe u.a. Giampieri-Deutsch, 2002). Dies scheint in besonderem Maße für die Methodik der psychoanalytischen Interpretation und für wichtige Strategien der Psychotherapie zu gelten (siehe Thomä & Kächele, 1999).

Zur Methodologie und zu psychoanalytischen Konstruktionen

Freuds Methodik der Deutung von Traumepisoden, von Versprechern und anderen alltäglichen Fehlleistungen, aber auch von neurotischer Symptomatik und von kulturellen Normen und Institutionen wurde bereits zitiert. Unbewusste psychische Zusammenhänge können demnach durch spontane freie Einfälle und im Strom dieses Assoziierens aktualisiert werden, und schließlich zu den verborgenen Motiven und Konflikten führen. Gelegentliche Deutungshilfen des Psychoanalytikers und die emotionale Zuwendung des Patienten (dynamische „Übertragung“) unterstützen diesen Prozess, der im Laufe der sich entwickelnden psychoanalytischen Technik noch strategisch erweitert wurde, u.a. durch konkrete Bezüge zum Alltagsverhalten. Die

Übersetzung der Bilder, Einfälle, Symptome in die psychologischen Begriffe der zugrunde liegenden Konflikte, verbunden mit dem emotionalen Nacherleben und psychischen Restrukturierungen, bildet eine methodologisch schwierige Aufgabe: Die psychoanalytische Methodik konstruiert einen Zusammenhang zwischen Erlebnissen, Verhaltensweisen, neurotischen Symptomen und tiefer liegenden, unbewussten Prozessen. Dabei bilden Traumdeutung, Einfälle des Träumers und freie Assoziationen den "königlichen Weg zum Unbewussten".

Dass es sich nicht um völlig beliebige Spekulationen handle, kann, so Freud, die praktische Erfahrung zeigen. Wenn die psychoanalytischen Deutungen zutreffen, müssen sie eine objektive Wirkung auf die emotionalen Reaktionen des Patienten haben. Es sind zunächst nur Konstruktionen, also Hypothesen, und wie zutreffend sie sind, erweist nur der Fortgang der Behandlung und letztlich die Heilung bzw. Überwindung der Neurose. Diese ständige Überprüfung der psychoanalytischen Interpretationen im Prozess der Behandlung ist eine originelle Leistung Freuds. Damit – so ist er überzeugt – entsteht aus der spekulativen Traumdeutung und aus der freien Assoziation eine wissenschaftliche Methodik. Diese neue Methodik hat Freud in seinem „Jahrhundertwerk“ *Traumdeutung* (1900) beschrieben.

Freuds methodischer Zugang unterscheidet sich aufgrund kritischer Reflexion wesentlich von der populären Traumdeutung. Freud beschreibt genau, wie bei einem Patienten vorzugehen ist und wie die Interpretation abgesichert werden kann. Das psychoanalytische Verfahren unterscheidet sich auch grundsätzlich von der aufmerksamen Introspektion (Psychognosis) und von der geschulten Selbstbeobachtung, wie sie von Brentano bzw. von Wundt durchgeführt wurden. Nicht minder groß ist der Unterschied zum Verfahren der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik. Zwar sind einige Aspekte ähnlich: die notwendige Aufmerksamkeit, die Schwierigkeiten der Verbalisierung, die eventuell störenden Bedingungen und – der Hermeneutik entsprechend – das Kreisen um ein Thema in sich annähernden Variationen (hermeneutischer Zirkel); es bestehen jedoch fundamentale Unterschiede (siehe Fahrenberg, 2002): Freuds neue Methodik richtet sich auf eine neu zu erschließende Ebene der *latenten*, noch unbewussten, aber bewusstseinsfähigen Inhalte, und diese Aufgabe wird in der psychoanalytischen Situation *gemeinsam* und *interaktiv* von Patient und Therapeut (oder sogar in einer psychoanalytischen Gruppe) bearbeitet. Diese Deutungen haben einen Praxisbezug in der Neurosenbehandlung, und Freud behauptet ihre empirische Prüfbarkeit.

„Es bedarf nämlich manchmal nur eines einzigen oder einiger weniger Einfälle, um uns vom Traumelement zu seinem Unbewussten zu bringen, während andere Male lange Ketten von Assoziationen und die Überwindung vieler kritischer Einwendungen dazu erfordert wird. Wir werden uns sagen, diese Verschiedenheiten hängen mit den wechselnden Größen des Widerstandes zusammen, und werden wahrscheinlich recht behalten. Wenn der Widerstand gering ist, so ist auch der Ersatz vom Unbewussten nicht weit entfernt; ein großer Widerstand bringt aber große

Entstellungen des Unbewussten und damit einen langen Rückzug vom Ersatz zum Unbewussten mit sich" (1917, GW XX, S. 115). „Den Stoff für unsere Arbeit gewinnen wir aus verschiedenen Quellen, aus dem, was uns seine Mitteilungen und freien Assoziationen andeuten, was er uns in seinen Übertragungen zeigt, was wir aus der Deutung seiner Träume entnehmen, was er durch seine Fehlleistungen verrät. All das Material verhilft uns zu Konstruktionen über das, was mit ihm vorgegangen ist und was er vergessen hat, wie über das, was jetzt in ihm vorgeht, ohne dass er es versteht. ... In der Regel verzögern wir die Mitteilung einer Konstruktion, die Aufklärung, bis er sich selbst derselben soweit genähert hat, dass ihm nur ein Schritt, allerdings die entscheidende Synthese, zu tun übrig bleibt. Würden wir anders verfahren, ihn mit unseren Deutungen überfallen, ehe er für sie vorbereitet ist, so bliebe die Mitteilung entweder erfolglos oder sie würde einen heftigen Ausbruch von Widerstand hervorrufen, der die Fortsetzung der Arbeit erschweren oder selbst in Frage stellen könnte. Haben wir aber alles richtig vorbereitet, so erreichen wir oft, dass der Patient unsere Konstruktion unmittelbar bestätigt und den vergessenen inneren oder äußeren Vorgang selbst erinnert“ (1938, GW XVII, S. XX).

Freud prüfte die interpretativen „Konstruktionen“ an den beim Patienten erreichten Veränderungen, an den ausgelösten Emotionen und letztlich am Behandlungserfolg. Er schrieb über *Konstruktionen in der Psychoanalyse*: „Ist die Konstruktion falsch, so ändert sich nichts beim Patienten, wenn sie aber richtig ist oder eine Annäherung an die Wahrheit bringt, so reagiert er auf sie mit einer unverkennbaren Verschlimmerung seiner Symptome und seines Allgemeinbefindens. (...) Nur die Fortsetzung der Analyse kann die Entscheidung über Richtigkeit oder Unbrauchbarkeit unserer Konstruktion bringen. Wir geben die einzelnen Konstruktionen für nichts anderes aus als für eine Vermutung, die auf Prüfung, Bestätigung oder Verwerfung wartet. Wir beanspruchen keine Autorität für sie, fordern vom Patienten keine unmittelbare Zustimmung, diskutieren nicht mit ihm, wenn er ihr zunächst widerspricht. Im Laufe der Begebenheiten wird alles klar werden" (1937, GW XVI, S. 52).

Eine Deutung ist dann zutreffend, wenn sich beim Patienten eine Wirkung zeigt: verbale Zustimmung („Aha“-Erlebnis) oder emotionaler „Widerstand“ gegen diese Deutung. Wichtige Indizien sind die „Mitsprache des Symptoms“ und intensive Emotionen (Lachen, Weinen, Aversionen); die Aktualisierung eines Konflikts verursacht eventuell die Verschlimmerung der Symptomatik. Diese Wirkungen einer triftigen Deutung sind in den introspektiven Auskünften des Patienten zugänglich und sie manifestieren sich im beobachtbaren Verhalten. Diese methodologische Konzeption ist neu. Sie ist eine Analogie zu Wundts Strategie, *physiologische Methoden* systematisch einzusetzen, um Selbstbeobachtung abzusichern. Freuds Strategie zur „multimodalen“ Bestätigung von *Deutehypothesen* macht, falls tatsächlich praktiziert, die methodologische Sonderstellung der psychoanalytischen Interpretation aus.

Eine interessante und vielleicht vermittelnde Rolle scheint hier Carl Gustav Jung (1906) mit seiner Habilitationsschrift über *Diagnostische Assoziationsstudien. Beiträge zur experimentellen Psychopathologie* zu haben, denn er wies darauf hin, dass solche Assoziationsexperimente sich für Freuds Psychoanalyse als nützlich erweisen könnten. Durch die Zusendung dieser Arbeit an Freud kam die fachliche und persönliche Beziehung zustande (Mac Guire, 1976, S. XV). Bleuler und Jung bemühten sich damals um die Übernahme der Psychoanalyse in die Psychiatrie. Durch Jung und seinen Doktoranden Ludwig Binswanger wurde in Zürich ein kleines Forschungsprogramm von Assoziationsstudien mit psychophysiologischer Methodik etabliert. Von hieraus gibt es nicht nur Verbindungen zu Wundts Assoziationsstudien und Gefühlsforschung, sondern auch zu den späteren Projektiven Tests (Deuteverfahren) und der Symptom-Kontext-Analyse. (*Anmerkung 15*). Die geschilderte methodologische Besonderheit von Freuds Strategie der freien Assoziation wird in der Literatur kaum gesehen und gewürdigt. Auch Grünbaum (1991), der das Korrelationsprinzip erwähnt, nimmt es nicht auf, vertieft es nicht in methodischer Hinsicht und fällt wieder ins Allgemeine und Abstrakte zurück. So vergibt er die Möglichkeit, konkret die strategische Verbindung von hermeneutischem Verfahren und Beobachtungsmethodik zu analysieren.

Geschichte und Rezeption der Psychoanalyse und der psychoanalytischen Psychotherapie

Zur Geschichte der Psychoanalyse und ihrer Praxis existiert eine extrem umfangreiche Literatur, auf die hier, da es selektiv auf die Schlüsselkontroversen ankommt, nur zu verweisen ist: neben der Selbstdarstellung Freuds (1925) die Freud-Biographien (u.a. Gay, 1989, und Jones, 1969), die breiten Schilderungen von *Freuds Jahrhundert* (Zaretsky, 2004; Kandel, 2007; und ebenfalls aus angloamerikanischer Sicht, Watson, 2010) sowie lehrbuchartigen Darstellungen vom Klassiker Fenichel (1955) bis zu den neueren Lehrbüchern (z.B. Thomä & Kächele, 1999). Freud hat manche wichtige Teile seiner Theorie im Laufe der Zeit verändert. An bestimmten Überzeugungen scheint er dagegen, trotz grundsätzlicher Kritik und zum Bruch führender Auseinandersetzungen, fast unverrückbar festgehalten zu haben, u.a. an den Grundregeln der psychoanalytischen Technik, am Postulat des Verdrängungsprozesses und am Postulat des Ödipuskomplexes. In der Zeit nach Freud wurde die ursprüngliche Triebtheorie als umfassender, metapsychologischer Interpretationsrahmen – grob vereinfacht ausgedrückt – durch die Strukturtheorien erweitert, diese durch die Ich-Psychologie ergänzt und in den neueren Selbst- und Narzissmus-Theorien sowie in den Kombinationen mit Gedanken der philosophischen Hermeneutik und des Strukturalismus neu gelesen sowie unter der Perspektive der Psycholinguistik interpretiert (siehe u.a. Habermas, 1968; Lacan, 1975). In psy-

chologischer Hinsicht gab es die Erweiterung zu psychosozialen Dynamik der Familie und zu dem Konzept des „Sozialcharakters“ sowie in kategorialer Hinsicht den Bezug auf humanistische Grundbegriffe wie Freiheit und Gerechtigkeit, u. a. im Werk Erich Fromms und vieler weiterer Nachfolger. Zugleich entstanden noch weitergehende theoretische Differenzen, aus denen Abgrenzungen und andere Richtungen entstanden. Auch in dieser Hinsicht sind die großen Freud-Biographien interessant, denn sie schildern einige der Motive im Prozess der Schulen-Entstehung: von Freuds früher Fassung der Psychoanalyse, etwa zur Gründungszeit der Mittwochs-gesellschaft oder der Zeit der „Vorlesungen“, bis zu den weiteren Entwicklungen der Psychoanalyse, der Rolle von Alfred Adler, Carl Gustav Jung und von vielen der frühen Schüler, den Selbständigen wie Wilhelm Reich oder Erich Fromm und den späteren Akzenten und Divergenzen – bis in die heutige breite Strömung von tiefen-psychologischer bzw. allgemeiner Psychotherapie als Berufspraxis.

Freuds philosophische Ursprünge, Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie

Zu der Frage, welche Philosophen auf Freuds Denken am nachhaltigsten einwirkten, ist viel geschrieben worden. Waren es Brentano, Nietzsche, Schopenhauer oder Herbart, Fechner, Eduard Hartmann? Da Freud viel gelesen hatte und in Wien im Studium von Naturwissenschaften und Medizin sowie Philosophie (bei Brentano) in einem Umfeld vielseitiger intellektueller Anregungen lebte, sind solche Analysen schwierig, nicht zuletzt auch, weil Freud seine früheren Manuskripte vernichtete und seine Äußerungen zu diesem Thema in seiner Selbstdarstellung sehr abweisend gehalten sind. Eine Ausnahme bildet der Satz: „Ich war immer für die Ideen G. Th. Fechners zugänglich und habe mich auch in wichtigen Punkten an diesen Denker angelehnt“ (1991, GW XIV, S. 86).

Die Versuche zur Rekonstruktion, die sich auf den teilweise erhaltenen Briefwechsel Freuds (Silberstein, Lipiner, Paneth, Fließ u.a.) und andere Quellen stützen, ergeben ein sehr breiteres Spektrum, das von Brentano bis zu Feuerbach, von Herbart bis zu Goethe zurückreicht (Brauns & Schöpf, 1989; Buggle & Wirtgen, 1969; Hemmecker, 1991; Lütkehaus, 1989). So macht Hemmecker (1991) in seinem informationsreichen Buch *Vor Freud. Philosophiegeschichtliche Voraussetzungen der Psychoanalyse* darauf aufmerksam, dass Freud bereits im Gymnasium, dem Lehrplan zufolge, ein Fach Psychologie hatte. Der Lehrer G. A. Lindner unterrichtete anhand des von ihm verfassten und hauptsächlich an Herbart orientierten, 1858 erschienenen *Lehrbuch der empirischen Psychologie nach genetischer Methode*. Vorrangig interessierte, durch wen Freud in seiner Konzeption des „Unbewussten“ angeregt wurde: war es Carus, Fechner, Schopenhauer, E. Hartmann, Nietzsche? Wirken sogar noch die älteren Hinweise auf das Feld der dunklen Vorstellungen bei Leibniz oder Kant nach? War Freuds Sicht der Natur nicht nur durch die großen

Biologen seiner Zeit wie Charles Darwin und Ernst Haeckel, sondern auch durch das 1792 von Goethe verfasste Gedicht *Die Natur* beeinflusst (Hemmecker, 1991, S. 144 ff)? Vielleicht kann dieses Interesse an unbewussten Vorstellungen, das in der Romantik und in einem Teil der zeitgenössischen Philosophie deutlich ist, als Gegenströmung zum Rationalismus und Kritizismus der Aufklärung oder dem Erfolg von Naturwissenschaft und Technik gedeutet werden. Solche „kulturalistischen“ Betrachtungen werden jedoch kaum zu einer prägnanten Diskussion der Schlüsselkontroversen beitragen können.

Neben der international breit ausstrahlenden Wirkung kam es immer wieder zu radikaler Kritik der Psychoanalyse, am Menschenbild Freuds, am theoretischen Gebäude und am Interpretationsstil, zunehmend auch an den über viele Jahrzehnte überhaupt nicht oder fachlich unzureichend evaluierten Therapieerfolgen. Bekannte Kritiker waren in dieser Hinsicht u.a. Hans Jürgen Eysenck, Karl Popper, sowie in einer energischen Abwehr, u.a. Herbert Selg (2002), der sein Buch auch gegen die Flut gutgläubig überzeugter Freud-Autoren richtet. Selg diskutiert sehr kritisch bis polemisch Freuds berühmte und höchst problematischen, unzureichend protokollierten Falldarstellungen (insgesamt nur neun ausführlichere Krankengeschichten, u.a. den Fall des „kleinen Hans“ und der „Wolfsmann“) mit deren fraglicher Symptomatik und der angeblichen „Befreiung von Symptomen“. Die positive Wirkung der Psychoanalyse sei in der unabhängigen Psychotherapieforschung nicht hinreichend belegt. Selgs zentrale Kritik richtet sich nicht allein gegen die methodischen Schwächen, sondern gegen den Stil der theoretischen Argumentation, wenn es um die Sexualtheorie (Inzestwunsch, Ödipus-Komplex), das Todestriebpostulat und die gesamte Trieblehre geht. Es mangle von Grund auf an einer überzeugenden empirischen Überprüfung. Demgegenüber versuchte Meinrad Perrez (1972) in seiner Untersuchung *Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft?* eine kritisch-rationalistische Sicht zu formulieren. – Die Auseinandersetzungen über die inzwischen methodisch und empirisch fortgeschrittene klinisch-psychologische Evaluation der Psychoanalyse und anderer tiefenpsychologischer Richtungen wird hier ausgeklammert bis auf die wissenschaftstheoretischen Kontroversen.

Wissenschaftstheoretische Kontroversen

Der Psychoanalyse in wissenschaftstheoretischer Sicht ging Adolf Grünbaum (1987, 1988, 1911) ausführlich nach. Seine Haltung ist kritisch: gegenüber Freuds Wissenschaftsverständnis und eher noch ablehnender gegenüber den Rekonstruktionen bzw. Umdeutungen der Grundlagen der Psychoanalyse durch Habermas (1968) oder ähnlich durch Ricœur (1974). Grünbaum schreibt, dass er Freuds Behauptung über die Psychologie als *Naturwissenschaft* (siehe oben) zur Kenntnis nehme. Er wendet sich scharf gegen die kühne Behauptung von Habermas (1968), der Freud ein

„szientistisches Selbstmissverständnis“ vorwarf. Grünbaum meint, diese Anschuldigung, die von Habermas und Ricœur, den „Verfechtern einer hermeneutischen Version der psychoanalytischen Therapie und Praxis“ vorgebracht wurde, sei schlecht begründet, ohne Erläuterung des Begriffs „Naturwissenschaft“ und beruhe auf tiefgreifenden Missverständnissen Freuds. *Hermeneutik und Psychoanalyse: Eine schlecht konzipierte Ehe* lautet Grünbaums Diagnose.

In einem Abschnitt zur Falsifizierbarkeit in der Psychoanalyse wirft Grünbaum (1987) Habermas vor, eine „Pseudo-Asymmetrie“ zu konstruieren. Habermas hatte argumentiert: „Wenn der Kranke eine Konstruktion ablehnt, gilt die Interpretation, aus der sie abgeleitet worden ist, noch keineswegs als widerlegt. [Es] besteht immer noch eine Alternative: entweder ist die Interpretation falsch (d.h. die Theorie oder ihre Anwendung auf einen gegebenen Fall) oder aber die im Übrigen richtig diagnostizierten Widerstände sind zu stark“ (Habermas, 1968, S. 325). Grünbaum wendet ein, dass diese logische Situation etwas Alltägliches, auch in der Physik, sei. Der Fehlschlag der bedingten Prognose p (aus einer Gesetzhypothese H und den Ausgangsbedingungen I) erlaubt noch, dass H wahr ist, während umgekehrt die Falschheit von H bzw. I für die Falschheit von p verantwortlich sein kann. – Habermas habe diese logische Asymmetrie nicht berücksichtigt. Weiterhin kritisiert er die Behauptung, dass „die Instanz, an der falsche Konstruktionen scheitern können, ... weder mit kontrollierter Beobachtung noch mit kommunikativer Erfahrung zusammen[fällt]“ (Habermas, 1968, 325).

Grünbaums (1987, 1988) Thesen regten in der Folgezeit mehrere Er widerungen an, die das Spektrum der Einstellungen zu den erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundfragen belegen. In dem von Grünbaum (1991) herausgegebenen Buch *Kritische Betrachtungen zur Psychoanalyse. Adolf Grünbaums „Grundlagen“ in der Diskussion* sind seine Argumentation, zahlreiche Kommentare und seine Er widerung versammelt. Die Hauptthemen sind die fragliche *Falsifizierbarkeit* wichtiger Lehrsätze der Psychoanalyse, die Verdrängungstheorie, die Erklärung von Fehlleistungen, die Methode der freien Assoziation und deren Kontamination durch Suggestion, die kritische Prüfung der behaupteten Therapieerfolge, die klinische gegenüber der experimentellen Methode der Evaluation, die retrospektive Überprüfung der Verdrängungsätiologie der Psychoneurose, die Hypothese einer Plazebothherapie und die fragwürdige Zuverlässigkeit der klinischen Daten. Der verbreitete Tenor wird in Holts Formulierung deutlich: „Überdies hoffe ich, dass dieses Buch jedem Psychoanalytiker, der es liest, klarmacht, wie absolut notwendig es ist, dass psychoanalytische Hypothesen geprüft werden. Die Psychoanalyse wird nicht überleben, geschweige sich fortentwickeln und gedeihen, wenn die Standesvertreter nicht die Hauptverantwortung dafür übernehmen, dass kontrollierte, strenge Forschungsmethoden gefördert und ermöglicht werden, mit denen die klinische Theorie, der einzig prüfbare Teil dessen, was Freud produziert hat, gültig bewiesen werden kann“ (Holt, 1991, S. 90). In vielen Beiträgen wird diese Trennung zwischen den theoretischen

Voraussetzungen und der Praxis, außerdem zwischen den klinischen und den außer-klinischen (kontrollierten, experimentellen) Untersuchungen deutlich. – Dass die Entscheidungen sowohl über die Prinzipien einer Theorienbildung als auch die Beurteilungen der Methodologie von übergeordneten erkenntnistheoretischen Voraussetzungen abhängen, wird kaum erwähnt oder näher diskutiert. Anscheinend werden die Konsequenzen kaum bedacht, wenn die Theorie der Psychoanalyse, die pragmatische Technik der Psychoanalyse und die Wissenschaftsphilosophie der Psychoanalyse getrennt werden.

Für einen Außenstehenden auffällig ist auch, dass bei aller Detailfreude an wissenschaftstheoretischer Argumentation der Übergang zu den methodologischen Konsequenzen nur am Rande zu interessieren scheint. So wirkt die Diskussion oft recht schreibetischlastig, nicht aus eigener Forschung stammend. Zudem wurden viele der häufig genannten Publikationen von Wissenschaftstheoretikern, Soziologen oder Psychoanalytikern in einer Zeit verfasst, in der die Konzepte und Methoden der heutigen Evaluationsforschung noch kaum entwickelt waren. – In seinem Ausblick weist Grünbaum (1991, S. 205) immerhin auf einen Satz von Lakatos (1971, S. 104) hin: „Man kann ein degeneriertes Programm sinnvollerweise beibehalten, bis es von einem Konkurrenten überholt wird, und sogar noch länger. Was man nicht tun darf, ist seine mangelhafte Leistung zu leugnen ... Es ist durchaus vernünftig, ein riskantes Spiel zu spielen: irrational ist es, sich über das Risiko hinwegzutäuschen.“ Neue Gedanken, wie dieser Wettlauf der Programme verglichen und bewertet werden könnte, fügt Grünbaum nicht an.

Ein Nebenthema ist die u.a. von Klein (1976) vorgetragene Behauptung, dass psychoanalytische Erklärungen *Gründe* aber keine *Ursachen* für menschliches Verhalten lieferten. Grünbaum (1991, S. 8 f) hält dies für ein Missverständnis und lehnt die Behauptung ab, dass „unbewusste Absichten“ als Erklärungen akzeptiert werden. Grünbaum bleibt jedoch vage und scheint die wechselseitige Ergänzung kausaler und teleologischer Betrachtung mit der kategorialen Bedeutung der kombinierten Sichtweisen im Vergleich zu den nur physischen Ursachen nicht zu sehen.

Schüle (1999) plädiert ausführlicher für eine abwägende Haltung. Er betont, dass es nicht eine Wissenschaftstheorie, sondern mehrere konkurrierende Wissenschaftstheorien gibt und plädiert dafür, der Theorie der Psychoanalyse eine Sonderstellung einzuräumen. Er räumt ein, dass die Psychoanalyse eine Legitimationsschwäche aufweise, doch ginge Grünbaums Kritik „über weite Strecken schlicht am Thema vorbei“ (Schüle, 1999, S. 9). „Meines Erachtens besteht kein Zweifel daran, dass (bei aller Kritikwürdigkeit der einzelnen inhaltlichen Vorstellungen) die Psychoanalyse eine produktive Theorie unbewusster psychischer Realität darstellt. Die Schwächen ihrer Legitimation und Reflexion sind weniger ein Problem der Theorie selbst als eine des Theorieverständnisses. Es gibt innerhalb der Psychoanalyse eine Fülle von fachkundigen Untersuchungen und Überlegungen, die in die richtige Richtung

weisen. Sie versuchen jedoch meist, auf der Ebene der Theorie selbst die Probleme zu behandeln, was immer wieder – unvermeidlich – in Unzulänglichkeiten mündet.“

Schülein spricht von einem *Theoriedilemma*, welches sich in „der multiplen Thematisierbarkeit“ zeige. Seine Arbeit versuche zu erklären, weshalb das spezifische Profil der Psychoanalyse, d.h. Unschärfe, Heterogenität, Multiparadigmatismus, Kontextabhängigkeit usw., eine definitive Begründung unmöglich mache. Er nennt fünf Aspekte (S. 10 f):

- „Empirische Wirklichkeit ist immer eine Mischung von logisch verschiedenen Realitätstypen: von nomologischer Realität, die homogen und unveränderlich gleich ist, und autopoietischer Realität, die heterogen und permanent in Bewegung/Veränderung ist und sich dabei selten selbst steuert. Je nach Mischungsverhältnis ergibt sich ein spezifischer Theoriebedarf.
- Nomologische Realität wird in denotativen Theorien (die Wirklichkeit algorithmisch reduzieren, ohne dass Logikverlust eintritt) erfasst, während autopoietische Realität in konnotativen Theorien behandelt werden muss: Theorien, die über bewegliche Begriffe verfügen, mit denen sie logische Struktur und empirische Besonderheit vermitteln.
- Konnotative Theorien haben ein spezifisches Problemprofil. Ihre ‚Primären Risiken‘ hängen damit zusammen, dass konnotative Theorien, um ihre Leistungen erbringen zu können, Eigenschaften haben müssen, die zugleich die Balance und Stabilisierung erschweren. Außerdem bedingt die Struktur autopoietischer Realität multiple Thematisierbarkeit und damit die Möglichkeit heterogener Zugänge. ‚Sekundäre Risiken‘ ergeben sich daraus, dass konnotative Theorien von der Art ihrer Benutzung und ihren Bedingungen abhängen. Daher wirken sich institutionelle Kontexte und deren Dynamik systematisch auf Theorienstruktur und -dynamik aus.
- Bei der Überschneidung von Erkenntnisobjekt und Erkenntnis kommen die Effekte von Selbstreflexion und der Verstricktheit in den Gegenstand hinzu: In diesem Fall sind konnotative Theorien zugleich Teil der Realität, die sie thematisieren, d.h. sie bringen sie zum Ausdruck und sind Teil ihrer Selbststeuerung.
- Psychoanalyse ist eine in besonderer Weise selbstreflexive Theorie, die eine spezifische Form von konnotativer Theorie verwenden muss, um der Autopoiesis ihrer Thematik gerecht werden zu können, so dass sich das entsprechende Problemprofil zeigt und zeigen muss. Dies ist jedoch kein Makel, sondern ein Signum dieser Art von Theorie.“

Wenn Schülein die Sonderstellung der Theorienbildung in der Psychoanalyse hervorhebt, bleibt fragwürdig, weshalb er unbedingt auf Maturanas (oder Luhmanns) Begriff der *Autopoiesis* angewiesen ist, d.h. ein systemtheoretisch-biologisches Denken über Selbsterschaffung und Selbsterhaltung eines organischen Systems.

Sind nicht die viel differenziertere traditionelle Kategorienlehre im Sinne Nicolai Hartmanns und der Begriff der Kategorienfehler vorzuziehen, um darzulegen, dass die am Vorbild der Physik entwickelten Wissenschaftstheorien nicht auf psychische Phänomene zu übertragen sind? (Fahrenberg, 2013). Schülein unterstreicht die Dynamik der wissenschaftstheoretischen Richtungen, die in relativ schneller Entwicklung von revidierten Auffassungen über Falsifikationismus und Methodenzwang bzw. durch Liberalisierungen verschiedenster Art überholt werden. Grünbaum, auf der anderen Seite, scheint zumindest in einigen seiner Argumentationsstränge solche Unterschiede kaum zu machen, wenn er eine fiktive Einheits-Wissenschaftstheorie zu vertreten scheint und auf die modernen Fassungen des Reduktionismus kaum eingeht.

Schülein bezieht sich vor allem auf die neue Wiener Schule und die Anhänger einer mechanistischen bzw. materialistischen Weltsicht und erörtert dann das Wissenschaftsverständnis Freuds. Er führt u.a. aus, dass Freud zunehmend den Begriff Erfahrung (und nicht Beobachtung) verwendet, d.h. die Enge des positivistischen Empiriekonzepts vermeidet, aber an der Qualität des Realitätskontakts, einer durch Erfahrung vertieften Überzeugung festhält (1999, S. 29 ff). Er zitiert Freud: „Die Psychoanalyse ist kein System wie die philosophischen, die von einigen scharf definierten Grundbegriffen ausgehen, mit diesen das Weltganze zu erfassen suchen, und dann einmal fertig gemacht, keinen Raum mehr haben für neue Funde und bessere Einsichten. Sie haftet vielmehr an den Tatsachen ihres Arbeitsgebietes, sucht die nächsten Probleme der Beobachtung zu lösen, tastet sich an der Erfahrung weiter, ist immer unfertig, immer bereit, ihre Lehren zurechtzurücken oder abzuändern“ (1920, GW XIII, S. 228). Tatsächlich habe Freud eine Anzahl von Theorieelementen revidiert: Traumatheorie, Missbrauchstheorie u.a.

In Freuds Aussagen werden, so Schülein, eine Reihe relevanter Themen direkt oder indirekt thematisiert:

- „die Notwendigkeit, eine die praktische Arbeit stützende Legitimation zu haben;
- die Unzulänglichkeit eines Modells von Wissenschaft, welches die speziellen Theorieprobleme nicht hinreichend berücksichtigt;
- die Differenz zwischen verschiedenen Dimensionen der Theoriebildung;
- die Schwierigkeit der Themendefinition und die Unvermeidbarkeit, mit Analogien zu operieren;
- die Evidenz der Erfahrung und die Schwierigkeit, sie zu konservieren und zu vermitteln;
- und nicht zuletzt: die Verstricktheit der Theorie in ihr soziales Schicksal“ (S. 43).

In einem weiteren Kapitel weist Schülein auf die heutige widersprüchliche Vielfalt wissenschaftstheoretischer Positionen hin. Er sieht hier keine geschlossene Einheit,

keine von allen geteilten Vorstellungen, sondern ein komplexes Feld von unterschiedlichen Theorien: „(Auch) Wissenschaftstheorie ist nicht homogen, sondern heterogen, (auch) Wissenschaftstheorie gibt es nicht im Singular, sondern im Plural. (...) Deshalb umkreisen die verschiedenen Theorien ihr Thema, sind Analytische Philosophie und Neopositivismus zwar ähnlich, aber unvereinbar, ist Analytische Philosophie nicht gleich Analytische Philosophie – und es ist damit zu rechnen, dass es immer wieder zu teils neuen, teils renovierten Entwürfen kommt“ (S. 60). Schülein sieht die Ähnlichkeit mit der Situation der Psychoanalyse: „Auch Wissenschaftstheorie ist strukturell konnotativ und hat es – als Meta-Theorie – mit einer spezifischen Art von autopoietischer Realität (nämlich Theorien) zu tun“ (S. 60). Er fügt seinen Eindruck hinzu: Um Wissenschaftstheorie hinreichend zu verstehen, müsse man sich so intensiv mit ihr beschäftigen, dass man für Wissenschaft keine Zeit mehr habe (und umgekehrt), der Bezug dann nur selektiv und partikulär sei (S. 164). „In diesem Sinne ist die Pluralität und Heterogenität der wissenschaftstheoretischen Diskussion funktional: sie erlaubt spezifische Zugriffe auf Angebote, die passend erscheinen, ohne dass damit eine exklusive Festlegung verbunden ist.“

Das Gegensatzpaar Nomothetik-Idiographik sieht er wegen der Gegenüberstellung kritisch, denn die einzelnen Wissenschaften werden nach abstrakten Erkenntniszielen eingeteilt, statt von der „Realitätsstruktur des objektheoretisch begründeten Zugangs“ auszugehen. Wissenschaftstheoretisch sei die Psychoanalyse zunächst als Naturwissenschaft, dann als Hermeneutik, schließlich als „sowohl-als-auch“ bzw. als „weder-noch“ eingeschätzt worden (S. 303). Er erörtert ausführlich Absichten und Verlauf von Theoriebildungen. Von diesen Überlegungen aus gelangt Schülein zu der These, dass denotative von konnotativen Theorietypen zu unterscheiden sind: Die „nomologische Realität“ wird in denotativen Theorien (die Wirklichkeit algorithmisch reduzieren, ohne dass Logikverlust eintritt) erfasst, während autopoietische Realität in konnotativen Theorien behandelt werden muss: Theorien, die über bewegliche Begriffe verfügen, mit denen sie logische Struktur und empirische Besonderheit vermitteln (S. 12).

Diese konnotativen Theorien haben „ein spezielles Problemprofil“. Ihre ‚Primären Risiken‘ hängen damit zusammen, dass konnotative Theorien der „Autopoiesis ihrer Thematik gerecht werden“ müssen, eine Überschneidung von Erkenntnisobjekt und Erkenntnis sowie Effekte der Selbstreflexion und der Verstricktheit in den Gegenstand bestehen. Stichwortartig nennt er Unschärfe, Heterogenität, Multiparadigmatismus, Kontextabhängigkeit, institutionelle Kontexte und deren Dynamik, die Theoriestructur und -dynamik abbilden (S. 11). Die Psychoanalyse sei „eine selbst-reflexive Theorie“. – In langen Abschnitten erörtert Schülein Merkmale einer konnotativen Theorie, bleibt jedoch durchweg abstrakt, d h. abgehoben von der Aufgabenstellung der klinischen Ebene und der Grundlagenforschung. Sind die Schwierigkeiten, „ein Stück der Realität widerspruchsfrei zu erkennen“, die „dauerhafte

Vorläufigkeit“ und „Unabgeschlossenheit“, nicht Kennzeichen jeder empirischen Wissenschaft?

Bei aller Kritikwürdigkeit einzelner Vorstellungen sieht Schüle in die Psychoanalyse als „eine produktive Theorie unbewusster psychischer Realität“ an. „Die Schwächen ihrer Legitimation und Reflexion sind weniger ein Problem der Theorie selbst als eine des Theorieverständnisses (S. 9).

Kommentar

Auch hundert Jahre nach Freuds *Vorlesungen zur Psychoanalyse* sind seine Ideen umstritten, während die psychoanalytisch orientierte Psychotherapie eine weite Geltung hat. In den zitierten Beiträgen zur neueren wissenschaftstheoretischen Debatte fällt auf, dass diese weithin abstrakt geführt wird, d. h. selten in direkte methodologische Explikation übergeht, welche theoretischen Konstrukte und Referenzen „adäquat“ sind, gar in der Methodik konkret wird. Der Hinweis auf die Komplexität und auf das notwendige „Theorieverständnis“ kann wie eine Abwehr der genaueren Nachfrage nach adäquaten empirischen Strategien wirken und nach einer neuen Immunisierungsstrategie aussehen. Wenn mit Schüle in der allgemeine Geltungsanspruch der „denotativen Theorienbildung“ nach dem Vorbild der Physik über Psychologie und Psychoanalyse zurückgewiesen wird, sind genauere und empiriebezogene Thesen über jene „Realitätsstruktur des objekttheoretisch begründeten Zugangs“ und „autopoietische Realität“ zu erwarten. Weshalb mangelt es an der *gemeinsamen* Entwicklung eines *Annahmengefüges* aus Postulaten, Prinzipien, Kategorien und psychoanalytischen Grundbegriffen, Methoden bzw. empirischen Indikatoren? Die Ablehnung der kritisch-rationalistischen Wissenschaftstheorie und ihrer Varianten muss ja nicht den Verzicht auf ein gegliedertes Annahmengefüge bedeuten, sondern legt ein rationales „Verhandlungsmodell“ nahe: über eigenständige Erkenntnisprinzipien der Psychoanalyse, über multireferenzielle theoretische Konstrukte, Meta-Relationen und einander ergänzende Bezugssysteme. Diese Möglichkeiten, eine sich verselbstständigende und abstrakte Debatte zu überwinden, scheinen kaum genutzt zu werden.

3. 10 Wundt, Brentano und Freud

Wundt und Brentano

Wundt und Brentano – zwei grundlegende Entwürfe zur Psychologie, im selben Jahr erschienen, reizen zu einer vergleichenden Betrachtung. Die persönlichen Ausgangslagen, die philosophischen Überzeugungen und die Absichten sind so heterogen,

dass eine Vergleichsbasis überhaupt zu fehlen scheint. Dennoch kann die vergleichende Betrachtung, in die dann auch Freud einbezogen wird, einige Entsprechungen und Ähnlichkeiten aufzeigen. Bei dem Versuch einer Grundlegung der Psychologie stellten sich trotz sehr verschiedener Ausgangslagen analoge erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Fragen. Dazu gehören die Frage nach einem Seelenprinzip, die Kategorienlehre, Introspektion und Selbstbeobachtung, die Entwicklung und Absicherung einer zentralen Methode und die Frage nach „zwei Grundrichtungen der Psychologie“. Diese vergleichende Betrachtung erweitert die Argumentation zu den Schlüsselkontroversen.

Auch äußere Ähnlichkeiten gibt es. Beide Autoren, Wundt und Brentano, haben die Titel ihrer Bücher so unglücklich gewählt, dass sie missverstanden wurden: Wundts *Grundzüge der physiologischen Psychologie*, die *Völkerpsychologie* und die *Logik* bzw. Brentanos *Psychologie vom empirischen Standpunkt*. Auffällig ist beispielsweise, dass weder Wundt noch Brentano einen direkten und inhaltlich adäquaten Bezug zu Kants *Anthropologie* herstellen.

Wundt geht nur kurz (im Vorwort zur vierten Auflage der *Logik*) auf die neueren Auffassungen Brentanos und Husserls ein. In Brentanos Ideen sieht er die Tendenz, die Psychologie auf einen logischen Schematismus zu reduzieren und beurteilt sie vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Wiederbelebung des Thomismus als neuscholastisch. Brentanos Vorliebe für abstrakte Klassifikationen sah er als ein überholtes Bemühen im Stile der alten Vermögenspsychologie an. Vielleicht waren ihm auch die hintergründigen metaphysisch-idealistischen Überzeugungen suspekt. In Wundts Besitz befanden sich Brentanos *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (1874), ebenso wie Husserls *Logische Untersuchungen* (3 Bände, 1912 f) und Freuds Bücher *Zur Auffassung der Aphasien*, *Über den Traum*, *Totem und Tabu* (2. Aufl. 1920), wie dem in Kopie zugänglichen Verzeichnis der in Japan aufbewahrten Bücher aus Wundts Bibliothek zu entnehmen ist (Takasuma, 2001; abweichend von dem Verzeichnis des MPI Wissenschaftsgeschichte).

Dabei bestehen zwischen Brentano und dessen Begriff der Intentionalität, der Gerichtetheit und Bezogenheit als Kennzeichen psychischer Phänomene, und Wundts Kategorien- und Prinzipienlehre deutliche Entsprechungen, vor allem im Hinblick auf den Subjektbezug, die Wertbestimmung (Wertorientiertheit), die Willenstätigkeit und die Zwecksetzung. Doch Brentanos Vorstellung von Intentionalität scheint zu komplex und zu „belastet“ zu sein, um klären zu können, ob sie nicht weitgehend mit Wundts *Kontextprinzip* und den Kategorien Subjektbezug und Wertbezug überlappt.

Die Psychologie muss mit Wundts Worten von der *gesamten* Erfahrung, der inneren und der äußeren Erfahrung ausgehen. Wundt akzeptiert aufgrund seiner erkenntnistheoretischen Überlegungen und seiner breiten empirischen Forschungserfahrung die vermittelnde Position des „kritischen Realismus“. Er distanziert sich grundsätzlich von einer Psychologie aufgrund methodisch unreflektierter (naiver)

Introspektion und einer unregelmäßigen, unmittelbaren Selbstbeobachtung (Wundt, *Grundzüge*, 1874, S. 8; 1896-1898; *Logik*, 1920, II, S. 404 ff und 1921, III, S.163) und geht von einer nur introspektionistischen Einstellung zur Apperzeptionspsychologie über, zur Methodik der kontrollierten Selbstbeobachtung und zu den anderen erfahrungswissenschaftlichen Methoden. Er hat sich seit 1863 und 1874 immer wieder zu den psychischen Verknüpfungen, zum Bezogensein, zur synthetischen Leistung des Bewusstseins (in der Tradition von Leibniz und Kant) geäußert; seine Apperzeptionslehre ist keine *Aktpsychologie*, aber im Kern eine Lehre der *psychischen Verbindungen*, von der Aufmerksamkeit bis zur Willenshandlung. Seine Wissenschaftstheorie enthält eine Reihe von Kategorien und von Erkenntnisprinzipien wie das Kontextprinzip und das Emergenzprinzip.

Der Begriff Intentionalität wurde, trotz der Definitionsprobleme, für viele Psychologen und Philosophen zu einer fundamentalen Kategorie, und in verschiedenen Varianten – teils auch unter einer anderen Benennung wie *Aktpsychologie* – ein besonderer Relationsbegriff, eine spezielle Kategorie psychologischer Analysen, u.a. in der Philosophischen Anthropologie. Innerhalb des Faches Psychologie ist diese Sichtweise und die – im weitesten Sinn – phänomenologisch-psychologische Orientierung jedoch regelmäßig eingebunden in eine grundsätzlich über die innere Wahrnehmung hinausgehende Empirie, berücksichtigt also die innere und die äußere Erfahrung. Ohne diese Einschätzung hier im Einzelnen zu begründen, kann die These vertreten werden, dass von Brentanos *Philosophie*, trotz ihres Bezugs auf psychologische Kategorien und so bekannt auch der Begriff Intentionalität wurde, kein *direkter* Weg zur heutigen *Psychologie als Disziplin* führen konnte, weder zu den konkreten Forschungsfeldern noch zur Praxis der Psychologie. Hier fehlen Brentanos zweite Psychologie, die Genetische Psychologie, und ein forschungsstrategischer wie auch praktischer Zusammenhang beider Bereiche.

Wundt und Freud

Wundt schrieb in den *Vorlesungen* (1863, I, S. V): „Die eingehende Zergliederung der psychischen Prozesse wird uns den Nachweis liefern, wie der Schauplatz der wichtigsten Seelenvorgänge in der unbewussten Seele liegt. ... Hier stellt sich nun der Forschung die Frage, wie es möglich gemacht werden könne, in jene geheime Werkstätte hinabzusteigen, wo der Gedanke ungesehen seinen Ursprung nimmt und ihn dort wieder in die tausend Fäden zu zerlegen, aus denen er zusammengesetzt ist. Ich werde in den nachfolgenden Untersuchungen zeigen, dass das Experiment in der Psychologie das Haupthilfsmittel ist, welches von den Tatsachen des Bewusstseins auf jene Vorgänge hinleitet, die im dunklen Hintergrund der Seele das bewusste Leben vorbereiten“. – „Zu erörtern, ob irgend welchen physischen Prozessen innerhalb oder außerhalb des Organismus unbewusste psychische Vorgänge parallel gehen,

muss der Metaphysik überlassen bleiben: für die Psychologie ist das Unbewusste ein Transzendentes, mit dem sie sich niemals zu beschäftigen Anlass haben kann, da der Gegenstand ihrer Untersuchung schlechterdings nur die unmittelbare psychische Erfahrung selbst ist“ (*Über psychische Kausalität*, 1894, S. 42).

Weshalb hat sich Wundt später gegen diesen Begriff der unbewussten Seele gewandt und vom „Unbewussten“ als dem „oft gebrauchten und noch öfter missbrauchten Begriff“ gesprochen? „Wenn das Bewusstsein keine außerhalb der Vorgänge vorhandene Schaubühne ist, auf der sich diese bewegen, so ist noch weniger das Unbewusste eine unsichtbare Bühne, in die sie versenkt werden, wenn sie aufhören bewusst zu sein. Vollends kann niemals an eine Schilderung unbewusster Vorgänge gedacht werden. Weder stehen uns Mittel zu Gebote, solche zu beobachten – dazu würde eben nötig sein, dass sie bewusst sind – noch lässt sich ihre angebliche Existenz mit der Natur des Bewusstseins als der Funktion der Verbindung psychischer Inhalte in Einklang bringen. Denn irgendwelche Verbindungen müssten doch solche Vorgänge eingehen, wenn sie eine Bedeutung für unser Seelenleben besitzen sollten, und darin, dass sich psychische Inhalte verbinden, besteht gerade das Wesen des Bewusstseins. Es mögen also die Inhalte klarer oder dunkler sein, je nach Charakter der Verbindungen; im eigentlichen Sinne unbewusst können nur psychische Elemente werden, die außerhalb solcher Verbindungen stehen. Dagegen ist der Grad des Bewusstseins psychischer Inhalte, wie die Beobachtung lehrt, weniger von dem Umfang der Verbindungen als von dem Verhältnis zu bestimmten dominierenden und relativ konstanten Inhalten abhängig“ (1914, S. 120). Wundt erwähnt in diesem Zusammenhang weder die bei Leibniz, Kant und anderen Philosophen zu findenden Hinweise auf die „dunklen Bereiche des Seelenlebens“ noch ausdrücklich Fechners Hinweis auf die variablen Schwellen von Bewusstsein und Unbewusstsein.

„Annahmen über den Zustand des Unbewussten oder über irgendwelche unbewusste Vorgänge, die man neben den uns in der Erfahrung gegebenen Bewusstseinsvorgängen voraussetzt, sind (...) für die Psychologie unfruchtbar“ (siehe Grundriss, 1920c, S. 251 ff). Die Vorgänge sind mit dem aktuellen Erleben nicht beendet, sondern liegen in irgendeiner Form bereit, um wieder hervorgerufen werden zu können – mehr lasse sich rein erfahrungsmäßig über unbewusstes Gedächtnismaterial nicht aussagen, so meinte Wundt. Demnach hat seine Skepsis primär methodische Gründe: die fraglichen Vorgänge müssten ja erst bewusst gemacht werden, um empirisch-wissenschaftlich untersucht werden zu können (vgl. Fahrenberg, 2011, S. 34 f; Brauns & Schöpf, 1989). Was Wundt von der Methode der freien Assoziation und von Freuds Interpretationsmethodik hielt, ist nicht bekannt. Diese „Konstruktionen“ sollen sich ja in der Reaktion des Patienten und durch die „Mitsprache des Symptoms“ bewähren, d.h. sie können auch einer ergänzenden Verhaltensbeobachtung und sogar physiologischen Messung der Begleitreaktionen zugänglich sein. Entspricht dieser Ansatz nicht Wundts strategischer Überzeugung, geeignete Hilfsme-

thoden zur Absicherung der Selbstbeobachtung heranzuziehen? Erst später gab es solche psychophysiologischen Untersuchungsansätze.

Wundt meinte, Freuds *Traumdeutung* (1900) liege „abseits von den Wegen der experimentellen Psychologie“ und sei „ein echtes Produkt, eine Wiedergeburt alter Traum mystik in moderner, mit Hysterie und Sexualpsychologie ausgestatteter Form“ (*Grundzüge*, 1911, S. 636). In einem Brief an Albert Sichler heißt es jedoch am 2. Juni 1910: „Die Arbeiten von Freud habe ich bis jetzt noch nicht gelesen, kann also ein bestimmtes Urteil darüber nicht aussprechen. Übrigens gestehe ich, dass mir alle psychologischen Hypothesen, die mit dem Unbewussten operieren, von vornherein verdächtig sind“ (Universitätsarchiv Leipzig, Wundt-Nachlass, Brief Nr. 822, zitiert nach Wontorra, 2009, S. 96, Fußnote).

Für Wundts Reserviertheit gegenüber der Behauptung „des Unbewussten“ gibt es noch weitere Gründe. Anfänglich hatte er in den *Beiträgen* und in den *Vorlesungen* – eventuell von Helmholtz beeinflusst – beispielsweise die in der taktilen Wahrnehmung ablaufenden Verarbeitungsvorgänge, da sie Vergleichsoperationen „logischer“ Art enthalten, als *unbewusste Schlüsse* bezeichnet. Wegen der „logischen“ Art dieser Inferenzen kam es dann zum Begriff der „unbewussten logischen Schlüsse“ (siehe Helmholtz, 1878; Abschnitt 3.13). Wundt hat diese Formulierung in den *Grundzügen* (1874) bereits wieder zurückgezogen, diese Vorgänge dem Gebiet der Physiologie zugewiesen und zumindest in dieser Hinsicht den Begriff unbewusster Vorgänge vermieden. Außerdem verzichtete er in seiner Konzeption des Prozesses von Empfindung – Wahrnehmung – Vorstellung auf den vermittelnd gedachten Vorgang der (unbewussten) Wahrnehmung, so dass die Empfindungen den Vorstellungen direkt zugeordnet sind. Diese ideengeschichtlichen und psychologischen Zusammenhänge hat Araujo (2012) eingehend dargestellt.

Wundts Haltung hinsichtlich der hypostasierenden Annahme des „Unbewussten“ wird von seiner Auseinandersetzung mit anderen zeitgenössischen Strömungen beeinflusst sein: mit der *Philosophie des Unbewussten*, mit dem Hypnotismus und insbesondere mit dem Spiritismus (1879).

Man stelle sich das anschaulich vor: Gustav Theodor Fechner und Wilhelm Wundt, die beiden Gründerväter der experimentellen Psychologie, dazu der Physiker Wilhelm Weber, d.h. der Bruder eines anderen Pioniers, Ernst Heinrich Weber, außerdem der bekannte Physiologe Karl Ludwig und andere Leipziger Professoren nehmen im Jahr 1877 gemeinsam an einer Séance zur Demonstration okkultur Phänomene teil, wobei Slade angeblich mit Geistern kommunizierte, Tafelschriften und Hände erschienen, Magneten sich bewegten und verknotete Fäden gelöst wurden (Bringmann, Bringmann & Bauer 1990; Heidelberger, 1993; Kohls & Benedikter, 2010; Marshall & Wendt 1980). Im Wundt-Nachlass befinden sich Fechners Aufzeichnungen über die Sitzungen im November/Dezember 1877 und Januar 1878 (Arendt 1999, S. 264); zu Fechners spiritistischen Neigungen siehe auch Abschnitt 3.5.2).

Erwähnenswert ist auch eine *positive* Würdigung der Psychoanalyse durch Wundt, wenn er die Psychoanalyse mit den ausschließlich naturwissenschaftlichen Erklärungsversuchen in der Psychopathologie vergleicht und der einfachen Gleichung „Geisteskrankheit gleich Gehirnkrankheit“ widerspricht. Wundt kritisiert den von bekannten Physiologen und Anatomen (er nennt Meynert, Flechsig, Hitzig, Munk) unternommenen Versuch, „die Ätiologie ausschließlich in die physischen Bedingungen der begleitenden Hirnerkrankung zu verlegen“ (*Grundzüge*, 1911, S. 652 f) und hält die Auffassungen seines zeitweiligen Mitarbeiters Emil Kraepelin und ausdrücklich auch Sigmund Freuds Ansatz für aussichtsreicher.

Freud zitiert mehrfach Wundts *Grundzüge* und die *Völkerpsychologie*, vor allem in *Totem und Tabu*, in der Regel zustimmend bzw. positiv. So beruft sich Freud zu mehreren Themen auf Wundt: Hypnose, Traum, Fehlleistungen, Assoziation und vor allem Völkerpsychologie. Die Konkordanz zu Freuds *Gesammelten Werken* weist 56 Fundstellen für Wundt-Zitate aus. Demgegenüber taucht der Name Brentano in den *Gesammelten Werken* nur an vier völlig nebensächlichen Stellen auf. – Das sehr wahrscheinlich auf Wundts Apperzeptionspsychologie zurückgehende Begriffspaar „Verdichtung und Verschiebung“ ist in der Konkordanz nicht nur in Freuds (1900) *Traumpsychologie* (GW II/III, S. 336), sondern 25-mal in den GW durchgehend zu finden, in verschiedenen Verbindungen insgesamt mehrere hundert Mal in der der Konkordanz. Bei Wundt steht das Begriffspaar zur Beschreibung typischer apperzeptiver Verbindungen bereits in der 2. Auflage der *Grundzüge* (1880, S. 310). Verdichtung und Verschiebung sind bei Freud Kennzeichen der Primärprozesse, d.h. hier der unbewussten Repräsentation von Vorstellungen und energetischen Affektkomponenten, wobei deren Vereinigung oder Verbindung mit anderen Vorstellungen (Affektverschiebung) angenommen wird.

Tögel (1989) meint, dass „Wundts sachliche und gründliche Analyse der Probleme der Hypnose mit großer Wahrscheinlichkeit zur Entscheidungsfindung Freuds in Bezug auf eine optimale Therapieform beigetragen“ habe (S. 98). „Der Überblick über die Rezeption der Wundtschen Auffassungen durch Freud zeigt, dass – sieht man von den Differenzen hinsichtlich völkerpsychologischer Überlegungen ab – zwischen Psychoanalyse und der durch Wilhelm Wundt vertretenen akademischen Psychologie keineswegs von vornherein ein unüberbrückbarer theoretischer Gegensatz bestanden hat“ (S. 103; vgl. jedoch Wundts Gründe gegen die Annahme „des Unbewussten“).

Aus Wundts oder aus Brentanos Psychologie ist kaum zu entnehmen, wie sie sich einen konkreten Menschen und dessen Alltagspsychologie vorstellten und welche praktische Bedeutung die Psychologie einmal gewinnen könnte. In einer Kontroverse mit Meumann legte Wundt (1909) dar, dass für die Angewandte Psychologie zunächst theoretische Grundlagen geschaffen werden müssten, beispielsweise die Gedächtnisexperimente von Ebbinghaus nicht einfach auf das schulische Lernen übertragen werden dürften. – Wundt und Freud, Neurophysiologie und Neurologe,

waren auch Ärzte, doch bewahrte nur Freud über seine Phase der neurologischen Forschung hinaus die ärztliche Motivation zur Praxis und dann zur Psychotherapie. Mit seiner Psychoanalyse entwarf er ein weit über die Psychologie hinaus bekanntes Menschenbild.

Freud und Brentano

Im Personenregister der *Gesammelten Werke* Freuds taucht der Name Brentano nicht auf, und in der Konkordanz wird der Name zwar an wenigen Stellen genannt, doch nie zu einem Thema der Psychologie oder Philosophie. Dieser Sachverhalt verlangt eine Interpretation, denn Freud war von Brentano persönlich beeindruckt, hat trotz seines Medizinstudiums 1874/1875 bei ihm Vorlesungen gehört, an den Lesungen philosophischer Texte teilgenommen und zeitweilig sich wohl noch stärker in der Philosophie engagieren, vielleicht sogar bei dem sehr geschätzten Franz Brentano promovieren wollen (Clark, 1981; Brauns & Schöpf, 1989; Gödde, 1998; Hemmecker, 1991; Tögel, 1989). Die nur zum Teil erhaltenen Briefe und anderen Quellen sprechen dafür, dass Freud sich zwar für einen materialistisch denkenden Menschen hielt und zeitweilig in Feuerbach den bedeutendsten Philosophen sah, jedoch von Brentano und dessen *philosophischen* Vorlesungen angezogen wurde. Es ging um Theismus und Materialismus, Gottesbeweise, die Metaphysik des Aristoteles und andere Themen, die es Freud ermöglichten, einen eigenen Standpunkt zu finden. Brauns und Schöpf heben hervor, dass Freud primär Brentanos Vorlesungen zur Philosophie und nicht dessen Lehrveranstaltungen zur Psychologie auswählte. Die Quellen sprechen also gegen eine nachhaltige Hinwendung Freuds zur Psychologie Brentanos.

In seiner *Selbstdarstellung* schreibt Freud (1925/1946) „Auch wo ich mich von der Beobachtung entfernte, habe ich die Annäherung an die eigentliche Philosophie sorgfältig vermieden. Konstitutionelle Unfähigkeit hat mir solche Enthaltung sehr erleichtert“ (S. 84). Er erwähnt jedoch, dass er sich in wichtigen Punkten an die Ideen Fechners angelehnt habe, während die weitgehende Übereinstimmung der Psychoanalyse mit der Philosophie Schopenhauers nicht auf seine Bekanntschaft mit dieser Lehre und auch nicht auf die Lektüre Nietzsches zurückzuführen sei (vgl. Tögel, 1989). Brentano wird auch in Freuds *Selbstdarstellung* nicht erwähnt. Freuds spätere Position ist in verkürzender Weise als antimetaphysisch und als Apsychismus und Atheismus zu beschreiben – konträr zu Brentanos Überzeugungen. Brentanos Psychologie schließt die Annahme unbewusster Tendenzen aus, seine Psychognosie wäre keine geeignete Methode, solche unbewussten dynamischen Vorgänge aufzudecken.

Ausbildung von Schulen und Rezeption

Wundt stand als Lehrstuhlinhaber, als Rektor, als Ehrenmitglied und Mitglied zahlreicher Akademien und Fachgesellschaften mitten im Universitäts- und Forschungsleben seiner Zeit; er ist wohl in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einer der auch im Ausland bekanntesten deutschen Gelehrten seiner Zeit gewesen. Brentano war in seiner Wiener Zeit ein angesehener akademischer Lehrer, verlor jedoch seine Professur aus rechtlichen Gründen wegen seiner Heirat. Freud stand als Neurologe weit außerhalb der akademischen Philosophie und Psychologie; er fand an der Universität keine dauerhafte Position und wechselte in die ärztliche Praxis, wo er seine psychoanalytische Forschung aufbaut. Die Psychoanalyse entwickelte sich weitgehend außerhalb der deutschen Universitäten.

Im Kontrast zu diesen akademischen Schicksalen steht die Rezeption des Werks, die sich bereits in Umfang und Gründlichkeit der Edition zeigt. Freuds *Gesammelte Schriften* (12 Bände) wurden bereits 1924–1934 von Anna Freud herausgegeben. Die *Gesammelten Werke* erschienen 1940–1952 in London, und die Ausgabe im Frankfurter Fischer Taschenbuch Verlag ist heute leicht zugänglich. Demgegenüber sind die Publikationen Wundts ohne eine Edition geblieben und Brentanos Werk ein Torso mit sehr fragwürdigen Rekonstruktionsversuchen. Deshalb wurden in diesem Kapitel über Wundt und Brentano relativ viele Originalzitate gegeben, um die Gedanken zugänglich zu machen und in der Diskussion zu bewahren. – Heute erhalten viele Studierende der Psychologie wahrscheinlich mehr Kenntnis über die Grundgedanken und Absichten Freuds als über die Leitgedanken Wundts und Brentanos.

Wundt, Brentano und Freud werden heute als „bahnbrechende Vordenker“, „Pioniere“ und „Gründergestalten“ bezeichnet. Auffällig ist, dass Wundt und Brentano keine „Schule“ gründeten. Beide hatten engagierte Studenten und jüngere Kollegen (bei Wundt auch Assistenten), die zu Anhängern dieser neuen Richtung der Psychologie wurden, jedoch keine Schüler. Brentano nahestehende Psychologen wie Meinong und Stumpf gingen bald eigene Wege, auch Husserl auf seine Weise. Bei Wundt kann aufgrund der zitierten ausführlichen Rezeptionsanalyse festgestellt werden, dass keiner seiner bekannteren „Schüler“ wie Külpe, Münsterberg, auch nicht Meumann oder Wirth, bereit oder in der Lage war, Wundts Leitgedanken, die zentrale Apperzeptionstheorie, seine Wissenschaftstheorie und sein perspektivisches Denken oder die breite Methodenlehre, wenigstens in den Grundzügen zu referieren, zu übernehmen oder weiterzuführen. Die Kulturpsychologie und die Neuropsychologie werden ohnehin ausgeklammert. Dass Wundts Nachfolger Felix Krueger weder die Völkerpsychologie systematisch fortsetzte, noch die Wissenschaftstheorie, sondern sich zu einer Psychologie als Seelenwissenschaft und einer vagen Ganzheitspsychologie bekannte, wird Wundt vermutlich sehr enttäuscht haben. Wundt wollte ja kein „Schulhaupt“ sein und beteiligte sich nicht an der 1904 gegründeten

deutschen *Gesellschaft für Experimentelle Psychologie*, bei der er weder Mitglied noch Ehrenmitglied war. Abgesehen von persönlichen Differenzen mit dem in der Gesellschaft dominierenden Stumpf könnte die Fixierung auf Experimentalpsychologie eine Rolle gespielt haben, denn Wundt hatte in jener Zeit bereits eine wesentlich weitere Auffassung von empirischer Psychologie entwickelt.

Freud gründete eine Schule, indem er Kandidaten für die Lehranalyse auswählte und sie auf grundlegende Prinzipien seiner Lehre verpflichtete. Die Mitglieder des engeren Kreises erhielten sogar einen Ring als Zeichen der Zugehörigkeit. Diese schulbildenden Bemühungen hatten zwar hinsichtlich Alfred Adler oder Carl Gustav Jung letztlich keinen Erfolg, jedoch lebte bei anderen Schülern diese Bindung fort. Ab 1902 traf sich die *Psychologische Mittwochsgesellschaft*, die 1908 zur *Wiener psychoanalytischen Vereinigung* wurde; auf dem Nürnberger Kongress wurde 1910 die *Internationale psychoanalytische Vereinigung* gegründet. Dennoch entwickelten sich aus Freuds Psychoanalyse in den folgenden Jahrzehnten zahlreiche Richtungen und Abspaltungen, die sich in ihren theoretischen Annahmen, ihrem Menschenbild und in der Konzeption von Psychotherapie unterscheiden. Der Oberbegriff der *Tiefenpsychologie* umfasst alle Konzeptionen, welche die dynamisch-unbewussten Determinanten des Erlebens und Verhaltens bzw. bestimmter psychopathologischer Symptome behaupten und psychotherapeutisch entsprechend verfahren (Heiß, 1964; Wyss, 1991).

Die Schul-Bildung scheint sich nachhaltig auf den Umgang mit dem Werk der Pioniere ausgewirkt zu haben. Die Zugänglichkeit zum Werk erleichtert die Rezeption. Freuds *Gesammelte Werke* sind seit mehr als 50 Jahren verfügbar. Von Wundts Werk, das in hohem Maße konsistent einem Programm folgt, gibt es bis heute keine Edition, geschweige denn eine kommentierte Edition; der Briefwechsel ist digitalisiert, aber kaum zugänglich. Brentanos Werk ist reich an Brüchen und tiefen Widersprüchen. In editorischer Hinsicht befindet es sich in einem sehr komplizierten Zustand. Während die Defizite in der Rezeption weitgehend, wenn auch nicht völlig, auf die Publikationspraxis Brentanos und seiner engsten Schüler zurückzuführen sind, müssen es hinsichtlich Wundts Werk andere Motive sein. Er hat sein Programm, von den ersten Grundsätzen im Jahr 1862 und 1863 an, kontinuierlich, ohne tiefreichende Brüche wie etwa bei Brentano, entwickelt, in großen Unternehmungen praktisch ausgeführt und erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch sehr ausführlich begründet. Weshalb er vom Gründervater zum Außenseiter wurde, der heute oft nur noch als Gründer des ersten Labors erwähnt, aber nicht gelesen wird, muss andere Gründe haben.

Bemerkenswert sind die Unterschiede der allgemeinen Rezeption nicht nur in der deutschsprachigen Fachwelt, sondern auch in den USA. Freuds Psychoanalyse wurde vergleichsweise früh in den USA rezipiert und fand dort, auch innerhalb einiger Bereiche der akademischen Psychologie, anscheinend schneller Anklang als in Deutschland. Auf Wundts *Grundzüge* wurde zwar häufig hingewiesen, gelegentlich

auch auf Brentanos Werk, aber beide Autoren wurden durch Übersetzungen nur unzureichend erschlossen, so dass eine systematische Rezeption weitgehend unterblieb. Über Wundts Psychologie bestehen auch heute nachhaltige Missverständnisse, die mit den mangelhaften Darstellungen von Hall und Boring beginnen und sich bis in die neueren Publikationen durchziehen, einschließlich der meisten Beiträge zu den Gedenkbänden 1979/1980 (siehe Fahrenberg, 2011). Zu den wenigen kompetenten Darstellungen gehören die Arbeiten von Danziger (1979, 1980, 1990, 2001) und Rappard (1980). Weder Wundts noch Brentanos Psychologie können ohne die erkenntnistheoretisch-philosophischen Grundlagen verständlich gemacht werden; dieser philosophische Bezug fehlt jedoch den amerikanischen Darstellungen durchweg.

Philosophische Postulate und Religion: Psychologie ohne Seele?

Die drei Protagonisten Wundt, Brentano und Freud hinsichtlich ihrer philosophischen Grundüberzeugungen zu vergleichen, ist ein attraktives Thema. An dieser Stelle interessieren vor allem der Seelenbegriff und das Leib-Seele-Problem sowie das Subjekt-Objekt-Problem mit dem Verhältnis innerer und äußerer Erfahrung. Die „Leitmethoden“ Selbstbeobachtung, Introspektion, Psychoanalyse führen unvermeidlich zur Frage nach der Wissenschaftlichkeit, Objektivität gegenüber Subjektivität und Spekulation. Die zugrunde liegenden philosophischen Postulate können Konsequenzen für die Bestimmung der Psychologie und die Frage nach adäquaten Methoden haben. Sie bilden folglich einen zentralen Teil der *Theoretischen Psychologie*. Deshalb werden einige Hinweise, auch biographische Informationen, in einem Exkurs zusammengestellt (siehe Abschnitt 6.4.2).

Gemeinsamkeiten

Die vielleicht wichtigste Gemeinsamkeit der drei Gründerpersonen besteht in der (Weiter-) Entwicklung der zentralen Methoden der empirischen Psychologie. Wundt (1862, S. XI) hatte auf das Vorbild der Naturwissenschaften verwiesen und festgestellt, dass die Fortschritte jeder Wissenschaft an den Fortschritt der Untersuchungsmethoden gebunden sind. Zugleich verlangte er, außer der experimentellen Methode auch Beobachtungen und vergleichende Methoden heranzuziehen, um die allmähliche Ausbildung des Seelenlebens beim Menschen zu verfolgen und die objektiven Geisteserzeugnisse zu untersuchen. Fundamentale Unterschiede bestehen allerdings in der Entscheidung, welcher Methodentyp der empirischen Psychologie adäquat ist, und darin, wie der naheliegenden Kritik von naturwissenschaftlicher Seite an mangelnder Objektivität und Wissenschaftlichkeit dieser innovativen Methoden zu begegnen ist:

- Wundts Methode der geschulten *Selbstbeobachtung* unter experimentell variierten Bedingungen (und seine vergleichenden kulturpsychologischen Interpretationsmethoden);
- Brentanos Methode der aufmerksamen *Introspektion* (Psychognosie);
- Freuds *psychoanalytische Deutung* von Traumerinnerungen, freien Assoziationen, Fehlleistungen und neurotischen Verhaltensstörungen.

Es gibt analoge Probleme der Absicherung, auch ähnliche methodologische Postulate und Prinzipien angesichts der naturwissenschaftlichen Einwände gegen spekulative, subjektive oder gar solipsistisch wirkende psychologische Ansätze. In diesen methodologischen Kontroversen erscheinen direkt oder indirekt die zugrunde liegenden erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen. Als Schlüsselkontroverse bildet sich hier die Argumentation über *Reduktion und Reduktionismus* heraus. Wie sind die gemeinten Phänomene kategorial und methodisch adäquat zu erfassen?

Wundt scheint in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der einzige bedeutende Psychologe zu sein, der – über die Sinnespsychologie und Psychophysik hinaus – systematisch bewusstseinspsychologische und physiologische Betrachtungsweisen verband und den kategorialen Unterschied in dieser „Heuristik des psychophysischen Parallelismus“ in einer umfassenden Konzeption koordinierte. Auch Freud hat über neuropsychologische und biochemische Grundlagen der von ihm psychoanalytisch beschriebenen Vorgänge spekuliert, aber diesen Ansatz nicht ausgeführt (zu Wundts Neuropsychologie, Fahrenberg, 2015; Ziche, 1999; zu Freuds Neuropsychologie, Peper & Markowitsch, 2001).

Eigenartigerweise entsprechen sich die drei zentralen Autoren in ihrem allgemeinen Verständnis von Psychologie, wenn sie *zwei einander ergänzende* Betrachtungsweisen bzw. zwei Bezugssysteme der Forschung fordert, also eine *perspektivische Auffassung* verlangen:

- Wundts Unterscheidung der kategorial eigenständigen Bewusstseinspsychologie und der kausalanalytischen Hirnphysiologie mit seinem Programm einer koordinierten Betrachtung sowie Verwendung physiologischer Hilfsmethoden (Psychophysik, Psychophysiologie, Neuropsychologie) und seiner Unterstützung von Kraepelins Pharmakopsychologie;
- Brentanos Hinweis auf die Ergänzung der deskriptiven (introspektiven) und der genetischen (erklärenden und größtenteils physiologischen) Psychologie, die jedoch von ihm kategorial und methodisch nicht ausgearbeitet wurde;
- Freuds Antizipation eines neurologisch-biochemischen Fundaments der Psychoanalyse.

Die Auffassungen des Leib-Seele-Problems scheinen hinsichtlich des *Psychophysischen Parallelismus* – oberflächlich betrachtet – ähnlich zu sein. Wundts philosophische Diskussion ist prägnanter als Freuds, während Brentano mit seiner Über-

zeugung von der Existenz einer unsterblichen Seele an diesem theologisch-spirituellen Postulat festhält. Die Einstellungen zum Gottes-Glauben (Theismus und Atheismus) und zur Religion sind grundverschieden.

Charakteristische Unterschiede

Gewiss existieren grundlegende Unterschiede in den philosophischen Voraussetzungen, im Wissenschaftsverständnis und in der Lebenserfahrung der drei Gründerpersonen. Wichtige Positionen wurden im Hinblick auf die Schlüsselkontroversen hervorgehoben. Nur Freud hat seine „Annahmen über den Menschen“ ausführlich erläutert, so dass über sein Menschenbild diskutiert werden kann. Vielleicht ist dies ein zusätzlicher Grund für seine umstrittene Popularität. Freud ist im Internet namentlich noch heute so präsent wie kein anderer Psychologe (anhand von Google Ngrams zu zeigen, siehe Abschnitt 5.2). Trotz der biographischen Hinweise und psychologischen Gedanken bleibt schwer auszumachen, welches Menschenbild Wundt oder Brentano im Laufe ihres Lebens entwickelten. Wie sahen sie den Alltag mit sozialen und beruflichen Konflikten, Familienproblemen, Konkurrenzstreben, Aggressivität und Sexualität; wie dachten sie über den Übergang von der psychologischen Abstraktion zur *Praxis der Psychologie*? Hier bestehen prägnante Unterschiede. Wundt äußerte sich positiv zu der Aufgabe einer Angewandten Psychologie, war aber skeptisch, ob bereits wissenschaftlich begründete Anwendungen experimentalpsychologischer Ergebnisse zu vertreten wären. Er plädierte für eine hinreichende Grundlagenforschung. Im Hintergrund ist an sein anfängliches Interesse für Hypnose und Hypnosebehandlung mit der bald zunehmenden Skepsis (ähnlich wie später bei Freud) zu erinnern. Brentano scheint sich zum *Theorie-Praxis-Problem* nicht geäußert zu haben. Demgegenüber war Freud engagiert, seine psychoanalytische Methodik und seine Vermutungen zur Ätiologie der Neurosen in der therapeutischen Praxis zu erproben und zu verbessern.

Auch ein Hinweis auf das politische und intellektuelle Engagement der drei Wissenschaftler ist angemessen, denn sie nahmen Anteil an einigen der eingreifenden Ereignisse ihrer Zeit. Wundt war zeitweilig Abgeordneter Heidelbergs im Badischen Landtag, er hielt als Rektor im Jahrhundertjahr 1889 eine Rede über Menschenrechte und er unterschrieb 1914, wie Max Planck, Edmund Husserl und ca. 4000 andere Professoren und Dozenten eine patriotische Erklärung. Drei spätere Reden bzw. Aufsätze Wundts wirken dann sehr patriotisch-national, sie sind in der starken Überzeugung von der Überlegenheit der deutschen Kultur und Philosophie geschrieben und wirken aus heutiger Sicht seltsam übersteigert und sehr fern gerückt. Inhaltlich überlappen diese Äußerungen aus seinem letzten Lebensjahr nur wenig mit ähnlichen Bemerkungen zu deutscher Kultur und zu den Zukunftsaufgaben der Philosophie in seiner Autobiographie (siehe Fahrenberg, 2011). – Brentano

setzt sich wegen des von ihm nachdrücklich abgelehnten Unfehlbarkeitsdogmas mit der katholischen Amtskirche auseinander. Freud musste aus dem NS-Staat emigrieren und schrieb in seinem Briefwechsel mit Albert Einstein pessimistisch über den herannahenden Krieg und hoffte auf einen allgemeinen Pazifismus.

Verpasste Dialog-Möglichkeiten?

Einen Dialog zwischen den beiden Protagonisten Wundt und Brentano oder gar zwischen Wundt und dem dritten Pionier, dem viel jüngeren Sigmund Freud, gab es nicht, jedenfalls sind keine Quellen überliefert. Da Wundt keine Kongresse besuchte, konnten sie sich auf dem 3. Internationalen Kongress in München 1896, wo Brentano vortrug, nicht begegnen. Hugo Münsterberg berichtete Wundt: „Wissenschaftlich sah es meinem Gefühl nach trostlos aus. Ich habe noch nie so erschreckend das Gefühl gehabt, wie gedankenarm der Durchschnittsbetrieb der Psychologie ist und wie weit sie von allem philosophischen Denken steht. Die allgemeinen Sitzungen (mit einziger Ausnahme des originellen Vortrags von Brentano) waren ein einziger breiter Strom von Trivialitäten, die kaum in einem Anfänger-Kolleg erträglich wären“ (Meischner-Metge, 1990, Brief Nr. 767a).

Brentano und Freud in Wien oder auf dem Internationalen Kongress in München 1896, wobei Wundt fiktiv hinzukäme, wäre ein amüsantes Thema für einen neuen Roman des Psychoanalytikers und Schriftstellers Irvin Yalom (mit seinen Themen bzw. Buchtiteln: *Und Nietzsche weinte*, *Die Schopenhauer Kur* und *Was Hemingway von Freud hätte lernen können*). – Es könnte gehen: um das Verständnis von „Seele“, von innerer Erfahrung, Bewusstsein und Verhalten, um die Kategorienlehre und Postulate, den Perspektiven-Wechsel und die Kombination von Methoden oder um konkrete Psychologie in der Alltagswelt. Auch die frustrierenden Erfahrungen mit ihren „Schülern“ und der extrem unterschiedliche Umgang mit dem Werk gehörten dazu. Diese Themenliste wäre leicht zu erweitern, und viele der Themen und die großen Kontroversen wären noch heute aktuell.

3. 11 Schlüssel-Kontroversen im Hinblick auf Wundt, Brentano und Freud

Die fundamentalen Kontroversen über die Psychologie, wie sie in Kants, Herbarts und Fechners Auffassungen zu erkennen sind (siehe Abschnitt 3.2.5 und 3.5.3), weiten sich in der Gründungsphase der empirischen Psychologie aus. Durch Wundt, Brentano und Freud werden bereits bestehende Kontroversen durch neue Argumente

fortgeführt, vor allem in den *empirischen Projekten* vertieft und in methodologischer Hinsicht genauer gefasst. Außerdem entstehen neue Kontroversen, die hier wieder in Frageform und stichwortartig zusammengefasst werden: Schlüsselkontroversen u.a. über die *Psychoanalyse* (und die Psychologie des Unbewussten), über das *Menschenbild* sowie das *Theorie-Praxis-Problem* hinsichtlich Grundlagenforschung und Angewandter Psychologie.

Mit den Forschungsprogrammen von Wundt, Brentano und Freud werden zunehmend Fragen der Methodologie wichtig: Welche Methode ist der Aufgabe adäquat und wie kann diese Aufgabe überhaupt so bestimmt werden, dass ein methodischer Zugang existiert? In dieser Sicht wird es notwendig, eine Wissenschaftstheorie der Psychologie zu entwickeln und das Gebiet der Psychologie abzugrenzen, d.h. von anderen Disziplinen und von nicht-wissenschaftlichen Ansichten und Unternehmungen. Diese Frage nach der Wissenschaftlichkeit und Verbindlichkeit stellt sich für Wundts Psychologie und ebenso hinsichtlich Brentanos Deskriptiver Psychologie und Freuds Psychoanalyse.

Alle drei Pioniere entwickeln und propagieren wichtige Methodentypen, die sich mit ihren Namen verbinden: die Selbstbeobachtung unter experimenteller Kontrolle, möglichst durch Hilfsmethoden abgesichert; die von der Evidenz geleitete innere Erfahrung (Psychognosis) und die Psychoanalyse. Wenn die folgenden Schlüsselkontroversen hervorgehoben werden, bleibt zu erinnern, dass ideengeschichtlich noch andere Autoren beitrugen, als sich diese Gegensätze herausbildeten. Der Bezug auf diese drei herausragenden Personen hat neben der notwendigen Vereinfachung auch didaktische Gründe.

(1) Seelenwissenschaft oder nicht-metaphysisch verfasste Psychologie?

- Ist die Psychologie eine empirische Wissenschaft, die den theologischen Seelenbegriff aufgibt *und* auf den philosophisch-idealistischen Begriff eines transzendentalen Subjekts verzichtet, d.h. auch Begriffe mit diesen metaphysischen Konnotationen („Seele“, „Ich“, „Selbst“, „Handelnder“) vermeidet und psychische Prozesse nur in ihrer Aktualität untersucht?
- Bleibt das Postulat einer Seele (mit der Annahme der Immortalität) eine fundamentale Orientierung der Psychologie, auch die Existenz Gottes als Inbegriff letzter Notwendigkeit?
- Sind Seelenglauben und Gottesglauben psychologisch zu erklärende Konstruktionen und Illusionen, die Trost vermitteln sollen, aber in der aufgeklärten psychoanalytischen Sicht des Menschen keinen Platz mehr haben?

(2) Innere Erfahrung oder Verhaltensbeobachtung im Leben?

- Soll auf die naive Introspektion mit ihren alltagspsychologischen und populären Neigungen in der empirischen Psychologie verzichtet werden zugunsten

der durch Bedingungsvariation kontrollierten Selbstbeobachtung und eines breiten Repertoires möglicher Methoden (Beobachtung, Messung, Registrierung physiologischer Korrelate im Labor, Interpretation von objektiven kulturellen Werken)?

- Ist die aufmerksame Introspektion (Psychognosie als innere Wahrnehmung psychischer Phänomene und ihrer Gerichtetheit), geleitet durch die Evidenz dieser Anschauung, der einzige Weg für die deskriptive Psychologie (als Grundlage der genetischen Psychologie)?
- Ermöglicht die psychoanalytische Methodik einen Zugang zu unbewussten, affektbesetzten und dynamisch wirksamen Vorstellungen, zu den Konflikten und neurotischen Symptomen, wobei die Deutehypothesen eventuell durch die beobachtbaren Reaktionen und letztlich durch den Erfolg der psychoanalytischen Therapie zu belegen sind?

(3) Naturwissenschaftlich exakte Beobachtung oder Einsicht in die sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen?

- Ist Kants Methodenkritik durch eine Reihe von Kontrollen und Absicherungen gegen Fehler weitgehend zu begegnen, wobei eingeräumt wird, dass ein psychologisches Experiment sich wegen der Abhängigkeit von Versuchsleiter und Versuchsperson grundsätzlich von einem naturwissenschaftlichen Experiment unterscheidet? Ist es darüber hinaus notwendig, objektive, insbesondere physikalische und physiologische Hilfsmethoden, wo immer möglich, zur Absicherung heranzuziehen?
- Kann die fundamentale Aufgabe der Deskriptiven Psychologie (Phänomenologie) adäquat nur durch Psychognosis und nicht durch Experimente mit anderen Personen erfüllt werden?
- Ist in der psychoanalytischen Situation mit ihren spezifischen sozial-interaktiven Bedingungen (Übertragungsphänomene, Widerstand, Projektion und andere Abwehrmechanismen) eine diagnostisch und therapeutisch wesentliche Konstellation und ein Forschungsfeld gegeben? Repräsentiert die psychoanalytische Situation (mit ihren Bestätigungsmöglichkeiten) wichtige psychologische Aspekte des Alltagslebens?

(4) Möglichkeit der Messung und Mathematisierung von Bewusstseinsprozessen oder Einsicht in deren Inadäquatheit?

- Sind die Möglichkeiten der Messung und der statistischen Auswertung auf kleine Bereiche der Psychologie und relativ einfache Vorgänge beschränkt?
- Sind Messungen höchstens in der Genetischen Psychologie angebracht?

- Sind Messungen nur in der Neurophysiologie notwendig, aber nicht in der Psychoanalyse bzw. in der empirischen Überprüfung der Theorie und der Bewährungskontrolle der Psychotherapie?

(5) Möglichkeit der Kausalanalyse von Bewusstseinsabläufen (oder Verhaltensweisen)?

- Sind Analysen der *Naturkausalität* auf die Neurophysiologie beschränkt, während die Psychologie der bewussten Prozesse den Prinzipien der eigenständigen *psychischen Kausalität* folgen muss, d. h. einen Perspektivenwechsel erfordert auf der kausal-finalen Achse mit teleologischer Betrachtung von Willenstätigkeit, Zwecksetzung, Wertorientierung?
- Ist Intentionalität das Leitprinzip der Deskriptiven Psychologie?
- Gibt es energetisch-dynamische Ursachen psychischer Phänomene (ohne spezielle Aussagen zum neurophysiologischen Mechanismus) und sind z.B. neurotische Symptome auch unter dem Gesichtspunkt ihres individuellen psychologischen Zwecks zu erklären?

(6) Bedeutung von nicht bewussten (dunklen) Vorgängen und möglicher Zugang?

- Fehlt ein wissenschaftlich-methodischer Zugang zu den nicht bewussten Vorgängen, so dass keine prüfbaren oder abzusichernden Aussagen möglich sind, sondern die Risiken von Hypnotismus und Spiritismus bestehen?
- Sind unbewusste Vorgänge, die der Introspektion nicht direkt zugänglich sind, aus der Deskriptiven Psychologie auszuklammern?
- Besteht in der Deutung unbewusster Vorgänge (latent in Traumerinnerungen, Symptomen) ein Königsweg zur Erklärung der psychischen Triebdynamik und der Ätiologie der Neurosen?

(7) Irrelevanz der Neurophysiologie für die Psychologie?

- Bildet die Neurophysiologie eine kategorial grundverschiedene, aber die Bewusstseinspsychologie notwendig ergänzende Betrachtungsweise der psychophysischen Einheit, so dass auch eine von psychologischen Konzepten geleitete Hirnforschung (Neuropsychologie) anzustreben ist?
- Gehört die Neuropsychologie nur in die Genetische Psychologie?
- Wird es ein organisches (biochemisch-neurowissenschaftliches) Fundament der Psychoanalyse (Psychologie) geben?

(8) Geist-(Bewusstsein) und Körper-(Gehirn)-Problem

Durch Fechners *Identitätsansicht*, d.h. die zweiseitige Betrachtung der psychophysischen Einheit, entstand eine neue Konzeption, die als eine Variante des *Psychophysischen Parallelismus* (Leibniz, Spinoza) zu interpretieren ist. Es gibt zwei Betrachtungsweisen der psychophysischen Einheit: Die Hirntätigkeit und die geistigen Prozesse der inneren Erfahrung verlaufen in zwei Kausalreihen parallel (synchron) und sind doch, ohne aufeinander einzuwirken, funktionell verbunden. Diese Gegenposition zum metaphysischen Dualismus und Monismus unterscheidet sich von früheren Formen der Identitätslehre (Spinoza) und dem dualistisch akzentuierten *Psychophysischen Parallelismus* (Leibniz) und führt über dessen Uhrenvergleich weiter zu der Aufgabe, auf der Seite des Betrachters das Abhängigkeitsverhältnis beider Perspektiven erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch genauer zu bestimmen und die Methodologie entsprechend auszurichten.

- Bedeutet das Postulat des Psychophysischen Parallelismus tatsächlich, dass ausnahmslos alle Bewusstseinsvorgänge, auch die kreativen Prozesse und das Nachdenken über solche philosophischen Fragen, eine neurophysiologische Grundlage haben? Wie kann die koordinierte Betrachtung durchgeführt werden, wenn die eine Seite nicht nur Begleiterscheinung, Äquivalent oder Hilfsfunktion der anderen ist, sondern beide Seiten zum vollen Verständnis des Ganzen unentbehrlich sind?
- Ist die Annahme des Psychophysischen Parallelismus nur eine Heuristik, so dass eine Denkmöglichkeit bleibt, ein substanzieller Träger der durch innere Wahrnehmung erkennbaren Phänomene (eine immaterielle Seelen-Entität) könne das Gehirn als Ganzes oder eine bestimmte Struktur ursächlich (energetisch) beeinflussen und physiologische Wirkungen haben?
- Welche philosophischen Postulate sind in der Metapsychologie der Psychoanalyse zu erkennen (Monismus oder Parallelismus)?

(9) Wissenschaftstheorie und Erkenntniskritik und Verbindung zur Philosophie

- Muss die empirische Psychologie in enger Verbindung mit dem philosophischen Denken bleiben, insbesondere der Erkenntnistheorie, damit die fundamentalen Voraussetzungen in kritischer Diskussion bleiben (auch die eigenständige Kategorienlehre, die Prinzipien der Methodologie, Kausal- und Zweckprinzip)?
- Ist die Psychologie auf eine philosophische Letztbegründung, eine philosophische Kategorienlehre und Urteilslehre (Evidenztheorie) angewiesen?
- Bilden abstrakte philosophische Systeme Bereiche des Denkens, höhere Etagen, die für die empirische Psychologie und die Praxis der Psychoanalyse nur geringe Bedeutung haben?

(10) Anthropologische Bestimmung und Menschenbild, Psychologie und Ethik

In der Tradition der Philosophischen Anthropologie werden – traditionell auch mit Religion und Theologie verbunden – vielfältige Beschreibungen und Definitionen des Menschen gegeben. Auch hier bedeutet Kants Anthropologie einen Einschnitt. Es folgten einige Hinweise auf Ansichten von Herbart, Fechner und Lotze. Ausführlicher haben Wundt, Brentano und Freud ihre Auffassungen dargelegt. Diese *Annahmen über den Menschen* werden hier unter dem Begriff *Menschenbilder* zusammengefasst.

- Entsteht in der Psychologie, vor allem in der Kulturpsychologie, eine einheitliche Sicht des Menschen als wollendes und denkendes Subjekt, d.h. eine empirisch-psychologische Grundlage auch der normativen Ethik aufgrund der allgemeinen Humanitätsidee?
- Bleiben Seelenbegriff und Gottesglauben, wenn auch jenseits kirchlicher Dogmen – oft nur verborgen – fundamentale anthropologische Bestimmungen? Wird wenigstens eine immanente Spiritualität angenommen oder sollen das Menschenbild, die wissenschaftliche Psychologie und die Psychotherapie ohne diese Kategorie auskommen?
- Kommt das skeptisch-aufgeklärte Menschenbild der Psychoanalyse, bestimmt durch Libido und Destruktivität, ohne Spiritualität und metaphysische Illusionen, aber mit einigem therapeutischen Optimismus, der Wirklichkeit am nächsten? Oder gibt es doch eine philosophisch orientierte Metapsychologie?

(11) Theorie-Praxis-Problem

- Soll vorrangig die Grundlagenforschung entwickelt werden, trotz verständlichen Interesses für Anwendungen, um zunächst allgemeine Gesetzmäßigkeiten als Voraussetzung einer geeigneten und akzeptablen Praxis zu gewinnen?
- Sind das Alltagsleben, die Lebenspraxis der Menschen, keine genuinen Inhalte und keine Aufgabe der Deskriptiven Psychologie, sondern höchstens der Genetischen Psychologie?
- Ist die psychotherapeutische Praxis in der Behandlung von Patienten (neben der Selbsterfahrung) das primäre Feld der forschenden Erfahrung, um theoretische und methodische Einsichten zu gewinnen?

3. 12 Herausragende Psychologen der Jahrhundertwende

Die Meinungen werden auseinander gehen, welche einzelnen Autoren in der Folgezeit so markant für ein neues Programm der Psychologie eintraten wie Wundt und Brentano. An vielen Universitäten wird die als *naturwissenschaftlich* und *experimentell* bezeichnete Strömung der Psychologie dominiert haben wie auch in der *Gesellschaft für Experimentelle Psychologie*. Für viele andere in den deutschsprachigen Ländern wird die von Dilthey, Jaspers, Binswanger und Spranger entworfene Verstehende bzw. Geisteswissenschaftliche und Phänomenologische Psychologie überzeugender gewesen sein. Diese breite Strömung setzte sich entschieden von der naturwissenschaftlichen Orientierung der Psychologie ab. Über die Akzeptanz und die Geltung dieser Hauptströmungen innerhalb und außerhalb der Universitäten sind nur Vermutungen möglich. Demgegenüber existieren Freuds *Psychoanalyse* und die weiter gefasste *Tiefenpsychologie* in Deutschland bis heute weitgehend *neben* der Universitäts-Psychologie. Auch die Reflexologie von Bechterew und Pawlow sowie der Behaviorismus von Watson, Skinner und anderen Verhaltenswissenschaftlern scheinen in der deutschsprachigen Psychologie – bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg – nur sehr geringere Akzeptanz gefunden zu haben.

Auf vielen Teilgebieten der Psychologie gab es originelle Grundlagenforschung und dazu einen Transfer in die Angewandte Psychologie, es bildeten sich Richtungen und Schulen, doch wird es schwer fallen, Wissenschaftler zu nennen, denen eine der Gründergeneration vergleichbare Rolle als Vorbilder mit nachhaltiger Dominanz in wissenschaftstheoretischer Hinsicht zuzuschreiben wäre. Einige der herausragenden Psychologen wie Ebbinghaus, Stumpf und Ziehen werden vor allem hinsichtlich ihrer erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Positionen referiert. Die Darstellung geht dazu über, nach verschiedenen Strömungen und Orientierungen zu unterscheiden und innerhalb dieser nach spezielleren Richtungen mit kleinen oder größeren Gruppen von typischen Vertretern.

In den folgenden Abschnitten wird die Übersicht über Strömungen der Psychologie hauptsächlich gegliedert:

- experimentelle Psychologie mit naturwissenschaftlicher Orientierung;
- physiologische (verhaltenswissenschaftliche) Orientierung;
- verstehende (geisteswissenschaftliche und phänomenologische) Orientierung;
- gesellschaftskritische und dialektisch-materialistische Orientierung.

Innerhalb dieser Strömungen sind viele Richtungen zu erkennen, und einige der herausragenden Psychologen stehen *zwischen* solchen Einteilungen. Die bereits um 1900 entstandenen Klassifikationen verschiedener Richtungen der Psychologie, die zu Beginn dieses Hauptkapitels zitiert wurden, lassen sich in dieser Weise kaum verwenden und systematisch ausfüllen. Der offensichtliche Pluralismus, die verschiedenen Abgrenzungsversuche und skeptischen Beurteilungen, an denen sich auch Philosophen wie Willy, von Hartmann und Natorp in breit angelegten Abhandlungen beteiligten, widersprachen dem Fortschrittsopti-

mismus der Gründungsphase. Diese Grundsatzkritik begleitete die empirische Psychologie von Anfang an und regte – phasenweise hervortretend – zur Diagnose einer *Krise der Psychologie* an (siehe Kapitel 4).

Diese Strömungen werden jeweils zusammenhängend dargestellt, um die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Argumentation und Differenzierung zu verfolgen. Zugleich wird untersucht, wie sich die Schlüsselkontroversen entwickeln und differenzieren; die herausragenden Positionen werden erneut zusammengefasst.

Wenn für den folgenden Abschnitt Georg Elias Müller, Theodor Ziehen, Hugo Münsterberg, Oswald Külpe, Carl Stumpf, Hermann Ebbinghaus, August Messer, Wolfgang Köhler, Kurt Lewin und William Stern ausgewählt werden, so teilen diese Psychologen, mit Ausnahme von Messer, Lewin und Stern, die naturwissenschaftlichen Interessen. Damit unterscheiden sie sich von den Psychologen (und Psychiatern), die für eine Verstehende bzw. Phänomenologische Psychologie plädieren. Mit naturwissenschaftlicher Orientierung ist nicht gemeint, dass Psychologie wirklich als *Naturwissenschaft* definiert werden kann. Der Begriff „naturwissenschaftlich“ ist noch genauer zu fassen, auch mit Bezug auf F. A. Lange, Ernst Mach und Richard Avenarius (siehe Abschnitt 3.13), um den kategorialen Unterschied zur tierexperimentellen Physiologischen Psychologie, zum Behaviorismus oder zur Ethologie darzulegen.

Im folgenden Abschnitt werden hauptsächlich Psychologen zitiert, die durch ihr Studium Naturwissenschaftler waren oder die sich an die Naturwissenschaftler anlehnten. Sie nahmen sich die Erfolge dieser Disziplinen zum Vorbild und hofften, der Psychologie durch eine konsequent experimentalpsychologische Forschung ein sicheres Fundament zu geben. Nun bestehen zwischen einem typischen psychologischen und einem naturwissenschaftlichen Experiment mehrere fundamentale Unterschiede, vor allem in der fragwürdigen Messtheorie, in der üblichen Verwendung von Selbstbeobachtungen und Selbstberichten der Versuchspersonen sowie in den sozialpsychologischen Bedingungen der Versuchssituation. Ungewiss ist, ob diese bereits von Kant prägnant genannten und von Wundt genauer beschriebenen Unterschiede übersehen oder als gering eingeschätzt und deshalb methodenkritisch kaum analysiert wurden. Dass die Sinnespsychologie und die Gedächtnispsychologie („Kognitive Psychologie“) lange Hauptthemen blieben, hat wahrscheinlich nicht allein mit Fechners Tradition, sondern auch mit der relativ einfachen Versuchsplanung und Datenerhebung im Vergleich zu anderen Gebieten und Fragestellungen der Psychologie zu tun. Ausgewählt wurden drei weitere Autoren: Messer wegen seines abwägenden und weit verbreiteten Lehrbuchs, Lewin mit seinem doppelten Engagement für topologische Formalisierungen in der Psychologie und für eine experimentelle und zugleich alltagsnahe Sozialpsychologie, sowie Stern, der angesichts des entstandenen Pluralismus versucht, die Vielfalt der theoretischen Ansätze und Methoden zu gliedern.

Die Vorgeschichte von Kant bis Fechner und die Gründungsgeschichte durch Wundt, Brentano und Freud bieten einen breiten Horizont von Ideen und erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Prinzipien. Dazu gehört wesentlich auch die Methodologie. So ergibt sich die Frage an die folgenden bzw. teils noch gleichzeitig tätigen Psychologen, ob sie überhaupt und ggf. in welcher Hinsicht die offenliegenden Kontroversen sahen und in ihrem Werk auf die eine oder andere Weise berücksichtigten. Wurden diese Kontroversen

überhaupt systematisch rezipiert: beispielsweise zur Messtheorie, zum Kausalprinzip, zur theoretischen Einschätzung und eventuellen Beschreibung nicht bewusster Vorgänge? Wurde zumindest eine wissenschaftstheoretische Klärung der Prinzipien einer naturwissenschaftlichen gegenüber einer verstehenden (geisteswissenschaftlichen, phänomenologischen) Psychologie versucht? – In der Psychologiegeschichte ist das u. a. auf Dilthey zurückgehende Schema Verstehen – Erklären verbreitet (Benetka, 2002; Schmidt, 1995). Es ist jedoch unzureichend, um die wesentlichen Prinzipien und deren Zusammenhang zu erfassen. Festzuhalten bleibt, dass sich weder Wundt noch Brentano oder Freud in dieses simple Schema einordnen lassen.

Wenn in diesen Abschnitten über physiologisch orientierte Psychologie hauptsächlich auf Physiologen wie Johannes Müller und Hermann Helmholtz verwiesen wird, kommt es hier nicht auf eine Zusammenfassung ihrer Forschung, sondern nur auf ihren Ansatz und ihre wissenschaftstheoretische Position an. Deswegen interessieren auch V. Bechterew und I. P. Pavlow sowie J. B. Watson und B. F. Skinner, der seine Position unter dem Einfluss von Feigl bzw. des Wiener Positivismus so prägnant machte, dass er als Exponent des neueren Behaviorismus gelten kann. Statt einer Skizze der jeweiligen Forschungsarbeit interessieren die allgemeinen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Prinzipien, die zu einer Theoretischen Psychologie beitragen, wenn unter Theoretischer Psychologie auch die Systematik der Positionen und Überzeugungen verstanden wird.

Eine Wende gab es in einem Teil der Psychologie durch die gesellschaftskritischen Auseinandersetzungen während der 1970 er und 1980 er Jahre, angeregt auch durch den Einfluss der dialektisch-materialistische Psychologie in den marxistisch-leninistisch ausgerichteten Staaten. Demgegenüber bedeuten das deutlich verstärkte Interesse an Kognitiver Psychologie oder Neuropsychologie nur eine Akzentuierung und wissenschaftliche Bekräftigung bisheriger Arbeitsgebiete bzw. Richtungen. – Rückblickend wird die Entwicklung vielleicht einmal anders eingeschätzt, wenn die Auswirkungen heutiger Innovationen und Trends besser einzuordnen sind. Die wenigen Untersuchungen über Interessendynamik und Trends in der Psychologie werden im Kapitel 5 referiert.

Die Hinweise auf herausragende Psychogen werden nicht bis in die Gegenwart fortgesetzt. Einerseits macht der geringere Abstand eine Einschätzung der Positionen und der Rezeption schwieriger, andererseits können einzelne Psychologen sich kaum noch von dem Hintergrund des Faches so abheben wie in der Gründungsphase. Deshalb werden in den späteren Kapiteln eher Richtungen und Abgrenzungen dargestellt anstelle einzelner Personen als Protagonisten der hauptsächlichlichen Kontroversen.

Von den methodologischen Fragen abgesehen, betreffen alle der zentralen Kontroversen der Psychologie auch philosophische Grundfragen, die im 19. Jahrhundert, gefördert durch die Entwicklung der Wissenschaften, besonders rege diskutiert wurden. So entsteht die Wissenschaftstheorie der Psychologie in einem Spannungsfeld, dass durch die zeitgenössischen Auseinandersetzungen über Idealismus und Materialismus, Positivismus und Empiriokritizismus beeinflusst ist. Nicht selten gab es auch Plädoyers für eine christlich orientierte Psychologie. Andere ontologisch-erkenntnistheoretische Kontroversen wie über das Weltbild der Physik, über Vitalismus und Evolutionstheorie oder – auf der Seite der Geisteswissenschaften – die nachhaltigen Kontroversen über Hermeneutik, Positivismus,

Historismus, Strukturalismus und andere Grundfragen bilden den allgemeineren ideengeschichtlichen Hintergrund. Die Entstehung und Selbstbehauptung der Psychologie als Disziplin bilden auch ein Thema der Wissenschaftssoziologie und der allgemeinen Sicht auf die *Wissenschaftslandschaften* (siehe Ziche, 2008, der u.a. Wundts Gliederungsversuchen nachgeht).

Eine große Anzahl bedeutender Psychologen hat in den Jahrzehnten um 1900 beigetragen, die Psychologie auszuweiten und zu profilieren. Ausgewählt wurden jene Autoren, die hauptsächlich zu den Schlüsselkontroversen und zum Entstehen von Richtungen beigetragen haben. Die Reihenfolge ergibt sich hier teils aus den Beiträgen zu den Kontroversen, teils aus dem Erscheinungsjahr der wichtigen Publikationen. Die meisten dieser Autoren sind als Fürsprecher einer experimentellen („naturwissenschaftlichen“) Psychologie interessant, andere als Skeptiker; einige hatten auch durch ihre in relativ hoher Auflage erschienenen Lehrbücher wahrscheinlich eine breite Wirkung. Die Übersicht dieses Abschnitts über herausragende Psychologen endet vor dem Zweiten Weltkrieg mit William Stern und dessen hoffnungsvollem Motto „Einheit in der Vielfalt“.

Georg Elias Müller (1850-1934)

Zur Grundlegung der Psychophysik heißt G. E. Müllers (1878) Lehrbuch, das ihn damals bekannt machte, denn er stellte die speziellen Verfahren und die Fehlerkontrollen der psychophysischen Maßmethoden gründlich dar und diskutierte ausführlich Webers Gesetz. Müller war, trotz Studiums der Philosophie, zweifellos experimentell und naturwissenschaftlich eingestellt. Auf die wissenschaftstheoretischen Fragen und die zweifelhafte Messbarkeit von Sinnesempfindungen geht er hier jedoch nicht ein. Müllers (1911-1917) umfangreiche Monographie *Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufs* folgt der im Vorwort erklärten Absicht, eine Zusammenfassung vieler Untersuchungen zu geben und dabei auch eine ausführliche Darstellung über „Versuchserfahrungen und Verhaltensweisen der Versuchspersonen“, um künftige Berichte zu vereinfachen. Der Abschnitt „Über Selbstwahrnehmung, namentlich bei Gedächtnisversuchen“ hat 117 Seiten. Müller beschreibt das Verfahren der erzählenden Mitteilungen mit einigen begrifflichen Unterscheidungen und einigen Prinzipien, er erläutert ausführlich Beobachtung und Selbstbeobachtung (Selbstwahrnehmung) in verschiedenen Varianten (direkte, indirekte, zurückschauende, nachprobierende).

Weitere Themen sind die möglichen Einflüsse und Unvollkommenheiten sowie Fehler. Außerdem trägt er einige Gedanken zur „Kontrolle“ der Selbstbeobachtung anhand anderer Daten vor und führt den Begriff der „Selbstbeobachtung bei gezwungenen Bewusstseinszuständen“ (gemeint: im Experiment) ein. Müller geht auf Ach und andere Autoren mit ähnlichen Absichten ein und formuliert einige Vorschriften für die Selbstbeobachtung. Auch die sogenannten Gedankenexperimente und deren fragliche Aussagekraft werden erörtert. – Müller befasst sich zwar mit den Möglichkeiten der systematischen experimentellen Selbstbeobachtung, definiert jedoch nicht genau, was er unter einem psychologischen Experiment und unter der Messbarkeit psychischer Vorgänge versteht. Weder Kants

Methodenkritik noch Wundts eingehende Diskussion der Themen Selbstbeobachtung und Experiment werden erwähnt.

In dem Bändchen *Abriss der Psychologie* fasst Müller (1924) Vorlesungen zusammen. Die sehr knappe Einleitung stellt fest, dass man in der Psychologie von den Substanz- und Substratdefinitionen, auch aus erkenntnistheoretischen Gründen, zunächst ganz abzu- sehen und sie nur als Wissenschaft von den Bewusstseinsvorgängen zu definieren habe. Drei Aufgaben sind zu unterscheiden: die Bewusstseinserscheinungen vollständig zu be- schreiben und zu klassifizieren, die Gesetze des Eintretens, Sich-Änderns und Schwindens derselben zu ermitteln und die tieferen Gründe des Bestehens dieser Gesetze zu erforschen (S. 1). Ohne weitere Aussagen zur Methodenlehre folgen die Kapitel der Allgemeinen Psy- chologie mit einem Schlusskapitel zum Ichbewusstsein.

Aufgrund dieser Publikationen zur Psychophysik der Gesichtsempfindungen und zur Gedächtnisforschung, auch wegen seiner methodischen Verbesserungen, u.a. durch die Trennung der Rolle von Versuchsleiter und Versuchsperson, war Müller angesehen. Lür (2005, S. 170) spricht von Müllers „geradezu unduldsamer Bevorzugung der experimentel- len Methodik“ und von seinem konsequenten Eintreten für eine naturwissenschaftliche Psychologie bzw. für den Vorbildcharakter der Physiologie. Müller wurde der erste Vorsit- zende der 1904 in Gießen gegründeten „Gesellschaft für experimentelle Psychologie“.

Kommentar

Zusammen mit Carl Stumpf scheint G. E. Müller eine dominierende Rolle in der Fachge- sellschaft ausgeübt zu haben. Haupt (2001) vergleicht die Entwicklung der Forschungspro- gramme und der Arbeitsmöglichkeiten der Institute in Leipzig und Göttingen und sieht eine allmähliche Verschiebung des Schwerpunktes der experimentellen Psychologie nach Göt- tingen. Statt von einer Kontroverse sei eher von einem indirekten oder auch direkten Kon- kurrenzverhältnis zu sprechen. Müller zitiert Wundt nicht (während Stumpf von Wundt kritisch erwähnt wird). Eine unterschwellige, kaum direkt in Erscheinung tretende Kontro- verse könnte gewesen sein, dass Wundt die Gültigkeit psychologischer Experimente zu- nehmend auf wenige Fragestellungen und Versuchsanordnungen beschränkte, während andere Psychologen die Ausdehnung auf die gesamte Psychologie antizipierten. Hinzu kommt, dass Wundt seine optimistische Einstellung hinsichtlich der Messbarkeit von Be- wusstseinsvorgängen, zumindest der höheren Vorgänge, deutlich einschränkte, denn er befasste sich später fast ausschließlich mit Gebieten, die Beobachtung, Quellenanalyse und Interpretation erforderten. Wundt war bei der Gründung der *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* nicht anwesend und wurde auch nicht Mitglied oder Ehrenmitglied, und Müllers nur experimentalpsychologische Sicht musste ihm sehr eng und vielleicht sogar pseu- do-naturwissenschaftlich vorgekommen sein. Erst nach Müllers Ausscheiden als Vorsitzen- der wurde die Gesellschaft umbenannt und in deren Namen das Wort *experimentell* gestri- chen. Die Satzung verweist auf die „die Förderung der experimentellen Psychologie und aller verwandten methodisch-psychologischen Bestrebungen“ (Lür, 2005; Traxel, 1985). – Andere Psychologen wie Ebbinghaus und Ziehen forcierten dann die experimentelle Psy- chologie *als Naturwissenschaft*, wobei sie sich dennoch ausführlich zu Themen der Psycho- logie äußerten, die weit jenseits naturwissenschaftlicher Methodik und Empirie standen.

Theodor Ziehen (1862 – 1950)

Ziehen (1890/1893) bemerkt zu seinem *Leitfaden der Physiologischen Psychologie in 15 Vorlesungen*: „Der vorliegende Leitfaden ist im Anschluss an Vorlesungen entstanden, welche ich an hiesiger Universität seit mehreren Jahren über physiologische Psychologie gehalten habe. Die hier vorgetragenen Lehren weichen von der in Deutschland dominierenden Doktrin Wundts erheblich ab und schließen sich eng an die sog. Assoziationspsychologie der Engländer an. In Deutschland hat nur Münsterberg neuerdings gleichfalls gegen die für die Wundtsche Schule charakteristische Apperzeptionslehre vom Standpunkt der physiologischen Psychologie Einwände erhoben“. „Indem Wundt eine besondere Hilfsgröße, die sog. Apperzeption, zur Deutung der psychischen Vorgänge einführt, umgeht er freilich zahlreiche Erklärungsschwierigkeiten: wo ein schwer erklärbarer psychischer Vorgang vorliegt, wird er dieser Apperzeption zugeschoben. Damit ist jedoch zugleich auch auf jede psycho-physiologische Erklärung verzichtet. Dass diese Hilfsgröße nun überflüssig ist und dass alle psychologischen Erscheinungen auch ohne sie sich erklären lassen, soll dies Buch zeigen“ (S. III). Wundts Apperzeptionslehre wird, ohne sie genauer zu referieren, abgelehnt. Da Wundt die Funktion eines aktiven Subjekts behauptete, bezeichnet Ziehen diese Apperzeption als ein „Seelenvermögen“ und eine metaphysische Annahme. Darüber hinaus lehnt er die von Wundt angenommene Lokalisation der apperzeptiven Funktionen im Frontalkortex ab, denn das Stirnhirn habe diese Funktion nicht. Wundt habe diese Anknüpfung nur behauptet, um seiner Lehre einen „physiologischen Anstrich“ zu geben (S. 162). – Dieser Widerspruch ist aufschlussreich, denn aus Wundts Sicht reichen die vier einfachen Assoziationsgesetze nicht aus, um die psychischen Verbindungen, beispielsweise die „schöpferische Synthese“, d.h. emergente Eigenschaften, zu erklären. Deshalb hebt er die willkürliche Aufmerksamkeitssteuerung hervor und untersucht die psychische Verknüpfung der Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle mit der Willenstätigkeit.

Ziehen schreibt: „Die Psychologie, welche ich Ihnen vortragen will, ist nicht jene alte Psychologie, welche die psychischen Erscheinungen auf einem mehr oder weniger spekulativen Weg zu erforschen versuchte. Diese Psychologie ist von denen, die naturwissenschaftlich zu denken gewohnt sind, längst verlassen. An ihre Stelle ist die empirische Psychologie mit Fug und Recht getreten“ (1890, S. 1). Ziehen will die Ausdrücke Seele und Materie vermeiden, sich nicht auf eine Auseinandersetzung mit spiritualistischen oder materialistischen Philosophen einlassen, sondern behält sich vor, erst am Schluss und auf Grund der gesamten physiologisch-psychologischen Forschungen über eine Einheit der beiden Gegensätze zu befinden. „Als Grundsatz der ganzen physiologischen Psychologie“ kann gelten: „... jedenfalls existiert eine gewisse Anzahl psychischer Erscheinungen oder Vorgänge, welche nicht ganz unabhängig und beziehungslos neben den materiellen Erscheinungen und Vorgängen ablaufen, sondern (...) in einem offenbaren Parallelismus stehen ...“ (S. 1). Als einer der ganz wenigen der damaligen Autoren berichtet Ziehen über Kants Ablehnung einer naturwissenschaftlichen Psychologie, meint jedoch, dass Kant durch Herbart und neuerdings durch Fechner widerlegt sei. „Früher bezweifelte man, dass es überhaupt eine exakte naturwissenschaftliche Psychologie geben könne. Selbst Kant hat diese Zweifel geteilt. Eines seiner Hauptargumente ist, dass das Psychische, da es nicht quantitativ fassbar, also nicht messbar sei, nie einer mathematischen Behandlung zugänglich gemacht

werden könne. Wir haben es nicht nötig, aus dem Begriffe des Psychischen zu deduzieren, dass auch hier Mathematik möglich sei. Denn Kant ist durch die Geschichte der Psychologie bereits widerlegt worden. Weniger als vierzig Jahre, nachdem Kant jenen Ausspruch getan, hat Herbart in ausgiebigster Weise Mathematik auf Psychologie angewandt. Man muss seinen Resultaten beistimmen oder nicht, die Möglichkeit einer mathematischen Behandlung der Psychologie war jedenfalls schon im Jahre 1822 durch Herbarts Werke dargetan. (...) Fechner, der kürzlich gestorbene Leipziger Psychologie, ist es, der mit tatsächlichem Erfolg zuerst gewisse Teile der physiologischen Psychologie mathematisch behandelt hat“ (S. 2).

Ziehen unterscheidet „(1) Spekulative Psychologie, (2) Empirische Psychologie, a) Autonome (transzendente) Psychologie: Psychische Vorgänge ohne hirnhysiologische Parallelvorgänge. b) Physiologische Psychologie: psychische Vorgänge mit hirnhysiologischen Parallelvorgängen (integrierender Teil: messende physiologische Psychologie = Psychophysik)“ (S. 3). „Das Kriterium kann nur lauten: Alles, was unserem Bewusstsein gegeben ist, und nur dieses ist psychisch. Materiell ist, was wir hieraus in Raum und Zeit versetzen als Ursache unserer Empfindungen ...“ (S. 2). Ziehen schreibt, dass „psychisch“ und „bewusst“ für ihn zunächst identisch sind, diskutiert jedoch (anhand zeitgenössischer Arbeiten noch vor Freud) die Frage unbewusster psychischer Zustände, automatischer Reaktionen und Reflexe, bei denen „psychische, d.h. bewusste Parallelvorgänge fehlen“ (S. 12). Die Kapitel der Vorlesung befassen sich von den Empfindungen mit einigen physiologischen Aspekten, Gefühlen, Assoziation, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Denken, bis zu Handlung und Wille mit den hauptsächlichen Themen der Allgemeinen Psychologie und klammern andere Themen wie Kulturpsychologie (Völkerpsychologie), Grundlagen des ZNS und Tierpsychologie weitgehend aus. Er geht auch auf Reaktionsvorgänge, Ausdrucksbewegungen, Handlungen und Willensvorgänge ein, ohne genau darzulegen, ob auch diese „psychischen“ Erscheinungen der naturwissenschaftlichen Methodik zugänglich sind. Der Begriff des Verhaltens fehlt noch. Wundt wird gelegentlich erwähnt, zur Psychophysik, Chronometrie, ablehnend hinsichtlich der Apperzeptionslehre, und als „Hauptvertreter der animistischen Theorie“ bezeichnet. Ziehen geht kaum auf Methoden und Methodenprobleme, nicht auf Messung, Mathematik, Kausalität u.a. ein. Die erkenntnistheoretischen Erläuterungen sind kurz gehalten.

Die letzte Vorlesung schließt: „So stellt sich also der psychophysische Dualismus oder Parallelismus nur als scheinbar heraus. Wenn uns aber ursprünglich die psychische Reihe gegeben ist, so wird uns auch verständlich, dass wir in unseren vorausgegangenen Untersuchungen mehrfach auf psychische Faktoren stießen, für welche materielle Grundlagen fehlten. Ich erinnere Sie an die Projektion unserer Empfindungen in Raum und Zeit, für welche wir ein psychophysiologisches Verständnis nicht zu gewinnen vermochten. M.H.! Mit diesem letzten Satz ist unser Arbeitsgebiet, das der empirischen physiologischen Psychologie, erschöpft. Jeder weitere Schritt würde ein metaphysischer sein und uns zu einer problematischen Metaphysik führen. Die physiologische Psychologie aber muss eine naturwissenschaftliche bleiben oder sie verrät sich selbst“ (S. 213).

Erwähnenswert ist ein späteres kleines Buch von Ziehen (1923) mit dem Titel *Allgemeine Psychologie*, denn der kleine Band soll eine Einführung in „die Hauptrichtungen und Hauptprobleme der Psychologie“ geben und dabei vor allem auch die wichtigen älteren Beiträge berücksichtigen. Ziehen stellt 44 Textstellen aus Werken von 33 Autoren thematisch zusammen, darunter mehrere Philosophen, insgesamt überwiegend deutsche Autoren. Er leitet dieses Kompendium (heute als „Reader“ zu bezeichnen) durch einen Überblick ein, kommentiert die Entwicklung dieser Themen und der bestehenden Auffassungsunterschiede und fügt ein relativ großes Literaturverzeichnis an. Ihm geht es nicht um die Spezialarbeiten – er verweist hier auf Lehrbücher von Ebbinghaus, Wundt, Ziehen u.a. –, sondern um das prinzipiell Wichtige. Er skizziert 17 Themen, zu denen Meinungsverschiedenheiten bestehen:

„1. Die Stellung des Psychischen innerhalb des Gegebenen und Stellung der Psychologie im System der Wissenschaften.

Das erste Problem – die Stellung des Psychischen selbst – gehört in das Gebiet der Erkenntnistheorie und wird daher an anderem Ort besprochen. Bezüglich der Stellung der Psychologie im Wissenschaftssystem sind die Meinungen bis heute geteilt. Teils hängen die Meinungsverschiedenheiten von einer verschiedenen erkenntnistheoretischen Auffassung des Psychischen, teils von einer verschiedenen Einteilung der Wissenschaften ab. Die nächstliegende Definition der Psychologie als Wissenschaft von der Seele oder den seelischen Vorgängen erwies sich als unzureichend, sobald man den Standpunkt des naiven Realismus aufgab und einsah, dass alles Gegebene aus psychischen Vorgängen besteht. Die Psychologie untersucht im Gegensatz zur Phänomenologie also das Gegebene nur von einem bestimmten Standpunkt aus oder mit Bezug auf eine bestimmte Komponente. Die Charakteristik dieser Komponenten bietet große Schwierigkeiten, auf die jene eben erwähnten Meinungsverschiedenheiten zum Teil zurückzuführen sind. (...) Nachdem man von einem ganz anderen Standpunkt aus die Wissenschaften in Natur- und Geistes- bzw. Kulturwissenschaften eingeteilt hatte, musste auch die Frage aufgeworfen werden, ob die Psychologie zur ersteren oder zu den letzteren gehört. Wenn man wie Windelband und Rickert, das Aufsuchen allgemeiner Gesetze als das charakteristische Merkmal der Naturwissenschaften ansah, musste man die Psychologie zu einem großen Teil zur letzteren rechnen“ (S. 6 f).

2. Die Beziehung der Psychologie zur Hirnphysiologie und Begriff der physiologischen Psychologie.

Da die Tatsache der Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den physiologischen Prozessen im Gehirn und den psychischen Prozessen vorliegt, so ergibt sich ein doppeltes Problem: erstens wie diese Abhängigkeit zu deuten ist, und zweitens, ob bzw. wie die physiologischen Beziehungen der psychischen Vorgänge bei den wissenschaftlichen Untersuchungen der Psychologie verwertet werden sollen. Das erste Problem scheidet als erkenntnistheoretisch hier aus, das letzte wird auch heute noch in sehr verschiedener Weise gelöst. Dabei ist zu beachten, dass der Terminus ‚physiologische Psychologie‘ sich sowohl auf diese Verwertung der physiologischen Beziehungen der seelischen Vorgänge als auch auf die Verwer-

tung der physiologischen Methoden, namentlich des Experiments, in der physiologischen Psychologie bezieht.

3. Verhältnis von ‚psychisch‘ und ‚bewusst‘. Hypothese unbewusster psychischer Prozesse. Die Tatsache, dass zahlreiche physiologische Prozesse in unserem Gehirn ablaufen, die nicht von Bewusstseinsvorgängen begleitet sind, aber doch eine erhebliche Ähnlichkeit mit den von solchen Bewusstseinsvorgängen begleiteten physiologischen Prozessen aufweisen und den Ablauf von Bewusstseinsvorgängen beeinflussen, hat viele Psychologen zur Annahme ‚unbewusster psychischer Prozesse‘ geführt. Über den Umfang solcher unbewusster psychischer Prozesse besteht unter den Anhängern dieser Annahme keine Übereinstimmung.

4. Annahme von Seelenvermögen.

Die Annahme von Seelenvermögen hat sich trotz vielfacher Angriffe im 17. und 18. Jahrhundert bis zum Auftreten Herbarts behauptet. Heute tritt sie nur selten und nur maskiert, d. h. unter anderem Namen gelegentlich auf.

5. Aktpsychologie, Apperzeptionspsychologie. Dispositionspsychologie. (Ziehen nennt Brentano und Stumpf, Wundt, W. Stern).

6. Methoden der Psychologie. Introspektion.

Sie zerfallen in subjektive und objektive, je nachdem, ob unmittelbar die psychischen Vorgänge als solche beobachtet und registriert werden oder aus Beobachtungen körperlicher Vorgänge Rückschlüsse auf die psychischen Vorgänge gezogen werden. Diejenige Richtung, welche die letztgenannte Methode bevorzugt, wird zuweilen auch kurz objektive Psychologie genannt. Die unmittelbare Beobachtung der psychischen Vorgänge, die der subjektiven Methode zugrundeliegt, ist im strengsten Sinn auf das eigene Ich des Beobachters beschränkt. Man pflegt jedoch auch die uns durch sprachliche Mitteilung vermittelte Selbstbeobachtung anderer Individuen zum Bereich der subjektiven Methode zu rechnen. Das Wesen der sog. Selbstbeobachtung oder Introspektion ist noch Gegenstand vieler Diskussionen. Nach einer bis auf Aristoteles und die Scholastiker zurückgehende Lehre sind wir nicht auf das Erleben unserer psychischen Vorgänge beschränkt, sondern nehmen sie nochmals wahr (‚werden uns derselben bewusst‘) oder können sie wenigstens nochmals wahrnehmen. Auch die Lehre vom ‚inneren Sinn‘ gehört hierher. (...) Von einem anderen methodologischen Einteilungsstandpunkt aus unterscheidet man die empirische und die rationale oder spekulative Psychologie. Erstere stützt sich nur auf Beobachtungen, letztere verwendet in weitem Umfang auch Sätze, die einem philosophischen System entlehnt sind (vgl. die Definitionen von Wolff)“ (S. 6 ff).

In drei weiteren Abschnitten werden genannt: Generelle und individuelle Psychologie, Kollektivpsychologie und Völkerpsychologie. Die folgenden Gliederungspunkte betreffen: Einteilung der psychischen Vorgänge, Empfindungslehre, Gefühle und Vorstellungen, Ideation, Reihenfolge der Vorstellungen, Ideenassoziation, Beziehungen zwischen Vorstellungen, Lehre vom Urteil, Richtungs- und Geltungsbewusstsein, Reproduktion und Neuproduktion, Bewusstseinslagen, anschauliches und unanschauliches Vorstellen, Schlüsse, Aufmerksamkeit, Willenslehre, Willensfreiheit, Ich-Erlebnisse.

Mit dem *Verhältnis der Herbartschen Psychologie zur physiologisch-experimentellen Psychologie* setzt sich Ziehen (1900, S. 73) kritisch auseinander. Ziehen hält eine Besprechung der sog. Herbartschen Psychologie aus der Sicht der physiologisch-experimentellen Psychologie für notwendig. Er räumt ein, dass Herbart in vielen Punkten ein Vorläufer dieser neueren Richtung sei, doch sei er verbessert und weit überholt worden. Es seien die „großen Entdeckungen der Physiologie und Pathologie über die Beziehungen der psychischen Prozesse zur Großhirnrinde gewesen, welche das eine Hauptprinzip der modernen Psychologie begründeten: Berücksichtigung der Physiologie des Nervensystems, namentlich der Großhirnrinde bei der Psychologie. Dazu kam, namentlich unter dem Einfluss Fechners, das zweite Hauptprinzip: experimentelle Beobachtung. Die Zahl der Arbeiten, welche auf dem Boden dieser beiden Prinzipien entstanden sind, dürfte – nach einer ganz oberflächlichen Schätzung – bereits über 10 000 [sic] betragen. Sie bilden untereinander eine im Ganzen stetige Reihe. Die Beobachtungen des Vorgängers werden nachgeprüft und fortgeführt. Darauf beruht die Fruchtbarkeit an Ergebnissen“ (S. 6 f).

„Chr. Wolff, der letzte große Psychologe Deutschlands vor Herbart, dessen Einfluss noch bis in die Zeit Herbarts reichte, hatte Spekulation und Beobachtung gleichberechtigt nebeneinander gestellt. Aus der ersteren ergibt sich die rationale, aus der letzteren die empirische Psychologie. Bei der Durchführung bleibt nicht einmal die Gleichberechtigung bestehen. Die rationale Psychologie übt allenthalben die Vorherrschaft aus. Der empirischen fällt im Allgemeinen nur die Aufgabe der Bestätigung zu. So tauchen denn die Seele und die Seelenvermögen in Gestalt von Definitionen auf, und die empirische Psychologie hat nur die Beispiele zu liefern. Es ist das bekannte unsterbliche Verdienst Herbarts, wenigstens die Seelenvermögen aus der Grundlehre der Psychologie gestrichen zu haben. ‚Die Psychologie, sagt er, bedarf einer anderen Grundlehre, worin gleich Anfangs auf die wechselnden Zustände das Augenmerk gerichtet wird. Diese (nicht aber die Vermögen) erfahren wir in uns unmittelbar‘ (Herbart, 1882, § 3).“ In diesem *unmittelbar* liege auch die Anerkennung der Vorherrschaft der empirischen Psychologie, meint Ziehen, und in diesem Sinne habe Herbart eine „Seelenforschung herbeiführen“ wollen, „welche der Naturforschung gleiche“ (1816, Einleitung).

„Leider hat nämlich Herbart diesen empirischen Charakter der Psychologie im übrigen nicht festgehalten“ (S. 8). Als Beispiel nennt Ziehen Herbarts Behauptung des Ich-Prinzips als „Tatsache des Bewusstseins“ (S. 11). Nach einem Vergleich zwischen den einzelnen Bereichen der Psychologie Herbarts mit der Sichtweise der physiologisch-experimentellen Psychologie fasst Ziehen seine Beurteilung zusammen: „In erster Linie ist es die rückhaltlose Bewunderung der großen Verdienste Herbarts um die wissenschaftliche Psychologie. In der Geschichte der Psychologie ist seine Lehre einer der großen Marksteine, deren gerade die Geschichte der Psychologie bis jetzt so wenige zählt“ (S. 71). Von Herbarts System der Psychologie, von seinen Methoden und seinen Hauptpunkten distanziert sich Ziehen aber. – Kants Kritizismus und Anthropologie/Psychologie erwähnt er nicht, auch nicht Langes (1866) Beurteilung der Herbartschen Psychologie.

„Die physiologisch-experimentelle Psychologie hat das Herbartsche System weit überholt und beansprucht mit vollem Recht die Alleinherrschaft. Wir wollen überhaupt kein *System* der Psychologie. Das Systembilden kann der Philosophie überlassen werden. (...)“

„Wie wollen in der Psychologie keine *Metaphysik*, keine Spur von Metaphysik. Also keine Ich-Prinzipien, keine fabelhaften Selbsterhaltungen! (...) Statt metaphysischer Prinzipien verlangen wir Beobachtung und namentlich *experimentelle* Beobachtung. (...) Viertens aber wollen wir enge Fühlung mit der Physiologie des Nervensystems, einschließlich der Sinnesorgane und der Muskeln, namentlich mit der Physiologie der *Großhirnrinde*. Die Psychologie soll nicht nur experimentell, sondern auch physiologisch sein. Wir dürfen die Tatsache nicht ignorieren, dass unseren psychischen Vorgängen durchgängig physiologische Vorgänge der Großhirnrinde entsprechen. (...) In wenigen Jahrzehnten wird man ein Lehrbuch der Psychologie, welches den physiologischen Parallelvorgängen nicht Rechnung trägt, einfach für Humbug erklären. Wer Psychologie wissenschaftlich treiben will, muss sich mit der Anatomie und Physiologie des Nervensystems (einschließlich der Sinnesorgane und Muskeln) eingehend beschäftigen. Mit diesem Satz werde ich natürlich den Widerspruch aller derjenigen zu erwarten haben, die diese eingehende Beschäftigung versäumt haben. Ich kann demgegenüber nur raten, diese Beschäftigung nachzuholen oder statt mit Psychologie sich mit der *Geschichte* der Psychologie vor Fechner und Wundt zu beschäftigen. Die heutige Psychologie wird sich nicht wieder auf den unphysiologischen Standpunkt zurückmanövrieren lassen“ (S. 72 f). In einer Fußnote bezeichnet Ziehen es als einen plumpen Kniff, die Verbindung mit der Physiologie als Materialismus zu verleumden.

Kommentar

Ziehens Leitfaden ist durch seine Programmatik und sein naturwissenschaftliches Credo interessant und durch den Versuch, Hauptrichtungen der Psychologie voneinander abzugrenzen. Der Widerspruch zu Wundts Apperzeptionspsychologie bleibt an der Oberfläche, denn „naturwissenschaftlich“ kann ja Ziehen kaum über Gefühle und Willen schreiben. Weshalb Ziehen für Raum- und Zeit-Vorstellungen keine hirnpysiologischen Grundlagen annehmen möchte, ist schwer nachzuvollziehen. Wenn er so markant für eine naturwissenschaftliche Psychologie eintritt, lässt er hier einen grundsätzlichen Widerspruch bestehen. Seine eigenen metaphysischen Voraussetzungen scheint er hier kaum zu reflektieren. Seine eigenartigen Überlegungen zum Kausalgesetz und dem naturwissenschaftlichen Reduktionsverfahren stellt er erst 1907 in dem Buch *Psychophysiologische Erkenntnistheorie* dar.

Hugo Münsterberg (1863-1916)

Bevor Hugo Münsterberg dem Drängen von William James folgte, in Harvard eine Experimentelle Psychologie aufzubauen, d.h. ein Labor zu gründen, lehrte er einige Jahre an der Freiburger Universität: Allgemeine Psychologie, Experimentalpsychologie, „Psychologie mit Einschluss der Sozialpsychologie“ und begann, neben seinen Laborexperimenten über Wahrnehmung und Motorik, Freiburger Schüler zu untersuchen, um Unterschiede elementarer Fähigkeiten zu messen.

Weit vorausseilend war sein 1891 geschriebener Appell:

„Da muss Wandel geschaffen werden, wenn Philosophie und Psychologie nicht wechselseitig sich aufs schwerste schädigen sollen; kaum einer ist heute im Stande, mit seiner Einzelkraft der Psychologie nach allen Richtungen gerecht zu werden, wie soll da der Philosoph sie nebenbei so betreiben, dass er der jüngeren Generation sie übermitteln kann? Eine Trennung sauber und klar, darf da nicht mehr auf sich warten lassen; psychologische Lehrstühle müssen, wie im Ausland, auch bei uns neben den philosophischen errichtet werden (...) Diese Forderung ist die, dass „kein Mediziner oder Jurist, kein Theologe oder Pädagoge von der Universität in den Beruf übertreten“ darf, ohne „seine Kenntnisse der psychologischen Erscheinungen erwiesen zu haben“ (Münsterberg, 1891, S. 270 ff).

Münsterberg hatte breite philosophische Interessen und publizierte bis 1916 zahlreiche Arbeiten u.a. über den *Ursprung der Sittlichkeit*, die *Philosophie der Werte* und über die *Kultur der Amerikaner*. In seiner Erkenntnistheorie befasst er sich u.a. mit dem Verhältnis von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften und mit dem psychophysischen Problem. Münsterbergs (1889) *Beiträge zur experimentellen Psychologie*, noch aus seiner Zeit in Freiburg, enthalten zwei Aufsätze mit erkenntnistheoretischen Gedanken. In der Einleitung *Bewusstsein und Gehirn* begründet Münsterberg seine Variante des psychophysischen Parallelismus und geht u.a. auf Wundts Prinzipienlehre und Apperzeptionspsychologie ein. Im Teil *Willkürliche und unwillkürliche Vorstellungsverbindungen* werden eigene Untersuchungen berichtet, die gegen die Apperzeptionspsychologie Wundts sprechen (siehe auch Münsterberg, 1889/1900).

Im Vorwort seiner *Beiträge* erläutert er, dass einige Arbeiten dieses Heftes sich gegen Wundt wendeten, was aber nicht zu vermeiden wäre: „Wundt hat das gesamte Gebiet der experimentellen Psychologie so eingehend behandelt, dass fast jede neue Arbeit entweder seinen Untersuchungen beistimmen muss, in welchem Falle eine Publikation mehr oder weniger überflüssig sein dürfte, oder aber ihnen zu widersprechen genötigt ist. So möchte ich denn wenigstens den polemischen Ausführungen gegen Wundt die Bitte beifügen, dass man nach denselben zugleich die Bedeutung bemessen möge, die ich den psychologischen Arbeiten dieses Philosophen beilege, dem ich in der Ausbildung eigener psychologischer Ansichten am meisten verdanke. Auch im Kampfeiseifer bleibe ich mir bewusst, dass die besten Waffen, die ich gegen ihn trage, er selber mir geschmiedet hat“ (S. XI f). In der Abhandlung *Über Aufgaben und Methoden der Psychologie* (1891) ist ähnlich wie in den *Beiträgen* (1889) eine Kritik von Wundts Auffassung des psychophysischen Parallelismus enthalten. Münsterbergs Grundgedanke lautet, dass jedem geistigen Vorgang ein körperlicher entspricht, aber keineswegs jedem körperlichen ein geistiger Vorgang. Während auf physischer Seite ein lückenloser Kausalzusammenhang gilt, bestehen auf psychischer Seite „Lücken“, d.h. auf dieser Ebene sei keine zusammenhängende Kausalverknüpfung aufweisbar. Die einzig mögliche und berechtigte psychologische Kausalerklärung bestehe in der Erfassung der parallel gehenden physischen Vorgänge. Die Psychologie könne nur bei der elementaren Analyse der Bewusstseinsvorgänge stehen bleiben, denn die Aufgabe, wie die Zusammenhänge der Elemente „als innerlich notwendige begriffen werden können“, sei nur durch die Untersuchung der begleitenden physiologischen Vorgänge zu lösen (1891, S. 21 ff).

Wundt wird häufiger zitiert (auch *System der Philosophie, Völkerpsychologie, Ethik*, nicht die *Logik*), teils zustimmend, teils distanzierend; indirekt gibt es noch weitere Bezüge. So wird die Apperzeptionspsychologie kritisiert und die Auffassung abgelehnt, dass das Bewusstsein, wie Wundt lehrt, eine Verbindung zwischen den einzelnen psychischen Vorgängen herstellt. Aus Münsterbergs Sicht scheint auch die Konzeption der psychischen Kausalität überflüssig zu sein. Münsterbergs Auffassung wird von Wundt (1894) als materialistische Psychologie kritisiert. Er meint mit diesem Ausdruck lediglich die Psychologie, „welche die psychischen Vorgänge aus physischen ableitet“ (S. 48, Fußnote); und schließt Münsterberg wegen dessen Schrift *Über Aufgaben und Methoden der Psychologie* ein. Wundt zweifelt grundsätzlich: Aber wo ist denn in der Erfahrung irgendein Anhaltspunkt gegeben, der uns den Schluss erlaubt, dass auf diesem Wege eine vollständige Interpretation aller psychischen Vorgänge, nicht bloß ihrer Empfindungsgrundlagen, sondern auch aller psychischen Verknüpfungsweisen derselben, auf physiologischem Wege möglich sein werde? Wundt wirft Münsterberg eine *Reduktion* des Psychischen auf das Physische vor. Er hält diese materialistische Interpretation des psychophysischen Parallelismus für verfehlt und illustriert dies noch mit einigen Beispielen und Argumenten, in denen auch kurz Mach erwähnt wird. Außerdem moniert Wundt, Münsterberg weiche von der methodischen Überzeugung ab, dass die Selbstbeobachtung aus notwendigen methodischen Gründen auf die experimentell kontrollierten Bedingungen zu begrenzen ist, indem er wieder für die unregelte, unmittelbare Selbstbeobachtung eintrete.

Münsterberg (1900) schrieb seine *Grundzüge der Psychologie. Band 1. Allgemeiner Teil. Die Prinzipien der Psychologie* bereits an der Universität Harvard. Er befasst sich im ersten Band (ein zweiter erschien nicht) mit grundlegenden Fragen der Psychologie, und seine Gedanken sind auch als Rückblick auf die Leipziger Psychologie und die deutsche insgesamt von Interesse. Einleitend erklärt Münsterberg, dieses Buch wolle ein Kampfbuch sein für den Idealismus und gegen den Naturalismus, d.h. die positivistische Weltanschauung, die aus der Psychologie herauswachse. Er möchte eine erkenntnistheoretische Grundlage für die empirische Psychologie gewinnen. Zur Abgrenzung der Aufgaben der Psychologie muss „das erkenntnistheoretische Objekt der Psychologie bestimmt werden“ (S. VI f). Psychologie als Erfahrungswissenschaft hängt jedoch auch mit philosophischen Fragen zusammen. Er teilt aber nicht Wundts Auffassung, die Psychologie sei Grundlage der Geisteswissenschaften, sondern versucht abzugrenzen: die Psychologie handle von Objekten. Es folgt eine Auseinandersetzung mit Brentano, Külpe, Avenarius und Natorp, sowie eine Diskussion der Einheit des Bewusstseins, der deskriptiven und der erklärenden Psychologie.

Münsterberg tritt dafür ein, dass die Psychologie einschließlich der Sozialpsychologie von den Geschichts- und Normwissenschaften vollkommen getrennt werden müsse, denn es sei ein ontologischer, kein methodologischer Unterschied (S. 45). Eine Loslösung des Objekts vom Subjekt sei erst dann möglich, wenn das wirkliche Erleben verlassen und ein Abstraktionsprodukt gewonnen wird. Es gelte, das abgespaltene Objekt anzuschauen und psychische von physischen Objekten zu unterscheiden, wobei der Beziehungsaspekt das prinzipielle Unterscheidungsmerkmal bilde, d.h. die Zugehörigkeit zu einem beziehenden Ich, das unräumlich und nur einem Subjekt, nicht wie in der Physik mehreren Subjekten,

erfahrbar ist. „...das Psychische ist also gewissermaßen der Rest, der übrig bleibt, wenn das in verschiedenen Erfahrungen Identifizierbare und somit das kausal Zusammenhängende, herausgearbeitet und abgezogen ist“ (S. 88). Seine objektivierende Psychologie will weder intellektualistisch wie Herbarts noch voluntaristisch wie Wundts sein. Alles Psychische stammt aus der Aktualität wirklicher Subjekte. Deshalb müsse für die Psychologie das Recht zurückgefordert werden, „unabhängig von naturwissenschaftlichen Konstruktionen, nur aus dem Zusammenhang des Lebens, über das Dasein psychischer Objekte zu urteilen, aus ihren eigenen Bedürfnissen heraus ihre Hilfsbegriffe zu bilden und einen atomisierenden Panpsychismus als unberechtigte Grenzüberschreitung der Naturwissenschaften zurückzuweisen“ (S. 102 f). Das Subjekt oder Ich wird auf die unveränderliche Beziehung des „reinen Vorfindens“, d.h. die „Bewusstheit“ begrenzt (S. 204 f). Die Bewusstheit habe keine Grade, sondern nur Begrenztheit und Erweiterung der Bewusstseinsinhalte (S. 213 ff). „Die Psychologie ist also nur die Lehre vom Bewusstseinsinhalt“ (S. 230).

In dem Kapitel *Der psychische Zusammenhang* legt Münsterberg als seine Sicht des psychophysischen Parallelismus dar, dass der Zusammenhang der psychischen Vorgänge durch den Körper hergestellt wird. Dementsprechend kritisiert er die Apperzeptionstheorie. Er entwickelt seine eigene „Aktionstheorie“, die sich u.a. auf die Funktion von Muskelempfindungen bezieht. Zur Frage der Messbarkeit hat Münsterberg eine entschiedene Meinung. Man müsse sich darüber „klar werden, dass es im Gebiet der Psychischen unmöglich eine Messung geben kann, weil es keine konstante Einheit gibt, und dass die Natur des Psychischen notwendig solche Einheit ausschließt“ (S. 268). Es fehlen die für wirkliche Messung notwendigen teilbaren Distanzen und Einheiten. Die in der Psychophysik gewonnenen Größen sind nicht als rechnerisch verwertbare Größen zu betrachten. Das Psychische sei das Unberechenbare (S. 270 ff). Psychische Objekte stehen in keinem direkten Kausalzusammenhang. Der psychophysische Parallelismus könne nur als Postulat, nicht als Entdeckung gelten. Das Konzept der psychischen Kausalität wird zwar erwähnt, aber nicht ausgeführt, Wundts Prinzipienlehre und die teleologische Interpretation fehlen.

Münsterberg übernahm später den von William Stern geprägten Begriff Psychotechnik. Während Stern jedoch vorrangig an den pädagogischen und therapeutischen Bereich dachte, meint Münsterberg einen Oberbegriff für die gesamte *Angewandte Psychologie*: „Die Psychotechnik ist die Wissenschaft von der praktischen Anwendung der Psychologie im Dienste der Kulturaufgaben“ (1914, S. 1). So begründete er mit seinem Buch *Psychologie und Wirtschaftsleben* (1912) auch die Arbeits- und Organisationspsychologie: Themen sind u.a. Personalauswahl, Berufsberatung, Eignungstests, Monotonie am Arbeitsplatz. Themen der weiteren Bücher sind: Psychotherapie, Pädagogische Psychologie, Werbepsychologie sowie die erste psychologische Abhandlung über den Film als Medium. In seiner Rechtspsychologie behandelt er u.a. die Glaubwürdigkeit von Zeugenaussagen und regte in diesem Zusammenhang an, einen „Lügendetektor“ zu entwickeln, um aufgrund der physiologischen Begleitreaktionen einer Befragung Hinweise auf den Grad der Gefühlsbeteiligung zu gewinnen (also eine spezielle Form von Wundts Prinzip physiologischer Hilfsmethoden).

Kommentar

Die Breite der Forschungsinteressen und Publikationen Münsterbergs ist beeindruckend, in seiner Freiburger Zeit und umso mehr in Boston (Fahrenberg & Stegie, 1989; Hildebrandt, & Scheerer, 1990; Spillmann & Spillmann, 1993). Doch Münsterberg wird heute vor allem als Begründer der Angewandten Psychologie gewürdigt, und sein oben zitiertes Plädoyer wies schon 1881 diesen Weg. Die Themen seiner Bücher wurden wahrscheinlich durch den Einfluss der amerikanischen Gesellschaft und den Pragmatismus (im Sinne von William James und John Dewey) gefördert. Zwar gab es wohl in allen Bereichen der Angewandten Psychologie zur Jahrhundertwende, auch in Deutschland bzw. Europa, Vorläufer der Angewandten Psychologie (siehe Schönplflug, 2013) – wahrscheinlich oft im Kontrast zur akademischen Psychologie. Dennoch gilt Münsterberg als der Gründervater der *Angewandten Psychologie*, und in dieser Erinnerung wird die *Hugo-Münsterberg-Medaille* vom *Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen* seit 1981 verliehen, um herausragende Verdienste um die Angewandte Psychologie zu würdigen.

Das *Theorie-Praxis-Problem* der älteren deutschen Universitäts-Psychologie ist unübersehbar. Mit der experimentalpsychologischen Orientierung und dem neuen Wissenschaftsverständnis scheinen auch die Fragen der „praktischen Menschenkenntnis“ zunächst in den Hintergrund getreten zu sein; sie wurden der spekulativen bzw. der nur philosophisch oder ausdruckskundlichen Charakterkunde (Julius Bahnsen, Ludwig Klages u.a.) überlassen. Erst allmählich wurden Intelligenztests für die Schule und Berufseignungstests geschaffen. Zwar gab es auch in Deutschland einige Pioniere der Arbeitspsychologie, der Schulpsychologie und der angewandten Neuropsychologie (nicht zuletzt wegen der großen Zahl Hirnverletzter im Ersten Weltkrieg), doch entwickelten sich diese Arbeitsrichtungen außerhalb der Universitäten oder nur angelehnt, noch ohne Professuren. Die erste außerordentliche Professur für *Angewandte Psychologie* erhielt Otto Klemm in Leipzig. Mit der Ausweitung der Wehrpsychologie im NS-Staat und der reichseinheitlichen Prüfungsordnung für Diplom-Psychologen wurde dann die Professionalisierung der Psychologie eingeleitet. – Bei fast allen der in diesem Abschnitt referierten Psychologen der Hauptströmungen (ausgenommen Psychoanalyse und Behaviorismus) fehlt ein Praxisbezug fast völlig. Dieser systematische Eindruck ist im Hinblick auf eine Theoretische Psychologie wichtig.

Oswald Külpe (1862 – 1915)

Oswald Külpe (1893), der sein Buch *Grundriss der Psychologie. Auf experimenteller Grundlage dargestellt* seinem Lehrer Wilhelm Wundt widmete, bestimmt das Thema der Psychologie: „Aber auch eine Definition der Psychologie als einer Wissenschaft von den Erlebnissen in deren Abhängigkeit von erlebenden Individuen scheint der Erläuterung und spezielleren Bestimmung insofern zu bedürfen, als sie den von dem mannigfachen Bedeutungswandel betroffenen Ausdruck ‚Individuum‘ aufgenommen hat. Man dürfte zunächst geneigt sein, von einem geistigen Individuum zu reden und darunter entweder eine transzendente immaterielle Substanz (Seele, Geist) oder eine Anzahl von allgemein subjektiven

Erlebnissen oder Fähigkeiten (Gefühle, Aufmerksamkeit, Phantasie) zu verstehen. Diese Meinung lehnen wir in beiden Interpretationsformen ab. Die erstere ergäbe keine empirische, die zweite keine wissenschaftliche Psychologie“ (S. 3). Külpe räumt ein, dass der Begriff Individuum auch auf die individuellen Unterschiede aufmerksam macht, sieht jedoch in der Biologie vergleichbare Verhältnisse. Die Psychologie hat „eine vollständige Beschreibung der von erlebenden Individuen abhängigen Eigenschaften der Erlebnisse zu liefern“ (S. 5). Auf das Leib-Seele-Problem geht Külpe nur sehr kurz ein. Der Parallelismus sei eine Hypothese; eine kausale Beziehung anzunehmen, habe man keinen Anlass, und wegen des in der physischen Welt geltenden Gesetzes von der Erhaltung der Energie auch kein wissenschaftliches Recht. Ob dieses regulative Prinzip des Parallelismus als Dualismus oder Monismus, Materialismus oder Spiritualismus gedeutet werde, sei für die wissenschaftliche Arbeit gleichgültig (S. 4).

In einem Artikel *Aussichten der experimentellen Psychologie* formuliert Külpe (1894) Erwartungen oder Wünsche zur Vertiefung und Erweiterung der Psychologie und beurteilt deren Bedeutung für die Natur- und Geisteswissenschaften. Er bezieht sich dabei nur auf den Ausbau der experimentellen Psychologie, denn er sieht in deren Fortschritten wertvolle Beiträge für die Philosophie und die Geisteswissenschaften. Er glaubt, dass „die Lehre von Raum und Zeit, von der Kausalität und vom Zweck, von der Wahrnehmung und vom Denken ganz wesentlich durch eine sorgfältige Beschreibung der diesen Begriffen zu Grunde liegenden psychologischen Erfahrung gefördert werden muss“ (S. 292). Külpe sieht keinen Einfluss der „metaphysischen Psychologie“ auf die experimentelle Psychologie, die auf die jeweilige Auffassung des Leib-Seele-Problems keine Rücksicht zu nehmen braucht. Auf die Unterschiede geisteswissenschaftlicher (völkerpsychologischer) und experimenteller Methoden der Psychologie geht Külpe nicht ein, ebenso wenig auf Wundts Programm.

Dagegen gibt Külpe (1915a) in seiner *Einleitung in die Philosophie* eine Übersicht über philosophische Disziplinen und Richtungen und nimmt hier gegen mehrere der erkenntnistheoretischen Positionen Wundts Stellung. Külpe bringt als Hauptargumente gegen den Parallelismus vor: Wie ist bei zwei Erscheinungsreihen, die in sich geschlossen, einander selbständig und einflusslos gegenüber stehen, die Verursachung einer Wahrnehmung zu verstehen? „Wird auf psychischem die Wahrnehmung, so wird auf physischem Gebiet die Willenshandlung unverständlich“ (S. 217 f). Hier werde der Parallelismus zur Automaten-theorie. Auf Wundt und vor allem auf dessen *Logik* wird verschiedentlich hingewiesen, seine Erkenntnistheorie jedoch nicht referiert, auch nicht seine spezielle Auffassung des psychophysischen Parallelismus oder die psychische Kausalität und Prinzipienlehre. Auch Külpe sieht es als eine der Aufgaben der Philosophie an, die Voraussetzungen aller Wissenschaften zu untersuchen, führt jedoch diesen erkenntnistheoretischen Zusammenhang – im Unterschied zu Wundt – nicht genauer aus. Külpe geht auf Wundts Voluntarismus ein, skizziert Hauptgedanken und bemerkt, dass der Begriff des Willens in zwei sehr voneinander abweichenden Bedeutungen gebraucht werde. Dem aus Empfindungen, Gefühlen und Vorstellungen zusammengesetzten Wollen steht der reine Wille der Metaphysik gegenüber, als die Bedingung des empirischen Wollens und des Tuns und Leidens; dieser Übergang sei aber nicht hinreichend motiviert. „Das Resultat dieser Kritik des Voluntarismus ist nicht etwa die Überzeugung von der Richtigkeit des Intellektualismus, sondern die Erkenntnis,

dass keiner von den elementaren Vorgängen unseres Lebens als schlechthin primär anzusehen ist. Intellektualismus und Voluntarismus haben daher beide nach unserer Ansicht Unrecht“ (S. 305).

Einen merkwürdigen Kontrast zu dieser Haltung bildet Külpes (1915) Vortrag *Zur Kategorienlehre*. Nach Külpe ist es ohne weiteres einzusehen, dass „es Kategorien für logische, semasiologische [auf die Wortbedeutung bezogene] und objektive Gegenstände und unter den letztgenannten für bewusstseinswirkliche, ideale und reale Objekte geben kann“ (S. 32 f). Zur Auseinandersetzung mit Kants Kategorienlehre und zum Fortschreiten der Begriffsbildung von elementaren Begriffen bis zu den allgemeinsten referiert Külpe (S. 33 f) – überwiegend zustimmend – Wundts Standpunkt (aus dessen *System der Philosophie*). Er ist einer der sehr wenigen Psychologen, die sich für eine Kategorienlehre einsetzen. (*Anmerkung* 16).

Neben dem *Grundriss der Psychologie* ist auch die letzte Fassung seiner *Vorlesungen über Psychologie* aus dem Jahr 1920 für Külpes Einstellung interessant. In seiner kurzen geschichtlichen Übersicht erreicht die Psychologie den Stand einer „selbständigen Einzelwissenschaft mit eigentümlichen Methoden der Forschung, mit einem stetig wachsenden Gebiet von Problemen und Aufgaben, deren Geltung von philosophischen Voraussetzungen und Annahmen unabhängig ist.“ Er unterscheidet drei Phasen; seine Sicht der *zweiten* und *dritten* Phase lautet: „Eine zweite Phase der Entwicklung der experimentellen Psychologie kann man mit dem Namen Wundt bezeichnen. Auch er hatte mit den ‚Beiträgen zur Theorie der Sinneswahrnehmung‘ (1862) begonnen, aber schon in diesen, wo zum ersten Male der Name ‚experimentelle Psychologie‘ vorkommt, den Blick auf weitere Probleme gelenkt. (...) Den wesentlichen Unterschied zwischen Menschen- und Tierseele sucht Wundt darin, dass diese von dem Spiele der Assoziationen beherrscht sei, während der Mensch denke, urteile und wähle. Er stellt auch bereits eine objektive Psychologie der Sprache, Sitte, Religion und Kunst neben die auf die Individuen bezogene experimentelle Psychologie. Unter dem Namen ‚Physiologische Psychologie‘ gab Wundt eine systematische Darstellung der Individualpsychologie (1874, 6. Aufl. 3 Bde. 1908-1910) heraus, die bis auf den heutigen Tag das umfassendste Handbuch der experimentellen Psychologie geblieben ist. Alle früheren Ansätze sind hier vereinigt, durch neue Versuche über die Aufmerksamkeit und Sinneswahrnehmung ergänzt und zu einem imponierenden Ganzen ausgestaltet, in dem auch die psychische Aktivität durch die Apperzeption, in welcher der Wille und die Aufmerksamkeit ihre Wurzel haben, zu ihrem Rechte kommt.“ – Hier schließt Kritik im Detail an.

Die dritte Phase in der Entwicklung der Psychologie beurteilt Külpe so: Die Psychologie sei zu einer selbständigen Einzelwissenschaft mit eigentümlichen Methoden der Forschung geworden, mit einem stetig wachsenden Gebiet von Problemen und Aufgaben, deren Geltung von philosophischen Voraussetzungen und Annahmen unabhängig ist. „In Amerika ist die äußere Loslösung von der Philosophie bereits eingetreten, sie wird auch in Deutschland kommen müssen und braucht den sachlichen Zusammenhang nicht zu stören“ (S. 10). Unter den Methoden ist die experimentelle Selbstbeobachtung an die erste Stelle getreten: die experimentelle Herbeiführung bestimmter psychischer Vorgänge und genaue Schilderung der dabei hervorgetretenen Erlebnisse“ (S. 10).

Külpe nennt verschiedene Bestimmungen der Psychologie, u.a. auch Wundts „Psychologie als Wissenschaft von der unmittelbaren Erfahrung“, worin Külpe nur einen neuen Begriff für das Bewusstsein sieht. Demnach würde alles Gegebene einbezogen – auch die Naturwissenschaften gingen ja von einem Teil dieser Tatsachen aus – und damit sei dieser Begriff zu weit gezogen. Külpe erinnert an die Intentionalität, an Akt- und Funktionspsychologie. Erst die Abhängigkeit des Gegebenen von einem Ich bestimmt die Abgrenzung gegenüber den Ausgangsgegenständen der Naturwissenschaften (Mach, Avenarius). Külpe benennt Teilaufgaben der Psychologie, vor allem die Beschreibung. Diese sei nicht mit der *Phänomenologie* Husserls zu verwechseln, sondern Psychologie in der Richtung einer Realwissenschaft, die der Phänomenologie fremd sei. Das Leib-Seele-Problem wird vergleichsweise kurz aufgegriffen: Monismus, Dualismus, Parallelismus. Diese Vorstellungen greifen der Forschung vor und gehörten deswegen nicht an den Anfang. „Dafür eignet sich nur eine solche Bestimmung, die für alle Raum lässt, ohne eine zu bevorzugen“ (S. 31). Für ihn ist der Parallelismus nur eine Arbeitshypothese, um sie von der metaphysischen Theorie der Allbeseelung der Identität und von der Lehre zweier Seiten zu unterscheiden.

Kommentar

Die Kategorienlehre Külpes zeichnet sich durch die Verbindung mehrerer Perspektiven und durch seinen kritischen Realismus (mit der Ablehnung des transzendentalen Idealismus in der Kategorienlehre) aus. Damit entwirft er den Rahmen einer weiterführenden Kategorienforschung, die auch für die wissenschaftliche Psychologie wichtig wäre. In dieser Hinsicht bleiben Külpes Vorstellungen, obwohl er mit der Psychologie und Medizin gut vertraut, eigentümlich blass. Er unterstreicht, wie viel zu tun ist, bleibt jedoch vage und fügt nur selten Beispiele, und dann fiktiv und ohne direkten Bezug zu einem Forschungsbereich, ein. So wirkt auch Külpes Methodenlehre relativ undifferenziert, eine nähere Erläuterung der Methodenprobleme findet nicht statt. Seine anderen psychologischen Schriften erwecken den Eindruck, dass erkenntnistheoretische Kritik der psychologischen Empirie überflüssig ist (Külpe, 1915). Dass er für seine Lehrbücher oder seine Forschung Konsequenzen aus seiner Kategorienlehre zieht, wird nicht deutlich. Er scheint er zu meinen, dass erkenntnistheoretische Kritik psychologischer Empirie weitgehend überflüssig ist. Die Verknüpfung mit der Philosophie und Erkenntnislehre wird nicht erörtert, eventuell auch, da Külpe (1912) eher zur Medizinischen Fakultät tendierte.

Carl Stumpf (1848-1936)

Carl Stumpf gilt mit seinen zahlreichen Arbeiten als Pionier der Tonpsychologie und Musikpsychologie. In seiner Selbstdarstellung (1924) bezieht er sich auf Rudolf Hermann Lotze und Franz Brentano als seine akademischen Lehrer. Seinerseits beeinflusste er Edmund Husserl in dessen Anfangsphase sowie seine Berliner Mitarbeiter, die als die Berliner

Schule der Gestaltpsychologen bekannt wurden: Max Wertheimer, Wolfgang Köhler und Kurt Koffka sowie auch Kurt Lewin.

In seiner Eröffnungsrede als Präsident des *Dritten Internationalen Kongresses für Psychologie* (in München 1896) bedauert Stumpf, dass auf das Wort „experimentell“ im Titel verzichtet worden sei. „Denn es ist meine Überzeugung, dass das psychologische Experiment im eigentlichen und engsten Sinne, wie es vorzugsweise in den Gebieten der Sinneswahrnehmungen und der motorischen Reaktionen bisher geübt wurde, abgesehen von den sachlichen Ergebnissen, die der Unkundige leichter überschätzt als der Kundige, einen eminenten Wert für die Schulung des psychologischen Denkens besitzt, vorausgesetzt, dass das Denken sich mit dem Handanlegen verbindet“ (S. 6). Stumpf nennt die verschiedenen Methoden: Selbstbeobachtung, Beobachtung, Experiment, beschreibende Zergliederung, physiologische Methoden... (...) Zur Verfeinerung rechne ich insbesondere die zahlenmäßige Behandlung.“ „Und wenn auch das Messen seine Grenzen hat, das Zählen wenigstens ist überall möglich. Jede, auch die sublimste geistige Funktion kann der statistischen Betrachtung unterzogen werden. Dass dabei manche mit tadelloser Exaktheit durchgeführte Messung oder Zählung für das Verständnis der Sache gleichgültig ist oder von vorneherein sinnlos ist ... lässt sich nicht leugnen. Aber wir werden um der Schattenseiten willen den Gewinn nicht wieder fahren lassen, den das Eindringen einer im besten und gesunden Sinne positivistischen Denkweise in unserer Wissenschaft gebracht hat“ (S. 7).

Im zweiten Teil seines Vortrags befasst sich Stumpf mit dem Verhältnis von Seele und Leib. (...) Er geht zunächst auf Fechner ein und interpretiert seine Fassung des psychophysischen Problems in dem Sinne, dass die Vorgänge auf beiden Seiten durchgängig parallel gehen, ohne jemals aufeinander zu wirken oder zu gemeinsamer Wirkung sich verbinden. „Des Näheren haben sich zwei Formen der Parallelitätslehre ausgebildet. Nach der einen hängt nur das Physische kausal unter sich zusammen, während die psychische Reihe in sich selbst keine Kausalität hat, nach der anderen Anschauung bildet auch das Psychische eine ununterbrochene kausal zusammenhängende Entwicklungsreihe; wobei also auch die Sinnesempfindungen aus vorherigen psychischen Zuständen entstehen und die auf äußere Handlungen bezüglichen Willensakte statt der äußeren vielmehr innere Wirkungen haben müssen, überhaupt die Kette des psychischen Lebens von jedem Punkt aus rückwärts und vorwärts lückenlos ins Unendliche verlängert gedacht werden muss“ (S. 10).

Stumpf sieht im Parallelismus nur einen krassen Dualismus, bekennt sich seinerseits zu einer dualistischen Wechselwirkungslehre. „Es wäre also, soviel ich sehen kann, eine psychophysische Mechanik wohl denkbar (und ihre hypothetische Konstruktion mindestens so genussreich wie analoge Versuche von anderen Standpunkten), die die geistigen Vorgänge in den allgemeinen gesetzlichen Kausalzusammenhang einfügte und dadurch erst eine im wahren Sinne monistische Anschauung begründete. Denn nicht so sehr die Gleichartigkeit der Elemente oder der Prozesse, als die Allgemeinheit des Kausalzusammenhangs und die Einheitlichkeit der letzten und höchsten Gesetze ist es, die wir von einem einheitlichen Weltganzen verlangen müssen“ (S. 12). „Wir fühlen uns eben, wollen wir die Erscheinungen denkend bewältigen, zur Konstruktion einer objektiven und einer subjektiven Welt gezwungen“ (S. 14). Nur in einer Fußnote erwähnt Stumpf den „heuristischen Wert“ des Parallelprinzips, den man natürlich, wie auch anderen, Fiktionen zugestehen könne. –

In Stumpfs Eröffnungsrede fällt der Name Wundts nicht, doch sind indirekte Hinweise auf Gedanken Wundts kaum zu übersehen, u.a. zum Leib-Seele-Problem. Auch hier wird Wundt, der sich gründlichere Gedanken machte, nicht zitiert und ist mit dem ganzen Thema „Psychische Kausalität“ offensichtlich nicht rezipiert worden.

Dem Vortrag vorausgegangen war eine Abhandlung Stumpfs (1892) über *Psychologie und Erkenntnistheorie*, die später zu einer zweibändigen, Franz Brentano zum 100. Geburtstag gewidmeten, *Erkenntnislehre* ausgestaltet, aber erst posthum 1939/1940 gedruckt wird. Sie sollte, laut Vorwort des Sohnes Felix Stumpf, die Einleitung für das größere Werk *Anfangsgründe der Philosophie* bilden. Im Band 1 behandelt Stumpf, nachdem er äußere und innere Erfahrung erläutert hat, in einem ersten Abschnitt, *Die Grundbegriffe (Kategorien)*. Diese Kategorien, Substanz, Kausalität, Notwendigkeit, Möglichkeit, Gleichheit sowie den Zahlbegriff, werden philosophisch und auch psychologisch kommentiert. „Sons-tige Begriffe“ werden nur kurz erwähnt, u.a. Raum, Zeit, Veränderung; erst im letzten Kapitel kehrt er zu diesen Kategorien zurück. Der folgende Abschnitt stellt *Die Wege des Erkennens* dar: zunächst die *Unmittelbare Vernunftserkenntnis*. Hier behandelt er Universalaxiome und spezielle Axiome, betont, dass es regionale Phänomenologien gibt, und schiebt ein bemerkenswertes Kapitel mit einer scharfen „Kritik der Husserlschen Phänomenologie“ ein. Die *unmittelbare Erfahrungserkenntnis* gliedert sich in Kapitel über unmittelbare Erfahrungserkenntnis, d.h. für Stumpf *Sinneswahrnehmung* und *Innere Wahrnehmung*; im zweiten Band folgen längere Abschnitte über *Mittelbare Erkenntnis* sowie über *Naturphilosophische Probleme*.

Stumpf stützt sich vor allem auf seinen hauptsächlichen Erfahrungsbereich, die Sinneswahrnehmung, und erläutert ausführlich die Gestaltwahrnehmung und die Wahrnehmung von Kontinua, u.a. in der Bewegungswahrnehmung. Die Gestaltwahrnehmung bildet einen der Schwerpunkte dieses Werks. Über den Zusammenhang von allgemeinen Kategorien, psychologischen Grundbegriffen und psychologischen Methoden schreibt Stumpf wenig. In zwei kürzeren Kapiteln geht Stumpf auf Beobachtung, Messung, Experiment (§ 17) und noch einmal Messung (§ 19) ein. Er erläutert die Messung von Zeiten und Intensitäten in der Psychologie, spricht auch psychophysische Skalierungen an, erreicht aber keine prägnanten Definitionen. Interessant ist, dass er einen Aufsatz von Planck zitiert, in dem die Unschärferelation erwähnt wird. Stumpf schließt an: „Wie der reine Phänomenalismus sich mit jener ‚Unbestimmtheitsrelation‘ abfinden könne, mögen seine Vertreter in Erwägung ziehen (S. 308). In der Veränderung des beobachteten Objekts durch die Beobachtung selbst sei geradezu eine Lebensfrage in der Theorie der psychologischen Beobachtung gestellt (S. 346-350).

Im zweiten Band werden naturphilosophische Probleme behandelt: Raum, Zeit, Bewegung und Kausalität, anschließend die psychophysische Kausalität sowie die psychische Kausalität, Seele und Ich (S. 825-834) und die Frage der Willensfreiheit. Wie auch in dem zitierten Vortrag vertritt Stumpf entschieden die psychophysische Kausalität (Wechselwirkungslehre) und bezeichnet die Position des Parallelismus als völlig unhaltbar (S. 804 ff). Seine „Definition“ von Seele lautet: „Meine Seele ist diejenige, deren gegenwärtige Wirklichkeit (Wirksamkeit) unmittelbar einleuchtet“ (S. 831). Für ihn ist eine kausale Einwirkung gegeben, auch dem Energieerhaltungssatz zuwider, allerdings unter der Vorausset-

zung einer bestimmten Hypothese über „die für das Kausalgesetz erforderlichen räumliche Berührung“ (S. 816). Er postuliert: „... die Seele ist ganz in der ganzen Hirnrinde und ganz in jedem Teil“ (S. 809). In einem folgenden Abschnitt schreibt er jedoch, dass Seele und Ich nicht Begriffe, sondern Anschauungen sind. In diesem Abschnitt bezieht er sich zwar auf Lotze und auf Brentano, vermeidet aber, wie im Abschnitt über die Kategorie *Substanz*, jeglichen Bezug auf Transzendenz, der jenen Autoren wesentlich war.

Zwei Jahre nach seiner Emeritierung legt Stumpf (1925) seine Selbstdarstellung vor und schildert darin seinen beruflichen Werdegang sowie in Kürze auch philosophische und religiöse Überzeugungen. Dazu gehören der tiefe Einfluss von Lotze und noch mehr der von Brentano, sein Studium der Philosophie und der Theologie, auch das Priesterseminar, und schließlich mit 73 Jahren und am Ende seiner Tätigkeit, der Austritt aus der Kirche und „dem zerfallenden Gebäude der Glaubenslehre“. Stumpf schreibt auch, Brentanos These, dass die wahre Methode der Philosophie keine andere als die naturwissenschaftliche ist, sei ihm ein Leitstern geblieben. „Scharfes Denken war eigentlich bis dahin nicht mein Fall, vielmehr mir etwas unbehaglich. Erst Brentanos eiserne Disziplin machte mir das Bedürfnis logischer Klarheit und Folgerichtigkeit zur zweiten Natur“ (S. 208). „Dass meine Anschauungen in weitestem Umfang auf den durch Brentano empfangenen Anregungen beruhen, sei auch hier vorausgeschickt. (...) Im allgemeinen sei hervorgehoben, dass die Übereinstimmungen sich mehr auf die frühere als die spätere Form seiner Lehre beziehen. (...) ... das Bindeglied [von Logik, Ethik, Ästhetik usw.] ist überall wesentlich Psychologie, welcher freilich daraus auch die Verpflichtung erwächst, über der experimentellen Kleinarbeit die höheren, auf diesem Wege nicht erforschbaren Züge des Seelenlebens und die großen allgemeinen Fragen nicht zu vergessen“ (S. 231). „So ist Philosophie in erster Linie allgemeinste Wissenschaft oder Metaphysik, zu welcher Erkenntnistheorie die Eingangspforte bildet.“ Er definiert „Philosophie als Wissenschaft von den allgemeinsten Gesetzen des Psychischen und des Wirklichen überhaupt (oder umgekehrt)“ (S. 232). Stumpf hatte sich mit der älteren Philosophie, u.a. von Aristoteles bis zu Spinoza, befasst, jedoch zunächst kaum mit Erkenntnistheorie oder den Anfängen der Wissenschaftstheorie.

Zur Psychologie und Geistesphilosophie schreibt Stumpf: „Die Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft wurzelt in dem fundamentalen Unterschiede der sinnlichen Erscheinungen und der psychischen Funktionen oder der Inhalte der äußeren (sinnlichen) und der inneren (psychologischen) Wahrnehmung. Erscheinungen und Funktionen sind uns in engstem Zusammenhang unmittelbar gegeben, aber ihrem Wesen nach heterogen. Beobachtung der Funktionen ist die Grundalge der Geisteswissenschaften, die aber so wenig wie die Naturwissenschaften, an ihrer Grundlage haften bleiben. Wie jene zur materiellen Außenwelt fortschreiten, suchen diese aus der allein beobachtbaren eigenen Innenwelt das Walten psychischer Kräfte überhaupt und die daraus fließenden Handlungen und Erzeugnisse zu verstehen. Unter ihnen hat die Psychologie einen ähnlichen Platz wie die Physik unter den Naturwissenschaften“ (S. 243). Die Untersuchung der sinnlichen Erscheinungen als solcher, die heute so großen Raum einnimmt, ist im Grunde nicht Psychologie, sondern eben Phänomenologie, eine von Physikern, Physiologen und Psychologen gemeinsam betriebene Vorwissenschaft. Psychologen haben sich ihrer heute besonders angenommen, weil sie hier ein exakt und experimentell erforschbares Gebiet fanden, an dem sich auch die

Gesetzlichkeiten der dadurch ausgelösten psychischen Funktionen verfolgen ließen. So haben auch mich phänomenologische Vorarbeiten die längste Zeit gefesselt; aber Erkenntnis der Funktionen blieb das Ziel“ (S. 243 f). „Als eine der Hauptfragen der Phänomenologie erschien mir die nach den Attributen (Grundeigenschaften) der Empfindungen“ (S. 244). In den folgenden Absätzen *Zur Phänomenologie* bezieht er sich, ohne systematische erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Bestimmung von „Phänomenologie“, ganz überwiegend auf die Tonpsychologie.

Bei der Metaphysik handelt es sich vor allem „um die Frage nach dem Verhältnis des Physischen zum Psychischen und um die letzten Fragen über Gott und Unsterblichkeit, auf die jeder, der Philosoph heißen will, in seiner Weise Antwort suchen muss, und die zeitlebens zu erwägen er sich auch von einem dogmatisch gewordenen Kritizismus nicht verbieten lassen wird“ (S. 254). Den Parallelismus hält Stumpf für „begrifflich unklar, er ist angesichts der verschiedenen Strukturverhältnisse des Physischen und Psychischen undurchführbar, und er zwingt, konsequent durchdacht, zur Annahme psychischer Kausalreihen nach vor- und rückwärts, für die nicht der Schatten einer empirischen Bewährung vorliegt“ (S. 255). Stumpf spricht auch die Themen Willensfreiheit, Theodizee und Theismus an und schreibt abschließend: „Das Bewusstsein, dass unser Leben auf die Ewigkeit angelegt ist, hat mich zeitlebens nicht verlassen. (...) Ein Fortbestand des höheren Seelenlebens je nach dem Maße, in dem sein Kern, die moralische Persönlichkeit, sich ausgebildet hat, bleibt denkbar, die Form dieser Existenz freilich wieder vollkommen unvorstellbar“ (S. 256). Die Erörterung des Leib-Seele-Problems bleibt hinter einigen früheren und zeitgenössischen Diskussionen zurück. Bemerkenswert ist hier, dass Stumpf auf metaphysische Implikationen des Seelenbegriffs nicht genauer eingeht. Gerade bei Stumpf, der so betont, dass *Lotze* und *Brentano* seine Lehrer waren, könnte etwas mehr Aufklärung erwartet werden, wenn er ohne besondere Vorsicht den Ausdruck „Seele“ und in seinem Vortrag auch „psychophysische Mechanik“ verwendet und eine kausale Wirkung auf die Gehirnphysiologie postuliert.

Zu seiner Kontroverse mit Wundt merkt er an, dass dieser ihm wegen der Kritik an einer Leipziger Dissertation mit den „ärgersten Invektiven“ begegnet sei, doch habe er Recht behalten und auch später gegen die akustischen Arbeiten der Leipziger Schule, die er „fast alle für verfehlt“ hielt, Stellung genommen. „Von Wundts eigener Arbeitsweise fühlte ich mich schon seit seiner Heidelberger Zeit innerlich abgestoßen, und dabei ist es geblieben, obschon ich die außerordentliche Weite seines Gesichtskreises und die Fruchtbarkeit seiner literarischen Produktion bis ins höchste Alter bewundere“ (S. 218). Zu den Gründen dieser Animosität sagt Stumpf nichts, so dass nur überlegt werden kann, welche Arbeiten Stumpf gemeint haben könnte: Wundts Arbeiten zur Physiologie, der Stumpf fern stand, das von Wundt in den *Vorlesungen* entworfene Forschungsprogramm, Wundts Verzicht auf den christlichen Seelenbegriff oder Wundts Arbeitsstil?

Nur spekuliert werden kann, welche Auswirkung diese Aversion auch anlässlich der Gründung der wohl von G. E. Müller und Stumpf dominierten *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* hatte. Sprung und Sprung (2006) berichten, dass Stumpf auch mit einem Mitarbeiter und einigen anderen Kollegen Auseinandersetzungen hatte. Trotz versöhnlicher ausfallenden Äußerungen Wundts sei dessen Name in Berlin Tabu geblieben (S. 162 ff).

Kommentar

Der hohe Anspruch von Stumpfs allgemeiner „Erkenntnislehre“ und auch die Defizite sind deutlich. Weshalb Stumpf viele der traditionellen Kategorien, z.B. Zweck, Aktualität, Tun und Leiden, ausklammert, auch die von Herbart verlangten speziellen Kategorien der Psychologie, oder Wundts Relationsbegriffe nicht einmal erwähnt, bleibt verborgen. Zweifellos kommen in dem umfangreichen Buch viele wichtige Grundbegriffe und traditionelle Kategorien vor, doch wirkt der systematische Aufbau nicht geglückt. Stumpf verbleibt außerhalb seines eigenen Forschungsgebietes oft im Allgemeinen und berücksichtigt zu wenig den bereits gegebenen Diskussionsstand. Die erklärte Absicht, Aufgaben der Erkenntnistheorie und der Psychologie abzuwägen, scheint in Teilbereichen eher gelungen zu sein als in einer Gesamtperspektive. Ein Gerüst, d.h. ein umfassendes Bezugssystem für eine Psychologie mit breitem Horizont, ist hier nicht entstanden; vielleicht hätte Stumpf, wenn er sich systematisch auf die Grundlagen seiner Vorgänger bezogen und diese weiter entwickelt hätte, auch die Tradition Brentanos anders zu integrieren versucht hätte, mehr erreichen können. Offensichtlich interessiert sich Stumpf weder für den speziellen Zusammenhang von Kategorienlehre und adäquater Methodologie in der Psychologie (abgesehen vielleicht von Tonwahrnehmung und Gestaltpsychologie) noch für Konzepte, die unterschiedliche Betrachtungsweisen zu verbinden geeignet sind. Kannte er die methodischen Details von Brentanos Methode der Psychognosie? Weshalb versuchte er nicht schärfere Definitionen und Bestimmungen, z.B. des Unterschiedes von Phänomenologie und Psychologie zu geben? Die abschnittsweise erheblich vereinfachende Darstellung, d.h. ohne Differenzierungen, Zitate und prägnante Definitionen, könnte von „dem volkstümlichen Charakter des ursprünglichen Planes“ (Felix Stumpf im Vorwort) herrühren. Ob das Buchmanuskript bestimmte Lücken und Inkonsistenzen gegenüber der Planung aufweist, könnten nur Herausgeber festzustellen versuchen (siehe die Einleitung von Kaiser-el-Safti, 2011).

Es wäre interessant zu erfahren, was heutige Psychologen, die der Brentano-Stumpf-Tradition nahestehen, selber über das Leib-Seele-Problem denken. Aber die Einleitung zur Neuauflage von Stumpfs Erkenntnislehre schweigt dazu. Kaiser-el-Safti (2011, S. 5-45) geht ausführlich auf einige Aspekte ein. Sie würdigt Stumpfs herausragende Beiträge zur Tonpsychologie, Musikpsychologie und damit auch zur Musikwissenschaft. Stumpfs Ausgangslage und Absichten, die Wahrnehmungsseite am Erkenntnisprozess darzulegen, werden geschildert und die Bezüge zu Herbarts Denken, auch zu Bolzano, kaum zu Lotze oder Brentano, analysiert. Die Varianten des Ausdrucks „Phänomenologie“ werden genannt und die Unterschiede von Stumpfs Verständnis der *Phänomenologie* – im Vergleich zu *Gegenstandsphänomenologie* und *Aktphänomenologie* als *Strukturphänomenologie* – angedeutet, ohne jedoch kategorial und methodologisch prägnant zu werden. So ausführlich auch einzelne Aspekte von Stumpfs Absichten angesprochen werden, so bleiben die Defizite deutlich: Die im systematischen Aufbau und Horizont unzureichende Kategorienlehre, die zu wenig differenzierte Methodologie. So ist keineswegs nachzuvollziehen, dass Stumpfs Diskussion der Willensfreiheit (§ 33) – vor 80 Jahren und ohne Bezug auf neurowissenschaftliche Argumente geschrieben – „an begrifflicher Klarheit alles übertrifft, was derzeit zu diesem Thema von philosophischer, psychologischer und neurologischer Seite diskutiert wird“ (Kaiser-el-Safti, 1911, S. 39).

Sprung und Sprung (2006) beleuchten in ihrer ausführlichen Biographie viele Details, biographische, ideengeschichtliche und zeitgeschichtliche Zusammenhänge, den wissenschaftlichen Werdegang, die Einflüsse der beiden akademischen Lehrer Lotze und Brentano. Sie zitieren (S. 67 f, S. 82 f) nur aus brieflichen Äußerungen, dass Stumpf zwar im hohen Alter mit 73 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten sei, sich dennoch weiterhin „aus ganzer Seele zum Christentum“ bekannt habe und „von der Existenz Gottes u. dem Walten einer Vorsehung“ überzeugt gewesen sei (S. 82). Sprung und Sprung kommentieren auch Brentanos Beziehung zur Kirche und als Vorbild für Stumpf (2004, S. 87 f) und gehen außerdem auf Lotzes (1852) Verbindung von Psychologie mit dem zeitgenössischen Wissen über Psychiatrie und Neurologie ein.

Stumpfs grundlegende Beiträge zur experimentellen Tonpsychologie werden gewürdigt, seine Wissenschaftstheorie wird dagegen nicht vertiefend behandelt, vielleicht in Erwartung der inzwischen vorliegenden Neuauflage mit dem Kommentar von Kaiser-el-Safti (2011)? Ausführlich werden die „Brüder im Geiste“ Brentano und Stumpf in biografischer und auch fachlicher Hinsicht beschrieben (S. 184-193), auch wird der Unterschied von Brentanos deskriptiver Psychologie und genetischer Psychologie erwähnt, sogar die vier methodischen Schritte der Psychognosie aufgezählt, jedoch die methodologische Seite, d.h. die postulierte Evidenz, nicht analysiert. Gemeinsamkeiten bestehen hinsichtlich der Vorbildfunktion der Naturwissenschaften, einer ähnlichen Klassifikation der psychischen Phänomene und dem Interesse am Problem der Wahrscheinlichkeit von Ereignissen. Weitgehend ausgeklammert bleiben die philosophisch-theologischen Grundfragen des Seelenbegriffs und deren Konsequenzen, trotz der sehr gründlichen Untersuchung durch Tiefensee (1999). Ein weiteres Thema sind die Beziehungen von Brentano und Stumpf, vor allem die Wechselbeziehung zwischen Stumpf und James, die sich näher kannten und miteinander sympathisierten. William James (1842-1910) zitierte in seinen *Principles of Psychology* (1890/1901) sehr viel Fachliteratur aus den verschiedensten Bereichen der Psychologie in einem systematischen Rahmen. Für James könnte der zehn Jahre ältere Wundt als Neurophysiologe und Experimentalpsychologe, auch als Philosoph in der in der deutschen Tradition der Philosophie (Leibniz, Kant), eher fremd geblieben sein. Zeigen einige inadäquate Bemerkungen James' Animosität, sein Unverständnis von Wundts zentraler Apperzeptionstheorie, vielleicht auch seine Abneigung gegen eine „Psychologie ohne Seele“? James' Rezeption und Bewertung der deutschen Pioniere der Psychologie ist bemerkenswert, weil er damit die amerikanische Psychologie in ihrer Anfangsphase beeinflusste, und damit über spezielle Missverständnisse hinaus eventuell auch die Entscheidungen, welche Bücher übersetzt wurden und welche nicht, wie z.B. einige Hauptwerke Wundts (aber Brentanos *Psychologie* fehlt auch).

Die Biographen fragen, weshalb Stumpf erst so spät zu seinen Anfängen einer Wissenschaftstheorie zurückkehrte, und noch einmal die Themen Seele, Ich und Geist aufgreift: „War es der Versuch, das wieder miteinander zu verbinden, was er in seinem langen Leben als empirischer und experimenteller Psychologe erfolgreich voneinander zu trennen geholfen hatte (2004, S. 217)? Stumpfs Aussagen über die Seele und das Ich in „ihrer unmittelbaren Evidenz“ werden zitiert (S. 218), jedoch weder diese „Evidenz“ methodisch erkenntnistheoretisch problematisiert noch die Frage weitergeführt, welche Konsequenzen aus dieser

Überzeugung für wissenschaftliche Standards folgen. Stumpfs Einschätzungen „der vielfältigen Psychologien seiner Zeit“ spiegeln „sein moderates, integratives und pluralistisches Psychologieverständnis wider. (...) Carl Stumpf wird charakterisiert als „ein Gegner der diversen Großen Schulen, der extremen Strömungen und der pointiert vorgetragenen kontroversen Richtungen innerhalb der psychologischen Entwicklungen seiner Zeit (...) ...als ein Kämpfer und bewusster Vorläufer des heutigen pluralistischen Systems der Psychologie“ (S. 257). – War diese Sicht weitsichtig oder konnte sich Stumpf nicht zu einer prägnanteren wissenschaftstheoretischen Position durchringen in dem seltsamen Zwiespalt zwischen überzeugtem Darwinismus und christlichem Gottesglauben, zwischen dem metaphysischen Hauptthema Brentanos, der Immortalität der Seele, und der Hirnforschung, zwischen Helmholtz' Gesetz der Energieerhaltung und der direkten Einwirkung der „Seele“ an einem Punkt des ZNS, zwischen experimenteller Methodik und Evidenzbehauptung? Er hat sich noch nicht einmal mit Wundts fortgeschrittener Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie auseinandergesetzt. Welche Gründe konnte er haben?

Hermann Ebbinghaus (1850 – 1909)

Von Hermann Ebbinghaus stammen – außer seinem bekanntesten Buch aus dem Jahr 1885, *Über das Gedächtnis*, zwei relativ verbreitete Werke: die zweibändigen *Grundzüge der Psychologie* (1905, 1913) und der *Abriss der Psychologie* (1908, 6. Aufl. 1919). „Psychologie ist die Wissenschaft von den Inhalten und den Vorgängen des geistigen Lebens, oder, wie man auch sagt, die Wissenschaft von den Bewusstseinszuständen und Bewusstseinsvorgängen“ (1905, S. 1). „Die Psychologie hat es mit allgemeinen Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten zu tun, so gut wie die Physik und Chemie. Aber immer handelt es sich um Tatsachen, die überhaupt erst durch die Spaltung des Seienden in verschieden geartete Individuen Dasein und Wirklichkeit haben. Losgelöst von dieser Beziehung zu bestimmten Individuen und ihrem Bewusstsein existieren ihre Tatsachen gar nicht; von der Ersetzung eines Individuums durch ein beliebiges anderes oder gar durch einen irgendwie gearteten Apparat, kann, ohne sich selbst aufzuheben, keine Rede sein“ (S. 4). „Die Naturwissenschaft dagegen sucht von den Individuen gerade nach Möglichkeit abzusehen, von der dem individualistischen Standpunkt anhaftenden Beschränkung nach Möglichkeit loszukommen“ (S. 5).

Im Vergleich zu den Naturwissenschaften seien die seelischen Erscheinungen viel verwickelter, außerdem durch lange Vertrautheit dem Schein des Selbstverständlichen ausgesetzt und doch wichtigen Interessen der Menschen so nahe, dass die nötige Unbefangenheit fehlen könne. „Die aus alledem resultierende relative Unfertigkeit unserer Disziplin erweist sich unter anderem darin, dass über fast alle ihre allgemeinsten Fragen andauernd gestritten wird. Während anderswo über die der Betrachtung zugrunde liegenden letzten Prinzipien, über die Fundamentalanschauungen, in der Regel Einhelligkeit besteht – unbeschadet einer gelegentlichen und dann auch wieder sehr bald einhelligen Wandlung der Ansichten – werden sie in der Psychologie fortwährend und lebhaft in Frage gestellt und umstritten ... (...) Zu den wichtigsten dieser allgemeinen Streitfragen haben wir zunächst

Stellung zu nehmen“ (S. 7). Ebbinghaus befasst sich auf ca. 50 Seiten mit dem *Begriff der Seele und dem Leib-Seele-Problem* sowie mit dem *Unbewussten Seelenleben*, auf weiteren 35 Seiten mit der *Methode der Psychologie*.

Die seelischen Dinge, Gedanken, Empfindungen usw. sind untereinander verbunden und sie werden getragen von einem Ich oder Subjekt (S. 8). „Es lässt sich kaum vermeiden, den Träger des Seelenlebens in dem eben erörterten Sinne der Gesamtheit alles Getragenen gelegentlich auch als Seele zu bezeichnen. Man wird sagen, dass durch einen solchen Gebrauch dieses Wort völlig den Sinn verliere, zu dessen Bezeichnung es ursprünglich gebildet ward und dem es bei der großen Anzahl der Menschen fortfährt zu dienen. Das tut es gewiss. Aber es wäre vollendete Pedanterie, daran Anstoß nehmen und etwa gar das Wort aus der Psychologie verbannen zu wollen“ (S. 8 ff). Ebbinghaus erörtert Organ und Sitz der Seele im Gehirn und nimmt nach eingehender Argumentation die Position des psychophysischen Parallelismus ein.

Als Methoden der Psychologie nennt Ebbinghaus die Selbstbeobachtung und die Beobachtung anderer. Die Selbstbeobachtung beeinflusse die Vorgänge, sie verfälsche sie auch und sie bleibe stets auf ein einzelnes Individuum beschränkt. Die Beobachtung anderer biete jedoch keine psychischen Phänomene, sondern nur „Schalen zu denen die Kerne fehlen“. „Die beiden Forschungsmittel gehören also durchaus zusammen. Das eine allein liefert nichts Gesichertes und hinreichend Wissenschaftliches, das andere allein nichts Psychisches; erst in wechselseitiger Ergänzung und Durchdringung geben sie eine Wissenschaft der Psychologie“ (S. 68). Im Vergleich zu anderen Lehrbuchautoren jener Zeit geht Ebbinghaus ausführlich auf das Problem der Messung in der Psychologie ein:

„Messen heißt überall, eine gegebene Größe mit einer irgendwie festgesetzten Einheit vergleichen und dann abzählen, wie oft diese Einheit in ihr enthalten ist. Damit Messungsergebnisse ferner nicht bloß einmalige, sondern allgemeine Bedeutung haben, muss es möglich sein, die benutzte Einheit aufzubewahren oder doch jederzeit möglichst genau wiederherzustellen. Wie soll das alles bei dem Psychischen verwirklicht werden? Wie will man einen Einheitsgrad etwa des Zornes oder der Aufmerksamkeit oder auch nur einer Empfindungsstärke sicher und unzweideutig fixieren? Und wenn man es könnte, wie will man solchen Maßen in dem unablässigen Fluss des seelischen Lebens Beständigkeit oder auch nur leichte Reproduzierbarkeit sichern? Wenn aber endlich auch das möglich wäre, wie soll man es anfangen, die gewählte Maßeinheit an andere gleichartige Zustände anzulegen und zu bestimmen, das Wievielfache sie von ihr enthalten?“ (S. 71). Einschränkend heißt es: „Allerdings ist nun ein solches direktes und eigentliches Messen psychischer Erlebnisse an die Möglichkeit gebunden, bei ihnen Stufen irgendwelcher Größe abzuteilen und mehrere von diesen rein nach dem subjektiven Eindruck als gleich oder ungleich zu beurteilen. Diese Möglichkeit ist jedenfalls begrenzt. Sie ist zweifellos vorhanden auf fast allen Empfindungsgebieten; ob und wie weit sie etwa darüber hinausgeht, ist fraglich. Allein damit fehlt dann noch keineswegs jede Möglichkeit, dem Seelischen mit numerischen Bestimmungen beizukommen und seine Gebilde in Zahlen einzufangen. Wir besitzen dazu vielmehr noch eine andere Handhabe in einer geistigen Fähigkeit, die viel weiter geht als die Fähigkeit der Stufenbeurteilung, und können durch geeignete Verbindung dieser Handhabe mit einer

Messung äußerer Vorgänge zu Verfahrensweisen gelangen, die ich als indirekte psychische Messungen bezeichnen will“ (S. 75 f).

„Zu einer Messung bloß auf dem Boden des Psychischen ist diese Fähigkeit der Beurteilung und Festhaltung von Gleichheit je zweier Elemente, die sozusagen Orte, aber keine Distanzen sind, nicht genügend. Allein durch eine Verknüpfung mit der Messung äußerer Vorgänge können wir ihr gleichwohl numerisch-präzisierte Antworten auf eine unübersehbare Fülle von psychologisch bedeutenden Fragen abgewinnen. In ihrer einfachsten Form lassen sich diese Fragen auf folgende beiden Typen zurückführen:

(a) Wenn verschiedene äußere Reize je unter verschiedenen Umständen auf die Seele einwirken, welche Verschiedenheit dieser Reize und Umstände bewirkt dennoch den gleichen psychischen Effekt? (b) Wenn gleiche Eindrücke auf die Seele einwirken und sie veranlasst wird, diese stets mit der Festhaltung einer gleichen Absicht durch äußere Bewegungen zu beantworten, welche Verschiedenheit dieser Bewegungen ergibt sich gleichwohl, wenn sich die gleiche Intention unter verschieden äußeren Umständen zu betätigen hat?“ (S. 76).

Ebbinghaus erläutert ausführlich die hauptsächlichen psychophysischen Methoden, ohne jedoch auf Anwendungen außerhalb der Sinnespsychologie einzugehen. An die Unterscheidung des unwissentlichen und des wissentlichen Verfahrens schließt er Bemerkungen über gemeinsame Schwierigkeiten an hinsichtlich Aufmerksamkeit, Ermüdung und Übung.

Die notwendige Ausbildung in der Selbstbeobachtung als Grundmethode und die Schwierigkeiten und Fehlermöglichkeiten mit geeigneten „Sicherungsmaßnahmen“ werden relativ eingehend geschildert. Außerdem nennt Ebbinghaus Prüfungen und Aufgaben, subjektive und objektive Methoden, sowie die Anforderungen an die Versuchsperson und die individuellen Unterschiede als Komplikationen. Ebbinghaus erwähnt die Begriffe Quellenkritik und auch Interpretation, führt aber zu ihnen methodisch nichts aus. Fragebogen, innere Experimente und Gedankenexperimente sowie das eigentliche Experiment werden geschildert. Auch in den späteren Kapiteln werden häufiger Methoden angesprochen. Im längeren Kapitel über Psychophysik ist folgende Aussage bemerkenswert: „Messen heißt eine Größe durch eine Anzahl von Einheiten derselben Art ausdrücken“ (S. 138). In der Psychologie geschehe dies indirekt, da keine exakt reproduzierbaren Größen als Maßstäbe für Empfindungen, Empfindungsunterschiede und Unterschiedsschwellen existieren. Es gibt nur relative, vergleichende Urteile. In der Darstellung der psychophysischen Maßmethoden (Methoden der variablen und der konstanten Unterschiede) heißt es, dass diese Methoden auch weithin über das Gebiet der Sinneswahrnehmung hinaus psychologisch anwendbar wären. Ebbinghaus nimmt nicht prägnant Stellung zur Messbarkeit psychischer Vorgänge bzw. deren Grenzen. Nach dieser Einleitung über Allgemeine Fragen folgen Hauptkapitel über Bau und Funktion des Nervensystems, Empfindungen, Vorstellungen, Gefühl und Wille, Allgemeine Gesetze des Seelenlebens. In Band 2: Wahrnehmungen, Selbstbewusstsein, Erinnerung und Phantasie, Denken, Glauben und Wissen, Ausprägung des Gefühlslebens, die höheren Gegebenheitsgefühle, die höchsten Formen des emotionalen Seelenlebens, die verwickelten Äußerungen des Seelenlebens (Ausdruck, Sprache, Handeln).

Der von Ebbinghaus (1908/1919) verfasste kürzere *Abriss der Psychologie* lässt eine klare methodisch-empirische Ausrichtung und interessante Akzentuierungen erkennen (zur

Kontroverse mit Dilthey, siehe Abschnitt 3.14.2). In unüblicher Weise erklärt Ebbinghaus seinen erkenntnistheoretischen Standort bereits im Vorwort. Er berichtet, dass man ihm einen ganz materialistischen Standpunkt vorgeworfen habe. Wegen des tadelnden Beigeschmacks und der verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes lasse „Klarheit des Denkens es nicht hinausgehen, ohne kurz anzudeuten, in welche Sinne es gemeint ist. Und so sei der Leser also benachrichtigt, dass es der Materialismus Spinozas, Goethes, Fechners ist, den er bei mir findet“ (S. 4). In der Einleitung zur Geschichte der Psychologie zieht er mehrere Linien und wendet sich ausführlicher Herbart zu, von dem starke und langdauernde Anregungen ausgegangen wären: durch die Mechanik der Vorstellungen nach physikalischen Analogien (mit Hemmung, Widerstand, Stärke und Verdrängung) sowie durch die Assoziation. Außer mit dieser Vorstellungsmechanik habe Herbart eine Seelenforschung, welche der Naturwissenschaft gleiche, noch auf andere Weise gefördert. Er habe Kants Position zurückgewiesen, dass „Mathematik auf die Phänomene des inneren Sinns und ihre Gesetze nicht anwendbar ist, weil die Zeit, in der die Seelenerscheinungen zu konstruieren seien, nur eine Dimension habe. Nun ist freilich auch Herbart hier nicht der eigentliche Bahnbrecher geworden: Er hat an keinem einzigen Beispiele gezeigt, wie eine auch nur irgendwie auf Seelisches sich beziehende Messung anzustellen ist“ (S. 14). So wurde die Entwicklung gefördert „den Dingen auch numerisch beizukommen“, denn er betonte „mit solchem Nachdruck eine bis dahin völlig vernachlässigte Seite der Sache, dass bald auch richtigere Wege zu ihrer Aufhellung gefunden wurden“ (S. 14). Gemeint sind Weber, Fechner und die Gesetze der Psychophysik. Ein dritter Anstoß sei die Feststellung der individuellen Unterschiede in der Beobachtung der registrierten Sterndurchgänge in der Astronomie gemessen (Maskelyne, Kinnebrook, Bessel). Wichtige Fortschritte gab es durch die Hirnforschung, u.a. auch durch die Feststellung, dass es „psychische“ Funktionen gibt, von denen das unmittelbare Bewusstsein nichts weiß. Wundt habe in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zuerst „alle diese Schösslinge einer neuen Psychologie dem alten Stamme aufgepfropft und zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt“ (S. 20).

Ebbinghaus beschreibt die Ausweitung der Psychologie als Disziplin und die praktische Bedeutung für Erziehung, Heilkunde, Sprache, Religion, Kunst usw. und fügt kritische Betrachtungen über Religion sowie Motive und psychisch-religiöse Funktionen des Glaubens ein. Es sei aufs Innigste zu wünschen, dass der Psychologie die Verbindung zur Philosophie niemals so weit verloren gehen möge, wie es zum Schaden beider Teile in der Naturforschung vielfach der Fall ist. (...) Aber die Gegenwart hat zugleich einsehen gelernt, dass es hier wie anderswo ... (...) fruchtbarer ist, nicht immer sogleich an sie [die Förderung philosophischer und praktischer Zwecke] zu denken und stets etwas für sie gewinnen zu wollen, sondern sich zuvörderst in die Beantwortung der Fragen selbst zu versenken, aus denen vielleicht einmal bedeutsame Folgerungen fließen können, als ob es einstweilen nur gälte, sie allein ins Reine zu bringen“ (1919, S. 21). Er weist darauf hin, dass die Zeitschriften *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* und *Psychologisches Magazin* am Ende des 18. Jahrhunderts nur wenige Bände erreicht haben. Seit den 1880er Jahren erfolgte dann in immer rascherer Folge in verschiedenen Ländern die Gründung rein psychologischer Zeitschriften.

Ebbinghaus beginnt mit der neueren Hirnforschung, tritt für die Position des Parallelismus ein, d. h. zwei Betrachtungsweisen einer Einheit, und sieht in der Seele den Inbegriff aller Teile und aller ihrer Funktionen; sie sei kein Wesen, das noch übrig bliebe, sei nichts außer der Gesamtheit eben dieser Inhalte und Betätigungen (S. 47). Zur Frage der Elementarererscheinungen des Seelenlebens schreibt er: „In diesem Einheitlichen aber lässt sich durch zergliedernde und abstrahierende Betrachtung zahlreiches Einzelne unterscheiden, und dessen Kenntnis muss durchaus vorangehen, wenn eine klare Anschauung von dem verwirrenden Reichtum des Ganzen und eine Einsicht in seinen inneren Zusammenhang möglich sein soll. Die letzten Gebilde sind Prozesse nun, zu denen auf solche Weise vorzudringen möglich ist, sind eben das Elementare in dem hier gemeinten Sinne“ (S. 50).

Zur Geschichte der Psychologie und zur Frage der Anwendung der Mathematik auf die Phänomene des inneren Sinnes und ihre Gesetze werden hier nur kurz Kant und Herbart genannt, auch die problematische Beschränkung auf die Dimension der Zeit erwähnt, jedoch ohne nähere Erläuterung. Kants *Anthropologie* (1798) steht zwar im Literaturverzeichnis; höher steht Ebbinghaus zufolge Tetens (1777) Abhandlung *Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung*. Eine Würdigung Wundts bleibt knapp; dieser habe zuerst die Psychologie als ein einheitliches Ganzes betrachtet. Die Einheit des Psychischen, so Ebbinghaus, habe mehrere Aspekte. Wundt fasse den Willen als Träger der Einheit auf; dieser Voluntarismus sei jedoch nicht zwingend. Die Einheit des Psychischen könne nach der Einheit von Aufmerksamkeit, Erfahrung, Wille, Denken, Gemütsbewegungen und Selbstbewusstsein beschrieben werden.

Theodor Elsenhans (1862 – 1918)

Elsenhans (1897) hatte mit *Selbstbeobachtung und Experiment in der Psychologie* eine teils erkenntnistheoretisch (nach Wundt, Lipps, Külpe), teils methodologisch orientierte Schrift vorgelegt und hier die Leistungsfähigkeit der bisherigen Methoden und die Einwände diskutiert (auch nach Kant, Brentano). Külpe (1894) habe darauf hingewiesen, wie wichtig eine weitere Ausgestaltung der Methodik (der psychophysischen Maßmethoden mit einer größeren Einigung über die Bedeutung der gewonnenen Werte) und die Förderung von bisher verschlossenen Gebieten seien. Elsenhans schreibt: „Die experimentelle Psychologie der Gegenwart beschränkt sich also in doppelter Richtung auf ein engeres Gebiet, als das einer begrifflich gedachten experimentellen Psychologie überhaupt: sie ist physikalisch-physiologisch und psychometrisch“ (S. 44).

In einem andersartigen Beitrag untersucht Elsenhans die Voraussetzungen und den Begriff der *Deutung*. Es soll der Versuch gemacht werden, „eine verhältnismäßig noch wenig berücksichtigte Aufgabe der Psychologie in ihrem Werte für die ‚Geisteswissenschaften‘ in helleres Licht zu stellen.“ Elsenhans bezieht sich auf Lipps, Schleiermacher und Dilthey sowie vor allem auf Boeckh und definiert Verstehen als Einordnung eines Objektes in den Zusammenhang unseres Wissens, Deutung als Suche nach der Bedeutung eines Zeichens. In seinem Versuch zu einer Theorie der Deutung unterscheidet er die Sprachzeichen von der Verbindung der sinnlichen Zeichen und der sprachlichen Fassung

des Gedeuteten. Nach seiner Ansicht hat die Psychologie hier noch eine wichtige Aufgabe zu lösen, doch bleibt er sehr allgemein und präzisiert nicht die Methode, also den genauen Prozess der Deutung, die schließlich zur vollständigen „Interpretation im Sinne Boeckhs“ werden soll. Eine konkrete Methodenlehre der Interpretation ist hier aber noch nicht zu finden. – Elsenhans hielt diesen keineswegs experimentalpsychologisch ausgerichteten Vortrag 1904 auf dem 1. Kongress der *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* und ragte wahrscheinlich durch dieses ungewöhnliche Thema hervor.

Das *Lehrbuch der Psychologie* von Elsenhans (1912) enthält eine sehr ausführliche Einleitung zu Geschichte, Richtungen, Methoden der Psychologie und zum Leib-Seele-Problem. Er zitiert sogar – eine seltene Ausnahme – Kants *Anthropologie*. Diese Belesenheit macht neugierig, welche 13 Richtungen Elsenhans innerhalb der „Psychologie der Gegenwart“ unterscheidet (1912, S. 25-35, siehe oben in Abschnitt 3.1.2). Die Kriterien dieser Übersicht werden nicht präzisiert, doch wird deutlich, wie pluralistisch die Entwicklung der empirischen Psychologie bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts verlief oder zumindest von Elsenhans so gesehen wurde. Deutlich zeichnen sich die Divergenzen ab, die Strömungen und die späteren Abspaltungen.

Elsenhans hat auch in der Methodenlehre einen breiten Horizont und erörtert folgende Probleme: Selbstbeobachtung, Analyse der Erinnerung, die Beobachtung anderer, das Experiment. Auch auf Deutung und Hermeneutik (er zitiert Boeckh) geht er ein sowie auf die Schwierigkeiten und Hindernisse der Selbstbeobachtung, er unterscheidet das rein psychologische und das psychophysische Experiment. Die Kontroverse Wundts mit Bühler und die Grenzen der experimentellen Psychologie werden geschildert wie auch das teilweise oder vollständige Versagen der experimentellen Methode „bei gewissen Gegenständen“. Auch Diltheys beschreibende Psychologie wird angesprochen. Elsenhans zufolge gehört die Psychologie zum Bereich der Philosophie. Er übt jedoch Kritik an Husserl und an „subjektiver Phänomenologie“ als „Transzendentalpsychologie“. Elsenhans nennt psychische Vorgänge, die sich dem Experiment entziehen: das produktive logische Denken, die höheren Formen des ästhetischen Wohlgefallens, der Willensentschluss, das sittliche und das religiöse Bewusstsein (S. 52). In einem 20 Seiten umfassenden Kapitel diskutiert er das Leib-Seele-Problem, auch den psychophysischen Parallelismus als Arbeitshypothese.

August Messer (1867 – 1937)

August Messer, ein Philosoph, der Bücher über Erkenntnistheorie und Kritischen Realismus verfasste, schrieb eine *Einführung in die Psychologie und die psychologischen Richtungen der Gegenwart* (1927). Diese wird als Lehrbuch für Studierende bezeichnet und ist auch wegen der Auflagehöhe (bereits 10. bis 12. Tausend in der 4. Auflage) bemerkenswert. Messer kritisiert Diltheys Schreibtischpsychologie und wirft anderen Autoren Verbalismus und eine scholastische Einstellung vor. „Scholastisch“ bedeutet für ihn, dass aus Wortbedeutungen analytische Urteile abgeleitet werden, in der Meinung, damit eine Tatsachenerkenntnis gewonnen zu haben. Demgegenüber strebe Husserl ja Wesenserfassung an. Die Würzburger Schule (nur zeitweise mit Külpe) wollte durch systematische Selbstbe-

obachtung auch die höheren Prozesse der Denk- und Willensvorgänge erfassen, d.h. auch, auf die Fragen des Versuchsleiters gestützt. Wundt zufolge erschließe sich die Psychologie des Denken eher aus dessen Verkörperung in der Sprache. Als Lehrbücher beider Richtungen, der experimentellen und der beschreibenden Psychologie, empfiehlt Messer die Bücher von Jodl, Ebbinghaus und Elsenhans. Neuthomistische Psychologen wie Gutberlet und Geyser seien heute auch an empirischer Psychologie interessiert, hielten jedoch weiterhin am Wesen der Seele, deren Unsterblichkeit und Einfluss auf den Leib fest.

Wundt habe die Anfänge der experimentellen Psychologie mächtig gefördert und die experimentelle Psychologie und die Völkerpsychologie zusammengefasst. Allerdings werde Wundts Apperzeptionslehre von einigen Vertretern der experimentellen Psychologie abgelehnt. Messer meint, dass Apperzeption für Wundt ein empirisch-psychologischer Begriff ist, für den auf der physiologischen Seite noch unbekannte Vorgänge mit vielen Zwischengliedern anzunehmen seien. Messer hebt Wundts Tendenz hervor, dem Willen des Menschen eine selbständige Aktivität zu sichern, z.B. in den Vorstellungen von Zielen, Absichten, Plänen. Messer sieht innerhalb des alten Gegensatzes „Determinismus“ – „Indeterminismus“ eine Annäherung beider Richtungen.

Das Buch Messers enthält Kapitel über Erkenntnisquellen und Methoden der Psychologie, über innere und äußere Wahrnehmung. Er diskutiert die Selbst- bzw. Erlebnisbeobachtung, die Reflexion, d.h. die sogenannte Evidenz der Selbstwahrnehmung. Die Selbstbeobachtung bleibe die schlechthin unentbehrliche und wichtigste Quelle der Psychologie. Weiterhin gebe es die Beobachtung anderer und die Verwertung ihrer Mitteilungen, die Befragung, die Fragebogenmethode, das Experiment. Messer zitiert hier Wundts Definition und schränkt wie Wundt ein, dass das Ideal der Wiederholung unter gleichen Bedingungen schwer durchführbar sei. Messer erwähnt und erörtert auch, z.T. ausführlicher, mehrere methodenkritische Aspekte (jedoch ohne Verweis auf Kants Argumente): Instruktionen, Voraussetzungen, Erwartungen, Suggestionen, Absichten und Hypothesen des Versuchsleiters, suggestives Befragen, Voreingenommenheit. Die Ausdrucksmethoden werden primär als psychophysiologische Untersuchungen mit vegetativen und motorischen Reaktionen dargestellt, die Eindrucks- mit den psychophysischen Maßmethoden. Eine Kombination sei mit den Reaktionsmethoden möglich. Die psychologischen Experimente sind den naturwissenschaftlichen nicht gleichwertig, zumal es sich um komplizierte Erlebnisse handle. Bei verwickelteren psychischen Vorgängen versagten die experimentellen Methoden in steigendem Maße. Messer fügt an, dass die bedeutsamsten Erlebnisse nur im *Ernst des Lebens* vorkommen, nicht im psychologischen Institut.

Die Exaktheit naturwissenschaftlicher Erkenntnis wird die experimentelle Psychologie im Allgemeinen nicht erreichen können, weil „die Objekte der Psychologie nicht im gleichen Sinne der mathematischen Bestimmung zugänglich sind wie die der Naturwissenschaft; ferner, weil sie sich nicht in demselben Maße isolieren und einer wiederholten Beobachtung unterwerfen lassen. Erlebnisse sind ja keine beharrenden Dinge, sie sind mehr oder weniger flüchtige Vorgänge, aufs innigste verwoben in das gesamte Seelenleben des Individuums, abhängig von dessen Vergangenheit, dessen dauernden und vorübergehenden Dispositionen“ (1927, S. 63). Messer geht auf die Messbarkeit ein und trifft Kants Position, ohne ihn zu nennen. Es sei unmöglich, die als Maß benutzte Größe aufzubewahren oder

jederzeit wieder genau übereinstimmend herzustellen: „Der fließende Charakter des Psychischen macht es unmöglich, dass irgendein psychisches Gebilde als Maßeinheit von beliebig vielen Individuen benutzt werden könne, „also direkte Messung stattfinde“. Indirekte Messung bedeute, erhebliche Einschränkungen hinzunehmen: bestimmte Reizgrößen als ebenmerkbliche Unterschiede zu erfassen, würde ja doch die Teilbarkeit der Reize auf die Seite der Empfindungsintensitäten übertragen, wobei „also jener wesentliche Unterschied zwischen Physischem und Psychischem verkannt“ (S. 118) werde. Webers Gesetz gelte nicht allgemein. Eine eher physiologische Deutung sinnvoll (Messer verweist auf die Diskussion der Psychophysik durch G. E. Müller, 1904, Lipps, 1906, Wirth, 1912). Er sieht eine künstliche Vereinfachung der Verhältnisse (S. 124). – Neben der Ausgewogenheit der Darstellung ist ungewöhnlich, dass Messer einige Hinweise zur Angewandten Psychologie gibt und in einem eigenen Kapitel erörtert, welchen Beitrag die Psychologie zum Weltbild leistet. Das Buch zeichnet sich durch differenzierte Urteile zur Methodenlehre, insbesondere zur Frage der Messbarkeit psychischer Vorgänge, aus.

Gestaltpsychologie

Die *Gruppe der Gestaltpsychologen*, vor allem Max Wertheimer, Kurt Koffka und Wolfgang Köhler, wird in der deutschsprachigen, und auch der angloamerikanischen, Literatur oft als eine *Schule* bezeichnet. Bei näherer Betrachtung muss differenziert werden. Die Ursprünge der Gestaltpsychologie liegen primär in dem Ansatz von Christian Ehrenfels (1890), der sich seinerseits auch auf Mach bezieht. Mach (1886) hatte in seinem Buch *Die Analyse der Empfindungen* behauptet, dass wir „Raumgestalten“ und selbst „Tongestalten von Melodien“ unmittelbar zu empfinden vermögen. Ehrenfels führt diese Überlegung fort und fragt, was denn jene Gestalten in sich seien: eine bloße Zusammenfassung von Elementen oder etwas gegenüber diesen Neues. Hier wird das Prinzip der „Übersummativität“ formuliert, das – neben dem Prinzip der Transponierbarkeit – ein herausragendes „Gestaltprinzip“ bildet. Die Vorgeschichte dieses Syntheseprinzips reicht philosophisch bis zu Aristoteles und Leibniz zurück. Unter den empirischen Psychologen scheint Wundt die relative Priorität zu haben (Wundt, 1863, I, S. 435 f.; vgl. auch 1920a, S. 183; Fahrenberg, 2011). Bei ihm heißt dieses Prinzip, das heute eher als Emergenzprinzip zu bezeichnen wäre, *Prinzip der schöpferischen Resultante* bzw. *Synthese* (siehe Abschnitt 3.7).

Die *Berliner Gestaltpsychologen* haben am Institut (wobei Stumpfs Emeritierung schon im Jahr 1923 stattfand) und in Stumpfs Tonpsychologie eine anregende Umgebung für ihre Forschung und die Entwicklung der Gestalttheorie gefunden. Ihre *Leitidee* war, mit dieser allgemeinen Kategorie der Gestalt und mit den Gestaltgesetzen, die über die sensorische Wahrnehmung hinausreichen, eine zentrale Konzeption der Psychologie zu schaffen. Die Psychologiegeschichte berichtet jedoch über ihre Divergenzen und ihre keineswegs einheitlichen Auffassungen, nicht nur bei Kurt Lewin und Otto Selz. Die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Positionen divergierten. Wegen der Auflösung der Gruppe, teils durch Wegzug, teils durch Emigration (gezwungen oder wie bei Köhler aus Protest) ist die „Gestalt-Bewegung“ dann vor allem durch andere getragen worden, auch in den USA (sie-

he Schönplflug, 2013; Ash, 1995; Leahy, 1991; Ludy, 2009; Pickren & Rutherford, 2010). Köhlers und Lewins Werk ist in mehrerer Hinsicht besonders interessant.

Wolfgang Köhler (1887 –1967)

Das Buch *Psychologische Probleme* sei „ursprünglich für Amerika geschrieben“ worden, schreibt Köhler im Vorwort seines 1933 auch in deutscher Übersetzung publizierten Buches. Er möchte über die seit etwa 1910 eingetretenen Wandlungen der europäischen Psychologie und die veränderte Denkweise informieren. Es sei keine Darstellung der Gestaltpsychologie, sondern „ihr Ziel sei nur, die Denkart des Lesers bei Betrachtung einiger ausgewählter Gebiete so viel beweglicher zu machen, dass er merkt, in welcher Richtung, über diese Schrift hinaus, die wesentlichen neuen Dinge liegen. Gestaltpsychologie ist etwas von größeren Dimensionen, die man bisher nicht einmal ganz übersehen kann, und sie ist schöner, als was in diesem Buche steht“ (S. V). „Hätte ich in dieser Schrift Stellung nehmen wollen zu der Sachlage in Deutschland, der philosophierenden Psychologie vor allem, die so viele Federn in Bewegung hält, dann hätte ich freilich ganz anders vorgehen müssen, als ich hier getan habe“ (S. VI). Es wird deutlich, dass Köhler weder „große Sachthemen vom Charakter aufwärts“ behandeln möchte, noch „dass man nur noch die letzten Abstraktionen betrachtet und junge Modeworte, die sich auf allen Druckseiten tummeln, zärtlich vor der Berührung mit dornigen Konkreta bewahrt“ (S. VI f).

Das Buch ist anspruchsvoll verfasst, enthält viele Bezüge auf Sachverhalte der Physik und Biologie, häufig auch auf die eigenen Forschungsgebiete, u.a. die Beobachtungen bei Menschenaffen, und verknüpft viele Ideen der Wissenschaftslehre der Psychologie. In dem einleitenden Kapitel setzt sich Köhler mit dem Behaviorismus auseinander. Er referiert die einschneidende Kritik an der Selbstbeobachtung und der Subjektivität der traditionellen Psychologie und begegnet dieser Auffassung teils recht ironisch und überlegen (S. 9 ff). Diese Auseinandersetzung scheint ihn jedoch angeregt zu haben, die in der damaligen deutschen Psychologie noch ungewöhnlichen Begriffe *Verhaltenspsychologie* und *Verhaltensexperiment* zu erläutern [„Verhalten, d.h. die Reaktion lebender Systeme auf gegebene Bedingungen“ (S. 11)]. Köhler konzidiert die Beeinflussung des „Vorgangs im beobachteten System selbst“ und zitiert in einer Fußnote Planck und Bohr zur Unbestimmtheitsrelation (auch Köhler scheint Kants genauere Hinweise auf die methodische Reaktivität nicht zu kennen), hält aber daran fest, dass die unmittelbare Erlebniswelt nicht ignoriert werden sollte. Er verwendet den Begriff „objektive Erfahrung“, aufgrund eines indirekten, durch Schlüsse vermittelten Vorgehens, gegenüber der direkten und unvermittelten Erfahrung. Er unterscheidet die genetische Subjektivität der unmittelbar zugänglichen Erfahrung von der objektiven Erfahrung eines anschaulichen Objektes, beispielsweise eines Stuhls, der nicht etwa nur „subjektive“ Erscheinung ist. Diese – kurz gefasst– als *kritischen Realismus* zu kennzeichnende Position führt er in einem Kapitel über Psychologie und Naturwissenschaft weiter, wobei er auch qualitative Beschreibungen und Messungen diskutiert.

Die folgenden Sätze charakterisieren vielleicht am besten Köhlers Einstellung: „Es könnte auch für die Psychologie besser sein, wenn sie zwar die Kritik von behavioristischer

Seite aufmerksam anhörte, dann aber mit einiger Naivität zur produktiven Arbeit zurückkehrte und dabei jedes Mittel verwendete, bei dem vielleicht etwas herauskommt“ (S. 20). „Es ist im Prinzip nichts gegen eine Nachahmung der Naturwissenschaften einzuwenden; aber etwas verständig müssen wir dabei vorgehen“ (S. 27). „Es ist nicht einzusehen, weshalb diese Konstruktion von physiologischen Prozessen, die den phänomenalen so unmittelbar zugrunde liegen, schlechterdings unmöglich sein sollte, wenn dieselben phänomenalen Daten uns die Konstruktion einer äußeren physikalischen Welt erlauben, welche doch mit jenen Daten in viel weniger engem Zusammenhang steht“ (S. 37).

Köhler erläutert eingehend seinen Standpunkt des *psychophysischen Parallelismus*. Als *psychophysisches Niveau* bezeichnet er den Abschnitt im Wahrnehmungsprozess, in dem der Gegenstand bzw. das physikalische Objekt bewusstseinsfähig und zum eigentlichen Anschauungsding wird, d. h. beim Sehen in der kortikalen Sehrinde. Sein Prinzip besagt, dass „einem Geschehen, welches als in sich zusammengehörig erfahren wird, in den zugrundeliegenden physiologischen Prozessen eine in sich dynamisch zusammenhängende Einheit oder ein Geschehensganzes entspricht“ (S. 41). Qualitäten des *Phänomenalen* werden nicht ausführlicher diskutiert, und Köhler fragt nicht weiter nach eigenständigen (regionalen) Kategorien.

An das Kapitel *Psychologie und Naturwissenschaft* schließt sich *kein* entsprechendes Kapitel über *Psychologie und Geisteswissenschaft* an. Es folgen Kapitel über die *Lehre von der reinen Sinneserfahrung*, die *Gliederung des Wahrnehmungsfeldes* und die *Wahrnehmungsgestalten*. Sie bilden den Schwerpunkt des Buches. Köhler elaboriert das funktionelle Grundproblem von Reizkonstellation und Gesamtprozess, den Begriff vom „summativen oder Mosaikcharakter der Sinneserfahrung“ gegenüber „der dynamischen Einheit spezifischen Geschehens in Feldbereichen.“ Er erläutert und prägt viele Grundbegriffe, wobei er durch seine Berliner Kollegen (Lewin, Koffka, Wertheimer) beeinflusst ist: dynamisches Geschehen, Spannungsgefüge von abhängigen Resultierenden und dynamische Selbstverteilung, die Gliederung des Wahrnehmungsfeldes und Organisationsprinzipien der Wahrnehmung, Gestaltbildung, optische Täuschungen, Gestalt als „ausgesondertes Ganzes“. Köhler betont in interessanter Weise gegenüber der Aktpsychologie in der Nachfolge Brentanos und Husserls, dass mit der Feststellung, dass ein Akt einen Gegenstand hat, noch nicht das Problem der Organisation im Gesamtfeld eines spezifischen Aktes geklärt ist. Eine „atomisierende Behandlung des Feldganzen“ müsse ausgeschlossen werden (S. 228). Köhler geht auf die Vielzahl der von Ehrenfels hervorgehobenen Gestaltqualitäten ein, allerdings nicht speziell auf Übersummativität, Emergenz oder ähnliche Begriffe, beschreibt ausführlicher die Transponierbarkeit sowie kurz die charakteristischen Erscheinungen der Selbstverteilung und Selbstregulation. Für ihn sind es keine abstrakten Erkenntnisprinzipien, sondern Prinzipien der menschlichen Wahrnehmung, die ihn zur Kritik der „Maschinenlehre des Nervensystems“ weiterführen.

Am Ende steht ein Kapitel zur *Phänomenologie des menschlichen Verhaltens* mit der fundamentalen Frage, wie wir anderen Menschen Bewusstsein zuschreiben und sie zu verstehen vermögen: „Über verständliche Zusammenhänge“. Statt von „Einfühlen“ oder unerklärlichem „Verstehen“ zu schreiben, stützt sich Köhler auf eine differenzierte Analyse der Wahrnehmung aller Ausdrucks- und Verhaltensweisen des Gegenüber, auf den Einfluss

von Erinnerungen an das eigene Verhalten, Gewohnheitsbildung und Lernen. *Verstehen* ist ein Verstehen im Feldganzen, und diese Überlegungen führen erneut zum Gegensatz zwischen „Maschinendeutung“ und „dynamischer Theorie“ (siehe *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand: eine naturphilosophische Untersuchung*, 1924, und *Dynamische Zusammenhänge in der Psychologie*, 1958, sowie die *Selected Papers*, 1971).

Kommentar

Stärker als bei den meisten anderen Autoren in dieser Übersicht bezieht Köhler konkrete Forschungsergebnisse, praktische Fragestellungen und Alltagspsychologie ein. Sie werden im Wechsel der Perspektiven entwickelt und bilden, trotz des gelegentlich essayistischen Stils und der anschaulichen Exkurse, keine leichte Lektüre. Viele Abschnitte stammen direkt aus der Forschungserfahrung und der damals aktuellen Diskussion der Gestaltpsychologie, der ebenfalls herausragenden Kontroverse über „Verstehende Psychologie“ und der beginnenden Auseinandersetzung über den Behaviorismus bzw. die Verhaltensforschung. Abgesehen von seinen Axiomen des psychophysischen Parallelismus verzichtet Köhler weitgehend auf definitorische Zusammenfassungen und er gibt auch keine Systematik der Kategorien und Relationsbegriffe. Wenn Köhler für eine mittlere Position zwischen Psychologie und Behaviorismus (allerdings mit expliziter Verankerung im psychophysischen Parallelismus) plädiert, so meint er es perspektivisch und forschungsbezogen. Köhler geht zwar auch auf seine berühmten Intelligenzprüfungen an Schimpansen ein, doch spielt diese Forschung in seinen späteren Publikationen eine auffällig geringe Rolle (siehe Abschnitt 5.3). Deutlich ist jedoch, dass das Bewusstsein und die geistige Welt als besondere Sphären, d.h. über die innere Erfahrung und die Genese der sensorischen Wahrnehmung hinaus, kaum interessieren. Die eigenständigen Kategorien dieser Sphäre sind hier nicht sein Thema, werden nicht negiert, aber auch nicht vertieft. Gefühl und Willensstätigkeit, die soziale und geistige Welt, die Person und Situation sind nicht zum Thema geworden. Dennoch erscheinen hier ein ungewöhnlich „bewegliches“ Denken und ein anregender „Forschungsstil“ der wissenschaftstheoretischen Diskussion.

Kurt Lewin (1890 -1947)

Lewin hatte sich schon früh für methodologische Probleme und alltagsnahe Psychologie interessiert, u.a. für die Generalisierbarkeit der experimentellen Forschungsergebnisse im Labor auf den Alltag, d.h. das *Labor-Feld-Problem*. „Die *Lebensnähe* des Experiments ist nicht in der quantitativen Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zu suchen, sondern entscheidend ist, ob beide Male wirklich der gleiche *Geschehenstypus* vorliegt. Handelt es sich nämlich um Geschehnisse gleicher Struktur, so ist innerhalb breiter Bereiche ein Schluss ... zulässig“ (Lewin, 1927, S. 419). Das von ihm formulierte Prinzip hat Bestand (siehe Fahrenberg et al., 2002). Er kann als der wichtigste Pionier der Feldforschung und Aktionsforschung bezeichnet werden.

Eines seiner wichtigsten Bücher gilt der Theoretischen Psychologie. Lewins (1969) *Grundzüge der topologischen Psychologie* sind posthum erschienen. Die Herausgeber schildern, wie die deutsche Auflage dieses 1936 in den USA publizierten Buches mühselig anhand von Teilen des deutschen Originalmanuskripts und durch Rückübersetzungen zusammengestellt und erst 30 Jahre später in einem deutschen Verlag erscheinen konnte. In seinem Buch schreibt Lewin: „Bei allen psychologischen Problemen ist es die Hauptaufgabe, topologische Beziehungen zu bestimmen. Wandlungen des Zusammenhangs sind sowohl in der psychologischen Umwelt wie in der Struktur der Person die bedeutendsten Veränderungen. Gleichzeitig sind für die mathematische Seite unseres Problems die topologischen Beziehungen fundamental. Die Topologie als die allgemeinste Wissenschaft von räumlichen Beziehungen kann auf das Verhältnis von ‚Teil‘ und ‚Ganzem‘ gegründet werden, oder anders ausgedrückt, auf den Begriffen des ‚Teileins‘. Eng verbunden mit diesen Begriffen ist der von der ‚Umgebung‘ eines ‚Punktes‘“ (S. 105). Zuvor hatte er „Gesetzesforschung“ und „Situationsdarstellung“ unterschieden und einige seiner zentralen Begriffe eingeführt: Lebensraum (Person und Umwelt), Kräfte, Bewegungsspielraum und Lokomotionen, psychologischer Raum und Dynamik, jeweils mit Blick auf entsprechende mathematische und physikalische Konzepte und mit Exkursen zum Ursachenbegriff. Das Kapitel über Gesetzesforschung und Situationsdarstellung, Gesetz, Einzelfall und Situationsdarstellung enthält zwei Tabellen: *Begriffliche und methodologische Eigentümlichkeiten verschiedener Epochen der Psychologie* sowie *Gesetzlichkeit und dynamische Begriffe*. Lewin unterscheidet hier eine spekulative („aristotelische“), eine deskriptive und eine konstruktive („galileische“) Epoche. Die drei Zielsetzungen sind: (1) Das Wesen der Dinge und die Ursache hinter jedem Ereignis aufdecken. (2) Tatsachen, so viele wie möglich, sammeln und exakt beschreiben. (3) Gesetze aufdecken und Einzelfälle voraussagen (S. 32).

„Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Begriffsbildung bedeutet *inhaltlich*, dass die ‚Ursache‘ der Geschehnisse nicht mehr in der Natur des einzelnen isolierten Gegenstandes gesucht wird, sondern prinzipiell in dem Zueinander von Gebilde und seiner Umgebung. Die Umwelt der Person wird nicht mehr als bloße ‚Störung‘ oder als eine ‚Begünstigung‘ der durch die Natur der Person ein für allemal fest gegebenen Tendenzen aufgefasst. Daher kann man die Kräfte, die das psychische Geschehen regieren, nur dann zu verstehen hoffen, wenn man das Ganze der Situation in die Darstellung einbezieht. In der Psychologie kann man innerhalb der Gesamtsituation zunächst einmal grob die Person (P) und ihre Umwelt (U) unterscheiden. Das Ausmaß, in dem ein bestimmtes Verhalten von den Eigenschaften der Person oder der Umwelt abhängt, ist jeweilig recht verschieden. Prinzipiell aber hängt jedes psychologische Geschehen sowohl vom Zustand der Person wie dem der Umwelt ab. Unsere Formel $V = f(S)$ können wir daher für jedes psychische Geschehen als $V = f(PU)$ festsetzen. Die experimentellen Arbeiten der letzten Jahre lassen diesen beiderseitigen Zusammenhang für alle Gebiete der Psychologie immer deutlicher hervortreten. (...) Wir werden im Folgenden den Terminus ‚psychologischen Lebensraum‘ benutzen und wollen darunter den Gesamtbereich dessen verstehen, was das Verhalten des Individuums in einem gegebenen Zusammenhang bestimmt.“ Lewin prägt diesen Begriff, da es noch keinen Ausdruck gebe, um „Person und Umwelt in einheitlichen Ausdrücken als Teile einer Situation darstellen zu können“ (S. 34).

Die „dynamischen Grundbegriffe“ werden erklärt, die Kräfte und Bewegungen im Raum, Gleichgewicht, dynamische Ganzheit sowie Barrieren und Grenzen. In den folgenden Kapiteln dieses Buchs gibt es zahlreiche Skizzen möglicher topologischer Beziehungen, dann auch psychologische Anwendungen, beispielsweise die „Situation eines Kindes, das einer nicht erwünschten Speise gegenübersteht“ mit einer Analyse der Feldkräfte. Dieses Beispiel aus einer gemeinsamen Untersuchung mit Dembo et al. veranschaulicht die psychische Dynamik: sowohl positive Valenz (Aufforderungscharakter) als auch negative Valenz, Kräfte und Spannungsverhältnisse, Lokomotion usw. Weitere Skizzen betreffen etwa die Topologie der Person und der personalen Struktur.

Im beigefügten Glossarium solcher zentralen Begriffe heißt es unter anderem (S. 218-227): „*Dynamisch*: Tatsachen oder Begriffe, die auf Bedingungen eines Wandels – speziell auf Kräfte – zurückgehen, werden als dynamisch bezeichnet. Dynamische Fakten können nur indirekt bestimmt werden (siehe Konstruktum).

Erklärung: Darstellung einer konkreten Situation erfolgt so, dass aus ihr die wirklichen Geschehnisse mit Hilfe allgemeiner Gesetze abgeleitet werden können.

Feld: Ein Raum, dem an jedem Punkt eine bestimmte Charakteristik zuzuschreiben ist.

Konstruktum: Ein dynamisches Faktum, das durch ‚operationale Definition‘ indirekt als ‚intervenierender Begriff‘ bestimmt wird. Das Konstruktum drückt eine dynamische Wechselbeziehung aus und erlaubt im Zusammenhang mit Gesetzen Feststellungen darüber, was möglich und was nicht möglich ist.

Lokomotion: Positionswandel. Lokomotion kann als Strukturwandel verstanden werden: der sich bewegende Bereich wird Teil eines anderen Bereichs. Lokomotion kann als Weg dargestellt werden, der gegangen werden kann oder nicht. Dieser Weg kennzeichnet eine Lageänderung in einem sonst hinreichend konstanten Feld. Man kann quasi-physikalische, quasi-soziale und quasi-begriffliche Lokomotionen unterscheiden.

System: Ein Bereich, der unter dem Gesichtspunkt seines Zustandes, insbesondere seines Spannungszustandes, betrachtet wird.

Verhalten: Unter Verhalten verstehen wir jede Veränderung im Lebensraum, die psychologischen Gesetzen unterworfen ist (siehe Einwirkungen ‚von außen‘). Verhalten (V) in einem bestimmten Zeitpunkt ist eine Funktion des Lebensraums (L) zu dieser Zeit. $V = f(L)$.

In einem früheren Aufsatz *Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie* hatte Lewin (1931) seine wissenschaftstheoretischen und psychologie-historischen Überlegungen zu dieser Thematik ausführlich dargestellt. Am Schluss schreibt er: „Es gilt zur Einsicht zu bringen, dass Allgemeingültigkeit des Gesetzes und Konkretheit des individuellen Falles keine Gegensätze sind, und dass an Stelle der Bezugnahme auf einen historisch möglichst ausgedehnten Bereich häufiger Wiederholungen die Bezugnahme auf die Totalität einer konkreten Gesamtsituation treten muss. Das bedeutet methodisch, dass die Wichtigkeit eines Falles und seine Beweiskraft nicht nach der Häufigkeit seines Vorkommens gewertet werden darf. Das bedeutet endlich, in Psychologie und Biologie ebenso wie in der galileischen Physik einen Übergang von einem klassifikatorisch-abstraktiven zu einem wesentlich konstruktiven Verfahren.“ Die Psychologie sieht Lewin eher noch in einer spekulativen Frühepoche, noch ohne den Fond

von Gemeinsamkeiten. Im Unterschied hierzu habe in der Physik die Begriffsbildung „ein Verfahren eingeschlagen ..., das es gestattet, schrittweise sich der Erkenntnis des Gegenstandsgebietes ‚anzunähern‘. So ergibt sich ein kontinuierlicher, trotz aller Umwälzungen ‚stetiger Gang‘ der Wissenschaft. Mir scheint vieles dafür zu sprechen, dass sich trotz der Fülle der Richtungen und Schulen auch für die Psychologie und damit für die dynamischen Probleme der Biologie in der starken Bewegung der gegenwärtigen Krise eine solche stetigere Entwicklung ankündigt“ (1981, S. 271).

Lewin gilt als sehr einflussreicher Pionier der experimentellen Sozialpsychologie und der Feldforschung (1962, *Werkausgabe*, 1980 ff). In den USA richtete sich sein Hauptinteresse auf die Gruppendynamik und die praxisnahe Lösung sozialer Konflikte: *Resolving social conflicts: selected papers on group dynamics* (1948, deutsche Übersetzung 1953). In einem Kapitel „Der Sonderfall Deutschland“ überlegte Lewin, wie Deutschland in der Nachkriegszeit durch *Reeducation* demokratisiert werden könnte.

Kommentar

Viele spätere Autoren fanden Lewins Feldtheorie anregend: Ein System, dessen Teile dynamisch so zusammenhängen, dass der Wandel eines Teils zu einem Wandel aller anderen Teile führt. Auf seine Weise, d.h. in seiner topologischen Darstellung, entwickelt Lewin zugleich eine spezielle Kategorienlehre mit einem konsistenten Aufbau von – in diesem Verständnis neuen – Relationsbegriffen. Er verbindet die abstrakten topologischen Konzeption und Relationsbegriffe mit anschaulichen psychologischen Untersuchungen aus seinem Berliner Arbeitskreis hauptsächlich in den drei Bereichen: Motivation und Handeln, Persönlichkeit, soziales Verhalten; wobei Person und Umwelt als untrennbare Einheit aufgefasst sind. Es ist eine universelle Sichtweise, die gegründet ist auf Erkenntnislogik und Mathematik, und außerdem naturwissenschaftliche, soziologische, pädagogische und sozialpolitische Interessen einschließt (S. 17). Lewin ist der Schöpfer zahlreicher Begriffe bzw. begrifflicher Akzentuierungen: psychologisches Feld mit Feldkräften, psychologischer Lebensraum, Bedürfnis als Spannungssystem, Aufforderungscharakter (Valenz), Anspruchsniveau, Sättigung, Zeitperspektive, Barriere usw. (S. 17, S. 218 ff).

Die Herausgeber weisen in ihrer Einleitung auf die möglichen Missverständnisse und Fehleinschätzungen von Lewins Werk hin. Nachdem sich die von Herbart verfolgte Mathematisierung der Psychologie, u.a. „die Infinitesimalrechnung auf den ‚Mechanismus der Vorstellungen‘ anzuwenden, als Fehlgriff herausgestellt hatte“ (S. 14), seien in der Folgezeit fast ausschließlich statistische Konzepte verwendet worden. „Lewin kommt in diesem Zusammenhang das Verdienst zu, als erster versucht zu haben, andere Bereiche der Mathematik als bloß die Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung für die psychologische Forschung fruchtbar zu machen. Er ging mit dem Hineintragen topologischer und vektoranalytischer Vorstellungen über jene inzwischen konventionell gewordene Verwendung der Mathematik in der Psychologie hinaus.“ Die Absichten Lewins, seine Raumbegriffe und die Mathematisierung wären oft grotesk als Physikalismus missverstanden worden. Lewin habe versucht, die Psychologie räumlich zu bestimmen, es gehe ihm aber „nicht um die Herstellung analogischer Bilder, sondern um eine ‚direkte‘ und sachgerechte Darstellung psychi-

scher Zustände und Geschehnisse mit mathematischen Mitteln“ (S. 15). Mit topologischen Mitteln können auch Ortsveränderungen dargestellt werden, d.h. psychologische Lokomotion im Sinne quasi-sozialer oder quasi-begrifflicher (geistiger) Bewegungen. Auch Lewins Feldkonzeption hinsichtlich Zeit und Zeiterleben sei völlig missverstanden worden. Die Abstraktionen der Topologie sind von originellen Forschungsarbeiten begleitet.

Zusammen mit seinen Berliner Mitarbeitern unternahm Lewin eindrucksvolle Experimente zum produktiven Denken, zur Psychologie des Ärgers und zur Gruppendynamik und anderen Themen; nach seiner Emigration in die USA konnte er diese originellen Arbeiten zu einer sehr einflussreichen Richtung der modernen Sozialpsychologie ausbauen.

William Stern (1871 – 1938)

William Stern (1900 und 1911) hat zwei bedeutende Bücher *Über Psychologie individueller Differenzen* und *Die Differentielle Psychologie in ihren Grundlagen* publiziert und gilt damit als hauptsächlicher Begründer dieses Fachgebiets Differenzielle Psychologie (neben Galton, Binet, McKeen Cattell). In einem frühen Werk hatte Stern (1906) bereits Grundzüge seines *kritischen Personalismus* dargelegt und die Anschauungs- und Denkformen differenziert. Gegenüber dem Sachlichen, Quantitativen, Mechanischen, den Aktionen und Reaktionen wird das Qualitative, Individuelle, Formende, Aktive, Zielstrebige hervorgehoben. Die Person hat zwei Daseinsstufen: als *Person an sich* (Stufe der bloßen Selbsterhaltung) und als *Person an und für sich* (Stufe der Selbstentfaltung). Sie ist „ein solches Existierendes, das, trotz der Vielheit der Teile, eine reale, eigenartige und eigenwertige Einheit bildet, und als solche, trotz der Vielheit der Teilfunktionen, eine einheitliche, zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt“. Sie ist *unitas multiplex*, ein Ganzes, Einheit, aktiv, eigenartig; die *Sache* hingegen ist ein Aggregat, Quantität, passiv, mechanisch, Fremdzweck (1906, S. 166 f; siehe auch Renner & Laux, 1998).

In seinem späteren, ca. 850 Seiten starken Buch *Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage* möchte Stern (1935) eine „personalistische“, d.h. auf die Person und ihr Erleben der Welt zentrierte, Darstellung der Psychologie geben (das Buch musste wegen der erzwungen Emigration in Holland gedruckt werden). Psychologie sei die Wissenschaft von der „erlebenden und erlebnisfähigen Person“. Stern erklärt nicht genauer, ob der Namenswandel von der Bewusstseins- zur Erlebnispsychologie grundsätzliche methodologische Konsequenzen hat. Psychologie sei eine empirische Spezialwissenschaft mit Beziehungen zu den Naturwissenschaften und zur Philosophie. Die Biologische Psychologie wird nur kurz behandelt, kaum die Tierpsychologie, und das Gehirn wird fast ganz ausgeklammert. Stern befasst sich einleitend auch mit früheren Entwicklungen der Psychologie und bemerkt fast entschuldigend: als ein älterer Psychologe, dessen Anfänge noch unter dem unmittelbaren Eindruck jener Epoche gestanden hätten, sehe er eine Pflicht, für die wünschenswerte Kontinuität zu sorgen und in die Gegenwart überzuleiten (S. XVII).

Stern macht auf verschiedene Strömungen und Sichtweisen aufmerksam und stellt den Wandel des Seelenbegriffs dar: die Seele im menschlichen Individuum, die Beschaffenheit des Seelischen, das Wesen der Seele, das Leib-Seele-Problem. Er spricht sich sehr

kurz gegen Dualismus, Monismus und Parallelismus aus. Jetzt beginne sich eine Auffassung zu entwickeln, die den beiden Begriffen Leib und Seele die Ursprünglichkeit abspricht, denn diese bildeten nicht die Grundkategorien. „Der Begriff ‚Person‘, der nun die Führung übernimmt, steht *vor* jenem Gegensatz, er ist ‚psychophysisch neutral‘“ (S. 12). Stern entwickelt seine Argumente nicht genauer, sondern schreibt zwei Absätze über Probleme, die aus seiner Sicht nicht metaphysischer Art sind, sondern erkenntnistheoretische und wissenschaftstheoretische Fragen der Psychologie betreffen.

Erkenntnistheoretisch sei zu untersuchen, mit welchen geistigen Werkzeugen der Mensch aufgrund der inneren und der äußeren Erfahrung Psychologie betreibt. Besteht das Recht, über die Erfahrung hinauszugehen durch Spekulation, Hypothese und Deutung? Die Methoden des Erklärens und Verstehens sind beteiligt, und es sei zu untersuchen, „wie die einzelnen psychologischen Kategorien (z.B. Bewusstsein, Vermögen, Typus, Individualität) logisch konstituiert seien usw.“ (S. 13). „Die philosophischen Fragen greifen nach allen Seiten in die Psychologie hinein und bringen in die Befunde der Psychologie Ordnung und System, Sinn und Deutung. Deswegen dürften wir uns nicht scheuen, philosophische Voraussetzungen wenigstens andeutend mit zu behandeln. Stern nennt folgende Aufgaben: der Beschreibung, Klassifikation, Analyse und Ganzheitsbezug, Verknüpfen und Verallgemeinern. Er bezieht sich auf kausale, finale und genetische Erklärung, Verstehen und Deuten, Sinnhaftigkeit von Zusammenhängen, Ganzheitsbezug. Diese Begriffe werden jedoch kaum differenziert und auch nicht in eine praktische Methodenlehre umgesetzt. Stern schreibt über die bedeutungshaltigen und wertbezogenen Subjekte der Geisteswissenschaft, der sog. verstehenden Psychologie, wendet sich jedoch gegen eine Trennung in zwei Psychologien. „Nun ist es richtig, – unsere vorangehenden Ausführungen haben es schon angedeutet – dass die Psychologie längere Zeit hindurch unter dem einseitigen Einfluss naturwissenschaftlicher Gesichtspunkte stand und über den Elementen die Ganzheit, über der Gesetzmäßigkeit die Sinnhaftigkeit ihres Gegenstandes vernachlässigt hatte“ (S. 26). Diese Einheit des Verstehens herbeizuführen ist die besondere Aufgabe der personalistischen Psychologie.

In den folgenden Abschnitten erwähnt Stern die Deutung von Mimik, Schrift, Werken und definiert: „Deuten ist vermitteltes Verstehen“. Wissenschaftliche Bedenken hegt er gegen einige psychologische Methoden, wie Charakterdeutungen und „Persönlichkeitsdiagnosen“ und sieht „die große Zukunftsaufgabe, eine wissenschaftlich einwandfreie und praktisch zuverlässige Deutungstechnik zu erarbeiten“ (S. 28). Durch diesen „Zwang zur Empirie“ sei wieder in enge Berührung mit jenen Forschungen der naturwissenschaftlichen Psychologie zu kommen. Stern behauptet, die Differenzielle Psychologie und die Entwicklungspsychologie – als selbständige, in sich geschlossene Betrachtungsweise – wären erst ein Erzeugnis des 20. Jahrhunderts, und verweist auf „Krueger und seine Schule“.

Das Material der Psychologie wird ausführlich präsentiert: die „Selbsterfassung“, auch mit einigen Einwänden, doch ohne Kants und Wundts genauere Methodenkritik, die „Selbstcharakteristik“ und die ebenfalls auf chronische personale Wesenszüge gerichtete Erfassung des Fremdseelischen, die intuitiven Verfahren, Analogieschlüsse, die Beobachtung des natürlichen Verhaltens, d.h. des nicht reaktiv, sondern spontanen Geschehens, die Lebensnähe, und schließlich die systematischen Beobachtungsmethoden, Psychographie,

Kasuistik, Entwicklungsabläufe, Experiment und Messung. Die Definitionen sind oft kurz und ohne weitere Diskussion, eher mit Beispielen. Das Experiment sei ein Hilfsverfahren, dessen Form habe sich allmählich „namentlich bezüglich des – im Grunde psychologiefremden – ‚Exaktheits-Merkmals‘“ (S. 83) gewandelt. Je exakter, desto mehr würde die bloße Reaktion der Versuchsperson, „eine Zwangsantwort auf einen Zwangsreiz“, gewonnen. Stern erwähnt auch eine „veränderte Stellung der modernen Psychologie zur Frage der psychologischen Messung. Damals habe eine ungeheure Aufregung bestanden in die man sich kaum zurückversetzen könne. Heute sehen wir diese Fragen viel nüchterner. Damals meinten Fechner und seine Nachfolger, physikalische Maßprinzipien unmittelbar auf das Seelenleben übertragen und dieses dadurch der allgemeinen Naturgesetzlichkeit einordnen zu können“ (S. 84). Zählbares und Abstufbares gebe es auf verschiedenen Gebieten der Psychologie. Stern erläutert Maßwerte, Rangwerte, Häufigkeitswerte, beschreibt die Korrelation, und sieht statt Intensivierung eine Extensivierung, bietet jedoch keine vertiefte Argumentation zur Skalierung. Weiterhin werden Kurzexperimente, Tests, Forschungs- und Prüfungsexperimente genannt und als Hauptarten die Reaktions-, Eindrucks-, Ausdrucks- und Selbsterfassungsmethoden, die Leistungsmethoden sowie als „Fernmethoden“ die Erhebung durch Fragebogen, Sammlung und historische Methoden. „Die Synthese der natur- und geisteswissenschaftlichen Einstellung ist daher auch im Bereich der psychologischen Methodik das Kennzeichen der neuen jetzt im Werden begriffenen Epoche“ (S. 94).

Die personalistischen Grundlagen der Psychologie, überhaupt ein Substrat, müssen jenseits des Leib-Seele Problems bestehen. Zum Begriff der Person gehören u.a. die Modi des Lebens und Erlebens. Stern wendet sich gegen den elementaren Parallelismus, begründet jedoch keine methodologisch geordnete Perspektivität. In diesem Zusammenhang geht er erneut auf das Verhältnis von psychischen zu physischen Vorgängen ein und sieht eine neue Wendung in der personalistischen Auffassung. Das Erleben sei an leibliche Bedingungen geknüpft, jedoch ohne einen Parallelismus der Elemente, da es in der Ganzheit gar keine Einzelatbestände gebe, jeder Zusammenhang gehe immer durch die Person hindurch. Die psychophysische Beziehung sei als Sinnzusammenhang zu begreifen, auch als teleologische Zuordnung. Modi der personalen Welt sind: Person als Zentrum, Person und Welt, personale Dimensionen, Außen/Innen, Gegenwart, personale Nähe, eigenpersonale Dimensionen, Eigenraum und Eigenzeit der Person, die dimensionale Wechselbeziehung von Person und Welt, der Lebensraum und andere Kategorien. Bei den Gesichtspunkten der „psychologischen Dimensionsforschung“ (S. 140) ginge es stets um die beiden Dimensionssysteme Person und Welt. Als Ordnungsgesichtspunkte werden Person/Welt gewählt, keine gesonderten Seelenvermögen behauptet, sondern eine neue theoretische Grundeinstellung gefordert.

Kommentar

Sterns auch heute noch wegen seiner „personalistischen“ Orientierung zitiertes Lehrbuch zeichnet sich durch die methodologische Einleitung und die breite Übersicht über den Kanon empirischer Methoden aus. Diese Abschnitte sind jedoch nicht historisch eingeleitet, so

dass verborgen bleibt, in wievieler Hinsicht es Vorläufer oder sogar überlegene, aber inzwischen vergessene Leistungen gab, z.B. Wundts Interpretationslehre oder seine Methodenkombinationen. Der Methodenpluralismus ist noch nicht nach übergreifenden Prinzipien geordnet. Eine erkenntnistheoretische Ableitung, über die Begriffe des Erlebens und der Person hinaus, fehlt weitgehend und der Übergang zu einer praktischen und kritischen Methodenlehre ist noch kaum ausgeführt. Inwieweit diese personalistische Orientierung neu ist, oder in welchen Aspekten sie neu sein könnte, wäre nur durch einen genauen Vergleich mit den vorausgegangenen Entwürfen möglich; in verschiedener Hinsicht bleibt offen, ob es sich eher um neue Namen für frühere Begriffe und Vorschläge handelt. Auch die Frage nach den metaphysischen Voraussetzungen seiner Konzeption stellt Stern nicht nachdrücklich. Sind die Begriffe Person und Subjekt Statthalter eines säkularisierten Seelenbegriffs, und wie wirken sich diese metaphysischen Voraussetzungen auf die Theoriebildung und die Wahl der Methoden aus?

Der Begriff *Person* wirkt wie viele der Begriffe zunächst sehr pauschal, doch bemüht sich Stern um kategoriale Bestimmungen (wenn auch noch nicht Operationalisierungen) des Gemeinten. Unverständlich bleibt, dass er nicht zumindest an dieser Stelle auf Wundts Prinzipienlehre und die dort formulierten eigengesetzlichen Perspektiven der Psychologie eingeht. Stern ist einer der sehr wenigen Lehrbuchautoren, der diese kategoriale Eigenständigkeit der Psychologie hervorhebt. Er setzt sich, ohne diesen Begriff genauer zu definieren, für eine Kategorienlehre ein und erläutert spezielle Kategorien, die in einer naturwissenschaftlichen Psychologie grundsätzlich fehlen. Damit schließt er ja an Wundts Vorbild an und hätte seine Kategorienlehre mit Wundts Prinzipienlehre sowie den anderen vorausgegangenen wissenschaftstheoretischen Diskussionen verbinden können. Diese Defizite stehen in einem seltsamen Kontrast zu Sterns erklärter Absicht, für die Kontinuität der Psychologiegeschichte zu sorgen. Zu den meisten der von Stern hier angesprochenen Fragen hatte Wundt ca. 50 Jahre zuvor geschrieben – und oft gründlicher. Unverständlich ist weiterhin, dass Stern als bedeutenden Vertreter des Entwicklungsgedankens gerade Krueger nennt, denn dieser hatte diese neue Perspektive deutlich Wundt zugeschrieben.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen kann Sterns Werk als eine herausragende Analyse und Charakterisierung der Psychologie gelten. Sterns Allgemeine Psychologie bedeutet einen mittleren Weg zwischen einer freizügigen Psychologie der Deutungen und Interpretationen und einer einseitig naturwissenschaftlich ausgerichteten Experimentalpsychologie. Der Pluralismus der Strömungen und Richtungen der Psychologie wird beschrieben und dennoch an der Idee einer Einheit der wissenschaftlichen Psychologie festgehalten. Diese Einheitsidee stammt für Stern nicht mehr aus einem metaphysischen Seelenprinzip, sondern aus der fundamentalen Kategorie der Person.

Stern (1906, S. 166 f) prägte den Begriff *unitas multiplex*, um das wissenschaftliche Streben nach einheitlicher Auffassung des Menschen zu kennzeichnen: „Im Begriff der *unitas multiplex* scheint uns der Schlüssel, wie der Wissenschaft überhaupt, so auch der Wissenschaft vom Menschen zu liegen. Wie sich die Mannigfaltigkeit der Merkmale zur Einheit des Individuums verhalte, welche Stufen, welche Richtungen, welche Kausal- und Zweckbeziehungen in diesem immanenten Verhältnis der Teile zum ganzen bestehen, diese Frage wird zum Grundproblem, von dem aus erst die Scheidung des Physischen und Psy-

chischen als ein sekundäres Problem seine Lösung erhält“ (Stern, 1917, S. 6). Stern erkennt „... in dem Ineinander von Vielheit und Einheit eine letzte unaufhebbare Grundtatsache ...“ (S. 7). William Sterns *Allgemeine Psychologie* (1935) kann als breite Analyse des Status der Psychologie in Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg verstanden werden – zur Zeit der Emigration der meisten Gestaltpsychologen, der Psychoanalytiker und anderer bedeutender Psychologen.

3. 13 Naturwissenschaftlich orientierte Psychologie, Physiologische Psychologie, Biologische Psychologie, Psychophysiologie und Neuropsychologie, Verhaltensphysiologie, Behaviorismus

3. 13. 1 „Naturwissenschaftlich“ muss definiert werden

Der Begriff „naturwissenschaftlich“ ist mehrdeutig und muss gerade auf dem Gebiet der Psychologie präzisiert werden. Dagegen ist Naturwissenschaft als Oberbegriff und Gebietsbezeichnung für die exakten Naturwissenschaften Physik und Chemie sowie für die anderen Naturwissenschaften wie Biologie oder Geologie und Astronomie mit ihren mehr oder minder umfangreichen *nicht* experimentellen deskriptiven Anteilen bestimmt. *Naturwissenschaftlich* bezeichnet hier eine wissenschaftstheoretische Grundeinstellung und Methodologie, eben den Prinzipien der Naturwissenschaften gemäß, objektive Daten induktiv sammelnd oder vorzugsweise in theoretisch geleiteter Weise zu gewinnen, Erklärungsgesetze zu formulieren und auf deren Basis Vorhersagen zu geben. Diese Forschung soll möglichst eine einheitliche Theorie des Sachgebiets, im Idealfall des gesamten Naturgeschehens, liefern und erfordert deshalb eindeutige Konstruktionen aufgrund objektiv und intersubjektiv prüfbarer und gesicherter (reproduzierbarer) Sachverhalte: einerseits Mathematisierung und Modellbildung, andererseits Kooperation in der scientific community mit Konventionen und Überprüfungen, um Sachverhalte zu sichern und konvergente Theoriebildung zu erreichen (siehe Kapitel 2).

3. 13. 2 Langes Kritik am Materialismus und die naturwissenschaftliche Psychologie

In seiner *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart* untersucht Friedrich Albert Lange (1866), wie die neuere Philosophie, die Psychologie und die Naturwissenschaften von den konkurrierenden Strömungen des Materialismus und des

Idealismus beeinflusst werden. Hier ist – wohl erstmals – der Ausdruck „Psychologie ohne Seele“ zu finden. Bei der Lektüre ist kaum zu übersehen, dass Lange in seiner ausführlichen und oft amüsanten Weise viele Gedanken formuliert und einige Philosophen und Psychologen charakterisiert, die auch Wundts Denken beeinflussten. Wundt war Nachfolger Langes auf dem Zürcher Lehrstuhl, später sein Korrespondenzpartner und nahestehender Kollege. Die Entsprechung einiger Gedanken (siehe Wundts 1963 publizierte Vorlesungen) ist bemerkenswert.

„Wenn wir vom Naturforscher höhere philosophische Bildung verlangen, so ist es auch durchaus nicht die Spekulation, die wir ihm so dringend anempfehlen möchten, sondern die philosophische Kritik, die ihm gerade deswegen unentbehrlich ist, weil er selbst doch niemals in seinem eigenen Denken, trotz der Exaktheit der Spezialforschung, die metaphysische Spekulation ganz wird unterdrücken können. Eben um seine eigenen transzendenten Ideen richtiger als solche zu erkennen und sie sicherer von dem zu unterscheiden, was die Empirie gibt, bedarf er der Kritik der Begriffe. Wenn nun der Philosophie hierin ein gewisses Richteramt zugesprochen wird, so ist das auch keine Anmaßung einer Bevormundung. Denn abgesehen davon, dass Jeder in diesem Sinne Philosoph sein kann, welcher die allgemeinen Denkgesetze zu handhaben versteht, so bezieht sich auch der Richterspruch nie auf das eigentlich Empirische, sondern auf die mit untergelaufene Metaphysik oder auf die rein logische Seite der Schlussfolgerung und Begriffsbildung. (...) Es ist keine Philosophie auf dem Standpunkt der Gegenwart mehr denkbar ohne die exakte Forschung, und ebenso sehr bedarf die exakte Forschung der beständigen Läuterung durch die philosophische Kritik“ (Lange, 1866, S. 333). So lauten Langes einleitende Gedanken zur Erkenntnis- und Wissenschaftslehre sowie zur Anthropologie und Psychologie aus der Einstellung seines abwägenden *kritischen Relativismus*.

„Der Materialismus vertraut den Sinnen. Auch seine Metaphysik ist nach Analogie der Erfahrungswelt gebildet. (...) Auch der Materialismus dichtet, indem er sich die Elemente der Erscheinungswelt vorstellt, aber er dichtet in naiver Weise nach. (...) Der Idealismus ist von Haus aus metaphysische Dichtung; obschon eine solche, welche uns als begeisterte Stellvertreterin höherer, unbekannter Wahrheiten erscheinen kann“ (S. 345 f). „Mit einem Worte: unsere Ideen, unsere Hirngespinnste, sind Produkte derselben Natur, welche unsere Sinneswahrnehmungen und Verstandesurteile hervorbringt (S. 347). „Das Wahre des Materialismus“ sei die „Ausschließung des Wunderbaren und Willkürlichen aus der Natur der Dinge.“ (...) ... das „Unwahre – die Erhebung des Stoffes zum Prinzip alles Seienden – wird durch dieselbe [Lehre von der Erhaltung der Kraft] vollständig und, wie es scheinen will, definitiv beseitigt“ (S. 379). „Der Materialist verlangt eine erklärbare Welt, ihm genügt es, wenn die Erscheinungen sich so fassen lassen, dass das Zusammengesetzte aus dem Einfachen, das Große aus dem Kleinen, das vielfach Bewegte aus der schlichten Mechanik hervorgeht. Mit allem Übrigen glaubt er leicht fertig zu werden, oder vielmehr er übersieht die Schwierigkeiten ...“ (S. 392). „Unterdessen hat man versucht, die Psychologie einer naturwissenschaftlichen, und sogar einer mathematisch-mechanischen Behandlungsweise zu unterwerfen. In der Psychophysik und in der Moralstatistik sind Wissenschaften aufgestellt worden, welche dies Bestreben zu unterstützen scheinen. Da man den materialis-

tischen Streit in neuerer Zeit oft geradezu als einen Kampf um die Seele bezeichnet hat, so werden wir auf alle diese Gebiete Rücksicht nehmen müssen“ (S. 411).

Als *anthropologische Themen* nennt Lange (vgl. Wundt, 1863): die Entstehung der Arten, Tierpsychologie, Sinnesphysiologie, Nervensysteme, Neugeborene. Er beklagt, dass es an einer vergleichenden Psychologie mangle. Den Fragen nach Bewegungsweisen und Bewegungsursachen zu folgen, sei notwendig, um den Fragen nach den Geistesfunktionen der Tiere und deren Hirnentwicklung nachgehen zu können. In der Auflage von 1908 heißt dieses Kapitel *Die naturwissenschaftliche Psychologie* und betrifft außer der Nerven- und Sinnesphysiologie, die Völkerpsychologie, die Untersuchung der Sprache, die Auswertung der Moralstatistik und anderer Bevölkerungsdaten, die Untersuchung von Kleinkindern und die Tierpsychologie. Er diskutiert ausführlich die Sinnesempfindungen und die Sinnesphysiologie im Hinblick auf das Bewusstsein und das Gehirn sowie auf den psychophysischen Parallelismus.

Relativierung der naturwissenschaftlichen Psychologie

Der Einblick in die Gehirntätigkeit werde besser werden, wenn man „dazu übergeht, ohne irgend welche Rücksicht auf psychologische Begriffe bestimmte einzelne Vorgänge ‚exakt‘ zu betrachten ... (...) Was wird denn aber die Psychologie dazu sagen! Haben wir doch in neuerer Zeit nicht nur eine naturwissenschaftliche, sondern sogar auch eine mathematische Psychologie erhalten, und es gibt eine Reihe ganz verständiger und verdienstvoller Leute, welche allen Ernstes glauben, Herbart habe mit seinen Differenzialgleichungen die Welt der Vorstellungen so gründlich erkannt, wie Kopernikus und Kepler die Welt der Himmelskörper. Das ist nun freilich eine so gründliche Selbsttäuschung wie die Phrenologie, und was die Psychologie als Naturwissenschaft betrifft, so ist mit dieser schönen Bezeichnung ein solcher Unfug getrieben worden, dass man leicht in Gefahr kommen könnte, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wir werden jedoch den Anfängen einer wirklich naturwissenschaftlichen und in einzelnen Teilen selbst mathematischen Behandlungsweise psychologischer Fragen ihren vollen Wert beilegen können, ohne den eben dargelegten Standpunkt irgendwie zu verlassen“ (S. 459). „Da aus Herbarts Schule gerade die Bestrebungen größtenteils hervorgegangen sind, eine naturwissenschaftliche Psychologie zu gründen, so ist es oft von Interesse, die versteckten Widersprüche hervorzuziehen, mit welchen die Annahme einer absolut einfachen und dennoch vorstellenden Seele notwendig verbunden ist. Das absolut Einfache [Herbarts Begriff der ‚Realen‘, entfernt verwandt den ‚Monaden‘ Leibniz‘] ist auch keiner inneren Veränderung fähig, weil wir uns diese nur in Form wechselnder Ordnung der Teile denken können“ (S. 463).

„Herbart hat selbst einmal gesagt, dass uns statt einer Geschichte der Psychologie, wie F. A. Carus sie geschrieben, vielmehr eine Kritik der Psychologie Not täte. Wir fürchten, wenn diese jetzt geschrieben würde, dürfte von der ganzen vermeintlichen Wissenschaft nicht viel übrig bleiben“ (S. 463 f). Psychol als Wiss I. S. 44 Anfang § 17. Herbart habe zwar ein verdienstvolles Werk geschaffen, aber eine Kritik der Psychologie im Geiste von Schleiermachers Kritik der Sittenlehre wäre etwas weit Wünschenswerteres. Noch Lotze habe durch seine methodische Beobachtungsweise und die *Medizinische Psychologie*

(1852) vortreffliche Dienste geleistet, habe jedoch den empirisch-kritischen Untersuchungen 170 Seiten Metaphysik vorausgeschickt, „welche denn auch bewirkt haben, dass die Mediziner aus diesem Buch nicht den Nutzen zogen, den sie sonst daraus hätten gewinnen können“ (S. 469).

Psychologie ohne Seele

Lange erklärt diese später oft zitierte Maxime: „Aber heißt denn Psychologie nicht Lehre von der Seele? Wie ist denn überhaupt eine Wissenschaft denkbar, welche es zweifelhaft lässt, ob sie überhaupt ein Objekt hat? Nun da haben wir wieder ein schönes Pröbchen der Verwechslung von Namen und Sache! Wir haben einen überlieferten Namen für eine große, aber keineswegs genau abgegrenzte Gruppe von Erscheinungen. Dieser Name ist überliefert aus einer Zeit, in welcher man die gegenwärtigen Anforderungen strenger Wissenschaft noch nicht kannte. Soll man ihn verwerfen, weil das Objekt der Wissenschaft sich geändert hat? Das wäre unpraktische Pedanterei. Also nur ruhig eine Psychologie ohne Seele angenommen! Es ist doch der Name noch brauchbar, solange es hier irgendetwas zu tun gibt, was nicht von einer anderen Wissenschaft vollständig mit besorgt wird. Freilich sind die Grenzen gegen die Physiologie nicht leicht zu ziehen. Das schadet aber auch gar nichts. Wenn dieselben Entdeckungen auf zwei verschiedenen Wegen gemacht werden, so ist ihr Wert umso größer. Doch genauer lässt sich dies Verhältnis erst einsehen, wenn wir die Frage nach dem Verfahren der Psychologie stellen, wo denn namentlich der berühmte Begriff der Selbstbeobachtung der Kritik unterliegt“ (S. 464 f).

Fragwürdige Selbstbeobachtung

Lange geht auf den fragwürdigen Begriff der Selbstbeobachtung ein. Kant trage einige Schuld an der Begriffsverwirrung, da er zwischen dem äußeren und dem inneren Sinne unterschieden habe. Er habe von dem „Beobachten seiner selbst“ wenig gehalten, sogar Befürchtungen geäußert hinsichtlich einer Verwirrung, die im Extrem zu Schwärmerei und Wahnsinn hinführen könne.

Kant warnte davor, „sich mit der Ausspähung und gleichsam studierter Abfassung einer inneren Geschichte des unwillkürlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befassen“, und zwar „weil es der gerade Weg ist in Kopfverwirrung vermeinter höherer Eingebungen und ohne unser Zutun, wer weiß woher, auf uns einfließenden Kräfte, in Illuminationen oder Terrorismus zu geraten. (...) Denn unvermerkt machen wir hier vermeinte Entdeckungen von dem, was wir selbst in uns hineingetragen haben ... (...) ... dass übrigens die Kenntnis des Menschen durch innere Erfahrung, weil er danach größtenteils auch Andere beurteilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von größerer Schwierigkeit sei, als die richtige Beurteilung Anderer, indem der Forscher seines Inneren leichtlich, statt bloß zu beobachten, manches in das Selbstbewusstsein hineinträgt, macht es auch ratsam und sogar notwendig, von beobachteten *Erscheinungen* in sich selbst anzufangen

und dann allererst zu Behauptung gewisser Sätze, die die Natur des Menschen angehen, d. i. zur inneren Erfahrung fortzugehen“ (zit. nach Lange, 1966, S. 465 f).

„Kant gründete deshalb seine eigene empirische Psychologie nicht auf Selbstbeobachtung, sondern wesentlich auf die Beobachtung Anderer. Er hatte jedoch einmal dem ‚inneren Sinn‘ ein Gebiet angewiesen, und der Missbrauch dieses Tummelplatzes metaphysischer Willkür konnte nicht ausbleiben. Zwar die Schwärmerei und den Wahnsinn ließ man dem vorigen Jahrhundert, dessen aufgeregte Naturen dafür geeigneter waren; was aber phantastische Willkür und ruheloser Spekulationstrieb leisten können, das ist durch Hineintragen beliebiger Erfindungen in das angebliche Beobachtungsfeld des inneren Sinnes redlich geleistet worden“ (S. 466). Ein Muster dieser Spekulation sei Fortlages (1855) zweibändiges Werk *System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des inneren Sinns*.

„Die Übereinstimmung, welche dagegen in den Naturwissenschaften herrscht, rührt aber nicht daher, dass sich diese Wissenschaften auf ein Feld beschränken, wo sich Alles von selbst versteht, sondern von der Anwendung einer Methode. (...) Der Kernpunkt aller der zahlreichen Vorsichtsmaßregeln dieser Methode liegt aber gerade darin, dass der Einfluss der Subjektivität des Forschers neutralisiert wird. Die subjektive Natur des einzelnen Menschen ist es aber gerade, welcher die Spekulation ihre jedesmalige Gestaltung verdankt“ (S. 471).

Lange befasst sich mit der von Helmholtz vertretenen Auffassung, dass Wahrnehmungen entstehen, als wenn sie durch Schlüsse gebildet werden, d h. sich unbewusste Vorgänge im Gehirn abspielen. Als Beispiel nennt er das Aufrechtstehen der Objekte trotz der umgekehrten Repräsentation auf der Retina. Das Sehen sei selbst ein Schließen, eine Form der Gesichtsvorstellung. Diese Frage nach unbewussten logischen Operationen ist bedeutsam für die Materialismus-Idealismus-Diskussion und für die Abgrenzung von Psychologie und Physiologie. „Kann der Körper ohne das Bewusstsein logische Operationen vollziehen, die man bisher nur dem Bewusstsein glaubte zuschreiben zu dürfen, dann kann er das Schwierigste, was die Seele leisten soll. Es hindert uns dann nichts mehr, auch das Bewusstsein dem Körper als Eigenschaft zuzuschreiben“ (S. 496).

Der einzige Weg, so Lange, der sicher über die Einseitigkeiten des Materialismus hinausführt, ginge „mitten durch die Konsequenzen hindurch“ mit den „unmittelbaren Fragen: Was ist der Körper? Was ist der Stoff? Was ist das Physische? Und die heutige Physiologie muss uns, so gut wie die Philosophie, auf diese Fragen antworten, dass dies Alles nur unsere Vorstellungen sind, notwendige Vorstellungen, nach Naturgesetzen erfolgende Vorstellungen, aber immerhin nicht die Dinge selbst“ (S. 496).

„Der Streit zwischen Körper und Geist ist zu Gunsten des letzteren geschlichtet, und damit erst ist die wahre Einheit des Bestehenden gesichert. Denn während es stets eine unüberwindliche Klippe für den Materialismus blieb, zu erklären, wie aus stofflicher Bewegung eine bewusste Empfindung werden könnte, so ist es dagegen keinesfalls schwer zu denken, dass unsere ganze Vorstellung von einem Stoff und seinen Bewegungen das Resultat einer Organisation von rein geistigen Empfindungs-Anlagen ist. Sonach hat Helmholtz vollkommen Recht, wenn er die Sinnestätigkeit auf eine Art von Schluss zurückführt. Wir haben wiederum Recht, wenn wir bemerken, dass dadurch die Forschung nach dem physi-

kalischen Mechanismus des Empfindens wie des Denkens nicht überflüssig oder unzulässig wird“ (S. 499 f).

Lange zitiert in der späteren Auflage (1908) mehrfach und zustimmend Wundts *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (1874) sowie Brentano. Dieser habe Langes Kritik an der Selbstbeobachtung, wie von Fortlage unternommen, vollständig zugestimmt, jedoch vorgeworfen, dass Lange den inneren Sinn, die innere Wahrnehmung, zu Unrecht geleugnet habe (Brentano, 1874, S. 41). Man könne aber, so Lange, den psychischen Vorgängen niemals unmittelbar die Aufmerksamkeit zuwenden und sie daher auch nicht „beobachten“, wohl aber könne man sie „wahrnehmen“ und diese Wahrnehmung lasse sich alsdann mit Hilfe des Gedächtnisses einer genaueren Untersuchung unterwerfen. Die psychischen Phänomene sollen sich von den physischen durch das Kriterium der „intentionalen Inexistenz“ unterscheiden lassen, d. h. „der Beziehung auf etwas als Objekt. Damit zählt Brentano nicht nur die Erscheinungen, welche uns die Sinne geben, sondern auch die Bilder der Phantasie zu den physischen Phänomenen; psychisch dagegen ist die Vorstellung als Akt des Vorstellens. Damit gewinnt Brentano allerdings, wie Descartes einen sicheren Unterschied des Physischen und des Psychischen, aber auf die Gefahr hin, eine bloße Illusion zur Basis seines ganzen Systems zu machen. Die Unmöglichkeit einer Trennung des Akts der Vorstellung von ihrem Inhalte haben wir schon ... gezeigt.“ Lange verweist auf Gemütsbewegungen wie den Zorn: „Nichts als lauter sinnliche Symptome, bei denen überall wieder die Wahrnehmung in vollkommener Analogie steht mit der gewöhnlichen äußeren Wahrnehmung. Das Geistige im Zorn liegt in der Art und Weise, in Maß, Verbindung und Folge dieser Symptome, nicht in einem abtrennbaren Vorgang, der sich besonders wahrnehmen ließe“ (Lange, 1908, S. 445).

Naturwissenschaftliche Psychologie

Langes abwägende Sicht wird deutlich in Bemerkungen wie: „Dennoch ist die naturwissenschaftliche Psychologie in ihren ersten Anfängen vorhanden, und zwar bildet die Schule Herbarts für Deutschland ein wichtiges Glied der Übergangs-Epoche, obwohl sich hier die Wissenschaft erst mühsam von der Metaphysik loszuringen beginnt“ (S. 38). – „Was hierin unerklärlich bleibt: die Art, wie der äußere Naturvorgang zugleich ein Inneres ist für das denkende Subjekt: das ist eben der Punkt, welcher die Grenzen des Naturerkennens überhaupt überschreitet“ (1908, S. 375). In einer Fußnote nennt Lange auch Comte (1844), der in Deutschland erst seit kurzem beachtet werde: *Rede über den Geist des Positivismus*. Die wesentliche Leistung sei nicht in der Stadieneinteilung zu sehen, sondern in der Herausarbeitung des Comte eigentümlichen Begriffs des „Positiven“ (Lange, 1908, FN, S. 134 f). Zu den Kernwahrheiten einer neuen Periode der Menschheit gehöre, wie Comte meint, dass man die Spekulation abschaffe.

Auguste Comte (1844/1956) erwartete: „Diese lange Reihe notwendiger Vorstufen führt schließlich unsere schrittweise frei gewordene Intelligenz zu ihrem endgültigen Stadium rationaler Positivität, das hier auf speziellere Weise charakterisiert werden soll als die beiden vorläufigen Stadien“ (S. 27), d. h. das theologische oder fiktive Stadium und das metaphysische oder abstrakte Stadium, die dem positiven oder realen Stadium der Geistes-

entwicklung vorausgehen. „Nicht nur müssen sich unsere positiven Forschungen überall im wesentlichen auf die systematische Beurteilung dessen, was ist, beschränken, indem sie darauf verzichten, seinen ersten Ursprung und seine letztliche Bestimmung zu entdecken; sondern es ist auch wichtig einzusehen, dass dieses Studium der Phänomene, statt irgendwie absolut werden zu können, (im Gegenteil) stets auf unsere Organisation und auf unsere Lage relativ bleiben muss“ (S. 29).

Eine neuere Würdigung Langes stammt von Mayerhofer und Vanecek (2007): *Friedrich Albert Lange als Psychologe und Philosoph*.

Auf F. A. Langes Zürcher Lehrstuhl für *Induktive Psychologie* (in etwa als „Wissenschaftstheorie“ zu verstehen) folgte Wilhelm Wundt und auf diesen Wilhelm Windelband (1848-1915). So liegt es nahe, dessen Antrittsrede im Jahr 1876, *Über den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung*, zu lesen. Im zentralen Abschnitt dieser Rede taucht Wundt namentlich nicht auf; er ist jedoch im Thema und in vielen Aspekten und Formulierungen gegenwärtig. Wundt hatte zwei Jahre zuvor an dieser Stelle seine Antrittsvorlesungen gehalten: *Über die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart*. Windelband nennt außer Kant noch Beneke, Herbart und Lotze und stellt fest, dass die moderne Psychologie eine „Psychologie ohne Seele“ sei. Windelband erörtert die Beziehungen zwischen Psychologie und Physiologie. „So wichtig nun aber ferner diese psychophysischen Untersuchungen für die Grundlegung der Psychologie und für die Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der elementaren Funktionen des Seelenlebens sein mögen, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, dass sie über diese elementaren Prozesse hinausreichen und dass sie uns namentlich bereits da völlig verlassen, wo diese ersten Gebilde des Seelenlebens auch nur zu den einfachsten und gewöhnlichsten Verbindungen zusammentreten. Und es ist nicht nur der relativ unvollkommene Zustand der Nervenphysik und der Gehirnphysiologie, welcher sich hier der Fortsetzung der psychophysischen Methode in den Weg stellt, sondern vielmehr eine prinzipielle Schwierigkeit von durchgreifender und entscheidender Bedeutung“ (1876, S. 16; zu Windelband siehe auch Abschnitt 3.14).

Du Bois-Reymonds Ignorabimus

Emil Heinrich Du Bois-Reymond (1818-1896) wurde als Physiologe und Pionier der Elektrophysiologie bekannt. Seine Reden über Wissenschaft und Naturphilosophie waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr bekannt. Er trat für die naturwissenschaftliche Methodik ein, kritisierte jedoch die mechanistische Physik: „Gegenüber den Rätseln der Körperwelt ist der Naturforscher längst gewöhnt, mit männlicher Entsagung sein ‚Ignoramus‘ auszusprechen. Im Rückblick auf die durchlaufene siegreiche Bahn trägt ihn dabei das stille Bewusstsein, dass, wo er jetzt nicht weiß, er wenigstens unter Umständen wissen könnte, und dereinst vielleicht wissen wird. Gegenüber dem Rätsel aber, was Materie und Kraft seien, und wie sie zu denken vermögen, muss er ein für allemal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahrspruch sich entschließen: ‚Ignorabimus‘ (1872/1912, S. 473).

In einer anderen naturphilosophischen Rede im Jahr 1880 als Präsident der Königlich Akademische der Wissenschaften in Leipzig erörtert Du Bois-Reymond „sieben Welträtsel“ (1886), die er zwar nummeriert, aber nicht so komprimierte wie in der folgenden Aufzählung:

- das Wesen von Kraft und Materie,
- der Ursprung der Bewegungen,
- das Wesen der bewussten Sinnesempfindungen,
- der Ursprung des freien und sich zum Guten verpflichtet fühlenden Willens,
- die Entstehung des ersten Lebens,
- der Ursprung und das Wesen des vernünftigen Denkens,
- der Zweck in der Natur.

Offensichtlich weist Du Bois-Reymond einen mechanistischen und physikalistischen Reduktionismus zurück, wenn er Bewusstsein und Willensfreiheit erklären möchte. Diese abwägende Haltung fand die Kritik des Zoologen Ernst Haeckel (1899), der diese Welträtsel naturalistisch, d. h. aus seiner Sicht des Darwinismus, interpretierte.

3. 13. 3 Positivismus und Empiriekritizismus

Ernst Mach (1838–1916)

Der Physiker Ernst Mach (1838/1900) schreibt im Vorwort seines Buchs *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*, dass er die stärkste Anregung durch Fechners *Elemente der Psychophysik* sowie durch Hering erhielt. Außerdem nennt er häufig Helmholtz, Johannes Müller und Stumpf. Im Vorwort der zweiten Auflage bekräftigt er seinen Standpunkt selbstbewusst: „Meinen erkenntniskritisch-physikalischen und den vorliegenden sinnesphysiologischen Versuchen liegt dieselbe Ansicht zu Grunde, dass alles Metaphysische als müßig und die Ökonomie der Wissenschaft störend zu eliminieren sei. Wenn ich nun hier auf abweichende Ansichten nicht ausführlich kritisch und polemisch eingehe, so geschieht dies wahrlich nicht aus Missachtung derselben, sondern in der Überzeugung, dass derartige Fragen nicht durch Diskussion und dialektische Gefechte ausgetragen werden ... (...) Leser, welche nach Überfliegen der ersten Seiten das Buch weglegen, weil sie nach ihrer Überzeugung nicht weiter zu folgen vermögen, werden sich eben nicht anders verhalten, als ich selbst es notgedrungen mitunter tun musste“ (S. VII). Außerdem weist er auf das gerade erschienene Buch von Willy (1899) *Die Krisis in der Psychologie* hin, denn Willy nehme einen nahe verwandten Standpunkt ein.

In den *Antimetaphysischen Vorbemerkungen* verweist er auf die zunehmende Bedeutung physikalischer Anschauungen und Methoden für andere Wissenschaften, so auch für die Physiologie der Sinne. In den veränderlichen Sinnesempfindungen und ihren Verbindungen (Komplexen) würden sich die Vorstellungen von Eigenschaften, eines unveränder-

lichen Kerns, eines Körpers und Substanzbegriffs („Körper“, „Ich“, „Materie“) als Scheinprobleme herausbilden. „Sobald wir erkannt haben, dass die vermeintlichen Einheiten, ‚Körper‘, ‚Ich‘, nur Notbehelfe zur vorläufigen Orientierung und für bestimmte praktische Zwecke sind (um die Körper zu ergreifen, um sich vor Schmerz zu wahren usw.), müssen wir sie bei vielen weitergehenden wissenschaftlichen Untersuchungen als unzureichend und unzutreffend aufgeben. Der Gegensatz zwischen Ich und Welt, Empfindung oder Erscheinung und Ding fällt dann weg, und es handelt sich lediglich um die Elemente $\alpha \beta \gamma \dots A B C \dots K L M \dots$, für welchen eben dieser Gegensatz nur ein teilweise zutreffender unvollständiger Ausdruck war. Dieser Zusammenhang ist nichts weiter als die Verknüpfung jener Elemente mit anderen gleichartigen Elementen (Zeit und Raum). Die Wissenschaft hat ihn einfach anzuerkennen, und sich in demselben zu orientieren, anstatt die Existenz desselben erklären zu wollen“ (S. 9).

„So besteht also die große Kluft zwischen physikalischer und psychologischer Forschung nur für die gewohnte Betrachtungsweise. Eine Farbe ist ein physikalisches Objekt, sobald wir z.B. auf ihre Abhängigkeit von der beleuchtenden Lichtquelle ... achten. Achten wir aber auf ihre Abhängigkeit von der Netzhaut ... so ist sie ein psychologisches Objekt, eine Empfindung. Nicht der Stoff sondern die Untersuchungsrichtung ist in beiden Gebieten verschieden. (...) Spreche ich von *meinen* Empfindungen, so sind dieselben nicht räumlich in meinem Kopfe, sondern mein ‚Kopf‘ teilt vielmehr mit ihnen dasselbe räumliche Feld ...“ (S. 11 f). „Man betone nicht die Einheit des Bewusstseins. Da der scheinbare Gegensatz der wirklichen und der empfundenen Welt nur in der Betrachtungsweise liegt, eine eigentliche Kluft aber nicht existiert, so ist ein mannigfaltiger zusammenhängender Inhalt des Bewusstseins um nichts schwerer zu verstehen, als der mannigfaltige Zusammenhang in der Welt“ (S. 19 f). Mach fordert, den Zweckbegriff ganz aus dem Spiel zu lassen. Es bestehe keine Notwendigkeit, einen tief gehenden Unterschied zwischen teleologischer und kausaler Untersuchung zu machen; die „erstere ist einfach eine vorläufige“ (S. 65 f).

Mach schreibt auch über Gesichts- und Raumempfindungen, Erinnerungsbilder, Gedächtnis und Assoziation, Willenstätigkeit. „Unser psychisches Leben, sofern wir darunter die Vorstellungen verstehen, scheint recht unabhängig von den physischen Vorgängen zu sein, sozusagen eine Welt für sich, mit freieren Gesetzen, mit Gesetzen von anderer Ordnung. Das ist aber gewiss nur ein Schein, der daher rührt, dass immer nur ein winziger Teil der Spuren der physischen Vorgänge in den Vorstellungen lebendig wird.“ Für die genauere Bestimmung der unübersehbar komplizierten Umstände der Zusammenhänge wäre „die gesamte Physik im weitesten Sinne, und auf einer unerreichbar hohen Entwicklungsstufe als Hilfswissenschaft nötig“ (S. 229). In der Fußnote hierzu heißt es: „So sehr ich also eine rein physiologische Psychologie als Ideal hochschätze, würde es mir doch als eine Verkehrtheit erscheinen, die sogenannte ‚introspektive‘ Psychologie ganz abzuweisen, da die Selbstbeobachtung nicht nur ein wichtiges, sondern in vielen Fällen das einzige Mittel ist, um über grundlegende Tatsachen Aufschluss zu erhalten“ (S. 229).

Als Beispiel für die erforderliche Kritik vorgefasster Meinungen kann Machs Einwand gegen die von Helmholtz, und kurzfristig auch von Wundt, vertretene Annahme unbewusster logischer Schlüsse in der Wahrnehmung dienen: Die Frage, weshalb das umgekehrte Netzhautbild eines Gegenstandes aufrecht gesehen wird, sei durch dioptrisch-

physikalische Untersuchungen zu beantworten und die Lichtempfindungen der einzelnen Netzhautstellen sei von Anfang an mit Raumempfindungen verknüpft. Dieselbe Frage in die Psychologie zu übertragen, erzeuge bloß Unklarheiten, habe als psychologisches Problem keinen Sinn (S. 28). Von der Sinnesphysiologie ausgehend behauptet Mach: „Ich sehe daher keinen Gegensatz von Psychischem und Physischem, sondern einfache Identität in Bezug auf diese Elemente. In der sinnlichen Sphäre meines Bewusstseins ist jedes Objekt zugleich physisch und psychisch“ (S. 33). „Die Beachtung dieser scharfen Grenze zwischen den Vorstellungen und Sinnesempfindungen ist sehr geeignet, vor Unvorsichtigkeit bei psychologischen Erklärungen der Sinnesphänomene zu schützen. Die bekannte Theorie der ‚unbewussten Schlüsse‘ wäre nie zu so breiter Entwicklung gelangt, wenn man mehr auf diesen Umstand geachtet hätte“ (S. 128). (Dies ist die einzige Stelle, auf die im Register unter dem Eintrag „Bewusstsein“ verwiesen wird.) – Mach merkt an, dass seinem Standpunkt jener von Avenarius nahe liegt (FN, S. 21; S. 35 ff).

Richard Avenarius (1843 – 1896)

Richard Avenarius (1888/1921) möchte mit seinem Buchtitel *Kritik der reinen Erfahrung* an Kants *Kritik der reinen Vernunft* erinnern. Der Herausgeber der 2. und 3. Auflage, Petzold, schreibt, dass man gegenwärtig aus der alten Gedankenwelt der mechanistischen Naturauffassung und des mechanischen Materialismus hinaus strebe, um die mechanistischen Irrtümer zu überwinden und die „kulturfeindliche Kluft zwischen den physikalischen und biologischen Wissenschaften“ zu schließen. „Damit wird aber auch das hohe Kulturgut immer mehr erkannt werden, dass wir in Richard Avenarius Lebenswerk ererbt haben. Wie die Relativitätstheorie die Brücke schlägt von der Physik zur Biologie, so Avenarius‘ Vitalreihenlehre von der Psychologie und der Erkenntnistheorie zur Biologie und überhaupt von den Geistes- zu den Naturwissenschaften. Avenarius‘ ganz in das Biologische eingesenkte Psychologie zeigt uns diese gegenseitige Durchdringung geradezu in greifbarer Deutlichkeit“ (S. IX f). Petzoldt weist ausdrücklich darauf hin, dass sich die Zitate auf eine Anzahl von Autoren beziehen (u.a. nennt er Herbart, Kant, Külpe, Lange, Lotze, Mach, Münsterberg, Wundt).

In seinem eigenen Vorwort erklärt Avenarius, in seinem Werk insgesamt die Wurzel, Aufgabe, Methode und Gestaltung der gesamten Philosophie als durch ein allgemeines Prinzip bestimmt zu denken ... als Folgen einer einzigen einfachen Voraussetzung aufzufassen“ (S. XIX). Er nennt dann zwei, allerdings eng zusammenhängende, „empiriokritische Axiome“ der *Erkenntnis-Inhalte* und der *Erkenntnis-Formen* (S. XXI). „Jedes menschliche Individuum nimmt ursprünglich sich gegenüber eine Umgebung mit mannigfaltigen Bestandteilen, andere menschlichen Individuen mit mannigfaltigen Aussagen und das Ausgesagte in irgendwelcher Abhängigkeit von der Umgebung an: alle Erkenntnis-Inhalte der philosophischen Weltanschauungen – kritischer oder nicht kritischer – sind Abänderungen jener ursprünglichen Annahme. Das wissenschaftliche Erkennen hat keine wesentlich anderen Formen oder Mittel als das nichtwissenschaftliche: alle speziellen wissenschaftlichen Erkenntnis-Formen oder -Mittel sind Ausbildungen vorwissenschaftlicher“ (S. XXI), d.h.

sie müssen sich auf einfache und allgemein menschliche Funktionen zurückführen lassen. Aus diesen Axiomen folgt u.a., dass nicht vom Bewusstsein oder unmittelbar Gewissem gesprochen werden sollte, denn das „unmittelbare Gegebensein des Bewusstseins“ sei schon der Ausfluss einer Theorie. – Die Schriften von Ernst Mach seien für ihn in hohem Maße ermutigend.

Die lange Abhandlung ist auf ca. 700 Seiten in stark formalisierter Weise in Sätze gegliedert und bedient sich in einigen Abschnitten einer formelhaften Darstellung, wenn er jeden der Beschreibung zugänglichen Wert, sofern er als Bestandteil der Umgebung vorausgesetzt wird, als **R**, sofern er als Inhalt einer Aussage eines anderen menschlichen Individuums angenommen wird, als **E** (wahrscheinlich für Reiz und Empfindung) anführt. Die E-Werte werden mit Ausdrücken bezeichnet: *Elementen* wie „grün“ und *Charakter* wie „angenehm“. Die Variationen dieser Werte bilden Reihen, die in Abhängigkeit stehen. Dies sei die *empiriokritische* Voraussetzung und enthalte alles, was für eine Kritik der reinen Erfahrung nötig sei. In dem Gesamtsystem „Mensch“ sei zweierlei zu unterscheiden, das Nervensystem und die Gesamtheit der übrigen Teilsysteme. Das Zentralsystem **C** besteht aus einer Vielheit von funktionell verbundenen Partialsystemen. Avenarius betrachtet die speziellen Änderungen der Umgebung sowie die des Individuums in diesen Systemen, wobei er wichtige verbale Erläuterungen auch in formale Schreibweisen fasst. *Der Mensch als System von Teilsystemen*: Eine Änderung in E ist von R abhängig, jedoch nicht unmittelbar, sondern durch das dazwischenliegende System C, d.h. E-Werte sind direkt von C-Werten abhängig (S. 35 f). Das System C wird durch einen vitalen Erhaltungswert gekennzeichnet und durch dessen Veränderung bzw. Erhaltung (Schwankung). Der Begriff der Vitalreihe ist zentral: „Jede angenommene Reihe von Änderungen, welche die Bedeutung einer Behauptung unter Verminderung des vitalen Erhaltungswertes von C hat, bezeichnen wir kurz als unabhängige Vitalreihe“ (S. 80). Avenarius teilt 27 „Sätze über die E-Werte“ mit. Beispielsweise lautet der Satz VIII: „Wenn E ausgesagt wird, ist seine affektive Charakteristik abhängig von der Schwankungsrelevanz anzunehmen“ (S. II, S. 22). Der sehr detaillierten Betrachtung dieser unabhängigen Vitalreihe und der entsprechenden abhängigen Vitalreihe gilt der Haupttext.

Die Darstellung kombiniert diesen hochabstrakten Aufriss einer Funktionsbeschreibung des Systems C (ähnlich der späteren Entwicklung von Systemtheorie und Regeltechnik) mit zahlreichen anschaulichen Erläuterungen. Wer dieses Material durchsieht, wird hirnpfysiologische Bezüge finden und Alltagsbezüge, jedoch kaum wirkliche Beispiele, die für die psychologische Forschung instruktiv wären. Avenarius arbeitet Schemata aus, z.B. eine abstrakte Übersicht über Merkmale der Schwankungen (Veränderungen) einfacher und höherer Ordnung (Tabelle S. 152). Das Hauptmotiv ist wohl die Reduktion des bisherigen „metaphysischen Apparates“ und der damit verbundenen Voraussetzungen, so dass die Veränderungen in den Werte-Reihen von R, C und E mit zahlreichen weiteren Begriffen und Konstrukten, mit verschiedenen Ebenen und Verfeinerungen, als hinreichende Grundlage des Erkennens dienen können.

Kommentar zu Mach und Avenarius

Zwei Physiker gehen von der *Sinnesphysiologie* und Psychophysik aus und möchten zur *Sinnespsychologie* und Psychologie überhaupt vordringen. Beide scheinen einen radikalen Neubeginn der Psychologie einleiten und fundieren zu wollen. Durch Abstraktion und durch Formalisierung von funktionellen Zusammenhängen sollen genauere Aussagen und eine präzise Terminologie, erreicht werden; dem widerspricht jedoch, dass insbesondere Avenarius zahlreiche neue Ausdrücke (Kunstwörter) einführt.

Diese „Psychologie“ folgt der Denkweise der Physiker und verallgemeinert deren Prinzipien auf psychische Prozesse, ohne diesen Sprung und die – auch mit jeder Identitätstheorie verbundenen – Kategorien-Fragen und Kategorienfehler zu reflektieren. Die Lektüre kann etwas ratlos lassen: Sind die Formelsätze eigentlich trivial oder haben sie heuristisches Potenzial? Ein deduktiv konstruiertes System, das mit diversem Material angefüllt wird, ist etwas anderes als ein induktiv-hypothetisch-deduktives Forschungskonzept. Beide Autoren kannten ja Wundt und andere zeitgenössische Autoren. Deren erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Positionen scheinen ihnen gleichgültig zu sein; sie sind von ihren eigenen absoluten Voraussetzungen so überzeugt, dass eine Diskussion unnötig ist.

Das von Avenarius sehr differenziert formulierte, komplizierte Beschreibungssystem wirkt so umfassend, dass wohl die gesamte psychologische Theorie und Empirie darin unterzubringen wären. Wie aber diese Systeme tatsächlich in der Psychologie, z.B. zur Präzisierung von Forschungsfragen, genutzt werden könnten, scheint beide Autoren überhaupt nicht zu interessieren – von der Untersuchung der Sinneswahrnehmung abgesehen. Es fehlen Forschungsbeispiele, Kriterien, Maßstäbe, adäquate empirische Methoden. Beide Physiker erkennen nicht, dass mit der Trennung von Versuchsleiter und Versuchsperson im Vergleich zur Physik eine fundamental neue Strategie des psychologischen Experiments eingeführt wird. Vielleicht noch auffälliger ist, dass beide Physiker, die sich mit Messung und Messtheorie auskennen müssten, hier keine der so nahe liegenden Fragen stellen und die grundsätzlichen Schwierigkeiten der psychologischen Beobachtung und der Messung von Bewusstseinsvorgängen nicht sehen. Hatten Sie Kant, Fechner, Zeller, Wundt und auch Helmholtz doch nicht gelesen? Ein Beispiel solcher Inkonsistenzen ist bei Mach, dass er introspektive Auskünfte zulässt, aber nicht das Zweckprinzip, das ebenfalls als Heuristik zu nutzen wäre. – Beide Autoren lassen grundsätzliche Überlegungen zu Kategorien und Kategorienfehlern der Psychologie vermissen und beide klammern die zentralen Kontroversen der vorausgegangenen Jahrzehnte kommentarlos aus.

Bei Mach und Avenarius tauchen Beobachtung, Introspektion, Messung nicht im Register auf; bei beiden fehlen Hinweise auf Comte und den Positivismus. – Im Grunde äußern sich hier ähnliche Hoffnungen auf Erkenntnisgewinn in der Psychologie wie bei manchen neueren Autoren, die sich mit der Formalisierung psychischer Prozesse befassen, u.a. in der Informations- und Regeltheorie sowie in anspruchsvolleren Modellierungen bzw. Computer-Simulationen, ohne gründlicher auf die Adäquatheit und die Kriterien der Anpassung an die gemeinte Realität einzugehen.

Die Kontroverse zwischen Wundt, Carstanjen und Willy

In seinem dreiteiligen Aufsatz *Über naiven und kritischen Realismus* kritisierte Wundt (1896) zwei aktuelle philosophische Richtungen: die Immanenzphilosophie und den Empiriokritizismus des Avenarius und seiner Schüler. Beabsichtigt sei die unverfälschte, durch keinerlei Vorurteile und willkürliche Konstruktionen getrübe Erkenntnis der in der Erfahrungswelt enthaltenen konkreten Wirklichkeit (1896, I, S. 302). Beide Richtungen verlangten, dass das Denken sich auf die Stufe des ursprünglichen Erkennens einer durch keinerlei Reflexion veränderten Auffassung zurückversetze, um von hier aus den Erfahrungsinhalt kritisch zu zergliedern und zu sichten auf dem Wege zu einer definitiven Anschauung, die sich von allen willkürlichen Konstruktionen, metaphysischen Erdichtungen usw. frei halte. (I, S. 214) Wundt bezweifelt die einfache Rückkehr zum naiven Standpunkt: „Nichts ist leichter als ursprüngliche Naivität; nichts aber ist schwerer als wiedergewonnene Naivität“ (I, S. 314).

Wundt beschreibt u.a. die zugrunde liegenden Hauptannahmen des Empiriokritizismus und will nachweisen, dass diese Position stark metaphysisch und stark dogmatisch und nicht etwa rein empirisch ist. Die Absicht der reinen Beschreibung (Mach) und der entschiedene Verzicht auf den Kausalbegriff werden nicht eingehalten, denn jede Abhängigkeitsbeziehung sei schon mehr als eine Beschreibung. Wundt warnt vor einer Überschätzung des Prinzips der Ökonomie des Denkens. Der teleologisch-ästhetische Gesichtspunkt der größtmöglichen Einfachheit würde dazu führen, dass das, was sich nicht fügt, als nicht existierend betrachtet wird, wenn also das viel wichtigere Prinzip des „widerspruchslosen Zusammenhanges der Erkenntnisse“ zurückgedrängt werde.

Anzuerkennen sei, dass Avenarius' Materialismus sich hinsichtlich des Systems C [d.h. des ZNS] aller gehirnmechanischen und chemischen Hypothesen enthalte, jedoch mit der Folge, dass er über einen formalen Schematismus von leerer Allgemeinheit nicht hinauskomme. „Der psychologische Standpunkt des Empiriokritizismus endlich macht die Psychologie als eigene Wissenschaft hinfällig. Denn von einer solchen können wir nur dort sprechen, wo die psychischen Tatsachen in sich selbst Zusammenhänge darbieten, die uns nötigen, in irgendeiner Form psychische Kausalität zu verlangen. Ist aller Inhalt der Psychologie nur Funktion des Systems C, so ist es das Beste, schnell ein Ende mit ihr zu machen“ (III, S. 410).

Die Immanenzphilosophie behaupte, so Wundt (1898) an anderer Stelle, dass die Begriffe wirklich und bewusst sind, Objekt und Vorstellung paarweise identifiziert werden können, aber als die Gesamtheit der wirklichen Dinge nicht das Subjekt, sondern das Weltganze bezeichnet werde. Wundt bezweifelt nicht, dass Subjekt und Objekt in unseren Begriffen zusammengehörten, bestreitet aber die absolute Korrelation beider, da die spätere Reflexion wichtig sei. – „Wo die Ausgangspunkte so verschieden sind, wie bei der ‚immanenten Philosophie‘ und bei den von mir vertretenen Anschauungen, da ist auf eine Verständigung, ja im letzten Grunde vielleicht sogar auf ein eigentliches Verstehen kaum zu hoffen“ (S. 318).

Carstanjen (1898) weist Wundts Kritik an Avenarius und am Empiriokritizismus zurück. Er fasst Wundts Kritik in 13 Punkten zusammen. Der hauptsächliche Vorwurf Wundts sei: Der Empiriokritizismus trage den Charakter eines scholastischen Formalismus,

der formal-logische Begriffsschematismus sei inhaltlich gänzlich nichtssagend. Die empiriokritische Psychologie sei durchaus materialistisch und im Prinzip Gehirnphysiologie. Demgegenüber meint Carstanjen: Der Empiriokritizismus ist Skeptizismus „in Bezug auf die Begriffsinhalte; denn von den Inhalten lässt er alle als wahr und somit keinen als den einzig wahren zu“ – aber der Empiriokritizismus ist zugleich auch Methoden-Positivismus „in Bezug auf die Formen; denn hier gibt er mit seiner Aufsuchung der jeweiligen Bedingungs-gesamtheit unter allen Philosophien eine allgemeine, überall zutreffende, positive, biologisch haltbare und daher beruhigende und erlösende Antwort“ (S. 214). An der Kontroverse beteiligen sich weitere zeitgenössische Autoren: Schubert-Soldern (1898), dazu erneut Wundt (1898), Weinmann (1900) sowie nachdrücklich für den Empiriokritizismus Willy (1897a, 1897b).

Aus Sicht des Empiriokritizismus „als einzig wissenschaftlichem Standpunkt“ schreibt Willy (1897b) den Aufsatz *Die Krisis in der Psychologie* mit einer fundamentalen Kritik an der seines Erachtens zutiefst metaphysischen empirischen Psychologie. Er beginnt mit Wundts zentralem Begriff der inneren Erfahrung, ironisiert Rehmkes Beschreibung vom „Seelenkonkreten“. Weiterhin spottet Willy über Brentanos scholastische Klassifikationen psychischer Phänomene, beispielsweise die strikte und übergangslose Unterscheidung von Vorstellung und Urteil, sieht in dem zentralen Postulat der „intentionalen Nichtexistenz“ eine transzendente Aktion, einen Mechanismus zwischen „transzendtem Subjekt“ und einer „transzendenten Welt“, und hält die Idee, den Begriff der Empfindungsintensität durch die „Dichtigkeit der Erscheinungen im allereigentlichsten Sinne“ zu ersetzen, für völlig unangebracht. Die innere Wahrnehmung als die einzige Wahrnehmung im eigentlichen Sinn zu bezeichnen oder unklare Begriffe wie „unmittelbare Evidenz“ hält er für ungenügend. Ebenso wenig vermag er sich auf Brentanos Idee einzulassen, Körperwelt und Naturwissenschaft als die „Hypothese aller Hypothesen“ zu betrachten. Willy tritt für eine selbständige, rein naturwissenschaftliche Psychologie ein und legt damit eine engagierte, ausführliche Streitschrift gegen den „Spiritualismus“ in der Psychologie vor.

„Dass die Psychologie im Allgemeinen auch heute noch tief in den Fesseln der Spekulation schlummert, weiß man. Dass aber auch berühmte Psychologen, und zwar gleichzeitig während sie sich ihrer Freiheit rühmen, zur Spekulation zurücksinken wie furchtsame und schwächliche Muttersöhnchen in den Schoß der Mutter, das können sie selbst unmöglich wissen. Und dass dies wiederholt und fortwährend und sogar im Namen der strengen, ‚rein empirischen‘ Wissenschaft geschieht: hierin eben liegt die schwere, weil chronische Krisis der Psychologie“ (S. 79). Wenn man eine Stimme wie Wundt höre und sein Verständnis der Psychologie als „rein empirische Wissenschaft“, die den „philosophischen Weltanschauungen freien Spielraum“ biete, dann „könnte man glauben, die spekulative Psychologie sei schon heute nur noch ein unwissenschaftlicher Nachhall. Dabei sei gerade Wundts Definition der Psychologie ein besonders interessantes Beispiel einer „unbewussten metaphysischen Umgarnung“ (hier bezieht sich Willy speziell auf Wundts Aufsatz *Über die Definition der Psychologie* (1896)).

Willy geht vor allem auf erkenntnistheoretische Grundfragen ein, u.a. auf Wundts Begriff der Erfahrung, seine Definition der Psychologie und die Interpretation des psychophysischen Parallelismus. Er lehnt Wundts Bewertung der naturwissenschaftlichen Psycho-

logie als eines untergeordneten Hilfsprinzips ab. Er referiert Wundts Ansicht, d.h. dass die Erfahrung zwei zusammengehörige Faktoren, die Erfahrungsobjekte und das erfahrende Subjekt, enthalte; die Naturwissenschaft abstrahiere vom Subjekt, die Psychologie dagegen untersuche die Erfahrung in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit und habe die Aufgabe, die Wechselbeziehungen der subjektiven und der objektiven Faktoren der unmittelbaren Erfahrung sowie die Entstehung der einzelnen Inhalte der unmittelbaren Erfahrung zu untersuchen. Willy problematisiert diese Charakterisierung der Psychologie als einer unmittelbaren und anschaulichen Erkenntnisweise und diskutiert die unscharfen Begriffe: anschaulich und unanschaulich, mittelbar und unmittelbar, Tatsache und Erklärung, konkrete Wirklichkeit und hypothetische Hilfsbegriffe (siehe auch , 2011, S. 357-359).

Willy widerspricht Wundts Unterscheidung von Psychologie und Naturwissenschaft und möchte die drei Hauptargumente Wundts widerlegen: dass von Funktionsbeziehungen zwischen physischen und psychischen Werten nicht die Rede sein dürfe wegen der unendlich vieldeutigen Beziehungen; dass Wert- und Zweckbestimmungen nur im Psychischen zutreffen; dass es unvergleichbare Gebiete sind, ohne die Möglichkeit der Ableitung des einen aus dem anderen. Er erörtert, was mit Funktionsbeziehungen gemeint sein könnte und fordert dazu auf, man könne doch mit den elementaren Vorgängen beginnen, denn Wundt habe eingeräumt, dass in jenen einfachsten Fällen, in denen die „qualitativen Wert- und Zweckbestimmungen zurücktreten“, eine annähernd eindeutige Beziehung zwischen physischen und psychischen Größen sich wohl erwarten lasse.

Müsse denn das psychophysische Parallelprinzip nun als „unhaltbares Mischprodukt von Erfahrung und Metaphysik“ in die rein empirische Psychologie eindringen? Wundt lehne zwar den metaphysischen Substanzbegriff für die empirische Psychologie nachdrücklich ab. Aber das dritte Argument, die Unvergleichbarkeit und die wechselseitige Unableitbarkeit beider Gebiete sei selbst metaphysisch, d.h. einem „Begriffsontologismus“ entnommen (S. 89). Wundt sei Metaphysiker, wenn er die mögliche Ableitung und Erklärung (als Unterordnung eines Besonderen unter einem höheren Allgemeinen) zurückweise. Wundt hebe doch die Einheitlichkeit des Psychischen und Physischen hervor, wenn er Psychologie und Naturwissenschaft als einander ergänzende Erkenntnisweisen der einen und einheitlichen Erfahrung bezeichne. Wundt behaupte, dass sich mit dem psychophysischen Parallelprinzip weder ein „logisches“ noch ein kausales, sondern nur ein „rein äußerliches Verhältnis der Koexistenz oder Folge“ vereinbaren lasse.

3. 13. 4 Physiologische Psychologie, Psychophysiologie, Neuropsychologie, Biologische Psychologie

Mit den Begriffen *Physiologische Psychologie*, *Psychophysiologie*, *Neuropsychologie* und *Biologische Psychologie* ist der Grenzbereich zwischen der (Bewusstseins-) Psychologie und der Physiologie sowie der Biologie gemeint. Als diese Begriffe geprägt wurden, waren sie programmatisch für eine bestimmte Forschungsperspektive, und einige erhielten dann in der langen deutschen und angloamerikanischen Begriffsgeschichte neue Akzente. Die Be-

deutungsfelder überlappen sich, und oft ist kaum zu erkennen, weshalb der eine oder andere Begriff bevorzugt wird. Auch die Schwerpunkte der Fachzeitschriften dieses Bereichs sind nicht ohne weiteres aus ihrem Titel zu verstehen, sondern erst aus den Hinweisen der Herausgeber. Doch für viele der auf diesem großen Feld engagierten Personen tragen diese Bezeichnungen bestimmte Akzente und lassen die hauptsächliche fachliche Herkunft und – mehr oder minder ausgeprägt – auch wissenschaftstheoretische und methodologische Positionen erkennen.

Physiologische Psychologie und *Psychophysiologie* beziehen sich – wie auch *Psychosomatik* – auf den Zusammenhang psychischer und somatischer Prozesse. Psychophysiologie wurde von Nasse (1822, S. 11) ungefähr im heutigen Sinn geprägt. In seiner *Psychophysiologie* hat Hans Berger (1921), der später die Möglichkeit zur Aufzeichnung der elektrischen Hirnaktivität (EEG) entdeckte, von der „Gleichberechtigung“ beider Sichtweisen gesprochen. Im ersten Gebrauch der Wörter *psychisch-somatisch* (Heinroth, 1818, II, S. 49), *Psycho-Somatologie* (Nasse, 1822, S. 11) und *somatisch-psychisch* (Nasse, 1838, S. 1; Jacobi 1838, S. 34) spiegeln sich zeitgenössisch die ersten ausführlichen Schilderungen über „Wechselwirkungen“. Es scheint *psychische Ursachen* für körperliche Veränderungen und Erkrankungen zu geben. Parallel entsteht die Deutung der Geisteskrankheiten als Gehirnerkrankungen (Griesinger, 1845). Erst später erhielt die *Psychosomatische Medizin* eine primär psychoanalytisch bestimmte Orientierung oder eine „anthropologische“, etwa im Sinne der von Victor von Weizsäcker beschriebenen Gestaltkreis-Konzeption (siehe Thure von Uexküll, 2011).

Unter *Physiologischer Psychologie* wird vorwiegend die experimentelle Labor-Forschung über zentralnervöse Mechanismen des Verhaltens verstanden, wobei die Methodik vorwiegend oder ausschließlich *tierexperimentell* ist und eine Tendenz zur Reduktion psychologischer Konstrukte auf neurophysiologische Prozesse besteht (Wenger, Jones & Jones, 1956; Thompson, 1967; Grossman, 1967; Birbaumer, 1975). Diese Forschung ermöglicht die Analyse von basalen biologischen (Trieb-)Bedürfnissen (Nahrungs-, Sozial- und Fortpflanzungsverhalten) und emotionalen Reaktionen, die in dieser Weise oder dieser Intensität in der Humanforschung nicht möglich ist. Typisch für die *psychophysiologische* Forschung ist demgegenüber, dass beim *Menschen* psychophysische Prozesse wie Aufmerksamkeitssteuerung, Informationsaufnahme, emotionale Zustände oder Stressreaktionen experimentell oder korrelationsstatistisch untersucht werden. Während bestimmter Laboraufgaben sind neben Selbstberichten und Verhaltensweisen elektrokortikale und endokrine Parameter sowie vegetative und motorische Veränderungen zu erfassen. Hier werden die Konzepte und Methoden von Psychologie und Physiologie kombiniert (Ax, 1964, Fahrenberg, 1979; Greenfield & Sternbach, 1972).

Psychophysiologische Untersuchungen haben die Absicht, subjektive psychische Zustände und Veränderungen durch die Registrierung körperlicher Veränderungen zu objektivieren. In den psychophysiologischen Laboratorien von Carl Lange (1887), Alfred Lehmann (1912) und Wilhelm Wundt bildete seit etwa 1880 die Untersuchung der Gefühle bzw.

Affekte ein herausragendes Thema (siehe Fahrenberg, 1967, 1979; Janke, Schmidt-Daffy & Debus, 2008). Die körperlichen Begleiterscheinungen von Überraschung, Freude oder Zorn waren so ausgeprägt und schienen so verschieden zu sein, dass hier die neue physiologische Methodik der Kymographie eingesetzt wurde, d.h. die Aufzeichnung von Puls, Pulsvolumen und Atmung auf einer beruhten Trommel, außerdem von motorischen Reaktionen, später auch der elektrodermalen Aktivität („psychogalvanischer Reflex“). Durch Sinnesreize, durch stimulierende Bilder, intensives Nacherleben und durch verschiedene Aufgaben und Ereignisse (sogar einen zusammenbrechenden Laborstuhl) sollten affektive Reaktionen ausgelöst werden. Die deutlichen körperlichen, d. h. vegetativen und motorischen, Begleiterscheinungen und die entsprechenden Körperwahrnehmungen galten vielfach als charakteristisch für die intensiveren, dynamischen *Affekte* im Unterschied zu den schwächer ausgebildeten und vielfältigeren *Gefühlen*. Diese Forschung wurde von der Annahme geleitet, dass die Affekte sich nicht nur in der Mimik und Gestik, sondern auch in ihren typischen vegetativen und endokrinen Mustern unterscheiden. Mit dieser Laborforschung sollten, so war die verbreitete Absicht, die objektiven Grundlagen für eine wissenschaftliche Theorie der Affekte und Gefühle geschaffen werden. – Dieser allgemeinen Idee folgt auch die heutige psychophysiologische Emotionsforschung (Stemmler, 1992; Hennig & Netter, 2005). Sie ist jedoch gründlicher in der Methodik, kritischer gegenüber der Induktion der Emotionen, dem Einfluss der arbiträren Laborbedingungen und der fraglichen ökologischen Validität. Die innovativen Strategien des ambulanten psychophysiologischen Assessments unter Alltagsbedingungen bieten eine wesentliche Ergänzung.

Mit den großen Fortschritten der *Neurowissenschaften* ist *Neuropsychologie* zu einem gängigen Begriff geworden. Die Neuropsychologie hat konzeptionell und methodisch oft einen breiten Horizont, auf der Suche nach den zentralnervösen Grundlagen von perzeptiven und kognitiven Leistungen, Bewusstsein, Emotionen und Verhalten, sie ist humanwissenschaftlich und tierexperimentell, in Labor und Klinik; oft interdisziplinär organisiert. Eine eventuelle Tendenz des „Neuroreduktionismus“ zeigt sich in offensichtlichen Kategorienfehlern und in der Absicht, psychologische Konstrukte auf neurologische Konstrukte (Hirnmechanismen) zurückzuführen oder sie zumindest jenen kongruent zu machen (P. S. Churchland, 1986; P. M. Churchland, 1997; Hebb, 1949; Krech, 1950). Hier ist zu fragen: Welche Kompromisse der Untersuchungsmethodik werden zu Lasten der *psychologischen Gültigkeit* gemacht, z. B. bei der fragwürdigen Induktion von Emotionen während einer fMRI-Untersuchung, die ja ohnehin nur noch höchst begrenzte Ausschnitte des natürlichen biobehavioralen Repertoires zulässt. Während die methodisch oft einfacheren kognitionswissenschaftlichen Untersuchungen im Prinzip weitgehend behavioral bzw. computer-gestützt fast automatisch ablaufen können, sind die introspektiven Auskünfte und Selbstbeurteilungen der Untersuchten fast für die gesamte emotionspsychologische Forschung unverzichtbar. Auf andere Weise kann sich der Untersucher kaum informieren, ob der gemeinte emotionale Zustand besteht bzw. erfolgreich induziert wurde. Entsprechendes gilt für andere psychophysiologische Forschungen und Anwendungen. Bereits Wundt hatte in seiner kritischen Diskussion der neuroanatomischen und neurophysiologischen Forschung seiner Zeit gefordert, dass diese Untersuchungen sich an prägnanten Begriffen der Psycho-

logie, beispielsweise Aufmerksamkeit und Aufmerksamkeitssteuerung orientieren sollten, d h. interdisziplinär angelegt sein müssten (siehe Fahrenberg, 2015; Ziche, 1999).

Biologische Psychologie (Hess, 1968) oder *Psychobiologie* (Gazzaniga & Blakemore, 1975) wird oft in einem weiteren Sinn gebraucht. Entweder schließt sie dann mehr oder minder alle physiologisch-biologisch orientierten Richtungen ein oder sie betont insbesondere die Evolutionstheorie, *Evolutionsbiologie* und *Evolutionspsychologie*, die Humangenetik bzw. Verhaltensgenetik, die Vergleichende Psychologie (Tierpsychologie, Ethologie), die Soziobiologie sowie die Psychologie der Primaten. Die Biologische Systemtheorie und Theorie des Organismus (Rothschuh, 1972) sind anregend für die Kategorienlehre der Psychologie (Fahrenberg, 2013a, Kapitel 4). – Am ungewöhnlichsten in der Psychologie ist der Begriff *Verhaltensphysiologie*, obwohl es ein Max-Planck-Institut dieses Namens gab. Die Begriffe *Verhaltensphysiologie* und *Verhaltenspsychologie* machen den kategorialen Unterschied deutlich, wenn introspektive Auskünfte des Menschen über Absichten und Erleben einer beobachteten Verhaltensweise bzw. Handlung für eine adäquate Interpretation notwendig sind.

In den Konnotationen der genannten Bezeichnungen klingen die Ursprünge und Abgrenzungen nach. Mit welchen Akzenten heute die Begriffe für Fragestellungen oder für Institutionen verwendet werden, wird auch vom Studienfach (Psychologie, Medizin, Biologie) und der fachlichen Sozialisation abhängen. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit könnte vereinheitlichend wirken; andererseits werden künftig noch speziellere Gebietsbezeichnungen wie *Behavioral Genetics*, *Behavioral Neuropsychology*, *Behavioral Neuroscience*, *Behavioral Psychopharmacology* oder *Psycho- (Neuro-) Endocrinology* und andere Bezeichnungen hinzukommen. Insgesamt ist die Annahme berechtigt, dass die Forschungsschwerpunkte in diesem Grenzbereich durchaus unter dem Einfluss bestimmter wissenschaftstheoretischer Positionen stehen, auch wenn solche Schlüsselkontroversen im Forschungsalltag nebensächlich zu sein scheinen und nur sehr selten hervortreten.

3. 13. 5 Sinnesphysiologie und Sinnespsychologie, Psychophysik, Sensorische Neuropsychologie

In der breiten Entwicklung der Sinnesphysiologie und Sinnespsychologie sind mehrere Richtungen zu erkennen. Einige der Fragestellungen sind auf diesem Gebiet anschaulich zu demonstrieren und vergleichsweise einfach experimentell zu untersuchen.

An einzelnen Forschungsthemen lässt sich zuspitzen, was mit *Sinnesphysiologie* und darüber hinaus mit *Sinnespsychologie* gemeint sein könnte. Welche Aspekte und Untersuchungsmethoden sind physiologisch und welche sind psychologisch?

Sinnesphysiologie ist ein altes Gebiet der Physiologie, das experimentell bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts begann und in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgrund neuer Methoden und technischer Geräte eine rasche Entwicklung nahm, u.a. durch den Leipziger Physiologen Carl Ludwig. Diese neurophysiologischen und sensorischen Untersuchungsmöglichkeiten wurden von Johannes Müller (1801-1858), Ewald Hering (1834-1918), Hermann Helmholtz (1821-1894) und anderen Physiologen intensiv genutzt. Johannes Müller wurde durch das später so genannte „Gesetz der spezifischen Sinnesenergien“ bekannt, demzufolge nicht der äußere Reiz die Qualität der Wahrnehmung bestimmt, sondern nur die Eigenart des gereizten Sinnesorgans, d.h. dessen Sinnesmodalität.

„Nemo psychologus, nisi physiologus“ lautete 1822 die erste These der Dissertation von Johannes Müller (zitiert n. Ebbecke, 1951, S. 46), um auszudrücken, dass die Physiologie unbedingt Voraussetzung der Psychologie sei. Er wird als früher Protagonist der naturwissenschaftlichen Psychologie angesehen, doch wenn er überzeugt ist, dass „die physiologische Untersuchung in ihren letzten Resultaten selbst psychologisch sein müsse“, so meint er zunächst und primär für die Sinnespsychologie und nicht ohne weiteres die geistigen Prozesse. In seinem Buch *Über die phantastischen Gesichtsercheinungen*, in dem Müller (1826) auch die „Sinnesenergien“ erläutert, schreibt er: „Dem Verfasser ist die Seele nur eine besondere Form des Lebens unter den mannigfachen Lebensformen, welche Gegenstand der physiologischen Untersuchung sind; er hegt daher die Überzeugung, dass die physiologische Untersuchung in ihren letzten Resultaten selbst psychologisch sein müsse. Die Lehre von dem Leben der Seele als einer besonderen Lebensform des Organismus ist daher nur ein Teil von der Physiologie im weiteren Sinne des Wortes. Dieser Teil heißt im Gegensatz zur Physiologie im engeren Sinne Psychologie. Allein, was wir gewöhnlich Psychologie nennen, verhält sich zu der künftigen Lehre von dem Leben der Seele wie die gewöhnliche Physiologie der Verrichtungen oder Funktionen zur wahren physiologischen Wissenschaft. Sollte der Verfasser in kurzem sich darüber erklären, was ihm eine wissenschaftliche physiologische Behandlung der Psychologie sei, so würde er, wenngleich gegen den Verdacht des Spinozismus sich wohl verwahrend, doch keinen Anstand nehmen die drei letzten Bücher der Ethik des Spinoza, welche von den Leidenschaften handeln und deren psychologischer Inhalt von den übrigen Lehren dieses Mannes als unabhängig angesehen werden kann, namhaft zu machen.

Denn wenn diese Lehren auch nicht die rechten über das Leben in den Leidenschaften wären, wenn sie auch nicht die wahre Erklärung des Lebens in dieser Form wären, so erleidet es doch keinen Zweifel, dass sie wenigstens wirklich Erklärung des Lebens der Methode und dem Inhalt nach sind; was man von den meisten psychologischen Untersuchungen nicht sagen kann. Der Verfasser hat es nun hier zwar nicht eigentlich mit Untersuchung der Lebensformen, die wir geistig nennen, zu tun; aber die Lebensform der Sinnlichkeit, deren Untersuchung ihm Aufgabe war, steht von allen physiologischen Funktionen in so unmittelbarer wechselwirkender Beziehung zum geistigen Leben, dass die physiologische Untersuchung, wenn sie anders ihre Aufgabe erfüllt, hier nicht ohne psychologische Resultate sein kann. Schon in den früheren physiologischen Arbeiten über den Gesichtssinn glaubt der Verfasser zu manchen psychologischen Resultaten geführt zu haben. Noch deutlicher tritt diese Beziehung in der gegenwärtigen Schrift hervor, deren Aufgabe es gerade ist, den

Gesichtssinn in seinem Wechselwirken mit dem Geistesleben zu untersuchen. Möge diese Arbeit nur etwas dazu beitragen, die psychologische Forschung von dem sterilen Boden der sogenannten empirischen Psychologie und andererseits von allzu gemächlicher und absprechender Spekulation auf das Leben, auf das Fruchtbare zurückzuführen“ (S. III-V).

Gerade die sinnesphysiologische Forschung legt es nahe, sich auch mit psychologischen Gesichtspunkten zu befassen. Wilhelm Wundt fand hier den Übergang zur Psychologie, wobei er vor der Aufgabe stand, die psychologische mit der physiologischen Betrachtungsweise in einer wissenschaftstheoretisch überzeugenden Weise zu verbinden. Die von Fechner geprägte Psychophysik war für Wundt (1962) die wichtigste Grundlage seiner Hoffnung, dass sich ein Forschungsprogramm entwickeln ließe, das geeignet wäre, noch weitaus größere Bereiche der Psychologie empirisch zu erforschen. Die Lehrbücher der folgenden Jahrzehnte enthielten regelmäßig Kapitel über die Psychophysik und teils sehr ausführliche Darstellungen der „psychophysischen Maßmethoden“ im Unterschied zu den oft nur spärlich geschilderten anderen Methoden der Psychologie. In diesem Kontext mussten widersprüchliche Ergebnisse solcher Untersuchungen sehr enttäuscht haben. Die *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane* (seit 1890) und andere Zeitschriften brachten zahlreiche sinnespsychologische Untersuchungen, aber auch viele Auseinandersetzungen, teils polemischer Natur, über unzureichende Geräte, Fehler und Missverständnisse. Eine direkte Kritik dieser Psychophysik, so spöttisch formuliert wie durch Willy (1899), wird Eindruck gemacht haben. Wider Erwarten sind auch heute noch wichtige Aspekte dieser Forschung nicht befriedigend geklärt.

In den Anfängen, d.h. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, war ein Wechsel zwischen physiologischer und psychologischer Perspektive keineswegs selbstverständlich. Einige der einflussreichen Physiologen und Neuroanatomen jener Zeit waren aufgrund ihrer naturwissenschaftlichen Grundüberzeugung nicht geneigt, psychologischen Konzepten grundsätzlich eine heuristische oder gar gleichberechtigte Bedeutung in der Forschung zuzubilligen wie heute in den als interdisziplinär verstandenen Neurosciences. Es fehlte letztlich der naturwissenschaftliche Erklärungswert. Die vier Physiologen (Physiker und Mediziner) Ernst von Brücke, Emil Du Bois-Reymond, Carl F. Ludwig und Herrmann von Helmholtz bildeten um 1845 einen Kreis, der sich gegen den zeitgenössischen Vitalismus, d.h. Ideen über eine eigentümliche, nicht genau fassbare „Lebenskraft“, wendete und ausschließlich physikalisch-chemische Kräfte im Organismus gelten lassen wollte. In der von Emil Du Bois-Reymond überlieferten Formel lautete diese Überzeugung: „Brücke und ich, wir haben uns verschworen, die Wahrheit geltend zu machen, dass im Organismus keine anderen Kräfte wirksam sind als die gemein physikalisch-chemischen; dass, wo diese bislang nicht zur Erklärung ausreichen, mittels der physikalisch-mathematischen Methode entweder nach ihrer Art und Weise der Wirksamkeit im konkreten Falle gesucht werden muss oder dass neue Kräfte angenommen werden müssen, welche von gleicher Dignität mit den physikalisch-chemischen, der Materie inhärent, stets auf nur abstoßende oder anziehende Komponenten zurückzuführen sind“ (zit. n. Vidoni, 1991, S. 44).

Fraglich bleibt, ob diese Abwehr vitalistischer Auffassungen ohne weiteres mit einem reduktionistischen Physikalismus gleichzusetzen ist. Doch mit der geäußerten Einstellung verband sich wohl eine Reserviertheit gegenüber der zeitgenössischen Psychologie, die z.B.

in der Rede von Helmholtz (1878) über *Die Tatsachen in der Wahrnehmung* deutlich wird. Der Psychiater Paul Flechsig (1896, S. 11) meinte, dass „die Erforschung des Gehirns den Schlüssel zu einer wissenschaftlichen Erforschung des Seelenlebens bringen werde, und die heutige medizinische Psychologie will in der Tat nichts anderes sein, als ein Abschnitt der Lehre von den Hirnfunktionen. Welche Hirnteile sind in Tätigkeit, wenn wir denken oder fühlen; welcherlei chemische und physikalische Vorgänge sind hierbei beteiligt?“ Noch pointierter war der zuvor von dem Zoologen Karl Vogt im Verlauf des Materialismus-Streits gewählte Metapher: „Ein jeder Naturwissenschaftler wird wohl, denke ich, bei einigermaßen folgerechtem denken auf die Ansicht kommen, dass alle jene Fähigkeiten, die wir unter dem Namen der Seelentätigkeit begreifen, nur Funktionen der Gehirnssubstanz sind; oder, um mich einigermaßen grob hier auszudrücken, dass die Gedanken in demselben Verhältnis etwa zu dem Gehirne stehen wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren. Eine Seele anzunehmen, die sich des Gehirnes wie eines Instrumentes bedient, mit dem sie arbeiten kann, ist reiner Unsinn“ (Vogt, 1846, S. 206).

Hermann von Helmholtz (1821-1894)

Der Physiologe und Physiker Hermann von Helmholtz gilt als einer der bedeutendsten deutschen Wissenschaftler in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert. Bekannt wurde er nicht nur durch seine Formulierung des Prinzips der Energieerhaltung, sondern durch neurophysiologische Untersuchungen, die Messung der Nervenleitungsgeschwindigkeit und hauptsächlich durch die sinnesphysiologische Forschung mit seiner Theorie des Farbensehens (*Handbuch der physiologischen Optik*), seine Analyse der Klangfarben und seine Lehre von den Tonempfindungen. Später, als Direktor der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin, befasste er sich auch mit Fragestellungen der Physik, Elektro- und Thermodynamik (Stock, 2013). Helmholtz war es gelungen, die Leitungsgeschwindigkeit in peripheren Nerven, z.B. im Arm, zu messen. Diese neue Methodik regte an, auch die einfachen und die komplexen Reaktionszeiten psychischer Vorgänge möglichst genau zu messen und in ihre Komponenten zu zerlegen.

Erkenntnistheorie und Psychologie

Auf der Website der Heidelberger Universität über Helmholtz steht eine lesenswerte wissenschaftliche Biographie mit Zitaten aus Vorträgen und Briefen, welche die wissenschaftstheoretische Position charakterisieren (Eckardt, o. J.). Im Zentrum steht die Arbeit am *Handbuch der physiologischen Optik*, in dem vor allem Probleme der Tiefen- und Größenvorstellung und die optischen Sinnestäuschungen behandelt wurden. „Die Vorarbeiten zu diesem Band, die Helmholtz 1860 aufnahm, führten ihn bald in schwierigste epistemologische Problemfelder, die unmittelbar in das unentschiedene Spannungsfeld von Nativismus und Empirismus wiesen. Die durch konkrete Probleme erzwungene Einsicht, dass sich eben nicht alle Phänomene der Physiologie nach den strengen Gesetzmäßigkeiten der Kau-

salität erklären ließen, sondern die Einbeziehung auch psychologischer Deutungsansätze notwendig machten, muss dem frühen Kausalitätsfanatiker Helmholtz ein Graus gewesen sein. Bereits 1862, in seiner berühmten Heidelberger Akademischen Festrede *Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft*, hatte Helmholtz auf die engen Beziehungen zwischen Physik, Physiologie, Psychologie und sogar der Ästhetik hinweisen müssen.

Zur Optik berichtete er der Festversammlung: Die Physiologie der Sinnesorgane überhaupt tritt in engste Verbindung mit der Psychologie, indem sie in den Sinneswahrnehmungen die Resultate psychischer Prozesse nachweist, welche nicht in den Bereich des auf sich selbst reflektierenden Bewusstseins fallen und deshalb notwendig der psychologischen Selbstbeobachtung verborgen bleiben mussten. (...) Es scheint so, als ob bereits hier die physikalisch-physiologische Fragestellung und Methode auch zum Hilfsinstrument einer objektiven psychologischen Erkenntnisbildung erhoben wird, was uns sofort an eine Beeinflussung durch Wilhelm Wundt denken lässt; über ihn, der ja in gerade dieser Zeit als Assistent bei Helmholtz arbeitete, wird noch zu sprechen sein. [Im Jahr 1862 erschienen frühere Aufsätze Wundts als Buch: *Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung*]. In einem Brief an den Freund Du Bois-Reymond vom 3. Januar 1865 berichtet Helmholtz erneut über seine Schwierigkeiten: „Ich selbst arbeite, so viel es geht, am dritten Teile meiner physiologischen Optik; das ist ein heilloses Kapitel, weil man notwendig stark in das Psychologische hineingerät und man gar nicht darauf rechnen kann, durch die bestüberlegten Gedanken die Leute zu überzeugen“ (Eckardt, o. J.).

Zur Erkenntnistheorie, insbesondere zum Subjekt-Objekt-Problem äußert sich Helmholtz (1878) in einem Vortrag *Die Tatsachen in der Wahrnehmung*. Er bezieht sich auf Kants Erkenntnistheorie und physiologisch auf Johannes Müllers Gesetz von den spezifischen Energien der Sinnesnerven sowie seine eigenen Arbeiten. Auffällig ist, dass Helmholtz in einem naturwissenschaftlichen Bezugsrahmen viele psychologische Begriffe wie Wahrnehmung, Empfindung, Anschauung, psychische Zustände, Vorstellung und Geist verwendet, aber den Begriff Psychologie vermeidet. Die Begriffe Naturwissenschaft und Naturforschung oder sogar „Natur des Geistes“ bleiben mehrdeutig.

„Das Grundproblem, welches jene Zeit an den Anfang aller Wissenschaft stellte, war das der Erkenntnistheorie: ‚Was ist Wahrheit in unserem Anschauen und Denken? In welchem Sinne entsprechen unsere Vorstellungen der Wirklichkeit?‘ Auf dieses Problem stoßen Philosophie und Naturwissenschaft von zwei entgegengesetzten Seiten; es ist eine gemeinsame Aufgabe beider. Die erstere, welche die geistige Seite betrachtet, sucht aus unserem Wissen und Vorstellen auszuschneiden, was aus den Einwirkungen der Körperwelt herrührt, um rein hinzustellen, was der eigenen Tätigkeit des Geistes angehört. Die Naturwissenschaft im Gegenteil sucht abzuschneiden, was Definition, Bezeichnung, Vorstellungsform, Hypothese ist, um rein übrig zu behalten, was der Welt der Wirklichkeit angehört, deren Gesetze sie sucht. Beide suchen dieselbe Scheidung zu vollziehen, wenn auch jede an einem anderen Teil des Geschiedenen interessiert ist. In der Theorie der Sinneswahrnehmungen und in den Untersuchungen über die Grundprinzipien der Geometrie, Mechanik, Physik kann auch der Naturforscher diesen Fragen nicht aus dem Weg gehen. Da meine eigenen Arbeiten vielfach in beide Gebiete eingetreten sind, so will ich versuchen, Ihnen

einen Überblick von dem zu geben, was von Seiten der Naturforschung in dieser Richtung getan ist. Natürlich sind schließlich die Gesetze des Denkens bei den naturforschenden Menschen keine anderen als bei den philosophierenden.“ – Helmholtz (1878) geht auf das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien, auf seine Zeichentheorie der Sinnestätigkeit bzw. Wahrnehmung, auf die innere und die äußere Anschauung, speziell in der Raumschauung ein. (*Anmerkung* 17).

Mausfeld (1994) fasst Helmholtz' Zeichentheorie der Wahrnehmung zusammen: „Die Empfindungen sind gerade die Wirkungen der Objekte der Außenwelt auf unsere Sinne; sie gehören dem Nervensystem an und sind nicht Bilder objektiver Beschaffenheiten (1878, S. 228). Zwischen unseren Empfindungen und den objektiven Beschaffenheiten dessen, was wir wahrnehmen, besteht keine Ähnlichkeit. Sinnesempfindungen sind lediglich Zeichen für unser Bewusstsein, die es durch Erfahrung zu interpretieren gilt“ (Mausfeld, 1994, S. 141, unter Bezug auf Helmholtz 1878, S. 228 ff). Diese Prozesse sind jedoch der Selbstbeobachtung verborgen, so dass sie nur an ihren Ergebnissen zu erkennen sind. Deshalb bezeichnete Helmholtz sie als „unbewusste Schlüsse“, wenn auch „kein eigentlicher bewusster Schluss vorliegt, so ist doch die wesentliche und ursprüngliche Arbeit eines solchen vollzogen, und das Resultat derselben erreicht“ (Helmholtz, 1878, S. 431). Die Art der Zeichen ist „mir durch die Natur meiner Sinnesorgane und meines Geistes aufgedrungen“ (Helmholtz, *Handbuch*, 1867, S. 446) und unterscheidet sich darin von den willkürlichen Zeichen in Rede und Schrift. Er verweist auf „unbewusste Vorgänge der Assoziation, die im dunklen Hintergrund unseres Gedächtnisses vor sich geht“ (S. 449).

Mit dieser höchst unglücklichen Wortwahl, d.h. mit „Schluss“ hier einen traditionellen Begriff der philosophischen Urteilslehre für einen neurophysiologischen Mechanismus zu benutzen, und zugleich von „Geist“ zu schreiben, löst Helmholtz eine lange und verwirrende Debatte aus. Weshalb verwendet er nicht Kants Begriffs der „dunklen Vorstellungen“ oder erinnert nicht Fechners Begriff unbewusster oder zeitweise unbewusster Empfindungen mit ihrer sich „unbewusst geltend machenden Kenntnis“ (siehe Abschnitt 3.5 – Auch ein Ausdruck wie „neurophysiologischer Prozess“ (oder unwillkürliche, unbemerkte, automatische Inferenz) hätte diese Missverständnisse weitgehend vermieden.

Das Problem der unbewussten Schlüsse

Drobisch, der als Anhänger Herbarts 1850 mit seinem Buch *Erste Grundlehre der mathematischen Psychologie* programmatisch und spekulativ hervorgetreten war, kritisiert die Behauptung, es gebe unbewusste Schlüsse, schon im Jahr 1864 in seinem Aufsatz *Über den neuesten Versuch, die Psychologie naturwissenschaftlich zu begründen*. Zu diesem Thema zitiert er zunächst Helmholtz' *Physiologische Optik* (1860, II, S. 430), in der behauptet werde, dass die Objektwahrnehmung im allgemeinen nicht durch bewusste Tätigkeit, sondern, einem unbewussten Schlüsse gleich, von den direkt wirkenden Nervenregungen vermittelt werde. „Es mag erlaubt sein, die psychischen Akte der gewöhnlichen Wahrnehmung als unbewusste Schlüsse zu bezeichnen, da dieser Name sich hinreichend von den gewöhnlichen sogenannten bewussten Schlüssen unterscheidet, und wenn auch die Ähn-

lichkeit der Resultate solcher unbewussten und der bewussten Schlüsse keinem Zweifel unterliegt – die bezeichneten Ursachen unbewusster Schlüsse von der Sinnesempfindung auf deren Ursache sind nun in ihren Resultaten den sogenannten Analogieschlüssen kongruent.“ In einem längeren Abschnitt (S. 333-338) kritisiert Drobisch, dass Wundt (1863) demgegenüber den Begriff der unbewussten Schlüsse in einer sehr allgemeinen Form und in sachlich ungerechtfertigter Weise verwende. – Die Auseinandersetzung ist nur schwer nachzuvollziehen, weil auf beiden Seiten mehrdeutige Begriffe (wie „unbewusst“, „logisch“ im Sinne von „wissenschaftlich“), Analogien und Metaphern sowie problematische Argumente aufgrund der nur vermuteten neurophysiologischen Mechanismen verwendet werden (vgl. Araujo, 2012). Ein Hinweis, dass dieser Ausdruck „unbewusster Schluss“ primär von Helmholtz stammt, mag darin gesehen werden, dass Helmholtz an dieser Begriffsbildung noch festhielt, als sich Wundt bereits distanziert hatte.

Beiden, Helmholtz und Wundt, wird als Neurophysiologen selbstverständlich gewesen sein, dass der weitaus größte Teil der Nerventätigkeit nicht-bewusst abläuft und auch nicht bewusstseinsfähig ist. Das visuelle System liefert besonders anschauliche Beispiele, dass eine nicht-bewusste Verarbeitung sensorischer Eindrücke stattfindet, im einfachsten Beispiel durch Umkehrung des Netzhautbildes, komplizierter im Beispiel der Größenkonstanz. Wundts Ansatz der empirischen Psychologie folgt vor allem aus seinen Arbeiten zur Sinnesphysiologie, die seines Erachtens zeigen, dass Wahrnehmungsvorgänge bestimmte Gesetzmäßigkeiten aufweisen, die in den Begriffen der damaligen Physiologie nicht zu interpretieren waren, sondern „psychologische“ Erklärungen nahe legten. Anfänglich hatte Wundt in den *Beiträgen* (1862) und in den *Vorlesungen* (1863) – eventuell von Helmholtz beeinflusst – beispielsweise die in der taktilen Wahrnehmung ablaufenden Verarbeitungsvorgänge, da sie Vergleichsoperationen „logischer“ Art enthalten, als *unbewusste Schlüsse* bezeichnet. Diese Formulierung hat er in den *Grundzügen* (1874) bereits wieder zurückgezogen, d.h. diese Vorgänge dem Gebiet der Physiologie zugewiesen und zumindest in dieser Hinsicht den Begriff unbewusster Vorgänge vermieden. Außerdem verzichtet er in seiner Konzeption des Prozesses von Empfindung – Wahrnehmung – Vorstellung auf den vermittelnd gedachten Vorgang der (unbewussten) Wahrnehmung, so dass die Empfindungen den Vorstellungen direkt zugeordnet sind (Araujo, 2012). (*Anmerkung 18*).

Auch heute bestehen auf diesem Gebiet zweifellos zahlreiche terminologische Schwierigkeiten, die im Begriff „unbewusst“ liegen: unbemerkt, latent, dynamisch-triebhaft, zeitweilig deaktualisiert, automatisch-inferenziell, nicht bewusstseinsfähig. Aus seinem Wissenschaftsbegriff und seiner tiefen Skepsis gegenüber naiver Introspektion musste Wundt der Begriff „unbewusst“, trotz Fechners Ableitung aus dem Schwellenkonzept der Psychophysik, höchst fragwürdig sein. Es gab keinen methodischen Zugang zu diesen nicht bewussten Prozessen, andererseits liefen in dieser sinnlichen Wahrnehmung synthetische Prozesse ab, die der bewussten Apperzeption zu entsprechen schienen. Aus heutiger Sicht genügen wahrscheinlich die Konzepte neuronaler Verarbeitungsprozesse, automatische Inferenzen, einfach oder mehrstufig, uni- und multimodal – ohne das Vokabular der Bewusstseinspsychologie. – Wundts Zuwendung zur Psychologie war jedoch durch das Argument bzw. die

Einsicht beeinflusst, dass die Sinnesphysiologie zu Fragen führen kann, die psychologische Antworten verlangen. (*Anmerkung* 19).

Kommentar

Helmholtz wird oft für die naturwissenschaftliche *Psychologie* in Anspruch genommen, doch ist hierbei zu bedenken, dass sein Interesse primär der Sinnesphysiologie galt und nicht den vielen anderen Fragestellungen der experimentellen Psychologie. Seiner Einstellung nach bleibt Helmholtz Naturwissenschaftler, der zwar grundlegend über Sinnesphysiologie forscht, aber den Schritt zu einer Wahrnehmungspsychologie nicht tut. Demgegenüber behauptet Wundt (1862, 1874), dass der Wahrnehmungsvorgang nicht allein aus den elementaren Funktionen des Sinnesapparats erklärt werden kann, sondern in mehreren (synthetischen) Stufen abläuft. Deshalb müsse die Forschung, z.B. über Kontraste, Wettstreit der Sehfelder, Erscheinung des Glanz-Phänomens, durch *psychologische* Beobachtung und Experimente ergänzt werden. Wenn Wundts Eindruck zutrifft, dass Helmholtz sich an eigentlich psychologischen Hypothesen kaum interessiert zeigte (1921b, S. 161 ff), ist die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Position von Helmholtz besonders interessant.

Weshalb sich Helmholtz nicht weniger missverständlich, d.h. hier kategorial prägnanter, über „unbewusste Schlüsse“ äußerte, bleibt offen. Wollte er, trotz seines breiten Gebrauchs von introspektionistischem Vokabular, eigentlich psychologisch klingende Hypothesen vermeiden, auch keine Psychologen zitieren? Dieser Widerspruch zwischen dem Vorbild von Physik und Mathematik einerseits und seinen introspektiv gewonnenen Konzepten andererseits zeigt, dass der Begriff „naturwissenschaftlich“ klärungsbedürftig ist.

Mausfeld (1994a, S. 137) schreibt: „Helmholtz sah auch für die Physiologie und Psychologie metatheoretische Positionen und Prinzipien als gültig an, die seit der Renaissance die neuzeitliche Wissenschaft prägten:

- das Bestreben, das in der Theorie entworfene Bild von der Natur von allem Anthropomorphen zu befreien und die tiefere Ordnung hinter der Welt der Erscheinungen zu bestimmen;
- eine mechanistische Auffassung eines umfassenden Kausalnexus,
- die Verflochtenheit der Theoriebildung mit der Mathematik.“

Helmholtz sei es darauf angekommen, die naturwissenschaftliche Psychologie in dieses Weltbild einzugliedern, um nicht den Anspruch auf Erklärung aufzugeben. Hier lag das Gebiet der Wahrnehmungspsychologie am nächsten. Die Begreifbarkeit der Welt beruht auf dem Kausalgesetz. „Beide Kennzeichen der neuzeitlichen Wissenschaft, Experiment und mathematische Methoden, waren es also, die Helmholtz – der in der Mathematik Autodidakt war – auf neue Gebiete ausdehnen wollte“ (Mausfeld, 1994, S. 139). Weder Mausfeld noch Helmholtz nehmen Kants Einwände auf, doch schreibt Mausfeld „Helmholtz‘ Verdienst ist es, mit der Arbeit *Zählen und Messen erkenntnistheoretisch betrachtet* (1887) die abstrakte Beschäftigung mit Fragen der Mathematik angeregt zu haben“ (S. 140; zur tatsächlichen Vorgeschichte siehe Abschnitt 3.5). „Messen setzt voraus, die qualitative Struktur der empirischen Eigenschaften zu erfassen, die den Objekten zukommen müssen, damit

sie durch Zahlen darstellbar sind. Diese Vorstellung nimmt bereits die Auffassung vorweg, die später im *Scott-Suppes-Paradigma* zur Standardtheorie der fundamentalen Messung in Psychologie und Ökonomie wurde“ (S. 140). So lassen sich nicht nur der Repräsentationsansatz der Messung, der in der *Abstrakten Messtheorie* auch für die Psychologie ausgearbeitet wurde, auf Helmholtz zurückführen, sondern auch das empiristische Missverständnis, welches in der Sprechweise vom ‚empirischen‘ Relativ und in der Interpretation seiner Relationen als Beobachtungsprädikate zum Ausdruck kommt.“

Mausfeld erklärt weder das Scott-Suppes-Paradigma noch seine Schlussfolgerung. Gemeint sind die Vorstellungen der beiden Mathematiker Scott und Suppes sowie anderer Theoretiker von einer *Mathesis universalis*, d. h. einer mathematischen Erfassung und Fassung aller Wirklichkeit, also auch eine „Messbarkeit des Psychischen“ (siehe Mausfeld, 1994b, 1994c). – So gibt es durchaus nicht metrisch konzipierte Bereiche der Mathematik, z. B. die Topologie (zur topologischen Psychologie siehe Kurt Lewin), doch ist nicht einsichtig, wie solche Theoreme (siehe bereits Herbarts Integralgleichungen) die erlebten Abstufungen von Gefühlen oder die Selbstbeurteilung einer Persönlichkeitseigenschaft so formalisieren können, dass die naturgemäß vagen Aussagen zu intervallskalierten und entsprechend rechnerisch zu bearbeitenden Größen werden können. Weder von einer probabilistischen Messtheorie noch von *conjoint measurement* ist zu erwarten, dass damit Kategorienfehler zu überwinden wären.

Mausfeld (1994a) behauptet in seinem Aufsatz *Hermann v. Helmholtz. Die Untersuchung der Funktionsweise des Geistes als Gegenstand einer wissenschaftlichen Psychologie*, dieser zähle zu den Begründern und bedeutendsten Vertretern der wissenschaftlichen Psychologie (S. 133); zu Wundt zitiert er nur Boring's notorische Missverständnisse, aber keine fundiertere Quelle. – Helmholtz habe durch „seine Betrachtungen zur Natur perzeptueller und kognitiver Codes und Repräsentationen einen genuin psychologischen Beitrag geleistet, durch den erst ein Problem hervortrat, das für die Kognitionswissenschaften als geradezu konstitutiv anzusehen ist“ (S. 148). Mausfeld weitet seine Betrachtung aus und diskutiert Charakteristika der von Helmholtz propagierten Wahrnehmungstheorie mit ihren teils widersprüchlichen Absichten: Übertragung denkpsychologischer Sprechweisen auf den Bereich der Wahrnehmung, die Annahme einer kausalen Struktur geistiger Prozesse und radikale empiristische Orientierung. Er zieht einen Bogen zu den späteren Auffassungen der „Kognitiven Wahrnehmungstheorie“ und ihren Varianten. Vor allem durch seine metatheoretische Perspektive sei Helmholtz ein Vorläufer der Kognitionsforschung. „War Helmholtz ein Psychologe?“ Mausfeld bejaht diese Frage und meint, dass Helmholtz die Frage „wohl als eine rein terminologische und somit als belanglos angesehen“ hätte. „Ihm ging es darum, Bereiche geistiger Prozesse und Aktivitäten einer Forschungsweise zugänglich zu machen, die man zuvor auf die Physik beschränkt glaubte“ (S. 145). Er stimmt sogar der eigenartigen Meinung von Boring zu, Helmholtz sei zusammen mit Fechner „der eigentliche Wegbereiter der wissenschaftlichen Psychologie“. – Die grundsätzliche Frage bleibt hier offen: Was meinen Helmholtz (und Mausfeld) wohl mit „Geist“ und mit „Psychologie“? Ist jede Kausalforschung zur *Sinnesphysiologie* zugleich *Sinnespsychologie*, jede Neurophysiologie der Sensorik, jede Neurophysik, bereits Psychologie und auch Geis-

teswissenschaft, d.h. jeder bedeutende Neurophysiologe, der sich mit „Informationsverarbeitung“ im ZNS befasst, bereits ein bedeutender Psychologe?

Die Kontroverse über die unbemerkten Inferenzen (unbewussten Schlüsse) in der Sinneswahrnehmung ist für die *kategoriale* Unterscheidung aufschlussreich: ein neurophysiologischer Vorgang ohne bewusste (phänomenale) Repräsentation. Die Psychologie bleibt zwar weiterhin primär eine Bewusstseinspsychologie, doch zeigt die Kontroverse über die unbemerkten Leistungen des ZNS, welche automatischen Inferenzen und Synthesen stattfinden, und dass Ebenen bzw. Schwellen und Übergänge zu differenzieren sind. – Die zentrale Frage lässt Mausfeld offen: Wie ist die qualitative Struktur der empirischen Eigenschaften eines „Objektes“ zu bestimmen, damit diese Eigenschaft durch Zahlen darstellbar ist: einer Sinnesempfindung, einer anderen introspektiven Aussage, einer Selbstbeurteilung?

3. 13. 6 **Reflexologie: Wladimir Bechterew und Iwan Pawlow**

Der Physiologe Iwan Michailowitsch Setschenow (Sečenov) (1829-1905), der von Pawlow als Vater der russischen Physiologie bezeichnet wurde (Rubinstein, 1977), interessierte sich für die Physiologie der Reflexe im Verhalten von Tieren und Menschen. Er gehörte zu den Ersten, die elektrophysiologische Methoden einführten, und entdeckte die zerebrale Hemmung von Spinalreflexen. Er hat mehrere Jahre bei den bekanntesten Physiologen an deutschen und anderen Instituten gearbeitet und kannte nicht nur Helmholtz, sondern wahrscheinlich auch Wundt. (Hinweis: für die Schreibweise der russischen Autoren wurde die in Deutschland verbreitete Transkriptionsweise statt der englischen bevorzugt.)

Der vor allem als Neurologe und Neurophysiologe bekannte Wladimir Michailowitsch Bechterew (Bechterev) (1857-1927) hatte u.a. bei Charcot und Wundt studiert, gründete in Kasan das erste experimentalpsychologische Labor und in Sankt Petersburg ein Psychoneurologisches Labor, in dem er das angeborene und das gelernte Reflexverhalten untersuchte. Der Begriff *Psychoreflexologie* wird verwendet, um diese von Pawlow weitgehend unabhängige Forschungsrichtung zu kennzeichnen; Bechterews (1913, 1928) Begriff *Objektive Psychologie* macht den grundsätzlichen Unterschied zu Wundts Bewusstseinspsychologie deutlich. Den Werdegang und die sich allmählich von Wundts Experimentalpsychologie lösende Auffassung Bechterews hat Araujo (2014) untersucht: *The emergence and development of Bekhterev's Psychoreflexology in relation to Wundt's experimental psychology*. In Kasan führte Bechterew überwiegend neurophysiologische Untersuchungen der Funktionen des motorischen Kortex, über Sehnenreflexe und die „Assoziation von Reflexen“, außerdem einige psychologische Experimente durch. In Leipzig hatte er die Experimente über den Umfang des Bewusstseins und die chronometrischen Untersuchungen von Apperzeptionsprozessen kennengelernt. Wahrscheinlich hat er auch das starke Interesse Wundts an der damaligen Reflexlehre (Wundt, 1902, 1908; Ziche, 1999) mitbekommen. In St. Petersburg entwickelte er seine *Objektive Psychologie*: Nach seiner Auffassung bestehen enge Beziehungen zwischen dem elementaren Reflexgeschehen und der

Entwicklung höherer Bereiche mentaler Tätigkeit. Aus Bechterews konsequent physiologischer Sicht sind die Phänomene des Bewusstseins abhängige Funktionen. Er lehnt nun die übliche Definition der Psychologie als *Bewusstseinspsychologie* ab (Araujo, 2014, S. 13 ff). Die *Objektive Psychologie* und *Psychoreflexologie* werden später zu einer umfassenden Lehre und Weltanschauung verallgemeinert. – Bechterew hat in neuerer Zeit wieder mehr Interesse gefunden (siehe Pfrepper, 2007).

Bechterew als naturwissenschaftlich ausgerichteter Physiologe, so Araujo, habe sich durch Bemerkungen Wundts über eine psychische Energie irritiert gefühlt. Dann würde es sich jedoch um ein Missverständnis handeln. Wundt hat zwar in das Buch *Grundzüge* (1902-1905) ein langes naturphilosophisches Kapitel über Mechanik und Energetik aufgenommen, um diese auch für die Psychologie interessante Entwicklung von wissenschaftlichen Denkweisen zu untersuchen. Ausdrücke wie „Willensenergie“ beinhalten jedoch keine Konzeption einer „psychischen Energie“. Jeder geistige Zusammenhang, so Wundt, schafft neue geistige Werte, denn jede dieser Synthesen bereichert den geistigen Besitzstand, indem die verknüpften Elemente in ihrer Verbindung Bedeutungen und Werte gewinnen, die sie vereinzelt nicht haben. Wundt spricht in einer Analogie vom Wachstum *psychischer Energie* gegenüber dem für die materielle Welt fundamentalen Gesetz von der Erhaltung der Energie, betont aber, dass es sich ausschließlich um „qualitative Wertgrößen“ handle (*Logik*, 1921, III, S. 273 f).

Der experimentelle Physiologe Iwan Petrowitsch Pawlow (Pawlov) (1849-1936) wurde 1904 für seine Untersuchungen über die Physiologie der Verdauungsdrüsen mit dem Nobelpreis geehrt. In der Psychologie ist er durch einen Nebenaspekt dieser Forschung bekannt, denn er entdeckte den bedingten Reflex, d.h. der „Pawlow'sche Hund“ reagiert mit der Speichelsekretion nicht nur auf den Reiz des natürlichen Futters, sondern bildet schließlich einen „bedingten Reflex“ allein auf einen Klingelton nach wiederholter Kombination beider Reize. Pawlows Untersuchungen, die auch zur Beschreibung von experimentell erzeugten „neurotischen“ Verhaltensweisen führten, bilden eine wichtige Grundlage der neueren Verhaltensforschung und der später als *Klassische Konditionierung* bezeichneten Basis der behavioristischen Lerntheorien (Pawlow, 1998, 1926/2006).

Pawlow erweiterte seine Untersuchungen auf zentralnervöse Hemmungs- und Erregungsprozesse und ging über diese *Untersuchungen der höheren Nerventätigkeit* der Tiere hinaus: Er entwickelte in seinem Konzept eines *zweiten Signalsystems* eine theoretische Konzeption für sprachliche Auslöser menschlicher Verhaltensreaktionen (Rubinstein, 1977). Folglich ist die Behauptung, nach Pawlow sei auch komplexes Verhalten nichts anderes als eine einfache Kette von reflexartigen Reaktionen, zu einfach. B. M. Teplov und W. D. Nebylizyn standen zwar in Pawlows Tradition, haben jedoch zur Untersuchung der „höheren Eigenschaften des Nervensystems“ (Ausgeglichenheit, Beweglichkeit, Reaktivität und Stärke der Inhibition) fortgeschrittene Methoden verwendet. (Gray, 1964, 1979; Strelau, 1984). Die Übertragung von Pawlows Ideen auf die Humanpsychologie musste jedoch aus dialektisch-materialistischer Sicht einseitig materialistisch wirken, so dass diese dominierende Pawlow-Richtung, wie Rubinstein (1977) schreibt, auf einer großen Konferenz sowjetischer Wissenschaftler verurteilt wurde. Es fehlte die dialektische Sicht des Bewusstseins.

Aber auch von Lenins Ausgangsposition, der *Widerspiegelungstheorie*, die eine direkte Abbildung der Welt im Gehirn bzw. Bewusstsein zu postulieren scheint (Lenin, 1962), begannen sich neuere sowjetische Psychologen zu entfernen. Lenin hatte seine Auffassung anlässlich seiner Kritik am Empirioskritizismus entwickelt, wobei er sich über mehrere Seiten ausführlich auf Wundts Argumente stützte. Im Unterschied zu Lenin meinte Ananjew (1974), dass dem Bewusstsein eine relative Eigengesetzlichkeit gegenüber den materiellen Prozessen einzuräumen sei (Rubinstein, 1977). Kritische Kommentare zu Bechterew und Pawlow gab bereits Wygotski (1926-1927/1984), der eine eigentlich marxistische Sicht vermisste. Eine Textsammlung von Lompscher (1974) über *Lenins philosophisches Erbe und Ergebnisse der sowjetischen Psychologie* und Kussmanns (1974) *Sowjetische Psychologie, auf der Suche nach der Methode* geben eine Übersicht über die Entwicklungen.

Im Westen relativ bekannt sind Alexei Nikolajewitsch Leontjew (1903-1979), der mit Lew Semjonowitsch Wygotski (Vygotskij) (1896-1934) und dem Neuropsychologen Alexander Romanowitsch Lurija (Lurija) (1902-1977) die als *Kulturhistorische Schule* bezeichnete Richtung in der sowjetischen Psychologie prägte. Leontjew (1964, 1982) hat eine Reihe von experimentellen, theoretischen und methodologischen Arbeiten verfasst, doch stehen die grundsätzliche Überlegungen zur *Lebenstätigkeit* aus marxistischer Sicht und die *Entwicklung des Psychischen* im Zentrum. Welche Beziehungen bestehen zwischen Tätigkeit, Bewusstsein und Persönlichkeit? Leontjews Allgemeine Tätigkeitstheorie beeinflusste u.a. auch Klaus Holzkamp (siehe Abschnitt 3.16). Die Tätigkeitstheorie dieser Psychologen steht im Kontrast zu Handlungstheorien westlicher Psychologen (siehe u.a. Eckensberger, 2012; Heckhausen, 1980).

3. 13.7 Behaviorismus und Neo-Behaviorismus: John B. Watson und Burrhus F. Skinner

Ausgangsbasis ist die vor allem von Edward Lee Thorndike entwickelte Lerntheorie, der zufolge Tiere (d.h. die im Labor untersuchten Katzen) nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum bestimmte Verhaltensweisen assoziativ lernen können. Das Lernen von Reiz-Reaktions-Verbindungen (Stimulus-Response, S-R-Modell) steht unter der Kontrolle von Erfolg (Bekräftigung) und Bestrafung (Aversion). Thorndike formulierte in seiner Lerntheorie eine Reihe von Gesetzen. Als Gründer des Behaviorismus wird oft der Psychologe John B. Watson (1919/1980) genannt; er entwickelte einen anderen Ansatz der Lerntheorie, indem er Pawlows Entdeckung des bedingten Reflexes auf menschliches Verhalten übertrug. Ein viel zitiertes Beispiel ist die Konditionierung des Erschreckens, wobei ein lauter Hammerschlag als unbedingter Reiz durch den Anblick einer weißen Ratte als bedingter Reiz ersetzt wurde. Als er diese Methode des „klassischen“ Konditionierens breit generalisierte und programmatisch u.a. in *Psychology from the Standpoint of a Behaviorist* eine systematische Anwendung, auch auf Erziehungsfragen vorschlug, löste er bis heute andauernde massive, teils mit Missverständnissen verbundene Kritik aus. Mit dieser programma-

tischen Forderung wurde er zu dem Exponenten der in den USA und darüber hinaus einflussreichen Strömung der Lerntheorie in ihren verschiedenen Richtungen von Lee J. Thorndike, der als Begründer der instrumentellen Konditionierungstheorie gilt, bis zu Clark Hull und B. F. Skinner (siehe Foppa, 1966; Hilgard & Bower, 1966). In Watsons Kombination von hartnäckigem Wissenschaftsverständnis und pädagogischem Optimismus erscheint eine pragmatische Überzeugung, die später auch Skinner kennzeichnet und den Weg zur Anwendung der Lerntheorien in der Verhaltenstherapie ebnete – auch wenn diese Verhaltenstherapie in einer „kognitiven Wende“, u.a. durch Edward Tolman, dem anfänglichen Wissenschaftsideal abwandte und die objektive Verhaltensanalyse durch hypothetische Annahmen über nicht beobachtbare psychologische Mediationsprozesse (intervenierende Variablen, zentrale Mediationsprozesse), d.h. Einstellungen, Erwartungen, Ziel- und Zweckvorstellungen, „kognitive“ Repräsentationen, ausweitete. – Statt diese Richtungen näher zu beschreiben, wird nur die Position von Burrhus F. Skinner dargestellt, denn er hat den Behaviorismus als Forschungsrichtung prägnant dargestellt. Deswegen wird seiner einflussreichen und wissenschaftstheoretisch konsequenten Auffassung der Vorzug gegeben.

Burrhus F. Skinner (1904-1990)

Burrhus Frederic Skinner entwickelte in mehreren Publikationen seit dem Jahr 1938 das Konzept des *Lernens aufgrund der Konsequenzen des Verhaltens*, d.h. der operanten Konditionierung im Unterschied zu Thorndikes instrumenteller Konditionierung und Watsons klassischer Konditionierung. In dem Buch *Was ist Behaviorismus?* erläutert und verteidigt Skinner (1978, S. 188) seine radikale Position: „Die Psyche ist wie der Geist eine Metapher, die durch die scheinbare Relevanz dessen plausibel wird, was jemand fühlt oder introspektiv beobachtet und was aber für immer in den Tiefen zu bleiben bestimmt ist. (...) Die Funktion des ‚inneren Menschen‘ besteht darin, dass er uns eine Erklärung liefert, die jedoch ihrerseits unerklärt bleibt. Mit dem inneren Menschen endet die Erklärung. Er ist kein Mittler zwischen vergangener Geschichte und gegenwärtigem Verhalten, er ist ein Zentrum, dem Verhalten entspringt. Er leitet ein, erzeugt und schafft, wobei er das bleibt, was er schon für die Griechen war – nämlich göttlich. Wir behaupten, er sei autonom – das aber bedeutet in Bezug auf eine Wissenschaft des Verhaltens ‚übernatürlich‘“ (S. 20/21).

„Der Behaviorismus ist so häufig danach definiert worden, was ihm angeblich fehlt, was er ignoriert oder übergeht, dass eine Berichtigung gegenüber solchen Einwänden schon zu zerstören scheint, was gerettet werden sollte. ... Was übrigbleibt, lässt sich positiv formulieren:

1. Die Position, die ich eingenommen habe, beruht, wie ich dem Leser warnend gesagt habe, auf einer besonderen Art von Verhaltenswissenschaft. Ausgewählt habe ich sie teilweise deswegen, weil ich mit ihr vertraut bin. Hauptsächlich aber habe ich sie ausgewählt, weil sie bestimmte besonders relevante Bezüge zum Behaviorismus herstellt. Sie bietet die nach meiner Auffassung deutlichste Feststellung der Kausalbeziehungen zwischen Verhalten und Umwelt. ...

2. Was wir aus der experimentellen Verhaltensanalyse gelernt haben, legt den Schluss nahe, dass die Umwelt Funktionen wahrnimmt, die zuvor Gefühlen und introspektiv beobachteten inneren Zuständen eines Organismus zugeschrieben worden sind. Diese Tatsache ist erst allmählich anerkannt worden. Je deutlicher die Rolle der Umwelt in Erscheinung trat, desto weniger gelang es dem Mentalismus, die Aufmerksamkeit auf angebliche innere Ursachen des Verhaltens zu lenken.

3. Eine Verhaltensanalyse trägt der Bedeutung physiologischer Forschung Rechnung. Was ein Organismus tut, wird eines Tages auf das zurückgeführt werden können, was er im Augenblick, in dem er sich verhält, ist. Die Physiologen werden uns eines Tages alle Details dieses Vorgangs übermitteln können. Sie werden uns auch sagen können, wie ein Organismus als Folge seiner früheren Konfrontation mit einer Umwelt, als Mitglied einer Art und als Individuum in den Zustand gelangt ist, in dem er sich befindet.

4. Ein entscheidender Schritt kann dann stattfinden: Was introspektiv gefühlt oder gesehen wird, ist nur ein kleiner und relativ unbedeutender Teil dessen, was die Physiologie schließlich entdecken wird. Es ist insbesondere nicht das System, das die Beziehung zwischen einem Verhalten und einer Umwelt vermittelt, die durch eine Verhaltensanalyse experimentell aufgedeckt wird.

Als Theorie einer Verhaltenswissenschaft fordert der Behaviorismus die wahrscheinlich schärfste Veränderung, die je vom menschlichen Denken verlangt worden ist. Es geht buchstäblich darum, Verhaltenserklärungen von innen nach außen zu verlegen“ (S. 278-279). „Die soziale Umwelt ist das, was wir als Kultur bezeichnen. Sie prägt und erhält das Verhalten jener, die in ihr leben. Eine gegebene Kultur entwickelt sich, wenn, unter Umständen aus unbedeutenden Gründen, neue Praktiken entstehen, die einer Auslese unterworfen werden; diese Auslese richtet sich danach, was sie zur Stärke der Kultur beitragen, wenn diese mit der physischen Umwelt und mit anderen Kulturen ‚konkurriert‘“ (1973, S. 148). „Eine Kultur, die, aus welchem Grund auch immer, ihre Angehörigen veranlasst, sich für ihre Erhaltung einzusetzen, wird eher erhalten bleiben: das ist eine Frage des Wohls der Kultur, nicht der Einzelperson. Planung fördert dieses Wohl, indem sie auf eine Beschleunigung des Evolutionsprozesses hinarbeitet; und da die Wissenschaft und die Technologie des Verhaltens einer besseren Planung zugutekommen, stellen sie wichtige Mutationen in der Evolution einer Kultur dar. Wenn es irgendeinen Zweck oder irgendeine Zielgerichtetheit in der Evolution einer Kultur gibt, so hat das damit zu tun, dass Menschen unter die Kontrolle eines immer größeren Teils der Folgen ihres Verhaltens gebracht werden“ (S. 149). „In einer Demokratie ist der Kontrolleur einer der Kontrollierten, auch wenn er sich in seinen beiden Funktionen unterschiedlich verhält. Wir werden später sehen, dass sich auch eine Kultur in einem bestimmten Sinne selbst kontrolliert, so wie eine Person sich selbst kontrolliert, doch erfordert dieser Prozess eine sorgfältige Analyse“ (S. 176/177).

Mit Umgebung ist nicht allein die dingliche Umwelt gemeint, sondern vor allem das Verhalten der anderen Menschen. Wichtig ist, dass hier, laut Skinner, keine einfachen Reiz-Reaktions-Mechanismen gesehen werden dürfen. Unser Verhalten wirkt auf andere Menschen und *deren* Verhaltensantwort steuert *unsere* Reaktionen. Dies meint Skinners Begriff der wechselseitigen Verhaltenskontrolle von Individuen. – (Diese Idee der *wechselseitigen*

Abhängigkeit von Erzieher und Erzogenem könnte an die Feuerbach-Thesen des jungen Marx erinnern.)

Unter Kultur verstand Skinner nicht – wie üblich – ein System von tradierten Vorstellungen und Werten, sondern die konkreten Verhaltensweisen und „die Verstärker, die in diesem Zusammenhang auftreten, sind ihre ‚Werte‘“ (1973, S. 133). Eine zentrale Idee Skinners ist, dass Menschen ihre Lebensbedingungen verändern können, indem sie die verhaltenswissenschaftliche Methodik bewusst anwenden. Er hoffte auf eine kreative und konfliktfreie Welt und war überzeugt, dass die moderne verhaltenswissenschaftlich geleitete Erziehung den Menschen mehr helfen könne als die sog. Humanistische Psychologie oder Philosophie. Die Weltgeschichte lehrt, nach Skinners Überzeugung, dass es nicht hilft, die innere Welt, Bewusstsein, Geist und Seele, tiefer zu verstehen, oder der Suche nach subjektiver Zufriedenheit oder nach Sinn individuell zu folgen. Er forderte die objektive Veränderung des Verhaltens. Dies sei nicht durch Appelle oder Predigten, nicht durch Philosophie oder religiöse Lehren zu erreichen, sondern effektiv nur auf wissenschaftlichem Wege, indem die entdeckten Lerngesetze im Alltag zur Verbesserung der menschlichen Verhältnisse angewendet werden. Dies ist primär eine Aufgabe der verhaltenswissenschaftlich fundierten modernen Erziehung.

Wenn im Behaviorismus die aktuellen Bedingungen und Erfolge des Lernens untersucht werden, bedeutet dies nicht, dass die neurophysiologischen Grundlagen gering geschätzt oder die Ontogenese im Sinne einer tabula-rasa-Ansicht übersehen würden. Doch die Entstehung der individuellen Dispositionen und Lernerfahrungen ist nicht zugänglich, so dass es primär auf die aktuelle Verhaltensanalyse ankommt.

Kommentar

Skinner hat mit seiner Forschung über operantes Konditionieren zweifellos einen fundamentalen Beitrag zur psychologischen Theorie des Lernens geleistet. Umstritten blieb seine wissenschaftstheoretische Position, die sich extrem von den meisten Richtungen der Psychologie unterscheidet – nicht jedoch von den entschieden physiologisch bzw. biologisch orientierten Richtungen. Skinner war befreundet mit dem in Harvard lebenden Herbert Feigl, einem wichtigen Mitglied des Wiener Kreises der Neo-Positivisten (siehe Boring, Bridgman, Feigl, Israel, Pratt & Skinner, 1945, *Symposium on Operationism and Scientific Method*). Skinner verlangt im Sinne von Bridgman operationale Definitionen der Lernvorgänge aufgrund genauer Verhaltensanalysen statt vager theoretischer Erörterungen über innere Zustände und Absichten.

In diesem Forschungsansatz tritt die Wissenschaftstheorie und pragmatische Sicht des radikalen Behaviorismus hervor. Weder sollen innere Zustände, Akte oder Bewusstseinsvorgänge erklärt werden, noch sind diese inneren Prozesse als Erklärungen des wirklichen Verhaltens von Belang. Die Existenz solcher *privaten*, nicht-öffentlichen Ereignisse wird keineswegs bestritten, doch können diese subjektiven Phänomene ebenso wenig wie in der Biologie oder Physik die Basis einer Wissenschaft abgeben. Wenn das *innere Leben*, das *Bewusstsein* und *Erleben* als Inhalt der Psychologie bestimmt werden – wie es heute teilweise oder überwiegend der Fall ist – dann war Skinner *kein* Psychologe. Es ist angemesse-

ner, ihn als *Verhaltenswissenschaftler* zu bezeichnen. Skinner betonte, dass sich wissenschaftliche Aussagen über das Verhalten auf empirisch prüfbare objektive Befunde stützen müssen. Statt sich auf Interpretationen oder klinisch-psychologische Erfahrungen mit einzelnen Patienten zu verlassen, muss eine objektive Verhaltenswissenschaft als Basis geschaffen werden. Skinner verlangte ein radikales Umdenken von innen nach außen, d.h., statt unser Verhalten durch innere (und freie) Willensentscheidungen zu erklären, sollen wir die entscheidende Wirkung der Umgebungsreize erkennen (vgl. Skinners Roman *Walden Two*).

Das von Skinner entworfene Menschenbild und sein pädagogischer Optimismus sind nur aus seinem Wissenschaftsbegriff und seinem Forschungsprogramm verständlich. Introspektion, Bewusstsein, Geist, Seele sind für ihn keine Themen der objektiven Wissenschaft. Das Postulat, der Mensch verfüge über einen freien Willen oder eine innere, autonom handelnde Instanz schmeichle zwar dem Menschen, sei aber ein Irrtum. Mentale Prozesse sind *abhängige Variablen*, d.h. als Wirkungen der umweltbedingten Reize zu erklären. Bewusstsein und Subjekt sind Epiphänomene, eine Art von Nebenthemen, welche für die geisteswissenschaftlichen Fächer (Humanities) reserviert sind. Skinner leugnet diese Phänomene nicht. Er betont auch, dass nahezu alle, die sich mit den Angelegenheiten des Menschen befassen, solche Annahmen machen. Aus der Sicht des radikalen Behaviorismus sind diese mentalen Prozesse jedoch für die Erklärung des Verhaltens ohne wesentliche wissenschaftliche Bedeutung. Ebenso wie in naturwissenschaftlichen Richtungen der Psychologie werden auch in Skinners Theorie mentalistische Strukturbegriffe wie das Unbewusste, Trieb, Konflikt, Gefühle, Einstellungen usw. vermieden. Sie sind vorwissenschaftlich und verstellen den Blick, denn unser Verhalten ändert sich nur, wenn sich die Konsequenzen unseres Verhaltens ändern. Diese Bedingungen und Kontingenzen übernehmen die erklärende Funktion der mentalistischen Begriffe der spekulativen Psychologie.

Diese Ausklammerung des *inneren Menschen* kann als eine Art von *freiwilliger Askese* eines philosophisch durchaus Interessierten verstanden werden, da über diese Phänomene der inneren Welt keine *objektiven wissenschaftlichen* Aussagen gegeben werden können. Skinners Behaviorismus ist primär und ausdrücklich *Verhaltenswissenschaft*. Damit unterscheidet er sich fundamental sowohl von Bechterews Objektiver Psychologie bzw. Psychoreflexologie und Pawlows Untersuchungen zur höheren Nerventätigkeit als auch von den explizit naturwissenschaftlichen Physiologen/Psychologen wie Helmholtz, G. E. Müller u.a.

Die Psychologiegeschichte in Deutschland enthält von Spranger bis Bühler, von Lersch bis Wellek eine seltsame und stereotyp wirkende Auseinandersetzung über den Behaviorismus, wobei viele polemische Stellungnahmen nicht den Eindruck erwecken, dass die Autoren sich tatsächlich mit Hulls oder Skinners Denken näher beschäftigt haben. Zu den genannten Professoren kamen weitere Psychologen und Wortführer mit pauschal wirkenden Urteilen über das Vordringen der amerikanischen Ideen in die deutsche Psychologie. Dabei wird es schwer fallen, wenigstens einzelne *deutsche* Psychologen als Repräsentanten „des Behaviorismus“ auszumachen. Typische Kriterien wären ja die genaue Verhaltensanalyse nach Skinners Vorbild, ein Tierlabor und, falls Menschen untersucht würden, völliger Ausschluss oder nur höchst vorsichtige Verwendung von Selbstberichten, Selbst-

beurteilungen oder Untersuchungsbedingungen, deren psychologische „Bedeutungen“ durch verbale Instruktionen vermittelt und ggf. sogar noch introspektiv zu interpretieren sind. Auf welchen Ordinarius der Psychologie (außerhalb von Teilbereichen der Biologischen Psychologie) zwischen 1950 und 2000 könnte diese Charakteristik überhaupt zutreffen?

3. 13. 8 Tierpsychologie, Ethologie, Verhaltensbiologie, Evolutionäre Psychologie

Typisch für die einzelnen Richtungen innerhalb dieser breiten biologischen Orientierung ist das Interesse am natürlichen Verhalten und an der vergleichenden, stammesgeschichtlichen Perspektive. Die Tierpsychologie ist mit ihrer langen vorwissenschaftlichen Geschichte der älteste Erfahrungsbereich.

Verhaltensbiologie ist ein heute verbreiteter Oberbegriff für verschiedene Richtungen der biologisch orientierten Verhaltensforschung. Er vereint verschiedene Richtungen wie die Tierpsychologie und Instinktlehre, die Ethologie (vergleichende Verhaltensforschung), Soziobiologie, Verhaltensökologie sowie neuere Ansätze, die sich mit der Verhaltensgenetik oder Neuroethologie befassen (Kappeler, 2009). In dieser Teildisziplin der Biologie wird das Verhalten von Tieren und auch von Menschen unter der Perspektive der Stammesgeschichte, sowohl bei den einzelnen Spezies als auch vergleichend, untersucht. Die Fragestellungen überlappen sich in einzelnen Fragestellungen mit denen der Psychologie, die ihrerseits in der Biologischen Psychologie und in der Verhaltenspsychologie wichtige an die Biologie angrenzende Bereiche hat. Strikte Abgrenzungen sind bei interdisziplinärer Zusammenarbeit unwichtiger geworden. Interessant sind außer dem Blickwechsel zur Anthropologie auch die erkenntnistheoretischen und methodologischen Aspekte (siehe auch Vollmer, 1998, 2003).

Zu den zentralen Themen der *Ethologie* (vergleichenden Verhaltensforschung, zuvor Tierpsychologie) gehören die Instinktbewegungen und die ihnen zugrunde liegenden Erbkoordinationen im artspezifischen Verhalten: von der elementaren Bewegungskoordination bis zu typischen Verhaltensmustern wie Revier- und Beuteverhalten, Sozialverhalten, Fortpflanzung und Brutverhalten, soziale Prägung, Übersprungbewegungen, Leerlaufhandlungen usw. Als Pioniere der Ethologie erhielten Karl von Frisch aus Deutschland („Sprache“ der Bienen), Konrad Lorenz aus Österreich (Verhalten der Graugänse, „Kindchen-Schema“ u. a.), Nicolaas Tinbergen aus den Niederlanden (Angeborene Auslöse-Mechanismen u. a.) gemeinsam den Nobelpreis im Jahre 1973. Typisch für die *Ethologie* sind die genaue Beobachtung des spontanen Verhaltens unter naturalistischen Bedingungen und die Gegenposition zur lerntheoretisch orientierten Verhaltensanalyse, die unter lebensfernen Laborbedingungen stattfand, ohne die arteigenen genetischen Voraussetzungen hinreichend zu berücksichtigen. Demgegenüber gab es bereits in der älteren Tierpsychologie, beispielsweise in Köhlers Untersuchungen über die Intelligenz der Anthropoiden, Beobachtungsstudien

auf zoologischen Stationen und experimentelle Ansätze. Dies geschieht in vielen der neueren Ansätze: Mengenunterscheidung, Werkzeuggebrauch, Lernen von Symbolen und Kommunikationsweisen, Kooperationsexperimente, sowie Forschungsarbeiten, die gelegentlich unter dem Begriff „Philosophy of Mind“ zusammengefasst werden: die Wahrnehmungsleistung, sich im Spiegel zu erkennen („Ich-Bewusstsein“, Metakognition), Fähigkeit zum Perspektivenwechsel, d.h. Hypothesenbildung über Wissen und Zustand des Anderen, diplomatisches Verhalten (Täuschungsverhalten) bei Menschenaffen und anderen höheren Spezies. Weder emotional-motivationale noch kognitive Funktionen sind sprunghaft in der Evolution neu aufgetreten, sondern sie haben sich über lange Zeiträume kontinuierlich in kleinen Schritten entwickelt. Sollte dieser Prozess nicht auch für die vokale und symbolische Kommunikation sowie für die Unterscheidung von Körperwahrnehmung und Umweltwahrnehmung und für das Bewusst-Werden und die Entstehung von Ich-Bewusstsein gelten?

Mit dem Begriff *Humanethologie* hatten Lorenz (1973) und Eibl-Eibesfeldt (1995), auch in der Nachfolge von Darwins (1872) vergleichender Betrachtung des emotionalen Verhaltens, ausdrücklich die Beziehung zu den biologischen Grundlagen des menschlichen Verhaltens hergestellt, und in dieser Perspektive wurden von ihnen sowie den späteren *Soziobiologen*, u.a. Wilson (1980) mit dem Begriff der „egoistischen Gene“, Erklärungsversuche von Aspekten des Sozialverhaltens einschließlich moralischer Aspekte publiziert. Trotz solcher Einseitigkeiten stammen aus der Humanethologie einflussreiche Konzepte und Anregungen für die moderne Sicht des Menschen (z.B. Schiefenhövel, Vogel, Vollmer & Opolka, 1994). Die Ethologie enthält Fragestellungen, die für das Verständnis der Humanpsychologie wesentlich sind. Statt auf die einzelnen Konzepte einzugehen, wird hier nur die *methodologische Perspektive* hervorgehoben: die Ethologen sind ausschließlich auf systematische Beobachtungen angewiesen; es gibt keine introspektiven Auskünfte als Hilfestellung bei der Hypothesenbildung, welche Funktion eine bestimmte Verhaltensweise hat. Die Parallele zum Behaviorismus ist deutlich: der radikale Behaviorist verzichtet in der Humanpsychologie aus wissenschaftstheoretischer Überzeugung freiwillig auf jene Informationen, die auch dem Ethologen vorenthalten sind. Das Risiko der Anthropomorphisierung oder gar Romantisierung des Verhaltens von Hunden, Katzen oder auch Menschenaffen war zweifellos seit langem bekannt, doch bleibt es schwierig, die Übergänge von bloßen Heuristiken, wie dem Zweckprinzip, zu irreführenden Analogiebildungen und zur Spekulation scharf abzugrenzen. Die Geschichte der Primatenforschung illustriert diese Schwierigkeiten zwischen Anthropomorphismus und Anthropozentrik („Speziesismus“, Cavalieri & Singer, 1994).

In der biologischen Evolution ist ein Kontinuum zu erkennen – das Postulat Darwins und anderer Evolutionstheoretiker hat inzwischen so reichhaltige empirische Evidenz gefunden, dass andere Auffassungen, z.B. jene einer religiösen Schöpfungslehre, auch in der Variante eines „intelligenten Designs“, an den Rand gedrängt wurden. Von dem ontologischen Kontinuum der Evolution überzeugt zu sein, führt zu einer Reihe von Fragen, welche die *differentiae specificaе*, die Sonderstellung des Menschen betreffen, und bis zu ethischen und juristischen Forderungen führen, u.a. hinsichtlich einer besonderen rechtlichen Stellung

von Primaten. Diese Überlegungen gehören auch zu einer Theorie-tischen Psychologie. Es sind jedoch weniger erkenntnis- oder wissenschaftstheoretische Fragen, sondern anthropologische Fragen, denn sie betreffen die Theorie des Menschen in diesem Kontinuum der Evolution. Mit welchen Kategorien und psychologischen Allgemeinbegriffen kann die intuitiv gewisse Sonderstellung des Menschen beschrieben werden? Eine genaue kategoriale und empirisch-psychologische Auskunft verlangt heute große Vorsicht, denn die Geschichte der Primatenforschung hat, Schritt für Schritt, die Mehrzahl der früher als gewiss geltenden, aber spekulativen Bestimmungen des Menschen als unhaltbar erwiesen. Die verhaltenswissenschaftliche Forschung im Feld und auf den Stationen richtet sich indirekt auch darauf, die Eigenart der menschlichen Spezies im Unterschied zu den „nächsten Verwandten“ genauer zu bestimmen.

In der *Evolutionären Psychologie* wird zwar nicht von der stammesgeschichtlichen Perspektive abgesehen, doch bilden eher die Phänomene und theoretischen Konstrukte der *Humanpsychologie* die Ausgangsbasis, um in vergleichender und heuristischer Weise auch nach den Vorformen bei subhumanen Spezies zu fragen. Über die kognitiven Leistungen hinaus interessieren auch Motive und Bedürfnisse, emotionales und soziales Verhalten sowie überdauernde individuelle Unterschiede in wichtigen Verhaltensdispositionen (Temperamenteigenschaften, „Persönlichkeit“). Aus der evolutionsbiologischen Perspektive ist die spezielle Richtung der *Verhaltensgenetik* entstanden, so dass die in der Medizin, etwa hinsichtlich spezieller Krankheitsdispositionen, interessierende Humangenetik erweitert wird.

Wenn über die *Verhaltensbeobachtung* hinaus auch physiologische (und endokrinologische und immunologische) Funktionen und Messungen einbezogen werden, kann von einer *Verhaltensphysiologie* gesprochen werden. Das von Erich von Holst und Konrad Lorenz geleitete Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie in Seewiesen bestand von 1958 bis 1999. Neben der Ethologie im Sinne von Lorenz gab es durch von Holst Forschung über das Zentralnervensystem und motorische Koordination bei Fischen (Reafferenzprinzip), und Mittelstaedt, Bischof und andere unternahmen biokybernetische Verhaltensanalysen (Bischof, 2008; vgl. Hassenstein & Hassenstein, 2001). Auf völlig anderer Basis hat der lerntheoretisch orientierte Psychophysiologe Bernhard T. Engel (1986) über *Behavior as Physiology* geschrieben und dargelegt, dass z.B. auch die Kreislaufregulation als Verhalten angesehen werden kann. Deswegen sollten nicht nur im Labor die anästhetisierten Tiere, sondern auch die verhaltensaktiven Tiere untersucht werden, um verschiedene basale Verhaltensmuster mit den speziellen hämodynamischen Regulationsmustern zu korrelieren.

Der Begriff *Verhaltensphysiologie* kommt heute seltener vor, doch gewinnt innerhalb der Neurowissenschaften die Richtung der Verhaltens-Neurophysiologie zunehmendes Interesse. Zwei neuere Forschungsbeispiele fanden allgemeine Aufmerksamkeit: die Entdeckung der Spiegelneurone und das neuronale System der Raumorientierung. Rizzolatti und Mitarbeiter machten im Jahre 1995 die grundlegende Entdeckung, dass die sog. Spiegelneurone im Gehirn des Beobachters eine Art Kopie herstellen können, wenn ein bestimmtes Verhal-

tenselement bei einem Mitglied der eigenen Spezies beobachtet wird. Spiegelneuronen sind Zellverbände im Kortex von Primaten, die bei visueller Wahrnehmung einer motorischen Aktion, einer Handbewegung oder des Gähnens, ein Aktivitätsmuster erkennen lassen, als ob diese motorische Aktion selbst durchgeführt würde. Seitdem diese Nervenzellen auch im Kortex des Menschen (u.a. im Brodman Areal 44) nachgewiesen wurden und auch bei bestimmten Gesichtsausdrücken, d.h. mimisch ausgedrückter Emotion, vorkommen, wird diskutiert, ob hier eine spezielle neuronale Basis für die Wiedererkennung von Handlungen, für Einfühlung und Nachahmung, emotionale Mitreaktion und Empathie gegeben ist (Rizzolatti & Sinigaglia 2008). Es bleibt abzuwarten, was eine Theorie der Spiegelneurone noch zur weiteren Erklärung reziproker Prozesskomponenten von Wahrnehmung und Verhalten des Menschen beitragen wird.

Den Nobelpreis 2014 erhielten die Hirnforscher May-Britt und Edvard I. Moser sowie John O'Keefe. Sie entdeckten in der Hippocampus-Formation von Ratten Neuronenverbände aus Zehntausenden solcher Nervenzellen, die ein Positionierungs- bzw. räumliches Orientierungssystem im Gehirn bilden. Ein bestimmter Typ von Nervenzellen wird immer dann aktiv, wenn sich die Labormaus an einem bestimmten Ort befindet. In einer neuen Umgebung entwickelt sich im Neuronenverband eine Art Gitter, d.h. ein als Karte zu nutzendes Koordinatennetz. Vermutlich existiert auch im menschlichen Gehirn ein entsprechendes für den Orientierungssinn zuständiges neuronales System.

Psychologie und Tierpsychologie

Für die Konzeption einer Theoretischen Psychologie, auch psychologie-geschichtlich, ist es interessant, wie das Wissen über das ontologische (evolutionäre) Kontinuum aufgenommen oder vernachlässigt wurde. Die Verhaltensbeobachtung von Tieren, insbesondere Haustieren, aber auch von Menschenaffen, hat zwar eine lange Vorgeschichte, in der deutschen Psychologie an den Universitäten und in den Lehrbüchern spielte sie aber kaum eine Rolle. Es gibt in der Gründerzeit der Psychologie nur sehr wenige Ausnahmen: Wundts Vorlesungen (1963) oder die eines Doktoranden von Stumpf, Oskar Pfungst, der den Fall des angeblich rechnenden Pferdes, den Fall des Klugen Hans, experimentell aufklären konnte (Gundlach, 2006). Hauptsächlich ist Wolfgang Köhler zu nennen (siehe Abschnitt 5.3).

Wundt hat in seinen ersten, noch in Heidelberg publizierten *Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele* unter den 57 Vorlesungen 3 Kapitel zur Tierpsychologie und 10 zur Völkerpsychologie verfasst. Aus Wundts Leitidee, der Entwicklung des menschlichen Geistes, folgt, dass die Vergleichende Psychologie und die Tierpsychologie wichtige Bestandteile bilden. Er referierte in den *Vorlesungen* den damaligen Stand des Wissens, interessierte sich für intelligente Leistungen und gesellschaftliche Formen verschiedener Spezies, führte diese Richtung jedoch später kaum weiter. Dennoch ist die Absicht bemerkenswert, Tierpsychologie ausdrücklich zur Psychologie zu zählen. In den wenigen zeitgenössischen Rezensionen wird die Tierpsychologie höchstens am Rande erwähnt. Die Darstellung war in Teilen bald überholt bzw. veraltet. Wundt war mit verschiedenen Inhalten der populären Vorlesungen so unzufrieden, dass er die zweite Auflage 30 Jahre aufschob und dann die Völkerpsychologie als ein weiteres Hauptwerk ausgliederte. Die

Kapitel zur Tierpsychologie ergänzte er nur geringfügig. – Typisch ist wohl Külpes (1893) Haltung. Er schließt die Tierpsychologie und die Völkerpsychologie aus. „Die erstere deshalb, weil wir nur aus der genaueren Kenntnis der Beziehungen zwischen menschlichen Bewusstseinsvorgängen und Ausdrucksbewegungen nach Analogie aus tierischen Bewegungen auf psychische Zustände in Tieren mit einiger Sicherheit schließen können. Für die letztere aber deshalb, weil jene von menschlichen Gemeinschaften abhängigen Vorgänge immer nur in den Einzelnen zur Wirklichkeit oder durch die Einzelnen zur Äußerung kommen. Wir können demnach unsere Psychologie auch die allgemeine Psychologie nennen“ (S. 7 f). Erst in den Kongressberichten der 1920er und 1930er Jahre gibt es zunehmend *tierpsychologische* Themen.

Als ob es eine Absprache gegeben hätte, erscheint die Tierpsychologie in keinem der bekannteren Lehrbücher der um die Jahrhundertwende 1900. Offensichtlich wurde methodologisch das Besondere nicht erkannt: die Tierpsychologie ist ausschließlich auf *Beobachtung*, die Kinderpsychologie in hohem Ausmaß auf Beobachtungen angewiesen. Diese Reserviertheit gegenüber der Verhaltenspsychologie ließ eine Lücke entstehen, in die umso schroffer die Leitidee des Behaviorismus eindrang.

Bis in die Gegenwart ist es *nicht* selbstverständlich, dass ein Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie über kleinere Verweise hinaus substanzielle Kapitel zur vergleichenden Psychologie und Perspektive der Evolutionspsychologie enthält. Wie retardiert die fachliche Entwicklung der Tierpsychologie innerhalb der deutschen Psychologie verlief ist auch institutionell zu bemerken. Es dauerte eine Generation, bis nach der Gründung des Seewiesener MPI für Verhaltensphysiologie (und Ethologie) im Jahr 1997 das Leipziger *Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie* entstand, wobei die ersten Direktoren aus den USA (Michael Tomasello) und aus der Schweiz (Christophe Boesch) kamen.

3. 14 Verstehende Psychologie, Geisteswissenschaftliche Psychologie, Phänomenologische Psychologie

3. 14. 1 Begriffe und Leitfragen

Die in den folgenden Kapiteln geschilderte Strömung unter *einem* Oberbegriff zusammenzufassen, ist kaum zu vertreten. Die Überschrift des Kapitels zeigt an, dass eine breite Strömung der Psychologie gemeint ist. Jedes Etikett ist sehr missverständlich, wenn nicht die Bezugspersonen genannt werden. Die einzelnen Positionen sind wiederum, ohne die Leitgedanken und Absichten zu spezifizieren, kaum voneinander abzugrenzen: es gibt Unterschiede in den Prinzipien und der Erfahrungsbasis.

Als *hauptsächliche Repräsentanten* dieser Strömung werden ausgewählt: zunächst Dilthey, dann – nach einem Exkurs zu Wilhelm Windelband, Edmund Husserl, Heinrich Rickert und Jonas Cohn – Karl Jaspers, Ludwig Binswanger, Eduard Spranger, Hans Gruhle sowie Philipp Lersch und neuere Autoren, die eher von einer phänomenologischen als von einer verstehenden Psychologie sprechen. Andere Autoren wie Eduard von Hartmann oder Paul Natorp verfolgen so deutlich ihre eigenen philosophischen Postulate, dass sie hier – wie auch andere Philosophen – wegen des minimalen Bezugs auf eine empirische Psychologie ausgegrenzt werden. Ebenso werden damals einflussreiche Autoren wie Max Scheler, Helmuth Plessner, Erich Rothacker und andere Autoren der Philosophischen Anthropologie ausgeklammert. Sie sind für die Überlegungen zur Kategorienlehre der Psychologie wichtig (vgl. Fahrenberg, 2013a), bleiben jedoch relativ weit von einer empirisch vorgehenden Psychologie entfernt.

Die Bezeichnung *Verstehende Psychologie* wird oft synonym mit *Geisteswissenschaftliche Psychologie* verwendet und auf diese Weise mit einer Gebietsbezeichnung innerhalb einer Wissenschaftssystematik verquickt. In vielen Auffassungen von Geisteswissenschaft erscheint ein fundamentaler Dualismus von Natur und Geist, und entsprechend in der Psychologie von Gehirn und Bewusstsein (Leib und Seele). Als Konsequenz für die Psychologie entsteht eine dualistisch konzipierte Theorienbildung und Methodik, falls das Gehirn des Menschen und seine biologische Natur nicht der Einfachheit halber ausgeklammert werden.

Die Verstehende Psychologie sollte nicht mit Diltheys missverständlichem Schema Erklären – Verstehen verknüpft werden. Hier sind – methodologisch genauer – die Absichten, typischen Kategorien und Strategien zu unterscheiden.

In Diltheys Plädoyer für die Eigenständigkeit der Geisteswissenschaft ist die Tradition des philosophischen Idealismus in Deutschland zu erkennen. Zugleich äußert sich wohl ein Selbstbewusstsein gegenüber der Ausdehnung von Naturwissenschaften und Technik sowie Kritik am zunehmenden Materialismus. Andererseits befinden sich in der Mitte des

19. Jahrhunderts auch Geschichts- und Kunstwissenschaften, Sprachwissenschaften, Altertumswissenschaften und Archäologie in kreativer expansiver Entwicklung. Die Gebietsbezeichnung Geisteswissenschaften ist hier auch aus einem anderen Grund unpassend. Drei bedeutende Autoren, Jaspers, Binswanger und Gruhle, sind Psychiater, wenn auch mit starker Zuwendung zur Philosophie, bei Jaspers später sogar ausschließlich. Sie verfügen über eine medizinisch-wissenschaftliche Ausbildung und Berufstätigkeit und haben auf ihrem Fachgebiet die Möglichkeit, verschiedene Strategien zu kombinieren, sind als Ärzte sogar dazu verpflichtet, psychische und somatische Symptome zusammenhängend zu diagnostizieren und zu therapieren, d.h. sie müssen naturwissenschaftliche Konzepte integrieren. Spranger ist auch von seinem Interesse an Pädagogik bestimmt; Lersch ist als Institutsdirektor für die theoretische und praktische Ausbildung von Diplom-Psychologen verantwortlich. Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich auf Dilthey beziehen, nur selten Brentano zitieren, hauptsächlich dann, wenn der als fundamental angesehene Begriff „Intentionalität“ genannt und für eine „Aktpsychologie“ in Anspruch genommen wird.

Heute gehören naturwissenschaftliche Methoden und technische Verfahren sowie mathematische Formalisierungen und statistische Auswertungen zum Instrumentarium der allermeisten Geisteswissenschaften, und gerade die Forschung in solchen Grenzgebieten scheint besonders attraktiv und auch fruchtbar zu sein. An den Universitäten ist ein Trend zu erkennen, die Bezeichnung der Philosophischen Fakultäten und das Etikett Geisteswissenschaften allmählich in die speziellen Fachbezeichnungen aufzulösen.

Die Bezeichnung *deskriptive Psychologie* sollte vermieden werden, wenn nicht verdeutlicht wird, ob die Rede ist von Brentanos deskriptiver Psychologie (Psychognosie) mit ihrer apodiktischen Evidenz der inneren Wahrnehmung (Introspektion) oder von schlichter psychologischer Schilderung der eigenen Erlebnisse oder der Beobachtung anderer Personen? Entsprechend ist bei „Phänomenologie“ ein Zusatz erforderlich, ob vielleicht nur eine schlichte Beschreibung der Erscheinungen gemeint ist oder eine philosophische Position (und philosophische Methode im Sinne von Hegel und anderen Autoren) oder im Sinne Husserls die *eidetische Reduktion* („Wesensschau“) bzw. Husserls Phänomenologie nach seiner „transzendentalphilosophischen Wende“. – Auf die Mehrdeutigkeit der Ausdrücke „Verstehen“, „Sinn“ und „phänomenologisch“ ist häufig hingewiesen worden, ohne dass sich eine begriffliche Konvention herausgebildet zu haben scheint. Ähnlich missverständlich kann der Hinweis auf *naturwissenschaftliche Psychologie* sein, wenn nicht dargelegt wird, in welchen Grundsätzen, Kategorien und wissenschaftstheoretischen Prinzipien die gemeinten Unterschiede bestehen.

Leitfragen

Die Positionen der hier ausgewählten Autoren werden referiert und kommentiert. Die allgemeine Zusammenfassung wird sich an fünf leitenden Fragen orientieren.

1. Wie beziehen sich die Autoren der *Verstehenden Psychologie* auf die Tradition der Hermeneutik und deren Methodik und auf die allgemeine Interpretationslehre? In welcher Weise folgen die Autoren der Hermeneutik Schleiermachers und Boeckhs; nehmen sie die

bereits erarbeiteten Prinzipien, Regeln und methodenkritischen Überlegungen auf? Gehen sie methodologisch über diesen Stand hinaus, indem sie zu einer fortgeschrittenen Interpretationslehre angeregt werden? (Zum Begriff der Hermeneutik und den Prinzipien der Interpretationslehre siehe Abschnitt 2.5).

2. Dilthey vielleicht ausgenommen hatten wahrscheinlich alle dieser Autoren eine zumindest oberflächliche Kenntnis von Freuds Psychoanalyse und einigen seiner Thesen zum dynamisch Unbewussten. Forderten nun Freuds originelle Theorie der Deutung von Fehlleistungen und neurotischen Symptomen dazu heraus, sich mit dieser Interpretationsmethodik und mit den unsicheren Grenzregionen des bewussten und des nicht bewussten Geschehens zu beschäftigen?

3. Wurden die genannten Autoren durch die Tradition der Hermeneutik und durch den Seitenblick auf das ungewöhnliche Deutungsverfahren der Psychoanalyse angeregt, die in wissenschaftlicher Hinsicht unerlässlichen Fragen nach Gültigkeit und Gültigkeitskriterien zu stellen und den Denkprozess des Verstehens zu diskutieren? Ist die Methode des *adäquaten* Verstehens lehrbar und lernbar wie das psychoanalytischen Verfahren? Waren diese Autoren, wie Wundt und Freud, als Lehrer und engagierte Ausbilder tätig?

4. Ist eine Kontinuität der fachlichen Diskussion zu erkennen? Wird Windelbands wissenschaftstheoretische Unterscheidung von idiographischer und nomothetischer Strategiaufgenommen und werden kombinierte Verfahren im Sinne von Wundts, Brentanos und Windelbands Konzepten entworfen? Wahrscheinlich waren die Grundgedanken Wundts und Brentanos bekannt. Wissenschaftstheoretische Überlegungen sind in mehreren Hauptwerken Wundts zu lesen, ausführlich in seiner *Logik*, sein Ansatz einer Interpretationslehre von der 3. Auflage (1908) des dreibändigen Werks an. Von Brentano wurden die wichtige Unterscheidung von deskriptiver und genetischer Psychologie sowie seine Erläuterungen zum methodischen Vorgehen der *Psychognosie* wegen der problematischen Rolle der Schüler und Herausgeber allerdings erst später zugänglich. Sein Ansatz der vom Evidenzprinzip geleiteten inneren Erfahrung und sein zentraler Begriff der *Intentionalität* mussten allgemein bekannt sein, so dass ein gründliches Eingehen auf Prinzipien und Methodik zu erwarten war.

5. Gibt es in dieser Hauptströmung der Psychologie eine gründliche wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung (und vielleicht auch Konvergenz), wie kompetentes und gültiges Verstehen von einem spekulativ-beliebigen Eindruck abzugrenzen sind? Wie ist ein als „wissenschaftlich“ zu rechtfertigendes von einem populären oder falschen Verstehen, das sich ebenfalls auf subjektive Evidenz berufen könnte, zu unterscheiden? Wie kann Evidenz expliziert und von einer extrem solipsistischen Position unterschieden werden? Welcher Unterschied besteht zwischen der Evidenz der Texthermeneutik, der Evidenz von Brentanos innerer Wahrnehmung und der Evidenz des Verstehens in der Selbstbeurteilung und in der Fremdwahrnehmung? Welche Möglichkeiten gibt es, den „wissenschaftlichen“ Charakter des Verstehens zu rechtfertigen, welche typischen Mängel und Fehlerquellen haben diese Beurteilungen mit ihren kognitiven, emotionalen und sozialen Komponenten (siehe Abschnitt 2.5)?

3. 14. 2 Herausragende Philosophen, Psychologen und Psychiater

Wilhelm Dilthey (1833-1911)

Wilhelm Dilthey ist der älteste einer Folge von deutschsprachigen Autoren, welche die Psychologie in dem Verfahren des *Verstehens* fundieren wollen. Dilthey, Sohn einer calvinistischen Predigerfamilie, studierte Theologie, Philosophie, Geschichte, u.a. bei dem Philologen August Boeckh. Neben Friedrich Schleiermacher gilt Boeckh als Hauptvertreter der neueren Lehre von der Hermeneutik als der methodisch reflektierten Kunst der Interpretationsmethodik in den Geisteswissenschaften. Dilthey wurde in Leipzig Nachfolger des Philosophen und Psychologen Rudolf Hermann Lotze; zu dessen Kreis gehörten u.a. Franz Brentano und Carl Stumpf, und auch Wundt nennt seinen Einfluss. Dilthey wird oft als der Autor genannt, der die „Geisteswissenschaften“ wissenschaftstheoretisch und in ihrer eigenständigen Methodologie herausgearbeitet hat. Einerseits steht er in der Tradition der Hermeneutik auf dem Gebiet der Theologie und Philosophie, andererseits möchte er die Eigengesetzlichkeit der Geisteswissenschaften aus seiner „Lebensphilosophie“ ableiten und methodologisch von den Naturwissenschaften abgrenzen. Wie später auch Jaspers und Spranger entwirft er eine *Weltanschauungslehre* mit einer entsprechenden Typologie. Er hält die einander widersprechenden Systeme der Metaphysik für gescheitert und fordert, vom Lebenszusammenhang und dem Erleben der Menschen auszugehen. – Vor allem auf Dilthey beriefen sich später zahlreiche Autoren, um die *Verstehende Psychologie* von anderen Hauptrichtungen der Psychologie, d. h. der Experimentalpsychologie, der Psychoanalyse oder der Verhaltenswissenschaft abzugrenzen.

Die *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1883) und die *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie* (1894) enthalten Diltheys vielbeachtete Konzeption der Geisteswissenschaften und der Psychologie. Nach Dilthey gilt als Aufgabe der Geisteswissenschaften, das Singuläre und Individuelle in der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit zu erfassen. Gegenstand der Psychologie sei die Ganzheitlichkeit der zu verstehenden Gebilde, das unmittelbare Verstehen bei der Begegnung von Subjekt und Objekt sowie die Betrachtung des Allgemein-Menschlichen. Diese Abgrenzung zweier Arten von Wissenschaft wird von Dilthey (1894) in seinen *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie* akzentuiert, indem er postuliert:

„Nun unterscheiden sich zunächst von den Naturwissenschaften die Geisteswissenschaften dadurch, dass jene zu ihrem Gegenstande Tatsachen haben, welche im Bewusstsein als von außen, als Phänomene und einzeln gegeben auftreten, wogegen sie in diesem von innen, als Realität und als ein lebendiger Zusammenhang originaliter auftreten. Hieraus ergibt sich für die Naturwissenschaften, dass in ihnen nur durch ergänzende Schlüsse, vermittels einer Verbindung von Hypothesen, ein Zusammenhang der Natur gegeben ist. Für die Geisteswissenschaften folgt dagegen, dass in ihnen der Zusammenhang des Seelenlebens als ein ursprünglich gegebener überall zugrunde liegt. Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir" (1894, S. 1314). Zum Verhältnis des Ganzen zum Einzelnen führt Dilthey aus: „... wir gehen im Verstehen vom Zusammenhang des Ganzen, der uns

lebendig gegeben ist, aus, um aus diesem das Einzelne uns fassbar zu machen. Eben dass wir im Bewusstsein von dem Zusammenhang des Ganzen leben, macht es uns möglich, einen Satz, eine einzelne Gebärde oder eine einzelne Handlung zu verstehen. Alles psychologische Denken behält diesen Grundzug, dass Auffassen des Ganzen die Interpretation des Einzelnen ermöglicht und bestimmt“ (S. 1342). Alle Wissenschaft sei Erfahrungswissenschaft, aber die innere Erfahrung der Geisteswissenschaften sei „wirkliche Realität, wie sie ist“ und nicht nur „ein Schatten, den uns eine verborgene Wirklichkeit wirft“ (Dilthey, 1979, S. 4 ff, 12 ff). Dilthey schreibt über die Aufgabe einer psychologischen Grundlegung der Geisteswissenschaften, über erklärende, verstehende, beschreibende, zergliedernde Psychologie, allgemein über Strukturzusammenhänge des Seelischen, den Gesichtspunkt der Entwicklung des Seelischen, die Verschiedenheiten des Seelenlebens und das Individuum, und weist darauf hin, was die Psychologie zu tun habe.

In seiner Schrift über *Die Entstehung der Hermeneutik* befasst sich Dilthey (1900) mit der erkenntnistheoretischen, logischen und methodischen Analyse des für die Geisteswissenschaften grundlegenden Verstehens. Er bezieht sich auf Schleiermacher und Boeckh, auf Philologie, Geschichtswissenschaft und Theologie, doch sind die Ausführungen in sehr allgemeinen Begriffen gehalten und lassen seine Distanz zu einer praktischen Methodenlehre erkennen. Demgegenüber ist Diltheys (1910/1970) Darstellung in *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* etwas prägnanter. Er strebt eine Begriffsbestimmung, eine Wesensbestimmung und Strukturklärung der Geisteswissenschaften im Unterschied zu den Naturwissenschaften an.

In einem umfangreichen allgemeinen Teil erläutert er diese Abgrenzung mit allgemeinen Sätzen über den Zusammenhang der Geisteswissenschaften: Das Leben und die Geisteswissenschaften; Das Leben und Lebenserfahrung; Verfahrensweisen, in denen die geistige Welt gegeben ist; Das Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit im Verstehen; Die Objektivationen des Lebens; Die geistige Welt als Wirkungszusammenhang. Dilthey erörtert solche Gesichtspunkte häufig, indem er sich auf die Geschichte bezieht, auch andere Geisteswissenschaften kommen vor und indirekt viele psychologische Aspekte. Die weiteren Kapitel blieben unvollendet, doch gibt es einen „Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“. Die Überschriften der Abschnitte vermitteln eine Übersicht über Diltheys Absichten und Ausdruckweise:

Abschnitt I. Erleben, Ausdruck und Verstehen (S. 235-251)

Das Erleben und die Selbstbiographie; Innwerden, Realität, Zeit; Zusammenhang des Lebens; Die Selbstbiographie.

Abschnitt II. Das Verstehen anderer Personen und ihrer Lebensäußerungen (S. 252-281)

Die elementaren Formen des Verstehens; Der objektive Geist und das elementare Verstehen; Die höheren Formen des Verstehens; Hineinversetzen, Nachbilden, Nacherleben; Die Auslegung oder Interpretation; Zusätze: Das musikalische Verstehen; Erleben und Verstehen; Hermeneutik; Die Grenzen des Verstehens.

Abschnitt III. Die Kategorien des Lebens (S. 281-303)

Leben; Das Erlebnis; Dauer aufgefasst in Verstehen; Bedeutung; Bedeutung und Struktur; Bedeutung, Bedeutsamkeit, Wert; Werte; Das Ganze und seine Teile; Entwicklung, Wesen und andere Kategorien.

Diltheys Begriffserläuterungen sind eher deskriptiv, also nicht in systematischer Weise kategorial und definierend, fast ohne Hinweise auf Literatur, ohne den Bogen von den grundlegenden Allgemeinbegriffen zu methodologischen Aufgabenstellung zu ziehen. Dieses Desinteresse an praktisch-methodischem Vorgehen ist auch deutlich in Diltheys Anmerkungen zur Kategorienlehre. Die *Kategorien der geistigen Welt* definiert Dilthey etwas versteckt in dem Abschnitt „Innewerden, Realität, Zeit“. ... „In den Prädikaten, die wir von Gegenständen aussagen, sind Arten der Auffassung enthalten. Die Begriffe, die solche Arten bezeichnen, nenne ich Kategorien. Jede solche Art fasst in sich eine Regel der Beziehung. Die Kategorien bilden in sich systematische Zusammenhänge, und die obersten Kategorien bezeichnen höchste Standpunkte der Auffassung der Wirklichkeit. Jede solche Kategorie bezeichnet dann eine eigene Welt von Präzisierungen. Die formalen Kategorien sind Aussageformen über alle Wirklichkeit. Unter den realen Kategorien treten nun aber solche auf, die in der Auffassung der geistigen Welt ihren Ursprung haben, wenn sie auch dann in Umformungen auf die ganze Wirklichkeit Anwendung finden. Im Erleben entstehen allgemeine Prädikate des Erlebniszusammenhanges in einem bestimmten Individuum; indem sie auf die Objektivationen des Lebens im Verstehen und auf alle Subjekte geisteswissenschaftlicher Aussage angewandt werden, erweitert sich der Umkreis ihrer Geltung, bis sich zeigt, dass überall, wo geistiges Leben ist, ihm Wirkungszusammenhang, Kraft, Wert usw. zukommt. So erhalten diese allgemeinen Prädikate die Dignität von Kategorien der geistigen Welt“ (Dilthey, 1910, S. 236 f).

Dilthey verweist auf den *erworbenen Zusammenhang des Seelenlebens* und grenzt den beschreibenden und zergliedernden Ansatz von der grundsätzlich anderen Methodik der *Naturerkenntnis* ab. Für den geschichtlichen Zusammenhang gilt ebenso wie für den Lebenszusammenhang das Prinzip des hermeneutischen Textverstehens. Dilthey befasst sich ausführlich mit der Begründung des hermeneutischen und des psychologischen Verstehens und beschreibt als wichtige Erkenntnisbedingungen die Sympathie für den Text (den Autor), das Verstehen von Ausdruck und das Hineinversetzen in den Autor. Das Nachbilden und Nacherleben ermöglichen die Übertragung: „Das Verstehen ist ein Wiederfinden des Ich im Du“ (Dilthey, 1910, S. 191). Den Plan für einen zweiten Band der *Einleitung* gab Dilthey auf, wobei Hermann Ebbinghaus mit seiner Grundsatzkritik eine Rolle gespielt haben wird.

Rezeption

Diltheys Ideen fanden eine breite positive Rezeption und eine prägnante Kritik. Windelband kritisierte Diltheys „nicht glückliche Unterscheidung“ und gab eine „rein methodologische, auf sichere logische Begriffe zu gründende Einteilung der Erfahrungswissenschaften“ nach dem „formalen Charakter ihrer Erkenntnisziele“. Die einen sind Gesetzeswissenschaften, die anderen Ereigniswissenschaften; jene lehren, was immer ist, diese, was einmal war (Windelband, 1982, S. 164 und 166 f). Windelbands (1875) abwägende Einschätzung der idiographischen und der nomothetischen Zielsetzungen als einander ergänzende Verfahren in Geschichtsschreibung und in der Psychologie wird von Dilthey nicht aufgenommen. Der Gedanke an eine Kombination von Vorgehensweisen fehlt bei Dilthey überhaupt.

In dem Aufsatz *Über erklärende und beschreibende Psychologie* wendete sich Ebbinghaus (1896) sehr entschieden gegen Diltheys Schrift *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie*. Das Manuskript schickt er mit einem Begleitschreiben an Dilthey und betont, dass er „das Ganze von Grund aus für verfehlt und irreleitend halte. Auf so viel Unbilligkeit gegenüber der gegenwärtigen Psychologie und so wenig Klarheit darüber, dass das, was Sie den Leuten empfehlen, eben das ist, was die Leute längst treiben, war ich eigentlich nicht vorbereitet“ (zitiert aus dem Brief vom 27.10.1895, siehe Anm. des Hrsg. von Diltheys *Ges. Schriften*, Band V, 2. Aufl. 1957, S. 423). Dilthey beschäftigte diese Kritik so sehr, dass er noch 1895 in die Korrekturen des Nachdrucks dieser Abhandlung eine Erwiderung einfügte (vgl. die Darstellung des Herausgebers). Dilthey erwiderte u.a.: „Den lebendigen Wirkungszusammenhang innerhalb des Seelenlebens und der geschichtlichen Welt wenigstens innerhalb eines gewissen Umfangs verständlich zu machen“ (S. 238), sei seine Absicht gewesen. Dilthey versucht hier, den Begriff Strukturzusammenhang zu erläutern, und betont, dass auch er meine, dass diese Auffassung der Erprobung an Tatsachen bedürfe. Dilthey wendet sich gegen Ebbinghaus und gegen eine „analytische Psychologie, die den lebendigen Wirkungszusammenhang nicht berücksichtige... (...) Aber eine Psychologie, wie ich sie skizzierte, welche von einer sicheren Grundlage aus dem lebendigen Wirkungszusammenhang im Seelenleben nachgeht und in diesem Verlauf Beschreibungen, Analysen, Einzelzusammenhänge vorlegt, deren etwaige Unsicherheit durch andere Beobachter überall kontrolliert und auf die Probe weiterer konkreter Untersuchungen gestellt werden kann, ist doch in Bezug auf die in ihr zurückbleibende Unsicherheit nicht in dem Grad, sondern der Art nach unterschieden von dem hypothetischen Charakter einer Psychologie, welche das in die Erfahrung Fallende zu einem Kausalzusammenhang durch Hypothesen wie psychophysischen Parallelismus, unbewusste Vorstellungen usw. ergänzt und glaubt, solche Ergänzungen an den Erscheinungen erproben zu können“ (Anm. *Ges. Schriften*, 1957, Band V, S. 240).

Hinsichtlich *Erklären und Verstehen* konnte Wundt, der sich in seiner Interpretationslehre ebenfalls auf Boeckh bezieht, Diltheys schroffer Abgrenzung nicht folgen. Wundt besteht darauf, dass die erklärende und die verstehende Methodik logisch nicht grundverschieden sind. Auch die Interpretation beginnt induktiv, geht von der psychologischen Analyse der inneren Struktur unserer psychischen Erfahrung aus und schreitet durch Analyse, Subsumtion, Analogie, Abstraktion und Deduktion fort mit dem Ziel des Erklärens *und* des Verstehens. Es sei falsch, dass Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften eine „total verschiedene logische Grundlage haben“ (1921a, S. 78 ff). Wundt legt jedoch dar, dass der Interpretationsprozess in seiner typischen Hin- und Herbewegung außer den logischen und fachspezifischen Elementen grundsätzlich auch psychologischen Prinzipien folgt. Diese Erkenntnisfunktionen des Interpretieren und deren Fehlerquellen sind zu analysieren. Solche Prinzipien und kritischen Überlegungen fehlen in Diltheys Schrift weitgehend.

Rickert (1910) meinte: „die Erkenntnisweisen beider Erfahrungswissenschaften sind nicht von den Gegenständen“ bestimmt, sondern von den Sichtweisen: „Die Wirklichkeit wird Natur, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Allgemeine, sie wird Geschichte, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Besondere.“ „Natur und Geschichte sind „nicht zwei verschiedene Realitäten, sondern nur dieselbe Wirklichkeit unter zwei ver-

schiedenen Gesichtspunkten ...“ (S. 54 f). Zu Dilthey äußert sich auch Krueger (1934) sehr kritisch. Dilthey und seine Schule hätten zwar streckenweise theoretische Besinnung angeregt, aber durch Hypostasen von Methodischem und rein Geschichtlichem die erklärende Forschung irregeführt (S. 27 f). Dilthey habe sich schließlich auf geschichtswissenschaftliche Aufgaben zurückgezogen. Bemerkenswert ist seine Einschätzung: Die Philosophen, die im Grenzziehen und im Verkleinern wissenschaftlicher Arbeit ihren Scharfsinn erschöpften, beriefen sich alle auf Kant: „Aber der Königsberger selbst bevorzugte in seinem Unterricht die empirische Anthropologie“ (S. 14). Der gesamte kategorische Imperativ hänge von der Anerkennung psychologischer Fakten ab, dem Gefühl der Achtung vor dem Sittengesetz, dem vernünftigen Wesen des Menschen und dem Unterschied von Pflicht und Neigung (S. 14). Eine sehr kritisch gehaltene „Streitschrift“ gegen Dilthey wurde später auch von Störing (1928) vorgelegt.

Nicolai Hartmann schreibt über Dilthey (1940, S. 96): „Eine tiefsinnigere Abart dieses Werturteils verbirgt sich in der durch Dilthey inaugurierten Theorie des ‚Verstehens‘. Das Begreifen gilt für ein untergeordnetes, mehr äußerliches Erfassen. Verstehen ist mehr. Es gilt also, alles zu ‚verstehen‘, was ist. Andererseits kann man verstehen nur das, was einen ‚Sinn‘ hat; und zwar versteht man es dann auf Grund dieses seines Sinnes, wie auf Grund eines Prinzips. So versteht man eine Einrichtung, eine Handlung, ein menschliches Verhalten in der Tat aus seinem Sinn heraus. Und die Beispiele zeigen, dass ‚Sinn‘ in diesem Zusammenhang stets etwas mit Wert und Zweck zu tun hat“ (S. 96).

Hofstätter (1984) spitzt sogar zu: Dilthey habe „alles psychologische Denken auf das [hermeneutische] Prinzip bringen“ wollen, dass „das Auffassen des Ganzen die Interpretation des Einzelnen ermöglicht und bestimmt“ (siehe Dilthey, 1894, S. 1342)“. In diesem Zusammenhang habe Dilthey wiederholt Wundts „Prinzip der schöpferischen Synthese“ zustimmend erwähnt. In seiner Vorrede zur *Einführung in die Geisteswissenschaften* (1883) habe Dilthey jedoch vom „verdünnten Saft der Vernunft“ als bloßer Denktätigkeit gesprochen und dagegen ausgeführt, der seelische und geschichtliche Zusammenhang sei nicht abstrakt, sondern „lebendig, lebensgesättigt“. So ist „Leben die Grundtatsache, die den Ausgangspunkt der Philosophie bilden muss. Es ist das von innen Bekannte, es ist dasjenige, hinter welches nicht zurückgegangen werden kann. Leben kann nicht vor den Richterstuhl der Vernunft gebracht werden“ (1910, VII, S. 261). Auch wenn es nicht Böhlers Absicht war, so habe sich die neue Psychologie unter dem Einfluss der „Lebensphilosophie“ auf die Seite von Gefühl und Intuition, gegen den Begriff des diskursiven Denkens gestellt. Hofstätter schließt sich Freuds (1932) Meinung an: „Man scheint von der Psychologie nicht Fortschritte im Wissen zu verlangen, sondern irgendwelche anderen Befriedigungen.“ – Im Vorwort zur Neuauflage von Diltheys Schrift schreibt Riedel (1981), dass Diltheys Postulat „Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir“ aus heutiger Sicht überspitzt oder sogar als eine falsche Alternative anzusehen sei.

Kommentar

Die breite Rezeption von Diltheys allgemeinen Thesen ist im Hinblick auf die vordringenden Naturwissenschaften gedeutet worden, doch darf nicht übersehen werden, wie sich auch die Geschichtswissenschaften, Archäologie, Kunstwissenschaften, Sprachwissenschaften und andere Disziplinen im 19. Jahrhundert ausweiteten. Dilthey schreibt oft eher essayistisch, zwar mit vielen Hinweisen und Namen, jedoch in der Regel ohne genaue Zitate. So bleiben Bezüge zu bestimmten empirischen Psychologen oder psychologisierenden Philosophen häufig ungewiss. An einer kritischen Betrachtung oder auch nur an einer Erörterung der Evidenz des Verstehens, an der Konvergenz oder der möglichen Divergenz zweier oder mehrerer „Verstehender“ und an der fraglichen Übereinstimmung der Interpretationen ist Dilthey nicht interessiert. Wenn er das Verhältnis des Ganzen zum Einzelnen erläutert, scheint er kaum mehr als die traditionelle Grundauffassung der Hermeneutik wiederzugeben, jedenfalls arbeitet er aufgrund dieser Prinzipien keine prägnante Methodenlehre aus, so nahe liegend dies eigentlich hätte sein können oder zu erwarten war: Die Transformation der traditionellen *Hermeneutik* (in Philosophie, Theologie, Philologie, Geschichtswissenschaft) in eine innovative *Interpretationslehre* für die Psychologie, die die Besonderheiten dieses Gebiets berücksichtigt.

Einen wichtigen Anstoß für eine innovative Methodologie hätte Dilthey den Arbeiten Windelbands entnehmen können, die er wahrscheinlich kannte. Deshalb wird an dieser Stelle, absichtlich *nach* dem jüngeren Dilthey, ein Exkurs zu Windelbands wissenschaftstheoretischem Nachdenken über die Psychologie eingeschoben. Früher als Andere sind dann die Psychiater Karl Jaspers und Ludwig Binswanger von den Ideen zu einer Erneuerung der *Theorie des Verstehens* beeindruckt. Sie sind überzeugt, dass im *Verstehen* der eigentliche Zugang zu den psychischen Phänomenen gegeben ist, in der Psychologie und so auch in der Psychiatrie. Außerdem beachten sie zwar das neue Verfahren der Psychoanalyse und deren Konzept des Verstehens, beschreiben jedoch Freuds Methode nicht im Detail und analysieren nicht die Unterschiede des hermeneutischen und des psychoanalytischen Verfahrens.

Wilhelm Windelband (1848 – 1915)

Die Antrittsvorlesung Wilhelm Windelbands (1876) in Zürich (nach der Leipziger Berufung Wundts) befasst sich u.a. mit Fragen der Begriffsbildung und Erkenntnis: Es fehle gerade in der Psychologie noch an einer festen Terminologie und es wäre in erster Linie zu wünschen, dass „aus den analytischen Untersuchungen ein System fest bestimmter Grundbegriffe sich herausbildete ...“ (S. 22). Zur Beziehung von Psychologie und Philosophie schreibt Windelband: „Was aber die Psychologie, ebenso wie alle übrigen Wissenschaften von der Philosophie schon jetzt und immer fordern darf, das ist außer der Rechtfertigung der Methoden der wissenschaftlichen Forschung auch die Begründung der prinzipiellen Formen des Begreifens und des Erklärens. In unserer Zeit ist es das kausale Verhältnis, in welchem sich das Erklärungsbedürfnis auch der Wissenschaften zu beruhigen pflegt: uns

gilt begriffen, was in einen kausalen Zusammenhang eingereiht ist. Aber wenn deshalb jede einzelne Wissenschaft diesem Prinzip als dem Leitfaden der erklärenden Forschung zunächst zu folgen hat, so ist es Sache der Philosophie, zu beurteilen, ob dieses Prinzip dem gesamten Zusammenhange unserer Erkenntnis Genüge leistet. Noch nicht verklungen sind die Stimmen derer, welche noch jenseits der kausalen Beziehungen andere Formen der Erklärung suchen, welchen ein Wissensinhalt erst dann als begriffen gilt, wenn sie ihn in einen teleologischen oder in einen logischen Zusammenhang haben einreihen können: und es wäre vermessen und von der Entwicklungsfähigkeit des Menscheingeistes zu gering gedacht, wenn wir meinen wollten, dass die Formen des Erklärens, bis zu denen er bisher gelangt ist, auch die letzten und höchsten bleiben werden“ (S. 24).

Windelband (1894) hat in seiner Straßburger Rektoratsrede über *Geschichte und Naturwissenschaft* ein für die spätere wissenschaftstheoretische Diskussion wichtiges Begriffspaar geprägt: „idiographisch“ und „nomothetisch“. Wie der Titel besagt, geht es nicht generell um die Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften, sondern hauptsächlich um die Geschichtswissenschaft und die Psychologie. Windelband differenziert in verschiedener Hinsicht und sieht offenbar *keinen fundamentalen* Gegensatz zwischen diesen Strategien. „Vor allem aber zeigt sich die Inkongruenz des sachlichen und des formalen Einteilungsprinzips darin, dass zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft eine empirische Disziplin von solcher Bedeutsamkeit wie die Psychologie nicht unterzubringen ist: ihrem Gegenstand nach ist sie nur als Geisteswissenschaft und in gewissem Sinne als die Grundlage aller übrigen zu charakterisieren; ihr ganzes Verfahren aber, ihr methodisches Gebaren ist vom Anfang bis zum Ende dasjenige der Naturwissenschaften.“

„Hier haben wir nun eine rein methodologische, auf sichere logische Begriffe zu gründende Einteilung der Erfahrungswissenschaften vor uns. Das Einteilungsprinzip ist der formale Charakter ihrer Erkenntnisziele. Die einen suchen allgemeine Gesetze, die anderen besondere geschichtliche Tatsachen: in der Sprache der formalen Logik ausgedrückt, ist das Ziel der einen das generelle, apodiktische Urteil, das der anderen der singuläre, assertorische Satz. (...) So dürfen wir sagen: die Erfahrungswissenschaften suchen in der Erkenntnis des Wirklichen entweder das Allgemeine in der Form des Naturgesetzes oder das Einzelne in der geschichtlich bestimmten Gestalt; sie betrachten zu einem Teil die immer sich gleichbleibende Form, zum anderen Teil den einmaligen, in sich bestimmten Inhalt des wirklichen Geschehens. Die einen sind Gesetzeswissenschaften, die anderen Ereigniswissenschaften; jene lehren, was immer ist, diese, was einmal war. Das wissenschaftliche Denken ist - wenn man neue Kunstausdrücke bilden darf - in dem einen Falle nomothetisch, in dem andern idiographisch. Wollen wir uns an die gewohnten Ausdrücke halten, so dürfen wir ferner in diesem Sinne von dem Gegensatz naturwissenschaftlicher und historischer Disziplinen reden, vorausgesetzt dass wir in Erinnerung behalten, in diesem methodischen Sinne die Psychologie durchaus zu den Naturwissenschaften zu zählen. ...

Überhaupt aber bleibt dabei zu bedenken, dass dieser methodische Gegensatz nur die Behandlung, nicht den Inhalt des Wissens selbst klassifiziert. Es bleibt möglich und zeigt sich in der Tat, dass dieselben Gegenstände zum Objekt einer nomothetischen und daneben auch einer idiographischen Untersuchung gemacht werden können. Das hängt damit zu-

sammen, dass der Gegensatz des Immer Gleichen und des Einmaligen in gewissem Betracht relativ ist.“

„Einstweilen lassen Sie uns das Verhältnis zwischen nomothetischem und idiographischem Wissen etwas näher betrachten. Gemeinsam ist, wie gesagt, der Naturforschung und der Historik der Charakter der Erfahrungswissenschaft: d. h. beide haben zum Ausgangspunkte – logisch gesprochen, zu Prämissen ihrer Beweise – Erfahrungen, Tatsachen der Wahrnehmung; und auch darin stimmen sie überein, dass die eine so wenig wie die andere sich mit dem begnügen kann, was der naive Mensch so gewöhnlich zu erfahren meint. Beide bedürfen zu ihrer Grundlage einer wissenschaftlich gereinigten, kritisch geschulten und in begrifflicher Arbeit geprüften Erfahrung. In demselben Masse wie man seine Sinne sorgfältig erziehen muss, um die feinen Unterschiede in der Gestaltung nächstverwandter Lebewesen festzustellen, um mit Erfolg durch ein Mikroskop zu sehen, um mit Sicherheit die Gleichzeitigkeit eines Pendelschlages und der Einstellung einer Nadel aufzufassen, - ebenso will es mühsam gelernt sein, die Eigenart einer Handschrift zu bestimmen, den Stil eines Schriftstellers zu beobachten oder den geistigen Horizont und den Interessenkreis einer historischen Quelle zu erfassen. Das eine kann man von Natur meist so unvollkommen wie das andere: und wenn nun die Tradition der wissenschaftlichen Arbeit nach beiden Richtungen eine Fülle feiner und feinsten Kunstgriffe hervorgebracht hat, welche der Jünger der Wissenschaft sich praktisch aneignet, so beruht jede solche Spezialmethode einerseits auf sachlichen Einsichten, die schon gewonnen oder wenigstens hypothetisch angenommen sind, andererseits aber auf logischen Zusammenhängen oft sehr verwickelter Art.

Hier ist nun wiederum zu bemerken, dass sich bisher das Interesse der Logik weit mehr der nomothetischen als der idiographischen Tendenz zugewendet hat. ... Und doch würde es vom äußersten Interesse für die allgemeine Erkenntnislehre sein, die logischen Formen herauszuschälen, nach denen sich in der historischen Forschung die gegenseitige Kritik der Wahrnehmungen vollzieht, die ‚Interpolationsmaximen‘ der Hypothesen zu formulieren und so auch hier zu bestimmen, welchen Anteil an dem sich in allen seinen Momenten gegenseitig stützenden Gebäude der Welterkenntnis einerseits die Tatsachen und andererseits die allgemeinen Voraussetzungen haben, nach denen wir sie deuten. Doch hier kommen schließlich alle Erfahrungswissenschaften an dem letzten Prinzip überein, welches in der widerspruchsslosen Übereinstimmung aller auf denselben Gegenstand bezüglichen Vorstellungselemente besteht: der Unterschied zwischen Naturforschung und Geschichte beginnt erst da, wo es sich um die bekenntnismäßige Verwertung der Tatsachen handelt. Hier also sehen wir: die eine sucht Gesetze, die andere Gestalten. In der einen treibt das Denken von der Feststellung des Besonderen zur Auffassung allgemeiner Beziehungen, in der andern wird es bei der liebevollen Ausprägung des Besonderen festgehalten. Für den Naturforscher hat das einzelne gegebene Objekt seiner Beobachtung niemals als solches wissenschaftlichen Wert, es dient ihm nur soweit, als er sich für berechtigt halten darf, es als Typus, als Spezialfall eines Gattungsbegriffs zu betrachten und diesen daraus zu entwickeln; er reflektiert darin nur auf diejenigen Merkmale, welche zur Einsicht in eine gesetzmäßige Allgemeinheit geeignet sind. ...

Der notorisch äußerst unvollkommene Grad, bis zu welchem bisher die Gesetze des Seelenlebens haben formuliert werden können, hat den Historikern niemals im Wege ge-

standen: sie haben durch natürliche Menschenkenntnis, durch Takt und geniale Intuition gerade genug gewusst, um ihre Helden und deren Handlungen zu verstehen. Das gibt sehr zu denken und lässt es recht zweifelhaft erscheinen, ob die von den Neuesten geplante mathematisch-naturgesetzliche Fassung der elementaren psychischen Vorgänge einen nennenswerten Ertrag für unser Verständnis des wirklichen Menschenlebens liefern wird.“

Windelband hat den Unterschied von Natur- und Kulturwissenschaften als *methodologischen* Dualismus, nicht als einen *fundamentalen* Gegensatz dargestellt, wie später oft referiert wurde. Es wäre ein zu enges Verständnis von *Idiographik* (Biographik, Historik, Sprach- und Literaturwissenschaft usw.), in dieser ausschließlich eine Sinndeutung des Einzigartigen sehen zu wollen, denn im *Singulären* manifestieren sich auch allgemeinere Gesetze der Entwicklung, und geisteswissenschaftliche Forschung will auch diese Regelmäßigkeiten und das Typische erfassen. – Später haben Historiker wie Gustav Droysen und Soziologen wie Max Weber betont, dass es ja in der Geschichtswissenschaft bzw. Soziologie nicht nur auf das Einmalige, sondern auf das Typische ankommt.

Edmund Husserl (1859 – 1938)

Edmund Husserls (1900, 1901) zweibändige *Logische Untersuchungen* enthalten die *Prolegomena zur reinen Logik* (Band 1) und die *Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis* (Band 2). Im Band 1 geht Husserl ausführlich auf den Psychologismus-Streit ein. Wenn heute noch über diese Debatte geschrieben wird, setzen die Kommentare meistens hier an. Der umfangreichere Band 2 enthält Husserls Erkenntnistheorie. Zentrale Begriffe sind „Evidenz“ und „apodiktische Evidenz“ – nicht nur in den Abschnitten *Über intentionale Erlebnisse und ihre Inhalte*, sondern durchgehend. Im gegenwärtigen Zusammenhang ist die *Beilage* (1901, Band 2, S. 694-715) über *Äußere und innere Wahrnehmung. Physische und Psychische Phänomene* von besonderem Interesse, denn Husserl fasst hier Grundgedanken seiner Erkenntnistheorie und seine Kritik an Brentanos Auffassungen zusammen. Zwei Jahre später, im Jahr 1913, folgen die *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*.

Psychologismus-Streit

Im zweiten Band schreibt Husserl rückblickend: „Phänomenologie ist deskriptive Psychologie. Also ist die Erkenntniskritik im Wesentlichen Psychologie oder mindestens nur auf dem Boden der Psychologie zu erbauen. Also ruht auch die reine Logik auf Psychologie – wozu also der ganze Streit gegen den Psychologismus? Selbstverständlich werden wir diesem Einwande, auf den kein aufmerksamer Leser der *Prolegomena* verfallen kann, entgegenhalten, was wir schon in § 2 angedeutet haben: Die Notwendigkeit einer solchen psychologischen Fundierung der reinen Logik, nämlich einer streng deskriptiven, kann uns an der wechselseitigen Unabhängigkeit der beiden Wissenschaften, der Logik und Psychologie, nicht irre machen. Denn reine Deskription ist bloße Vorstufe für die Theorie, nicht aber

Theorie selbst. So kann eine und dieselbe Sphäre reiner Deskription zur Vorbereitung sehr verschiedener theoretischer Wissenschaften dienen. Nicht die Psychologie als volle Wissenschaft ist ein Fundament der reinen Logik, sondern gewisse Klassen von Deskriptionen, welche die Vorstufe für die theoretischen Forschungen der Psychologie bilden (nämlich sofern sie die empirischen Gegenstände beschreiben, deren genetische Zusammenhänge diese Wissenschaft verfolgen will) bilden zugleich die Unterlage für jene fundamentalen Abstraktionen, in welchen der Logiker das Wesen seiner idealen Gegenstände und Zusammenhänge mit Evidenz erfasst“ (Husserl, 1901, S. 18).

Kommentar

Weshalb die strenge Trennung von empirischer Psychologie und Logik aus seiner Sicht unerlässlich ist, erläutert Husserl sehr ausführlich. Mill habe behauptet, die Logik verdanke ihre theoretischen Grundlagen gänzlich der Psychologie. „Nach Lipps scheint es sogar als wäre die Logik der Psychologie als ein bloßer Bestandteil einzuordnen; denn er sagt: ‚Eben dass die Logik eine ‚Sonderdisziplin der Psychologie ist, scheidet beide genügend deutlich voneinander‘ (1900, S. 51, siehe Lipps, *Grundzüge der Logik*, 1893, § 8; 1903a, 1903b, 1903c). Lipps, der vor Husserl den Begriff *Phänomenologie* für seine Untersuchungen verwendete, behauptete außerdem, dass die Psychologie des Bewusstseins zur Grundlegung der Philosophie dienen könnte: „Ich bin Psychologist – nicht sowohl gegenüber den Logikern als gegenüber den Psychologen, nämlich gegenüber denjenigen, die meinen, man könne Psychologie treiben, ohne überall auch die logischen und ebenso die ästhetischen und ethischen Tatsachen – da sie doch nun einmal psychische Tatsachen sind – im Auge zu haben. Ich bin es nicht in dem Sinne, dass ich die Selbständigkeit dieser Tatsachen leugne. Ich sehe vielmehr in der strengsten Scheidung insbesondere des Logischen vom außerlogisch Psychologischen eine der wichtigsten Aufgaben der Psychologie. Die Psychologie ist das Allumfassende. Auch die Logik beruht nicht auf Psychologie, sondern sie gehört dazu“ (Lipps, 1903b, S. 2).

Husserls Kritik richtet sich jedoch auch gegen Wundt, der sich damit verteidigte, dass Husserl einem Missverständnis unterlegen sei, denn die logische Analyse des Denkens durch eine psychologische zu verdrängen, lehne auch er entschieden ab (Wundt, 1910; Wundt, 1919a, I, S. VIII). In der Psychologismus-Kontroverse (siehe auch Abschnitt 6.4.3) bleibt fraglich, ob Husserl, Rickert oder auch Heidegger (1914) überhaupt Wundts Doppelperspektive (im Unterschied zu Lipps einseitiger Aussage) aufgefasst haben. – Husserls Position kann als entschiedene Distanzierung der reinen „Philosophie als strenge Wissenschaft“ (1910/1911) von der empirischen Psychologie verstanden werden. Husserls Position und auch Rickerts Auffassung (siehe unten) können auch in Hinblick auf die von Rickert ihm im Jahr 1913 initiierte *Erklärung von Dozenten der Philosophie in Deutschland gegen die Besetzung Philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie* interpretiert werden; dieser Aufruf des Freiburger Philosophen wurde für die Trennungsgeschichte von Psychologie und Philosophie wichtig.

Auf die Forderung, die Logik solle „entpsychologisiert“ werden, geht der Erkenntnistheoretiker und Psychologe Robert Heiß (1949) in seinem Beitrag über *Psychologismus, Psycho-*

logie und Hermeneutik zur Heidegger-Festschrift ein: „Falsch ist also, dass die logischen Sätze Gesetze des Psychischen sind bzw. die Existenz von Psychischem voraussetzen oder einschließen. Wer heute diese Sätze wieder liest, ist zunächst verblüfft. Die Sicherheit, mit der hier die Logik von der Psychologie getrennt wird, die apodiktische Bestimmtheit, mit der darüber entschieden wird, dass es ‚Sätze‘ gibt, die Psychisches nicht einschließen oder voraussetzen, ist nicht ohne weiteres verständlich. Im Jahre 1926 erschien *Sein und Zeit*. Der eigentliche Kampf gegen den Psychologismus ist vorbei. Heidegger spricht nicht mehr von ihm. Geblieben aber ist die scharfe Abgrenzung der Philosophie gegen die Psychologie. Wie Husserl, so will Heidegger nichts davon wissen, dass seine Bemühungen etwa als psychologische angesehen werden. Aber die Intention, die Husserl zuerst polemisch gegen die Psychologisierung der Logik entwickelt hat und aus der heraus er zum ‚Sein der wahren Sätze‘, sodann den ‚Phänomenen‘ und ‚Wesenheiten‘ fortschreiten will, ist auch völlig verwandelt. Gleichsam im ersten Ansatz schon überholt die Heideggersche Intention die Husserlsche. Jenes ‚Sein der Sätze‘ von dem Husserl sprach, ist nicht mehr thematisch. Gefragt wird nun nach dem Sinn des Seins. ‚Und so gilt es denn, die Frage nach dem Sinn von Sein zu stellen‘ (Heidegger, 1926, S. 1). (...) Wie Husserl einstmals sich und seine *Logischen Untersuchungen* gegen den Psychologismus abgegrenzt hat, so grenzt Heidegger sich summarisch gegen die Ziele dieser Wissenschaften ab. (...) Hat Husserl sich gegen die Psychologie und gegen alle naturalistischen Wissenschaften abgegrenzt und strebt er, wie dann der Aufsatz *Philosophie als strenge Wissenschaft* zeigt, einer exakten Philosophie zu, so muss Heidegger sich von den Geisteswissenschaften abgrenzen“ (S. 22 f).

Erkenntnistheorie

„Die reine Phänomenologie stellt ein Gebiet neutraler Forschungen dar, in welchem verschiedene Wissenschaften ihre Wurzeln haben. Einerseits dient sie zur Vorbereitung der Psychologie als empirischer Wissenschaft. Sie analysiert und beschreibt (speziell als Phänomenologie des Denkens und Erkennens) die Vorstellungs-, Urteils-, Erkenntniserlebnisse, die in der Psychologie ihre genetische Erklärung, ihre Erforschung nach empirisch-gesetzlichen Zusammenhängen finden sollen. Andererseits erschließt sie die ‚Quellen‘, aus denen die Grundbegriffe und die idealen Gesetze der reinen Logik ‚entspringen‘, und bis zu welchen sie wieder zurückverfolgt werden müssen, um ihnen die für ein erkenntniskritisches Verständnis der reinen Logik erforderliche ‚Klarheit und Deutlichkeit‘ zu verschaffen“ (1901, S. 4).

„Wie groß nun auch die Schwierigkeiten sind, die einer reinen Phänomenologie überhaupt und speziell einer reinen Phänomenologie der logischen Erlebnisse im Wege stehen, sie sind keinesfalls von einer Art, dass sie den Versuch ihrer Überwindung als hoffnungslos erscheinen lassen könnten. Das entschlossene Zusammenarbeiten einer zielbewussten, der großen Sache ganz hingeegebenen Forschergeneration würde (so wage ich zu urteilen) die wesentlicheren Fragen des Gebietes zu voller Entscheidung bringen. Hier ist ein Kreis erreichbarer und für die theoretische Philosophie fundamentaler Entdeckungen. Freilich sind es Entdeckungen, denen der blendende Glanz fehlt; es fehlt die unmittelbar greifbare Nützlichkeitsbeziehung zum praktischen Leben oder zur Förderung höherer Gemütsbedürf-

nisse, es fehlt auch der imponierende Apparat der experimentellen Methodik, durch den sich die aufblühende physiologische Psychologie Vertrauen und reiche Mitarbeiterschaft errungen hat“ (S. 12).

„Da es erkenntnistheoretisch von ganz einzigartiger Bedeutung ist, die rein deskriptive Erforschung der Erkenntniserlebnisse, die um alle theoretisch-psychologischen Interessen unbekümmert ist, von der eigentlich psychologischen, auf empirische Erklärung und Genesis abzielende Forschung zu sondern, tun wir gut daran, anstatt von deskriptiver Psychologie vielmehr von Phänomenologie zu sprechen. Dies empfiehlt sich auch aus dem anderen Grunde, weil der Ausdruck deskriptive Psychologie in der Redeweise mancher Forscher die Sphäre wissenschaftlicher psychologischer Untersuchungen bezeichnet, die durch die methodische Bevorzugung der inneren Erfahrung und durch Abstraktion von aller psychophysischen Erklärung umgrenzt wird“ (S. 19).

Im Band 2 ist der Ausdruck „deskriptive Psychologie“ selten; Husserl schreibt meist von deskriptiven Analysen (Inhalten, Sachlagen usw.), vereinzelt noch von deskriptiven psychologischen Analysen. – Bemerkenswert ist, dass Husserl hier (eventuellen Einwänden gegen Subjektivismus vorbeugend?) das *Prinzip der Voraussetzungslosigkeit erkenntnistheoretischer Untersuchungen* anschließt: „Eine erkenntnistheoretische Untersuchung, die ernstlichen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, muss, wie man schon oft betont hat, dem Prinzip der Voraussetzungslosigkeit genügen. Das Prinzip kann aber unseres Erachtens nicht mehr besagen wollen als den Ausschluss aller Annahmen, die nicht phänomenologisch voll und ganz realisiert werden können. Jede erkenntnistheoretische Untersuchung muss sich auf rein phänomenologischem Grunde vollziehen. Die ‚Theorie‘, die in ihr angestrebt wird, ist ja nichts Anderes, als Besinnung und evidente Verständigung darüber, was Denken und Erkennen überhaupt ist, worin sein Rechtsanspruch auf Gegenständlichkeit eigentlich besteht, welches die wesentlichen Formen sind, die zur Idee der Erkenntnis, zumal zur Idee der Erkenntnis *a priori* gehören, in welchem Sinne die in diesen Formen gründenden ‚formalen‘ Gesetze Denkgesetze sind, und in welchem Sinne sie die ideale Möglichkeit von theoretischer Erkenntnis und von Erkenntnis überhaupt umgrenzen“ (S. 19).

Diese Zitate kennzeichnen den Ansatz von Husserls *reiner Phänomenologie*; erst in der Mitte dieses über 700 Seiten umfassenden zweiten Bandes (und zusammenfassend in der *Beilage*) setzt sich Husserl ausführlicher mit Brentano auseinander (S. 344 ff), indem er über „intentionale Erlebnisse und ihre Inhalte“ sowie über „Bewusstsein als phänomenologischer Bestand des Ich“ schreibt. Die folgenden Kapitel handeln immer wieder von „Evidenz“ und „apodiktischer Evidenz“. – „Die Analyse des dritten Begriffs von Bewusstsein, der nun mit dem Begriffe ‚psychischer Akt‘ übereinkommt, erfordert ausführlichere Erörterungen. Im Zusammenhang mit ihm gewinnt auch die Rede von bewussten. Inhalten, speziell von Inhalten unserer Vorstellungen, Urteile usw. mehrfache Bedeutung, welche zu sondern und auf das genaueste zu erforschen, von größter Wichtigkeit ist.“

„Die Bedeutung der Brentano'schen Abgrenzung der ‚psychischen Phänomene‘. Unter den Klassenbegrenzungen der deskriptiven Psychologie ist keine merkwürdiger und in philosophischer Beziehung bedeutsamer als diejenige, welche Brentano unter dem Titel

der ‚psychischen Phänomene‘ vollzogen und zu seiner bekannten Einteilung der Phänomene in psychische und physische benützt hat. Nicht als ob ich die Überzeugung billigen wollte, die den ausgezeichneten Forscher hierbei leitete, und welche sich schon in den gewählten Termini ausdrückte: nämlich eine erschöpfende Klassifikation der „Phänomene“ gewonnen zu haben, durch welche die Forschungsgebiete der Psychologie und Naturwissenschaft gesondert und die Streitfrage nach der richtigen Bestimmung dieser Disziplinen in gar einfacher Weise erledigt werden könnte. Es mag ja sein, dass sich der Definition der Psychologie als Wissenschaft von den psychischen, und der koordinierten Definition der Naturwissenschaft als Wissenschaft von den physischen Phänomenen, ein guter Sinn unterlegen lässt, und wir selbst haben einen solchen oben angedeutet; aber mit ernstesten Gründen lässt sich bestreiten, dass die Begriffe der Brentano'schen Scheidung diejenigen sind, die gleichnamig in den fraglichen Definitionen auftreten. Es ließe sich zeigen, dass keineswegs alle psychischen Phänomene im Sinne einer möglichen Definition der Psychologie ebensolche im Sinne Brentanos also psychische Akte sind, und dass auf der anderen Seite unter dem bei Brentano äquivok fungierenden Titel ‚physisches Phänomen‘ sich ein guter Teil ‚von wahrhaft psychischen Phänomenen‘ findet (S. 345).

In längeren Passagen erläutert Husserl u.a. *Wechselseitige Abgrenzung der Psychologie und Naturwissenschaft, Deskriptive Charakteristik der Akte als „intentionale“ Erlebnisse und Bewusstsein als psychischer Akt* sowie sein eigenes Verständnis von Evidenz. Er erwähnt Schwierigkeiten und notwendige begriffliche Differenzierungen, d.h. von vermeintlicher Evidenz, echter Evidenz, d.h. die Vorstellung als Akt zu sehen, Evidenz und Wahrheit (*Das Ideal der Adäquation*, S. 587). Es folgt eine Erörterung von *Evidenz und Wahrheit* – die volle Übereinstimmung zwischen Gemeintem und Gegebenem als solchem. Diese Übereinstimmung wird in der Evidenz erlebt, sofern die Evidenz der aktuelle Vollzug der adäquaten Identifizierung ist.

In der *Beilage* setzt sich Husserl auf 23 Seiten mit Brentanos Begriffsbestimmung von innerer und äußerer Wahrnehmung auseinander, auch mit dem allgemeinen Sprachgebrauch sowie einer Kritik der erkenntnistheoretischen Gedankengänge von Descartes und Locke. Dann rekonstruiert Husserl Brentanos Gedankenreihe in mehreren Schritten: Die Unterscheidung von Sinnesqualitäten, Vorstellungen usw., innere und äußere, psychische und physische Phänomene. „Im Ganzen wird man urteilen müssen, dass die Kritik nicht tief genug drang, um die entscheidenden Punkte zu treffen und das unzweifelhaft Bedeutsame in Brentano's Gedankenmotiven von dem Irrigen in ihrer Ausgestaltung zu sondern. Dies liegt daran, dass die in diesen Diskussionen umstrittenen Fundamentalfragen der Psychologie und Erkenntnistheorie nicht genug geklärt sind, eine natürliche Folge der Mangelhaftigkeit der phänomenologischen Analysen. Beiderseits blieben die Begriffe, mit denen man operierte, mehrdeutig, beiderseits verfiel man daher in trügerische Verwechslungen. Dies wird in der nachfolgenden Kritik der lehrreichen Ansichten Brentano's hervortreten. Nach Brentano unterscheidet sich die innere von der äußeren Wahrnehmung 1. durch die Evidenz und Untrüglichkeit und 2. durch die wesentlich verschiedenen Phänomene. In der inneren Wahrnehmung erfahren wir ausschließlich die psychischen, in der äußeren die physischen Phänomene. Vermöge dieses genauen Parallelismus kann ja der an erster Stelle genannte

Evidenzunterschied auch als charakteristisches Scheidungsmerkmal für die wahrnehmbaren Phänomene dienen (S. 703).

„Wie der Terminus *Erscheinung*, so ist, und in seinem Gefolge, auch der Terminus *Wahrnehmung*, und sind dann weiter alle anderen Termini, die im Zusammenhang mit *Wahrnehmung* gebraucht werden, vieldeutig. (...) Der Terminus *Erscheinung* ist freilich mit Äquivokationen beschwert, die sich gerade hier äußerst nachteilig erweisen“ (S. 705). „Diese Vieldeutigkeiten durchsetzen die Wahrnehmungstheorien mit Irrtümern der Vermengung. (...) „Wie täuschend sich diese Vieldeutigkeiten erweisen, das zeigt gerade Brentano's Theorie mit ihrer Scheidung von innerer und äußerer Wahrnehmung nach Evidenzcharakter und gesonderten Phänomengruppen. Wir hören: Die äußere Wahrnehmung ist nicht evident und sogar trügerisch. – Dies ist zweifellos, wenn wir unter den „physischen Phänomenen“, welche sie wahrnimmt, die physischen Dinge, bzw. ihre Eigenschaften, Veränderungen usw. verstehen. Indem nun Brentano diesen eigentlichen und allein zulässigen Sinn des Wortes *wahrgenommen* mit dem uneigentlichen vertauscht, der statt auf die äußeren Gegenstände, vielmehr auf die der Wahrnehmung reell angehörigen, präsentierenden Inhalte bezogen ist; und indem er, hierin konsequent, nicht nur jene äußeren Gegenstände, sondern auch diese Inhalte als ‚physische Phänomene‘ bezeichnet: erscheinen. nun auch diese letzteren durch die Trüglichkeit der äußeren Wahrnehmung betroffen“ (S. 708 f). „Ein analoger Doppelsinn, wie ihn der Begriff des physischen. Phänomens trägt, muss sich bei konsequenter Fassung der Begriffe auch im Begriff des psychischen Phänomens finden“ (S. 710).

„Es ist überhaupt sicher, dass die Begriffspaare innere und äußere, evidente und nicht-evidente Wahrnehmung nicht koinzidieren können. Das erste Paar ist bestimmt durch die Begriffe von Physischem und Psychischem, wie immer man sie nun sondern mag; das zweite prägt den erkenntnistheoretisch fundamentalen Gegensatz aus, den wir in der Untersuchung VI studiert haben: den Gegensatz zwischen adäquater Wahrnehmung (oder Anschauung im engsten Sinne), deren wahrnehmende Intention ausschließlich auf ihren präsenten Inhalt gerichtet ist, und der bloß vermeintlichen, inadäquaten Wahrnehmung, deren Intention im präsenten Inhalt eine nur partielle, analogische, unvollkommene Erfüllung findet und durch ihn über das Gegebene hinausweist. Im ersten Fall ist der empfundene Inhalt zugleich der Gegenstand der Wahrnehmung“ (S. 711). „Nun könnte man aber einwenden: Erlebnis ist doch wohl dasselbe wie psychisches Phänomen, wozu also der Streit? Ich antworte: Wenn man unter psychischen Phänomenen die realen Bestandstücke unseres Bewusstseins versteht, die Erlebnisse selbst, die jeweils da sind; und wenn man weiter unter Wahrnehmungen psychischer Phänomene oder inneren Wahrnehmungen, adäquate Wahrnehmungen versteht, deren Intention in den bezüglichen Erlebnissen immanente Erfüllung findet: dann deckt sich der Umfang der inneren Wahrnehmung allerdings mit dem der adäquaten Wahrnehmung. Von Wichtigkeit ist es aber zu beachten, dass die Äquivokationen des Wortes Phänomen, die es gestatten, bald die erscheinenden Gegenstände und Eigenschaften, bald die den Erscheinungsakt konstituierenden Erlebnisse (zumal die Inhalte im Sinne von Empfindungen) und schließlich alle Erlebnisse überhaupt als Phänomene zu bezeichnen, erklären überhaupt die nicht geringe Versuchung, zwei wesentlich verschiedene Einteilungsarten der ‚Phänomene‘ durcheinander zu mengen: 1. Einteilungen der Erleb-

nisse; z. B. die Einteilung derselben in Akte und Nichtakte. Solche Einteilungen fallen natürlich ganz in die Sphäre der Psychologie, als welche es ja mit allen Erlebnissen zu tun hat. 2. Einteilungen der phänomenalen Gegenstände, z. B. die Einteilung der phänomenalen Gegenstände in solche, die als zum Ichbewusstsein gehörig erscheinen, und in solche, die es nicht tun, m. a. W. die Einteilung in psychische und physische Gegenstände (Inhalte, Eigenschaften, Relationen u. dgl.)“ (S. 713 f).

Husserls (1913) *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie* lassen eine Vertiefung zur „Wesenswissenschaft“ oder – je nach Sichtweise – eine tiefreichende Revision der *Logischen Untersuchungen* erkennen. Zentrale Begriffe sind nun das *originär gebende Bewusstsein* und die *phänomenologischen Reduktionen*. Brentanos Name taucht kaum noch auf. – In der Einleitung distanziert sich Husserl vom verbreiteten Missverständnis seiner *Logischen Untersuchungen*, falls man „die Phänomenologie als eine Unterstufe der empirischen Psychologie“ ansieht, als „eine Sphäre ‚immanenter‘ Deskriptionen psychischer Erlebnisse, die sich – so versteht man die Immanenz – streng im Rahmen innerer Erfahrung halten“. Er betont scharf, dass die „reine Phänomenologie, zu der wir uns im folgenden den Zugang bahnen wollen – dieselbe, die in den ‚Logischen Untersuchungen‘ zu einem ersten Durchbruch kam, und deren Sinn sich mir in der Fortarbeit des letzten Jahrzehnts immer tiefer und reicher erschloss, nicht Psychologie ist, und dass nicht zufällige Gebietsabgrenzungen und Terminologien, sondern prinzipielle Gründe es ausschließen, dass sie der Psychologie zugerechnet werde. So groß die methodische Bedeutung ist, welche die Phänomenologie für die Psychologie beanspruchen muss, wie wesentliche ‚Fundamente‘ sie ihr auch beistellt, sie ist (schon als Ideenwissenschaft) so wenig selbst Psychologie, wie die Geometrie Naturwissenschaft ist. Ja der Unterschied stellt sich als ein noch radikalerer heraus als in diesem Vergleichsfalle. Daran wird nichts geändert durch die Tatsache, dass die Phänomenologie es mit dem ‚Bewusstsein‘, mit allen Erlebnisarten, Akten, Aktkorrelaten zu tun hat. Das einzusehen erfordert bei den herrschenden Denkgewohnheiten allerdings nicht geringe Mühe.“ Das Verständnis der Phänomenologie mache es so außerordentlich schwierig, dass „eine neue, gegenüber den natürlichen Erfahrungs- und Denkeinstellungen völlig geänderte Weise der Einstellung nötig ist“ (S. 2).

„Die Psychologie ist eine Erfahrungswissenschaft. Darin liegt, bei der üblichen Bedeutung des Wortes Erfahrung, ein Doppeltes: 1. Sie ist eine Wissenschaft von Tatsachen, von matters of fact im Sinne D. Humes. 2. Sie ist eine Wissenschaft von Realitäten. Die ‚Phänomene‘, die sie als psychologische ‚Phänomenologie‘ behandelt, sind reale Vorkommnisse, die als solche, wenn sie wirkliches Dasein haben, mit den realen Subjekten, denen sie zugehören, der einen räumlich-zeitlichen Welt als der omnino realitatis sich einordnen“ (S. 4). Demgegenüber wird die reine oder transzendente Phänomenologie nicht als Tatsachenwissenschaft, sondern als Wesenswissenschaft (als ‚eidetische‘ Wissenschaft) begründet werden; als eine Wissenschaft, die ausschließlich ‚Wesenserkenntnisse‘ feststellen will und durchaus keine ‚Tatsachen‘. Die zugehörige Reduktion, die vom psychologischen Phänomen zum reinen ‚Wesen‘, bzw. im urteilenden Denken von der tatsächlichen (‚empirischen‘) Allgemeinheit zur ‚Wesensallgemeinheit‘ überführt, ist die eidetische Reduktion. Fürs Zweite werden die Phänomene der transzendentalen Phänomenologie charakterisiert werden als unreal. Andere Reduktionen, die spezifisch transzendenten, ‚reini-

gen‘ die psychologischen Phänomene von dem, was ihnen Realität und damit Einordnung in die reale ‚Welt‘ verleiht. Nicht eine Wesenslehre realer, sondern transzendental reduzierter Phänomene soll unsere Phänomenologie sein“ (S. 3 f).

Fundamental ist für Husserl: „Am Prinzip aller Prinzipien: dass jede originär gebende Anschauung eine Rechtsquelle der Erkenntnis sei, dass alles, was sich uns in der ‚Intuition‘ originär, (sozusagen in seiner leibhaften Wirklichkeit) darbietet, einfach hinzunehmen sei, als was es sich gibt, aber nur in den Schranken, in denen es sich da gibt, kann uns keine erdenkliche Theorie irre machen“ (S. 43 f). – Husserl ist sich dieser Wesensforschung gewiss: hier ist „ein absoluter Anfang, im echten Sinne zur Grundlegung berufen, principium.“

Anzufügen ist noch, dass Husserl im Kapitel *Die phänomenologischen Reduktionen* allgemeinste Überlegungen anstellt, wie solche Rückführungen anzulegen sind (S. 122-141). Stichworte sind: Umgang mit der phänomenologischen Reduktion; Ausschaltung des reinen Ichs sowie der Transzendenz Gottes; andere methodische Vorerwägungen; die Selbst-Ausschaltung des Phänomenologen, dem es verwehrt sei, „einen Satz einzutragen, der explizite oder implizite derartige natürliche Setzungen enthält“; Rückbeziehung der Phänomenologie auf sich selbst; getreuer Ausdruck klarer Gegebenheiten; eindeutige Termini; Methoden der Klärung; Gegebenheitsnähe und Gegebenheitsferne; die Methode vollkommen klarer Wesenserfassung; „reines Bewusstsein“; echte und unechte Klarheitsstufen.

Ausblick

Ein Kommentar zu der von Husserl bestimmten Relation empirischer Psychologie und Wesenswissenschaft aufgrund des originär gebenden Bewusstseins wird hier nicht versucht. Ebenso wird verzichtet auf eine methodologischen Analyse seiner Argumente und Vorschläge, wie er die eidetischen Reduktionen absichern möchte, denn die Hinweise sind an dieser Stelle zu ungenau, um sie als eigentlich praktische Regeln oder als Hinweise auf eventuell anzustrebende intersubjektive Konvergenzen verstehen zu können. Wahrscheinlich liegt es nicht im Gestus des Werks, empirisch-psychologisch genauer nach den Irrtumsmöglichkeiten und Fehlerquellen solcher Reduktionen zu fragen, Kommunikationsschwierigkeiten oder Immunisierungsstrategien zu befürchten. – Stattdessen kann der Blick auf die ideengeschichtlichen Beziehungen gerichtet werden, Untersuchungen, wie sie u.a. vorgelegt wurden von Münch (1998) über *Die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Philosophie und Psychologie. Das Verhältnis Edmund Husserls zur Würzburger Schule in philosophie-, psychologie- und institutionengeschichtlicher Perspektive* oder von Ziche (1998) über *Reine Psychologie und Philosophie als strenge Wissenschaft – Die Rezeption der Husserlschen Phänomenologie durch die ‚Würzburger Schule‘ der Denkpsychologie*.

Münch setzt auf mehreren Ebenen an, um Bezüge und Nachwirkungen zu beschreiben. Er erläutert auch den Begriffswandel von *deskriptiver* Psychologie (in der 1. Aufl. der *Logischen Untersuchungen*) zur *phänomenologischen* und zur *eidetischen* Psychologie und skizziert den Einfluss Husserls auf die Würzburger Schule, insbesondere auf Bühler. Demgegenüber lehnte es Husserl ab, mit dieser Art der Psychologie in Verbindung gebracht zu werden. Diese vielschichtigen Bezüge zur empirischen Denkpsychologie können den Blick

darauf lenken, dass Husserls phänomenologische Psychologie, wie Münch es ausdrückt, einen „primär kognitiven Charakter“ hat. Münch geht dieser Einschätzung nicht weiter nach, doch bleibt es charakteristisch für Husserls Denken, auch für Brentano, dass – im Vergleich zu den empirischen Psychologen Wundt und Freud – die Gefühle, Affekte, Bedürfnisse, Willenstätigkeit und das Triebgeschehen nur von minimalem Interesse und nicht gleichermaßen konstituierend sind. Könnte das als ein Hinweis auf ein intellektualistisches Menschenbild interpretiert werden oder wäre dies bereits ein Psychologismus? Ziche geht u.a. auf Strenge und Reinheit in der Philosophie und auf die fragliche Parallelität von psychologischer und philosophischer Phänomenologie ein, und ebenfalls auf Bühlers Übernahme von Husserls Anregungen in seine Denkpsychologie.

Heinrich Rickert (1863 –1936)

Bereits in seiner Schrift über *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine Einführung in die historischen Wissenschaften* (1896-1902) war Rickert auf grundsätzliche Unterschiede beider Wissenschaftsbereiche eingegangen. In *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft* (1910) hat er sich „das Ziel gesteckt, den Begriff zu entwickeln, der die gemeinsamen Interessen, Aufgaben und Methoden der nichtnaturwissenschaftlichen Disziplinen bestimmen und gegen die Naturforscher abzugrenzen vermag. Ich glaube, dass das Wort Kulturwissenschaften diesen Begriff am besten bezeichnet ...“ (S. 1). Es handle sich um einen Teil der Logik, „genauer der Wissenschaftslehre und der Methodenlehre“, und habe mit dem Inhalte der Disziplinen nicht zu tun. Er sieht zwei Grundformen der wissenschaftlichen Erkenntnis.

Rickert diskutiert die Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Geschichte und Psychologie, sowie die Frage, ob Psychologie die allgemeine Grundlage der Geisteswissenschaften geben könne, und geht auf die historischen Kulturwissenschaften ein. Er versucht, den Gegensatz der generalisierenden Naturwissenschaft und der individualisierenden Kulturwissenschaften herauszuarbeiten – ohne jedoch an Windelband zu erinnern oder tatsächlich auf die typischen Methoden einzugehen.

Den fundamentalen Unterschied zu den Naturwissenschaften sieht er in der Wertbezogenheit der Kulturwissenschaften. Dem Einwand, dass Aussagen über „Wertgeltungen“ nicht wissenschaftlich begründet werden könnten, begegnet er mit dem Hinweis, dass die Durchführung einer historischen Spezialuntersuchung durch den Kulturwert als leitendem Gesichtspunkt in keiner Weise bedroht sei. Erst im allgemeinen Fall entstehen Schwierigkeiten: „wenn die Gesamtheit der Kulturwissenschaften ihrer Gliederung und ihrem Zusammenhang nach von einem System von Kulturwerten abhängig sein soll, heißt das nicht, dass sie auf einen Komplex individueller Wünsche und Meinungen basieren?“ (S. 145). Das Arbeiten mit unbegründeten Wertsetzungen würde tatsächlich der Wissenschaft widersprechen. Deswegen sei die „Besinnung auf ein umfassendes System von objektiven Kulturwerten“ eine Aufgabe der Philosophie, die für inhaltliche Bestimmung mit den geschichtlichen Kulturwissenschaften zusammenarbeiten müsse (S. 150).

In seiner *Allgemeinen Grundlegung der Philosophie* erläutert Rickert (1921) diese Gedanken ausführlicher. Er kontrastiert zwei weltanschauliche Grundeinstellungen, den Objektivismus und den Subjektivismus, und wendet sich gegen den Objektivismus, welcher dem Wesen der Kultur verständnislos gegenüberstehe, die zwecksetzende, frei handelnde Persönlichkeiten voraussetze. Der Objektivismus „vernichte auch den Willen“, so dass er ihn in Vorstellungsassoziationen verwandele, die bloß ablaufen (S. 81 f). Der Subjektbegriff müsse jedoch zu einem kritischen Subjektivismus weitergebildet werden. In der neueren Zeit sei auch der Kampf der voluntaristischen gegen die intellektualistische Psychologie als Kampf gegen eine unbemerkte und einseitige Deutung des Sinns psychischer Vorgänge zu verstehen (S. 279). Rickerts zentrales Thema ist die „Sinndeutung auf Grund von Werten. (...) Zwei Wissenschaften, die das Subjekt zum Gegenstand haben, kommen hierbei in Betracht: die Psychologie als Lehre vom empirischen Seelenleben und noch einmal die Metaphysik, aber nun nicht als Lehre vom transzendenten Objekt, sondern vom transzendenten Subjekt“ (S. 276).

„Man kann geradezu sagen: die meisten Streitigkeiten über Ziele und Wege der Psychologie, über ihre Stellung zu anderen Wissenschaften und besonders zur Philosophie sind im wesentlichen darauf zurückzuführen, dass in den psychologischen Untersuchungen objektivierende Feststellungen des realen psychischen Seins und subjektivierende Sinndeutungen bunt durcheinander gehen. Unter diesem Gesichtspunkt werden manche Bestrebungen der neuesten Psychologie überhaupt erst verständlich. Auf zwei von ihnen, die sachlich mit unserem Problem am engsten verknüpft sind, gehen wir ein, nämlich auf den Anspruch der Psychologie, Philosophie zu geben, und auf die Aufstellung von zwei verschiedenen Arten der Psychologie. Zumal diese letzte Tendenz ist wichtig, denn ihr liegt die Trennung von Tatsachenfeststellung und Sinndeutung als Motiv zugrunde“ (S. 278).

„Zunächst also fragen wir, wie die Psychologie, die ihrem Programm nach nichts sein will als empirische Wissenschaft von den psychischen Realitäten, und der insofern jeder universale Charakter fehlt, trotzdem dazu kommt, die Stelle der Philosophie einzunehmen oder wenigstens einen wichtigen Teil von ihr geben zu wollen. Hätte sie ihr Programm, nur die seelische Wirklichkeit zu behandeln, durchgeführt, so könnte über ihren spezialwissenschaftlichen, also unphilosophischen Charakter kein Zweifel bestehen. Zugleich wäre dann ihre theoretische Existenzberechtigung unanfechtbar, denn eine Tatsachenfeststellung und Erklärung im Gebiet des empirischen Seelenlebens ist ein unbestreitbares wissenschaftliches Bedürfnis, sowenig es auch bisher eine Befriedigung gefunden haben mag. Der Anspruch der Psychologie dagegen, Probleme der Philosophie zu lösen, beruht auf einer theoretischen Unklarheit, wo man der Psychologie die Erforschung des seelisch Wirklichen zur Aufgabe macht.

Selbstverständlich wird es niemand dem Psychologen verbieten, auch nach dem Sinn des psychischen Seins zu fragen, das er erforscht, und damit über seine spezialwissenschaftlichen Aufgaben hinauszugehen. Aber wissen sollte er, was er dann tut, und sich klarmachen, dass die Sinnprobleme des wissenschaftlichen, sittlichen, erotischen und religiösen Lebens nur durch Deutung aufgrund einer Wertlehre, nicht durch Beschreibung und Erklärung des psychischen Realen in Angriff genommen werden können. Solch ein Versuch bedarf der philosophischen Basis, in der die Begriffe der Wissenschaft, der Kunst, der

Sittlichkeit, der Liebe, der Religion systematisch als Begriffe von Gütern und ihren Werten herausgearbeitet sind. Lehnt man die Beschäftigung mit Wertproblemen in der Psychologie ab, dann bleibt sie eine Spezialwissenschaft in demselben Sinn, wie die Chemie oder die Biologie es ist“ (S. 278).

Subjekt, Sinn und Wert

„Zu jedem als real gegebenen Objekt gehört ein Subjekt, dem es gegeben ist. (...) Das Subjekt, das zu jedem Objekt gehört, ist keine ‚Seele‘, und das, was nur diesem Subjekt gegeben ist, fällt darum nicht unter den Begriff des Psychischen. Das seelische Subjekt ist vielmehr als Objekt aufzufassen und daher selber zu dem zu rechnen, was dem erkenntnistheoretischen, formalen Subjekt gegeben ist. Macht man der Verwechslung der individuellen Seele mit der logischen Form des Subjekts überhaupt ein Ende, so ist damit zugleich jeder Spiritualismus aufgehoben“ (S. 187).

Auf dem Wege zu Bestimmung von „Sinn“ behauptet Rickert ein „Zwischenreich des immanenten Sinnes“; es kommt auf „eine sowohl verbindende als trennende Synthese der zeitlosen irrealen Geltung mit dem zeitlichen realen Sein an“ (S. 254). „Die objektivierende Seinswissenschaft vom Psychischen vermag daher mit diesem immanenten Sinn ebenso wenig anzufangen wie mit dem geltenden Wert selbst. Nur die Wertung, welcher der Sinn innewohnt, nie ihr immanenter Sinn für sich, ist objektivierbar.

„Wert“ sei im strengen Sinn nicht definierbar, weil es sich um einen letzten und nicht ableitbaren Begriff handle, so wie der Begriff des Sein, der Existenz, der Realität. Wirklichkeit und Werte zusammen machten das Ganze der Welt aus. Rickert trennt also das Existierende in zwei Sphären: die wirklichen Gegenstände und die irrealen Werte. „Wert“ bestimmt er zuerst aus der Negation. Mit Wert ist das Gegenteil von dem gemeint, „was uns nicht angeht, falls es nur existiert. Es lässt uns ‚gleichgültig‘ und ‚berührt‘ uns nicht. Wir stellen es vor. Es ist einfach da“ (S. 114). Es bestehen Entsprechungen zwischen den Begriffen Verstehen und Sinn, Wertung und Wert. Abzugrenzen ist „Wert“ gegenüber den realen Akten der Subjekte und Begriffen wie Ziel und Zweck, die keine reinen Wertbegriffe sind, während Normen, Regeln und Gesetze als spezielle Wertbegriffe anzusehen sind. An die Begriffsbestimmung von Werten schließen sich Betrachtungen über die Geltung der Werte und über Wertgüter an.

Rickert geht kritisch auf die Positionen von Wundt, Dilthey, Lipps, Münsterberg und Jaspers ein. Wundt habe zwar die Verfälschung des psychischen Seins durch theoretische Wertbegriffe hervorgehoben, so durch ein intellektualistisches Vorurteil, trotzdem sei er „weit davon entfernt, die Trennung von Tatsachenfeststellung und Sinndeutung selbst durchzuführen“ (S. 279). Schon darin seien ja philosophisch-antiintellektualistisch gerichtete Weltanschauungsmotive maßgebend, und im Übrigen nehme er „in anderer Richtung unbefangen selbst Sinndeutung aufgrund von Werten vor, wo er glaubt, Wissenschaft vom realen psychischen Sein zu treiben. Sowohl sein Voluntarismus im allgemeinen als auch seine angeblich psychologischen Beziehungs- und Entwicklungsgesetze, das Prinzip der schöpferischen Synthese, der Zunahme der psychischen Energie, das Gesetz des geistigen Wachstums, der Heterogenität der Zwecke usw. enthalten, wie sich leicht zeigen lässt,

weniger Begriffe von psychischen Realitäten als von Sinngebilden, also Produkte von Deutungen, die auf Grund von Werten vollzogen sind. (...) ‘Gesetze’, wie Wundt sie aufstellt, haben deshalb mit dem, was man in Wissenschaften vom realen Sein sonst als Gesetze bezeichnet, so gut wie nichts zu tun. Aber gerade darauf, dass in ihnen Wertformeln stecken, beruht die philosophische Bedeutung dieser angeblich psychologischen Begriffe. Deswegen allein, weil Wundt reales Sein und irrealen Sinn durcheinander mengt, kann er glauben, seine psychologischen Theorien seien für die Behandlung des sittlichen Lebens und für andere philosophische Probleme wichtig. Eine mit Wertungen durchtränkte Psychologie lässt sich leicht in Verbindung mit der Philosophie als Weltanschauungslehre bringen. Wertfreie Wirklichkeitswissenschaft wäre dazu untauglich“ (S. 279 f). Die Psychologie „würde nur gewinnen, wenn sie aufhörte, versteckte Wert- und Sinnlehre zu sein“ (S. 280). Sie ist in ihrem Begriff nach als Wissenschaft vom realen psychischen Sein eine Spezialdisziplin und als solche zur Lösung philosophischer Probleme prinzipiell unfähig. Das setzt ihre theoretische Bedeutung in keiner Weise herab, sondern dient lediglich der Klärung ihres Begriffs. An Ansätzen zu der hier verlangten Scheidung fehlt es schon seit längerer Zeit nicht ...“ (S. 280).

Dilthey, der seine neue Psychologie zur Grundlage der Geisteswissenschaften machen wollte, habe eine beschreibende und zergliedernde Psychologie der erklärenden gegenübergestellt, ohne dass ihm zum vollem Bewusstsein kam, dass seine Bestrebungen „mit der Scheidung von Wert und Wirklichkeit zusammenhängen. (...) Alle Kulturwissenschaften enthalten, da der Begriff der Kultur selbst ein Wertbegriff ist, notwendige Beziehung zu Werten, und zu ihrer ‚Grundlegung‘ kann sich aber nur eine Disziplin eignen, die weniger das reale Sein psychologisch erklärt, als vielmehr den Sinn des Geisteslebens von Werten deutet. Jedenfalls ist Diltheys Psychologie keine Wissenschaft vom bloß wirklichen psychischen Geschehen, sondern es steckt darin der Versuch, den irrealen Sinn des ‚Geistes‘ zu erfassen, der überall auf Werten beruht. Nur fehlt es Dilthey dafür am klaren Prinzip und besonders am ausdrücklichen Bewusstsein einer Wertbasis. ... Ohne Klarheit über die prinzipielle Bedeutung der Wertprobleme lässt sich auf diesem Gebiet eben nichts ausrichten“ (S. 281).

Noch stärkere Kritik findet Lipps, für den „die Psychologie nicht allein die grundlegende Geisteswissenschaft, sondern die Philosophie überhaupt“ bedeute, in seinen frühen Arbeiten noch entschiedener als in den späteren. Sein Wertbegriff sei „unausgedacht und viel zu sehr mit dem Begriff des psychisch Wirklichen vermengt“ (S. 281). „Am nächsten kommt unserer Scheidung von psychologischer Tatsachenfeststellung und Sinndeutung die Trennung von zwei Arten der Psychologie, die sich bei sonst so weit auseinandergehenden Denkern wie Münsterberg und Jaspers findet. Da ist eine teleologische Psychologie der kausalen, eine Psychologie des Geistes der des Bewusstseinsinhaltes, eine Aktpsychologie der Inhaltspsychologie, eine Intensionspsychologie der Empfindungspsychologie oder eine verstehende Psychologie der erklärenden gegenübergestellt. Alle diese Unterschiede können in ihrem letzten Grunde nur dann begrifflich klar werden, wenn man sie mit dem Unterschied von irrealem Sinn und realem Sein in Zusammenhang bringt, und Münsterberg hebt denn auch ausdrücklich hervor, dass die teleologische Psychologie des Geistes den Sinnbeziehungen und den Sinnzusammenhängen des Seelenlebens nachgehe“ (S. 282). Er

bezeichnet die Trennung des irrealen Sinns vom psychischen realen Sein als von entscheidender Wichtigkeit und möchte, um der Begriffsverwirrung ein Ende zu bereiten, unter Psychologie nur die letztere Aufgabenstellung fassen. Deswegen möchte er auch nicht von „deutender oder verstehender Psychologie“ sprechen. Auch der Begriff der Kulturpsychologie, die dauernd auf Wertfragen stoße, sei umstritten. „Wissenschaftliches Wertbewusstsein aber kann nur die Philosophie als Wertlehre liefern, und ohne eine philosophische Grundlage wird deshalb die Psychologie der Kultur stets einen mehr oder minder aphoristischen Charakter tragen“ (S. 284).

Kommentar

Wenn Rickert entschieden abgrenzt, Zuständigkeiten und Berechtigungen zuweist, hat das kategorische Züge, die sich aus der Setzung zweier Reiche ergeben, d.h. der „irrealen“ Werte und des „realen“ Seins. In der Ausführung dieser idealistischen Position, scheint Rickert hier eine eigene Variante des „Psychologismus-Streits“ zu entwickeln. In welche Abstraktionen Rickerts (1921) Wertlehre und Wertphilosophie führen, zeigt seine schematische „Übersichtstafel des Systems der Werte und Güter“ im Anhang. Rickert scheint weder durch eine prägnante kategorialanalytische Untersuchung noch in methodologischer Hinsicht tiefer einzudringen. Er versucht auch nicht die vorhandenen Ansätze weiterzuführen, etwa Windelbands, der einer seiner Vorgänger in Freiburg war, oder Wundts Auffassung von einander ergänzenden Betrachtungsweisen. Die Begriffe *Sinn* und *Wert* erläutert er nicht im Hinblick auf bestimmte Erscheinungen und zeigt nicht, wie sich eine philosophisch-logische Bedeutungsanalyse fundamental von einer psychologisch-empirischen Bedeutungsanalyse unterscheiden könnte.

Die individuellen Werteinstellungen und die sich kulturell manifestierenden Wertorientierungen werden auch ein Thema der empirischen Psychologie sein müssen und darüber hinaus Thema einer „Wertphilosophie“. Zugleich wird es weiterhin Kritik an der Neigung geben, solche Systeme aufzustellen, ohne zugleich den Gültigkeitsanspruch philosophischer Überzeugungssysteme zu erörtern. Die Philosophie der Werte war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein bedeutendes Thema. Es ist ein Grenzgebiet von Philosophie und Psychologie und dementsprechend beteiligten sich Autoren beider Fächer an der Diskussion, darunter Psychologen wie Jonas Cohn und Philipp Lersch. Erst in späteren, empirischen Forschungsprojekten richtete sich der Blick auf die Untersuchung der *individuellen* Wertüberzeugungen, auf die Typisierung und Universalität dieser Werte.

Jonas Cohn (1869 – 1947)

Jonas Cohn (1908) schreibt in *Voraussetzungen und Ziele des Erkennens. Untersuchungen über die Grundlagen der Logik* prägnant über die Kategorienlehre: „Die Kategorien sind Bedingungen der Erkennbarkeit der Wirklichkeit; aber von einer Wirklichkeit, von einem Zusammenhange des Seins und Geschehens könnte gar nicht geredet werden, wenn die

Kategorien nicht gälten. Sie sind also zugleich Voraussetzungen der Wirklichkeit selbst und der Erkennbarkeit der Wirklichkeit. Dass sie beides sind, hat Kant nachgewiesen und damit zugleich ihre Notwendigkeit deduziert“ (S. 405). Als Psychologie will er „die allgemein begriffliche Behandlung des individuellen Ichs“ festlegen. „Ihre Gegenstände sind Qualitäten, wobei wiederum die Frage offen bleiben muss, inwieweit etwa doch auch quantitativ fassbare Beziehungen zwischen diesen Gegenständen bestehen“ (1908, S. 348). Er sieht eher eine Verwandtschaft mit der Biologie als mit der Physik. Seine Überlegungen zur allgemeinen Kategorienlehre wendet er hier nicht an; auch die Prinzipienlehre Wundts (er war dessen Doktorand) referiert er nicht. Cohn untersucht das Erkenntnisziel von Wissenschaft (1919) und das Wertsystem des Erkennens und findet dort, abgesehen von seinem Interesse an dialektischen Prozessen, sein künftiges Hauptthema, das er in umfangreichen Arbeiten weiterführt.

Seine Wertphilosophie (1932) hat kaum empirische Bezüge, etwa zur Kulturpsychologie, sondern befasst sich primär philosophisch mit Axiomen und Ordnungsprinzipien eines Wertsystems. Mit der Psychologie bestehe zwar ein gemeinsames Interesse „am Material“, doch sei die philosophische Wertwissenschaft auf die grundsätzliche Werthaltung ausgerichtet, dagegen suche die Psychologie nach den Dispositionen, aus denen aktuelle Werthaltungen unter bestimmten inneren und äußeren Umständen hervorgehen, z. B. Willensrichtung, Interessen, Reaktionsart (1932, S. 144).

Karl Jaspers (1883 – 1969)

In seiner einflussreichen *Allgemeinen Psychopathologie* schreibt Jaspers (1913/1920) einen einleitenden Abschnitt über *Erklären und Verstehen* und baut sein Lehrbuch auch im klinischen Teil mit dieser prinzipiellen Unterscheidung auf. Jaspers bezieht sich auf Wundt, Ebbinghaus, Titchner, Lipps. Wundts *Wissenschaftstheorie* scheint er nicht zu kennen, obwohl er z.T. ähnliche Auffassungen vertritt. Zu Husserl schreibt er: „Nicht im Prinzip, aber in methodischer Reinheit neu, ist die phänomenologische Grundlegung psychologischer Untersuchungen, die von Husserl gefordert und in einzelnen Teilen durch grundlegende Analysen verwirklicht wurde“ (Fußnote, S. 8). Im Vorwort der 2. Aufl. erklärt Jaspers, dass er nur diese überarbeitete Fassung der Erstauflage von 1913 als Ausdruck seiner Ansichten gelten lassen will.

Zunächst räumt Jaspers ein, dass im praktischen Beruf „instinktive Ansichten, eine persönliche Intuition, die sich gar nicht mitteilen lässt, eine Rolle“ spielt. Man habe betont, dass sich die Psychiatrie noch nicht im Stadium der Wissenschaft befinde, sondern die „Kennerschaft“ noch mehr bedeute. „Wissenschaft verlangt begriffliches Denken, das mitteilbar und systematisch ist“ (S. 2). Der Wissenschaftsbegriff wird nicht präziser definiert, abgesehen von einer bemerkenswerten Typologie häufiger Vorurteile der wissenschaftlichen Auffassung. Jeder Psychopathologie müsse „notgedrungen Methodologie treiben. (...) Für den Psychopathologen hat abgesehen hiervon ein gründlicheres philosophisches Studium zwar keinen *positiven* Wert. Er kann selbstverständlich von der Philosophie für seine Wissenschaft nichts lernen, das er gewissermaßen übernehmen könnte. Aber dies

Studium hat einen *negativen* Wert. Wer kritische Philosophie gründlich durchzudenken sich bemüht hat, ist vor zahlreichen falschen Fragestellungen, überflüssigen Diskussionen und hemmenden Vorurteilen geschützt, die bei unphilosophischen Köpfen in der Psychopathologie – dem Gegenstand dieser Wissenschaft entsprechend – nicht selten eine Rolle spielen“ (S. 11 f).

Im Vergleich zu den Naturwissenschaften, etwa der „Atomtheorie und Zellenlehre“, gebe es in der Psychologie und Psychopathologie keine solche beherrschende Theorie, sondern nur verschiedene Betrachtungsweisen. „In diesen Wissenschaften ist daher auch kein einheitliches theoretisches System möglich – wenigstens nur als persönliche Konstruktion. Statt zu den letzten Elementen, Mechanismen und Regeln vorzudringen, aus denen alles Seelische begriffen wird oder einmal begriffen werden muss, gehen wir nur besondere Wege, arbeiten nach besonderen Methoden, die uns einzelne Seiten des Seelenlebens zeigen. (...) Statt mit einer Theorie den Gegenstand zu beherrschen und das Wissen zu ordnen, müssen wir uns begnügen, allein in der Ordnung unserer Gesichtspunkte und Methoden die Übersicht zu gewinnen, statt einer theoretischen Ordnung können wir nur eine methodologische Ordnung besitzen“ (S. 12). Das Bedürfnis, trotzdem eine einheitliche – dann immer theoretische – Auffassung zu gewinnen, ist eine der Quellen der Vorurteile, die mehr wie in anderen Wissenschaften auf uns wie ein lähmender Druck lasten. Diese Vorurteile zählen wir hier in einer auf die Spitze getriebenen Form auf. Wenn wir sie so kennen, werden wir sie auch in den Verschleierungen bemerken, in denen sie uns häufig entgegentreten“ (S. 12 f). Jaspers skizziert das somatische, das philosophische und das psychologisch-intellektualistische Vorurteil.

Jaspers beschreibt zunächst zwei hauptsächliche Gruppen von Vorurteilen:

- das somatische Vorurteil, „alles Seelische ist als solches gar nicht zu untersuchen, es ist bloß subjektiv. Soweit von ihm wissenschaftlich geredet werden soll, muss es anatomisch, körperlich, als körperliche Funktion vorgestellt werden ...;“
- das philosophische Vorurteil, d.h. Spekulation und deduktives Denken aus *einem* Prinzip ohne viel Erfahrungen, eine einseitige Überschätzung des Denkens; und das gegenteilige Vorurteil, als ob nur das Sammeln von Einzelerfahrungen wichtig wäre; dazu die deduktive philosophische Einstellung, die sich früher „mit irgendwelchen ethischen oder anderen Wertungen, mit einer moralisierenden und theologischen Tendenz“ verband. Weltanschauung habe in der Wissenschaft keinen Platz, und die Trennung von Erkennen und Werten sei unbedingt zu fordern.

Eine dritte Gruppe von Vorurteilen stammt aus der Übersteigerung einzelner, durchaus berechtigter Gesichtspunkte: ein *psychologisches Vorurteil*. „Aus dem einführenden Verstehen entwickelt sich nicht selten ein *psychologisches Vorurteil*. Man will alles ‚verstehen‘ und verliert die Kritik für die Grenzen des psychologisch Verstehbaren. Besonders Psychologie-Unkundige neigen dazu“ (S. 15). Wenn über Seelisches in räumlichen und anderen Bildern und in Analogien (Vorstellungsmechanik, psychische Chemie) gesprochen wird, können aus solchen Bildern *Bildvorurteile* entstehen. Die *intellektualistische Psychologie* nimmt, in Überschätzung von rationalen Zusammenhängen, bei allem Tun der Menschen bewusste ‚Gründe‘, vernünftige Motive an. „Die Vorurteile intellektualistischer Psycholo-

gie vereinen sich gern mit den von den Naturwissenschaften herkommenden Vorurteilen, dass nur quantitative Feststellungen wissenschaftliche Arbeiten seien, dass die Unterscheidung von bloß Qualitativem dagegen immer subjektiv und willkürlich bleibe. Die statistischen und experimentellen Methoden, die für gewisse Fragen durch Messungen, Zählungen, Kurvenbildungen etwas leisten, werden für diese Ansicht zur einzigen wissenschaftlichen Untersuchung. Wo solche direkte Untersuchung nicht möglich ist, wird selbst dann noch mit quantitativen Begriffen gearbeitet, wenn sich bei ihnen nichts mehr denken lässt“ (S. 16). Diese Ansicht stehe in engem Zusammenhang mit dem Vorurteil, nur sinnlich Wahrnehmbares als Untersuchungsgegenstand gelten zu lassen.

Verstehen und Erklären

„In der Psychopathologie ist die reale Grundlage unserer Forschung das durch das sinnlich wahrnehmbare Gebaren, und die sprachlichen Äußerungen hindurch verstandene, uns zu vergegenwärtigende Seelenleben. Wir wollen fühlen, begreifen, nachdenken, was in der Seele der Menschen wirklich vor sich geht“ (S. 17). Zur Phänomenologie und zum Unterschied von Verstehen und Erklären schreibt Jaspers: Die Phänomenologie hat zur Aufgabe das „Vergegenwärtigen seelischer Zustände, deren Abgrenzung und Festlegung, so dass man mit den Begriffen immer dasselbe meinen kann“ (S. 18) „Hierbei sehen wir noch ganz ab von der Entstehung der Phänomene, dem Auseinanderhervorgehen seelischer Phänomene, theoretischen Vorstellungen, wir wenden uns rein den wirklich erlebten Qualitäten zu. (...) Die Phänomenologie gibt uns eine Reihe von Bruchstücken, von Elementen des wirklich erlebten Seelischen in die Hand. Wir fragen uns alsbald, in welchen Zusammenhängen diese stehen. In manchen Fällen verstehen wir, wie Seelisches aus Seelischem mit Evidenz hervorgeht. (...) In der Phänomenologie vergegenwärtigen wir uns einzelne Qualitäten, einzelne Zustände, wir verstehen statisch, hier erfassen wir ein Auseinanderhervorgehen, wir verstehen genetisch. Im statischen Verstehen (Phänomenologie) erfassen wir gewissermaßen den Querschnitt des Seelischen, im genetischen Verstehen (verstehende Phänomenologie) den Längsschnitt.“ (S. 19) Seelisches könne jedoch, besonders in der Psychopathologie, „als etwas Neues in uns gänzlich unverständlicher Art“ auftauchen. „Es folgt aufeinander, es geht nicht auseinander hervor.“

Die Phänomenologie hat die Aufgabe, die seelischen Zustände „anschaulich zu vergegenwärtigen, nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu betrachten, sie möglichst scharf zu begrenzen, zu unterscheiden und mit festen Terminis zu belegen“ (S. 31). – Um Missverständnissen zu entgehen, möchte Jaspers den Ausdruck *Verstehen* „immer nur für das von innen gewonnene Anschauen des Seelischen, das wir als statisches und genetisches Verstehen unterscheiden“, verwenden (S. 19). Die Unterscheidung zwischen verständlichen und nichtverständlichen Zusammenhängen hat für die von Jaspers entwickelte Psychopathologie fundamentale Bedeutung, wie er in späteren Kapiteln ausführt. Neben der prinzipiellen Unterscheidung von *subjektiver* Psychopathologie (Phänomenologie) und *objektiver* Psychopathologie stellt er die ebenso grundsätzliche Unterscheidung auf: „1. Durch Hineinversetzen in Seelisches verstehen wir genetisch, wie Seelisches aus Seelischem hervorgeht. 2. Durch objektive Verknüpfung mehrerer Elemente zu Regelmäßigkeiten aufgrund

wiederholter Erfahrungen erklären wir kausal“ (S. 170). Jaspers schließt einige methodologische Bemerkungen über naturwissenschaftliche Kausalzusammenhänge und „Verstehen von innen“ an. Seine wichtigsten Begriffsunterscheidungen fasst Jaspers zusammen:

„1. Statisches und genetisches Verstehen. Ersteres erfasst die einzelnen seelischen Qualitäten und Zustände, wie sie sind, letzteres das Auseinanderhervorgehen von Seelischem aus Seelischem.

2. Genetisches Verstehen und Erklären. Ersteres ist das subjektive, evidente Erfassen der seelischen Zusammenhänge von innen, soweit sie auf diese Weise erfassbar sind, letzteres das objektive Aufzeigen von Zusammenhängen, Folgen, Regelmäßigkeiten, die unverständlich und nur kausal erklärbar sind.

3. Rationales und einführendes Verstehen. Ersteres ist kein eigentlich psychologisches Verstehen, sondern ein bloß denkendes Verstehen der rationalen Inhalte, die ein Mensch hat, z.B. das Verstehen der logischen Zusammenhänge eines Wahnsystems. Das einführende Verstehen ist das eigentlich psychologische Verstehen des Seelischen selbst.

4. Verstehen und Deuten. Von Verstehen sprechen wir in dem Maße als das Verstandene durch Ausdrucksbewegungen, sprachliche Äußerungen, Handlungen seine volle Darstellung findet. Von Deuten sprechen wir, wenn nur spärliche Anhaltspunkte dazu dienen, schon früher sonst verstandene Zusammenhänge auf den vorliegenden Fall mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu übertragen“ (S. 173 f).

Zuvor hatte er behauptet: „Die Evidenz des genetischen Verstehens ist etwas Letztes. (...) Auf solchen Evidenzerlebnissen gegenüber ganz unpersönlichen, losgelösten verständlichen Zusammenhängen baut sich alle verstehende Psychologie auf. Solche Evidenz wird aus Anlass der Erfahrung gegenüber menschlichen Persönlichkeiten gewonnen, aber nicht durch Erfahrung, die sich wiederholt, induktiv bewiesen. Sie hat ihre Überzeugungskraft in sich selbst. Die Anerkennung dieser Evidenz ist Voraussetzung der verstehenden Psychologie, so wie die Anerkennung der Wahrnehmungsrealität und Kausalität Voraussetzung der Naturwissenschaft ist. (...) Das Urteil über die Wirklichkeit eines verständlichen Zusammenhanges im Einzelfall beruht nicht allein auf der Evidenz desselben, sondern vor allem auf dem objektiven Material greifbarer Anhaltspunkte (sprachliche Inhalte, geistige Schöpfungen aller Art, Lebensführung, Ausdrucksbewegungen), die einzeln verstanden werden, aber immer in gewissem Maße unvollständig bleiben“ (S. 172).

Unbewusstes und Außerbewusstes

Jaspers betont, dass es außerbewusste Mechanismen gibt und schlägt in dieser Diskussion eine differenziertere Ausdrucksweise hinsichtlich der Grenzen des Bewusstseins vor. „Die Phänomenologie beschreibt vorher gänzlich unbemerkte Weisen seelischen Daseins, und die verstehende Psychologie begreift bis dahin unbemerkte seelische Zusammenhänge, so wenn sie z.B. gewisse moralische Anschauungen als Reaktionsbildungen auf das Bewusstsein von Schwäche, Ohnmacht und Armseligkeit begreift. So erlebt es jeder Psychologe bei

sich selbst, dass sich sein seelisches Leben zunehmend erhellt, dass Unbemerkt es ihm bewusst wird, und dass sich sein seelisches Leben zunehmend erhellt, dass Unbemerkt es ihm bewusst wird, und dass er nie an die letzte Grenze gelangt. Es ist durchaus falsch, wenn dies Unbewusste, das durch Phänomenologie und verstehende Psychologie aus Unbemerkt zu Bewusstsein gemacht wird, mit dem echten Unbewussten, dem prinzipiell Außerbewussten, nie Bemerkbaren zusammengeworfen wird. Das Unbewusste als Unbemerkt ist tatsächlich erlebt. Das Unbewusste als Außerbewusstes ist nicht tatsächlich erlebt. Wir tun gut, das Unbewusste im ersten Sinn auch gewöhnlich unbemerkt, das Unbewusste im zweiten Sinne außerbewusst zu nennen. Von jeher war es die Aufgabe aller Psychologie, Unbemerkt ins Bewusstsein zu erheben“ (S. 176).

Ein in diesen Abschnitten seltener Bezug zur Psychopathologie gibt Jaspers, wenn er unterscheidet zwischen einfühlbarem (natürlichem) und einem nicht einfühlbaren Seelenleben, wie es für die Schizophrenie charakteristisch sei, z.B. vom Patienten als fremde und als „gemacht“ erlebte Vorgänge und abnorme Körperempfindungen. Dieses „Unverständliche“ sei ein gemeinsamer und zentraler Faktor dieser Krankheit (S. 111).

Kommentar

Auch wegen der ausführlichen Einleitung zu den Grundfragen des Verstehens wurde dieses Lehrbuch über die Psychopathologie hinaus weithin bekannt und erreichte viele Auflagen. Dass Jaspers Begriffe erläutert und beispielsweise auf typische Vorurteile hinweist, gehört zur Didaktik. Umso mehr fällt auf, dass ein Kapitel zur psychopathologischen Diagnostik, wie es heute zu erwarten ist, fehlt. In der *theoretischen* Psychopathologie stellt Jaspers den verständlichen Zusammenhängen ganz allgemein die kausalen Zusammenhänge des Seelenlebens gegenüber. Nach den Ursachen und Wirkungen sei grundsätzlich bei allen Vorgängen zu fragen, aber nur ein Teil von ihnen sei der verstehenden Psychologie zugänglich. Eine einfache Identitätslehre der körperlichen Vorgänge im Gehirn und der „anderen Seite“ lehnt er ab. Darüber hinaus versucht er nicht, eine wissenschaftstheoretisch-methodologische Koordination beider Betrachtungsweisen zu entwerfen. Andererseits können – im Vergleich zu anderen Autoren dieser Strömung – der breite Horizont, die Empirie als Psychiater und wichtige Schritte der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Reflexion beeindrucken.

Während Brentano sich ausschließlich auf die Evidenz der inneren Wahrnehmung bezieht, postuliert Jaspers die evidente Gültigkeit des Verstehens psychischer Phänomene im Allgemeinen, d.h. ebenso auf die Aussagen anderer Individuen wie auf die äußere Erfahrung und ihre Sachverhalte bezogen. Er nennt hier nicht ausdrücklich die klinischen Schritte von Anamnese, Diagnostik, Therapieindikation, Verlaufsbeurteilung, doch muss dieses fachliche Wissen vorhanden sein. Konsequenz zugespitzt bedeutet es: das Evidenzprinzip dient als Wahrheitskriterium aller psychologischen und psychopathologischen Aussagen sofern sie nicht dem Bereich des naturwissenschaftlichen *Erklärens* angehören. Das Evidenzprinzip wird damit grundsätzlich über die Introspektion hinaus auf alle verstehbaren, sinnhaltigen, wertbezogenen Phänomene ausgeweitet – ganz im Sinne der traditionellen geisteswissenschaftlichen Hermeneutik. Doch scheinen bei diesem Schritt das

bereits erarbeitete Methodenbewusstsein im hermeneutischen Verfahren und die Rolle der anderen Interpreten in ihrer Fähigkeit zur intersubjektiven Überprüfung von Irrtümern zu fehlen. Jaspers geht auf diese notwendigen fachlichen Kontrollen, gerade in der Medizin, d h. im Umgang mit psychiatrischen Patienten, nicht näher ein.

Falls dieses völlige Vertrauen auf Evidenz sich als kritikresistent erweist und das Verstehen sich möglicher intersubjektiver Überprüfung entzieht, wäre hier eine problematische Haltung zu erkennen. Irrtümer, Fehler und gravierende Missverständnisse, das falsche Verständigt-Sein müssen Jaspers, wie auch Binswanger und Gruhle, aus der psychiatrischen Klinik, sowohl die eigenen Patienten als auch die Urteile der Kollegen betreffend, geläufig sein. Diese kritische Feststellung wird jedoch nicht zum Thema, nicht zur Nachfrage nach den Maßstäben der Wissenschaftlichkeit, Gültigkeit und Berufsethik ärztlicher Praxis weitergeführt.

Ludwig Binswanger (1881 –1966)

Seine *Einführung in die Probleme der Allgemeinen Psychologie* widmete Ludwig Binswanger (1922) seinen Lehrern Bleuler und Freud. Trotz dieses Titels lag es nicht in der Absicht Binswangers, eine systematische *Allgemeine Psychologie* der Funktionsbereiche, Methoden und Ergebnisse zu schreiben. Er unterscheidet zwischen *allgemeiner* Psychologie und *theoretischer* Psychologie: „Allgemeine Psychologie ist nicht Lehre von den psychologischen Theorien. Zwar gibt es eine (naturwissenschaftlich orientierte) theoretische Psychologie, welche es der theoretischen Physik im Prinzip gleichtun will. Aber diese theoretische Psychologie ist nicht allgemeine Psychologie, auch nicht ein Teil derselben, sondern sie ist selbst Objekt oder Gegenstand allgemeiner Psychologie. ‚Wie ist so etwas wie jene theoretische Psychologie möglich? Wie verfährt sie? Welches ist die Struktur und Leistungsfähigkeit ihrer Begriffe?‘ Diese und ähnliche Fragen können Gegenstand allgemeinpsychologischer Forschung sein. Umso weniger aber ist theoretische Psychologie mit allgemeiner Psychologie identisch, als gerade die Frage der Theorienbildung in der Psychologie überhaupt ein Grundproblem allgemeiner Psychologie darstellt.

Wir können also nach dem Bisherigen allgemeine Psychologie etwa als die Lehre von der kritischen Besinnung auf die begrifflichen Grundlagen der Psychologie bezeichnen, kürzer als ‚Kritik der Psychologie‘ bezeichnen. Und da Psychologie ohne Beiwort für uns immer so viel wie empirische Psychologie bedeutet, bedeutet allgemeine Psychologie für uns immer Kritik der empirischen Psychologie, ihrer begrifflichen Grundlagen oder ihrer logischen Fundamente. Allgemeine Psychologie ist demnach ein Zweig der Methodologie, d h. desjenigen Teils der Logik, welcher die Aufgabe hat, die verschiedenen Verwendungen deutlich zu machen, welche die logischen Formen und Normen in den einzelnen Wissenschaften je nach der formalen und sachlichen Natur ihrer Gegenstände, ihrer Verfahrensweisen und ihrer Probleme finden (vgl. Windelband, Prinzipien der Logik, S. 16). Die allgemeine Psychologie ist nun noch keineswegs soweit fortgeschritten, dass man behaupten könnte, sie hätte ihre Aufgabe als Zweig der Methodologie bereits erfüllt“ (S. 4 f). – Binswanger nennt hier in Anlehnung an Sigwart und an Windelband wichtige Aufgaben,

die heute zur Wissenschaftstheorie der Psychologie gehören; Wundts viel ausführlichere Darstellung (siehe oben) wird ignoriert und zugleich eine generell mangelnde Zusammenarbeit beklagt.

Das erste Kapitel „Die Definition des Psychischen und seine naturwissenschaftliche Darstellung“ beginnt mit der Einschätzung: „Wir stehen auch heute noch beinahe auf dem Punkte, auf dem Brentano im Jahre 1874 stand, als er die Forderung erhob, an Stelle der Psychologien müssten wir eine Psychologie zu setzen suchen (Psychologie vom empirischen Standpunkt), und wir können auch heute noch konstatieren, was in seiner Zürcher Antrittsrede vom Jahre 1876 Windelband beklagte, nämlich dass die Psychologie in jedem ihrer Vertreter wieder von vorne begänne (Über den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung). Daran ist sicherlich nicht die rohe psychologische und psychopathologische Forschung schuld, denn sie hat seither ein ganz enormes ‚Tatsachenmaterial‘ zutage gefördert, auch nicht der Mangel an methodologischer Besinnung auf die wissenschaftlichen Prinzipien der Psychologie, sondern der Mangel an Zusammenarbeit zwischen den Methodologen, welche fast immer Philosophen sind, und den Männern der empirischen Psychologie und Psychopathologie, welche der Philosophie meist vorurteilsvoll und verständnislos gegenüberstehen. Es gibt wohl kaum eine andere Wissenschaft, wo ‚Theoretiker‘ und Praktiker bis vor kurzem so getrennte Wege gingen, wie in der Psychologie und Psychopathologie. Dies ist als Reaktion auf einmal gewesene historische Tatsachen verständlich, aber beklagenswert im Hinblick auf die Gegenwart, weil beide Forschungsgebiete, das empirische und das methodologisch-kritische, auf eine gegenseitige Berührung und Berücksichtigung im höchsten Grade angewiesen sind“ (S. 6). –

Hier folgt keine Erläuterung, was mit „gewesenen historischen Tatsachen“ gemeint ist, auch keine Erinnerung an den Psychiater Emil Kraepelin, der in Wundts Leipziger Labor mitarbeitete und u.a. zur Pharmakopsychologie forschte, oder andere, ähnlich eingestellte Psychiater, ebenso wenig an seinen „Lehrer“ Freud.

Binswanger will den „empirischen Realismus der Erfahrungswissenschaften“ nicht in Zweifel ziehen und grenzt ab, dass es die Aufgabe der Erkenntnistheorie sei, zu zeigen, wie diese Erzeugung des wirklichen Gegenstandes zu denken ist. Zur Definition von Psychologie führt er aus: „Was ist der Begriff ihres Gegenstandes? ... Nennen wir diesen Begriff rundweg das ‚Seelische‘ oder ‚das Psychische‘ ... Damit fängt schon die Kontroverse an, denn solche Definitionen gibt es unzählige ... (...) Einige haben einen vorwiegend erkenntnistheoretischen Zweck, andere einen vorwiegend logisch-klassifikatorischen, wieder andere einen phänomenologischen, einen rein ‚deskriptiven Zweck‘ usw. (Die metaphysischen Definitionen interessieren uns hier nicht.)“ (S. 8). Die Definition sei kompliziert, da sie mit dem Subjekt-Objekt-Problem verknüpft sei und mit der Interpretation hinsichtlich der Realität bzw. Phänomenalität, die nur den Bewusstseinsinhalten oder nur den Körpern zugesprochen werde oder die beide als gleich phänomenal oder gleich real gelten (S. 10). Hinzu käme das Problem der transzendenten, d.h. über den Bewusstseinsinhalt hinausgehenden oder außerhalb des Bewusstseins liegenden, Realität. Zitiert werden viele zeitgenössische Philosophen und Psychologen ausführlich: Bergson, Brentano, Dilthey, Ebbinghaus, Husserl, James, Jaspers, Kant, Külpe, Lipps, Lotze, Mach, G. E. Müller, Münsterberg, Natorp, Rickert, Scheler, Stumpf, Windelband, Wundt. Ausführlicher und im Grundsätzlichen zu-

stimmend bezieht sich Binswanger auf Brentano sowie auf Husserls Grundsätze der Phänomenologie in den *Logischen Untersuchungen* (S. 12 ff).

Binswanger diskutiert die unterschiedlichen Definitionsversuche und betont die große Bedeutung der durch Brentano gegebenen Definition, dass als Gegenstand der Psychologie nur die psychischen Phänomene, „in dem Sinne von wirklichen Zuständen“ (S. 180) anzusehen sind. In dem intentionalen Charakter des Psychischen besteht das wesentliche Definitionsmerkmal gegenüber dem Physischen. Binswanger unterstützt Brentanos Position, obwohl er einräumen muss, dass mit dieser Bestimmung große Gebiete, die Empfindungen und ihre Verbindungen, aus der Psychologie herausfielen, und er scheint keinen Anstoß zu nehmen an der Behauptung, dass alle psychischen Phänomene – in einem erweiterten Sinn – „auf *Vorstellungen* als ihrer Grundlage“ beruhen sollen (S. 126). Binswanger betont den großen Fortschritt, dass die psychischen Phänomene nicht mehr nach ihrem Inhalt als Vorstelltes, Gefühltes, Gewolltes, sondern nach ihrem intentionalen oder „Aktcharakter“ (als Vorstellen, Fühlen, Wollen) behandelt wurden und so eine „Funktionspsychologie“ angebahnt wurde (S. 12). – Binswanger scheint Brentanos Psychologie wohl als Vorbild „empirischer“ Psychologie anzusehen und interessiert sich nicht für das Theorie-Praxis-Problem oder zumindest die Frage der Überprüfung, wenn es auch um die Psychiatrie gehen könnte.

Binswanger stellt fest, dass die Definitionen der Psychologie tief in die Problematik der allgemeinen Psychologie hineinführen. „Wir überliefern uns aber, um freie Hand zu behalten, keiner einzigen allein, denn wir brauchen alle.“ Man dürfe sich nicht frühzeitig mit einer Definition begnügen, „wo man über verschiedene Darstellungsweisen eines Wissenschaftsgebietes handeln will“ (S. 21). Bevor er Prinzipien der Allgemeinen Psychologie herausarbeitet und schließlich seine Gedanken über die geistige Erfassung und das Verstehen zu einer *empirischen Psychologie der Person* zusammenfasst, geht er kurz auf Methodologie, d. h. hier Begriffsbildung und wissenschaftliche Arbeitsweise, ein, nicht jedoch auf empirische Methoden. Überhaupt ist konkrete Empirie kein Thema seines Buches.

Er behauptet: „Es gibt demnach eine naturwissenschaftliche Psychologie im strengsten Sinne des Wortes, nenne man sie nun erklärende oder konstruktive Psychologie (Dilthey) oder, nach der rein logischen Seite, generalisierende Psychologie (Rickert). Wir sehen in ihr nicht *die* Psychologie, sondern eine Seite, eine Aufgabe der Psychologie“ (S. 25). Andererseits lehnt es Binswanger ab, auf die physiologischen Grundlagen einzugehen: „Umso mehr interessiert uns die Frage nach der Möglichkeit, das psychische Sein ohne Rücksicht auf seine Abhängigkeit von der Gesetzmäßigkeit des physischen Seins in ein Begriffssystem zu bringen“ (S. 27). Er teilt mit Lipps und Rickert diese Ablehnung, denn der Versuch, beide in ein geschlossenes Begriffssystem zu bringen, würde eine psychologische Begriffsbildung nach naturwissenschaftlichem Vorbild voraussetzen, und diese Verquickung psychologischer mit physiologischen Begriffen sei unstatthaft, d. h. außerhalb des Gebietes der Psychologie liegend.

Die sachlichen Eigentümlichkeiten des Psychischen untersucht Binswanger im zweiten Kapitel, die „inhaltliche Wirklichkeit des Seelenlebens“ (in Diltheys Sinn): das „Freie Schöpferische im Seelenleben“, Zusammenhang und Einheit des Seelenlebens, das Psychische als das Nichtidentifizierbare, als das Nichtquantifizierbare und als das Nichtobjekti-

vierbare. Im dritten Kapitel geht es u.a. um das Problem der Subjektivität, um Brentanos Aktpsychologie, Husserls Phänomenologie, Lipps Sicht der Bewusstseins-erlebnisse. Im letzten Kapitel betrachtet Binswanger „Das fremde Ich und die wissenschaftliche Darstellung der Person“, mit Abschnitten über die Konstituierung und die Darstellung des fremden Ichs sowie den Begriff der Person. Viele dieser Überlegungen gehören zu einer Kategorienlehre der Psychologie. Methodologische Prinzipien werden, mit Ausnahme der Psychophysik, nur kurz angesprochen. Binswanger erwähnt zwar die Definition von Messung und erläutert das Prinzip der Additivität im Hinblick auf die Streckenmessung, trifft aber den Unterschied von Schätzurteilen und Messungen nicht genau; die bis auf Kant zurückgehende Kontroverse wird nicht erwähnt. Binswanger gibt eine ausführliche Problemgeschichte philosophischen und spekulativen Psychologie mit vielen Begriffserläuterungen sowie Differenzierungen zum Thema der naturwissenschaftlichen und vor allem der „nicht-naturwissenschaftlichen“ Psychologie. Die Darstellung stützt sich hier vor allem auf: Bergson, Brentano, Dilthey, Husserl, Jaspers, Kant, Lipps, Natorp, Rickert, Scheler, Stumpf. Kants Definition der empirischen Psychologie und seine Anthropologie spielen keine Rolle, aber die Wertschätzung Lotzes. Wichtige Begriffe sind u.a. Subjektivität, Intentionalität, Spontaneität, Akt- und Funktionsbewusstsein.

Kommentar

Binswangers Darstellung ist abstrakt, fern der Methoden und der Untersuchungen empirischer Psychologie. Es gibt nur eine einseitige und höchst unvollständige Rezeption von Wundts Leitgedanken und epistemologisch-methodologischen Überlegungen, obwohl diese eng mit der empirischen Methodik zusammenhängen. Eine Reflexion über Wissenschaftstheorie und Wissenschaftlichkeit fehlen weitgehend, auch hinsichtlich der Konvergenz des „Verstehens“. Er zitiert zum Thema „Zuverlässigkeit auf dem Gebiete des Psychologischen Verstehens“ (S. 272) nur die an Jaspers orientierte Schrift von Baade (1915) zur Einfühlung in Fremdseelisches, die das Thema nicht eigentlich trifft. Schleiermacher und Boeckh fehlen, ebenso die Begriffe Deutung, Hermeneutik, Interpretation. Binswanger ist seinerseits von einem mangelnden methodologischen Bewusstsein in der gegenwärtigen empirischen Psychologie überzeugt und favorisiert demgegenüber die verstehende und phänomenologische Reflexion. Er diskutiert jedoch nicht die möglichen Einwände bzw. die Risiken einer Beliebigkeit des spekulativen Denkens, der „Begriffsdichtung“ aus Wundts Sicht. Das Verfahren der kritischen Interpretation ist für ihn hier kein Thema, weder zitiert er Wundts Interpretationslehre noch Freuds Schrift über die *Methode der Konstruktion in der Psychoanalyse*. Bemerkenswert ist, wie wenig der Psychiater Binswanger über die eigenen Voraussetzungen und Ausgangsbedingungen mitteilt oder über sein Verständnis von empirischer Wissenschaft und Prüfbarkeit aussagt. Wie passt sein Aufriss der Allgemeinen Psychologie und die Distanzierung von den physiologischen Grundlagen zu Freuds Position oder zum Thema seiner eigenen Dissertation (1907-1908) über psychophysiologische Assoziationsexperimente mit der Messung der elektrodermalen Aktivität?

Eduard Spranger (1882 –1963)

Als weiterer Repräsentant der breiten Strömung *Verstehender Psychologie* ist Eduard Spranger aufschlussreich, da er als Philosoph zugleich psychologische und pädagogische Interessen hat und mit seiner Typologie der Lebensformen einige der ganz wenigen größeren und bedeutenden Abhandlungen aus dem Kreis der verstehend-geisteswissenschaftlichen Psychologie publizierte. Zudem war er mit Wundt gut bekannt gewesen, so dass er wahrscheinlich dessen Wissenschaftstheorie in Grundzügen kennt. Als Texte werden die später erschienene Schrift *Die Frage nach der Einheit der Psychologie* (1926/1974) ausgewählt und ergänzend auch Kapitel aus *Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit* (2. Aufl. 1921) herangezogen. Mit den *Lebensformen* verfasste Spranger eine einflussreiche Publikation, sicher bekannter als seine späteren Aufsätze, die ihrerseits – vergeblich – eine methodisch weiterentwickelte Sichtweise seiner Typenbildung erwarten lassen oder eine Stellungnahme zur empirischen Prüfbarkeit oder möglichen Revision der gewonnenen Einsichten, beispielsweise auch aufgrund einer weiteren „Strukturkenntnis“ oder empirischer Daten.

Richtungen der Psychologie

Spranger bemüht sich um einige Klarstellungen und versucht, verschiedene Positionen abzuwägen. Er entschließt sich jedoch, zwei in den Absichten und Denkweisen fundamental verschiedene Richtungen der Psychologie zu unterscheiden. Anders als Windelband und Wundt oder auch Brentano geht er nicht näher auf das wechselseitige Ergänzungsverhältnis ein: Die physiologische Psychologie wird der sonstigen „immer als ein anderes gegenüberstehen. Denn es bleibt wesensmäßig und in alle Ewigkeit ein Unterschied der Fragestellung, ob ich Seelisches als eine kausal-abhängige Reihe oder gar als Spiegelung von Leiblichem meine, oder die intentionale Beziehung seelischen Erlebnisgefüges auf eine objektive Welt betrachte, die teils als Körperwelt, teils als objektive geistige Welt aufzufassen ist. Umgekehrt mag eine spiritualistische Metaphysik den Unterschied zwischen körperlicher Natur und Geisteswelt wegdeuten, indem sie auch das Körperliche als phänomenale Darstellung eines Geistigen erklärt. Innerhalb dieser Metaphysik aber bliebe der Unterschied in der Weise bestehen, dass für sie der Leib die Seele selbst wäre, während die Seele niemals der objektive Geist selbst wird, sondern ihm mit ihren subjektiven Erlebnissen immer nur als Teilstruktur eingelagert bleibt“ (1926/1974, S. 36).

„Wenn die Vertreter einer Einzelwissenschaft die Prinzipien- und Methodenfrage ihres Faches zu erörtern beginnen, so ist dies immer ein Zeichen dafür, dass in der Forschungsarbeit selbst irgendwo unauflösbare Knoten aufgetreten sind. Man kann zweifeln, ob die Psychologie den Charakter einer positiven Wissenschaft bereits gewonnen hatte, auch wenn man nicht dem verbreiteten Missverständnis huldigt, eine positive sei eine ausschließlich von der Empirie lebende Wissenschaft. Offenkundig aber ist die Psychologie wiederum in ein Stadium schwerster Erschütterungen ihrer Fundamente eingetreten; ja es scheint fast, als ob daraus eine Spaltung in zwei Psychologien folgen sollte. Denn allenthalben begegnen uns in den neuesten Auseinandersetzungen scharf zugespitzte Alternativen,

die entweder von der Seite der Methode her oder von der Beschaffenheit des Erkenntnisgegenstandes aus eine doppelte Aufgabe der Psychologie formulieren. Die Verschiedenheit dieser Antithesen selbst beweist, dass in der Sache noch wenig Klarheit erreicht ist. Aber als Symptome eines instinktiven Suchens dürfen diese Formulierungen gelten. Ich nenne als viel erörterte Gegensätze: 1. die erklärende und die verstehende Psychologie, 2. die induktive und die ‚einsichtige‘ Psychologie, 3. die Psychologie der Elemente und die Strukturpsychologie, 4. die sinnfreie und die sinnbezogene Psychologie, 5. die naturwissenschaftliche und die geisteswissenschaftliche Psychologie. Vielleicht darf man als eine ältere Formulierung auch den Gegensatz von Assoziations- und Apperzeptionspsychologie hier anreihen. Meine Absicht ist es, an einer dieser Antithesen, nämlich der Gegenüberstellung von naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Psychologie, die Frage zu erörtern wie es mit der Einheit der Psychologie steht, ob sie sich in zwei oder gar mehr getrennt arbeitende Forschungsrichtungen auflösen wird, und, falls dies nicht geschieht, in welchem Sinne künftig von der Einheit der Psychologie gesprochen werden kann“ (1926/1974, S. 1).

In längeren Fußnoten nennt Spranger Autoren, die mit diesen Antithesen hervorgetreten sind. Die 1. Antithese werde vielfach Dilthey zugeschrieben, der sie vielleicht schon in seinen *„Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“* (1894) angestrebt habe, obwohl diese Abhandlung zu keiner methodologischen Klarheit gekommen sei. Die Unterscheidung von Erklären und Verstehen gehe eher auf K. Jaspers und den Einfluss Max Webers zurück, so schreibt Spranger, der in Diltheys Schriften nicht diese Klarheit gefunden habe. Zur 2. Antithese nennt er den Psychologen und Philosophen Thodor Erismann und Einflüsse von Brentano; zur dritten Antithese nennt er seine Autorenschaft (im Buch *Lebensformen*); die 4. Antithese sei durch Münsterberg (1900) vorgebildet und durch Rickert entwickelt worden. Als Apperzeptionspsychologie habe Wundt seinen Standpunkt bezeichnet und zwar, um anzudeuten, „dass die Richtung auf die komplexen Produkte des Seelenlebens mehr Wert legt als auf seine elementaren Bedingungen, so sehr auch das Bemühen der Psychologie überall darauf gerichtet sein muss, jene aus diesen herzuleiten“ zitiert Spranger Wundt (*Grundriss*, 10. Aufl. 1911).

„Naturwissenschaftliche Psychologie wird also bedeuten: Fortsetzung der naturwissenschaftlichen Forschung in das Gebiet des Seelischen hinein, d h. in die Erlebnisse und Dispositionen des realen Einzelbewusstseins, evtl. in ihre gesetzlich zu fassenden Zusammenhänge hinein. Und entsprechend würde die geisteswissenschaftliche Psychologie die Betrachtung der überindividuell-geistigen Gebilde (wie Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft usw.) in den Zusammenhang der Vorgänge und Dispositionen im Einzelsubjekt hinein verfolgen. In beiden Fällen erscheint die Psychologie als ein Appendix von objektiv gerichteten Wissenschaften oder als ihre Verlängerung ins Subjektiv-Seelische hinein, und es würde sich hier von selbst verstehen, dass dieses Subjektive, eben weil es zum Gegenstande wissenschaftlich erkennender Bearbeitung gemacht wird, gleichfalls der Objektivierung verfällt“ (S. 2 f). Wundt habe aus der „an sich selbst einheitlichen Erfahrung“ zwei wissenschaftliche Richtungen gemacht: so behandelt „die Naturwissenschaft nur den objektiven Teil der Erfahrung, die Psychologie dagegen die gesamte unmittelbare Erfahrung, ihre objektiven Bestandteile, die Vorstellungen, ebenso wie die mit diesen stets verbundenen subjektiven, die Gefühle, Affekte usw., zu ihrem Inhalt hat“ (S. 8). Spranger merkt noch an:

„Von naturwissenschaftlicher Psychologie kann man noch in einem anderen Sinne sprechen, insofern nämlich die Psychologie die Begriffsbildung und Methode gewisser Naturwissenschaften nachahmt. (...) ‘Objektiv’ bedeutet im Text nur ‚außerseelisch‘, d h. Gegenstände, die eine vom Erleben des Einzelsubjektes unabhängige Existenzform haben“ (S. 3).

Seelenbegriff

„Was wir früher das ‚bloß‘ Seelische nannten, ist dann diesen sinnvollen seelischen Strukturen auf eine jeweils besondere Art zugeordnet und eingegliedert. Außerhalb dieser Strukturen aber sind Vorstellungen, Gefühle, Strebungen ein ebenso sinnloses Material wie Buchstaben außerhalb des Wortes, Wörter außerhalb des Satzes. So entsteht die Aufgabe einer Wirtschaftspsychologie, einer politischen Psychologie, einer Psychologie des ästhetischen Genießens und Schaffens, einer Religionspsychologie usw. Sie alle sind nicht identisch mit den betreffenden Geisteswissenschaften (= Wissenschaften vom objektiven Geist). Sie sind aber in analoger Weise auf das Objektiv-Geistige bezogen, wie die naturwissenschaftliche Psychologie auf das objektive Körpersystem bezogen ist. Und zwar fassen sie jeweils das einheitliche seelisch-geistige Subjekt von *einer* abstrakt herausgehobenen Seite her. Sie werden daher ohne idealtypische Isolierungen nicht auskommen, die nachträglich erst zu der seelischen Totalität und zur historisch-geistigen Lage wieder in Beziehung gesetzt werden“ (1926, S. 15 f).

„Das seelische Subjekt, sofern es objektiven, geistigen Sinn erlebt, versteht oder gestaltet, nenne ich geistiges Subjekt oder subjektiven Geist“ (S. 14). „Die bisher versuchte Parallelsetzung von geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Psychologie wäre nur dann ganz berechtigt, wenn ‚der Geist‘ ein im gleichen Sinne eindeutiger, identischer Objektzusammenhang wäre wie die ‚Natur‘. Kaum jemand wird diese letzte These zu bejahen geneigt sein. (...) Die Vergleichbarkeit würde also erst beginnen, wenn wir eine wissenschaftliche Konstruktion vom objektiven Geist besäßen, die in gleich hohem Grade von der subjektiven Erlebnisperspektivik [sic] losgelöst wäre, wie die Physik von der menschlichen und individuellen Seelenorganisation des Physik treibenden Beobachters losgelöst ist. Dass eine solche reine Theorie des objektiven Geistes noch nicht vorliegt, ist offenbar nicht nur aus dem Zurückbleiben der Geisteswissenschaft hinter der Naturwissenschaft zu erklären. Sondern rein sachlich genommen bleibt hier die Verwebung des überindividuell-objektiven Wirkungszusammenhanges mit dem individuell-subjektiven Erlebnis-zusammenhang dauernd viel enger“ (S. 16). In der verbreiteten philosophischen Tradition postuliert auch Spranger drei Seinsbereiche kategorial: Natur, Seele und Geist. Er geht wiederholt auf Kategorien und auf kategoriale Strukturen dieser Schichten ein.

Geistes- und Naturwissenschaften, Begriff des Geistes

Spranger erläutert den Wesensunterschied zwischen dem Objekt der Naturwissenschaften und dem Objekt der Geisteswissenschaften: „Die subjektive Erlebniswelt ist an dem Aufbau der Geisteswelt stärker beteiligt als an dem Aufbau der Natur. Daraus folgt aber, dass

die Psychologie für die Geisteswissenschaften eine wesentlichere Rolle spielt als für die Naturwissenschaften. Schon aus diesem Grunde kann die naturwissenschaftliche Psychologie nicht das Ganze der Psychologie sein“ (S. 17). „Demnach wäre die Hauptfrage, in welchen konstitutiven Erkenntnisformen sich für uns die objektiv-geistige Welt aufbaut. Die Antwort lautet kurz: Sie hat ihre eigentümliche kategoriale Struktur, die noch nicht ausreichend untersucht worden ist. „Diese vorausgesetzt, baut sie sich auf 1. in überindividuellen theoretischen Bedeutungsinhalten, die immer wieder in subjektiven Verständniserlebnissen aktualisiert werden müssen; 2. in überindividuell bedeutsamen Wertgehalten, die immer wieder durch Werterlebnisse aktualisiert werden müssen. Bestände der objektive Geist nur in unbedingt überindividuell gültigen Bedeutungsgehalten oder in ebenso gültigen Wertgehalten, so wäre er absolut zeitloser Sinn, jenes Reich ewiger Wahrheiten und ewiger Werte, von dem bei so vielen modernen Nachfolgern Platons die Rede ist. Aber diese Bedeutungsgehalte und Wertgehalte haben Leben und Bewegung, insofern sie immer wieder in subjektiv-perspektivisches Verstehen und Erleben verwandelt und immer neu aus solchen subjektiven Geistern herausgesetzt werden. Dadurch erhalten sie den Charakter von geistigen Wirkungszusammenhängen und werden somit zu historischen Wirklichkeiten, die in der Mitte zwischen überindividuellen ewigen Ideen und den individuellen zeitlichen Subjekten stehen. Sie bestimmen die einzelseelischen Strukturen, in die sie hineingreifen, und motivieren ihr geistiges Verhalten dadurch, dass Bedeutungen subjektiv adäquat oder inadäquat verstanden und Werte zu subjektiv erlebten Triebkräften werden“ (S. 18).

Spranger fragt nach den Konsequenzen für die geisteswissenschaftliche Psychologie. „Für sie ergibt sich als wichtigstes Resultat, dass auch sie nur in steter Beziehung auf Objektordnungen zu treiben ist. Und zwar in der doppelten Hinsicht, dass sie 1. auf einen idealen zeitlosen Wertsinn, 2. auf den historischen überindividuellen Wirkungszusammenhang, in dem dieser Wertgehalt sich mehr oder weniger objektiv-geistig realisiert hat, bezogen wird. Demgemäß ist die geisteswissenschaftliche Psychologie von zwei Seiten her determiniert: Sie empfängt ihre kategoriale Gliederung nach ewigen Sinnrichtungen, und sie empfängt ihren Gehalt durch historisch individualisierte, verschieden hohe und verschieden reine objektive Geistessysteme. Das erste gibt ihr das formale und kategoriale Gerüst, aus dem zweiten folgt, dass die geisteswissenschaftliche Psychologie immer nur für eine bestimmte objektive historische Kultursituation inhaltlich auszuführen ist“ (S. 18). Weiterhin unterscheidet Spranger spezifische Sinnrichtungen, die „als kategoriale Auffassungsform durch die drei Stufen: subjektiver Geist, objektiver Geist und zeitlos idealer Geist gleichmäßig hindurchgeht“ (S. 19).

Verstehen, Einfühlen und Nacherleben

Das „Verstehen“ ist keineswegs auf das Gebiet der Psychologie begrenzt. Zur Wesensbestimmung fasst er Gedanken zusammen: „Es ist natürlich nur das Verstehen als Erkenntnismethode gemeint, nicht etwa das Sympathisieren. Als Erkenntnismethode erhebt das Verstehen den Anspruch auf objektive Geltung, aber weniger als jede andere Methode den (immer unerfüllbaren) Anspruch auf Abbildung oder auf vollständige Beschreibung. Es ist vielmehr seinem Wesen nach geisteswissenschaftlich-kategoriale Durchleuchtung des Ob-

jektes“ (S. 21). (...) Die wichtigste Bedingung des Verstehens ist also, dass das einzelne Verständnisobjekt einem Sinn Ganzen einzuordnen sei. Sinn Ganzheiten sind uns in zwei Hauptformen bekannt: als Erkenntnisssysteme und als Wertstrukturen. Sinn hat, was (gemäß einer regional verschiedenen Aufbaugesetzlichkeit) als konstituierendes Glied einem Erkenntnisssystem oder einer Wertstruktur eingeordnet ist“ (S. 22). Folglich fordert auch Spranger eine ideale Werttheorie mit „zeitlos evidenten Wertstrukturgesetzen“ und verweist auf ein Kapitel in seinen *Lebensformen* sowie auf den Religionspsychologen Wach (1926).

„In dieser methodisch noch wenig durchgearbeiteten Weise verstehen wir Zusammenhänge des objektiven Geistes in sich (z.B. den Sinn eines historischen Rechtssystems), aber auch die Zusammenhänge des objektiven Geistes mit dem subjektiven. Die zweite Aufgabe führt uns auf das psychologische Verstehen im Besonderen, d h. auf das Verstehen von geistigen Erlebnissubjekten. Ich nenne ein individuelles Erlebnissubjekt, insofern es Mittelpunkt sinnvoller Akte (des Erlebens, Verstehens, Gestaltens) ist, Person oder subjektiven Geist. (...) Das konkrete psychologische Verstehen beruht auf Hineinversetzung in die perspektivische Gesamtlage von Personen, aber nicht auf Einfühlen und nicht auf Nacherleben. Der Unterschied ist folgender: Einfühlen ist überhaupt keine Erkenntnismethode, sondern ein Teilakt des spezifisch ästhetischen Verhaltens, in dem sich, wie man zu sagen pflegt, die ‚Totalität aller Gemütskräfte‘ zu einer Lebenseinheit auf vitaler Grundlage zusammenballt. Nacherleben wäre ein anschauliches Nachbilden der fremdseelischen Bewusstseinsverläufe; dies ist nur annähernd möglich bei seltener Gleichorganisation des seelischen Lebens und der äußeren Situation.“ „Sich hineinversetzen hingegen ist Mitvollziehen sinnvoll geistiger Akte: a) auf Grund der Immanenz gesetzlicher (kategorial bestimmter) Sinnzusammenhänge im erkennenden Bewusstsein, b) unter Berücksichtigung der totalen inneren Organisation und äußeren Situation des anderen. Bei der 2. Leistung mag eine einführende Intuition beteiligt sein. Da sie sehr schwer völlig zu analysieren ist, so bleibt das Verstehen, das auf das ganz konkrete Individuum in konkreter Situation gerichtet ist, eine rätselhafte Fähigkeit (Intuition). (...) Das letzte beim psychologischen Verstehen ist die anschauliche Illustration des fremden Erlebnisinhaltes auf Grund von sinngemäßiger Variation meiner eigenen Erlebnisweisen in der interpretierenden Einbildungskraft“ (S. 24).

Gerichtetheit, Intentionalität

Spranger betont, dass den Empfindungen, Vorstellungen, Triebimpulsen und Willensreaktionen eine „ausdrückliche Gerichtetheit auf die Gegenstände“ zukommt und verwendet ebenfalls den Begriff der Intentionalität (S. 27). Zur Veranschaulichung wählt er ein seltsames Beispiel: „Das Gedächtnis mag seine physiologischen Grundlagen haben. Die Erinnerungsvorgänge sind aber nicht ‚Erinnerungen an‘ Großhirnspuren (S. 27). Er sieht für die geisteswissenschaftliche Psychologie drei inhaltlich zusammenhängende, aber unterscheidbare Momente: Sinnrichtung, sinnvolle Ganzheit, Verstehen. Und soweit die verständlichen Zusammenhänge durch isolierende Analyse auf evidente Strukturzusammenhänge zurückzuführen wären, käme „viertens das Moment der Evidenz hinzu“ (S. 28). Spranger diskutiert hier auch biologische Anpassungsvorgänge: „Zweckmäßigkeit des Geschehens wird

hier wenigstens in hypothetischer Beurteilung des Geschehens der Lebenseinheit von außen her vorausgesetzt, um die Kausalerforschung in bestimmte Bahnen zu lenken“ (S. 30). Demgegenüber liegen keine Bedenken vor, wenn seelischen Erlebnissen eine Zielstrebigkeit zugeschrieben wird. Begrifflich möchte Spranger ein vom Subjekt bewusst gesetztes, intendiertes Ziel von der Zielgerichtetheit, Zweckmäßigkeit, Zielstrebigkeit aus der Sicht eines außenstehenden Beobachters unterscheiden.

Er gelangt zu dem Schluss: „Es gibt daher nach dem Stande unserer heutigen Einsicht zwei Arten der Psychologie: die physiologische Psychologie und die Psychologie des seelisch-geistigen Dispositions- und Erlebniszusammenhangs. Innerhalb der letzteren aber gibt es so viel Schichten der Betrachtungsweise, als es Schichten der intentionalen Zuordnung von seelischem Erlebniszusammenhang und außerseelischem Wirklichkeitszusammenhang gibt. Diese Schichten bilden in der wissenschaftlichen Psychologie insofern eine Einheit, als sie sich gegenseitig aufhellen und ergänzen. Jedoch bleibt auch hier eine beachtliche Grenzlinie: nämlich diejenige, die die Untersuchung der ausdrücklich bis zur Sinnfreiheit isolierten Elementarerscheinungen von der Untersuchung der sinnbestimmten und also mindestens teilweise ‚verständlichen‘ Ganzheiten trennt. Die sinnbestimmten Ganzheiten lassen sich wieder in seelische Teilstrukturen und seelische Totalstrukturen scheiden. Die obere Sinngrenze aber wird für die Wissenschaft erreicht, wo die sinnvoll gegliederten und funktionierenden seelischen Totalstrukturen dem Ganzen des objektiven Weltgefüges gegenüberstehen, dessen Zusammenhang für unser Verstehen transzendent ist“ (S. 36).

Auch Sprangers Buch *Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit* (2. Aufl. 1921) enthält zwei Kapitel über das Verstehen. Im Vorwort nennt er seine Hauptabsicht: „geistige Erscheinungen strukturell richtig sehen zu lehren“ (S. VII). Er bezeichnet seine Arbeit als „den ersten Versuch zur Durchführung, nicht bloß zur methodischen Grundlegung einer geisteswissenschaftlichen Psychologie“ (S. IX). Wie weit seine Aufstellungen auf ganz andere Kulturen als die abendländische, also auf orientalische oder primitive, anwendbar sind, wage er heute noch nicht zu entscheiden. Er sei sich jedoch gewiss, dass auch seine Typen sich nur gegen „unser differenziertes und historisch-eigenartiges Kulturbewusstsein abzeichnen“ lassen. „In der Bereicherung des Rüstzeugs von typischen Kategorien mit denen wir die Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens auffangen können, liegt nicht nur der Fortschritt unseres historischen Verständnisses, sondern auch eine notwendige Aufhellung unseres Blickes für die Gegenwart“ (S. X). In einem Abschnitt habe er wenigstens die Grundlinien der Ethik gezogen, um dem Vorwurf eines hoffnungslosen Relativismus der Standpunkte zu entgehen.

Das erste Kapitel *Geistesphilosophische Grundlagen* enthält unter den Überschriften *Zwei Arten der Psychologie* sowie *Analytische und synthetische geisteswissenschaftliche Methode* zwei methodologische Abschnitte, an die sich Abschnitte zur Einteilung der „Geistesakte“, d. h. die Grundgedanken der Typologie, anschließen. Die Lebensformen (des theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen Menschen, des Machtmenschen und des religiösen Menschen) sind methodisch als *Idealtypen* gedacht. Im Vordergrund stehen die „geistigen Strukturverhältnisse“, keineswegs die Methode und die Evidenz der Interpretation, die hier auch eine Reduktion auf das Typische vornimmt.

Kommentar

Wie Bühler gehört Spranger zeitlich zu einer etwas jüngeren Gruppe von Autoren, die deshalb eigentlich mehr Chancen hatten, sich mit den Gedanken der Vorläufer, in diesem Fall Wundt, Brentano und Windelband, aber auch mit anderen Autoren, auseinanderzusetzen und einen Diskurs aufzubauen. Diese Diskussion wurde jedoch nicht prägnant weitergeführt, und es ist bei manchen Gedanken und ähnlichen Perspektiven kaum noch zu sagen, ob sie an Gelesenes anschließen oder aus der Sicht Sprangers neu sind. Andere wichtige Gedanken scheinen einfach verloren gegangen oder vergessen zu sein. Oft wird im Vergleich zu heutigen Konventionen viel zu ungenau zitiert.

In Sprangers *Gesammelten Schriften* stehen weitere Aufsätze zum Thema *Verstehen* und Anmerkungen des Herausgebers, der aus einem Brief Sprangers aus dem Jahr 1910 zitiert: „Der Aufsatz vom ‚Verstehen‘ hat für mich eine prinzipielle Bedeutung. Und es kümmert mich den Teufel, wenn daraus *keine* Wissenschaft werden kann“ (GS, 1917/1974, Band 4, S. 417). – Zwar handelt es sich um einen nur kurzen Hinweis, zumal einen relativ frühen im Werk Sprangers, doch könnte dieser Satz seine Distanz zu empirischer Anwendung und wissenschaftlicher Kontrolle charakterisieren. Er scheint sich auch später nicht prägnant zur Abgrenzung von Spekulation und kontrollierter Empirie geäußert zu haben. In einem anderen hinterlassenen Manuskript referiert Spranger (1917/1974) Wundts wissenschaftstheoretische Position in einigen wichtigen Aspekten zustimmend, lässt jedoch wesentliche Gedankengänge aus (u.a. die koordinierte Betrachtung der kausalen und der teleologischen Zusammenhänge, die Kategorienlehre) und zeigt kein tieferes Interesse für Wundts Methodologie, und speziell Wundts besondere Leistung. Statt dessen fügt er im letzten Absatz abrupt ein negatives, aber vage formuliertes Urteil ein, eventuell ein Einwand gegen Wundts methodologische Sichtweise der Völkerpsychologie – ohne es genauer zu begründen oder alternative methodische Ansätze zu nennen.

Aus heutiger Sicht wird Sprangers Zweiteilung der Psychologie mit der einseitigen Wertschätzung des Verstehens und mit den ontologischen Behauptungen über Seinsebenen für viele Leser nicht überzeugend wirken. Er setzt sich kaum mit den Möglichkeiten und Grenzen der experimentellen Psychologie, mit dem Gebiet der Verhaltens- und Ausdruckspsychologie oder der Angewandten Psychologie auseinander.

Die Abhandlung über die *Lebensformen* ist inhaltlich wegen der Auswahl und methodisch durch das Verfahren aufschlussreich. Verschiedene Wertorientierungen, weltanschauliche Aspekte, entsprechende Interessenrichtungen und Lebensweisen werden typologisch konstruiert. Er bezieht sich auf allgemeine und persönliche Erfahrungen, auf historische und literarische Quellen, auf das Verstehen, das „Strukturgesetze“ begreift und nicht als „Wesensschau“ gemeint ist. Doch weitgehend verborgen bleibt die genauere „empirische“ Basis der Konzepte, ob es auch induktiv-hypothetische Schritte gab. Auf ähnliche Weise sind in jenen Jahrzehnten auch die *Menschenbilder* der Psychotherapie-Richtungen entstanden (vgl. Fahrenberg, 2004, 2007). Dieser Hinweis kann die Unterschiede verdeutlichen. Freuds, Adlers oder Jungs Menschenbilder sind hingegen durch die unmittelbaren Erfahrungen des Psychotherapeuten mitgeformt; bei Spranger fehlt diese direkte Erfahrung, sie scheint auch strategisch nicht mitgedacht zu sein. Später entwickelten Allport und Vernon einen Fragebogen (*Study of Values*), um durch standardisierte Fragen die individuelle Aus-

prägung der Wertorientierungen in Form eines individuellen Profils von Skalenwerten quantitativ darzustellen. Hier zeigt sich ein fundamental anderes Verständnis von empirischer Psychologie; es stammt aus einer völlig anderen Welt.

Ist es zwingend, dass die verstehende Methode primär am Schreibtisch ausgeübt wird, oder können auch die Lebenswelt, der Alltag und die wirkliche Vielfalt der Personen einbezogen werden? Sprangers erkenntnistheoretische Gedankengänge wirken sehr abgehoben und er verzichtet darauf, eine adäquate Methodik der verstehenden Psychologie abzuleiten, um die praktisch-psychologischen Erfahrungsmöglichkeiten und die intersubjektiv möglichen Schritte gemeinsamer Empirie einzubeziehen. Er bemüht sich nicht um fachliche Gesichtspunkte der Wissenschaftlichkeit oder um die Aufgabe der doppelten Betrachtungsweise, wie es Wundt forderte, in einer besonderen Meta-Relation zu verknüpfen.

Spranger kannte Wundt persönlich relativ gut. Deshalb sind die großen Lücken auffällig. In einem Aufsatz Sprangers gibt er zwar einige treffende Zitate aus Wundts *Grundriss*, doch werden insgesamt wesentliche Gedanken der ausführlichen Wissenschaftslehre in der *Logik*, die Erkenntnisprinzipien, die koordinierte Betrachtung von Kausalprinzip und Zweckprinzip u.a., nicht aufgenommen. Hatte Spranger sie doch nicht gelesen? – Sprangers Zitierverhalten ist eigenartig. In seiner späteren Schrift *Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung* kommt er zwar nicht umhin, Wundt als den hauptsächlichen intellektuellen Urheber des „Prinzips der Heterogenität der Zwecke“, so dessen Bezeichnung, zu nennen und aus Wundts *System der Philosophie* (1919) zu zitieren; Wundts psychologischen Ausführungen und Beispiele übergeht Spranger zugunsten seiner eigenen Darstellung.

Weshalb Spranger sich nicht entscheidet, seine Methode des Verstehens geistiger Strukturverhältnisse, von Sinn- und Wertbezügen, ausdrücklich, d.h. auch methodologisch, in den Rahmen der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik zu stellen, ist kaum zu sagen. Er hätte sich damit bewährte Prinzipien, Regeln und Gesichtspunkte kritischer Reflexion erschlossen, die eine methodenbewusste Interpretation ausmachen. Außerdem wäre damit der Schritt zu einem intersubjektiven Verfahren der Verständigung getan. Die hermeneutische Evidenz bleibt zwar das zentrale Kriterium von Gültigkeit und Triftigkeit, jedoch nicht in dieser Ausschließlichkeit des von sich selbst überzeugten „Verstehens“.

Originell sind andererseits die Bemerkungen über Kategorien der Psychologie. Spranger trifft hier Unterscheidungen und verwendet wichtige Grundbegriffe. Er versucht jedoch keinen systematischen Exkurs, der zumindest die fundamentalen von den regionalen, d.h. den für ein Gebiet wichtigen Kategorien, unterscheiden müsste. Diese Gedankengänge wirken wie Vorüberlegungen für die von Nicolai Hartmanns später entwickelte und sehr differenzierte Kategorienlehre (siehe Fahrenberg, 2013a). Spranger erwähnt in dieser Hinsicht nicht Wundts mehr als ein Jahrzehnt früher entworfene Kategorienlehre der Psychologie oder Wundts Ablehnung der Psychologie als Naturwissenschaft. Das Verschweigen Wundts in diesem Kontext könnte ein Grund sein, weshalb auch Hartmann Wundts ersten Ansatz einer Kategorienlehre der Psychologie völlig ignorierte. Spranger ging über Wundts Kategorienlehre hinweg, hat sie eventuell nicht einmal gelesen, so dass ein möglicher und fruchtbarer Dialog nicht entstand.

Spranger betont mehrfach und speziell hinsichtlich der Kategorien, wie vorläufig diese Geistesphilosophie sei, auch die geisteswissenschaftliche Psychologie. Er fragt jedoch nicht, weshalb in der Geistesphilosophie, trotz der jahrhundertelangen Reflexion, nur ein so vorläufiger Stand der Kategorienlehre zu erreichen war. Welchen Schwierigkeiten begegnet der Versuch einer einzelwissenschaftlichen Kategorienlehre, weshalb gibt es nicht überzeugende Fortschritte zu einer schlüssig abgeleiteten, systematischen geisteswissenschaftlichen Psychologie? Nicolai Hartmann (1933, 1940) hat jahrzehntelang an der Kategorienlehre mit dem Gedanken der vierfachen Schichtung, d.h. von anorganischer und organischer Natur, Seelischem und Geistigem gearbeitet und geäußert, dass die Kategorialanalyse des *Seelischen* und des *Geistigen*, insbesondere die Unterscheidung dieser Sphären, besonders schwierig und unvollendet sei. Spranger wie auch Nicolai Hartmann übernehmen die verbreitete Auffassung, dass oberhalb des organischen Lebens eine Schicht des „Seelischen“ kategorial von der höchsten Schicht des „Geistigen“ zu unterscheiden sei, da sie eigenständigen Prinzipien folge. Diese Unterscheidung von Seelischem und Geistigem (Seele und Geist), von individuellem Bewusstsein und überindividuellem geistigen Sein, ist auch in der Philosophischen Anthropologie geläufig. Spranger verwendet diese strikte Unterscheidung ohne eingehende Begründung, denn Werterleben und Sinnverstehen sind als Kriterien zu vage. Demgegenüber wird in der Psychologie, so lässt sich wohl sagen, zwar kategorial zwischen Bezugssystemen der Sozial- und Kulturpsychologie unterschieden, doch nicht im Sinne fundamentaler Seinsschichten. Wenn das individuelle Bewusstsein doch immer nur in Wechselbeziehung der Personen untereinander und im System der Gesellschaft und Kultur vorzustellen ist, dann verlieren die über regionale Kategorien hinausgehenden fundamentalen Abgrenzungen von Seele und Geist bzw. Bewusstsein und Kultur, an Überzeugungskraft.

Zur Frage nach der Bedeutung des metaphysischen Begriffs der Seele äußert sich Spranger nicht direkt. Er schreibt vielmehr über Seelisches, objektiven und subjektiven Geist: „Das seelische Subjekt, sofern es objektiven, geistigen Sinn erlebt, versteht oder gestaltet, nenne ich geistiges Subjekt oder subjektiven Geist. (...) Die sinnbestimmten Ganzheiten lassen sich wieder in seelische Teilstrukturen und seelische Totalstrukturen scheiden. Die obere Sinnngrenze aber wird für die Wissenschaft erreicht, wo die sinnvoll gegliederten und funktionierenden seelischen Totalstrukturen dem Ganzen des objektiven Weltgefüges gegenüberstehen, dessen Zusammenhang für unser Verstehen transzendent ist“ (S. 36).

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war Spranger ein bekannter und geschätzter Autor und Senior der Theorie der Pädagogik. Demgegenüber gibt es auch eine sehr kritische Sicht seines Werk und seiner weltanschaulichen Haltung. Ortmeier urteilt: „Eduard Spranger steht in erster Linie für eine theoretisch-philosophische Grundlegung einer an Metaphysik und Irrationalität gebundenen pädagogischen Grundauffassung“ (Ortmeier, 2010, S. 135). In *Mythos und Pathos statt Logos und Ethos* untersuchte Ortmeier die Publikationen führender Erziehungswissenschaftler in der NS-Zeit. Spranger, der nach dem Krieg vielfach als großer Pädagoge gewürdigt wurde, ist demnach wegen einiger Äußerungen umstritten. Er hatte zwar 1933 gegen nationalsozialistisch beeinflusste Studenten Stellung bezogen, jedoch später Gedanken geäußert, „die als dem nationalsozialistischen und antisemitischen

Denken nahe stehend interpretiert werden. Auf Grund dieser detaillierten Quellenanalyse in den *Forschungsberichten über die Dokumentation ad fontes* wurde Spranger für die Formen seiner „Vergangenheitsbewältigung“ erst zögerlich, dann zunehmend kritisiert, auch für das Ausklammern biographisch wichtiger Züge und für die komplizierte Rechtfertigung von „zwei oder drei Schönheitsflecken“. Seit 1951 habe Spranger dann in seiner Schrift *Grundstile der Erziehung* „die ausdrückliche und sehr massiv vorgetragene Hinwendung zum Christentum“ vollzogen (Ortmeyer, 2010, S. 405). – Diese Hinweise sind für das Verständnis von Sprangers Lehre nicht unwichtig, erschöpfen jedoch nicht seinen – fast eine Schule bildenden – Einfluss. Doch von seinen *Lebensformen* abgesehen, fällt es nicht leicht repräsentative große Forschungsarbeiten dieser Richtung zu finden.

Hans Gruhle (1880 – 1958)

Die *Verstehende Psychologie (Erlebnislehre)* des Psychiaters Hans Gruhle (1948) ist erst Jahrzehnte nach den bereits referierten Autoren gedruckt worden und ermöglicht so, nach der weiteren Entwicklung dieser breiten Strömung Verstehender Psychologie zu fragen. Wurde ein Diskurs aufgenommen über Hermeneutik, Interpretationstheorie, Perspektivität, Wissenschaftlichkeit, Anwendbarkeit? Mancher Gegenstand fordere, so Gruhle, den Gebrauch verschiedener Methoden geradezu heraus (S. 1). Hier sei die Quelle vieler Streitigkeiten und Irrtümer. Gruhle kommentiert den Streit, ob die Psychologie zu den Naturwissenschaften oder zu den Geisteswissenschaften gehöre: Da sie es mit zeitlichen Abläufen und deren kausaler Verknüpfung zu tun habe, sei sie Naturwissenschaft; da sie es mit besonderen Kategorien des verständlichen Auseinanderhervorgehens zu tun habe, sei sie insofern weder Natur- noch Geisteswissenschaft, sondern nur sie selbst. „Psychologie hat es mit Wert, Sinn und Bedeutung zu tun ... sofern sie die Inhalte der seelischen Vorgänge sind. Psychologie ist sowohl idiographisch, insofern sie z.B. Biographie treibt, und ist nomothetisch, insofern sie natürlich auch die allgemeinen Regeln seelischen Ablaufs zu ergründen versucht“ (S. 2). „Aber sie überlässt die kausale Verbundenheit, die Leistungen, die Sinnespsychologie der sogenannten naturwissenschaftlichen Psychologie. Sie beschränkt sich auf das Verstehen des Seelischen und seiner Zusammenhänge“ (S. 2). Er stimmt der Abgrenzung der Psychologie gegenüber anderen Wissenschaften, die sein Lehrer Theodor Lipps versucht habe, nicht zu.

Die „Beschreibung ist der erste Hauptteil des Kerns der Psychologie: die Phänomenologie“, schreibt Gruhle, „... die Beschreibung aller Erscheinungen des Seelenlebens bzw. des Bewusstseins (...) „... das letztlich Eigenartige, das nur diesem Phänomen Zukommende, das bei analytischer Beschreibung sich zuletzt Darbietende“ (S. 7 f). Er meine aber keine Wesensschau im Sinne Husserls. Das Leib-Seele-Problem sei eine Verknüpfungsfrage und gehöre nicht in die Psychologie, sondern eher in einen Anhang. Gruhle entwickelt jedoch keine Kategorienlehre, referiert auch nicht Nicolai Hartmann, um die Eigenständigkeit und Eigengesetzlichkeit der Psychologie zu präzisieren.

Die Bedeutungen des Wortes Bewusstsein sowie die Theorie des Verstehens werden erörtert. Gruhle erläutert die mögliche Verwechslung von logischem und psychologischem

Sinnverstehen, geht auf den Begriff der Einfühlung und das geforderte Sichhineinversetzen ein. „Man hat auf den Unterschied von Verstehen und Deuten (Hermeneutik) aufmerksam gemacht [gemeint ist die hier wenig ergiebige Schrift von Wach (1926) über das Verstehen]. Ist Verstehen ein Sichhineinversetzen, so ist Deuten m.E. die denkende Besinnung darüber und die Formulierung dieses Verstehens. (...) Nach Schleiermacher unterscheidet sich das Verstehen vom Auslegen nur wie das innere Reden vom lauten Reden“ (S. 126).

Angesichts der großen Anforderungen müsse die Psychologie bestrebt sein, auf alle Wertungen und Positionen zu verzichten, es „bedarf der Phantasie des Gemüts“, aber Kongenialität sei nicht erforderlich, dies sei ein Irrtum wie bei Schleiermacher. Es gebe Menschen, denen „Einfühlung keine Schwierigkeit bereitet, andere haben nicht die notwendige Feinfühligkeit.“ Es gebe auch eine „lebendige, ungemein suggestive, tatsächlich aber ganz falsche Darstellung des Objektes, eine Dichtung. Sofort erhebt sich die Frage nach dem Kriterium der Richtigkeit, Verbindlichkeit.“ „Es gibt leider keine Plattform, von der aus die Entscheidung sicher getroffen werden kann. Lediglich eine Forderung muss erfüllt werden: Die vorgetragene Auffassung muss allen bekannten Taten, Werken, Haltungen usw. des Helden gerecht werden, d.h. muss sie alle aus einer Gesamtauffassung verständlich ableiten“ (S. 128). – In dieser Weise schließen sich ähnliche Thesen an. Eine praktische Methodenlehre der Interpretation scheint auch Gruhle nicht zu interessieren. Das gilt auch von seinen zentralen Kapiteln über die *Lehre vom Ausdruck* oder *Einblick in die Persönlichkeit*. Gruhle bleibt auf dieser Ebene verhältnismäßig pauschaler Aussagen, übernimmt nicht und entwickelt nicht die methodischen Schritte, Regeln und Kriterien der Interpretation. Sein Wissenschaftsverständnis bleibt vage; der Bezug zur Hermeneutik wird gesehen, aber methodologisch nicht genauer analysiert.

Philipp Lersch (1898 –1972)

Das in vielen Auflagen verbreitete Werk *Aufbau der Person* von Philipp Lersch (1938/1970) gehörte lange Zeit und bis in die 1960er Jahre hinein zu den Standardlehrbüchern der Psychologie in Deutschland (zitiert wird hier nach der 7. Auflage, 1956). Lersch beschreibt aus Sicht einer phänomenologisch orientierten Psychologie den Aufbau der Person, d.h. er entwickelt eine Persönlichkeitspsychologie. In der Einleitung sowie in anderen Kapiteln werden jedoch allgemeine Fragestellungen und Standpunkte sowie Ziele der Psychologie behandelt. Lersch bestimmt die Psychologie als *Seelenkunde* und beschreibt *die Merkmale des Lebens* (und der Seele), einer Kategorienlehre ähnlich, durch Wachstum, Entwicklung, Ganzheit, Struktur, Integration, Selbsterhaltung und Selbstregulierung, Kommunikation, Anpassung, Eigentätigkeit und Sich-Verhalten, Zeitlichkeit. Lersch betont den dynamischen Charakter des Seelischen gegen eine „reizmechanistische“ Vorstellung und beruft sich hier auf Wundts *Grundriss der Psychologie* (1902, S. 17), dessen voluntaristische Auffassung einen weiteren Fortschritt durch Freud zur einer dynamischen Auffassung erfahren habe. Brentano und Husserl werden nur je einmal Mal genannt. Lersch folgt anderen Einflüssen: Dilthey und Spranger; im Register dominieren daneben Bühler, Jaspers, Klages, Rothacker, W. Stern (auch Freud und Wundt).

Als Aufgaben der allgemeinen Psychologie benennt er: Systematik und Klassifikation, Phänomenologie und Ätiologie. Er bezieht sich auf die Sinnespsychologie und naturwissenschaftliche Psychologie. „Das Rüstzeug der am methodischen Ideal der messenden Naturwissenschaften orientierten Psychologie lässt uns gerade da im Stich, wo wir uns den zentralen und intimeren Vorgängen des Seelenlebens zu nähern suchen, die den Sphären des Gefühlslebens und der Strebungen angehören und die seelische Gesamtwirklichkeit durchstrahlen“ (S. 34). Als Gründe der Unzulänglichkeit der älteren Psychologie hebt er hervor: „Nichtbeachtung des ganzheitlich-integrativen Zusammenhangs seelischen Geschehens“ und die „Verkennung der kommunikativen Verflochtenheit von Seele und Welt, also der Tatsache, dass Seele und Welt eine polarkoexistenzielle Einheit darstellen und das Erleben demnach nicht die kausal bedingte Wirkung der Außenwelt ist, sondern ein Gespräch, das zwischen dem beseelten Einzelwesen und der Umwelt stattfindet“ (S. 34).

Er erwähnt kurz die Richtung des amerikanischen Behaviorismus, dessen wissenschaftliche Objektivierungsabsicht, d.h. „in einer allen Menschen zugänglichen und beobachtbaren Weise zu verifizieren“, verständlich sei, aber diese Forderung finde in der „nun einmal gegebenen Natur des seelischen Lebens ihre Grenze. (...) Sofern wir äußeres Verhalten nicht bloß feststellen, sondern – als Endglied des seelischen Funktionskreises – auch verstehen wollen, können wir gar nicht umhin, eben nach den Erlebnissen zu fragen, die hinter dem Verhalten liegen. Einer Psychologie, die sich damit begnügt, auf Grund statistischer Ermittlungen lediglich Voraussagen über das zu erwartende Verhalten in bestimmten Situationen zu geben, dürfte ihr Titel streitig gemacht werden. Denn Psychologie bedeutet ja doch Wissenschaft von der Seele. Und was Seele ist, erfahren wir wesentlich nicht aus äußeren Vorgängen, sondern aus den inneren Erlebnissen“ (S. 36 f).

Zur Phänomenologie schreibt Lersch: „Eine weitere Aufgabe der allgemeinen Psychologie besteht in der phänomenologischen Erhellung. Ihr obliegt es, die seelischen Vorgänge, aus deren Zusammenwirken sich das Ganze des menschlichen Erlebens aufbaut, anschaulich zu vergegenwärtigen. Phänomenologie ist das, was Husserl ursprünglich unter diesem Begriff verstand, nämlich deskriptive Psychologie, Beschreibung dessen, was im Erlebnis gegenwärtig ist. Die Aufgabe der phänomenologischen Erhellung wird damit erfüllt, dass die seelischen Inhalte in ihrem unmittelbaren Gegebensein, gleichsam in ihrem inneren Antlitz betrachtet und in den wesentlichen Zügen dieses Gegebenseins bestimmt werden“ (S. 37). Als kurz erläuterte Beispiele gibt Lersch die „phänomenale Erhellung der Heiterkeit“ und die phänomenologische Unterscheidung der „Wahrnehmung vom bloßen Empfindungsinhalt durch das Merkmal gestalthafter, gegenständlicher Gliederung, von der Vorstellung durch den eigenartigen Zug der sinnlichen Fülle und Anschaulichkeit“ (S. 37). Husserls Abwendung von dieser deskriptiven Psychologie wird nicht dargelegt; Husserls Lehrer Brentano wird nur an einer anderen Stelle kritisch erwähnt, mit seiner Ansicht, Begriffe seien nichts anderes als Vorstellungen (S. 386). „Dilthey war es, der die Methode der Deutung und Auslegung von Werkgestaltungen unter dem Titel der Hermeneutik zur Methode geistes- und kulturgeschichtlichen Verstehens erhoben hat“ (Lersch, 1956, S. 63). – Lersch differenziert hier methodologisch nicht zwischen Brentanos deskriptiver Psychologie, traditioneller Hermeneutik, Verstehender Psychologie und Phänomenologie.

Die Methoden der Psychologie werden kurz beschrieben: Selbstbeobachtung und Fremdbeobachtung, Gelegenheitsbeobachtung und Experiment. Die Messung sei kein notwendiger Bestandteil der Psychologie. Nur in beschränktem Umfang ist das Experiment sinnvoll, nicht für die tiefere Kenntnis der menschlichen Natur und der Eigenart des Seelischen. In dem Abschnitt über *naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Methodik* wird das Motto zitiert „Die Natur erklären wir, das Seelische verstehen wir.“ Dilthey habe damit das Erfassen von Motivations- und Sinnzusammenhängen gemeint, aber Motivationszusammenhänge sind auch nicht uneingeschränkt im Bewusstsein des Menschen präsent. Lersch kommentiert die Frage, ob die Psychologie Geistes- oder Naturwissenschaft sei. Dass die Frage überhaupt gestellt werden kann, sei ein Beweis für die Schlüsselstellung der Psychologie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Es gehe nicht an, „zwischen geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Psychologie im Sinne einer Alternative zu entscheiden. Man hat sich vielmehr innerhalb des Erfahrungsbereichs der Psychologie der Notwendigkeit sowohl naturwissenschaftlicher als auch geisteswissenschaftlicher Fragestellung bewusst zu werden, einer Notwendigkeit, die auf der Verflochtenheit von psychophysischen, psychosomatischen Motivations- und Sinnzusammenhängen beruht. Eine rein geisteswissenschaftliche Psychologie wird immer nur einen Teil des seelischen Erfahrungsbereichs zu klären vermögen; dasselbe gilt für eine naturwissenschaftliche Psychologie, die alles nur aus physischen Prozessen verständlich zu machen sucht und sich damit den Blick für die Motivations- und Sinnzusammenhänge verstellt“ (S. 72).

Lersch schreibt über „wissenschaftliche und vorwissenschaftliche Seelenkunde“ und bezieht sich auf Jaspers, wenn er von der *Kenntnis* in der persönlichen *Menschenkenntnis* spricht. Im Hinblick auf die Übergänge zur wissenschaftlichen Diagnostik versucht er jedoch ebenso wenig wie Jaspers, diese Begriffe zu definieren. „Keineswegs wird damit jene praktische Menschenkenntnis überflüssig. Im Gegenteil: die Erfahrung zeigt, dass eine Anwendung der Seelenkunde auf das Leben auch bei umfassender Kenntnis der wissenschaftlichen Methoden und Forschungsergebnisse zum Misserfolg führt, wenn sie nicht getragen wird vom Mutterboden jener intuitiven Begabung, die sich auch schon in den vorwissenschaftlichen Formen praktischer Menschenkenntnis und Menschenbehandlung bewährt und die in der Seelenkunde ihre methodische und systematische Ergänzung und Erhellung findet“ (S. 73). Lersch sehr ausführliche, sprachlich differenzierte und eindrucksvollen Beschreibungen, beispielsweise von Gefühlen („das Gefühl des Über-sich-hinausseins“, S. 215 ff), Antrieben usw., wirken heute literarisch und „blumig“, trotz der gelegentlichen Hinweise auf Forschungsarbeiten und Fachliteratur (u.a. Freud und Wundt). Bemerkenswert ist, dass Lersch im Vergleich zu vielen vorhergegangenen und zeitgenössischen Autoren einen relativ breiten Horizont der Methodologie sowie Themen der Völkerpsychologie, Neuropsychologie und Tierpsychologie schildert.

Lersch ist wohl der letzte viel gelesene *Lehrbuchautor* dieser Jahrzehnte mit einer, allerdings methodologisch noch unscharf wirkenden, „verstehenden und phänomenologischen“ Orientierung. Vielleicht haben diese relative Öffnung und die Kompromisse auch institutionelle Gründe: Lersch war der Erste in dieser Reihe, der eine Erziehungsberatungsstelle und eine praktische Ausbildung von Diplom-Psychologen als Lehrstuhlinhaber am Münch-

ner Institut zu verantworten hatte. Von ihm stammt das zur Jahrhundertmitte wohl einflussreichste deutsche Lehrbuch, das dann vielerorts durch Hubert Rohrachers (1958) von Grund auf verschiedene „Einführung in die Psychologie“ abgelöst wurde. (Die Ngrams-Statistik, siehe Abschnitt 5.3) der Namen beider Autoren zeigt ein etwa 10 Jahre später liegendes Maximum der Präsenz Rohrachers in den deutschsprachigen Publikationen dieser Datenbank, doch hatte Lersch aus dieser speziellen scientometrischen Sicht stets die höheren Werte.)

3. 14. 3 Tendenzen der Verstehenden und der Phänomenologischen Psychologie

Die in später in ähnlicher „phänomenologischer“ Auffassung verfassten Publikationen fanden nicht mehr diese breite Resonanz wie Lersch's Lehrbuch oder haben sich von vornherein nur bestimmte Themen wie Schmerz (Buytendijk, 1948) oder fundamentale Kategorien wie Personalität, Räumlichkeit, Zeitlichkeit (Graumann & Métraux, 1977) oder Kontextualität (Graumann, 2000) zum Thema gewählt. Im Unterschied zu diesen anschaulicheren Darstellungen existiert bis in die Gegenwart eine kaum überschaubare Literatur mit programmatischen Forderungen, Ankündigungen und Reflexionen über die Notwendigkeit der phänomenologischen Psychologie. Den einzelnen Richtungen und Akzenten in dieser breiten Strömung wird hier nicht im Einzelnen nachgegangen. Als repräsentativ für die Rezeption innerhalb des Fachs Psychologie werden Max Herzogs (1992) Monographie und der Enzyklopädie-Beitrag von Soeffner & Hitzler (1994) mit stärkerem Bezug auf die sozialwissenschaftliche Hermeneutik ausgewählt. Weitaus systematischer ist das mehrbändige Werk von Hermann Schmitz (1964-1968), der sein *System der Philosophie* als *Neue Phänomenologie* (Schmitz, 2009) mit einer differenzierten und viele Bereiche (u.a. Leib und Gefühl) umfassenden Deskriptiven Psychologie aufbaute.

Max Herzog (1992) gibt in seinem Buch *Phänomenologische Psychologie* eine breit angelegte Übersicht über deren *Grundlagen und Entwicklungen*. In seinem Vorwort unterstreicht C. F. Graumann, welche Assoziationen bzw. Synthesen die Phänomenologie und die Psychologie bisher miteinander eingegangen sind. „Die Lebendigkeit des phänomenologischen Denkens und seine unveränderte Aktualität für psychologische Fragestellungen sind damit überzeugend belegt. Wenn die Psychologie Erfahrungswissenschaft in dem doppelten Sinne ist, dass nicht nur ihre Methoden empirische sind, sondern auch ihr Gegenstand die Erfahrung ist, dann verlangt dies, speziell von der Humanpsychologie, die Erforschung der Wirklichkeit, so wie sie vom Menschen in den verschiedenen Erlebnis- und Verhaltensmodalitäten erfahren wird. Einer Psychologie, die – wie die gegenwärtige kognitivistische – Gefahr läuft, die Repräsentation der Wirklichkeit über die Wirklichkeit selbst zu stellen und jene zum dominanten Forschungsthema zu machen, kann die phänomenolo-

gische Orientierung an der ‚wirklichen Wirklichkeit‘ helfen, dieser Gefahr entgegenzusteuern“ (S. 8).

Einleitend nennt Herzog „vier positive, sich teilweise überlappende und ergänzende Bedeutungen von phänomenologischer Psychologie:

- die nicht-atomistische Charakteristik des Bewusstseins;
- Husserls „das Bewusstsein beschreibende Propädeutikum der transzendentalen Psychologie“;
- die empirische Psychologie auf philosophischer Grundlage wie bei Scheler und Pfänder im Sinne eines eigentlichen „Schulbegriffs“;
- die von Husserl beeinflusste Würzburger Schule um Külpe, außerdem die Gestaltpsychologie mit Einflüssen bis in die Gegenwart, jedoch ohne Schulbildung (S. 38 f).

Herzog kontrastiert den Beginn dieser Bewegung mit der bestehenden Psychologie. „Die empirische Psychologie, wie sie James und Husserl vorfanden, war gänzlich unter der Herrschaft der Restriktionen des empiristischen Empfindungsatomismus“ (S. 38). – Dieses Zerrbild der tatsächlichen Vielfalt der Psychologie um die Jahrhundertwende zu geben, ähnelt Buhlers (1927) Haltung und lässt ebenfalls fragen, wie dieses Fehlurteil motiviert sein könnte.

Herzog schildert die historische Genese dieser phänomenologischen Strömung, geht kurz auf Brentano, Bergson, Stumpf, ausführlicher auf James und sehr ausführlich auf Husserl ein, auf zentrale Themen wie Lebenswelt, Umwelterlebnis, Leib. Im Schlusskapitel *Jenseits von Subjekt-/Objektivismus* stehen kurze Abschnitte über *Methodologische Funktionen*, *Intentionalanalytik* sowie *Methodische Besonderheiten der phänomenologischen Psychologie*. Hier wäre nach der sehr ausführlichen Präsentation der Grundlegung und des Wandels der Phänomenologie sowie der Phänomenologischen Psychologie *als Programm*, nun auch einiges über *originelle Ergebnisse* und über *Fortschritte im Methodischen* zu erwarten. Dazu müsste im Methoden-Kapitel eine erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Vertiefung solcher Begriffe wie Evidenz und Intuition, Anschauung und heuristische Fruchtbarkeit, Reduktion und Konstruktion gehören. Wenn diese Psychologie, laut Graumann, *empirisch* ist und die Methoden *empirisch* sind, sollten sich auch auf dieser Ebene Fortschritte zeigen, nicht nur eine Bekräftigung der Deduktion, der Begriffsbildung und der behaupteten Geltung.

Im Methodenkapitel fehlen jedoch Begriffe wie Geltung und Gültigkeit, Konvergenz und Übereinstimmung, Fehler, Irrtum, Kontrolle. Die ausgearbeitete Methodenlehre der Hermeneutik (siehe oben) wird nicht erläutert; nur im Hauptteil wird Brentanos Methodik der Psychognosie genannt, dieser Ansatz einer speziellen Methodenlehre jedoch nicht referiert. Herzog gibt kurze Zitate von Bischof, Kunz und andere Autoren zu Methodenproblemen, die jedoch nur den Anspruch charakterisieren oder darlegen, was der phänomenologische Ansatz *nicht* ist. Auf die praktischen Strategien, die Ausführung und die intersubjektiven Bestätigungsmöglichkeiten (vgl. Danner, 2006) geht Herzog nicht ein. Weshalb wird – nach wie vor – den Fragen nach Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit, d.h. der Frage nach Prüfbarkeit durch andere qualifizierte Psychologen, ausgewichen? Wo bleibt das für empirisch-wissenschaftliches Vorgehen fundamentale Bemühen um intersubjektive Ver-

ständigung über das Gemeinte und die gemeinsame Verbesserung des Verfahrens und der erhaltenen Einsichten?

So muss sich die Frage ergeben: Ist das phänomenologische Verfahren überhaupt lehrbar und erlernbar? Gibt es einen Lehrtext, der Brentanos Lehre von der Psychognosis aufgenommen und weiterentwickelt hat? Wird Husserls Verfahren der eidetischen Reduktion genau erläutert und beispielhaft vorgeführt? In welchen Prinzipien und Regeln oder Konventionen wird ein wesentlicher Unterschied zur geisteswissenschaftlichen Hermeneutik oder zur psychoanalytischen Interpretation gesehen? Wiederholt sich in den neueren Publikationen zur *deskriptiven Psychologie* das Missverhältnis zwischen programmatischem Anspruch und nicht recht fassbaren *wissenschaftlichen Leistungen*? Weiterhin gefragt: Gibt es eine Darstellung der durch phänomenologische Verfahren erreichten, umfassenden und tiefer verstandenen Psychologie des Menschen und der Konsequenzen für die *Praxis* der Psychologie? Wenn die Aktualität und der Geltungsanspruch belegt sind – wie steht es mit den Ergebnissen? Wirken nicht viele der langen Erörterungen eher wie Rechtfertigungen des Anspruchs statt durch die Breite und Tiefe der Einsichten, durch die konvergent erhaltenen Ergebnisse zu überzeugen? – Was bedeuten sonst „Wirklichkeit“ und „Psychologie als Erfahrungswissenschaft“? Wird hier kein *Theorie-Praxis-Problem* erkannt?

Das Individuum und seine Welt

Hans Thomae (1968) beweist in seinem grundlegenden Buch *Das Individuum und seine Welt*, wie ein „phänomenologischer“ Ansatz mit anderen Konzepten und Methoden der neueren Psychologie, mit entwicklungs- und sozialpsychologischen Konzepten verbunden werden kann. Er ist teils von Lersch und Rothacker beeinflusst und kann seine Leitidee biographischer *Persönlichkeitsforschung* in dem *Bonner Arbeitskreis* und durch das Engagement in großen Projekten zur Persönlichkeitsforschung und Gerontologie mit multimethodischem Vorgehen umsetzen. „Die Analyse des Individuums ist Etappe auf dem Weg zu einer wie immer gearteten Generalisierung“. Die umfangreiche Methodik (Interview, Exploration, Verhaltensbeobachtung, Tests) soll biographische Einheiten (Handlungen, Episoden, Tagesläufe, bedeutsame Lebensabschnitte, das Ganze des Lebens, aber auch „Mikrovariation“) erfassen, wobei ein breites empirisches Material von verschiedenen Personengruppen ausgewertet wurde.

Die *Lebenslaufanalyse* umfasst (1) formale Verhaltensqualitäten (u.a. Aktivität, Stimmung), (2) den psychischen Lebensraum (subjektive Erlebniswelt), (3) das Selbstbild, (4) die *Daseinsthematik* und (5) die *Daseinstechniken*. Daseinsthemen sind die motivational-kognitiven Orientierungssysteme, in denen Individuen ihre Sinnsuche zentrieren. Grundlegend ist die Entwicklung des Kategoriensystems: inhaltliche *Daseinsthemen*: Regulation, antizipatorische Regulation, Daseinssteigerung (Aktivation), soziale Integration, soziale Abhebung, kreative Gestaltung, normative Thematik; und die formalen, instrumentellen *Daseinstechniken*: leistungsbezogene Technik, Anpassung, defensive Technik, Evasion (Aus-dem-Felde-Gehen), Aggression als Lebenstechnik. Nach diesen Kategorien kann z.B. eine Person in verschiedenen Lebensabschnitten eingestuft und verglichen werden,

wobei außerdem das Selbstbild und der subjektive Lebensraum berücksichtigt werden. In der folgenden, wesentlich umgearbeiteten Auflage hat Thomae (1996) die Daseinsthematik und Daseinstechnik zusammengefasst sowie Reaktionsweisen und Reaktionshierarchien hinzugefügt. Vor allem sind die Formen kognitiver Repräsentation von Welt und Selbst und die inhaltlichen Aspekte dieser kognitiven Repräsentation ausführlicher und systematischer dargestellt. Die Typisierung von 20 Reaktions-(Bewältigungs-)formen belastender Lebensereignisse wurde an speziellen Fragestellungen (siehe u.a. *Bonner Gerontologische Längsschnittstudie BOLSA*) entwickelt.

Thomae geht sehr differenziert auf methodische Fragen ein und erläutert eine Vielfalt von formalen und inhaltlichen Kategorien (Klassen) der Verhaltensbeschreibung, d.h. Grundkategorien der psychologischen Biographik, kognitive Kategorien, Daseinsthematik und Daseinstechnik. In Thomaes biographischer Forschung sind das Selbstbild (wie nehme ich mich spezifisch wahr?) und der subjektive Lebensraum (wie nehme ich meine Umwelt wahr) wichtig, sowie die Daseinsthemen als Orientierungssysteme der „Sinnsuche“. Als Ziel seiner Persönlichkeitspsychologie sieht Thomae (1968) die Erfassung des Individuums mit dem persönlichen Sinn- und Wertbezug („personale Geschehensordnung“), wobei dem Selbstbild eine entscheidende Funktion als soziales Leitbild und individuelle Norm zukommt: es bildet „eine Art Maßstab oder sinngebenden Faktor, von dem aus Verhalten gelenkt oder umorientiert wird“ (S. 259).

Thomaes biographische Persönlichkeitsforschung übertrifft durch anspruchsvolle Konzeption (idiographisch und zugleich generalisierend), differenzierte Methodik und empirischen Umfang alle vergleichbaren Ansätze. Eine Breitenwirkung gab es jedoch nicht. Dies könnte u.a. am Umfang und am zeitlichen Aufwand der Methodik, an dem noch nicht hinreichend systematisierten Praxisbezug und am Fehlen eines prägnanten Lehrbuchs für diese Methodik liegen. Das Werk bietet eine systematische und kenntnisreiche Quelle für grundlegende Allgemeinbegriffe der Persönlichkeitsforschung und angrenzender Bereiche der Psychologie (siehe auch Jüttemann & Thomae, 1987). In diesem Werk ist eine hohe Integrationsleistung verschiedener Perspektiven und Methodenhorizonte geleistet, so dass hier der vielleicht originellste und wichtigste Beitrag eines deutschen Autors zur Persönlichkeitspsychologie seit William Sterns Differenzieller Psychologie vorliegt.

Charakterkunde und Ausdruckskunde

Erfahrungsseelenkunde und Menschenkenntnis waren ältere Begriffe für das Bemühen, andere Menschen (und sich selber) zu verstehen. Verbunden mit der Entwicklung der Intelligenz- und Leistungsdiagnostik führte die charakterkundliche Diagnostik zunehmend auch zu beruflich-praktischen Anwendungen: in Begutachtungen, in der Berufspsychologie, in der Forensischen Psychologie u.a. Nach der Charakterologie von Julius Bahnsen (1867) war auch Ludwig Klages (1910) zeitweilig sehr einflussreich, denn er schuf aus den vielen früheren Ansätzen systematisch eine allgemeine Lehre über Ausdruck und Darstellung und auf dieser Grundlage die *Graphologie* als praktisch-diagnostisches Verfahren. Die charakterkundlichen Ansätze waren zeitweilig verbreitet und wurden u.a. durch Robert Heiß (1936, 1982) zu einer „diagnostischen Psychologie“ erweitert, so dass sie auch andere Me-

thoden wie Anamnese, Intelligenz- Leistungstests, projektive Verfahren) in einer besonderen Gutachtentechnik und Verlaufsdagnostik der „Person als Prozess“ umfasste.

3. 14. 4 Zusammenfassung

Gemeinsam ist diesen Positionen innerhalb der *Hauptströmung Verstehender und Phänomenologischer Psychologie* die Überzeugung, dass für die Psychologie – insgesamt oder doch zu einem wesentlichen Teil – ein besonderer Erkenntniszugang und eine eigenständige Wissenschaftstheorie notwendig sind. Zumeist liegt wohl ein ontologischer und nicht nur erkenntnistheoretisch-methodologischer Dualismus zu Grunde, und diese Sicht des Subjekt-Objekt-Problems verlangt, in jeder der beiden Sphären den *adäquaten* Erkenntnisprinzipien und Methoden zu folgen. Die Rückführung auf ontologische und erkenntnistheoretische Postulate bleibt eine Interpretationshypothese, denn Postulate werden von diesen Autoren nicht prägnant formuliert. Die bestimmende Auffassung des Dualismus bzw. Idealismus wird in seinen ideengeschichtlichen und theologischen Bedeutungen für die Psychologie nicht untersucht; Hegel, Schelling und andere Philosophen kaum genannt. Wenn verschiedene Seinssphären behauptet werden, müsste dies, wie auch eine monistische Position, für die Wissenschaftstheorie der Psychologie Konsequenzen haben: Ist kategorial zu unterscheiden zwischen der Sphäre des *individuellen Bewusstseins* (individuelle Seele, eventuell auch mit der Frage nach Schöpfung und Unsterblichkeit verbunden) und der Sphäre der *überindividuellen Kultur* (Geist bzw. dessen Objektivationen in gemeinschaftlichen geistigen Werken, Sprache)?

Außer der allgemeinsten Kategorie *Seele* (Psychisches) und *Leben* sowie objektiver *Geist* sind als wichtigste Allgemeinbegriffe im Sinne regionaler Kategorien der Psychologie Erleben (Bewusstsein) und Subjektbezug, Sinn, Wert, Zweck, Struktur, Ausdruck und Ganzheit, hervorzuheben. Abgesehen von solchen Hinweisen, vor allem bei Spranger, findet sich noch kein systematischer Ansatz einer Kategorienlehre der Psychologie, wie von Herbart und Wundt aufgezeigt und später von Nicolai Hartmann gründlich ausgeführt. Wundts Überlegungen zur Kategorienlehre und seine besonderen Relationsbegriffe (wie Kontext, Kontrast, Emergenz, Selbst-Entwicklung) fehlen. – Einerseits ist die Distanzierung von der pauschal als „naturwissenschaftlich“ bezeichneten Psychologie sehr entschieden, andererseits fehlt eine genauere Bestimmung, was mit dem Begriff Naturwissenschaft genau gemeint ist, abgesehen davon, dass sie sich auf Objekte der Natur bezieht und eine kategorial verschiedene Fassung hat. Kategorien der naturwissenschaftlich orientierten Psychologie und wissenschaftliche Zielsetzungen werden kaum genannt und auch nicht vergleichend betrachtet: Kausalforschung, Erklärungsgesetze und Vorhersagen, Objektivität und Wiederholbarkeit, intersubjektive Gültigkeit, gesichertes und anwendbares *Wissen*.

Übereinstimmend wird der Akt des Verstehens als fundamental postuliert, ohne diesen besonderen Erkenntnisvorgang in logisch-methodischer Hinsicht oder denkpsychologisch

gründlich analysieren zu wollen. Die Autoren vermitteln den Eindruck, dass sie an dem kognitiven Prozess und auch an den emotionalen und sozialen Aspekten der Urteilsbildung nicht im Detail interessiert sind. Der Begriff der *Intuition* wird kaum verwendet, um die Gewissheit eines Urteils zu charakterisieren, sondern die *Evidenz*, das Aufscheinen eines Phänomens, wie es dem Bewusstsein originär gegeben ist. Der Prozess des Verstehens, über den hier viel geschrieben wurde, bleibt eigentümlich vage; das Verstehen scheint gelegentlich eher negativ bestimmt zu werden: ein Erkenntniszugang, der jedenfalls nicht experimentell und messend, sondern den geistig-seelischen Phänomenen adäquat ist und zu fruchtbaren Ergebnissen führen würde. Die Mehrdeutigkeit der Bezeichnung „Verstehen“ (als Verstehen von Wert, Sinn, Zweck, Ausdruck, Sprache, Strukturgesetzen usw.) wird vielfach eingeräumt, es werden auch Akzente oder Einschränkungen gesetzt, doch keine formale Definition und Explikation unternommen oder genauere wissenschaftstheoretische Konsequenzen überlegt. – Ob es dem eigentümlichen Anspruch der „Evidenz des Verstehens“ überhaupt genügen könnte, das Vorgehen im Sinne einer allgemeinen Interpretationstheorie so zu definieren, dass Bedeutungen aufgefasst, übersetzt, verknüpft und hinsichtlich intersubjektiver Gültigkeit reflektiert werden? – Das Verstehen wird in der Regel nicht einmal mit der Vorstellung einer lehrbaren und erlernbaren Interpretationsmethodik assoziiert; es gibt kein Kompendium und keinen Leitfaden der Methodik.

Vor allem Jaspers hat sich um die definitorische Klärung, was mit Verstehen gemeint ist, bemüht und zwischen dem *statischen Verstehen* (Phänomenologie) im Querschnitt des Seelischen und dem *genetischen Verstehen* im Längsschnitt (verstehende Phänomenologie) unterschieden (siehe oben). Phänomenologisch sind die seelischen Zustände „anschaulich zu vergegenwärtigen, nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu betrachten, sie möglichst scharf zu begrenzen, zu unterscheiden und mit festen Terminis zu belegen.“ Jaspers möchte den Ausdruck *Verstehen* „immer nur für das von innen gewonnene Anschauen des Seelischen, das wir als statisches und genetisches Verstehen unterscheiden“ verwenden (siehe oben). Außerdem stellt er rationales und einführendes Verstehen sowie Verstehen und Deuten (bei nur wenigen Anhaltspunkten), einander gegenüber (1920, S. 173 f). Der Sprachgebrauch ist jedoch damals wie heute sehr viel weiter und noch unschärfer (siehe Abschnitt 2.5).

Das Begriffspaar „Erklären – Verstehen“ ist in der späteren Psychologiegeschichte, wenigstens in Deutschland, zu einem häufig verwendeten Kürzel für die zugrunde liegende Auseinandersetzung herangezogen und oft einseitig stilisiert worden. Diese Zuspitzung ist bereits deswegen fragwürdig, weil die logisch-methodische Seite kaum präzisiert wird. Zumindest müsste genauer unterscheiden werden, was mit *Erklären* gemeint ist: Nach heute vorherrschender wissenschaftstheoretischer Auffassung können auf dem Gebiet der Psychologie einfache Kausalforschung, deduktiv-nomologische Erklärungen und entsprechenden Vorhersagen ohnehin nicht behauptet werden (siehe Abschnitt 2.5).

Kritik an Diltheys zu einfacher Gegenüberstellung von Erklären (Zergliedern) und Verstehen wurde in ähnlicher Weise auch damals schon angesetzt, verfügte jedoch noch nicht über die speziellen wissenschaftstheoretischen Begriffe. Spranger hat prägnanter als Dilthey und einige andere Autoren zu erfassen versucht, was geisteswissenschaftliche Psychologie bedeuten soll, auch wenn er das Gegenstück, die naturwissenschaftliche Psycho-

logie, nur unzureichend beschreibt. So wird versäumt, den naturwissenschaftlichen Anspruch auf psychologischem Gebiet grundsätzlich zu kritisieren: die fragwürdige Messtheorie, die mangelnde Wiederholbarkeit und den Einfluss von subjektiven Einstellungen und sozialer Interaktion zwischen Teilnehmer und Beobachter im psychologischen Experiment. Die hauptsächlichen Argumente standen in der damaligen Fachliteratur zur Verfügung. Die Repräsentanten der geisteswissenschaftlichen Psychologie begaben sich jedoch der Chance, die Kategorien und die Methodologie der naturwissenschaftlich orientierten Psychologie so in Frage zu stellen, wie es seit Kants und Wundts Stellungnahmen möglich war.

Die eigene Evidenz wird als Wahrheitskriterium postuliert und scheint einer methodenkritischen Rückfrage oder einer Prüfung durch andere Interpreten kaum mehr zugänglich zu sein. Im Vergleich zu den zeitgenössisch vertretenen Positionen der Hermeneutik scheint sich eine dogmatische Tendenz zu entwickeln, die sich scharf abzugrenzen bestrebt, vielleicht durch den Blick auf die erfolgreiche Ausdehnung der Naturwissenschaften motiviert. Weder Wundt noch Brentano haben so unbedingt zwei Psychologien abgegrenzt, sondern haben ein fundamentales Ergänzungsverhältnis gesehen. Von den Repräsentanten der verstehend-geisteswissenschaftlichen Psychologie wäre zu erwarten, dass sie diese Überlegungen fortführen, oder zumindest kennen.

Weithin fehlt eine Diskussion über die Begriffe von *Wissenschaft* und *Wissenschaftlichkeit*. Die Ausführungen über Verstehen und Evidenz müssten doch eine Entsprechung in der Reflexion von problematischen Voraussetzungen, Fehlern, Irrtümern haben. Demgegenüber verfügt die Tradition der *Hermeneutik*, zumindest bei einzelnen Autoren, durchaus über kritische Maßstäbe und Verfahren zur Absicherung von Interpretationen. Dort standen die wissenschaftstheoretischen Grundbegriffe bereits zur Verfügung (siehe Danner, 2006; Fahrenberg, 2002); sie waren zu übernehmen und weiterzuentwickeln. Dass solche methodenkritischen Überlegungen weitgehend fehlen, bleibt ein seltsamer Sachverhalt.

Der Begriff der Hermeneutik wird selten oder nie verwendet. Die zugrunde liegenden epistemologischen Postulate und insbesondere die Prinzipien und praktischen Regeln der Interpretation werden nicht referiert. Noch erstaunlicher ist, dass auch Dilthey, der in der Tradition seines Lehrers Boeck steht, es nicht unternommen hat, diese Methodik in die von ihm geforderte beschreibend-verstehende Psychologie systematisch zu übertragen, heuristisch zu nutzen und beispielhaft durchzuführen. Bereits in den Anfängen dieser Richtung bestehen Lücken der ideengeschichtlichen Tradition und ein Theorie-Praxis-Problem. Die medizinisch-wissenschaftliche Grundausbildung hätte bei Jaspers, Binswanger und Gruhle zu einer kritischen Einstellung und zum Interesse an Überprüfung, Kontrolle und Wissenschaftlichkeit der auf „verstehende Weise“ erhaltenen Feststellungen (oder Hypothesen?) motivieren können. Gerade durch den Alltagsbezug der Psychiatrie wären viele, auch didaktisch nützliche Beispiele zu gewinnen, um die Möglichkeiten und Grenzen des Verstehens bei einer kombinierten Methodik zu beleuchten. Jaspers Abgrenzungsversuch verständlicher und unverständlicher psychopathologischer Phänomene hat sich nicht allgemein durchgesetzt. Auch die außergewöhnlichsten und absurdesten Erlebnis- und Verhaltensweisen können im Wissen, dass sie eine biologisch-soziale Grundlage und Pathogenese haben, d.h. durch einen erfahrungsgeleiteten Perspektivenwechsel, als Extremformen begriffen werden.

Die zum Verständnis von Brentanos „deskriptiver“ Psychologie unerlässliche Begründung der Gewissheit der introspektiven Feststellungen wird kaum angesprochen. Die ausführliche Erläuterung der *Psychognosis* fehlt ebenso wie Brentanos Epistemologie, die evidenztheoretische Begründung der apodiktischen Aussagen und die umfassende philosophisch-theologische Konzeption. Der Grund scheint offensichtlich zu sein: die wesentlichen Quellen, auf die sich Chisholm und Baumgartner (vgl. Einleitung zu Brentano, 1982) und Tiefensee (1998) stützen, d.h. die Vorlesungen und andere Manuskripte des Nachlasses, waren noch nicht ausgewertet bzw. unzugänglich. Dennoch gab es durchaus Hinweise, die zur vertieften Recherche, vielleicht sogar zur Lektüre der programmatischen Thesen Brentanos anlässlich seiner Habilitation hätten führen können. Von der Biographie ausgehend wäre zu überlegen gewesen, in wieweit *Psychologie vom empirischen Standpunkt* von bestimmten philosophisch-theologischen Überzeugungen geleitet sein könnte. Zumindest in einem Umweg über Husserls *Logische Untersuchungen* und den scharfen Vorwurf des Psychologismus gegen Brentano wäre noch mehr Aufklärung über Brentanos Psychologie und Psychognosis zu erreichen gewesen. Wenn sich später Autoren auf Husserls Phänomenologie beziehen, wäre regelmäßig zu erläutern und zu unterscheiden: zwischen dem Verfahren der eidetischen Reduktion (mit den postulierten bzw. vorausgesetzten Bedingungen) und Husserls Phänomenologie nach dessen transzendentalphilosophischer Wende (siehe Danner, 2006; Münch, 1998; Ziche, 1998; Schmitz, 1964 ff, 2009). Hervorzuheben bleiben Lersch und dann Thomae. Ihre Vermittlungsversuche scheinen, zwei Generationen nach Wundt und Brentano, wieder deren Stand zu erreichen: zwei methodologisch und in den Zielsetzungen verschiedene, einander ergänzende Betrachtungsweisen.

Der Einfluss der hier referierten Autoren war ideengeschichtlich nachhaltig: Es gibt ein – durch naturwissenschaftliche, experimentelle und physiologische Psychologie nicht zu ersetzendes – Erkenntnisverfahren, das für die Welt des Bewusstseins und Erlebens, für Wert-, Sinn- und Zweckzusammenhänge unverzichtbar ist. Die programmatischen Darstellungen, Aufrufe und Rechtfertigungen wirkten wohl vor allem in der deutschsprachigen Psychologie. Zumindest die Begriffe, geisteswissenschaftliche bzw. verstehende Psychologie, sind auch in angloamerikanischen Lehrbüchern zu finden, noch bekannter ist wohl das missverständliche Schema von Erklären und Verstehen. Wer nach größeren Projekten und herausragenden Forschungsbeispielen der referierten Autoren fragt, wird über die Programmatik und die grundsätzlichen Reflexionen hinaus weniger auffinden als vielleicht zu erwarten wäre.

Bei der Lektüre von Haupttexten der verstehend-geisteswissenschaftlich und phänomenologisch orientierten Psychologie kann der Eindruck entstehen, dass die Grenzen zwischen Behauptungen, Empirie und persönlicher Erfahrung, plausibler philosophischer Interpretation verschwimmen. Der Begriff Wissenschaft oder praktische Details der Methodik fehlen durchweg. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn regelmäßig ein Bezug auf eigene Forschungsvorhaben fehlt, solche Empirie überhaupt fehlt oder sich, wie bei Spranger, auf eine deduktiv entworfene Typologie der Lebensformen begrenzt. Dieses Theorie-Praxis-Problem erscheint in eigentümlicher Weise, wenn Autoren wie Binswanger, Gruhle und Jaspers, zwar als Ärzte wissenschaftlich ausgebildet sind, und zweifellos in der Klinik, Fehler des Verstehens, Fehldiagnosen und Irrtümer, auch bei Kollegen erfahren haben,

diese Einsichten nicht kritisch in ihre Konzeption des „Verstehens“ und Interpretationsmethodik einbeziehen.

Wenn eigene empirische Forschungsvorhaben fehlen, wird das Interesse an praktischen Methodenfragen geringer sein, vielleicht auch das strategische Verständnis für Methodenkombinationen und für die wechselseitige Ergänzung von analytischer und synthetische Methode, Elemente und Ganzheit, d.h. einzelne Elemente als Teilaspekt der Ganzheit aufzufassen und das durchaus von primären theoretischen Erwartungen geleitete induktiv-hypothetisch-deduktive Schema empirischer Wissenschaft nachzuvollziehen.

Zu fragen ist weiter, mit welchen Absichten wird eine verstehend- geisteswissenschaftliche psychologische Forschung unternommen? Ist eine praktische Anwendung mitgedacht? Immerhin existierten bereits nach der Jahrhundertwende 1900 vielfältige Anwendungen psychologischer Prinzipien in Schule, Industrie, Beratung und Psychotherapie. Ist aus geisteswissenschaftlich-psychologischer Sicht ein relativ gesichertes Wissen (auf welchen Gebieten und zu welchen Fragestellungen) zu erwarten, um praktische Anwendungen zu ermöglichen? Wurde das Theorie-Praxis-Problem erkannt? Hier verbindet sich außerdem die Anwendungsperspektive mit der berufsethischen Perspektive, d.h. der fachlichen Rechtfertigung und Verantwortung gegenüber anderen Menschen. Aus dieser Sicht wird es bedenklich sein, wenn Aussagen als gültig behauptet werden und wegen ihrer persönlichen Evidenz einer Diskussion entzogen werden. Die genannten Autoren scheinen kaum Wert auf intersubjektive Verständigung und Konvergenz, auf Kommunikation über Befunde und Irrtümer zu legen.

Kritisches Resümee

Der zusammenfassende Kommentar zur Verstehenden und Phänomenologischen Psychologie, die eine Hauptströmung der Psychologie bildete, sollte durch *fünf Leitfragen* gegliedert werden. Das Vorhaben blieb jedoch weitgehend unergiebig. Diese Einschätzung wurde teilweise in den Kommentaren zu den Hauptautoren vorweggenommen und kann hier komprimiert ausgedrückt werden.

Die Hermeneutik wird selten erwähnt und die zugehörige Methodik der allgemeinen Interpretationslehre fehlt fast völlig. Freuds Psychoanalyse wird von einigen Autoren genannt, seine Interpretationsmethode mit dem Ansatz, Deutehypothesen durch freie Assoziationen und andere Reaktionen des Patienten bestätigen zu wollen, scheint nicht zu interessieren. Folglich kann eine herausragende kreative Weiterentwicklung beider Methodentypen kaum festgestellt werden. Wundts Ansatz einer Interpretationslehre, der ersten in der Psychologie überhaupt, ist generell unbekannt. Brentanos Beitrag und Evidenztheorie scheinen nicht genau gelesen worden zu sein bzw. ist in wichtigen Aspekten erst später allgemein zugänglich geworden.

Die grundsätzlichen Überlegungen zur *Kombination von zwei methodologisch grundverschiedenen Perspektiven* (Wundts Erkenntnisprinzipien der psychischen Kausalität und der

physiologischen Naturkausalität), zwei Strategien (Windelbands idiographische und nomothetische Aufgabenstellung) oder zwei Zielsetzungen (Brentanos deskriptive und empirisch-genetische Psychologie) finden, außer bei Lersch, keinerlei Anklang. Ein kontinuierlich weiterentwickelter Diskurs ist aufgrund dieser Defizite unmöglich, scheint auch nicht erstrebt bzw. vermisst zu werden. Auch die Hauptautoren dieser Strömung zitieren einander nur selten und scheinen an Klärungsversuchen, an gemeinsamer Terminologie oder Konvergenzen wenig interessiert zu sein. Im Kontrast zu den Befunden und Einsichten der psychologischen Forschung (seit Kants erstmaliger Methodenkritik dieser Art) über Mängel und typische Fehlerquellen von naiver Introspektion, Selbst- und Fremdwahrnehmung scheint die Gültigkeit des Verstehens im Großen und Ganzen festzustehen. Eine Auseinandersetzung mit der fragwürdigen wissenschaftlichen Gültigkeit von Evidenz und Verstehen in Begriffen der Methodenlehre oder ein Bezug zur empirischen Denkpsychologie und Urteilstheorie fehlen völlig.

In den umfangreichen Büchern und Aufsätzen der Hauptautoren sind zweifellos viele interessante Gedanken und Anregungen enthalten, es fällt jedoch schwer, eine wissenschaftlich-methodenkritische Grundeinstellung zu erkennen, die dieses als überlegen angesehene Erkenntnisverfahren in intersubjektiver Kommunikation erörtert, Überprüfungen zugänglich macht und an diaktischen Konzepten interessiert ist. Das Ausblenden von Didaktik und Ausbildung ist auch ein Aspekt des Theorie-Praxis-Problems. Noch wichtiger wären überzeugende und fruchtbare psychologische Forschungsleistungen und der Transfer in die psychologische Praxis. Der Erkenntnisanspruch wird sehr ausführlich vorgetragen, kategorial und begrifflich dargestellt. Es mangelt jedoch weithin an vorbildlichen Forschungsvorhaben und Anwendungen. Über die allgemeine Positionsbestimmung und das Aufzählen möglicher Aufgaben hinaus fehlt ein explizites Forschungsprogramm mit typischen Arbeitsbeispielen, bedingt ausgenommen Jaspers' Psychopathologie und Sprangers Typologie der Lebensformen.

Wenn in der Gegenwart mit *qualitativen Methoden* in der Psychologie oder in den Sozialwissenschaften gearbeitet wird (ein unglücklich gewählter Begriff anstelle von Interpretationsmethodik), dann scheinen zwar die hier referierten Autoren einen ideengeschichtlich nicht unwichtigen Hintergrund zu geben. Im Unterschied zu dieser Tradition zeigen heutige Arbeiten, wie sie u.a. im *Forum Qualitative Sozialforschung* FQS zu finden sind, dass Methodenprobleme durchaus reflektiert und Absicherungen gesucht werden. So gibt es multimethodische Ansätze („Triangulation“ analog zum Prinzip der multiplen Operationalisierungen in der Psychologie) und eine Interpretationsmethodik, welche oft auch die intersubjektive Konvergenz in einer „Interpretationsgemeinschaft“ sucht. Allerdings ist auch in der Gegenwart nicht gewährleistet, dass innerhalb des Grundstudiums im Fach Psychologie eine entsprechende Ausbildung im interpretativen Paradigma – gleichberechtigt neben dem experimentell-statistischen Paradigma – stattfindet. Es existiert noch nicht einmal ein geeignetes einführendes Lehrbuch.

3. 15 Umbruch und Internationalisierung der Psychologie in den deutschsprachigen Ländern

Mit Köhler, Lewin und Stern endete der Hauptteil der Übersicht über Strömungen und Richtungen in der deutschsprachigen Psychologie mit dem Blick auf die Schlüssel-Kontroversen. Weltkrieg und Emigration verursachten einen tiefen Bruch der Psychologie in Deutschland und Österreich. Demgegenüber konnten in der Schweiz Autoren, wie Jean Piaget, Hans Kunz oder Richard Meili, kontinuierlich arbeiten und, wie Piaget mit seiner Theorie der kognitiven Entwicklung und seiner Epistemologie, internationale Resonanz finden.

Ideengeschichtlich zusammenhängend ereignete sich die primär durch Philosophen und Psychologen im deutschen Sprachgebiet geprägte Gründungsphase der empirischen Psychologie in einem relativ begrenzten Raum: in erster Linie in Königsberg (Kant, Herbart), Leipzig (Fechner, Lotze, Wundt), Berlin (Stumpf, Köhler, Lewin u.a.) und Wien (Brentano, Mach, Freud). In zweiter Linie sind dann Göttingen, Halle, Hamburg, Zürich und andere Universitäten zu nennen. Gewiss sind noch viele andere bedeutende Psychologen zu erwähnen, welche die Entwicklung der Psychologie in den deutschsprachigen Ländern zwischen 1874 und den 1930 er Jahren beeinflusst haben, wichtige Forschungsrichtungen schufen und zum Gesamtbild hinzufügten. In den eigenen Bücher wurden solche Beiträge unter systematischen Gesichtspunkten zusammengefasst: zur Rezeption von Wundts Psychologie und ähnlich recherchiert zur Kategorienlehre der Psychologie (Fahrenberg, 2008a, 2011, 2013).

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verschwinden die zuvor oft erstaunlich langen Darstellungen des Subjekt-Objekt-Problems und des Leib-Seele-Problems aus den hauptsächlichlichen deutschsprachigen Lehrbüchern oder sie werden stark reduziert, doch ohne dafür anderen grundsätzlichen Fragen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie oder den Kontroversen der Methodologie im Allgemeinen mehr Raum zu geben. Vielleicht werden diese fundamentalen Fragen als unbeantwortbar oder als unwichtig angesehen: eher als Themen der Psychologie-Geschichte oder der Philosophie. In vielen Lehrbüchern werden grundsätzliche Fragen der Erkenntnistheorie und Anthropologie ausgeklammert, häufig nicht einmal Literaturhinweise gegeben. Die Psychologen der primär experimental-psychologischen Richtung und der anderen Strömungen präsentieren sich insgesamt in einer unübersehbar *pluralistischen Weise*. So entsteht der Eindruck, dass sich die Reflexion der Grundsatzfragen nicht systematisch vertieft und das Fehlen einer Einheit der Psychologie auch nicht sehr irritiert. Diesem Eindruck widersprechen jedoch die einzelnen, aber wiederkehrenden Diagnosen von *Krisen der Psychologie*.

Die Schlüsselkontroversen der Psychologie bestehen fort, sie werden jedoch kaum in einer *systematischen Weise* aufeinander bezogen, diskutiert und konstruktiv weitergeführt. Nicht

einmal eine kritische Darstellung der Experimentalpsychologie und Messtheorie oder die Auseinandersetzung mit der Psychologie von Kant, Fechner und Wundt, ganz abgesehen von Brentano oder Freud, sind regelmäßig zu finden. Auch wenn einige der schon länger zurückreichenden Kontroversen weitergeführt werden, gibt es aus heutiger Sicht eigentümliche Lücken und Defizite. Die Lektüre und die Übersicht der Kontroversen bestätigt die Übersichten von Ziehen oder Elsenhans, die bereits zur Jahrhundertwende 1900 die Existenz zahlreicher Richtungen feststellten, diesem Sachverhalt jedoch im Hinblick auf eine Theoretische Psychologie nicht weiter nachgingen. Der Stil dieser Kommunikation ist vorwiegend monologisch.

Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Darstellung sehr viel schwieriger, denn durch Emigration und durch Vermittlung und wegen des zunehmenden Einfluss angloamerikanischer Autoren, über James und Watson hinaus, wäre die Ideengeschichte vielschichtig weiterzuführen. Schönplflug (2013) und andere Autoren haben dieses große Mosaik dargestellt. Dabei müssten Wechselbezüge, fundamentale sprachliche Hürden, vielleicht kulturell bedingte Vorlieben für bestimmte Fragestellungen und Anwendungen berücksichtigt werden. Die einseitige und die wechselseitige Rezeption wurden sehr viel komplizierter, während sie in dem Zeitraum von 1874 bis in die 1930er Jahre hinein, auch mit der Vorgeschichte bei Kant, Herbart und Fechner, übersichtlicher blieb. Die einflussreichen philosophischen Strömungen und Orientierungen der empirischen Psychologie im deutschsprachigen Gebiet waren gegenüber dem Denken in anderen europäischen Ländern zweifellos nicht völlig abgeschlossen, wie entsprechende Hinweise in den Publikationen sowie viele Besuchsreisen und Kongresse erkennen lassen. Dennoch lässt sich die These vertreten: die wichtigsten Schlüssel-Kontroversen fanden in ihrer intellektuellen Konzentration und Bedeutung zwischen wenigen Professoren weniger deutschsprachiger Universitäten statt.

Diesem Eindruck widerspricht nicht, dass sich im angloamerikanischen Raum eine in Forschung und Anwendung breit angelegte Disziplin mit eigenständigen Konzepten entwickelte, unter anderem zur tierexperimentellen Lernpsychologie und Physiologischen Psychologie sowie zur Sozialpsychologie, Angewandten Psychologie, Differenziellen Psychologie und Testpsychologie. Es werden neue Schlüsselbegriffe geprägt und neue Methoden entwickelt, wobei die Einführung der Tierexperimente zu psychologischen Fragestellungen eigentlich eine fundamentale erkenntnistheoretische Kontroverse auslösen könnte.

Die Perspektive der *Internationalisierung* mit der Übernahme amerikanischer Entwicklungen, Theorien und innovativer Methoden würde ein anderes Format der Darstellung und ein anderes methodisches Vorgehen erfordern, aus dem sich dann ungewollt eine Darstellung wie in typischen Lehrbüchern der Psychologiegeschichte ergeben könnte, in relativ unverbundenen historischen Strängen anstelle einer konsistenten Ideengeschichte und Entwicklung der Schlüsselkontroversen.

Die räumliche und politische Nähe zum Geltungsbereich des dialektischen Materialismus induzierte im westlichen Deutschland eine Auseinandersetzung mit diesen Ideen, teilweise und zeitweilig auch eine positive Einstellung zu marxistischen und gesellschaftskritischen Vorstellungen, wie sie in ähnlicher Weise höchstens in Frankreich, aber nicht in den angloamerikanischen Ländern stattfand. Auch diese besondere Situation und nicht

allein die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Postulate erfordern in dem Unterkapitel über *Kultur- und Gesellschaftswissenschaftliche Psychologie* Abschnitte bzw. Hinweise zur Marxistischen Psychologie und zur Gesellschaftskritisch engagierten Sozialforschung (Erich Fromm, Max Horkheimer, Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas).

Ein weiterer Abschnitt befasst sich mit der Abspaltung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* von der *Deutschen Gesellschaft für Psychologie*. Die Auseinandersetzung lässt in besonderer Weise mehrere Schlüsselkontroversen erkennen. Auch die Bildung von Schulen der Psychotherapie könnte sozialpsychologisch betrachtet werden. Hauptsächlich aus Freuds Psychoanalyse und den wenigen anderen Ansätzen zur Psychotherapie und Psychagogik, die am Ende des 19. Jahrhunderts zu nennen wären, entwickelte sich eine fächerartige breite *Strömung*, in welcher einige *Hauptrichtungen* und einzelne *Richtungen* exemplarisch zu unterscheiden sind, wie vielleicht auf keinem anderen Gebiet der Psychologie. Zu diesem Thema gehört auch die Stellung der Psychoanalyse. Weiterhin existiert sie außerhalb der universitären Psychologie, auch wenn viele psychoanalytische Begriffe und Konzepte vom Hauptstrom übernommen wurden. Den Abschluss dieses Hauptkapitels bildet der Abschnitt über Menschenbilder, interdisziplinäre Anthropologie und integrative Humanwissenschaft

3. 16 Kultur- und Gesellschaftswissenschaftliche Psychologie, Gesellschaftskritisch engagierte Psychologie

3. 16. 1 Kulturpsychologie, Kultur- und Sozialanthropologie

Hier kann nicht die Ideengeschichte der Kulturpsychologie bzw. der Kultur- und Sozialanthropologie nachgezeichnet werden. In den Anfängen gab es so unterschiedliche Einflüsse und Perspektiven, dass es etwa Wundt schwer fiel, einen geeigneten Begriff zu wählen; er schwankte zwischen *Psychologische/Psychische Anthropologie* und *Soziale (Soziologische) Anthropologie*. Bereits Gottlob Ernst Schulze (1826) und Jakob Friedrich Fries (1837/1982) hatten Bücher zur Psychischen Anthropologie, allerdings primär als eine empirische Menschenkunde, verfasst. Wundt entschied sich schließlich für die kurz zuvor von Heymann Steinthal und Lazarus geprägte Bezeichnung Völkerpsychologie und schuf damit viele Missverständnisse. Er meinte ja nicht Ethnologie, wie manche es verstanden, sondern die allgemeine Entwicklungstheorie des menschlichen Geistes in *Sprache, Mythos und Sitte* (1911, in zehn Bänden). *Kulturpsychologie* wäre weitaus treffender gewesen und vielen Absichten der Vorläufer, zu denen in Deutschland u.a. Kant und Herder gehörten, eher entsprechend. An dieses „andere Erbe“ Wundts, d.h. die „Völkerpsychologie“ (Kulturpsychologie) neben der Experimentalpsychologie, zu erinnern und das Gesamtbild erneut zu rechtgerückt zu haben, ist das Verdienst einer Autorengruppe (hrsg. von Jüttemann, 2006).

Die kulturpsychologische Forschungsrichtung hat vor und neben Wundt verschiedene Wurzeln, doch kam die *breite* empirische Wendung mit dem Übergang von der Analyse der schriftlichen Quellen zur *empirischen Untersuchung* gegenwärtiger Kulturen und zur *Feldforschung* vor allem in der amerikanischen Kultur- und Sozial-Anthropologie zustande (siehe Gadamer & Vogler, 1972 ff; Thies, 2004; Wulf, 2004). Ein Teil dieser Forschung, die sich für die Universalien, d.h. allen Menschen gemeinsame psychische und soziale Eigenschaften, interessierte, war von Freuds Psychoanalyse und seiner Schrift über *Totem und Tabu* beeinflusst. Die empirische Wende, abgesehen von den wissenschaftlich interessierten Weltreisenden wie Alexander von Humboldt, kam in Frankreich durch Émile Durkheim und Claude Lévi-Strauss, der als Begründer des ethnologischen Strukturalismus und früher Vertreter einer Ethnosozilogie gilt. Noch sehr viel breiter ist die Forschungsaktivität der herausragenden amerikanischen Kultur- und Sozialanthropologen der Gründergeneration, wie Boas, Malinowski, G. H. Mead, Sapir, Whorf (auch Durkheim und Wygotski), die alle noch Wundt in Leipzig besucht hatten.

Diese breite Strömung und ihre inzwischen differenzierten Richtungen haben eine Flut von Ergebnissen und Einsichten zu verschiedenen Fragen sowie zum Thema der Universalien ergeben (Antweiler, 2007, 2010). Sie trugen zur Relativierung des eurozentrischen sowie auch des amerikanischen Selbstverständnisses bei; grundsätzlich zur multikulturellen Sichtweise, den modernen Konzepten des gesellschaftlichen Pluralismus und Kulturalismus. Bereichert wurde auch die allgemeine Kategorienlehre der Psychologie und der Sozialwissenschaften durch die Beiträge u.a. von Talcott Parsons, Jaan Valsiner, Lutz Eckensberger (siehe Übersicht zu Allgemeinbegriffen und Kategorien, Fahrenberg, 2013a).

Wilhelm Wundt hatte mit seiner Völkerpsychologie ein großes Vorbild gegeben, und die Völkerpsychologie stand auch als Prüfungsfach in der ersten Diplom-Prüfungsordnung. Wundts Arbeitsprogramm scheint jedoch in der akademischen Psychologie der folgenden Generationen (und im Vergleich zu einer Philosophischen Anthropologie und spekulativen Kulturphilosophie) nur wenig Interesse gefunden zu haben. Zwar hatte Hugo Münsterberg schon 1896 und 1897 an der Universität Freiburg Vorlesungen über „Psychologie mit Einschluss der Sozialpsychologie“ gehalten und es gab im Kreis um Wundt den Völkerpsychologen Willy Hellpach, doch in den Grundzügen wurde das *moderne Programm der Sozialpsychologie* erst nach dem Zweiten Weltkrieg aus den USA übernommen – wie auch die *empirische Kultur- und Sozialanthropologie*.

Psychologie ist auch Sozialwissenschaft. Das ist natürlich am deutlichsten auf dem engeren Fachgebiet der Sozialpsychologie zu erkennen, doch gibt es in fast allen anderen Teilgebieten eine markante sozialpsychologische Perspektive. Die Sozialpsychologie ist konstituierend für das Fach Psychologie. Aber rückblickend bleibt die Frage: Wie breit war überhaupt in den 1920 er und 1930 er Jahren das Interesse deutscher Psychologen oder Soziologen an einer *empirischen* Sozialforschung, an Sozial- und Kulturanthropologie im Unterschied zu einer Philosophischen Anthropologie? Stammen von Plessner, Scheler, Rothacker tatsächlich Anregungen für empirische Forschungsprojekte?

Diese Entwicklungsstörung der Sozialpsychologie in Deutschland ist wesentlich durch die NS-Herrschaft von 1933 bis 1945 verstärkt worden, wie an der Unterbrechung der – teils als Feldforschung angelegten – wichtigen Projekte von Erich Fromm, von Else

Frenkel-Brunswik, Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld u.a. zu sehen ist. Nach dem Krieg fiel der Aufbruch schwer. Das einschlägige Beispiel der Forschung über die „Autoritäre Persönlichkeit“ zeigt, dass sogar die Mitglieder des *Frankfurter Instituts für Sozialforschung* nur sehr wenige Untersuchungen und keine innovative Forschung über Täter und Opfer des NS-Staates – nach dem Vorbild der amerikanischen Studien über Antisemitismus, über Gehorsamkeits-Verhalten und die „Authoritarian Personality“ – zustande brachten (ideengeschichtliche Hinweise siehe unten, sowie Fahrenberg & Steiner, 2004).

Die relative Lebensferne der sozialpsychologischen Forschung, die deutliche Ausrichtung auf das Labor und die computergestützten Modellierungen, und das Interesse an abstrakte Handlungstheorien, sind nicht zu übersehen – anstelle von Projekten der Alltagspsychologie, Feldforschung, Sozialpsychologie in Konfliktfeldern nach dem Vorbild Kurt Lewins. Der Eindruck, dass ein zu geringes Engagement bei der Förderung emanzipativer Interessen sowohl der Einzelnen als auch der Gesellschaft bestehen, führte später zu der umstrittenen Gründung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie e.V.* Diese NGfP versteht sich als ein „Zusammenschluss von wissenschaftlich und praktisch tätigen Psychologinnen und Psychologen sowie von Wissenschaftlern und Praktikern aus Nachbarprofessionen, die sich mit Psychologie-nahen Fragestellungen befassen. Ihr gemeinsames Ziel ist die methoden- und gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit psychologischen Themen. Zu diesem Zweck bemüht sich unsere Gesellschaft um eine fächerübergreifende Zusammenarbeit sowie um die Überwindung der Spaltung von Wissenschaft und Praxis“.

3. 16. 2 Marxistische Psychologie, Gesellschaftskritisch engagierte Sozialforschung und Psychologie

Mit dem Thema gesellschaftskritischer und gesellschaftsphilosophischer Psychologie ist zeitweilig vor allem die *Kritische Psychologie* von Klaus Holzkamp (1972) assoziiert werden. Doch sie bildet nur einen kleineren Teil des Themas. In der *Deutschen Demokratischen Republik* gab es unter dem Einfluss der SED eine marxistisch-leninistisch ausgerichtete, offizielle Psychologie, die einen ideologischen Einfluss auf das Studium und die Forschung, tendenziell auch auf die Berufspraxis, etwa durch bevorzugte Förderung bestimmter Bereiche und Einrichtungen, ausübte. Je nach Fachgebiet der Psychologie wurden die Positionen mehr oder weniger auffällig gesteuert. Wissenschaftssoziologisch existiert hier ein interessantes Diagnostikum der relativen Formbarkeit oder „Anfälligkeit“ spezieller Fragestellungen und Interpretationsansätze, im Stil nicht unähnlich zur Psychologie in der Zeit des Nationalsozialismus. Die marxistisch-leninistische Orientierung manifestierte sich unterschiedlich, in der Allgemeinen Psychologie oder Testpsychologie weniger deutlich als in der Persönlichkeitspsychologie, Sozialpsychologie und Pädagogischen Psychologie.

Für die Psychologie in der Sowjetunion gilt über viele Auflagen hinweg das Lehrbuch von Sergej Leonidowitsch Rubinstein (1971) *Grundlagen der allgemeinen Psychologie* als repräsentativ (vgl. auch Kussmann, 1974, *Sowjetische Psychologie, auf der Suche nach der Methode. Pawlows Lehren und das Menschenbild der marxistischen Psychologie*). Rubins-

tein geht in der Einleitung seines Lehrbuchs auf gesellschaftliche und wissenschaftstheoretische Fragen ein und er berichtet auch über die Verurteilung der Pawlowschen Lehre, die aus Sicht des Dialektischen Materialismus (DIAMAT) zu materialistisch, d.h. ohne den richtigen Standpunkt zu gesellschaftlichen Fragen verfasst ist. Die ideologische Beurteilung von russischen und westlichen Autoren, u.a. Wundt und Freud sowie James und Watson, macht längere Abschnitte aus. – Die Psychologie in der DDR orientierte sich an Rubinstein und darüber hinaus an Autoren wie Leontjew, Luria, Wygotski, auch Ananjew (1974) und neueren Autoren: siehe (Hiebsch & Sprung, 1973: *Aufgaben, Perspektiven und methodologische Grundlagen der marxistischen Psychologie in der DDR*).

„Die Psychologie des Menschen untersucht also die Psyche, das Bewusstsein des Menschen als einer konkreten Person, die in ein bestimmtes System gesellschaftlicher Beziehungen einbezogen ist. Das Bewusstsein des Menschen formt und entwickelt sich im Prozess der gesellschaftlich organisierten Tätigkeit (Arbeit, Unterricht); es ist also ein historisches Produkt. Die Psychologie des Menschen hört deswegen nicht auf, eine Naturwissenschaft zu sein, da sie ja die psychische Natur des Menschen untersucht. Aber sie ist gleichzeitig und gerade deshalb (und nicht trotzdem) eine historische Wissenschaft, insofern gerade die Natur des Menschen ein Produkt der Geschichte ist. (...) Die Gesetzmäßigkeiten des gesellschaftlichen Seins sind die wesentlichsten, führenden Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des Menschen. Die Psychologie muss daher beim Erkennen der menschlichen Psyche von ihnen ausgehen, darf jedoch niemals weder die psychologischen Gesetzmäßigkeiten auf soziale noch die sozialen auf psychologische reduzieren. Wie groß auch die Bedeutung der physiologischen Analyse der Mechanismen der psychischen Prozesse für die Erkenntnis ihres Wesens sein mag – so darf man ebenso keineswegs die Gesetzmäßigkeiten psychischer Prozesse auf physiologische Gesetzmäßigkeiten reduzieren. Die Psyche spiegelt das Sein wider, das außerhalb und unabhängig vom Subjekt existiert“ (Rubinstein, 1971, S. 41-42). – „Hinter jeder Theorie steht schließlich immer eine Ideologie, hinter jeder psychologischen Theorie also eine bestimmte Gesamtkonzeption vom Menschen, die durch sie mehr oder weniger spezialisiert und modifiziert wird“ (1971, S. 842).

„Ideologie wird definiert als „System der gesellschaftlichen (politischen, ökonomischen, rechtlichen, pädagogischen, künstlerischen, moralischen, philosophischen u.a.) Anschauungen, die bestimmte Klasseninteressen zum Ausdruck bringen und entsprechende Verhaltensnormen, Einstellungen und Wertungen einschließen. (...) In der marxistisch-leninistischen Philosophie wird der offen parteiliche Charakter der sozialistischen Ideologie betont, da sie als Ideologie der fortschrittlichen Klasse Anleitung zum Handeln ist und ihre grundlegenden Interessen mit den Interessen aller Werktätigen übereinstimmen. Sie ist Ideologie der Arbeiterklasse, d.h. Klassenideologie. Da die Befreiung der Arbeiterklasse mit der menschlichen Emanzipation zusammenfällt, wird sie zugleich allgemeinemenschliche Ideologie“ (Klaus & Buhr, 1972, S. 506; siehe Hiebsch, 1972).

Außer der Bestimmung der *Ideologie* als das „richtige Bewusstsein“, d.h. Parteilichkeit im Klassenkampf, sind hier die Grundzüge des sozialistischen Menschenbildes interessant, auch im Hinblick auf die Schlüsselkontroversen: die Sicht des Gehirn-Bewusstsein-Problems (Bezug von Psychologie und Physiologie) und die dialektisch-materialistische Sicht des Theorie-Praxis-Problems.

Menschenbild

„Die Persönlichkeit wird immer durch die gesellschaftlichen Bedingungen geformt, die sie vorfindet und unter denen sie sich entwickelt. Sie ist aber nicht nur Objekt und Produkt der gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern aktives Subjekt der gesellschaftlichen Tätigkeit, Träger und aktiver Gestalter der gesellschaftlichen Beziehungen, von dem letzten Endes die Entwicklung, Veränderung, Umgestaltung der gesellschaftlichen Bedingungen mit abhängt. Marx kritisierte in der 3. *Feuerbach-These*, dass „die materialistische Lehre von der Veränderung der Umstände und der Erziehung vergisst, dass die Umstände von den Menschen verändert und der Erzieher selbst erzogen werden muss ... Das Zusammenfallen des Änderns der Umstände und der menschlichen Tätigkeit oder Selbstveränderung kann nur als revolutionäre Praxis gefasst und rationell verstanden werden (Marx, 1969, S. 5)“ (Kossakowski & Otto, 1977, 20, gestützt auf Marx-Zitate).

Als Beispiel wird hier das Menschenbild der „Sozialistischen Persönlichkeit“ aus dem *Marxistisch-Leninistischen Wörterbuch der Philosophie* von Klaus und Buhr (1972, S. 829-830) zitiert: „Sozialistische Persönlichkeit ist das sich im Prozess der gesellschaftlichen Arbeit selbst gestaltende und entwickelnde Individuum, das unter der Führung der marxistisch-leninistischen Partei in Gemeinschaft mit anderen Menschen seinen Lebensprozess in ständig wachsendem Maße unter Kontrolle nimmt und in diesem Prozess seine individuellen Fähigkeiten, seine produktiven Kräfte immer allseitiger entfaltet. Für die Persönlichkeit der sich voll entwickelten sozialistischen Gesellschaft können daraus folgende Merkmale und Eigenschaften bestimmt werden:

Das Streben nach Aneignung einer umfassenden Allgemeinbildung und ständiger Vervollkommenung beruflichen Wissens und Könnens; die Fähigkeit und das Bedürfnis zur selbständigen schöpferischen geistigen Arbeit und zur praktischen Anwendung neuer Erkenntnisse; ein fester sozialistischer Klassenstandpunkt, der in der sozialistischen Ideologie und Weltanschauung begründet ist und in der aktiven Parteinahme für den sozialistischen Staat und in der Bereitschaft, ihn zu verteidigen, zum Ausdruck kommt; sozialistische moralische Qualitäten und Verhaltensweisen, wie vor allem hohes Pflicht- und Verantwortungsbewusstsein, sozialistischer Gemeinschaftsgeist, Kämpfertum und Mut zum Risiko, Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, Internationalismus und Achtung vor dem Menschen.

Reichtum an individuellen und kollektiven produktiven Kräften und Fähigkeiten, die wirkliche Leistung, die gute verantwortliche Arbeit innerhalb der Gemeinschaft bestimmen die Entwicklung der sozialistischen Persönlichkeit. Diese Merkmale und Wesenszüge der sozialistischen Persönlichkeit entwickeln und festigen sich im Kampf um die gemeinschaftliche Meisterung der wissenschaftlich-technischen Revolution, in der aktiven Teilnahme von immer mehr Werktätigen an der Planung und Leitung von Wirtschaft und Gesellschaft und durch die Aneignung der sozialistischen Ideologie und Weltanschauung unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse. Diese Merkmale und Wesenszüge sind heute vor allem bei den fortgeschrittensten Werktätigen in allen Klassen und Schichten des Volkes, bei den vorbildlichen Arbeitern, Genossenschaftsbauern und Angehörigen der Intelligenz ausgeprägt. Sie setzen Maßstäbe für die Persönlichkeitsentwicklung aller Werktätigen für die wissenschaftliche Führungstätigkeit der Partei, des sozialistischen Staates sowie für die Leitungen der Kollektive. (...) Die Entwicklung der Persönlichkeit setzt nicht nur die Besei-

tigung der kapitalistischen Ausbeutung und Unterdrückung, des Privateigentums an den Produktionsmitteln und die Schaffung völlig neuer sozialistischer Lebens- und Tätigkeitsbedingungen voraus, sondern es bedarf darüber hinaus des bewussten, gesellschaftlich-erzieherischen Einflusses auf die Persönlichkeitsbildung, der Führung und Leitung dieses Prozesses durch die marxistisch-leninistische Partei, den sozialistischen Staat, die gesellschaftlichen Organisationen, die Kollektive der Arbeit. Das schließt aber die Eigenverantwortung des Menschen für die Entwicklung seiner Persönlichkeit nicht aus. Vielmehr gewinnt gerade die Selbsterziehung mit den wachsenden Anforderungen des Lebens an die bewusste, schöpferische Tätigkeit des Menschen und im Zusammenhang mit den größeren Möglichkeiten menschlicher Betätigung im Sozialismus und Kommunismus immer mehr an Bedeutung.“

„Die Subjektrolle der Persönlichkeit setzt natürlich als erstes bestimmte gesellschaftliche Bedingungen voraus. Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass erst die sozialistische und kommunistische Gesellschaft die Möglichkeiten für die breite Masse ihrer Mitglieder schafft, ihre Subjektrolle voll zu realisieren“ (Kossakowski & Otto, Persönlichkeit – Tätigkeit – psychische Entwicklung, 1977, S. 20).

Erkenntnistheorie

In der heute verbreiteten Wissenschaftstheorie wird (im Unterschied etwa zu den älteren Darstellungen von Diemer, 1976; Seiffert, 1973) kaum mehr beachtet, dass im Dialektischen Materialismus auch eine Wissenschaftstheorie der Psychologie entstanden ist, die zu Kernproblemen wie dem Subjekt-Objekt-Problem und dem Theorie-Praxis-Problem anregende Konzepte entwickelte: Wenn Bewusstsein und Gehirnphysiologie eine dialektische Einheit bilden, dann klingen in diesem Postulat, deutlicher als oft in dem älteren Parallelismus und den Identitätstheorien, kategorialanalytische Überlegungen an, wie die relative Eigenständigkeit psychischer Tätigkeit zu bestimmen ist. Das Psychische wird als „Eigenschaft einer auf besondere Weise organisierten Materie“, als Produkt der Hirntätigkeit, definiert. Eine prägnante Kategorialanalyse und eine ausgearbeitete Konzeption, wie diese Aspekte strategisch und methodologisch zu verknüpfen sind, fehlen jedoch weitgehend. Analog entstanden Konzepte für eine am DIAMAT orientierte gesellschafts- und kulturwissenschaftliche Psychologie, siehe Wygotski und Leontjew, mit der Ableitung eigenständiger Prinzipien.

Rubinstein schreibt zum Verhältnis von Physiologie und Psychologie: „Wenn die Physiologie die einheitliche Widerspiegelungstätigkeit des Gehirns als Nerventätigkeit untersucht, die von den Gesetzen der nervlichen Dynamik bestimmt wird, so erforscht die Psychologie dieselbe Tätigkeit als psychische (als Wahrnehmung, Einprägen, Denken usw.). (...) Die physiologischen Gesetze der Neurodynamik erhalten durch die Erweiterung ihrer Gültigkeit auf die psychischen Erscheinungen in ihnen eine neue, originelle Äußerungsform, die ihren Ausdruck in den Gesetzen der Psychologie findet“ (Rubinstein 1966, zit. n. Lompscher, 1974, S. 56 f). Solche Differenzierungsversuche von Lenins Widerspiegelungstheorie betonen die *aktive* Tätigkeit der Widerspiegelung (Leontjew, Nebylizin, Smirnow und weitere Autoren). Diese Autoren begannen, zwei Aspekte stärker abzugren-

zen (siehe Lompscher S. 58 ff): den epistemologischen und den ontologischen Aspekt (in ihrer dialektischen Einheit). Das Psychische ist das subjektive Abbild der objektiven Realität und andererseits die Tätigkeit des Gehirns. Das Bewusstsein muss als „ideelle Tätigkeit des materiellen Gehirns“ betrachtet werden. Es besteht das Paradox „der qualitativen Heterogenität psychischer Erscheinungen (Abbilder) und der qualitativen Homogenität der diese Erscheinungen hervorruhenden Nervenprozesse“ (Orlow). „Jene Erscheinungen des Gehirns, die durch die psychische Wechselwirkung des Subjekts mit dem Objekt entstehen, sind physiologischen Untersuchungen unzugänglich, ihr Studium bedarf psychologischer Forschungen“ (Ponomarjow). „Psychisches ist nicht auf Physiologisches reduzierbar“ (Leontjew).

Theorie und Praxis

Im *Marxistisch-Leninistischen Wörterbuch der Philosophie* gehören die Artikel zu „Theorie“ und „Praxis“ zu den längsten Beiträgen. Auch wenn diese Themen in der psychologischen Literatur weniger hervortreten, muss der Theorie-Praxis-Bezug für die empirische Psychologie aus Sicht des DIAMT fundamental sein. „Praxis ist gesellschaftlicher Gesamtprozess der Umgestaltung der objektiven ‚Realität‘ durch die Menschheit. Praxis ist die ‚gegenständliche Tätigkeit‘, das ‚ganze Tun und Treiben‘ (Marx, Engels) der gesellschaftlich vereinten Menschen zur Veränderung ihrer natürlichen und sozialen Umwelt. Die Relationsglieder zwischen denen die Praxis besteht, sind einerseits das Subjekt, die gesellschaftlich organisierte Menschheit, und andererseits das Objekt, der Bereich der objektiven Realität, der der praktischen Einwirkung des Subjekts unterliegt. Der marxistische Praxisbezug hebt gedanklich die Grundmerkmale des menschlichen Lebensprozesses, der menschlichen Existenzweise hervor. Die Entdeckung der grundlegenden Bestimmungen des menschlichen Lebensprozesses war nur im Zusammenhang mit der Herausbildung der marxistischen Philosophie insgesamt möglich. (...) Praxis im marxistisch-philosophischen Sinn bezeichnet stets den gesellschaftlichen Gesamtprozess der materiellen Umgestaltung der gesellschaftlichen Realität. (...) Eine andere erkenntnistheoretische Funktion der Praxis als einer materiellen Einwirkung auf die objektive Realität ist, Kriterium der Erkenntnis, Prüfstein der Wahrheit von Aussagen und Aussagenverbindungen(-systemen) zu sein. Eine Aussage ist dann wahr, wenn sie dem objektiven Sachverhalt, über den sie etwas aussagt, entspricht. Ist eine solche Übereinstimmung von Aussage und Sachverhalt nicht gegeben, dann ist die betreffende Aussage falsch“ (Klaus & Buhr, 1972, S. 865 f). Die Autoren stellen das entscheidende Wahrheitskriterium der gesellschaftlichen Praxis dem von James entwickelten Pragmatismus gegenüber, der sich nur auf das Kriterium der *Nützlichkeit* beziehe, so dass „jede denkbare falsche Aussage für wahr gilt, wenn sie ‚in ihrer Unwahrheit‘ irgendjemand dienlich ist.“

Aus der deutschen Philosophiegeschichte (Feuerbach, Hegel u.a.) und auch wegen der historisch besonderen Lage in der Nachbarschaft zur DDR haben sich einige der für die Theoretische Psychologie interessanten Richtungen gerade in Deutschland in vielfältiger Weise entwickelt. Mit einigen Namen und Hinweisen kann daran erinnert werden, dass unter dieser ideologisch betonten Perspektive bedeutsame Kontroversen beschrieben wur-

den. Eine Schlüsselkontroverse ist das Theorie-Praxis-Problem. Aus marxistisch-leninistischer Sicht bildet es ein Hauptthema der Wissenschaftstheorie: das Kriterium einer praktisch erfolgreichen Anwendung von Wissenschaft im Sinne des gesellschaftlichen Fortschritts. Die Subjekt-Objekt-Dialektik und die besondere Form der „inhaltlichen“ dialektischen Logik, wie sich im Erkenntnisprozess solcher Widersprüche die These und Antithese im „Werden“ zu einer Synthese verbinden (Diemer, 1976; Seiffert, 1973), sind zentrale Bestandteile. Es gibt ein Primat der Lebenstätigkeit, des Sozialen, des gesellschaftlichen Charakters der Erkenntnis, und die gesellschaftliche Praxis ist Kriterium der Wahrheit. Das Verhältnis von Materie (Sein) und Bewusstsein als *Grundfrage der Philosophie* erhält eine dialektisch- materialistische Lösung.

In erkenntnistheoretischer Hinsicht ist zu vermerken, dass das Konzept der *dialektischen Einheit* von psychischen und physischen Eigenschaften der Gehirntätigkeit, anders als in der abstrakten Dialektik der idealistischen Philosophie, insbesondere Hegels, epistemologisch zu einer zweiseitigen Betrachtungsweise führt (beispielsweise in der „Psychophysiologie der höheren Nerventätigkeit“). Diese Meta-Relation hat Ähnlichkeiten mit der Kombination zweier Perspektiven, zweier kategorial grundverschiedener Bezugssysteme sowie mit der Übertragung des Komplementaritätsprinzips auf das Gehirn-Bewusstsein-Problem. Die Einstellungen zum *Gehirn-Bewusstsein-Problem* und zum *Theorie-Praxis-Problem* sind hervorzuheben, denn hier ist ein fundamentaler Unterschied zwischen der westlich-neomarxistisch beeinflussten Strömung der *Sozialphilosophie* und dem dialektischem Materialismus zu erkennen.

Den marxistischen Einflüssen und den Ideen anderer Philosophen auf jene Konzepte der Gesellschaftstheorie und auf die Psychologie genauer nachzugehen, verlangt gründliche Interpretationen. Nicht nur zwischen den Autoren, sondern auch zwischen ihren Entwicklungsstadien existieren oft fundamentale Brüche. So muss, wie Holzkamp exemplarisch zeigt, unterschieden werden: zwischen dem frühen Denken von Marx im Sinne seiner Feuerbach-Thesen, dem Marxismus des *Kapitals*, dem Marxismus-Leninismus unter Einfluss von Engels als Dialektischer Materialismus DIAMAT und dem westlichen Marxismus oder Neo-Marxismus in verschiedenen Varianten und Abzweigungen, aber meist ohne den DIAMAT. Die Auseinandersetzungen finden auf einer abstrakten, philosophischen und ideologischen Ebene (Ideologie als das „richtige“ Bewusstsein verstanden) statt und verlangen dementsprechend auch die Kenntnis zumindest von Kernsätzen der Texte der Klassiker. So gibt es viele, oft nur rudimentäre und kaum noch als marxistisch zu bezeichnende Positionen in den westlichen Ländern bzw. in den post- und neomarxistischen Abzweigungen. – Daneben existieren die abweichenden Positionen, die revidierten und von vielen anderen Ideen beeinflussten und originell weitergeführten Auffassungen von so unterschiedlichen Denkern wie Fromm oder Habermas. Die Einzelheiten dieses weiten Feldes werden hier umgangen.

In der Bundesrepublik gab es eine Rezeption der marxistisch orientierten Psychologie (u.a. Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie, 1975; Kossakowski & Otto, 1977). Es standen aus der DDR Übersetzungen russischer Autoren zur Verfügung, dazu französische Autoren wie Georges Politzer (1928/1978; siehe Abschnitt 4.2) oder Lucien Sève (1972) mit seinem Buch *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit*. Deshalb ist es wichtig, inner-

halb der marxistisch orientierten Hauptströmung mehrere Richtungen zu unterscheiden, wobei die fundamentalen Unterschiede der Positionen ein eigenes und schwieriges Thema wären. Häufig geben die zitierten Texte einen Hinweis auf die individuellen Akzentsetzungen, beispielsweise, ob die Feuerbach-Thesen des jungen Marx herangezogen wurden oder nicht, ob bestimmte Begriffe wie dialektisch-materialistisch, Ergebnisse der gesellschaftlichen Praxis als Wahrheitskriterium, Selbstveränderung, Ideologie vorkommen.

So schreibt Sève in nicht orthodoxer Weise: Die Psychologie „muss sich unvermeidlich fragen, was der Mensch dem Wesen nach ist. (...) Dieses ‚Geheimnis‘ ist das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse. Mit anderen Worten: Dem menschlichen Individuum ist sein Wesen nicht angeboren; es hat es außer sich, auermittig, in der Welt der gesellschaftlichen Verhältnisse. Das ist es, was Marx entdeckt und erstmals mit der *6. These über Feuerbach* formuliert hat [Marx, 1845: Feuerbach löst das religiöse Wesen in das *menschliche* Wesen auf. Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.]. Diese theoretische Einsicht ist seit langem durch die Fortschritte aller Wissenschaften vom Menschen glänzend bestätigt: die *Humanität* (im Sinne des ‚Mensch-Seins‘) ist im Gegensatz zur *Animalität* (dem ‚Tier-Sein‘) keine von Natur aus in jedem einzelnen Individuum vorhandene Gegebenheit, sie ist die *gesellschaftliche Menschenwelt*, und jedes *natürliche* Individuum wird dadurch zum *menschlichen*, dass es sich durch seinen wirklichen Lebensprozess innerhalb der *gesellschaftlichen* Verhältnisse vermenschlicht“ (1972, S. 156). (...) Bisher hat die Psychologie meist gemeint, den Gesellschaftswissenschaften, wenn nicht gar dem historischen Materialismus weitgehend Genüge getan zu haben, wenn sie die bestimmende Rolle der sozialen Faktoren bei der Herausbildung der menschlichen Persönlichkeit proklamierte. Eine in Wirklichkeit höchst naive und peinlich widerspruchsvolle Proklamation, denn allein schon dadurch, dass man die gesellschaftliche Welt des Menschen, die gesellschaftlichen Verhältnisse als äußere Wachstumsfaktoren – als ‚Milieu‘ – eines demnach als natürlich vorher bestehend gefassten Individuums betrachtet, lässt man offenkundig werden, dass man nicht begriffen hat, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht äußere Wachstumsfaktoren, sondern das Wesen der Persönlichkeit sind. Bisher sind in der Psychologie die Konsequenzen aus dieser Idee längst nicht vollständig gezogen worden, selbst nicht in Arbeiten, die sich zum Marxismus bekennen“ (S. 159).

„Die Psychoanalyse in ihren intelligentesten Formen ist womöglich, ja zweifellos das Wesentlichste, was zum konkreten Individuum gesagt werden kann, solange dessen wesentlicher Aspekt noch übergangen wird. Wie könnte eine Wissenschaft, die prinzipiell die Arbeit und somit die bestimmende Rolle der Produktionsverhältnisse beiseitelässt, die allgemeine Wissenschaft von dem Lebewesen sein, das wesentlich durch seine Arbeit definiert ist, das dem Wesen nach durch diese Produktionsverhältnisse hervorgebracht wird? Aus dieser radikalen Unmöglichkeit werden sich schließlich alle noch so findigen und einfühlsamen Versuche, die Psychoanalyse zur Grundlage der mit dem Marxismus verknüpften wissenschaftlichen Theorie der Persönlichkeit zu machen, die Zähne ausbeißen. In diesem Sinn, und der genügt, ist jeder Freudo-Marxismus eine Verfälschung des Marxismus wie auch der Freudismus“ (S. 167 f).

Ein Beispiel der marxistischen Neubewertung von Klassikern der Psychologie ist die Kritik an Wundt durch Eschler (1971) und Arnold (1980). Einerseits wird die Stellungnahme Wundts gegen die metaphysisch abgeleitete Psychologie positiv hervorgehoben, andererseits Wundts Erkenntnistheorie, psychophysischer Parallelismus und sein tendenzieller Voluntarismus zurückgewiesen. Als wichtige Zeitströmungen werden von Eschler in diesem Aufsatz die naturphilosophischen Ansichten Ernst Haeckels, Charles Darwins Evolutionstheorie und die verschiedenen Positionen des Materialismus, u.a. von Ludwig Feuerbach, genannt. Im Grunde geht es jedoch um die dialektisch-materialistische Sicht auf Wundt, die mit zahlreichen Zitaten von W. I. Lenin, F. Engels und anderen Autoren erläutert wird. Arnold meint: Wundts Fehler sei, die gesellschaftlichen, ideologischen Gebilde zu psychologisieren und sie auf psychologische Gesetzmäßigkeiten zurückzuführen. Die psychologische Analyse, die von den objektiven Produkten und der menschlichen Tätigkeit ausgeht, darf nicht die soziologisch-historische Methode ersetzen, sondern muss sich auf sie stützen.

In einem Abschnitt über *Dialektik in der sowjetischen Psychologie* schildert Riegel (1980, S. 48 ff) die Anfänge der sowjetischen Psychologie, wobei er der vor allem an Pawlow orientierten *physiologisch*-materialistischen Richtung die *dialektisch*-materialistische Richtung von Rubinstein, Wygotski und Leontjew gegenüberstellt. Im Hinblick auf das Leib-Seele-Problem habe Rubinstein mit seiner Doppelwirkungs- und Doppelursache-Theorie die Einheit von Bewusstsein und Verhalten betont. Beide Prozesse hängen voneinander ab, wirken aufeinander ein, gemäß der Auffassung von Karl Marx: Indem der Mensch durch Erfinden von Werkzeugen und sprachlicher Bezeichnungen auf die Außenwelt einwirkt, verändere er zugleich sein eigenes Wesen. Neben der Ebene der dialektischen Wechselwirkungen inner-biologischer und individuell-psychologischer Tätigkeiten gibt es die zweite Ebene der Wechselwirkungen zwischen individuell-psychologischen und kulturell-soziologischen Bedingungen. Dieser „Relationismus in Rubinsteins Psychologie“ verbindet ontologische und epistemologische Aspekte (S. 52 ff).

Erich Fromm, Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, und Jürgen Habermas

Als Kontext der kritischen gesellschafts-philosophischen und neomarxistischen Positionen sind die Arbeiten der führenden *Mitglieder des Frankfurter Instituts für Sozialforschung* zu erwähnen sowie die Arbeiten von Habermas. Die theoretischen Positionen waren zweifellos besonders einflussreich und geben Anregungen auch zur Diskussion von Schlüsselkontroversen der (Sozial-) *Psychologie*. Weitgehend fehlen aber – Erich Fromm ausgenommen – empirische Studien und Anwendungsversuche der als überlegen dargestellten theoretischen Auffassungen. So besteht ein durchgehendes Theorie-Praxis-Problem, das einen fundamentalen Kontrast zur dialektisch-materialistischen Überzeugung bildet.

Erich Fromm

Bereits 1929/1930 hatte Fromm in der *Berliner Arbeiter- und Angestelltenerhebung* eine groß angelegte sozialwissenschaftliche Erhebung über den autoritären Charakter und andere

Formen des Sozialcharakters mit der damals noch selten verwendeten Methode der Fragebogen durchgeführt. Fromm wurde 1930 Mitglied des IfS, um dort seine empirische Einstellungsforschung auszuwerten und fortzusetzen. Als Abteilungsleiter arbeitete er an Konzepten der *empirischer Sozialpsychologie*, insbesondere in Verbindung mit der psychoanalytischen Sicht der familiären Sozialisation, und er schrieb 1936 für die kollektiv verfassten *Studien über Autorität und Familie* zwei grundlegende Beiträge zur theoretischen und empirischen Sozialpsychologie, indem er die psychoanalytische Sichtweise mit familienpsychologischen Konzepten und gesellschaftskritischen Ideen verband. Fromm musste mit Horkheimer und Adorno emigrieren.

Weit verbreitet waren Erich Fromms Bücher, die in der Nachkriegszeit, d.h. in den 1980er und 1990er Jahren in Deutschland zu den am häufigsten gelesenen Büchern der Psychologie gehörten. Er schrieb über Sigmund Freud, Religion und Psychoanalyse, Psychoanalyse und Ethik, das Menschenbild bei Marx, Sozialistischen Humanismus und Humanistische Ethik, den modernen Mensch und seine Zukunft. Neben den populären, in sehr hohen Auflagen erschienenen Büchern über *Haben oder Sein: die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft* und *Die Kunst des Liebens* verfasste er 1974 die grundlegende *Anatomie der menschlichen Destruktivität* (siehe Bierhoff, 1993; Funk, Johach & Meyer, 2000; Hardeck, 2005).

Fromm beschreibt den fundamentalen Widerspruch: Der Mensch ist Teil der Natur, transzendiert aber die Natur in Kultur, Sprache und Symbolbildung. Die existenziellen Bedürfnisse des Menschen erläutert Fromm in verschiedenen Zusammenhängen, vor allem hebt er hervor: das Bedürfnis nach Bezogenheit, nach Transzendenz, nach Verwurzelung, nach Identität, nach einem Rahmen der Orientierung und nach einem Objekt der Hingabe, z.B., etwas bewirken zu wollen. In seinen späteren Büchern setzt sich Fromm sehr kritisch mit der modernen Gesellschaftsentwicklung auseinander. Er sieht einen fundamentalen Wandel in der Wertorientierung der meisten Menschen. Außerdem diagnostiziert er einen tief gehenden Bruch, weil die Menschen erkannt hätten, dass die großen Verheißungen des Industriezeitalters ausbleiben. Der verbreitete Fortschrittsglaube sei nicht zu erfüllen.

Nach Fromm haben Menschen die Wahl zwischen dem aktiven Geben und Ausschöpfen des eigenen Potenzials oder dem überwiegenden Empfangen, Nehmen, Horten und Vermarkten der Waren unseres Gesellschaftssystems. Mit dem Begriffspaar Haben und Sein beschreibt er zwei fundamentale Wertorientierungen. Fromm spricht von der pathogenen (krankmachenden) Natur des gegenwärtigen Gesellschafts-Charakters. Um der psychischen und ökonomischen Katastrophe zu entgehen, ist eine radikale Veränderung unausweichlich.

Von Erich Fromm (1941) stammt auch das Buch *Escape from Freedom*, in dem, an Wilhelm Reich (1933) angelehnt, das psychoanalytisch-sozialpsychologische Konzept des *autoritären Charakters* entwickelt wird. Damit wurde eine theoretische Konzeption vorgelegt, an der sich eine der berühmtesten Studien der Sozialwissenschaften orientierte: *The Authoritarian Personality* (1950). Dieses Projekt schloss sich an Untersuchungen der kalifornischen „Berkeley Group“ zum Antisemitismus an; diese Gruppe wurde hauptsächlich von dem Sozialpsychologen R. Nevitt Sanford zusammen mit dem Psychiater und Psychologen Daniel J. Levinson gebildet wurde. Hinzu kam die psychoanalytisch ausgebildete,

emigrierte Psychologin Else Frenkel-Brunswik, als eine maßgebliche Mitarbeiterin und Mitautorin. Auch Adorno stieß dazu und wurde einer der Forschungsdirektoren.

Horkheimer und Theodor W. Adorno

Einflüsse der von Marx ausgehenden Gesellschaftsphilosophie, wenn auch mit anderen Interpretationen und Weiterführungen, bestehen am 1923 gegründeten Frankfurter Institut für Sozialforschung IfS, dessen Leiter seit 1931 Max Horkheimer war (Theodor W. Adorno kam 1938 an das IfS). Die dort entwickelte Position wird als *Kritische Theorie* bezeichnet, was auch als Deckname für eine (Neo-) Marxistische Orientierung verstanden werden kann. Die Meinungen werden sehr weit auseinandergehen, inwieweit die Arbeiten am Frankfurter IfS oder die von Horkheimer und Adorno 1944 während der Emigration verfasste *Dialektik der Aufklärung* auch bestimmte Auffassungen und programmatische Absichten innerhalb der *empirischen* Psychologie anregten. Auf das intellektuelle Milieu und viele Diskussionen der 1970 er und 1980 er Jahre bestand zweifellos ein beträchtlicher Einfluss, so dass die Ideen dieser Autoren (und des später außenstehenden Jürgen Habermas) einen wichtigen Hintergrund der Diskussionen um Klaus Holzkamp und die Kritische Psychologie sowie für die Gründung der Neuen *Gesellschaft für Psychologie* bildeten (siehe Abschnitt 3.16.3).

Das IfS beteiligte sich an dem Antisemitismus-Projekt der Berkeley-Group, und es entstand die Forschung zur *Authoritarian Personality*, einer *milestone-study* der Sozialwissenschaften. In Deutschland wird der Beitrag von Adorno häufig weit überschätzt; die erste Publikation über diese Studie erfolgte 1945 in einem Aufsatz von Frenkel-Brunswik und Sanford überhaupt ohne Adornos Namen. In der von Adorno mitgetragenen abschließenden Publikation im Jahr 1950 taucht der Name Fromms nur in einer Fußnote auf, und aus dem Kontext des gesamten Projekts ist zu vermuten, dass Adorno für diese Geringschätzung und auch für die um Jahre verzögerte Gesamtpublikation verantwortlich war. Das Frankfurter Institut, bzw. der Herausgeber von Friedeburg, ließ später ausschließlich jene wenigen Kapitel übersetzen, an denen Adorno namentlich beteiligt war: Außer den allgemeinen Kapiteln, in denen die Bedeutung Erich Fromms für den gesamten theoretischen Ansatz auf eine Fußnote reduziert war, trat Adorno hauptsächlich durch psychoanalytische Interpretationen einer Reihe von Interviews hervor, obwohl er über keine abgeschlossene Ausbildung verfügte. Offensichtlich handelte es sich um eine für Adorno atypische psychologische Empirie, denn es gibt außer diesen Buchkapiteln nur während der Zeit in den USA noch drei ähnliche empirische Aufsätze: ideologiekritische Inhaltsanalysen der Radiosendungen eines amerikanischen Predigers, der Astrologie-Spalte in einer Zeitschrift sowie einiger Fernsehsendungen. Er hat sonst nicht mehr empirisch geforscht. Der erst viel später publizierte Briefwechsel zwischen Horkheimer und Adorno lässt auch die politisch und persönlich gefärbte Auseinandersetzung zwischen Adorno und Fromm erkennen, d.h. Adornos Absicht, Fromm aus dem Institut zu drängen (siehe Fahrenberg & Steiner, 2004).

In diesem Forschungsvorhaben über autoritäre Persönlichkeitszüge verschiedener Gruppen der amerikanischen Bevölkerung ging es vorrangig um psychologische Variablen und im Kern um psychoanalytische Erklärungshypothesen mit der praktischen, wenn auch

utopisch erscheinenden Absicht, zum demokratischen Prozess beitragen zu können. Im ersten Schritt sollten die Grundzüge der autoritären Persönlichkeit erfasst werden: starres Festhalten an Konventionen, Machtorientierung und Unterwürfigkeit, Destruktion und Zynismus. Über die bloße Beschreibung der Vorurteile hinaus sollte entwicklungspsychologisch erkundet werden, aus welchen basalen Motiven, emotionalen Erfahrungen und Charaktereigenschaften solche Denkmuster entstehen. So wurde zwischen den geäußerten Meinungen und den zugrunde liegenden dynamisch miteinander verbundenen (und unbewussten) Strukturen des Individuums unterschieden. Die Autoren versuchten, Methoden der Sozialpsychologie und die psychoanalytisch orientierte dynamische Charakterlehre, interpretative und statistische Verfahren, miteinander zu verbinden. Die Theorie der *Autoritären Persönlichkeit* bezeichnet ein typisches Muster von Einstellungen und Persönlichkeitseigenschaften, die ein Potenzial für antidemokratische und faschistische Einstellungen und Verhaltensweisen bilden. Während die Facetten des autoritären Verhaltens bzw. die Einstellung des Autoritarismus von vielen Autoren ähnlich beschrieben werden, unterscheiden sich die theoretischen Erklärungen, wie diese autoritären Züge durch spezifische psychische Verarbeitungsmuster wichtiger emotionaler Erfahrungen während der Kindheit und Jugend entstehen (Fahrenberg & Steiner, 2004).

Das von Horkheimer verfasste Vorwort der *Authoritarian Personality* endete mit dem Satz (1950, S. XII): „This volume symbolizes that link between democratic education and fundamental research.“ Für das wiedergegründete IfS in Frankfurt gab es ja an Themen keinen Mangel (und kräftige finanzielle Unterstützung amerikanischer Stiftungen). Bestand nicht die wissenschaftliche und aufklärerische Aufgabe, gerade in Deutschland, die Täter und Opfer des NS-Regimes, aber auch die Einstellungen der breiten Bevölkerung zu untersuchen? Nach der Wiedergründung des IfS 1950 wurden zwar zwei problematisch angelegte Studien zum Thema der autoritären Persönlichkeit unternommen (Pollocks sog. Gruppenexperiment, sowie Freyholds Studie), jedoch ohne theoretische oder methodische Innovationen. Überhaupt wurde versäumt, die Täter der NS-Staats zu untersuchen, die als Verurteilte in Gefängnissen zu erreichen und zum Teil durchaus für entsprechende Interviews, teils auch zum Schreiben von Lebensläufen zugänglich waren (siehe Steiner & Fahrenberg, 2000).

Wenn Adorno und Horkheimer nach ihrer Rückkehr auf eine konsequente sozialwissenschaftliche Forschung zu diesem wichtigen Thema verzichteten, musste es tiefere Gründe geben. Auch im Abstand von mehr als 50 Jahren bleiben diese Frage nach den Gründen des fehlenden Engagements und – ergänzend – die Frage, weshalb nicht wenigstens andere Institutsmitglieder über das erwähnte Gruppenexperiment hinaus initiativ wurden.

Adornos Distanzierung von empirischer Psychologie

Adorno äußerte Kritik am Psychologismus jeglicher Gestalt, wobei Psychologie für ihn teils Psychoanalyse, teils geisteswissenschaftliche Psychologie zu sein schien, denn die moderne empirische Psychologie erwähnte er nicht. Sein Anspruch als Sozialphilosoph und Soziologe, den überlegenen Zugang zu den gesellschaftlichen Realitäten zu haben, wurde u. a. in seinem Max Horkheimer zum 60. Geburtstag gewidmeten Aufsatz *Zum Verhältnis von*

Soziologie und Psychologie deutlich. Adorno (1955) sah das Verhältnis von Psychologie und Soziologie dialektisch, übertrieb die Unterschiede, statt die theoretische und methodologische Komplementarität zu erkennen oder zumindest eine dem Phänomen gerechte Kombination von Methoden zu skizzieren. Marie Jahoda (2002, S. 126) schrieb: „Alles, was empirische Sozialforschung war, kam dem Adorno im Prinzip als oberflächlich vor und wurde sehr zurückgewiesen.“

Deshalb sind für die Wissenschaftstheorie und die Methodologie der *empirischen Psychologie* die gesellschaftsphilosophischen Positionen Adornos und Horkheimer nur bedingt von Gewicht. Adornos Einstellung zur Empirie ist auch in seinen späteren Ausführungen zum sog. *Positivismusstreit in den Sozialwissenschaften* mit den wechselseitigen Missverständnissen festgehalten (Adorno, Dahrendorf, Pilot, Habermas & Popper, 1972). Der Positivismusstreit kann als Beispiel für die wechselseitigen ideologiekritischen Absichten der Autoren und für die verschwimmenden Grenzen zwischen fachwissenschaftlicher Kontroverse und philosophisch-anthropologischer Auseinandersetzung dienen. – Obwohl es hier um die kritische Bewertung von Empirie ging, bezog sich Adorno nirgendwo direkt auf die *Authoritarian Personality*. Vielleicht hätte er sich gegenüber Popper und Albert oder auch König auf dem Soziologenkongress 1961 viel verständlicher machen können, wenn er seine Position am Beispiel des berühmten Buches erläutert hätte. Wie elegant hätte dies gelingen können: die politischen Präferenzen für dieses Thema, die Parteilichkeit der Forschungsabsichten, die Kompromisse zwischen unterschiedlichen fachlichen und methodischen Ansätzen, der wichtige Pluralismus der Methoden mit der Reflektion ihrer wechselseitigen Ergänzung und Angemessenheit, Grundlagenforschung und Praxisbezug, utopische Hoffnung auf Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch Aufklärung über die psychologischen Fehlentwicklungen in der Sozialisation. – Auch außerhalb des IfS gab es in Deutschland vor den Frankfurter Auschwitz-Prozessen und bis in die 1970er Jahre hinein keine markante sozialpsychologische Forschung über die „autoritäre Persönlichkeit“, obwohl die NS-Zeit allen Anlass geboten hätte.

„Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die aller erste an Erziehung. Sie geht so jeder anderen voraus, dass ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen. Ich kann nicht verstehen, dass man mit ihr bis heute so wenig sich abgegeben hat.“ (Adorno, 1966, S. 674). Für diese Erziehung nach Auschwitz sah Adorno zwei Bereiche: Erziehung in der Kindheit und allgemeine Aufklärung. Man müsse die Mechanismen erkennen. „Vielfach hat man – etwa in Amerika – den autoritätsgläubigen Geist für den Nationalsozialismus und auch für Auschwitz verantwortlich gemacht. Ich halte diese Erklärung für zu oberflächlich. (...) Ich möchte aber nachdrücklich betonen, dass die Wiederkehr oder Nichtwiederkehr des Faschismus im Entscheidenden keine psychologische, sondern eine gesellschaftliche Frage ist. Vom Psychologischen rede ich nur deshalb so viel, weil die anderen wesentlicheren Momente dem Willen gerade der Erziehung weitgehend entrückt sind, wenn nicht dem Eingriff des Einzelnen überhaupt.“ – In der Allgemeinheit dieser Thesen und ihrer Distanz zu empirischen Begründungen (und zu eventuellen, innovativen pädagogischen Forschungsvorhaben des IfS) ist kaum wiederzuerkennen, dass der Verfasser an dem berühmten Buch über die *Authoritarian Personality* beteiligt gewesen sein könnte.

Auch in der Wissenschafts- und Sozial-Philosophie von Habermas zeigen sich Einflüsse der Gesellschaftsphilosophie von Marx, Feuerbach sowie anderer Philosophen (vgl. die Kritik von Popper, 1945/1992; Topitsch, 1983; Lenk, 1972). Viel zitierte Publikationen waren *Erkenntnis und Interesse* (1968) und seit 1981 die theoretischen Arbeiten zur *Theorie des kommunikativen Handelns*. Auch hier ist die relative Distanz zwischen engagierter Gesellschaftsphilosophie und empirischer, sozialpsychologischer und soziologischer Forschung deutlich. So ergibt sich der Eindruck, dass die potenziellen Anregungen für die empirische Forschung zwar anregend, aber weithin abstrakt blieben und sich auf der Ebene von empirischen Forschungsvorhaben methodologisch kaum nachzeichnen lassen. Das offensichtliche *Theorie-Praxis-Problem*, das ähnlich auch dem IfS nach 1968 von seinen Kritikern vorgeworfen wurde, scheint für diese Gruppe von Autoren charakteristisch zu sein. – Diese Probleme manifestierten sich auch auf institutioneller Ebene. Die Max-Planck-Gesellschaft hatte 1970 das *Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt* mit der Berufung des Physikers und Philosophen Carl Friedrich von Weizsäcker als Direktor und dann Jürgen Habermas als Mitdirektor gegründet. Die Themen umfassten Friedensforschung, Entwicklungs- und Sozialpolitik sowie Wissenschaftsphilosophie. Nach der Pensionierung von Weizsäckers im Jahr 1980 gelang es Habermas nicht, die erhofften Vorbilder progressiver Forschung zu schaffen und die heterogenen Tendenzen der leitenden Mitarbeiter zu einem kontinuierlichen Forschungsprogramm zu stabilisieren. Er trat zurück, und das Institut wurde 1981 geschlossen.

Klaus Holzkamp

Grundsätzliche methodologische Betrachtungen gab Holzkamp (1964, 2003) in *Theorie und Experiment in der Psychologie. Eine grundlagenkritische Untersuchung*. Unter Wissenschaft versteht er „eine Weise menschlichen Handelns, in welchem die Vollständigkeit, Klarheit und Verbindlichkeit des Wissens angestrebt wird (womit nicht gesagt ist, dass dieses Streben ‚endgültig‘ zum Ziele führen kann). Das Verbindlichkeitsstreben ist dabei – über diese Formel dürfte Einigkeit herzustellen sein – als das entscheidende Charakteristikum wissenschaftlichen Tuns in Abhebung von anderen Arten menschlichen Handelns zu betrachten. Die Verbindlichkeit einer Aussage ist dann gesichert, wenn die Behauptung, dass diese Aussage beliebig sei und ebenso auch anders lauten könnte, explizit zurückgewiesen worden ist. ‚Wissenschaft‘ ist – da sie sich in der Kommunikation zwischen Menschen verwirklicht – notwendigerweise stets (u.a.) ‚Sprache‘ im weitesten Sinne (wobei auch Zeichensysteme, etwa mathematischer oder logischer Art, als ‚Sprache‘ verstanden werden). ‚Empirische Wissenschaft‘ enthält, im Gegensatz zur Formalwissenschaft, unter anderem Sätze oder Aussagen, in denen sprach- oder systemtranszendente reale Verhältnisse gemeint sind. Man sollte demgemäß zwei Arten von ‚Verbindlichkeit‘ wissenschaftlicher Aussagen unterscheiden, und zwar die ‚systemimmanente Verbindlichkeit‘ und die ‚systemtranszendente Verbindlichkeit““ (S. 21 f). Holzkamp erklärt, dass er sich ausschließlich auf die nomothetische, auf Allgemeinaussagen gerichtete Wissenschaft beziehen will. Er geht vom Problem der Geltungsbegründung aus, stellt der Fragwürdigkeit des Indukti-

onsprinzip die Prinzipien der Realisation und Exhaustion im Sinne von Hugo Dingler gegenüber und gelangt in hoher Abstraktion zu vier „Formalstufen des Experimentierens“. Als „Gegenstand der Psychologie“ unterscheidet er dann drei Gegenstandsarten: „Erlebnisse als solche“, die „Anschauliche Welt im Unterschied zur „metrischen Welt“ und „Andere Menschen als konkrete, in unserer Alltagswelt vorfindliche Individuen“. Im Hauptteil stellt er das Repräsentations-Problem bei psychologischem Experimentieren dar, d.h. die Repräsentanz von Subjekt, Umgebung sowie Handlung und Erleben. Die grundsätzlichen Überlegungen münden hier nicht in eine konsequente Experimentallehre ein, wie es Maschewsky (1977) versuchte.

Holzkamp stellt fest, dass seine Auseinanderlegung der Psychologie in drei Gegenstandsarten durch eine quasi senkrecht dazu stehende psychologische „Kategorienlehre“ ergänzt werden müsse. „Dabei würde es sich erweisen, dass es bestimmte psychologische ‚Grundkategorien‘ gibt, die, in jeweils verschiedenem Kontext, in allen drei Gegenstandsarten anwendbar sind, wie etwa ‚Erlebnis‘ oder ‚Wahrnehmung‘, dass andere Kategorien hingegen nur in zwei Gegenstandsarten anzusetzen sind, wie etwa ‚Lokomotion‘ oder ‚Steuerung‘ (...) und dass schließlich noch andere Kategorien nur innerhalb jeweils einer Gegenstandsart angewendet werden können, wie etwa ‚Individualität‘ und demgemäß ‚Persönlichkeit‘, ‚Struktur‘ (im kruegerschen Sinne) usw.“ (S. 94). Für eine solche Kategorienlehre der Psychologie müsste zuerst eine gründliche Durchmusterung der Psychologie erfolgen und Herleitungsprinzipien erarbeitet werden. „Die damit gekennzeichnete, im Interesse der Geordnetheit wissenschaftlichen Handelns in der Psychologie zentrale Aufgabe ist bisher – abgesehen von wenigen Ausnahmen (vgl. etwa Kaminski, 1959) – kaum in ihrer Wichtigkeit erkannt und ernsthaft bearbeitet worden. Auch wir müssen das hier vor uns liegende Feld für die psychologische Grundlagenbesinnung wegen andersgearteter Zielsetzung dieses Buchs unbearbeitet lassen“ (S. 94).

Holzamps (1972) damals vielgelesene *Kritische Psychologie* stützt sich unter anderen auf Argumente von Habermas und Argumente aus dem *Positivismusstreit*, an dem sich u.a. Popper, Adorno und Habermas beteiligten. Dieses Buch und die begleitenden Diskussionen und Aktivitäten sind unter dem Leitbegriff der *Relevanz*, insbesondere der *emanzipatorischen Relevanz* in Erinnerung geblieben.

Holzkamp kritisierte die „Trivialitätenproduktion“, die fortschreitende Spezialisierung und Künstlichkeit der im Labor stattfindenden, akademischen Psychologie und forderte, nicht primär auf die logisch-methodische Form oder die technische Brauchbarkeit, sondern auf die *emanzipatorische Relevanz* zu achten: „Emanzipatorisch relevant wäre psychologische Forschung, sofern sie zur Selbstaufklärung des Menschen über seine gesellschaftlichen und sozialen Abhängigkeiten beiträgt und so die Voraussetzungen dafür schaffen hilft, dass der Mensch durch Lösung von diesen Abhängigkeiten seine Lage verbessern kann“ (1972, S. 32). Holzkamp forderte eine gesellschaftskritische, direkte, emanzipatorische Praxis.

Die anschließenden Auseinandersetzungen (siehe Albert & Keuth, 1973) machten deutlich, wie missverständlich der Begriff Relevanz ist (Iseler & Perrez, 1976). So stellen sich „die folgenden Fragen:

- Um wessen Präferenzen handelt es sich? (Nutzen für wen?).

- Auf welche Merkmale des Systems, innerhalb dessen eine Wirksamkeit zur Diskussion steht, beziehen sich die Präferenzen? (Nutzen im Hinblick auf welches Ziel?).
- In welcher Weise kann ein wissenschaftlicher Inhalt zur Erreichung von bevorzugten Konsequenzen von Zielen beitragen?“ (Iseler, 1976, S. 20).

Iseler diskutiert u.a. Präferenzsysteme, Nutzenfunktionen, Zielerreichung, subjektive und objektive Beziehung zwischen wissenschaftlichen Inhalten und den Zielen; es schließen sich Beiträge u.a. zu Relevanzforderungen in der Klinischen Psychologie (Perrez) und zum Problem der Prüfung von Relevanzforderungen (Westmeyer) an. Demnach sollte Relevanz in mehrstelliger Weise definiert werden: Welche Aussage wäre unter welchen Bedingungen für welche Person oder Gruppe nach welchen Kriterien als „relevant“ zu bezeichnen und wer beurteilt diese Beziehungen? Beurteilt durch wen?

In einem Rückblick auf jene Phase der Kontroversen schreibt Westmeyer (2004b), dass Holzkamp mit seiner ebenfalls konstruktivistischen Position und dann vor allem 1972 mit seiner *Kritischen Psychologie* der wissenschaftstheoretischen Diskussion einen besonderen Anstoß gegeben habe. In Symposien und Tagungen „wurden diese Themen mit Begeisterung und Leidenschaft diskutiert – leider in der Regel ohne Beteiligung des Gegners, der es bald vorzog, zusammen mit einigen anderen Kolleginnen und Kollegen, die ebenso mit den vorherrschenden Richtungen ihre Probleme hatten, eine eigene Fachgesellschaft zu gründen. Die Hoffnung, dass es gelingen würde, mit dieser neuen Gesellschaft zu einer echten Konkurrenz zur Deutschen Gesellschaft für Psychologie zu werden, erfüllte sich jedoch nicht. Aus heutiger Sicht muss der damalige Schritt der Kritischen Psychologinnen und Psychologen als verhängnisvoller Fehler und als Beginn ihres Abstiegs gesehen werden. Wenn heute die Kritische Psychologie sensu Holzkamp nur noch als eine unbedeutende Richtung unter vielen anderen wesentlich erfolgreicherer Off-Mainstream-Richtungen in einer internationalen Bewegung, die den Ausdruck ‚Critical Psychology‘ ... längst für sich usurpiert hat, auftritt und so gut wie keinen Rückhalt mehr bei den Kolleginnen und Kollegen im Fach aufweist, so ist dies nicht zuletzt der damaligen Entscheidung, sich institutionell vom Mainstream abzukoppeln, zu verdanken“ (S. 16).

In einem Kommentar kann heute gefragt werden, ob diese Prognose tatsächlich eingetroffen ist. Ist es nicht gewagt, die Breite der Akzeptanz in der Fachwelt als Maßstab anzuführen, wenn dieser Maßstab auch für andere Richtungen in dem manifesten Pluralismus dieses Gebietes gelten müsste?

Im Anschluss an diese Phase der kritisch- emanzipatorischen Psychologie entwickelt Holzkamp mit einer deutlichen marxistisch-leninistischen Wende das Fundament seiner *Subjektwissenschaft*. Begriffe wie Emanzipation, Kritische Theorie, Positivismus und Relevanz tauchen im Register nicht mehr auf.

Subjektwissenschaft

Holzkamps (1983) *Grundlegung der Psychologie*, die A. N. Leontjew gewidmet ist, hat einen umfassenden Anspruch. Im Vorwort schreibt er, dass sich die ursprüngliche Absicht, die bisherigen Arbeiten zur *Kritischen Psychologie* zusammenzufassen, als undurchführbar erwiesen habe. Die Integration des Materials habe dazu gezwungen, die konzeptuellen und

methodischen Grundlagen neu zu durchdenken, „wobei mir klar wurde, dass die Kritische Psychologie in ihren wesentlichen Beiträgen weder eine neue psychologische Theorie, noch lediglich eine bestimmte psychologische Arbeitsrichtung oder Schule ist, sondern der Versuch, die gesamte Psychologie durch Kritik und Revision ihrer Grundbegriffe und darin eingeschlossenen methodischen Vorstellungen auf eine neue wissenschaftliche Basis zu stellen.“ Er möchte die strenge, methodisch reflektierte Forschung in einen Bereich hineintragen, innerhalb dessen es „bisher nur mehr oder weniger unverbindliche Definitionen, Begriffsklärungen, Deskriptionen, Phänomenanalysen gab: Die Gewinnung der psychologischen Grundbegriffe (von mir ‚Kategorien‘ genannt) und dabei insbesondere die Herausarbeitung ihres Bezugs auf den zu untersuchenden Gegenstand“. Diese Ableitungen sollen auch auf empirischem Wege, jedoch „historischer Art“ geschehen. Die Rahmenvorstellung sei: „Den Beitrag der Kritischen Psychologie zur wissenschaftlich fundierten kategorial-methodologischen Grundlegung der Psychologie herauszuheben, weiterzuführen und in seinen Konsequenzen zu entwickeln“ (S. 19 ff). „Nicht nur, dass sich darin meiner Auffassung nach neue Perspektiven einer psychologischen Forschung und Praxis über die Zusammenhangsblindheit und damit latente Inhumanität der herrschenden Psychologie hinaus ergeben: Darin eröffnen sich neue Möglichkeiten, die Oberflächenhaftigkeit der eigenen Welt- und Selbstsicht in Richtung auf klarere praktische Erkenntnis der eigenen Interessen im Lebenszusammenhang der bürgerlichen Klassenwirklichkeit zu durchdringen und so die Handlungsfähigkeit zur Verbesserung der allgemeinen, damit ‚je meiner‘ Selbstbestimmung und Lebensqualität weiterzuentwickeln“ (S. 21).

Holzcamp gibt einen Rückblick wie die Kritische Psychologie entstand und sich unter den schwierigen institutionellen Bedingungen entwickelte, u.a. mit der Schwierigkeit, eine radikal gesellschaftskritische Position mit einer berufsqualifizierenden Ausbildung im üblichen Sinn zu verbinden. Zur übergeordneten philosophisch-gesellschaftstheoretischen Ebene erklärt er, dass die Kritische Theorie auf der materialistischen Dialektik und dem historischen Materialismus beruhe, also bestehe eine innere Vereinbarkeit der Positionen von Marx, Engels und Lenin bestehe. Damit grenzt sich Holzcamp von jenen Positionen ab, die sich nur auf Marx beziehen und Lenins Beitrag leugneten. (Holzcamp erklärt nicht weiter, dass er seine Position damit fundamental von den meisten „westlichen“ Positionen des Marxismus, von der „Frankfurter Schule“ und anderen Strömungen abgrenzt). Er zitiert solche Autoren nicht substantiell, ebenso wenig Rubinstein, Wygotski, Ananjew und andere sowjetische Autoren. – Holzcamp erläutert, dass er seine „kategorialanalytische Entwicklungsarbeit“ primär bei seinen vorausgegangenen Schriften und denen seines engsten Kreise ansetzt; außerdem nennt er nur noch Leontjew, den Hauptvertreter der kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie mit seinem wichtigen Grundlagentext.

Abgesehen von sehr kurzen Hinweisen auf die biologische Evolutionstheorie, die mit der Entwicklungslehre des DIAMAT kontrastiert wird (Zitat der Programmatik von Marx und Engels: „Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte“), behauptet Holzcamp, die Psychologie habe „die neue Erkenntnisstufe des historischen Selbstverständnisses des Menschen total ignoriert“ (S. 42). Er kritisiert scharf die einseitige Sicht auf die Innerlichkeit des Menschen, die funktionalistische Bestimmung und die „behavioristische Wende“ der Psychologie, geht jedoch weder auf die vielfältige Geschichte

der Psychologie und deren Kontroversen, noch auf neuere Kategorialanalysen (Nicolai Hartmann), noch auf die vorausgegangenen Versuche solcher Kategorienlehre der Psychologie ein. Noch nicht einmal die von Horkheimer und Adorno am Frankfurter Institut für Sozialforschung ausgehende und von Habermas modifizierte Sicht der „*Kritischen Theorie*“ oder der sogenannte Positivismusstreit werden dargestellt.

Psychisches als Grundkategorie

„Diese kategoriale Beschränktheit als Implikat der generellen ‚Ahistorizität‘ lässt sich an dem Schicksal exemplifizieren, das der Begriff der ‚Psychischen‘ mit der Entstehung der einzelwissenschaftlichen Psychologie nahm. – Wenn man die Bezeichnung ‚Psychologie‘ wörtlich nimmt, könnte man meinen, das ‚Psychische‘ müsse die allgemeinste, gegenstandskonstituierende Kategorie der Psychologie sein“ (1983, S. 43). Die Kategorie des Psychischen sei aber in der Psychologie in den Hintergrund gedrängt worden durch andere Bestimmungen wie Erleben und Verhalten, Reiz-Reaktion u.a., die keine klare Abgrenzung zu den Nachbarwissenschaften erlaubten. „Was daraus resultierte, war ein Hin- und Herschwanken zwischen gleichermaßen unhaltbaren Positionen der subjektivistischen Universalisierung der privaten ‚Innerlichkeit‘ des Menschen und der methodologisch begründeten Ausgrenzung dieser Innerlichkeit. (...) Die durch die ahistorische Gegenstandsverfehlung bedingte kategoriale Unbestimmtheit der traditionellen Psychologie ist die allgemeinste Grundlage für ihre permanente Krise: Indem die Entwicklung einer obersten Kategorie der Gegenstandskonstituierung mit entsprechenden methodologischen Implikationen sich als unmöglich erwies, zerfiel das Gesamtgebiet sozusagen in seine Stücke, und dies in zweierlei Hinsicht: Als Zustand der Desintegration und Zersplitterung in eine Vielzahl von unverbunden nebeneinander stehenden Theorien bzw. theoretischen Minitrends; und als Isolation und Desintegration der verschiedenen Gegenstandsaspekte, wodurch Phänomene wie ‚Wahrnehmung‘, ‚Denken‘ und ‚Motivation‘ jeweils für sich erforscht (bestenfalls nachträglich äußerlich in Beziehung gesetzt) werden, was teilweise bis zur Einfriedung in separate Teildisziplinen, wie ‚Wahrnehmungspsychologie‘, ‚Denkpsychologie‘ und ‚Motivationspsychologie‘ geht: durch diese Ausblendung des Zusammenhangs können auch die Einzelphänomene nur mehr oder weniger einseitig und verzerrt erfasst werden“ (S. 45). Die Unfähigkeit zu konsistenter Theorienbildung, das Fehlen eines integrativen Wissenschaftsfortschritts und die Insuffizienz und Bedeutungslosigkeit der traditionellen psychologischen Forschung mit der Aufgabe jedes Erklärungsanspruch sei dann wissenschaftslogisch legitimiert worden.

Für Holzkamp bedeutet Leontjews *Kulturhistorische Schule* die fundamentale Wende: „historisches Herangehen im Einklang mit ihrer Fundierung in materialistischer Dialektik als ‚umfassender Entwicklungslehre‘, universelles begrifflich-methodologisches Forschungsprinzip, aus dem keine einzige Verfahrensvariante oder Begriffsbildung herausfallen darf“ (S. 47). Mit der Entwicklung der materialistischen Dialektik sei es möglich geworden, die kategoriale Beschränktheit und die Krise der Psychologie aufzuheben, indem die individualwissenschaftliche Forschung mit der bisher eliminierten naturgeschichtlichen und gesellschaftlich-historischen Entwicklung als Selbstbewegung aus Widersprüchen

methodologisch und inhaltlich zu erweitern. Holzkamp nennt hier die dialektischen Grundgesetze, d.h. Einheit und Kampf von Widersprüchen, Umschlag von Quantität in Qualität usw. Leontjew habe diese Möglichkeit mit seinem Konzept erstmals herausgearbeitet und aufgewiesen, dass „das Psychische als ‚erlebte Innerlichkeit‘ des Menschen nicht mit dem Psychischen überhaupt gleichgesetzt werden darf, sondern ein historisches Spätprodukt des Psychischen, in welchem sich dessen objektiv bestimmbare Züge spezifisch konkretisieren, darstellt. So tat Leontjew einen entscheidenden Schritt zur Rehabilitation des Psychischen als oberster, gegenstandskonstituierender Grundkategorie der Psychologie“ (S. 46). Diese historische Herangehensweise sei weder von anderen Vertretern der *Kulturhistorischen Schule*, anderen sowjetischen Psychologen oder Psychologen in der DDR, noch marxistischen Psychologen im Westen wie Sève umgesetzt worden. Man habe sich auf einzelne Konzepte wie Tätigkeit, Handlung, Aneignung beschränkt. Es gehe jedoch um die objektive Bestimmung des Psychischen als oberste Grundkategorie der Psychologie.

Die anschließenden Kapitel folgen bestimmten „Leitgesichtspunkten funktional-historischer Kategorialanalyse auf der Basis materialistischer Dialektik“ und untersuchen „die genetische Grundform des Psychischen und ihre evolutionäre Herausbildung“ auf den einzelnen Analyseebenen. Beispiele wichtiger Grundbegriffe sind: gesamtgesellschaftliche Synthese, Bedeutungen als Handlungsmöglichkeiten und prinzipielle Möglichkeitsbeziehung der Individuen in Hinsicht auf die Teilhabe an gesamtgesellschaftlicher Lebensgewinnung, „Bewusstes-Verhalten-Zu“, interpersonelle Subjekthaftigkeit, Reziprozität, Reflexivität, Perspektivenverschränkung (S. 305). Eine formale Definition dieser „Subjektwissenschaft“ oder die kategorialen Unterschiede zu den traditionellen Begriffen *Bewusstsein* und *Geistiges* (Mentales) gibt Holzkamp nicht. Eine Umschreibung des Programms erscheint in Formulierungen wie: „Die zu entwickelnden konkreten Objektivierungskriterien einzeltheoretisch-aktualempirischer Forschung sind zu explizieren aus dem kategorial begründeten metasubjektiven Verständigungsrahmen zwischen Forschern und Betroffenen, müssen sich also auf der Basis der geschilderten kategorialen Verallgemeinerungen in einem wissenschaftlichen Kooperationsprozess zwischen Forscher und Betroffenen ‚von Subjekt zu Subjekt‘ unter dem Vorzeichen des gemeinsamen Erkenntnisinteresses an der Klärung des Problems realisieren“ (S. 545).

Zur allgemeinen Methodologie gibt Holzkamp einige Anmerkungen, die jedoch nicht die Ebene der eigentlichen Forschungsstrategien, der Kriteriendiskussion, der Operationen und Methoden-Kompromisse, der direkten Explikation und Adäquatheitsbehauptungen erreichen. Diese Zurückhaltung gegenüber der tatsächlichen Empirie wird deutlich, wenn Holzkamp über die Forderung nach Gegenstandsangemessenheit schreibt. Die das Buch abschließenden Bemerkungen über die „Spezifizierung der methodologischen Kriterien der Gegenstandsadäquatheit sowie der Verallgemeinerbarkeit, der Nachprüfbarkeit und der Geltungsbegründung innerhalb aktualempirischer Grundlagenforschung“ (S. 576-583) sind höchst allgemein gehalten. Er meint Konzepte wie „die Verallgemeinerbarkeit des Einzelfalls aufgrund seiner Gattungstypik“ (wobei jedes Einzelergebnis, sofern es sich nachweisbar auf die Charakteristika der gesellschaftlichen Natur des Menschen bezieht, verallgemeinerbar ist) sowie Objektivierungskriterien der Nachprüfbarkeit und empirischen Geltungsbegründung, die aus der subjektwissenschaftlichen Grundlagenforschung abzuleiten

wären. Dazu gehören: das Verhältnis zwischen Verfügungsmöglichkeiten und Realisierungsbedingungen; ein „gänzlich anderer methodologischer Umgang mit den genannten Störfaktoren wie in der Variablenpsychologie“. Holzkamp schließt auch statistische Analysen nicht völlig aus, scheint aber gedanklich Einzelfall-Studien und experimentelle Beobachtungen ohne „variablenpsychologischen“ Formalismus vorzuziehen. Holzkamp diskutiert verschiedentlich Falsifizierbarkeit/Verifizierbarkeit, Nachprüfbarkeit, Objektivierungskriterien, Vorher-sagbarkeit und andere Kennzeichen von Wissenschaft aus „subjektwissenschaftlicher“ und aus „variablenpsychologischer“ Sicht, bleibt jedoch sehr im Allgemeinen; eine direkte und exemplarische Auseinandersetzung an einer konkreten Fragestellung und Ergebnisinterpretation unterbleibt.

Kommentar

Holzkamp hat einen der seltenen Versuche unternommen, eine Kategorienlehre der Psychologie zu entwickeln. Während in anderen Ansätzen, seit Herbart, nur einzelne dieser Allgemeinbegriffe genannt, oder von Wundt primär die grundlegenden *Relationsbegriffe* untersucht wurden, entwickelt Holzkamp ein umfangreiches System „regionaler“ Kategorien, wie es wohl nur dann systematisch möglich ist, wenn eine Theoretische Psychologie konzipiert wird und damit übergeordnete Leitprinzipien der Kategorialanalyse gewonnen werden. Dieses System findet Holzkamp im dialektisch-materialistischen Denken und in Leontjews kulturhistorischer Methode. In diesem Rahmen arbeitet er seine Kategorienlehre und seine Psychologie als Subjektwissenschaft aus. Diese Auffassungen sind für ihn offensichtlich so überzeugend, dass er auf eine Auseinandersetzung mit ähnlichen Richtungen der Psychologie verzichten kann: sogar mit den *nur* marxistischen oder den konkurrierenden kultur- und sozialpsychologischen Auffassungen, oder mit ähnlichen wissenschaftstheoretisch-methodologischen Ansätze (bis auf wenige angelegentliche Hinweise). Die bestehende Vielfalt der Psychologie, auch die sozial- und kulturpsychologische Forschung scheint Holzkamp für belanglos zu halten; als interessant erscheinen ihm vielleicht Piaget oder Linschoten, eher noch Kurt Lewin, ohne jedoch dessen Prägnanz oder Anwendungsbezug zu folgen.

Aus dieser Einstellung wird verständlich, dass Holzkamp die konkrete Methodik der Forschung, bewährte Heuristiken und didaktische Beispiele ausklammert; nicht einmal seine Konzepte mit der vorhandenen Methodenlehre der Psychologie prägnant konfrontiert oder sein Verständnis von Einzelfall, Generalisierbarkeit, Idealtypus und Variabilität genauer bestimmt. So könnte die Konzeption eines bestimmten empirischen Forschungsprojekts durchaus verwendet werden, um bestimmte Forschungsstrategien und Methoden, die nach Gegenstandsangemessenheit bzw. nach konventionellen Kriterien der Adäquatheit ausgewählt sind, mit ihren methodologischen Prinzipien und Kriterien zu kontrastieren. Holzkamp lässt erkennen, dass es ihm systematisch und primär auf die Grundlegung der Psychologie ankommt: vom marxistisch-leninistischem Standpunkt, in kulturhistorischer Sicht des Psychischen in der Wende zu einer Psychologie als Subjektwissenschaft. Holzkamps groß angelegte Kategorienlehre scheint im Unterschied zu seiner zeitweilig populären *Kritischen Psychologie* in der Hauptströmung der Psychologie kaum rezipiert

worden zu sein. Es gibt jedoch das *Klaus Holzkamp-Institut für Subjektwissenschaft (KHIS)*, eine *Gesellschaft für subjektwissenschaftliche Forschung und Praxis e.V.* sowie mehrere Initiativen, Arbeitsgruppen und Publikationswege. Weiterhin erscheinen die Periodika *Forum Kritische Psychologie* sowie Publikations-Serien im *Argument-Verlag*.

3. 16. 3 Neue Gesellschaft für Psychologie NGfP

Die Gründung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie NGfP* im Jahre 1991 verlangt, wenn Strömungen und Richtungen der Psychologie untersucht werden, besondere Aufmerksamkeit. Da die Gründungsmitglieder der NGfP früher der DGPs angehörten, kann von einer Abspaltung gesprochen werden. Die Gründer der neuen Gesellschaft haben fachliche Interessen, die sie in der bisherigen Gesellschaft nicht erfüllt oder als nicht hinreichend berücksichtigt sehen. Deshalb werden das Programm der NGfP und die Beschreibungen von vier Arbeitsgruppen vorgestellt, bevor die Trennungsgeschichte anhand von Publikationen dieser Zeit geschildert wird (Bergold und Breuer, 1992; Herrmann, 1991; Legewie, 1991a, 1991b; Leithäuser, 1992; Volmerg, 1992; Zurhorst, 1992). Allgemeine Themen sind die *kritische Theorie und Praxis* der Psychologie/Sozialwissenschaften, Praxisbezug der Ausbildung, lebensnah-relevante Projekte, auch politische Psychologie und Friedensforschung. Der Begriff „kritisch“ hat ein Bedeutungsfeld, in dem nicht nur scharf beurteilt, auseinandergesetzt, anspruchsvoller reflektiert wird, sondern ein gesellschaftlicher Fortschritt gefordert wird. Die Titel bekannter Bücher klingen an, die Thesen und Richtungen marxistischen Denkens, die Distanzierung vom „Hauptstrom“, Aufklärung und Fortschritt, alternatives Engagement.

Die Trennungsgeschichte dieser Fachgesellschaft ergab sich aus unvereinbaren Überzeugungen. Die Kontroverse scheint so tiefgehend zu sein, dass die Fachgesellschaft DGPs nicht mehr als gemeinsames Haus geeignet erschien. Ohne die internen Diskussionen zu kennen, kann nur vermutet werden, dass auch der eigene Einfluss bzw. die Dominanz der Mehrheitsauffassungen der DGPs, beispielsweise im Hinblick auf die Förderung durch die DFG oder die Studienreform, und der Stil der (erlebten) Kontroversen bei einigen konkreten Anlässen eine Rolle spielten.

Das Programm der Neuen Gesellschaft für Psychologie NGfP

„Die Neue Gesellschaft für Psychologie e.V. ist ein Zusammenschluss von WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen aus der Psychologie und deren Nachbarprofessionen. Ihr gemeinsames Ziel ist die methoden- und gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit psychologischen Themen. Zu diesem Zweck bemüht sich die NGfP um eine fächerübergreifende Zusammenarbeit sowie um die Überwindung der Spaltung von Wissenschaft und Praxis. Die Zeitschrift der NGfP ist das *Journal für Psychologie*.

Wir wollen als Psychologinnen und Psychologen gesellschaftliche Verantwortung für eine humane Gestaltung menschlichen Zusammenlebens übernehmen, ein kritisches, reflexives

Wissenschaftsverständnis weiterentwickeln und die Gleichstellung der Geschlechter im Wissenschaftsbetrieb vorantreiben, gegenstandsangemessene Forschung fördern, welche die gesellschaftliche (kulturelle) und geschichtliche Bedingtheit des Psychischen realisiert und sich an Alltagsnähe und Praxisbezug orientiert, psychologische Praxis wissenschaftlich begleitet und reflektiert und dabei an die geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Traditionen anknüpft und sie erneuert, die fächerübergreifende Kooperation mit anderen Disziplinen pflegen, die Identität des Faches trotz grundsätzlich anzustrebender Vielfalt der Diskurse entwickeln und die Hochschulen und den Wissenschaftsbetrieb demokratisieren. Diese Ziele verfolgen wir durch die Organisation und Durchführung von wissenschaftlichen Kongressen und Tagungen, die Bildung und Unterstützung von fachlichen Arbeitsgruppen zu psychologischen Themen, die Zusammenarbeit mit und die Entsendung von Delegierten in Vereinigungen und Verbände von praktisch und wissenschaftlich arbeitenden Psychologinnen und Psychologen und benachbarter Fachvertretende, die Einmischung sowohl in gesellschaftliche Diskurse als auch in fachpolitische Diskussionen z.B. über Ausbildungs- und Prüfungsordnungen sowie hochschul- und wissenschaftspolitische Entscheidungen im Umkreis der Psychologie, die Unterstützung des Journals für Psychologie als den Zielen der NGfP nahestehende fachwissenschaftliche Open-Access-Zeitschrift“ (<http://www.ngfp.de/>). Es werden vier Arbeitsgruppen genannt: Qualitative Forschung, Politisches Handeln, Open Access, Psychologien im Dialog.

„Das Journal für Psychologie ist die Zeitschrift der Neuen Gesellschaft für Psychologie (NGfP) und zugleich Forum der ihr nahe stehenden WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen. Die NGfP und die Zeitschrift wurden 1991 in Berlin gegründet, um ein sozial-, kultur- und geisteswissenschaftliches Gegengewicht zu jenen Strömungen der Psychologie zu bilden, welche weitgehend an naturwissenschaftlichen Denkmodellen und Forschungsmethoden orientiert sind. Ziel ist es, ein diskursives, kritisches und reflexives Wissenschaftsverständnis der Psychologie weiterzuentwickeln, eine problemgerechte und gesellschaftlich verantwortliche Forschung und Praxis zu unterstützen und eine Erneuerung der geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Orientierung der Psychologie zu ermöglichen“ (<http://www.ngfp.de/>).

Zur Gründungsgeschichte der Neuen Gesellschaft für Psychologie

Über die Gründungsgeschichte berichtet Volmerg (1992, S. 36-42), die auch den Aufruf (siehe *Anmerkung 20*) abdruckt und kurz auf die Kritik Herrmanns (1991) eingeht. „Im Herbst 1989 hatte sich eine Gruppe von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen zu einer *Initiativgruppe Erneuerung der Psychologie* zusammengefunden. Sie vertraten Fachverbände, Zeitschriften und Arbeitsrichtungen in der Psychologie an den Wissenschaftsinstitutionen der Bundesrepublik. Es einte sie zunächst die Unzufriedenheit mit den die Politik der *Deutschen Gesellschaft für Psychologie* bestimmenden, ihres Erachtens Ausschließlichkeit beanspruchenden wissenschaftlichen Konzeptionen. Diese Unzufriedenheit drückten sie in einem Aufruf aus, für den sie bei einem großen Kreis von Kolleginnen und Kollegen um Zustimmung nachsuchten und diese auch erhielten. Neben viel Zustimmung gab es zu diesem Aufruf auch Widerrede und Verständnislosigkeit. Insbesondere der Vorwurf der

Initiative, die Wissenschaftspraxis in der deutschen Psychologie der Gegenwart basiere auf einem überholten, unangemessenen nomologischen Methodenverständnis, hat teils zu verärgert-polemischen Zurückweisungen (Herrmann 1991), teils zur produktiven Wiederaufnahme eines vernachlässigten Disputes geführt. (...) Die Deutsche Gesellschaft für Psychologie verhielt sich insofern aufgeschlossen, als sie Mitglieder der Initiativgruppe zu ihrem 37. Kongress in Kiel 1990 einlud (Beiträge in: Psychologie und Gesellschaftskritik 1991) und ihnen dort ein - stark beachtetes - Podium der Selbstdarstellung bot, sich in der expliziten Konfrontation jedoch zurückhielt. Diese Auseinandersetzungen förderten tendenziell das Missverständnis, es gehe der Initiativgruppe vordringlich um die Negation der quantitativen, experimentellen und statistischen Methodologie zugunsten einer alternativen, etwa qualitativen Methodik. Wie sich auf den von der Initiativgruppe einberufenen Tagungen vom Februar 1990 und 1991 in Berlin demgegenüber zeigte, bewegte die dort Versammelten jedoch ein allgemeineres Bedürfnis: nämlich den wissenschaftlichen Diskurs thematisch zu erweitern und unter Berücksichtigung vorhandener Ansätze neu zu begründen (Legewie, 1991, Jüttemann, 1991).

Viele Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, Praktiker und Praktikerinnen beschäftigen sich mit Problemen, für deren Behandlung das methodologisch eingeschränkte Gegenstandsverständnis der akademischen Psychologie konzeptionell wie in der Praxis von Ausbildung und Forschung wenig Raum bietet. Über die Kritik, dass die Bearbeitung gesellschaftlich relevanter Thematiken systematisch und praktisch behindert, konzeptionell wie materiell benachteiligt werde, artikulierten sich Wünsche nach Initiativen in der Forschungsförderung, nach der Erschließung neuer Handlungs- und Ausbildungsmöglichkeiten im institutionellen Bereich, nach organisierten Kommunikationswegen. Nach teils heftigen, kontrovers geführten Debatten, ob solche Ziele etwa durch Arbeit in den Instituten, durch Intensivierung regionaler und überregionaler Zusammenarbeit und forcierter Betätigung in bestehenden Verbänden verfolgt werden könnten, oder ob neu zu initiiierende Organisationsformen effektiver und lustvoller zu nutzen seien, beschloss die Mehrheit der Teilnehmenden am Kongress Erneuerung der Psychologie 1991 in Berlin die Gründung einer wissenschaftlichen Vereinigung mit dem Namen Neue Gesellschaft für Psychologie.“

„Ausschlaggebend für diese Entscheidung waren negative Erfahrungen anwesender Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Psychologie mit eben dieser Gesellschaft und die in den Diskussionen lange begründete Abneigung vieler anderer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen gegen einen Eintritt in diese Gesellschaft. Hinzu kam die große Skepsis, die verfestigte, personell verflochtene Forschungsförderungs- und Wissenschaftspolitik in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie wirksam verändern, bzw. durchbrechen zu können. Die um die Gründungsaktivitäten der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* geführten Debatten, für die hier exemplarisch die Auseinandersetzung zwischen Theo Herrmann und Heiner Legewie in Report Psychologie (Februar 1991) ausschnittsweise noch einmal aufgenommen wird, mögen dieser skeptischen Einschätzung recht geben. So wird etwa von Herrmann ein Anlass zur Erneuerung, aufgrund einer diagnostizierten „Krise der Psychologie“, prinzipiell bestritten.“

Volmerg (1992) zitiert hier einige Thesen von Legewie (1991) und von Hermann (1991) aus der im Report Psychologie abgedruckten Kontroverse (siehe unten). „Auf Theo

Herrmann haben Heiner Legewie in der gleichen Ausgabe von *Report Psychologie* und andere geantwortet“ (siehe unten). Volmerg fährt fort: „Aus der Sicht praktisch tätiger Psychologen und Psychologinnen, wie sie in der Stellungnahme des BDP-Fachteams, Nürnberg (März 1991) zum Ausdruck kommt, bedarf gerade die von Herrmann geforderte Trennung von Wissenschaft und Praxis einer kritischen Überprüfung.“ Einige Ausschnitte aus der Stellungnahme werden hier zitiert: „Das zunehmend sich verbreitende Argument, demzufolge praktisch-technische (klinische) Wissenschaft und Grundlagenforschung in der Ausbildung voneinander getrennt werden sollen (neben Th. Herrmann auch von Michaelis vertreten), ist in dieser Form unakzeptabel und erweist sich bei genauerem Hinsehen als eine sachlich nicht haltbare Immunisierungsstrategie, die letztlich nur die Spielwiesen einer Elfenbeinturmwissenschaft erhalten soll. (...) Weil die wissenschaftliche Psychologie auch als nomologische Wissenschaft mit Menschen umgeht, schafft sie nolens volens Wissen für eine (mögliche) Praxis. Das ist Wissen für eine gesellschaftliche Praxis, welche diese Art des Umgangs mit Menschen widerspiegelt (z. B., indem sie mit ihnen experimentiert, sie in ihre Dimensionen zerlegt, sie für die Durchführung von Versuchen täuscht usw. usw.). Diese Umgangsweise wurde von Th. Herrmann selbst in seiner Unterscheidung von Subjektmodell und Objektmodell skizziert. Dass die reale gesellschaftliche Praxis des Umgangs mit Menschen den methodischen Regeln der nomologischen Wissenschaft zum großen Teil – Gott sei Dank – nicht entspricht, ist ein Grund dafür, dass diese Wissenschaft für die Praxis nur so wenig beitragen kann. Diese Diskrepanz ist allerdings eigentlich eher ein Glücksfall und überhaupt nicht zu bedauern. Wir jedenfalls wünschen uns keine Gesellschaft, in der diejenigen, die die Macht zur Gestaltung der Rahmenbedingungen haben, mit anderen Menschen so umgehen wie der Versuchsleiter mit den Versuchspersonen!

Außerdem: Welche Rechtfertigung gibt es dafür, dass Gelder für eine Wissenschaft ausgegeben werden, welche nach eigenen Angaben keinen Beitrag zur Verbesserung der Praxis leisten muss, sondern nur für irgendeinen Erkenntnisfortschritt taugt, für den sich niemand außerhalb der Wissenschaft sonderlich interessiert? Die Forderung nach einer Reflexion des Verhältnisses zwischen psychologischer Wissenschaft und (gesellschaftlicher) Praxis lässt sich selbstverständlich nicht auf eine unmittelbare unkritische Anwendungsorientierung jeder psychologischen Forschung verkürzen. (Gesellschaftliche Praxis ist nicht schlicht bloß das, was Praktiker beispielsweise mit ihren Klienten tun.) Eher im Gegenteil: Damit ist eine systematische Reflexion und Kritik der Psychologie als Kulturleistung sowie ihres gesellschaftlichen Stellenwerts gemeint.

Die Praxis klinisch arbeitender Psychologen ist unter diesen Gesichtspunkten sicher nicht der einzige Bezugspunkt für die wissenschaftliche Psychologie. Es ist auch nicht notwendig, die wissenschaftliche Psychologie in den Schraubstock einer unmittelbaren Anwendungsorientierung zu pressen. Aber auch die klinisch arbeitenden Psychologen haben ein Recht, von der Wissenschaft nicht im Stich gelassen zu werden. Die Abschiebung auf eine (am Sankt Nimmerlein?) eigens erst noch aufzubauende Praxeologie, die bezeichnender Weise von Herrmann auch noch ‚Technologie‘ genannt wird, kann von ernsthaft klinisch arbeitenden Psychologen niemals akzeptiert werden. Es bleibt als Fazit, Th. Herrmann zeigt im Grunde mit seiner ‚Argumentation‘, dass die Gründung einer ‚Neuen Gesell-

schaft für Psychologie‘ notwendig geworden ist“ (Nürnberg, Mai 1991, Seel, Fischl, Knauer, Rohde, Schmidt, Strobel, zit. n. Volmerg, 1992, S. 38 f).

Die Debatten um die Gründung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* kreisen – in unterschiedlicher Schwerpunktsetzung – um drei zentrale Spannungsfelder. Von den Polen dieser Spannungsfelder aus gesehen, scheint es zu gehen: um Subjektwissenschaft versus Objektwissenschaft, um qualitative versus quantitative Methoden und um das Verhältnis von Theorie und Praxis. „Die zu beobachtenden Polarisierungen in der Debatte dokumentieren Bedürfnisse nach Abgrenzung und Identitätssicherung“ (Volmerg, 1992, S. 39). Wie einige Mitglieder der NGfP selbst ihre wissenschaftliche Gesellschaft einschätzen, zeigen Ausschnitte aus der an Volmergs Aufsatz anschließenden Diskussion.

Die folgende Aufzählung weiterer Themen im 1. Jahrgang (1992) des *Journal für Psychologie* vermittelt einen Eindruck von dessen Profil: Qualitative Ansätze als Chance für die Psychotherapieforschung; Die entfremdete Beratungspraxis; Subjektivität und Gesellschaft; Identitätsbedrohung und soziale Stigmatisierung; Wissenschaft und Geschlechterverhältnis; Naturzerstörung; Unbehagen an der Technik; Ökologische Krise und städtische Mobilität; Aus der Praxis der Initiativenberatung (Gemeindepsychologie); Von den Möglichkeiten des Praxisbezuges im Studium und den Anfängen einer psychoanalytischen Kompetenz; Psychoanalyse im Grundstudium – ihre Bedeutung für Lernende und Lehrende; Das Studium der Psychologie – eine Anleitung zum Unglücklich sein? : Erfahrungen aus einem teilautonomen Studienprojekt. – Vorausgegangen waren im *Report Psychologie* der Aufsatz von Legewie (1991): *Krise der Psychologie oder Psychologie der Krise? – Argumente für eine Erneuerung der Psychologie* und die Antwort von Herrmann (1991): *Diesmal diskursiv - schon wieder eine Erneuerung der Psychologie* (siehe auch Volmerg, 1992, S. 38 f).

Legewies Position

Legewie (1991b) fasst seine Thesen zusammen: „Welchen Beitrag kann die wissenschaftliche Psychologie zur Gestaltung unserer Lebensbedingungen leisten angesichts der Herausforderungen der gegenwärtigen sozial-ökonomischen Krise? Zur Diskussion dieser Frage gehe ich aus von einer – bewusst vereinfachenden – Gegenüberstellung zweier Wissenschaftsauffassungen in der Psychologie: der naturwissenschaftlich-nomologischen und der sozialwissenschaftlich-hermeneutischen (s. Legewie, 1991a). Meine Überlegungen gliedern sich in drei Thesen: 1. Die ‚Krise der Psychologie‘ besteht in der Blindheit des nomologischen Wissenschaftsverständnisses für die gegenwärtige gesellschaftliche Krise. 2. Die nomologische Psychologie kann zur Bewältigung lebenspraktischer Problemlagen *strukturell* nur ‚Anfängerwissen‘ beisteuern. 3. Aus dem hermeneutischen Ansatz lässt sich demgegenüber eine ‚Psychologie der Krise‘ bzw. der Krisenbewältigung entwickeln“ (S. 13). Einleitend geht Legewie kurz auf die gesellschaftliche Krise und weltweite Krise der Moderne ein, erwähnt jedoch nicht die sich von den Anfängen der empirischen Psychologie immer wieder – und oft unter dem Begriff der Krise – auflebenden Auseinandersetzungen innerhalb der Psychologie. Er skizziert ein Cartesianisches Wissenschaftsverständnis (S. 16):

1. Strikte Trennung zwischen erkennendem Subjekt („denkende Substanz“) und Erkenntnisobjekt („ausgedehnte Substanz“);
2. Zerlegung des Erkenntnisobjekts in messbare Elemente (= Variablen);
3. Deduktion des Zusammenwirkens der Elemente aus allgemeinen Gesetzen;
4. Maschinenmetapher;
5. Ziel: Vorhersagbarkeit/Beherrschbarkeit des Erkenntnisobjekts.

Für die Psychologie stellt sich die Frage, ob ihre Verankerung im Cartesianischen Weltbild sie nicht blind machen muss für die Probleme, die aus eben diesem Weltbild erwachsen sind. Nach dem Programm der nomologischen Psychologie wird menschliches Denken und Handeln in operationalisierbare und quantifizierbare Variablen zerlegt, um es mit Hilfe statistischer Schlüsse vorhersagbar zu machen. Dieses Programm hat sich in umschriebenen Anwendungsbereichen wie Ergonomie, Leistungsdiagnostik oder Meinungsforschung als erfolgreich erwiesen, erscheint aber gegenüber der Komplexität des menschlichen Alltagshandelns als schlicht unangemessen und bedeutungslos.

Legewie stellt *nomologische Psychologie* und *lebenspraktisches Expertenteam* gegenüber, erläutert den gemeinten Gegensatz an dem „kognitivistischen Programm“ der Cognitive Science, und verweist andererseits auf moderne Entwicklungen in der Sprachphilosophie, Phänomenologie und Hermeneutik, wobei er Wittgenstein, Heidegger, Merleau-Ponty und Gadamer nennt. Unter der Überschrift *Hermeneutische Psychologie als Psychologie der Krise* fordert er ein *gegenstandsangemessenes Wissenschaftsverständnis*. „In einer hermeneutischen Psychologie muss das Theorie-Praxis-Verhältnis neu bestimmt werden: Das kontextgebundene Erfahrungswissen von Experten in verschiedenen Praxisbereichen (Psychotherapie, Gruppendynamik, Organisationsentwicklung, Kreativitätstraining, etc.) sollte zu einem zentralen Theorie- und Forschungsgegenstand der wissenschaftlichen Psychologie gemacht werden. Angewandte Psychologie sollte als ‚Kunstlehre‘, d. h. als reflektierte Praxis im Sinne ‚besonnener Rationalität‘ vermittelt, die Ausbildung sollte aus strukturellen Gründen von Anfang an zugleich erfahrungs- und theoriegeleitet sein.“ Aspekte dieses Wissenschaftsverständnisses sind in einer Tabelle zusammengefasst (S. 24):

- Gegenstand: „Menschen-in-Situationen“;
- Historisch-kulturelle Bedingtheit von Erkenntnisobjekt und -subjekt;
- Wissenschaftler als Teil des Erkenntnisprozesses („Selbstaufklärung“);
- Verstehen von Sinnzusammenhängen als methodisches Grundprinzip;
- Dreifacher Zugang: Sicht des Subjekts, Reflexion seiner „Selbsttäuschungen“; Beobachterperspektive/Systemanalyse;
- Gegenstandsangemessene Methoden, z. B. teilnehmende Beobachtung, Gespräch, Erzählung, Gestaltung, soziale Interventionen (qualitative „Experimente“);
- Theorienbildung als „Textinterpretation“ (hermeneutischer Zirkel!);
- Verallgemeinerung über kontextgebundene Beispiele („Typenbildung“);
- Angewandte Psychologie als auf Wissen vom Menschen *und* sozialen Kompetenzen aufbauende „Kunstlehre“;
- Anwendungsziel: „Krisenintervention“ im menschlichen Zusammenleben.

Aus seinen Erfahrungen in einem Forschungsprojekt über die psychischen Folgen der Umweltzerstörung skizziert Legewie „Ansatzpunkte für psychologische Dienstleistungen in der Pädagogik des ökologischen Bewusstseinswandels“ und nennt vor allem: Pädagogik des Bewusstseinswandels, Empowerment, sozialökologische Konfliktanalyse und Beratung (S. 25).

Legewie begründet die notwendige Entwicklung einer zum Diskurs fähigen Psychologie aus den gegenwärtigen gesellschaftlichen Problemlagen, die kooperative und interdisziplinäre Problemlösungen von Gesellschafts- und Naturwissenschaften verlangen. Legewie reklamiert auf diesem Hintergrund eine veränderte Gewichtung der dominanten nomothetischen Wissenschaftsauffassung in der Psychologie. „Wie Herrmann halte ich Aufgabenpluralismus für eine gute Sache. Und ich stimme mit ihm überein, dass Tiefensehen experimentell und ‚Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext‘ quantitativ untersucht werden können. Potentielle Anwendungsfelder für solche Forschungen finden sich etwa in der Neuropsychologie. Doch wenn es um Konflikte im menschlichen Zusammenleben geht – und darauf beziehen sich nach meiner Schätzung 80% der Anwendungsfelder praktisch tätiger Psychologen – helfen quantifizierende Konzepte wenig weiter, statt dessen sind Konzepte des Sinnverstehens erforderlich (das bedeutet etwa Linguistik, Hermeneutik und Kulturanthropologie statt Statistik und Physiologie als Hilfswissenschaften). Die Strukturkrise der nomologischen Psychologie besteht nicht darin, dass sie ‚ihren‘ Gegenstand verfehlen würde, sondern in ihrer Bedeutungslosigkeit für den Gegenstand praktisch tätiger Psychologen“ (1991a, S. 19).

Herrmanns Position

Theo Herrmann (1991) fasst seinen Aufsatz *Diesmal diskursiv - schon wieder eine Erneuerung der Psychologie* zusammen: „Der Vorschlag von Legewie reiht sich in eine längere Reihe ähnlicher, vor allem in Deutschland entstandener Versuche ein, die Psychologie zu erneuern. Auch Legewies Erneuerungsrhetorik enthält die übliche Kritik am internationalen Hauptstrom der Psychologie. Die kritischen Argumente sind überwiegend ungerechtfertigt. Unter anderem sollte man tatsächliche Erneuerer der Psychologie von bloßen Erneuerern ‚auf Vorschuss‘ unterscheiden. Die als Alternative vorgestellte diskursive Psychologie wird in Legewies Darstellung nicht hinreichend klar. Seine einschlägigen Empfehlungen sind schlecht begründet und wenig überzeugend. Was die Ausbildungs- und Berufssituation der Psychologie in Deutschland betrifft, so ist sie in der Tat verbesserungsbedürftig; sie kann aber nicht dadurch verbessert werden, dass man eine neue Psychologie popagiert. Die Erfolgsaussichten von Legewies Initiative sind – insbesondere bezüglich der internationalen Entwicklung der Psychologie – pessimistisch zu beurteilen“ (S. 21).

Der Hauptvorwurf gegen Legewie ist, dass dieser die eigene Aufgaben- und Zielauffassung zu verabsolutieren und sie zu einer erneuerten Psychologie zu machen versuche. In dieser Reihe sieht er die Psychologie als *Selbstverwirklichung des Individuums* (Schneewind, 1973), die *kritisch-emanzipatorische Psychologie marxistischer Prägung* (Holzkamp, 1972), das *aktiv-reflexive Subjekt* (Groeben, 1986), den *radikalen Konstruktivismus* (Stangl, 1989) und andere mehr, welche *die* bestehende Psychologie insgesamt erneuern wollen,

und das „zu ersetzende Alte für schlecht ... halten“. Damit würde die „Psychologie als die Geschichte ihrer Krise denunziert“. Gegen diese Krisen- und Erneuerungs-Rhetorik wendet sich Herrmann vor allem. Seines Erachtens befindet sich die Psychologie als Wissenschaft, wie aus neueren Darstellungen ihrer Fachgebiete zu erkennen sei, keineswegs in einer Dauerkrise. „Ohne allen Zweifel hat sich die psychologische Erkenntnis seit Wundts Zeiten enorm vermehrt und verbessert. Vieles hat sich als völlig falsch, vieles andere hat sich als richtig erwiesen; viel Neues ist entdeckt worden. (...) Wir gewinnen andauernd neue Erkenntnisse über Phänomene, wir haben ständig verbesserte Methoden, auch viele unserer heutigen Theorien sind nachweisbar besser als die früheren. Die Geschichte der Psychologie ... ist (empirisch belegbar) eine Geschichte des Erkenntnisfortschritts“ (S. 22).

Herrmann folgert: „1. Gehört es auch, wie dargestellt, trivialerweise zum Sprachspiel der Neuerer, das Bisherige als krisenhaft (usf.) abzuqualifizieren, so ist es doch unstatthaft, auf dieser Basis ernsthaft eine Geschichte der Psychologie als Geschichte dauernder tatsächlicher Krisen zu konstruieren und sie so abzuwerten. 2. Es lassen sich zwei Arten von Neuerern unterscheiden: Zum Beispiel Wundt, Watson oder W. Köhler brachten die Psychologie durch den Aufweis neuer Phänomene oder durch wesentliche methodische oder theoretische Innovationen de facto voran und verwendeten außerdem das Neuerungs-sprachspiel. Andere agieren als Neuerer auf Vorschuss und reden wie tatsächliche Neuerer. – So viel zum Erneuern“ (S. 23). „Der Pluralismus psychologischer Denkweisen und Arbeitsformen kann durchaus im Rahmen nomologischer Methodologie und analytischer Wissenschaftstheorie konzipiert und begründet werden (vgl. Herrmann, 1976; 1979). Dies hätte Legewie bei seiner Argumentation berücksichtigen müssen“ (S. 24).

Legewies Darstellung der diskursiven Psychologie hält Herrmann für unklar. Manches sei anderen Konzepten ähnlich, auch handelnde Menschen in ihrer Lebenswelt könnten generell auf verschiedene Weise im Kontext nomologischer Forschung untersucht werden, auch zum Subjektmodell gebe es Konzept von Stern, Groeben und von anderen, auch zu Habermas' (1981) *Theorie des kommunikativen Handelns* gebe es Bezüge. Wie steht es im Zusammenhang mit der „Person“ mit den heutigen Systemansätzen, mit dem Konzept intentionaler Attitüden, mit dem Modularitätskonzept (Fodor, 1983) usf.? Schließlich kommentiert er Legewies Sicht des beruflichen Handelns, der Beziehung zwischen Wissenschaft und Praxis sowie die Ausbildung an den Universitäten und verweist auf seine eingehende Darstellung des Zusammenhangs von Psychologie als Wissenschaft, als psychologische Technologie und als psychologisches (nicht-forschendes) Berufshandeln (Herrmann, 1979 S. 128 ff).

Die grundlegende Differenz zeige sich jedoch in der Einschätzung des Verhältnisses von Theorie, Forschung und Praxis und dessen Auswirkung auf die Konzeption der Psychologieausbildung. Was im Verständnis der so bezeichneten „Erneuerung im Zusammenhang“ gesehen werden sollte, ist für Herrmann systematisch voneinander abzugrenzen: „Psychologie als Wissenschaft“, „psychologische Technologie“ und „psychologisches (nicht-forschendes) Berufshandeln“ (S. 25). „Es gibt nach meiner Auffassung keine rechtfertigungsfähigen Gründe dafür, die Psychologie als Wissenschaft zu einer anderen machen zu wollen, um die berufsvorbereitende Ausbildung zu verbessern, um als berufstätiger

Psychologe das Zusammenleben der Menschen besser unterstützen zu können oder im Psychologenberuf in ganz anderer Weise tätig zu sein“ (S. 25).

Herrmann sieht einen „Aufgaben-Pluralismus“ in der Psychologie und hält diesen für eine gute Sache (S. 21). Er gibt jedoch – abgesehen von seinen eigenen Büchern – keine Hinweise, wie missverständlich die meisten der hier verwendeten Begriffe sind, beispielsweise Nomologie, Gesetz und Erklärung in der Psychologie. Auffällig ist auch das Fehlen jeglicher Hinweise auf ein kritisch-rationalistisches Verhandlungsmodell oder andere Strategien, wie der offensichtliche Pluralismus und eventuell anarchische Verhältnisse, auch in der Berufspraxis, zu vermeiden wären.

Unter dem Titel „Themenschwerpunkt: Die Psychologie wird selbstreflexiv“ erläutern die Gründungsmitglieder, Bergold und Breuer, Leithäuser, Zurhorst, in drei Aufsätzen Grundgedanken, die für das Programm der NGfP wesentlich sind; sie gehen jedoch an dieser Stelle nicht direkt auf Herrmanns Argumente ein. Wissenschaftstheoretisch und methodologisch ist vor allem der Beitrag von Bergold und Breuer ausgerichtet.

Bergold und Breuer

In ihrem Aufsatz (1992) *Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie* äußern sich die Autoren in getrennten Abschnitten, um auf diese Weise ihren eigenen Praxisbezug deutlich zu machen. Sie schicken eine gemeinsame Zusammenfassung voraus: „Auf dem Hintergrund eigener Diskrepanz-Erfahrungen als Forscher und Praktiker sowie aus epistemologischer Unzufriedenheit mit den methodologischen Standardkonzeptionen beschäftigen wir uns mit einer Reihe von Fragen der Gegenstandsangemessenheit psychologischer Methoden und Modelle. Ausgangspunkte sind einmal das Problem des Verhältnisses von (Realitäts-) Komplexität und (Modell-/Theorie-) Vereinfachung unter Gesichtspunkten des Handhabarmachens von Objektbereichen und Aspekten der Forscher-Psychologie; zum anderen eine Kritik des „Dekontextualisierungs“-Standpunkts der vorherrschenden psychologischen Forschungsmethodik, die auf die Ausblendung von Forscher, Subjekt und Interaktionscharakter des Forschungskontakts hinausläuft. Es werden methodologische Alternativen in Form von Grundthesen, Kriterien und methodischen Konkretisierungen vorgeschlagen“ (S. 24).

Komplexitätsreduktion und Dekontextualisierung

Bergold beschreibt das Dilemma von notwendiger und von unangemessener Reduktion am Beispiel der Verhaltenstherapie der Angst und am Beispiel einer ganz anderen Komplexitäts- und Beschreibungsebene: bei der Entwicklung psychosozialer Einrichtungen in einer bestimmten Region. „In dieser Situation werde ich von der Vielfältigkeit dessen, was mir begegnet und was ich glaube, in die Untersuchung einbeziehen zu müssen, überwältigt. Ich bin daher beständig auf der Suche nach Möglichkeiten, die Unendlichkeit der Gesichtspunkte zu reduzieren. Allerdings stoße ich auch hier sozusagen von der anderen Seite kommend auf die Frage: Wie weit kann ich reduzieren? Wann werde ich meinem Untersuchungsgegenstand nicht mehr gerecht? An welchem Punkt vereinfache ich ihn ungebühr-

lich? Was heißt ungehörlich, d. h. was ist ein Kriterium für eine *angemessene Reduktion*? Um solche und ähnliche Fragen beantworten zu können, sind Überlegungen zur Person des Forschers und zu seinem methodologischen und methodischen Ansatz notwendig. Zunächst stößt man auf einen subjektiven Faktor, die Person des Forschers, der sich für oder gegen ein bestimmtes methodisches Vorgehen oder eine bestimmte Theorie entscheidet. Die Frage an den Forscher lautet: Setzt du dich der Komplexität des Forschungsfeldes aus oder suchst du dir eine Methode und eine Theorie, mit deren Raster du die Forschungssituation von Anfang an vereinfachen kannst?“ (S. 25). Es handelt sich zum einen um die Angst vor dem „Überwältigtwerden durch Komplexität“ der betreffenden sozialen Einrichtung und zum anderen, um die antizipierten Probleme bei der Vermittlung der Forschungsergebnisse an die auf unterschiedlichen Ebenen Beteiligten. „Komplexität macht mich hilflos, und ich greife gerne zu etablierten Theorien, die mir einen Haltepunkt in diesem Meer der Ungewissheit zu geben scheinen“ (S. 25). Bergold bezieht sich auf Devereux (1984) *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*, wenn er diese Überlegungen zur Person des Forschers und dessen Ansatz anstellt.

Breuer führt die Gedanken über Komplexitätsreduktion wissenschaftstheoretisch weiter: „In der in den letzten Jahrzehnten dominierenden Standardversion psychologischer Forschung wird ein methodologischer Standpunkt eingenommen, bei dem die Aspekte der Forscher- bzw. Forscherinnen-Subjektivität und des interaktiv-kommunikativen Charakters der Datengewinnung ausgeklammert bleiben. Sie werden als ‚Fehler‘ – als Verstöße gegen ein spezifisches Ideal objektiver Erkenntnis – betrachtet. Dementsprechend gilt es, diese Charakteristika bzw. Fehler zu minimieren oder – besser noch – zu eliminieren. (...) Die Frage der Spezifität der Human-, Sozial- und Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften in methodologischer und methodischer Hinsicht hat eine Vielzahl von Kontroversen ausgelöst und Diskussionstraditionen unterhalten, auf die wir in diesem Aufsatz nicht systematisch eingehen können. Für die Psychologie spielt nach unserer Auffassung die prinzipielle Besonderheit eine wesentliche Rolle, die die Thematisierung des Erkenntnis-Subjekts im wissenschaftlichen Forschungsprozess unabweisbar erscheinen lässt: Subjekt und Objekt sind hier strukturidentisch. Psychologische Erkenntnis ist daher prinzipiell immer auch Selbsterkenntnis. Die Position als Subjekt oder Objekt im Erkenntnisprozess ist – der grundsätzlichen Möglichkeit nach – austauschbar. Diese Tatsache erleichtert unsere wissenschaftlichen Erkenntnisbemühungen nun aber gerade nicht. Die ‚Einverwobenheit‘ des Forschers bzw. der Forscherin in seinen bzw. ihren Gegenstand erschwert vielmehr das Einnehmen einer angemessenen Betrachtungsposition und -distanz (vgl. Breuer, 1989a, 81 ff.). (...) Die am vorherrschenden methodologischen Forschungsideal ausgerichtete psychologische Forschung geht – das ist unser Ausgangspunkt – von einer Fehlannahme und einer Fiktion aus: Der Notwendigkeit subjekt- und interaktionsgereinigter Forschungskontakte und ihrer Machbarkeit. Es werden in diesem Rahmen methodische Verfahrensweisen der ‚Objektivitätsgewährleistung‘ entwickelt, die ‚störende Aspekte‘ ausschalten sollen. Dies ist in unseren Augen jedoch lediglich ein methodologiebedingt gewünschtes Postulat, dessen Verwirklichung überwiegend durch Techniken des Ignorierens ‚gesichert‘ wird“ (S. 26).

Als Beispiele solcher Maßnahmen nennt Breuer: Reduktion, Minimierung, Standardisierung des interaktiven Kontakts zwischen Forscher bzw. Forscherin und der „Versuchsperson“; Reduktion und Normierung der Sprachverwendung und der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten der, ‘Versuchsperson’; Minimierung von Divergenzen zwischen Beobachter/innen, Codierer/innen, Interpret/innen. „Wir bezeichnen diese Bestrebungen hier mit dem globalisierenden Ausdruck ‚Dekontextualisierung‘. Indem die personalen und sozialen Faktoren der ‘Vl.’-‘Vp.’-Interaktion so, ‘behandelt’ werden, soll der, ‘wahre Wert’ eines Vp.-Merkmals unter einer Untersuchungs- bzw. Versuchsbedingung weitgehend ohne Stör-, Rauschen‘ zutage treten. Welcher, ‘neue Kontext’ durch die Dekontextualisierung – durch den Entzug, ‘alltagsweltlich’ vertrauter Orientierungsmöglichkeiten, Muster und Schemata – entsteht, welche Bedeutung eine, ‘Versuchsperson’ einer solchen für sie fremdartigen Situation verleiht, ist für den Forscher (selbst auch für die Forscherin) nur noch von peripherem Interesse – in dieser Hinsicht bleibt ein gegenstandstheoretisches Vakuum. Die Ausblendung des Forscher-Subjekts aus dem ihn interessierenden Gegenstandsfeld bringt zudem die Konsequenz mit sich, dass Selbstreflexionsprozesse des Wissenschaftlers unterbunden und verhindert werden – jedenfalls insoweit, wie sie seine Rolle und Bedeutung beim Zustandekommen der wissenschaftlichen Erkenntnis betreffen. Dennoch bestimmt die Subjektivität des Forschers, so unsere These, den Erkenntnisprozess in ganz wesentlichen Anteilen – unter dieser Orientierung aber weitgehend unreflektiert und unthematisiert“ (S. 27).

Kontextualisierung

Die Alternative zu dieser methodologischen Position stellen die Verfasser in zwei Grundthesen auf:

„(1) Menschliche – und damit auch wissenschaftliche – Erkenntnis ist immer die Erkenntnis eines Objekts für ein Subjekt

– vom Standpunkt, aus der Perspektive eines Subjekts.

(2) Psychologische Daten sind Produktionen bzw. Konstruktionen eines kontextuell eingebetteten Subjekt-Objekt-Systems.

Im Gegensatz zum skizzierten Dekontextualisierungs-Postulat vertreten wir einen ‚Kontextualisierungs-Standpunkt‘, den wir auch hinsichtlich seiner methodologischen Implikationen und Konsequenzen ernst nehmen und ausarbeiten möchten.

(3) Mit der Gegenstandserkenntnis in Bezug auf das intendierte Objekt wird die Selbstreflexion des Wissenschaftler-Subjekts als integraler und systematischer Bestandteil des Erkenntnisprozesses produziert, thematisiert, genutzt und gepflegt. Um Objekterkenntnis zu gewährleisten, ist es nach dieser Auffassung nötig, die Position und die Charakteristika des Subjekts, d. h. die Erkenntnissituation, aus bzw. in der dieses Subjekt das Objekt betrachtet, systematisch in die Reflexion einzubeziehen“ (S. 27).

Einige Aspekte dieses methodologischen Ansatzes werden aufgeführt unter den Überschriften: Datengewinnung als Gespräch; Systemische Aspekte – Gegenübertragung; Standard-

orientierungen in Bezug auf wissenschaftliches Arbeiten in der Psychologie; Realitätskonstruktionen, Wissensbestände und Handlungserfahrungen im Feld (S. 28 f).

„Wir vertreten im Rahmen unserer Kontextualisierungs-Auffassung ein Konzept relativ großer Nähe der Wissenschaftlerin zu ihrem Objekt ... wenn wir als Vergleichsgröße wieder einmal die psychologische Standardmethodik nehmen (...) Eine weitere Maxime, die uns wichtig ist, ist die des Ernstnehmens und der Wertschätzung der im Feld vorhandenen Bedeutungskonstruktionen, Subjektsichtweisen, Wissensbestände und Handlungserfahrungen.“ Zum Thema Perspektiven und Perspektivendivergenzen schreiben die Autoren: „Unter dem Gesichtspunkt der Erfassung der Perspektiven, Wissensbestände, Könnensformen etc. im Feld scheint es uns oftmals angebracht zu überlegen: Welche Personen kommen als Auskunftquelle bzw. Informanten für das thematische Problem in Frage? Welche gegenstandsbezogenen Sehweisen können interessant oder bedeutsam sein? Die Verschiedenartigkeit der Beteiligten-Perspektiven ist nach unserer Ansicht dabei nicht als erkenntnisbezogener Mangel zu deuten. Unter der methodologischen Standardkonzeption der Psychologie gilt ja die Nicht-Übereinstimmung zwischen Beobachtern, Informanten, Codierern, Beurteilern etc. als Fehler, als Defizit an Objektivität und Reliabilität (nach der Devise: ‚Es kam nur eine Wahrheit geben!‘). (...) Die Betrachtung eines Gegenstands aus vielen Blickwinkeln ermöglicht Klärungen in Subjektrichtung (in Bezug auf Erkenntnisbedingungen: Charakteristika und Positionen des Informanten etc.) wie in Objektrichtung (auf den fokussierten Gegenstand). (...) Das Aufsuchen und Auffinden theoretisch belangvoller Divergenz-Daten kann durch vielfältige Kontrastbildungsstrategien geschehen. (...) Einen methodischen Gedanken, der mit dieser Grundidee zusammenpasst, finden wir auch im induktiv ausgerichteten Ansatz der ‚Grounded Theory‘ von Glaser & Strauss (1967; vgl. Strauss 1991).

Problemangemessenheit

Bergold schließt an diese Abschnitte an: „Die methodologischen und methodischen Vorschläge, die wir ausgehend vom Gedanken der Kontextualisierung hier dargestellt haben, haben das Ziel, Theorien über den Gegenstand zu ermöglichen, die reichhaltiger, differenzierter und angemessener sind. ... Die zu Beginn aufgeworfene Frage nach der angemessenen Reduktion bleibt allerdings weiterhin unbeantwortet. Im Gegenteil, unter Umständen verschärft sie sich noch. Kontextualisierung bedeutet Zunahme von Komplexität, damit auch Vielgestaltigkeit und eventuell sogar Unübersichtlichkeit der daraus entwickelten Theorie. ... Es bleibt weiterhin die Frage, nach welchen Kriterien die Angemessenheit einer Reduktion bestimmt werden kann. (...) Wenn es schwierig ist, von einer gegenstandsangemessenen Reduktion zu sprechen, weil sich aus dem Gegenstand unmittelbar keine Kriterien für die Angemessenheit gewinnen lassen, könnte man wenigstens von Problemangemessenheit sprechen.

In eine solche Problemanalyse muss auch die Problemstellung einbezogen werden (siehe z.B. Seidel 1976), also die Frage, wieso das Problem überhaupt zum Problem wird, bzw. durch welche Bedingungen oder von welchen Interessengruppen das Problem bestimmt wurde. Probleme können sich aus unterschiedlichen Gründen stellen. In der Wissen-

schaft wird herkömmlicherweise behauptet, dass die Problemstellungen aus der Logik des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses erwachsen. Dass diese Vorstellung verkürzt ist, darauf ist in der Zwischenzeit schon von unterschiedlicher Seite hingewiesen worden, hier soll daher nicht weiter darauf eingegangen werden. Der Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Interesse ist auch im deutschen Sprachraum zumindest seit Habermas (1968) bekannt. Eine problemangemessene Theorie muss nicht nur eine Problemlösung ermöglichen, sondern auch die Einschätzung von deren, 'Nebenfolgen'. Damit wird ein Problem deutlich, das in der heutigen Forschung vor allem im Bereich der Technologieverwendung diskutiert wird. Problemangemessen wären eine Forschungsvorgehen oder eine Theorie also dann, wenn sie nicht nur erlauben, sich im engeren Problemraum zu orientieren und Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln, sondern wenn die Reflexion auch die Problemstellung einbezieht und der Gegenstand so konstruiert wird, dass eventuelle Folgen sichtbar werden können. Der Grad der Komplexitätsreduktion wäre dabei durch eine obere und eine untere Grenze gegeben, nämlich durch die Problemangemessenheit einerseits und die Handlungsfähigkeit des Problemlösers andererseits. (...) Das heißt, dass Problemangemessenheit nur im Handeln bestimmt werden kann, nämlich als Antwort auf die Frage, ob die Theorie der Orientierung in der praktischen wie auch in der theoretisch-symbolischen „Realität“, erfolgreich dient. Das bedeutet, dass es unterschiedliche Handlungsgemeinschaften geben muss, die jeweils die Angemessenheit ausloten. (...) Zumindest drei dieser Handlungsgemeinschaften erscheinen uns bedeutungsvoll. Zunächst gibt es traditionellerweise die Handlungsgemeinschaft der *Theoretiker oder Wissenschaftler*, also der scientific community (Kuhn 1976), in der die jeweilige Theorie der Lösung bestimmter grundlagentheoretischer Problemstellungen dienen soll. Zum zweiten gibt es die *Gemeinschaft der Praktiker*, welche die Theorie auf ihre Angemessenheit zu Problembeschreibung und Problemlösung in der Alltagswelt prüfen. Zum dritten schließlich, und dies scheint uns heute zunehmend an Bedeutung zu gewinnen, muss die *Gemeinschaft derjenigen Menschen* einbezogen werden, welche mit den Problemlösungen, die durch die Theorie angeregt wurden, konfrontiert sind, oder welche sich diese Theorie selbst aneignen, weil sie dem Versprechen glauben, hier werde ein Weg aufgezeigt, auf dem die Probleme des eigenen Alltags besser bewältigt werden könnten.

Bei der Theorienutzung, die ja eigentlich eine problemangemessene Neukonstruktion ist, muss der Grad der angemessenen Komplexitätsreduktion jedes Mal neu austariert und auf den neuen Kontext bezogen werden. Bietet eine Theorie oder ein Modell ausreichend Anknüpfungspunkte für die Selektion neuer Kontextrelationen durch einen neuen Theorienutzer, so bedeutet dies zumindest einen Hinweis auf ihre potenzielle Komplexität. Gleichzeitig werden auf diese Weise sowohl die Theorie wie auch der Gegenstand weiterentwickelt. Ein solcher zweiseitiger Prozess enthält die Chance, dass übermäßige Vereinfachungen oder Verzerrungen bei der Komplexitätsreduktion zumindest im Verlauf des gemeinsamen Umgangs mit der Theorie aufgedeckt werden können“ (S. 31 ff).

Zurhorst (1992) fasst seine *Argumente für die Erneuerung der anthropologischen Grundlagen der Psychologie* zusammen: „Die Bedeutung der philosophischen Anthropologie für die Erneuerung der Psychologie hieß dann, dass sie im Durchgang durch die Wissenschaft-

ten einen verselbständigten Reflexionsschritt auf die in Anspruch genommenen biologischen Grundlagen und normativen Gehalte durchführt. Dabei kann heute weder auf eine ursprüngliche Natur noch auf das Leitbild des autonomen Menschen zurückgegriffen werden. Vielmehr muss nach den katastrophalen historischen Erfahrungen mit der Einseitigkeit szientistischer Fortschrittsprogramme Natur in ihrer Zielintentionalität ernst genommen und an die Stelle des autonomen Menschen das Leitbild des souveränen Menschen gesetzt werden. Im Unterschied zur ‚nomologischen‘ Psychologie, die als akademische ‚Subjektivitätsverbrennungsanlage‘ nach wie vor durch mangelhafte implizite, ‚Menschenbildet‘ gekennzeichnet ist, will die diskursive Psychologie eine Wissenschaft sein, die endlich auch uns selbst als Fremde für die anderen berücksichtigt. Den Mittelpunkt dieser neuen Erkenntnishaltung bildet die Empathie, die das Fremde als das eigene Fremde zu begreifen anleitet und es nicht auf Identität reduziert. Die Grenzen der diskursiven Psychologie liegen dann einerseits in der ‚Materialität der Kommunikation‘, andererseits in der ‚Unhintergebarkeit des Individuellen‘“ (S. 5).

Leithäuser (1992) schreibt über *Fall-Stricke psychologischer Erkenntnis*: „Psychologische Erkenntnis lässt sich nicht als ein methodisch geklärter, gleichmäßig fortschreitender Prozess begreifen. Dazu hat ihr Gegenstand eine zu große Komplexität, die nicht ohne Folgen reduziert werden kann. Es bedarf der Integration psychoanalytischen Denkens und der Entwicklung psychoanalytischer Methodik für nicht-klinische psychologische Fragestellungen, um zu ‚dichten Beschreibungen‘ psychologischer Sachverhalte zu kommen. In einer kritischen methodologischen Perspektive wird an Aporien wissenschaftlicher Begriffsbildung, dem Problem des Definierens von Begriffen in Psychologie und Psychoanalyse, die Notwendigkeit eines kritisch-hermeneutischen Verfahrens in der Psychologie aufgezeigt. Als ein Weg für mögliche Lösungen der vorgestellten Problematik wird zum Schluss das hermeneutische Experiment in seiner Grundstruktur skizziert“ (S. 15).

„Ich möchte die Kernpunkte meiner bisherigen Überlegungen zusammenfassen: 1. Die Universitätspsychologie entfernt und enthebt sich der relevanten existentiellen und politischen Fragen durch die Tendenz zur bloßen Formalisierung, Abstraktifizierung und die Unterwerfung aller Fragestellungen unter ein rigides Methodenideal, das die Probleme der Reliabilität der Methoden gegenüber jenen der Validität, in Sonderheit denjenigen der äußeren Validität (der Angemessenheit der Methoden an den Untersuchungsgegenstand) ausspielt. Reliabilität der Methoden hat Vorrang; auf sie richtet sich das meiste methodische Denken und Konstruieren der Universitätspsychologie. Ist der Riese auf dessen Schultern man hier zu stehen glaubt, nicht ein Methodenroboter?“ (S. 17).

Methodische Vorbilder für das hermeneutische Experiment, das psychologische mit psychoanalytischer Methodik integrieren soll, finden sich im Bereich der qualitativen und interpretativen Sozialforschung, z. B. die Methoden der offenen, narrativen, problemzentrierten und themenzentrierten Interviews, die Methoden der themenzentrierten Gruppendiskussion und teilnehmenden Beobachtung (Leithäuser & Volmerg 1988). Es geht im hermeneutischen Experiment nicht um die Auseinanderfaltung des Untersuchungsgegenstandes in wie auch immer gefasste Variablenkonstruktionen; es geht zunächst einmal um

„dichte Beschreibungen“ (Geertz, 1987) der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes, ohne irgendwelchen Denkkontrollen unbedingt aufzusitzen“ (S. 22).

Kommentar

Die Beiträge dieser Autoren beschreiben eine breite und fortbestehende Kontroverse unter dem ursprünglichen Titel „*Themenschwerpunkt: Die Psychologie wird selbstreflexiv*“. Dagegen lautet Herrmanns Motto: „... *schon wieder eine Erneuerung der Psychologie*“. – Beide Überschriften haben einen polemischen Unterton, zumindest werden sie wechselseitig so wirken können. Der Titel *Die Psychologie wird selbstreflexiv* ist programmatisch gemeint, kann andererseits mit diesem Anspruch provozieren, da die Autoren in der mehr als hundertjährigen Psychologiegeschichte offenbar keine wesentliche Selbstreflexion entdecken konnten. Insofern ist Herrmanns Verärgerung über die Krisen- und Erneuerungsrhetorik zu verstehen. Eher wissenschaftssoziologisch als wissenschaftspsychologisch bemerkenswert ist ein zweiter Aspekt. Herrmann verweist auf den *Hauptstrom* und sogar auf den „internationalen Hauptstrom“ der Psychologie, ohne diesen problematischen Begriff zu erläutern, versichert aber, dass die Psychologie pluralistisch sei. Bei der Gründung der NGfP scheinen aber die tatsächlichen oder die wahrgenommenen Dominanzverhältnisse und Benachteiligungen wichtig gewesen zu sein. Gab es eine zu geringe Bereitschaft, die Themen und die Anliegen einer Minderheit zu berücksichtigen? Wurde eventuell die Förderung von Forschungsprojekten abgelehnt (von Gutachtern welcher Richtung und mit welchen fachlichen Gründen)? Wurden damals Reformen zu einer „berufsadäquaten Ausbildung“ oder die forschende Unterstützung „berufsrelevanter Psychologie“ abgelehnt und damit ein Widerstand gegen die „herrschenden Wissenschaftskonzeption“ provoziert? – Hier wären aus der Erfahrung Herrmanns als ehemaliger Präsident der DGPs und als DFG-Gutachter einige erläuternde Anmerkungen zum „Pluralismus“ interessant gewesen: Aufgaben-Pluralismus oder erkenntnistheoretischer Pluralismus oder auch Förderungs-Pluralismus?

Unkommentiert bleibt die eventuelle Interaktion zwischen dem Vorstand oder anderen Mitgliedern der DGPs und der Initiativgruppe für die NGfP, zumal der Kongress in Kiel 1991 die Gelegenheit der programmatischen Darstellung der kritischen Positionen gab. Was wurde darüber hinaus erwartet? Die Fragestellungen und die wissenschaftstheoretische Ausrichtung der Forschung und Praxis sind ja Aufgaben der Mitglieder und einer möglichen Fachgruppe (z.B. Sozialpsychologie, Umweltpsychologie oder einer neu zu gründenden Fachgruppe), nicht des Vorstandes. Gerade weil die Kongresse der DGPs den Eindruck der Pluralität wissenschaftlicher Orientierungen vermitteln, fällt der vage, aber häufig wiederholte Hinweis auf die *herrschende, sogar Ausschließlichkeit beanspruchende Wissenschafts- bzw. Forschungskonzeption* auf. Damit werden Machtverhältnisse bezeichnet und Behinderungen angedeutet, die von den Kritikern jedoch weder institutionell noch sozialpsychologisch konkretisiert werden. Wie wirkt sich die behauptete Dominanz aus? Was spricht gegen eine Konkurrenz der wissenschaftlichen Heuristiken und gegen kreative Projekte, die für sich überzeugen würden; was spricht dagegen, beispielsweise den Einfluss unterschiedlicher Kontexte im Labor-Feld-Vergleich zu analysieren oder ein geeignetes

einführendes *Lehrbuch über psychologische Interpretation* zu verfassen – noch nicht einmal dies ist bisher geschehen.

Die stilistischen und sozialpsychologischen Aspekte der Kontroverse brauchen hier nicht betrachtet werden, wohl aber die Begriffsbildung. Allen Teilnehmern wird bewusst gewesen sein, wie missverständlich die Hauptbegriffe Nomologie, Hermeneutik, Reflexion, Mainstream („herrschende Wissenschaftskonzeption“) und Pluralismus sind; eventuell auch die weitgehenden, wenn auch nicht synonymen Entsprechungen von Begriffen, die in beiden Traditionen unterschiedlich benannt sind, wie: Gegenstandangemessenheit und Adäquatheit einer operationalen Definition, Methode als theoriegeleiteter „richtiger“ Weg zum gemeinten Phänomen, Lebensbezug (Praxis) und Feldstudien, Kontextabhängigkeit und Labor-Feld-Vergleich bzw. Generalisierbarkeits-Studien. Auch die Begriffe *Hermeneutik*, der von keinem Autor präzisiert wird, und psychologische *Interpretation* bilden ein solches Begriffspaar.

Die empirische Psychologie ist zweifellos seit der Gründerzeit durch einen Pluralismus der erkenntnistheoretischen Positionen, der Theorien und Methoden bestimmt, doch es gibt Gründe, sich von Beliebigkeit und Unverbindlichkeit abzugrenzen, falls eine wissenschaftliche Psychologie und eine berufsethische verantwortbare Praxis gemeint sind. Weshalb werden Kriterien der Wissenschaftlichkeit nicht erwähnt? Herrmann äußert sich nicht näher, entschuldigt sich aber, wegen des Platzmangels auf viele Details nicht eingehen zu können und nennt seine früheren Bücher. Oder fällt es ihm schwer, aus kritisch-rationalistischer Sicht, die in der Regel umfassend gemeint ist, unvereinbare Voraussetzungen in der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie der Psychologie zu akzeptieren? Wäre Stegmüllers rationales Verhandlungsmodell geeignet, zu einer Konvergenz kontroverser Positionen – und auch zu gemeinsam akzeptierten Bewertungskriterien für die Evaluation von Theorien, Erneuerungsleistungen und sog. Technologie – wie Herrmann sie provozierend nennt – zu gelangen? Sieht er Integrationsmöglichkeiten, übergeordnete Evaluationsstrategien, Kriteriendiskussion? Herrmann antwortet primär auf Legewie, für den das Problem der Kontextabhängigkeit, das Breuer genauer darstellt, ebenfalls wichtig ist, und Herrmann verwendet, wie die anderen, den Begriff Nomologie, der unklar bleibt, so lange nicht präzisiert wird, was in der Psychologie mit Kausalität und Gesetz, trotz der fehlenden *ceteris paribus*-Bedingung, gemeint sein kann. Das Thema der Kontextabhängigkeit ist allgemein bekannt, doch wird die lange Geschichte vielleicht übersehen, weil sich die Terminologie unterscheidet: die Sozialpsychologie des Experiments, die Generalisierbarkeitstheorie, der Labor-Feld-Vergleich (externe und ökologische Validität), die Spezifikation von Gesetzmäßigkeiten und Anwendungsbedingungen; andererseits Text und Kontext im Sinne der traditionellen Hermeneutik bzw. der psychologischen Biographik oder Kontextualität aus Sicht der phänomenologisch orientierten Psychologie. Wie sind die Hinweise auf die traditionelle Hermeneutik, die Psychoanalyse und zeitgenössische philosophische Strömungen gemeint: sind diese grundverschiedenen Systeme etwa wissenschaftstheoretisch ohne weiteres zu kombinieren?

Irritierend sind die wiederkehrenden und extrem unscharfen Begriffe Problem, Komplexitätsreduktion und Problemangemessenheit, statt Fragestellungen zu benennen, die eine Chance haben, empirisch so oder so beantwortet zu werden und darzulegen, welche Art von

Antworten (persönlichen Einsichten, praktischen Konsequenzen, Regelmäßigkeiten, Gesetzmäßigkeiten), welche Art von gesichertem Wissen für welche Zwecke und künftigen Anwendungen erwartet werden. Zwar werden die früheren Begriffe Erkenntnisinteresse, Relevanz, emanzipatorische Psychologie vermieden, doch können sich Leser eventuell an die vorausgegangenen Kontroversen um Holzkamp und seine Kritische Psychologie erinnern. Wenn Holzkamps dialektisch-materialistisch beeinflusste Wende zur Subjektwissenschaft referiert und analysiert würde (siehe Abschnitt 3.16.2), könnte sich zeigen, dass über die Fragen der Problemangemessenheit leichter zu entscheiden ist, wenn ein *weltanschaulich fester Standpunkt* existiert. – Aber könnte nicht gerade daraus eine „herrschende Wissenschaftskonzeption“ resultieren statt pluralistische Offenheit?

Zu der Kontroverse könnten zahlreiche weitere Beiträge, viele in demselben Journal, genannt werden, zumal die Erneuerungs- und Krisen-Diskussion bis in die Anfänge der empirischen Psychologie zurückreicht. In dieser Hinsicht wirken alle Beiträge a-historisch, denn es werden zwar einige Autoren genannt, aber nicht die von Anfang an pluralistische Entwicklung innerhalb der Psychologie und die phasenweise wiederkehrende Krisen-Diskussion erinnert. Herrmann deutet diese Perspektive in seiner Stellungnahme an, geht jedoch über die Positionen dieser Kontroversen hinweg und kritisiert den Jargon der Erneuerung, falls keine entsprechenden Innovationen zu berichten sind. Tatsächlich scheint es den Autoren der Neuen Psychologie hier an didaktisch geeigneten, eigenen Forschungsbeispielen zu mangeln. Legewies Gemeindepsychologie ist nicht unwichtig, aber in dieser Weise weder für Forschung noch Berufspraxis der Psychologie typisch und aufschlussreich. Auch Herrmanns Beispiele, das Tiefensehen und Details der sprachpsychologischen Forschung, stammen nicht gerade aus der Mitte der Psychologie.

Zurhorst bezieht sich auf einige Autoren der Philosophischen Anthropologie und Gesellschaftstheoretiker wie Lyotard, Habermas und Adorno, erörtert anschließend Empathie und Selbstreflexion. Damit äußert er sich wohl (absichtlich?) im Sinne des von Herrmann gemeinten Stereotyps. Zurhorst schreibt über Reflexion, ohne auf empirische Forschung einzugehen oder zu demonstrieren, wo und wie Forschung und Berufspraxis kreativ sein können. Auch er lässt nicht erkennen, dass einige dieser Ideen viel älter sind; auch die Menschenbilder sind nicht erst seit Hans Thomae in den Persönlichkeitstheorien oder seit Freud in den Richtungen der Psychotherapie durchaus geläufig. Demgegenüber werden solche Voraussetzungen auf anderen Gebieten der Psychologie, z.B. bei vielen Fragestellungen der Allgemeinen Psychologie, wahrscheinlich zu vernachlässigen sein.

Leithäuser schildert ihr Stereotyp der Universitätspsychologie, die sich den „relevanten existentiellen und politischen Fragen“ durch „die Unterwerfung aller Fragestellungen unter ein rigides Methodenideal“ enthebt. Hier wirken „Universitätspsychologie“ und „Methodenroboter“ wie Vorteile, denen vielleicht nur durch die Teilnahme an einem heutigen Kongress der DGPs in seiner pluralistischen Vielfalt abzuhelpen ist.

Nur Herrmann und Zuhörst erwähnen noch Holzkamp (1972), aber auch sie erinnern nicht an die erst zwanzig Jahre zurückliegende Kontroverse über emanzipatorische Psychologie, gesellschaftliches Engagement und die wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen über „Relevanz“.

Zusammenfassung

Die Gründung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* NGfP und Trennung von der *Deutschen Gesellschaft für Psychologie* DGPs ist eine herausragende Gelegenheit, solche Prozesse wissenschaftssoziologisch und wissenschaftspsychologisch zu untersuchen. Dazu gehören bei der DGPs auch die Sonderkapitel der programmatischen Namensänderung aus der ursprünglichen *Gesellschaft für Experimentelle Psychologie* im Jahr 1929 und – in anderer Hinsicht – die Entscheidung, zwar eine vom *Berufsverband BDP* getrennte Organisation zu bleiben, jedoch in einer Förderung beider Gesellschaften gemeinsame Ziele zu verfolgen. Die *American Psychological Association* APA entschied sich für eine Fusion (zu deren Konstruktion, siehe Leahey, 1991). Die Aufgliederung der „psychoanalytischen Bewegung“ Freuds und die weitere Proliferation der Tiefenpsychologie und der Psychotherapie in eine große Anzahl von Richtungen bilden ein weiteres Gebiet möglicher Untersuchungen.

Legewie, Herrmann, Breuer, Bergold und die anderen Autoren mussten ihre Thesen in relativer Kürze darstellen. Aus deshalb handelt es sich eher um Hinweise anstelle tiefergehender wissenschaftstheoretisch-methodologischer Analysen. In der Auseinandersetzung kreuzen sich außerdem mehrere der traditionellen Kontroversen (Subjekt-Objekt-Problem, Theorie-Praxis-Problem, Kontextprinzip, Nomologie) vor einem Hintergrund allgemeiner Überzeugungen, die vereinfacht mit dem allgemeinen Schema zu umschreiben sind: die kritisch-rationalistische und die gesellschaftskritisch-lebenspraktische Richtung, das wissenschaftstheoretische Leitbild – zumindest tendenziell – der Physik und das Leitbild engagierter Gesellschaftsphilosophie.

Die Hoffnungen auf eine allmähliche Konvergenz haben sich nicht erfüllt. In dem Rückblick auf 100 Jahre *Deutsche Gesellschaft für Psychologie* war diese Spaltung bzw. der Kontrast zwischen den beiden Wissenschaftskonzeptionen kein besonderes Thema mehr (Rammsayer & Troche, 2005). Einen Fortschritt zu einer umfassenderen Sichtweise oder zumindest zu einem wissenschaftstheoretisch geordneten Perspektivismus scheint es nicht gegeben zu haben. Oder kam es doch zu einer Öffnung des „Hauptstroms“ der Psychologie auf dem Weg zu einer pluralistischen Psychologie – nicht allein der Fragestellungen, sondern wesentlich auch zu einer pluralistischen Wissenschaftstheorie, genauer: zu einem wissenschaftstheoretisch geordneten, systematischen Pluralismus der Perspektiven? War die empirische Psychologie nicht von Anfang an – auch im Hauptstrom – pluralistisch?

3. 17 Fachgesellschaften außerhalb von DGPs und BDP

3. 17. 1 Fachgesellschaften und Verbände, Psychotherapie-Schulen

Die *Deutsche Gesellschaft für Psychologie* DGPs und der *Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen* repräsentieren, die primär an Universitäten und anderen Einrichtungen der Forschung und Lehre sowie die auf verschiedenen Gebieten der Berufs-

praxis tätigen Psychologen. Voraussetzungen der Mitgliedschaft sind bei der DGPs Promotion und Publikationen, beim BDP der qualifizierte Abschluss eines Diplom-Studiengangs oder gleichwertigen Studiengangs der Psychologie. Die DGPs wurde 1904 als Gesellschaft für experimentelle Psychologie gegründet und hat heute ca. 3.500 Mitglieder; der BDP wurde 1946 gegründet und hat ca. 10.000 Mitglieder. – Im jährlichen Psychologenkalender (Hogrefe Verlag) stehen die Adressen der Österreichischen Gesellschaft für Psychologie (ÖGP), der Schweizerischen Gesellschaft für Psychologie SGP/SSP sowie Europäischer und Internationaler Fachgesellschaften. Auf dem Gesamtgebiet der Psychologie gibt es darüber hinaus eine große Zahl weiterer Gesellschaften, eingetragener Vereine und Gruppierungen, die sich mit einzelnen Bereichen der Psychologie befassen.

Deutsche Gesellschaft für Evaluation e.V.
 Deutsche Gesellschaft für Medizinische Psychologie (DGMP)
 Deutsche Gesellschaft für Musikpsychologie e.V.
 Deutsche Gesellschaft für Psychologische Schmerztherapie und -forschung (DGPSF)
 Deutsche Gesellschaft für Psychophysiologie und ihre Anwendungen e.V. DGPA
 Deutsche Gesellschaft für Psychotherapiewissenschaft (DGPTW)
 Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie (DGVT) e.V.– Berufsverband Psychosoziale Berufe
 Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. Berufsverband Psychosoziale Berufe (DGVT-BV) e.V.
 Deutsche Gesellschaft für Kulturpsychologie e.V.
 Gesellschaft für Kulturpsychologie e.V.
 Gesellschaft für Neuropsychologie (GNP)
 Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächstherapie e.V. (Fachverband für Psychotherapie und Beratung – GwG)
 Neue Gesellschaft für Psychologie (NGfP) e.V.

Erstens stehen hier wissenschaftliche Fachgesellschaften, die wegen ihrer speziellen Ausrichtung oder wegen ihrer interdisziplinären Verfassung (nicht nur Psychologen als Mitglieder) außerhalb der DGPs bestehen, beispielsweise DGPA, GNP.

Zweitens erscheint hier die Neue Gesellschaft für Psychologie (NGfP) e.V., die eine deutlich mit der DGPs konkurrierende Sonderrolle hat. Drittens ist eine Auswahl von Vereinen genannt, die Richtungen der Klinischen Psychologie und Psychotherapie repräsentieren. Interessant ist, welche Vereinsbildungen der Psychologie, d.h. Namensbildungen mit dem Begriff Psychologie, *nicht* in der Liste des Hogrefe-Kalenders stehen. Die Auswahlkriterien sind nicht bekannt. In einer Liste sind hier einige Einträge aus dem Internet wiedergegeben.

Deutsche Gesellschaft für Analytische Psychologie
 Deutsche Gesellschaft für Individualpsychologie
 Deutsche Gesellschaft für Pastoralpsychologie e.V.
 Deutsche Gesellschaft für Suchtpsychologie
 Deutsches Kollegium für Transpersonale Psychologie
 Gesellschaft für angewandte Wirtschaftspsychologie
 Gesellschaft für Bewusstseinswissenschaften und Bewusstseinskultur (GBB e.V.)

Gesellschaft für Biodynamische Psychologie/Körperpsychotherapie GBP e.V.
Gesellschaft für gemeindepsychologische Forschung und Praxis
Gesellschaft für Humanistische Psychologie - Psychologie
Gesellschaft für Kulturpsychologie e.V.
Gesellschaft für Management-Psychologie GMP
Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie.
Gesellschaft für Psychohistorie und Politische Psychologie (GPPP)
Gesellschaft für Psychologie und Verkehrssicherheit
Gesellschaft für Psychologische Morphologie e.V. GPM
Dachverbände der transkulturellen Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik im deutschsprachigen Raum e.V.
Internationale Gesellschaft für Religionspsychologie
Wissenschaftliche Gesellschaft zur Förderung der Parapsychologie e.V.

Bei dieser unvollständigen Recherche wurden einige Vereine auf dem Gebiet der Klinischen Psychologie sowie seltenere oder ungewöhnliche Richtungen der Psychotherapie gefunden. Es zeichnen sich zwei Untergruppen ab: Einige der Vereine sind betont gesellschaftlich, politisch, interkulturell engagiert; für andere ist die Spiritualität des Menschen wesentlich: Pastoral- und Religions-Psychologie, Transpersonale Psychologie, Parapsychologie.

Viel umfangreicher mit 60 Einträgen ist eine Liste der Dach-, Fach- und Berufsverbände auf dem Gebiet der Psychotherapie (<http://www.therapie.de/psyche/info/links/verbaende/>) (*Anmerkung* 21). Viele Gruppierungen innerhalb der Psychologie und Psychotherapie mit ihren Nachbargebieten sind keine eingetragenen Vereine, sondern organisieren sich häufig (zunächst) um eine Zeitschrift (siehe Internet bzw. die im ZPID angeführten Zeitschriften der Psychologie).

Erwähnenswert ist noch, dass es wissenschaftliche Gruppierungen gibt, die zwar eine vereinsartige Struktur haben, jedoch keine eingetragenen Vereine sind, und Gruppierungen, die einen englischen Namen haben, obwohl Gründer und Mitglieder vorwiegend aus den deutschsprachigen Ländern stammen, z.B. bei der *Society for Ambulatory Assessment – Explaining Behavior in Context*, eine interdisziplinäre Gruppierung, die innovative Techniken Computer-unterstützter Datenerhebung nutzt, um psychologische, physiologische und andere Daten unter alltäglichen Lebensbedingungen zu erheben. Eine andere Konstruktion hat das *Forum Qualitative Sozialforschung* (FQS). Es ist eine mehrsprachige Online-Zeitschrift für Qualitative Sozialforschung, die größte frei verfügbare (Open Access publizierte) und größte online Zeitschrift zu qualitativen Verfahren in der Welt. Das Forum entstand 199 aus privaten Initiativen und Kooperationen und wird seit 2001 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft als Informations-, Kommunikations- und Vernetzungsportal qualitative-research.net gefördert. Diese bedeutende Kooperative als Verein zu bezeichnen, wäre unzutreffend. Spezielle Organisationsformen existieren zu vielen andern Themen der Psychologie: von der Biographieforschung bis zu Sozialen Initiativgruppen. So entstand in den letzten Jahrzehnten eine unübersehbare Fülle von Organisationsformen, die im Vergleich zu den konventionell angelegten Fachgesellschaften und ihren Gruppierungen eine andere

Struktur haben, eher informell und interdisziplinär im Internet auftreten statt als Vereine mit Satzungen.

3. 17. 2 Psychoanalyse, Tiefenpsychologie, Universitäts-Psychologie

Aufgrund der Zulassungsbestimmungen und der Erstattungsbedingungen der Krankenlasen gibt es in Deutschland (im Unterschied zu Österreich und Schweiz) eine Konzentration auf die drei *Hauptrichtungen* (außerdem können Autogenes Training, Progressive Muskelentspannung und Hypnose als Einzelbehandlung genehmigt werden):

- Verhaltenstherapie,
- Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie und
- die drei *Richtungen*: Analytische Psychotherapie nach Sigmund Freud, Analytische Psychologie nach Carl Gustav Jung und Individualpsychologie nach Alfred Adler).

Die letztgenannten Richtungen haben die Organisationsformen:

DPG - Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft,

DPV - Deutsche Psychoanalytische Vereinigung,

DGPT - Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie,

Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie.

Gelegentlich wurde von 100 oder sogar von 200 verschiedenen Psychotherapie-Schulen gesprochen; die Abgrenzungskriterien sind jedoch höchst unscharf. Allerdings existiert eine große Anzahl von Fachgesellschaften und Vereinen, in denen unterschiedliche Richtungen oder Akzentuierungen vertreten sind; die Mitgliederzahlen sind nicht bekannt. Forschung zur empirischen Bewährungskontrolle von Psychotherapie liefert Argumente für eine wirkungsvolle Kombinatorik von Komponenten aus verschiedenen Schulen – und damit auch für eine entsprechend breite, schulübergreifende Ausbildung in diagnostisch-therapeutischen Strategien der Klinischen Psychologie (siehe Grawe, 1998; Grawe et al., 2001).

Statistische Angaben über die Inanspruchnahme der verschiedenen Therapieformen, eventuell auch Hinweise auf Trends der vergangenen Jahre, sind nicht erhältlich. Im Internet zugängliche Quellen (Thorwart, 2013; Bundes-Psychotherapeutenkammer, 2013; Robert Koch Institut. Statistisches Bundesamt, 2008) scheinen solche Differenzierungen zu vermeiden.

Die Aufgliederung einer Hauptrichtung in verschiedene Richtungen und Gruppierungen ist nicht nur wissenschaftssoziologisch, sondern auch im Hinblick auf die Schlüsselkontroversen interessant. So ergeben sich mehrere Fragestellungen: Welche Gründe sind für die Existenz so vieler Fachgesellschaften im Bereich der Psychotherapie zu vermuten? Gibt es viele Fälle gleichzeitiger Zugehörigkeit zu verschiedenen Fachgesellschaften? Dass die Mehrzahl der Psychotherapeuten in Fachgesellschaften organisiert sein wird, ist wegen der Struktur dieses Gebietes anzunehmen.

Psychoanalytiker als Professoren der Psychologie?

Eine auch für die Abgrenzung der Richtungen – und damit für die *Theoretische Psychologie* – wichtige Frage ist: Wie viele ausgebildete Psychoanalytiker (auch im Vergleich zu Verhaltenstherapeuten) sind als Professoren an deutschen Universitäten tätig? Besteht die Hauptrichtung der Psychoanalyse wie zu Zeiten Freuds fast nur außerhalb der Universitäten oder ist sie inzwischen besser integriert, zumindest bei der Ausbildung in den anerkannten Richtungen der Psychotherapie? Eine entsprechende Übersicht über frühere Jahrzehnte ist nicht bekannt. Aus der Erinnerung ist zu sagen, dass es in den 1970er und 1980er Jahren an Psychologischen Instituten, abgesehen von Lehrbeauftragten, einzelne beamteter Professoren bzw. Ordinarien gab, die eine psychoanalytische Ausbildung hatten wie Albert Görres (München), Ludwig Pongratz (Würzburg), Walter Schraml (Freiburg) oder tiefenpsychologisch orientiert waren, jedoch ohne psychotherapeutische Ausbildung, wie Curt Bondy (Hamburg) und Robert Heiß (Freiburg).

Für das Jahr 2014 ist zum Vergleich eine aktuelle und wahrscheinlich repräsentative Übersicht verfügbar. Die Daten hinsichtlich akademischer Lehrtätigkeit der Mitglieder stammen von der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie e.V. (DGPT), und die Auswertung ist Prof. Dr. Volker Werthmann zu danken. – Die DGPT ist die Dachgesellschaft deutscher Psychoanalytiker, d.h. alle von ca. 3500 Mitgliedern haben eine Vollausbildung nach den Ausbildungsrichtlinien dieser Dachgesellschaft, die nur wenig abweicht von denen der *International Psychoanalytic Association*, und auch nur wenig von dem Standard nach unten abweicht, der nach dem Psychotherapeutengesetz und den Richtlinien für den Erwerb der „Fachkunde“ für „analytische Psychotherapie“ gilt. – Umgekehrt ausgedrückt: die Ausbildungsmaßstäbe der DGPT wurden weitgehend in das Psychotherapeutengesetz aufgenommen. Diese Dachgesellschaft vertritt berufspolitisch die *Deutsche Psychoanalytische Vereinigung* (DPV), die *Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft* (DGP), die *Deutsche Gesellschaft für Individualpsychologie* (DGIP) und die *C.G. Jung-Gesellschaft*. Außerdem ist sie auch selbst eine Fachgesellschaft, die jährliche Kongresse durchführt und als solche für sogenannte „freie Institute“ mit zuständig ist, die von keiner Fachgesellschaft betrieben werden, aber oft Mitglieder aus verschiedenen Fachgesellschaften haben. – Die Ausbildungsinstitute (ca. 55) werden von der DGPT nicht betrieben sondern „anerkannt“, d.h. auf Antrag wird ihnen bestätigt, dass sie nach den Ausbildungsrichtlinien der DGPT ausbilden.

Die Auswertung gestattet eine repräsentative Aussage: von 61 Mitgliedern (Mitgliedern und Gästen), die hauptamtlich (oder nebenamtlich) als Hochschullehrer aktiv sind, gehören fast alle in den Bereich Medizin, teils sind sie in den Bereichen Erziehungs- und Sozialwissenschaften tätig; sie könnten eventuell außerdem noch einen Lehrauftrag auch innerhalb eines Psychologischen Instituts haben. – Nur zwei Mitglieder der DGPT (*drei* mit *Medical School Hannover*) sind an einem Universitäts-Institut für Psychologie tätig, d.h. weniger als ein Prozent der Hochschullehrer. Die gegenwärtige Anzahl der Psychologie-Professoren beträgt $N = 422$, wenn die Professorenbefragung des *CHE Centrum für Hochschulentwicklung* der Bertelsmann Stiftung im Jahr 2013 zugrunde gelegt wird. „Bei der Zahl der angeschriebenen ProfessorInnen handelt es sich um die Anzahl der Hochschulleh-

rerInnen, die nach Kontrolle durch die Dekanate zum Sample gehören, ohne Beurlaubte, ProfessorInnen ohne Lehrverpflichtung usw.“

Dieses Ergebnis bedeutet, dass an den Universitätsinstituten der Psychologie und in den nach dem Psychotherapiegesetz ThG dort aufgebauten Ausbildungsinstituten nahezu ausschließlich Verhaltenstherapeuten tätig sind – bis auf die zwei Psychoanalytiker in Kassel und Frankfurt aufgrund lokaler Bedingungen. Die Trennung von Psychoanalyse und Universitäts-Psychologie ist demnach sehr viel tiefer als in den 1970er und 1980er Jahren. Auf einer anderen Ebene kann kein Zweifel an dem nachhaltigen Einfluss von Freuds Psychoanalyse auf viele Gebiete der Psychologie, auf deren Schlüsselbegriffe und Theorien sowie auf bestimmte Aspekte des Menschenbildes bestehen. In den Lehrbüchern vieler Fachgebiete der Psychologie stehen Gedanken der Psychoanalyse, aber institutionell besteht eine scharfe Abgrenzung.

Die Beziehungen zwischen der „Universitätspsychologie“ und der Psychoanalyse sind seit Freuds Zeiten kompliziert. Hinsichtlich der Akzeptanz und der Integration in die Universitätsinstitute scheinen außerdem erhebliche Unterschiede zwischen den scientific communities in Deutschland, den europäischen Nachbarländern und den USA und den südamerikanischen Staaten zu bestehen. In Deutschland wirkt die Kontroverse zwischen universitärer Psychologie gegenüber Psychoanalyse grundsätzlicher als in der Psychiatrie und Medizin, wo u. a. durch die Richtung der Psychosomatik andere Verhältnisse bestehen. Für ein Psychologisches Institut war es wichtig, ob ein Bewerber auch Diplom-Psychologe war und ein volles Lehrdeputat neben seiner psychotherapeutischen Tätigkeit zu übernehmen bereit war. Vielleicht wird es der künftigen Geschichtsschreibung der Psychologie aufgrund erhaltener Akten von Berufungskommission und anderen Quellen gelingen, mehr über die Motive zu erfahren, zumindest wenn trotz entsprechender Bewerbung um die Nachfolge eines tiefenpsychologisch orientierten Professors keine entsprechende Berufung erfolgte.

3. 18 Menschenbilder, interdisziplinäre Anthropologie und integrative Humanwissenschaft

3. 18. 1 Menschenbilder, Philosophische und Psychologische Anthropologie

Angesichts der langen Liste von Verbänden und Richtungen der Psychotherapie fragt sich, welche Gründe zu dieser Vielfalt führten. Die Überzeugungen der Mitglieder einer Gruppierung müssen relativ homogen sein und zugleich von anderen Gruppierungen so verschieden, dass eine neue Richtung gebildet wird. Mal wird eine fachlich herausragende und auch dominante Leitperson motiviert haben, mal ein programmatisches Werk oder eine

gemeinsame Überzeugung, auf was es in der Psychologie und Psychotherapie ankommt. Unter der Hypothese, dass neben äußeren Gründen hauptsächlich ein gemeinsames Überzeugungssystem maßgeblich ist, könnten die entstandenen Richtungen hinsichtlich der eigenen Beschreibung ihrer Grundlagen und hinsichtlich der zentralen Publikationen sowie der zitierten Literatur verglichen werden. Eine vergleichende Darstellung mit philosophisch-anthropologischem Interesse hatte lange zuvor Dieter Wyss (1991) mit seinem Buch *Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Entwicklung, Probleme, Krisen* vorgelegt. Wyss stellt in einem weiten Horizont die Schlüsselbegriffe dieser Schulen und die Unterschiede der Therapie-Theorie dar. Hier ergeben sich wichtige Fragen: Gibt es typische Annahmen über den Menschen und über die allgemeinen Ziele einer Behandlung? Sind in den Richtungen solche grundlegenden Aussagen und psychologisch-philosophischen Überzeugungen, Einstellungen und Wertungen zu erkennen, dass die Divergenzen dieser Richtungen nachvollziehbar werden?

In der Trennungsgeschichte solcher Richtungen der Psychotherapie sind spezielle Konzepte und bestimmte therapeutisch-methodische Differenzierungen zu sehen. Dazu gehören auch unterschiedliche ätiologische Vorstellungen in der Psychopathologie, abweichende Erklärungsmodelle und therapeutische Zielvorstellungen, Ansichten über wissenschaftliche und berufsständische Kontrollen, auch Fragen der Ausbildung und des Umgangsstils mit den Patienten. Diese im Detail oft sehr bedeutenden Auffassungsunterschiede sind hier nicht das Thema, sondern die grundsätzlichen Unterschiede der Menschenbilder. In diesen „Annahmen über den Menschen“ verdichten sich viele der Bestimmungen des Menschen, Konzepte der Persönlichkeit und der Persönlichkeitsforschung, Zielvorstellungen von Pädagogischer und Klinischer Psychologie mit Rückwirkungen auf viele Gebiete der Psychologie. Im Prinzip könnten die Abspaltungen und die innovativen Richtungen in der Klinischen Psychologie als praktischer Ausdruck, als sich manifestierende Kontroversen über grundsätzliche Positionen interpretiert werden.

Freuds Psychoanalyse war durch seine Kritik am christlichen Menschenbild, d.h. seinen A-theismus und A-psychismus, anstößig. Auch gegen Wundt wurde mit dem Vorwurf „Psychologie ohne Seele“ polemisiert, doch mit den Auseinandersetzungen über Freuds Psychoanalyse scheinen diese Kontroversen über Menschenbilder noch öffentlicher, aktueller und direkter geworden zu sein. Seitdem besteht wohl, auch in der interessierten Öffentlichkeit, ein verstärktes Interesse an solchen psychologischen Grundannahmen, an den Menschenbildern. Die *Annahmen über den Menschen* haben im Bereich der Psychotherapie, in der Beratung und Pädagogik, eine andere Wirklichkeit als nur am Schreibtisch – und praktische Konsequenzen. Deshalb ist es auch erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch interessant, der differenziellen Psychologie solcher *Menschenbilder* nachzugehen. Die offensichtlichen Unterschiede oder gar Unvereinbarkeiten dieser Überzeugungen verweisen auf tiefreichende Kontroversen.

Das Menschenbild ist die Gesamtheit der Annahmen und Überzeugungen, was der Mensch von Natur aus ist, wie er in seinem sozialen und materiellen Umfeld lebt und welche Werte und Ziele sein Leben haben sollte. Religiöser Glauben bzw. philosophische Grundüberzeugungen bilden wesentliche Teile des Menschenbildes. Im Unterschied zu den psychologischen Persönlichkeitstheorien sind die Menschenbilder als *subjektive Theorien*

anzusehen. Diese Annahmen über den Menschen sind das Thema der *Philosophischen Anthropologie* und als empirische Fragestellung bilden sie eine Aufgabe der *Psychologie*. In neuerer Zeit werden die traditionell religiös oder philosophisch bestimmten Menschenbilder zunehmend durch die Ergebnisse der Humanwissenschaften beeinflusst. Statt der üblichen Abgrenzung von Philosophischer Anthropologie und Biologischer Anthropologie zu folgen, sollte heute auf eine *Interdisziplinäre Anthropologie* hingearbeitet werden. Zu dieser Aufgabe kann die Psychologie wegen ihrer Grenzstellung zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften, Biologie und Medizin wesentlich beitragen.

Funktion von Menschenbildern

Die besondere Unschärfe von „Menschenbild“ ist durch den extremen Umfang des Begriffs bedingt und durch die unzureichende Unterscheidung zwischen der philosophisch-anthropologischen Bestimmung des Menschen und den Fragestellungen der empirisch ausgerichteten Persönlichkeitstheorie und Sozial- bzw. Kulturpsychologie. So wird das Thema Menschenbilder, die *Assumptions about Human Nature* (Wrightsmann, 1992) in verschiedenen Kontexten diskutiert: im Hinblick auf die Persönlichkeitstheorien (Atwood & Tomkins, 1976; Pervin, 1981, 2000; Thomae, 1968, siehe auch Abschnitt 5.6.2), auf die Kulturpsychologie und kulturvergleichende Untersuchungen (Oerter, 1999, 2007) sowie auf die Orientierung und Zielsetzung von Psychotherapie (u.a. Kutter, Páramo-Ortega & Müller, 1998; Petzoldt, 2013).

Im folgenden Abschnitt werden unter *Menschenbild* hauptsächlich die philosophisch-metaphysisch-religiösen Annahmen über den Menschen zusammengefasst. Welche Funktion haben solche Menschenbilder in der wissenschaftlichen Psychologie bzw. der professionellen Psychotherapie?

Es ist nachzuvollziehen, dass aus einem bestimmten Menschenbild auch eine Präferenz für eine bestimmte Persönlichkeitstheorie (und Therapierichtung bzw. Therapietheorie) folgt. In welchem Menschenbild erkennt sich ein Psychologe bzw. Psychotherapeut selbst wieder? Anthropologische Grundüberzeugungen bestimmen u.U. die Akzeptanz für „passende“ Persönlichkeitstheorien und mittelbar das Bezugssystem der konzeptuellen und methodischen Ausrichtung. Diese These muss nicht auf eine völlige Relativierung hinauslaufen. In der Wirklichkeit werden diese Orientierungen komplizierter sein, nicht einer einfachen Auswahl entsprechen, sondern in einer fachlichen Entwicklung, mit Rückkopplungsprozessen aufgrund eigener Handlungserfahrungen. Solche Menschenbilder werden weniger stringent sein als die abstrakte Gedankenentwicklung einer philosophischen Position, d.h. auch mit Inkonsistenzen und Widersprüchen. Diese verschiedenen Menschenbilder können als Leitbilder des professionellen Handelns verstanden werden. Die Beziehungen zwischen Menschenbildern, Persönlichkeitstheorien und Therapiekonzepten werden jedoch nur in einem Teil der deutschen Fachliteratur dieses Gebiets gesehen und auch als empirische Fragestellung anerkannt.

Für die eigene Darstellung solcher Menschenbilder (Fahrenberg, 2004) *Annahmen über den Menschen* wurden die Menschenbilder bekannter Psychologen und Psychotherapeuten ausgewählt: Sigmund Freud, Erich Fromm, Viktor Frankl, Charlotte Bühler, Carl-Gustav Jung, Carl Rogers, Albert Maslow, Burrhus F. Skinner. Die auf die Gründerpersonen hauptsächlich bezogene Darstellung ist einprägsamer als ein systematischer Abriss: Diese Menschenbilder sind nicht am Schreibtisch von Philosophen entstanden, sondern stammen (mit Ausnahme Skinners) aus der therapeutischen Praxis, die durchaus als wissenschaftlich geleitete psychologische Praxis verstanden wurde. Eine Reihe weiterer Menschenbilder lässt sich nicht einem bestimmten Autor zuordnen. Sie repräsentieren religiöse und kultureller Strömungen und bestimmte Forschungsrichtungen der Humanwissenschaften und hängen auch mit einzelnen Forschungsrichtungen der Psychologie und Sozialwissenschaften zusammen.

In der überarbeiteten Fassung (Fahrenberg, 2007) mit dem Titel *Menschenbilder. Psychologische, biologische, interkulturelle und religiöse Ansichten. Psychologische und Interdisziplinäre Anthropologie* wurden Themen erweitert oder zugefügt: Menschenbilder der Biologie und Neurobiologie, Menschenbilder in sozialer und interkultureller Sicht, Menschenbilder und Religion (Christentum, Buddhismus, Islam, Chinesische Universalreligion), Religiöse Komponenten des Menschenbildes mit Umfrageergebnissen. Der Weg der Aufklärung, Menschenwürde und Menschenrechte, Glauben und Vernunft, Toleranz und Pluralismus, Überzeugungen und ihre Konsequenzen. Im empirischen Teil sind die Ergebnisse von Umfragen dargestellt. Eine eigens durchgeführte Untersuchung bei 800 Studierenden verschiedener Fächer (davon 563 der Psychologie) befasste sich u.a. mit der Evolution und Sonderstellung des Menschen, der geistigen Existenz nach dem Tod, dem Gottesglauben und Theodizee-Problem, Atheismus, Interesse an Religion und Sinnfragen, dualistischer bzw. monistischer Auffassung des Gehirn-Bewusstsein-Problems sowie der Willensfreiheit.

Die Annahmen über den Menschen sind so verschieden, dass eine einheitliche Bestimmung unmöglich ist. Dieser Pluralismus der Überzeugungen ist eine Folge der philosophischen Aufklärung, der Säkularisierung und der Glaubensfreiheit; er wird durch das zunehmende Wissen über andere Kulturen und andere Religionen gefördert. Deswegen bildet der fortschreitende Prozess der Aufklärung ein zentrales Thema: der Umgang mit diesem Pluralismus, mit Toleranz und Intoleranz, Vernunft und Glauben, Spiritualität, Fundamentalismus und Aberglauben. Aus psychologischer Sicht sind die Fähigkeit zur Perspektiven-Übernahme, die Duldung der Mehrdeutigkeit und eine geringe Ausprägung autoritärer und ethnozentrischer Persönlichkeitszüge als toleranzfördernde Denkstile hervorzuheben. Der Pluralismus der Menschenbilder führt häufig zu religiös motivierten Wertkonflikten, muss aber nicht zwingend auf eine Relativierung grundlegender ethischer Normen hinauslaufen. An die Stelle der religiösen oder metaphysischen Begründungen der Ethik treten die universalen Prinzipien der Menschenwürde und Menschenrechte sowie die Idee des Weltethos, insbesondere die in sehr vielen Kulturen verbreitete Goldene Regel.

Die Absichten des Buchs werden in zwei Thesen zusammengefasst: Die differenzielle Psychologie der Menschenbilder erfordert mehr empirische Untersuchungen und die Reflexion der möglichen Konsequenzen philosophischer Vorentscheidungen für die Forschung

und die Praxis der Psychologen, Psychotherapeuten, Ärzte und anderer Berufe. – Die Kontroversen über das Gehirn-Bewusstsein-Problem (Leib-Seele-Problem) und die Willensfreiheit lehren, dass geisteswissenschaftlich-idealistische („mentalistiche“) und naturalistische Auffassungen einander ausschließen. Demgegenüber bedeuten Perspektivität (und Komplementarität), dass jedes der beiden Bezugssysteme auf seine Weise vollständig ist, aber dennoch nur einen Teil bildet in der umfassenden Beschreibung von Bewusstsein/Geistigkeit *und* Natur des Menschen. Aus Sicht eines Psychologen ist kaum nachzuvollziehen, dass Philosophen über Anthropologie schreiben, ohne (mit sehr wenigen Ausnahmen) auf die empirische Psychologie oder die Psychologie überhaupt einzugehen. So wird auch die differenzielle Psychologie der Menschenbilder schlicht ausgeklammert. Als notwendige Ergänzung der *Philosophischen* Anthropologie ist aber noch keine *Psychologische* Anthropologie entstanden. Die Psychologie der Menschenbilder ist wenigstens ein notwendiger Baustein (siehe Oerter, 1999, 2007; Wrightsman, 1992).

Die Menschenbilder in der Psychotherapie, hrsg. von Hilarion von Petzold (2012), enthält außer den Beiträgen zu den interdisziplinären Perspektiven weitere 11 Kapitel, in denen die Autoren die Menschenbilder ihrer Richtungen schildern: *Menschenbilder: Die Modelle der psychotherapeutischen Schulen*. An diesem Material wäre eine vergleichende Analyse der hauptsächlichen Kategorien und Prinzipien möglich, um die Überzeugungsmuster systematisch zu betrachten. – Der eigene Beitrag beschreibt einige Forschungsaufgaben der empirischen Psychologie und gibt dazu eine Übersicht über ein Gebiet, das während der letzten Jahre vor allem in den USA zunehmendes Interesse gefunden hat: die religiöse Orientierung der Psychotherapeuten.

Empirische Untersuchungen

Die typischen Menschenbilder der Therapierichtungen sind verschiedentlich diskutiert worden. Doch erst in neuerer Zeit wurden die religiösen Überzeugungen der *einzelnen* Psychotherapeuten empirisch repräsentativ untersucht. Das Interesse richtete sich insbesondere auf die religiösen Einstellungen und deren Auswirkung auf die psychotherapeutische Praxis. Die Religion ist für einen großen Teil der Bevölkerung die wichtigste Dimension ihres Lebens. In diesem Bereich sind auch die meisten empirischen Untersuchungen über Menschenbild und Berufspraxis zu finden. Religion und Spiritualität haben auch deswegen zunehmendes Forschungsinteresse gefunden, weil zwischen religiöser Einstellung und Merkmalen der psychischen und der körperlichen Gesundheit sowie Prognose und Erfolg von Psychotherapie statistische Zusammenhänge, allerdings methodisch nicht überzeugend, berichtet wurden. Viele der aktuellen Fragestellungen beziehen sich auf die Funktionen von Religiosität/Spiritualität zur Bewältigung von Lebensproblemen (Coping), zur Prävention von Alkohol- und Drogenabhängigkeit oder zur Beeinflussung von depressiven Störungen, als Ressource für Wohlbefinden. Die religiösen Überzeugungen der Einzelnen bzw. der religiösen Gemeinschaften können bekanntlich die Erfahrung von Krankheit und die Akzeptanz medizinischer Maßnahmen beeinflussen. Ärzte und Psychotherapeuten sind zwar direkte oder indirekte Teilnehmer dieses Geschehens, doch ist über deren individuelle religiöse Einstellung relativ wenig bekannt und noch weniger, wie über dieses Thema inner-

halb der therapeutischen Beziehung kommuniziert wird. Die Grundüberzeugungen des Menschenbildes von Psychotherapeuten und von Patienten könnten sich hypothetisch in allen Phasen der Psychotherapie auswirken, d.h. von Erstinterview, Diagnose, Indikationsstellung, Therapiezielen, Prognose, Verlaufsbeurteilung bis zur Evaluation. Die abstrakte *Relevanzbehauptung* müsste in spezielle Hypothesen umgesetzt werden. Dies verlangt begriffliche Differenzierungen und geeignete psychologische Erhebungsmethoden. Amerikanische Untersucher scheinen für diese Fragestellungen aufgeschlossener zu sein, weil Religion in den USA eine andere Rolle zukommt als in vielen europäischen Ländern, der religiöse und kulturelle Pluralismus ausgeprägter und deshalb das Konfliktpotenzial deutlicher ist.

Bemerkenswert ist die wissenschaftstheoretisch wünschenswerte Tendenz, dass einige Autoren einschlägiger Publikationen ihre Konfession und ihre religiöse Bindung angeben. Auch bei anderen grundsätzlichen Diskussionen könnte diese Information helfen, die individuellen Voraussetzungen verständlich zu machen. Die Beziehungen zwischen Menschenbildern und Psychotherapie wären auch in Deutschland ein Thema der psychologischen Forschung und ein Thema der Aus- und Weiterbildung.

Zusammenfassung der amerikanischen Studien zu Religion und Psychotherapie

In den Publikationen wird verschiedentlich betont, dass früher oft ein gespanntes Verhältnis zwischen Psychotherapie und Religion bestand. Die klinischen Interventionen sollten von professionellen Prinzipien und Methoden geleitet sein, nicht durch persönliche Überzeugungen. Demgegenüber zeichnet sich ein zunehmendes Interesse an empirischer Forschung zu dieser Thematik ab. Im Vergleich zu abstrakten philosophischen Grundfragen (Leib-Seele-Problem, Willensfreiheit, Letztbegründung der Moral u.a.) scheinen die religiösen Überzeugungen besser umschrieben und relativ leichter zugänglich zu sein. Bei näherer Betrachtung erweist sich jedoch das religiös bestimmte Menschenbild, sobald mehr als nur die Glaubensgemeinschaft und die Kirchlichkeit erfasst werden, als ein Bereich mit vielen Perspektiven. Es muss differenziert gefragt werden. Bereits das Thema solcher Studien könnte eine starke suggestive Wirkung entwickeln, die fraglichen Zusammenhänge als sehr plausibel zu begreifen und dabei die großen Schwierigkeiten objektivierender empirischer Nachweise zu übersehen.

Mehrere Umfragen, vor allem in den USA, sprechen dafür, dass Klinische Psychologen und Psychiater eine tendenziell geringere organisatorische und partizipatorische Religiosität („Kirchlichkeit“) als die Gesamtbevölkerung haben. (Für andere Berufsgruppen, beispielsweise Soziologen oder Mediziner sind solche Erhebungen nicht bekannt. Dennoch betonten viele Psychotherapeuten ihre „Spiritualität“. Deshalb sind das Interesse und Verständnis für religiöse Fragen, die eigene Spiritualität und bestimmte Bekenntnisinhalte bzw. Glaubensgewissheiten zu unterscheiden. Die künftige Untersuchungsmethodik muss genauer auf die Aspekte der Spiritualität eingehen, denn ein beträchtlicher Teil der Psychotherapeuten neigt dazu, deutlich zwischen ihrer Spiritualität und der Einstellung zur religiösen Institutionen (organisatorische und partizipatorische Religiosität) zu unterscheiden. Insgesamt verlangt dieser Bereich prägnante begriffliche und methodische Differenzierungen,

eine genaue psychologische Hypothesenbildung über die Wirkprinzipien bzw. funktionalen Zusammenhänge – und insgesamt mehr Forschungsaufwand in enger Verbindung mit der differenziellen Psychologie.

Es gibt empirische Hinweise, dass die religiösen Einstellungen der Psychotherapeuten einen Einfluss auf die Überweisung von Patienten und auf die Prognose haben. Außerdem scheint es für einige Psychotherapeuten schwierig zu sein, ihre religiösen und professionellen Einstellungen zu verbinden. Darüber hinaus ist es umstritten, ob auch die klinische Tätigkeit spezifisch beeinflusst wird. Weiterhin wird vermutet, dass eine nicht-religiöse Einstellung der Psychotherapeuten für religiöse Patienten problematisch sein könnte. Wie auch in anderen Bereichen der Therapie- und Evaluationsforschung ist genauer zu fragen: Welches sind die fördernden und die u.U. komplizierenden Komponenten? Können bestimmte funktionelle Zusammenhänge und nützliche Einstellungsänderungen spezifiziert werden oder ist eher eine generalisierte Hoffnung auf Erfolg, motiviert durch religiöse Grundhaltung, Gottvertrauen, Gebete wirksam? In dieser Hinsicht steht die Forschung noch ganz am Anfang, denn es muss mehr über die Interdependenz der Einstellungen von Psychotherapeuten und Patienten bekannt sein.

Die wenigen vorliegenden Untersuchungen beziehen sich ausschließlich auf die Ebene der geäußerten Einstellungen von Psychotherapeuten. Differenzielle Effekte in der diagnostischen Urteilsbildung, in der therapeutischen Beziehung, im Therapieprozess und im Therapieerfolg sind bisher nicht gesichert. Die Untersuchungen auf diesem Gebiet waren, auch wenn die Relevanzbehauptung bisher empirisch nicht bestätigt ist, in verschiedener Hinsicht fruchtbar. Breite Übereinstimmung gab es in der Auffassung, dass die religiösen Einstellungen von Psychotherapeuten und Patienten, künftig ein Thema der Ausbildung und der Weiterbildung sein sollten. Hier schließt sich die Frage an, inwieweit ausgeprägte religiöse Überzeugungen des Therapeuten mit der Abstinenzregel in Konflikt kommen können. Diese Regel wird zwar sehr unterschiedlich interpretiert und mehr oder minder weit gefasst, doch sind durchaus Grenzüberschreitungen im Übergang von einer distanziert-wertneutralen und freundlich abwartenden, einer deutlich anteilnehmenden, einer beratenden und bestärkenden oder sogar „missionierenden“ Haltung denkbar. Deshalb sind auch die Resolutionen zweier amerikanischer Fachverbände bemerkenswert.

In Deutschland gibt es erst sehr wenige Ansätze zu empirischen Untersuchungen über die religiösen bzw. spirituellen Einstellungen von Psychotherapeuten und über mögliche Einflüsse auf die psychotherapeutische Praxis (siehe Abschnitt 5.3).

Resolutionen amerikanischer Fachgesellschaften zu Religion und Religiosität

Die *American Psychological Association* hat, auch unter dem Eindruck des öffentlich diskutierten Konfliktpotentials, eine *Resolution on Religious, Religion-Based and/ or Religion-Derived Prejudice* (2006) verabschiedet. Die APA setzt sich nachdrücklich für die Abwehr jeglicher Diskriminierung aus religiösen Gründen ein und betont die fachliche Zuständigkeit als empirische Wissenschaft indem sie sich von der Theologie abgrenzt. Die Resolution bezieht sich ausdrücklich auf die religiösen und nicht-religiösen Überzeugungen in der

Berufspraxis. Die APA bezieht sich auf die Diskriminierungen, die von Individuen, Gruppen oder von staatlichen Einrichtungen ausgehen. Selbst in Staaten, die sonst ein hohes Niveau religiöser Freiheit und Pluralismus erreicht haben, können solche Diskriminierungen fortbestehen. Ein deutsches Beispiel wären die juristischen und die großen finanziellen Privilegien, die vom Staat nur den *anerkannten* Religionsgemeinschaften als *Körperschaften öffentlichen Rechts* gewährt werden, d.h. den beiden großen christlichen Kirchen, aber auch den zahlreichen christlichen Glaubensgemeinschaften (Sekten) sowie der jüdischen Glaubensgemeinschaft, nicht jedoch den Millionen Muslimen und der nicht geringen Zahl von Buddhisten (Quellenhinweise siehe Fahrenberg, 2007).

Die APA wendet sich gegen jegliche Diskrimination aus religiösen Gründen – Von der *American Psychiatric Association* (Council on Minority Mental Health & Health Disparities, Corresponding Committee on Religion, Spirituality, and Psychiatry) stammt eine Resolution zur Diversität und multi-kulturellen Eigenart der Mitglieder, mit der Absicht, das Verständnis der individuellen Überzeugungen der Patienten mit Empathie und Respekt zu fördern (2007).

Plädoyer für eine interdisziplinäre Anthropologie auf empirischer Basis

„So besitzen wir denn eine naturwissenschaftliche, eine philosophische und eine theologische Anthropologie, die sich nicht umeinander kümmern – eine einheitliche Idee vom Menschen aber besitzen wir nicht“ (Max Scheler: *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, 1966, S. 9). Es ist anzunehmen, dass Scheler seine Abhandlung als eine integrierende Darstellung ansah. – Eigentümlich ist, dass die Psychologie von den meisten Autoren der Philosophischen Anthropologie ausgeklammert wird. Weshalb dies geschieht, bleibt verborgen. Die Psychologie gehört ja mit ihrem Programm als empirische Humanwissenschaft zum Kernbereich der Anthropologie und steht der Philosophischen Anthropologie in vieler Hinsicht am nächsten (vgl. Fahrenberg 2004, 2007). Welche Gründe könnte es hier geben, die empirische Psychologie der Menschenbilder und die Persönlichkeitstheorien zu ignorieren? Offensichtlich besteht in Deutschland weiterhin ein schwieriges Verhältnis zwischen *Philosophischer Anthropologie* und *Psychologischer Anthropologie*. Wer die Studienpläne und kommentierten Vorlesungsverzeichnisse für die Fächer Philosophie und Psychologie an deutschen Universitäten durchsieht, gewinnt einen Eindruck von den Präferenzen und Defiziten. Auf ähnliche Weise lassen die Inhaltsverzeichnisse von Einführungstexten zur Philosophischen Anthropologie bzw. zur Einführung in die Psychologie typische Auswahlentscheidungen erkennen.

Die Philosophische Anthropologie ist ein Teil der systematischen Philosophie und ein Teil der Anthropologie. Die Lehre vom Menschen, die alles umfasst, was wir über den Menschen wissen und denken – über uns selbst und über den Menschen im Allgemeinen. „Was ist der Mensch?“ war für Immanuel Kant die Grundfrage der Philosophie. Diese Einschätzung wird häufig zitiert, aber keineswegs von allen geteilt. In der deutschen Philosophie seit Kant blieb die Anthropologie für viele kaum mehr als ein Randthema (vgl. Marquard 1971). Eine Ausnahme bildet die *Philosophische Anthropologie* im Sinne von Max Scheler, Helmuth Plessner und Arnold Gehlen. Alwin Diemer (1978) hat einen Versuch

unternommen, Philosophische Anthropologie unter systematischen Gesichtspunkten zu entwickeln, mit Unterscheidungs- und Bestimmungsmerkmalen, mit der Abgrenzung nach oben (Gott) und der Abgrenzung nach unten (Tierwelt). Seine Phänomenologie des Humanbereichs zählt überwältigend viele Aspekte und Fragestellungen auf. Diemer betont die doppelte Funktion der Menschenbilder und erklärt: „Die Rede vom Bild impliziert zweierlei: einmal das Moment des Sekundären, das an *Ab- und Ebenbild* erinnert, zugleich aber auch das Moment des Primären: ‚Bild‘ bedeutet dann zugleich *Vor- und Leitbild*. [...] Diese Leitbilder fungieren, wenn die entsprechenden Metaphysiken bzw. Ideologien politisch-gesellschaftliche Macht besitzen, als entsprechende pädagogische Ideen“ (S. 231). – Auch Geldsetzer (2000) hat Ansätze einer Systematik dargestellt und die Anthropologie im Spannungsfeld zwischen Seelenlehre, Metaphysik des Geistes, philosophischer Wesensbestimmung, Geschichtsphilosophie und Historischer Anthropologie geschildert.

Offensichtlich wurde das überlieferte Vorhaben, eine gültige, einheitliche Bestimmung des Menschen zu leisten, in neuerer Zeit abgelöst von einer unsystematisch wirkenden Perspektivität: Personalität, Leiblichkeit, Geschichtlichkeit, Gesellschaftlichkeit, Subjektivität, biologische Fundierung (Genom und Gehirn), Handlungsfähigkeit, Sittlichkeit, Freiheit u.a. Gelegentlich wird Philosophische Anthropologie auch als kritische Untersuchung der verborgenen anthropologischen Annahmen in den empirischen Humanwissenschaften verstanden, u.a. in der Psychologie, Pädagogik, Soziologie oder Medizin. Grundsätzlich erstreckt sich diese Perspektive auch auf die Versuche von biographischen und (ideologie-)kritischen Interpretationen der Menschenbilder einzelner Philosophen und philosophischer Richtungen. – Außer Schopenhauers und Nietzsches Psychologisieren kann auch das selbstkritische Motto von Johann Gottlieb Fichte 1797 aus seiner *Wissenschaftslehre* zitiert werden: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt sonach davon ab, was für ein Mensch man ist“ (S. 195).

Aus Sicht der Psychologie und der akzentuiert *Psychologischen Anthropologie* wurde eine kritische Übersicht über die Themenwahl in zeitgenössischen Publikationen zur Philosophischen Anthropologie sowie über die Einträge in Vorlesungsverzeichnissen gegeben. Der Bezug der Philosophischen Anthropologie zu den empirischen Humanwissenschaften scheint gering zu sein, und es zeichnen sich typische Defizite ab. Deshalb wurden anschließend zwei einander ergänzende Aufgaben der Psychologischen Anthropologie geschildert: Die allgemeine *Psychologie des Menschen* und die *Psychologie der Menschenbilder*. An die kritische Übersicht über die Ausrichtung und die Defizite der gegenwärtigen Philosophischen Anthropologie schloss sich das Plädoyer für eine Interdisziplinäre Anthropologie an (Fahrenberg, 2012).

Wege zur Interdisziplinären Anthropologie

Wie wird das Programm der Anthropologie heute gefasst und was bedeutet die „einheitliche Idee“ des Menschen angesichts des überwältigenden Theorien- und Methoden-Pluralismus? Die Differenzierung der wissenschaftstheoretischen Positionen und der empirischen Arbeitsrichtungen musste sich auf das Bild vom Menschen auswirken und zunehmend dessen postulierte Einheitlichkeit zweifelhaft erscheinen lassen. Auch die überdau-

ernen anthropologischen Kontroversen, u.a. Gehirn-Bewusstsein, Freiheit des Willens, Letztbegründung der Moral, Schöpfung und Evolution, sind durch weiterentwickelte Argumente noch komplizierter geworden. Bereits eine gründliche ideengeschichtliche Analyse wäre angesichts des notwendigen interdisziplinären Horizonts nur noch in kooperativer Arbeit zu leisten.

Die empirischen Fortschritte der Humanwissenschaften sind schon seit langem für Einzelne nicht mehr überschaubar. Bereits die systematische Sichtung und Darstellung übersteigt die Kompetenz Einzelner bei weitem. Dies gilt zunehmend auch innerhalb der Disziplinen. Dementsprechend sind die maßgeblichen Lehrbücher fast überall von Sammelwerken abgelöst worden. Aus der Sicht ihrer Disziplinen (oder nur der eigenen Spezialgebiete) tragen vom Herausgeber ausgewählte Autoren das aus ihrer Sicht Wichtige bei. Dieser Trend ist auch in der Anthropologie deutlich – und *widerspricht ihrer Absicht zutiefst*, falls sich kein *interdisziplinärer Dialog* anschließt. Die Addition heterogener Auffassungen des Menschen wird nicht ausreichen, die „Einheit in der Vielfalt“ deutlich zu machen.

Das Programm einer *Interdisziplinären Anthropologie* (Fahrenberg, 2007) muss notwendig extrem anspruchsvoll sein. Trotz aller Bedenken wird es zweifellos auch in der Zukunft Versuche geben, umfassendere und überzeugendere Konzeptionen zu entwickeln. Für eine *interdisziplinäre Rekonstruktion* der Anthropologie sind zunächst ein *historisch-rezeptionsgeschichtlicher Ansatz* (einschließlich Ideen- und Begriffsgeschichte) und ein *inhaltlich-systematischer Ansatz* zu unterscheiden. Fundamental ist jedoch die Arbeit an den *philosophischen bzw. wissenschaftstheoretischen Ordnungsprinzipien*, wie das pluralistisch verfasste Denken und Wissen über den Menschen adäquat strukturiert werden können. Deswegen kann es in der ersten Annäherung helfen, die Rezeptionsgeschichte von Kants und Wundts Leitgedanken zur Anthropologie zu analysieren und mögliche Einwände zu diskutieren. Welche anderen Überzeugungen und philosophischen (und religiösen) Strömungen könnten die nachhaltige Rezeption dieser beiden Anthropologien beeinträchtigt oder verhindert haben? Weshalb werden diese anthropologischen Entwürfe in den Lehrbüchern kaum mehr erwähnt oder nur extrem verkürzt und stereotyp referiert? Hier sind viele Schritte zur Aktualisierung jener Konzeptionen möglich. Es lohnt sich, Kant und Wundt neu zu lesen.

Der *systematische Teil* bildet bereits durch den immensen Umfang des Materials eine unendliche Aufgabe. An dieser Stelle können die systematischen Fragen nur angedeutet werden: Wie sind heute – in Erinnerung an Kants vier anthropologische Fragestellungen und seine regulativen Ideen – die Themen der Anthropologie zu definieren? Wie sind neue Versuche einer Taxonomie der Aspekte bzw. Fragestellungen anzulegen? Ist ein relativer Konsens zu erreichen, welches Raster an Überlegungen aus philosophischer Sicht wichtig ist, und welche unter den vielen möglichen Fragen als zentrale und unerlässliche Themen hervorzuheben sind, und zumindest in den europäischen Kulturen als *anthropologische Kernfragen* gelten können?

Der *wissenschaftstheoretische Teil* verlangt die schwierigsten innovativen Leistungen, wenn philosophische und humanwissenschaftliche Ordnungsgesichtspunkte zu koordinie-

ren sind. Häufig verwendete Begriffe (wie Einheit und Einheitlichkeit, Einheit in der Vielheit, dialektische Sichtweise, Zusammenschau, Integration von Betrachtungsweisen), sind viel zu unscharf, um kategorial grundverschiedenen Bezugssystemen und multi-referentiellen Konstrukten gerecht werden zu können. Hier sind andere Relationsbegriffe und Denkfiguren notwendig. Dieses kurz gefasste Plädoyer soll nicht Wundts anthropologische und wissenschaftstheoretische Auffassungen als Grundlage der heutigen Arbeit empfehlen, doch hat seine nicht-reduktive, sondern perspektivisch bleibende Konzeption ein hohes Anregungspotenzial. Anstelle der unscharfen Begriffe von „Einheitlichkeit“ oder „Integration“ tritt die Aufgabe, einander ergänzende Bezugssysteme zu unterscheiden. Lassen sich Bedingungen für eine interdisziplinäre, nicht nur additive, sondern konstruktive Arbeit an einer modernen Anthropologie beschreiben?

Keinesfalls soll den traditionellen Formen abgesprochen werden, dass sie anregend sein können, d.h. den Tagungen „Was ist der Mensch“, den Aufsatzsammlungen (auch wenn die wesentlichen Diskussionsergebnisse fehlen) oder den Monographien (auch wenn sie nur von einer einzigen Leitidee geprägt sind). Demgegenüber verlangt die Aufgabenstellung einer nicht verkürzten, nicht einseitig reduzierten Anthropologie eine grundsätzlich andere Orientierung: die konsequente Unterscheidung von Bezugssystemen, das Bemühen um Repräsentation aller Humanwissenschaften, vor allem einen *tiefer gehenden interdisziplinären Dialog* und *neue systematische Formen der wissenschaftlicher Kooperation* – gerade auch auf diesem Gebiet.

So muss sich noch genauer zeigen, ob Bezugssysteme mit eigenständigen Prinzipien und Kategorien im Sinne Wundts systematisch auszuführen sind. Könnte es nicht gelingen, einen allgemeinen Rahmen für jene Bezugssysteme und adäquate Strategien zu entwickeln, um die anthropologischen Leitgedanken und das anthropologische Wissen auf überzeugendere Weise zu ordnen als bisher? Dies bedeutet auch, einen Denkstil zu pflegen, ohne den Interdisziplinarität unmöglich ist: die Bereitschaft und die Fähigkeit zum Perspektiven-Wechsel.

3. 18. 2 Integrative Humanwissenschaft

Kritik des Anthropologischen Reduktionismus, die Systemimmanenz und eine reflektierte Methodologie

Gerd Jüttemann ist in den vergangenen Jahren durch eine Reihe von Publikationen hervorgetreten, die als Vorbereitung zu dem großen Projekt einer *Integrativen Humanwissenschaft* zu verstehen sind. Mehrfach bezieht er sich auf Wilhelm Wundts Werk und dessen umfassende Sicht des Menschen. Wer, wie Jüttemann, mehr als 50 Persönlichkeitstheorien und mehr als 250 verschiedene Richtungen der Psychotherapie sieht, wird tatsächlich nicht nur einen breiten Pluralismus der Systeme und der Menschenbilder erkennen, sondern den Eindruck chaotischer Verhältnisse gewinnen. Den tieferen Grund der Dauerkrise wissenschaftlicher Psychologie sieht Jüttemann in der nicht mehr aufhebbaren Fixierung anthropologisch-reduktionistischer Menschenbilder bzw. Modellkonstruktionen. Die angebliche Voraussetzungslosigkeit ende oft schon bei der Reflexion des eigenen Menschenbildes und

seiner Implikationen, so dass es zur Reduktion auf ein überwertiges Leitprinzip oder eine überwertige Methode komme. Er äußert sich überzeugt, dass die Systemimmanenz (im Sinne einer Zirkularität und Selektivität) und die anthropologischen Reduktionen durch eine neue reflexive Haltung überwunden werden können (vgl. Jüttemann, 2004).

Diese Überlegungen führen direkt zu Wundts Wissenschaftskonzeption und zu seinem perspektivischen Monismus zurück. So ist es gut nachzuvollziehen, dass Jüttemann sich entschieden für die Erinnerung an Wundt und dessen Erbe mit großem „Integrationspotenzial“ einsetzt und die „verdrehte Rezeptionsgeschichte“ beanstandet (2006a, 2006b, 2007b). Jüttemanns Schlussfolgerung lautet, dass der *psychologisch-anthropologische Reduktionismus* mit der oft unzureichenden Reflexion des eigenen Standpunkts das Grundproblem ist. Aus Mangel an Reflexion der Menschenbilder entstünden Reduktionen auf ein überwertiges Leitprinzip oder eine überwertige Methode. Jüttemann (1991, 1995, 2006b) verweist – wie auch andere – auf eine systematische Benachteiligung kulturwissenschaftlicher Orientierungen innerhalb der universitären Psychologie und sieht wegen der Anlehnung an die Denkweise naturwissenschaftlicher Disziplinen eine Abnahme der Kommunikation und Kooperation mit Sprach- und Kulturwissenschaften

Jüttemann (1991) diskutiert die Entwicklung der Psychologie in ihren überdauernden Krisen und erweitert die Perspektiven unter dem allgemeinen Thema „Systemimmanenz und anthropologischer Reduktionismus“. Er sieht hier die Ursache der Dauerkrise wissenschaftlicher Psychologie und formuliert Thesen zur Epistemologie und Methodologie im Bereich der Psychologie, dem im Folgenden stets auch die psychoanalytischen Konzepte zugeordnet werden. Jüttemann diagnostiziert verkürzte und erstarrte Denksysteme und verweist auf die zugehörigen impliziten Menschenbilder, die aus unreflektierten anthropologischen Auffassungen stammen. Insofern sind systemimmanente Ansätze auch „nicht als unvollständige, sondern als verfehlte ‚wissenschaftliche‘ Konzeptionen zu verstehen“ (S. 340 f). „Der Begriff ‚Systemimmanenz‘ kennzeichnet somit eine besondere Kategorie von nicht entwicklungsfähigen Systemen, die vor allem in grundlagenwissenschaftlicher Hinsicht fragwürdig erscheinen. Derartige Systeme sind in der Psychologie zahlreich anzutreffen und besitzen eine bisher nicht erkannte oder nicht zugegebene fortschritthemmende Wirkung. Die Geschlossenheit psychologischer Systeme wird durch die Fixierung von Menschenbildern erzeugt, welche die Systeme zugleich definieren.“ „Die Menschenbilder, um die es hier geht, erscheinen z.T. nicht in der Form expliziter Annahmen, sondern lassen sich nur indirekt aus der systembegründeten Entscheidung für einen methodologischen Monismus erschließen.“ So ergeben sich u.a. die folgenden Fragen und Forderungen nach: Theorieoffenheit, Reflexivität des Vorgehens, Transparenz des Untersuchungsprozesses, Ausgehen vom erlebenden Subjekt, Analyse der Verzerrungstendenzen psychologischen Denkens. Die beiden Perspektiven, Gegenstandsangemessenheit des Vorgehens und Reflexivität des Vorgehens, werden jeweils durch mehrere Prinzipien und Heuristiken gekennzeichnet. Zusammenfassend ist zu lesen: „Eine methodenpluralistisch orientierte und gegenstandszentrierte einheitswissenschaftliche Psychologie muss als ein realisierbares Ziel erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass bei aller Vielgestaltigkeit und Unbestimmbarkeit des Gegenstandes, um den es geht, dessen relative Geschlossenheit doch (zumindest in individueller Hinsicht) außer Frage steht. (...) Ist es nicht gerade diese Be-

sonderheit, die der Begriff „Seele“ anklingen lässt und diesem eine immer noch aktuelle Bedeutung verleiht?“ (S. 356).

Jüttemann kritisiert vor allem die nomologisch orientierte Psychologie mit ihrem „methodologischen Monismus“ und hebt die drohende Zirkularität hervor, dass „die Gegenstandsbestimmung der Psychologie durch das jeweilige Programm selbst vorgenommen wird“. Auch zu dem gegenwärtig wieder sehr attraktiv gewordenen Bereich der qualitativen Sozialforschung bzw. der Erinnerung an die „qualitativen Methoden der Psychologie“ nimmt er Stellung, denn er sieht „eine Art Systembildung durch ‚Kanonisierung‘“. Den Mitteln werde ein Vorrang vor den Zwecken eingeräumt, und das Methodendiktat der nomologisch orientierten Sozialwissenschaftler werde durch ein Methodendiktat des Qualitativen verabsolutierend ersetzt. Er fordert eine reflektierte Methodologie.

Autogenese

In seinen Arbeiten zur Persönlichkeitspsychologie und zur Historischen Psychologie prägte Jüttemann (1988, 1995, 2007a, 2010, 2011) den Begriff der Autogenese im Sinne von *Selbstgestaltung*. Er bezieht sich auf Plessners Bestimmung der *Exzentrizität* des Menschen, der lebt und sein eigenes Erleben in der Umwelt erlebt. Mit autogenetischem Handeln ist eine „eigenverantwortliche Lebens- und Selbstgestaltung“ (Jüttemann, 1998, S. 120) gemeint – wertneutral im Unterschied zu Hegels Begriff der „Selbstverwirklichung“. Auch hier gibt es eine Annäherung an Wundt und dessen Konzept der Selbstschöpfung“ (vgl. Fahrenberg, 2013). Das zentrale Thema bildet die Untersuchung der *Veränderungsmotivationen* und der daraus entstehenden Aktivitäten und Konsequenzen. In diesem autogenetischen Prozess der selbstverantwortlichen Gestaltung von Person und Umwelt unterscheidet Jüttemann die individuelle und die kollektive Autogenese sowie die Heterogenese, d.h. die absichtliche Einwirkung auf andere Personen, beispielsweise in der Erziehung. Zwei Grundeinstellungen werden unterschieden: ein Erhaltungsmotiv, den aktuellen Zustand beizubehalten, und ein Überschreitungsmotiv, den gegebenen Zustand aktiv zu verändern. Die aktuelle Autogenese umfasst die Summe aller individuellen und kollektiven Willensbildungen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt vorliegen.

Jüttemanns (2007a) Überlegungen zu *Persönlichkeit und Selbstgestaltung. Der Mensch in der Autogenese* ist fundamental für das Programm einer gültigen *Historischen Psychologie*. Die Fähigkeit der Autogenese markiere den Anfang der Menschheitsgeschichte. Diese Historische Psychologie würde mit ihrer soziohistorischen Perspektive auch in eine integrative Entwicklungspsychologie passen, sich jedoch von einer primär biologisch verstandenen Evolutionspsychologie abheben. Die Historische Psychologie befasse sich vor allem mit der Untersuchung des Wandels im Erleben und Handeln des Menschen und mit den Zielen, die der Mensch in seiner Autogenese selbst auswählt. Jüttemann konzipiert dieses Programm ausdrücklich mit Bezug auf Wilhelm Wundts Kulturpsychologie (Völkerpsychologie). Jüttemanns Beiträge enthalten zahlreiche anregende Perspektiven und Begriffe sowie das nachdrückliche Plädoyer für eine andere Konzeption der Psychologie (siehe auch Abschnitt 5.6).

Kommentar

Die Argumente zur Fixierung auf „Methodisches“ und auf einseitige und zu wenig reflektierte Methoden sind realistisch und gewiss bedenkenswert. Unterhalb dieser Ebene der fundamentalen Überzeugungen und der nicht ausreichend gerechtfertigten Vorentscheidungen gibt es jedoch mehrere Ebenen der Wissenschaftstheorie und der Methodenlehre. Hier kommt es auch auf die Unterscheidung der einzelnen Fachgebiete an und vor allem auf die vorgeordneten Klärungen, ob es primär um Themen einer psychologischen Anthropologie, um eine empirische Humanwissenschaft oder um ein wissenschaftlich möglichst gut gesichertes Wissen für eine verantwortungsvolle Berufspraxis geht. Trifft das „Inversionsprinzip“ überhaupt für die anspruchsvollere Forschung und Praxis zu? In der qualifizierten Methodenlehre der Psychologie bilden die verschiedenen Adäquatheitsbedingungen durchaus ein wichtiges Thema, wenn auch unter anderen Begriffen: Zielsetzung, Assessmenttheorie, operationale Definition und Operationalisierungsfehler eines theoretischen Konstrukts, gemeinsame Festlegung von Kriterienkatalogen in der Evaluationsforschung und Qualitätskontrolle usw. Die Fachdiskussion ist oft sehr differenziert im Vergleich zu dem Allgemeinbegriff von „Gegenstandsangemessenheit“ (siehe Abschnitt 2.7). Dass die oberste Ebene der epistemologischen und psychologisch-anthropologischen Überzeugungen oft vernachlässigt wird, soll nicht bestritten werden, doch wäre auch zwischen den unterschiedlichen Anspruchsniveaus der wissenschaftlichen und beruflichen Ausbildung und den typischen Stilen der einzelnen Fachgebiete sowie jeweils auch der speziellen Arbeitsrichtungen zu differenzieren. Sind nicht im Hauptstrom der Psychologie durchaus *entwicklungsfähige Konzeptionen* im Sinne Jüttemanns vorhanden: beispielweise William Sterns Personalismus, Kurt Lewins Sozialpsychologie, Hans Thomaes Persönlichkeitspsychologie?

Offensichtlich gibt es in Publikationen zur Philosophischen Anthropologie und Philosophischen Psychologie nicht selten einen paradoxen Reduktionismus, d.h. Vereinfachungen schwieriger psychologischer und neuropsychologische Zusammenhänge auf sehr einfache, nicht explizierte Begrifflichkeiten (vgl. Fahrenberg, 2013a, S. 271 ff). Deutlich ist jedoch, dass Beispiele des irreführenden Reduktionismus (von Daten und von theoretischen Sätzen) und des Methodenfetischismus wohl in *allen* Richtungen der Psychologie, gewiss auch in der geistes- und sozialwissenschaftlichen sowie in der kulturen- und anthropologischen Richtung zu finden sind. Wäre es nicht gleichermaßen notwendig, diese kritische Sicht auf alle Bereiche auszudehnen und auch hier nach speziellen Menschenbildern und nach Skotomen hinsichtlich Gehirn, Evolution, Verhaltensgenetik und Verhaltensanalyse zu suchen, und jedenfalls auch nach der wissenschaftlichen Praxis bzw. den Anwendungen zu fragen? Welche ebenfalls oft verborgenen „absoluten Voraussetzungen“ sind charakteristisch für die sozialwissenschaftlich akzentuierten Richtungen, für die phänomenologischen, die strukturalistischen und anderen Positionen? Die Aufklärung der anthropologischen Vorentscheidungen müsste allseits stattfinden. Hätte die ausdrückliche „Wiedereinführung des Subjekts“ in die wissenschaftliche Psychologie wirklich nur kreative Konsequenzen oder auch eine Schadensfunktion hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit, Prüfbarkeit und Anwendungsethik?

Jüttemann äußert sich überzeugt, dass die „Systemimmanenz“ (im Sinne einer Zirkularität und Selektivität) durch eine neue reflexive Haltung überwunden werden kann. Die

zentrale Forderung nach gegenstandsangemessener Grundlagenforschung wird jedoch auf Bedenken stoßen, denn diese Definition des Gegenstandes ist offensichtlich in der Geschichte der Psychologie bisher nicht gelungen und wird in einer pluralistisch verfassten Gesellschaft kaum zu erwarten sein. Ist die divergente Produktion immer neuer Systeme und Varianten von Menschenbildern aufzuhalten? Werden sich die evolutionsbiologisch und physikalistisch orientierten Monisten und die transzendenzbezogenen (seelen- und gottgläubigen) Dualisten in der Psychologie je verständigen können? Sind nicht die Ausdrücke Geist, Seele, Person, Selbst und Subjekt außerordentlich vieldeutige, säkularisierte Platzhalter für solche unklaren Transzendenz-Überzeugungen vieler Psychologen? Demnach bliebe ein einheitliches Menschenbild utopisch. Besteht vielleicht *allein die Alternative*, von der vereinheitlichenden Konzeption, also der großen Einheitstheorie, die sogar in der modernen Physik fragwürdig geworden ist, abzusehen und den Fokus auf die *einzelnen Psychologen* zu verschieben? Falls diese durch ihre Ausbildung in die Lage versetzt werden, Standpunkte und aufgabenbezogen auch Theorien und Methoden zu wechseln, perspektivisch zu denken und mit multi-referenziellen Konstruktionen zu arbeiten, könnten vielleicht größere Bereiche der Wirklichkeit erfasst werden.

Integrative Humanwissenschaft

Unter dem Begriff *Integrative Humanwissenschaft* fasst Jüttemann (2014) seine Initiativen zusammen, eine Metadisziplin zu entwickeln. Er räumt die geringe Wirkung der *Neuen Anthropologie* ein, wie sie bereits von Gadamer und Vogler (1972-1974) in einem siebenbändigen Werk unternommen wurde, sieht jedoch heute mehr Chancen und geeignete Vorarbeiten. Die Schwäche jenes Versuchs einer *neuen Wissenschaft vom Menschen* war, dass sie enzyklopädisch und nicht integrativ konzipiert war. In seiner Einleitung zu diesem Band mit einer Serie von Beiträgen schreibt er: „Weder mit der hier vorgenommenen Veröffentlichung noch mit der Überlegung, eventuell eine fächerübergreifende Disziplin aufzubauen, wird das Ziel verbunden, zu einer umfassenden Theorie der menschlichen Entwicklung vorzudringen. Eine derartige Aufgabenstellung wäre zu weit gegriffen.“

„Im Rahmen der anvisierten *Integrativen Humanwissenschaft* wird von einem offenen Entwicklungsbegriff ausgegangen; das heißt: Im Gegensatz zur geschichtsphilosophischen Tradition wird für den Menschen kein gattungstypisches Ausgerichtetsein auf bestimmte höhere Ziele angenommen. Die Offenheit bezieht sich, jenseits aller Gesellschaftskritik, prinzipiell auch auf die denkbare Möglichkeit, dass es uns gelungen sein und drüber hinaus weiterhin gelingen könnte, unsere Lage nicht nur subjektiv und vermeintlich, sondern vielleicht sogar in einer objektivierbaren Weise und letzten Endes überall auf der Welt zu verbessern und das Leben unseren Bedürfnissen angemessener zu gestalten. Die Zahl der entwicklungsrelevanten Sachverhalte, die zum Thema einer wissenschaftlichen Untersuchung werden können, lässt sich nicht überblicken. Selbst eine auch nur rahmenhafte Klassifikation von in Betracht kommenden Kategorien müsste erst kooperativ erarbeitet werden und ist somit bereits als Aufgabe einer *Integrativen Humanwissenschaft* erkennbar“. In den Beiträgen sieht er eine unvermeidbare Disparität des Programms, die jedoch im Hinblick auf die initiiierende Intention und die forschungsvorbereitende Funktion des Bandes vertretbar

erscheint. „Die ausgewählten Themen sind Ausdruck der Suche nach wichtigen *Kategorien der Menschheitsentwicklung* und damit nach einem Begriffs- und Methodeninventar einer großen neuen Forschungskoooperative, die aus einem Bemühen um Integration erwächst und sich konsequent humanwissenschaftlich einordnen lässt, und zwar jenseits der inzwischen überdenkenswert gewordenen zusammenfassenden und zugleich abgrenzenden Kennzeichnungen der akademischen Disziplinen z.B. als geisteswissenschaftlich oder naturwissenschaftlich, kulturwissenschaftlich oder neurowissenschaftlich.“ Jüttemann sieht einen Hauptweg und „Nebenwege, die einander komplettieren und in einem durchaus fruchtbaren Spannungsverhältnis zueinander stehen können“ (Vorwort, S. 9 f). Dem Einwand, die Untersuchung kulturhistorischer Vorgänge sei ausschließlich Sache der Geschichtswissenschaften begegnet er mit dem Argument, dass die einzelnen Humanwissenschaften im Hinblick auf den Kulturprozess eng miteinander verbunden sind. Dazu gehörten auch die Humanbiologie und die Humangenetik, die an einer eigenständigen Metadisziplin neben den anderen Humanwissenschaften und der Historiographie einen maßgeblichen Anteil haben müssten.

„Definitiv lässt sich danach – vorläufig – festhalten: Gegenstand der Integrativen Humanwissenschaft ist der Kulturzusammenhang, der verschiedene geisteswissenschaftliche Fächer und einzelne biologische Disziplinen miteinander verbindet, und zwar in ihrer gemeinsamen Ausrichtung auf die Erforschung des Menschen und seiner Entwicklung.“ Die Menschheitsentwicklung gelte es kooperativ zu erforschen und zu bewerten. „Der Prozess des Abwägens und Bewertens, der wichtigen Entscheidungen vorausgeht, lässt sich als ‚Evaluation‘ oder ‚Deliberation‘ kennzeichnen (vgl. hierzu den Beitrag von W. Loh in diesem Band). Die damit gemeinten Vorgänge führen erwartungsgemäß zu besseren Ergebnissen, wenn sie in einem geeigneten Kollektiv stattfinden, und es wäre vorstellbar, dass eine ‚kooperative Evaluation‘ sogar die Chance bietet, im Bereich der Humanwissenschaften neue Erkenntnisperspektiven zu eröffnen“ (S. 17).

Jüttemann skizziert gesellschaftliche und humanitäre Perspektiven der Zusammenarbeit und mögliche Kooperationen. Weitere Stichwörter sind: multidisziplinäre Entwicklung, kulturell-kumulativer Prozesse in der Entwicklung der Menschheit. Das Verständnis des Menschen als Kulturwesen impliziere einen humanwissenschaftlichen Leitgedanken, der drei Fragen nahelegt: „Mit welchen Intentionen und Strategien verändert der Mensch handelnd die Welt? In welcher Weise verändert das Ergebnis rückwirkend auch den Menschen? Und was bedeutet das für unsere Motivation, die Welt und uns selbst weiter zu verändern?“ Jüttemann skizziert ein Stufenmodells der Entwicklung des Menschen und entwickelt entsprechende Fragestellungen.

In einer längerfristigen Perspektive würde es um die Idee gehen, eine übergreifende Innovations-, Interpretations- und Koordinationswissenschaft zu entwickeln. In diesem fachlichen Rahmen könnten *erstens* eine grundlegende Theoriearbeit geleistet, wichtige Fragestellungen formuliert und an die verschiedenen zu beteiligenden Einzeldisziplinen herangetragen werden (Stichwort „Innovation“). *Zweitens* wären die auf den verschiedenen Gebieten gewonnenen humanwissenschaftlich bedeutsam erscheinenden Forschungsergebnisse zu sichten und zu bewerten (Stichwort „Interpretation“). *Drittens* ginge es nicht nur um eine generelle interdisziplinäre forschungsorganisatorische Aufgabe (Stichwort „Koor-

dination“), sondern auch um die Konzeptualisierung und Umsetzung vielfältiger eigenständig-intradisziplinär zu entwickelnder Untersuchungsaktivitäten.

Kommentar

Vielleicht ist es noch zu früh für einen Kommentar, da die nächsten Schritte zu diesem Programm und dessen Umsetzung abzuwarten sind und die ersten Ergebnisse einer auch inhaltlich gelingenden Kooperation, für die neue Strategien notwendig sein werden. Jüttemann nennt die Hoffnungen und erinnert auch an die wiederholten Fehlschläge oder unzureichenden Entwürfe anderer Autoren. – Wie können Formen einer tatsächlichen Kooperation und gemeinsamen Arbeit jenseits der Addition von zumeist monologischen Beiträgen in den gerade auf diesem Gebiet häufigen Sammelbänden heterogener Themen und Auffassungen geschaffen werden?

Es sind mehrere Gebiete wahrscheinlicher Diskrepanzen abzusehen:

- die unvereinbaren anthropologischen Überzeugungen (Menschenbilder) der *Autoren*;
- die unvereinbaren Positionen in den herausragenden Schlüssel-Kontroversen;
- die Notwendigkeit einer gründlichen Kategorialanalyse und Bewertung des Ergebnisses;
- die unterschiedlichen Auffassungen, ob es primär um eine neue Interpretationen bzw. Rekonstruktionen bisheriger Interpretationen geht oder ob eine Zusammenfassung, Gewinnung und kritische Evaluation empirischer Forschungsergebnisse beabsichtigt ist;
- und vielleicht an erster Stelle: die gemeinsam zu erarbeitende Strategie mit der Heuristik einer adäquaten Meta-Relation, denn es ist ja mehr gemeint als die *Addition gleichartiger Bestandteile* (wie eine mathematische „Integration“). Wie könnten überhaupt die Bezugssysteme und Perspektiven der angestrebten „Meta-Disziplin Humanwissenschaft“ erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch geordnet werden?

Da die früheren Entwicklungsphasen nicht mehr direkt beobachtet und untersucht werden können, sondern nur retrospektiv zu interpretieren sind, benötigen diese Interpretationshypothesen zumindest ein gemeinsames Vokabular, und darüber hinaus kategoriale und inhaltliche Strukturen, die ihrerseits im Zuge der kulturhistorischen Betrachtungen zu erhehlen und zu erweitern wären. – Das vorliegende Kapitel ist ein Versuch, einigen dieser Fragen nachzugehen. Eine andere Frage bleibt, ob der kulturhistorische Untersuchungsansatz nicht in Umrissen eine relativ weit entwickelte „Theorie des Menschen“ aus gegenwärtiger Sicht benötigt, damit die Autoren von einer relativ konsistenten Ausgangsbasis für ihr gemeinsames Vorhaben ausgehen können: Gibt es ein gemeinsames Vorverständnis in einigen Grundfragen? – Eine geschlossene Theorie des Menschen wird ausdrücklich nicht angestrebt, sondern das Projekt ist durch Hoffnung motiviert, mit dem Konzept der Autogenese des Menschen im Rahmen einer Historischen Psychologie zu einer Metadisziplin und damit zu einer besonderen und wesentlichen Heuristik zu gelangen.

3. 19 Schlüssel-Kontroversen und neue Argumente

In der Zeit nach Wundt, Brentano und Freud wurden vier breite Strömungen unterschieden:

- experimentalpsychologische (tendenziell naturwissenschaftliche und zugleich auch bewusstseinspsychologische) Orientierung;
- physiologische (verhaltenswissenschaftliche) Orientierung;
- verstehende (geisteswissenschaftliche und phänomenologische) Orientierung;
- gesellschaftskritische und dialektisch-materialistische Orientierung.

Mit der Ausweitung der Psychologie gab es eine Vielfalt neuer Perspektiven und Argumente. Am Beispiel der marxistisch orientierten *Subjektwissenschaft* sowie der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* wurde die Abspaltung bestimmter Richtungen beschrieben. Die Bildung von Schulen ist im Bereich der Psychotherapie am auffälligsten. Hier hat sich in einem – von außen betrachtet – ähnlichen Aufgabenbereich eine große Zahl von Schulen und Verbänden herausgebildet. Diese Entwicklung lässt neben anderen Gründen wesentliche Differenzen in den einzelnen therapeutischen Methoden und den Therapiezielen vermuten. Einige dieser Besonderheiten können sich aus dem jeweiligen Menschenbild ergeben. Abspaltungen und Abgrenzungen geben Hinweise auf Schlüsselkontroversen und sind deshalb auch für die Theoretische Psychologie und die Frage der Einheit der Psychologie wichtig.

Einige der Schlüsselkontroversen aus der Gründungsphase, die in hohem Maße durch Wundt, Brentano und Freud beeinflusst waren, scheinen in der Folgezeit weniger bedeutsam zu sein. Andere Kontroversen setzen sich mit zusätzlichen Argumenten fort, oft sind es methodologische Präzisierungen. Relativ stärker als die Konfrontation in ontologisch-erkenntnistheoretischen Grundfragen haben sich die Auseinandersetzungen über Prinzipien der Wissenschaftstheorie und Methodenfragen ausgedehnt, und die Argumente werden hier begrifflich zunehmend genauer gefasst und kontrastiert. Doch aus den Publikationen ist nicht der Eindruck zu gewinnen, dass eine *systematische* Entwicklung der teils auch länger zurückreichenden Kontroversen stattfindet. Sind neue Schlüsselkontroversen zu erkennen oder sind es eher Variationen der früheren? Eventuell haben einige der älteren Kontroversen, zumindest in der deutschsprachigen Psychologie, an Gewicht bzw. Aktualität verloren, während andere stärker hervortraten, teils auch unter anderen, mehr oder minder synonymen Begriffen geführt werden. – Zunächst werden die vier Strömungen in einigen Aspekten kontrastiert, um die kreative Ausweitung der Psychologie und ihrer Kontroversen zu skizzieren. Anschließend werden einzelne Kontroversen weiterverfolgt.

Verhaltenswissenschaft und Biologische Psychologie gegenüber Bewusstseinspsychologie

In den experimentalpsychologischen Laboratorien der Jahrhundertwende 1900 wurden zwar bereits verschiedene Verhaltensmerkmale, Reaktions- und Gedächtnisleistungen und physiologische Variablen gemessen, doch erhielt der Unterschied von Bewusstsein (Erle-

ben) und Verhalten erst allmählich die heutige wissenschaftstheoretische und methodologische Bedeutung. Der kategoriale Unterschied zwischen Bewusstseinsvorgängen und beobachtbarem Verhalten musste natürlich aus der naturwissenschaftlichen und biologischen Orientierung geläufig sein, bevor durch Neopositivismus und amerikanischen Behaviorismus eine so grundsätzliche Trennung angestrebt wurde. Diese Kontroverse wurde in Deutschland eher als Kontroverse von (Bewusstseins-) Psychologie und (Neuro-) Physiologie geführt. Mit der Erweiterung der Physiologischen Psychologie zur Biologischen Psychologie ergaben sich direkter als zuvor evolutionsbiologische, stammesgeschichtliche und vergleichende Fragestellungen, die jedoch in Deutschland mit sehr wenigen Ausnahmen (Wolfgang Köhler) erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu Forschungsvorhaben und entsprechenden Tierlaboratorien führten. Der Kreis der Fachpsychologen, die sich hier engagierten, blieb jedoch relativ klein gegenüber den Ethologen und Verhaltensphysiologen – bis heute. Die Fragestellungen in diesem Grenzbereich sind auch durch die disziplinäre Herkunft aus Biologie, Physiologie und Physik beeinflusst.

Unter der summarischen Bezeichnung der physiologisch und der biologisch orientierten Strömung (oder noch gröber: „naturwissenschaftliche Psychologie“) sind mehrere Hauptrichtungen zusammengefasst. Sie lassen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten gliedern; bei einigen Autoren sind die Abgrenzungen verhältnismäßig explizit, bei anderen dagegen kaum zu erkennen. Mit der physiologisch orientierten Physiologie und Verhaltenspsychologie verbunden wird ein Zustrom naturwissenschaftlicher Prinzipien hinsichtlich genauer und standardisierter Methoden, Quantifizierung und Objektivierung. Gemeinsam ist diesen Hauptrichtungen die grundlagenwissenschaftliche Ausrichtung und die Distanz zur Angewandten Psychologie, obwohl zur und nach der Jahrhundertwende 1900 bereits Akademiker mit Studium der Psychologie als Haupt- oder Nebenfach in den Bereichen Schule, Berufswelt und Klinik tätig waren.

Verstehende Psychologie gegenüber Experimenteller und Physiologischer Psychologie

Die in Deutschland ursprünglich aus der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik stammende *Verstehende Psychologie* wurde im Kontrast zu der bereits institutionalisierten experimentellen Psychologie zu einem anspruchsvollen Programm gestaltet. Die bedeutendsten Autoren waren psychologisch interessierte Psychiater, Pädagogen und Philosophen. So bildeten sich zwei konkurrierende Hauptrichtungen aus, die sich bis weit in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ablehnend, zumindest sehr skeptisch, gegenüberstanden. Noch in den 1960er Jahren waren mehrere der noch relativ wenigen deutschen Lehrstuhlinhaber der Psychologie kaum der Experimentalpsychologie zuzuordnen, andere nahmen eine mittlere Position ein, ohne jedoch selbst experimentell zu arbeiten. Wohl bei keinem der Lehrstuhlinhaber kann bis in die 1970er Jahre hinein ein Interesse an einem Tierlabor vermutet werden.

Eine eigenartige Diskrepanz besteht zwischen dem allgemeinen theoretischen Anspruch dieser Autoren und dem geringen Interesse an konkreten Forschungsprojekten und an methodischen Überprüfungen, deren Methodik aus der traditionellen Hermeneutik verfügbar war. Zu diesem Wissenschaftsverständnis gehören ein geringes Interesse an prakti-

schen Anwendungen und ein Desinteresse an einer Ausbildung, denn die Methodik müsste lehr- und lernbar sein. Eine Sonderrolle wird in ähnlicher Weise von den phänomenologisch orientierten Psychologen beansprucht, die sich in unterschiedlicher Weise auf die Deskriptive Psychologie von Brentano und Husserl beziehen. In einigen Arbeiten wurden diese Auffassungen demonstriert, ohne jedoch in Anwendung und Ausbildung breitere Resonanz zu erreichen.

Gesellschaftskritische Psychologie gegenüber anderen Hauptrichtungen

Die Anwendung psychologischer Prinzipien, d.h. die Aufgabe der *gesellschaftlichen Praxis*, kann als Antithese zu den anderen Hauptrichtungen der empirischen Psychologie interpretiert werden. Die Angewandte Psychologie hat zwar eine längere Vorgeschichte, doch gab es bis zu Münsterberg kein markantes Programm. Auch durch gesellschaftskritische Stellungnahmen sind die bedeutenden Psychologen jener Zeit nicht hervorgetreten. Das Theorie-Praxis-Problem hat verschiedene Aspekte, doch ist der nachhaltige Einfluss des marxistischen Denkens nicht zu übersehen. Ein anderes Menschenbild wird hier zum Leitbild, und philosophische Postulate werden zu einer Ideologie ausgeformt. Aus einem *festen weltanschaulichen Standpunkt* sind dann Bewertungskriterien für wissenschaftliche Aussagen, für ganze Kategoriensysteme und Forschungsrichtungen abzuleiten, die in dieser nicht nur selbstsicheren, sondern absoluten Weise auch in der naturwissenschaftlichen Psychologie kaum vorzuweisen sind.

Angewandte Psychologie

Psychologie für die Praxis ist der Titel eines Buches von Kanning (2001), der die Perspektiven einer nützlichen Forschung und Ausbildung darstellt. In der Zusammenfassung schreibt er: „Die vorhandenen Potenziale werden allerdings bei weitem nicht genutzt. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Sie liegen zum Teil in der Forschung, aber auch in den Rahmenbedingungen des praktischen Handelns. Eine Schlüsselstellung nimmt die Ausbildung von Psychologen ein, die häufig mehr Pessimismus verbreitet, als dass es ihr gelingen würde, die Studierenden für eine wissenschaftsbezogene Praxis zu gewinnen. Das vorliegende Buch analysiert ebenso engagiert wie anschaulich die Grundlagen der Praktischen Psychologie sowie die Schwierigkeiten ihrer Umsetzung. Es diskutiert überdies mögliche Lösungswege für Forschung, Lehre und Praxis. Dabei versteht es sich einerseits als ein Plädoyer für eine verstärkt praxisbezogene Forschung und Lehre und andererseits als ein Beitrag zu einer forciert wissenschaftlich fundierten Praxis.“ Kanning erinnert an Wundts Position und stellt fest: „Die Entwicklung der Angewandten Psychologie bis in die gegenwärtige Zeit hat diese skeptische Einschätzung sicherlich hinreichend widerlegt“ (S. 40).

In einem Diskussionsforum hat sich eine Gruppe von Vertretern der verschiedenen Bereiche der Angewandten Psychologie zum Wissenschaftsverständnis der Psychologie und zur Einführung des B. Sc.-Studiengangs geäußert (Kanning und 14 weitere Autoren, 2007). Für das Studium wird ein größeres Gewicht der praxisbezogener Ausbildung gefordert; in der Forschung sollten Fragestellungen, die für die Praxis wichtig sind, stärker berücksichtigt werden: *Angewandte Psychologie im Spannungsfeld zwischen Grundlagenfor-*

schung und Praxis – Plädoyer für mehr Pluralismus. – Diese Stellungnahme ist deutlich formuliert. Sie ist jedoch nicht als fundamentale erkenntnis- und wissenschaftstheoretische oder methodologische Kontroverse anzusehen, denn es geht nicht um Alternativen, sondern um die Forderung nach einer anderen Gewichtung.

Kontroversen

(1) Seelenwissenschaft oder nicht-metaphysisch verfasste Psychologie?

Hinsichtlich der ältesten der hier diskutierten Schlüsselkontroversen scheinen die offenen Auseinandersetzungen seltener geworden zu sein. Doch die Widersprüche bestehen fort: Es gibt auch in den Jahrzehnten bis zum Zweiten Weltkrieg die Lehrbücher der christlich orientierten Psychologen, und Psychologen wie Krueger fordern eine Rückkehr zur Psychologie als Seelenwissenschaft, wobei der Inhalt des Begriffs vage bleibt. Vielleicht bestehen die Gegensätze eher in latenten Tendenzen fort als in manifesten Stellungnahmen.

- Ist die „Psychologie ohne Seele“ zu einer allgemein vorherrschenden Überzeugung geworden: in der experimentell-naturwissenschaftlich und verhaltenswissenschaftlich orientierten Psychologie, in der Psychoanalyse, in der gesellschaftskritischen und marxistischen Psychologie?
- Kann die breite Strömung der Verstehenden Psychologie, und teils auch die phänomenologische Psychologie in der Tradition Brentanos, auch als Beharren auf einer dualistischen Sicht des Menschen interpretiert werden?
- Belegen einige der vielen Persönlichkeitstheorien (Personalismus, Selbsttheorien, Subjektmodelle), dass die Kategorien Person und Selbst, Spiritualität und Transpersonalität wesentlich bleiben, folglich auch entsprechende Richtungen und Schulen der Psychotherapie entstehen lassen?
- Zeigen einige der am Rande der Hauptströmungen der Psychologie existierenden „Psycho“- und „Wellness“- Bewegungen sowie populäre Strömungen von Esoterik und Parapsychologie, an denen sich auch Fachpsychologen beteiligen, dass die „metaphysischen Bedürfnisse“ und daraus erwachsene Erwartungen an die Psychologie fortbestehen? Weshalb gibt es auf der anderen Seite fast keine Religionspsychologie in Deutschland und nur wenig psychologische Forschung zu diesen Themen?

(2) Innere Erfahrung oder Verhaltensbeobachtung im Labor und im Alltag?

- Verlangt die empirische Psychologie, sofern sie wissenschaftlich sein soll, objektive Beobachtung und Messung des *Verhaltens*, während *introspektive Aussagen* sekundär bleiben, um sich über die spezielle Motivation einer beobachteten Verhaltensweise zu informieren? Sind darüber hinaus die theoretischen Konstrukte jenen der Neuropsychologie kongruent zu machen und neurowissenschaftliche Erklärungen anzustreben?
- Sind introspektive Auskünfte in der Experimentalpsychologie unverzichtbar, einschließlich der Evaluation, ob die von einem Experimentator intendierte psychologi-

sche Bedeutung bzw. die Aufgabenstellung der Experimentalsituation individuell überhaupt realisiert wurden? Wären Psychologen sonst auf die Rolle der Ethologen und Verhaltensphysiologen reduziert, könnten also nichts aussagen zum *Subjektbezug*, über Wertorientierung, *Willenstätigkeit* und *Zwecksetzung* der Handlungen (den Hauptkategorien Wundts)?

- Erfordert die psychologische Experimentalmethodik, dass die Interaktion von Versuchsleiter und Versuchspersonen, die Erwartungshaltungen und andere Bedingungen „kontrolliert“ werden? Wie werden solche variablen Kontexte in die Formulierung der intendierten Gesetzesaussage integriert? Welcher Art können diese Gesetzesaussagen sein, wenn die *ceteris-paribus*-Bedingung nicht mehr gilt?
- Bedeutet der Verzicht auf den Anspruch von nomologischen Kausalerklärungen die Begrenzung auf *statistische* Erklärungen, und wie erfolgreich werden die statistischen Erklärungsmöglichkeiten praktiziert?
- Welche anderen Möglichkeiten gesetzesartiger Erklärungen, gestützt auf Simulationen und Modellierungen oder andere Konzeptionen, sind für die empirische Psychologie (als nomologische Wissenschaft) zu sehen?
- Ist die experimentelle Psychologie über das Labor hinaus auf das Feld, auf alltägliche Situationen mit entsprechenden Geschehenstypen auszudehnen oder sogar primär auf die systematische Verhaltensanalyse im natürlichen Setting, beispielsweise auf die Sozialpsychologie sozialer Konflikte?
- Sind die Mathematisierung, Modellierung und Computersimulation über den Bereich der physiologischen Forschung hinaus auch für Verhaltensmuster, für Systeme der Verhaltensregulation und sozialpsychologische Interaktionen als adäquate Forschungsstrategien anzusehen? Sind solche Strategien auch sinnvoll, wenn die „Daten“ aus introspektiven Auskünften, Selbstberichten und Selbstbeurteilungen mittels Einstufungs-„Skalen“ und Fragebogen stammen?
- Werden in der biologisch-naturwissenschaftlich orientierten Psychologie auch die anderen wissenschaftlichen Normen und Konventionen übernommen: präzise Festlegung und Dokumentation aller wichtigen Parameter und Randbedingungen (Kontexte), Konventionen zur Standardisierung der Methoden, systematische Replikationen durch unabhängige Wissenschaftlern, Open access zu Daten für Reanalysen usw.?
- Ist die Behauptung zu rechtfertigen, dass introspektive Auskünfte als „Daten“ der *Selbstbeobachtung* und *Selbstbeurteilung* eine adäquate Datenbasis der empirischen Psychologie bilden, beispielsweise in der Forschung über Einstellungen, über Persönlichkeitsmerkmale oder Emotionen, und für psychopathologische Diagnosen sowie als Basis der Indikation und Bewährungskontrolle von Beratung und Psychotherapie?
- Sind trotz der grundsätzlichen messtheoretischen Einwände weiterhin introspektive Aussagen im Prinzip nach den Regeln und Rechenverfahren intervallskalierteter Verhaltensmessungen auszuwerten? Wie ist es – pragmatisch – zu rechtfertigen, dass die für objektive Intelligenz- und Leistungstests entwickelte Testtheorie auf subjektive Einschätzungen und Selbstbeurteilungen ausgedehnt wird? Sollte bei der statistischen Auswertung von introspektiven Auskünften zumindest auf die besonders voraussetzungsreichen metrischen Prozeduren verzichtet werden?

- Ist das *Verstehen* der adäquate Zugang zur psychischen Wirklichkeit, auch wenn dieser Vorgang psychologisch kaum genauer zu analysieren ist?
- Ist das Verfahren der *Hermeneutik* als lehr- und lernbare Interpretationsmethodik der eigentlich adäquate Zugang zu psychischen Prozessen, zum Erleben, zu den geistigen Werken, zu den Bedeutungs-(Sinn-)Zusammenhängen nach Kategorien wie Subjektbezug, Wertorientierung, Zweckprinzip, Bedeutungszusammenhängen, Intentionalität?
- Sind die innere Wahrnehmung psychischer Akte und die phänomenologische Deskription (aus dem originär gebenden und zur Wesensschau befähigten Bewusstsein) die eigentlichen Erkenntniszugänge?
- Werden beim hermeneutischen Verfahren, beim Verstehen und bei der phänomenologischen Beschreibung (und psychoanalytischen Deutung) die Triftigkeit der Interpretation, die Kompetenz der Interpreten und ihre Konvergenz oder Divergenz evaluiert, und wird eine geeignete fachliche Ausbildung gefördert?
- Können erst die nützliche Anwendung (im Sinne des Utilitarismus und Pragmatismus) oder erst die gesellschaftliche (fortschrittliche, emanzipatorische) Praxis beurteilen lassen, welche reale Bedeutung psychologischen Aussagen und Theorien zukommt?

(8) Geist (Bewusstsein) und Körper (Gehirn)-Problem, Leib–Seele Problem

Zum psychophysischen Problem wurden über die hauptsächlichen „Lösungsversuche“ (d.h. Monismus, Dualismus mit psychophysischer Interaktion, Parallelismus und Identitätslehre) hinaus neue Interpretationen entwickelt. Das Problem regt weiterhin dazu an: Epiphänomenalismus, Naturalismus, nicht-reduktiver Physikalismus (Supervenienzprinzip und andere Begriffe), Komplementaritätsprinzip (Übersichten siehe Carrier & Mittelstraß, 1989; Fahrenberg, 2008a; Hastedt, 1988; Metzinger, 1985, 2007). Auch neue spekulative Ideen über den Ort und den Modus psychophysischer Interaktion wurden mitgeteilt. Das Problem ist überwiegend ein philosophisches Thema geblieben, denn nur selten werden die ontologischen Überzeugungen konsequent zu ihren methodologischen Konsequenzen weitergeführt. Fehlten diese jedoch, wäre die Präferenz für eine bestimmte Position unwichtig für die empirische Psychologie. Aber welche Präferenzen für Themen, Fragestellungen und Methodentypen wären konsistent abzuleiten? Wie kann der Vorwurf des Reduktionismus und die Kritik, dass die Wissenschaftstheorie der Psychologie kritisch-rationalistisch hauptsächlich nach dem Vorbild der Physik ausgerichtet würde, präzisiert werden?

- Steht das allgemeine Forschungsprogramm der Psychologie unter der Zielsetzung, psychologische Sätze auf physiologische Sätze und letztlich biochemische und biophysikalische Gesetzmäßigkeiten zu reduzieren?
- Ergeben die Fortschritte der Neurowissenschaften die empirische Basis jeder (Bewusstseins- und Verhaltens-)Psychologie und ermöglichen eine Reduktion psychologischer auf neurowissenschaftliche Konzepte?

- Sind zwei kategorial grundverschiedene Bezugssysteme, der Bewusstseinspsychologie und der Hirnphysiologie, mit ihren eigenständigen Erkenntnisprinzipien und dem systematischen Perspektivenwechsel auf die Einheit psychophysischer Prozesse zu unterscheiden? Wird die Verhaltenspsychologie primär als objektivierende Verhaltens*physiologie* verstanden oder werden bewusstseinspsychologische Konzepte integriert, z.B. in der Motivationspsychologie und Handlungstheorie?
- Wie ist die wechselseitige Ergänzung „gleichberechtigter“ Bezugssysteme in wissenschaftstheoretischen Meta-Relationen und methodologisch in kombinierten Strategien statt in einseitigen physiologisch-verhaltenswissenschaftlichen Reduktionen zu planen?
- Werden wissenschaftstheoretisch die Reduktion von Daten und von Theorien auf jeweils einfacher erscheinende Konzeptionen problematisiert und die Eigenständigkeit bestimmter Kategorien der Psychologie erkannt – und die Kategorienfehler und Konsequenzen einseitiger Auffassungen dargelegt?
- Werden explizit eine doppelte Sichtweise und eine kombinierte Methodik bzw. multimethodische Strategien praktiziert?
- Wie ist die Mittelstellung der Verhaltenswissenschaft kategorialanalytisch zu bestimmen: einerseits mit objektiver Beobachtung und Messung von Verhaltensmerkmalen, andererseits regelmäßig angewiesen auf die introspektiven Informationen hinsichtlich Vermittlung und Interpretation der Bedeutung von Instruktionen, Aufgaben und Verhaltensreaktionen?

(9) Wissenschaftstheorie und Erkenntniskritik, Verbindung zur Philosophie, Menschenbilder, Ethik

Der Umfang wissenschaftstheoretischer Kontroversen, auch die Anzahl der Publikationen, hat zweifellos zugenommen, hauptsächlich seit den 1960er und 1970er Jahren. Die zuvor formulierten Schlüsselkontroversen können mit den Begriffen der neueren Wissenschaftstheorie und Methodenlehre der Psychologie in prägnantere Prinzipien und Einwände aufgliedert werden. Bereits vor der fast völligen Trennung der Fächer Psychologie und Philosophie war deutlich, dass die Wissenschaftstheorie der empirischen Psychologie weitgehend innerhalb des Faches Psychologie zu entwickeln war, da nur an wenigen Universitäten von philosophischer Seite Angebote zur Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie (über Kurse in Logik hinaus) möglich waren. Für das Fach Psychologie und für andere Humanwissenschaften fehlten vielfach die passenden Brücken von der philosophischen Erkenntnistheorie, Anthropologie und auch der Ethik – und auch die geeigneten Lehrbücher, so dass eigenständige Vorlesungen und Seminare entwickelt werden mussten. Bei kritischer Einschätzung zeigt sich hier ein verbreiteter Mangel an interdisziplinär orientierter Einführung in die erkenntnistheoretischen und anthropologischen Grundfragen der empirischen Psychologie; auch die Mehrzahl der Lehrbücher der Psychologie hat hier noch keinen adäquaten Weg gefunden. Zu diesen weit unterrepräsentierten Themen gehören auch die Schlüsselkontroversen. – So ist nach dem Verständnis des Faches Psychologie und hinsichtlich des Studiums zu fragen:

- Sollen die Methodologie und die empirische Psychologie in enger Verbindung mit dem philosophischen Denken bleiben, insbesondere der Erkenntnistheorie, damit die fundamentalen Voraussetzungen in kritischer Diskussion bleiben (auch die eigenständige Kategorienlehre, die Prinzipien der Methodologie)?
- Ist das Programm der wissenschaftlichen Psychologie, auch die Angewandte Psychologie, weitgehend unabhängig von philosophischen Grundfragen bzw. Kontroversen über die Bestimmung des Menschen aus Sicht der philosophischen und der interdisziplinären Anthropologie?
- Wie sind die unterschiedlichen Menschenbilder, u. a. in der Praxis der Arbeits- und Wirtschaftspsychologie, in der Pädagogischen Psychologie und Psychotherapie, zu berücksichtigen und die Fragen und Normen der Berufsethik zu integrieren?
- Gehören zu einer wissenschaftlichen Ausbildung in der Psychologie Kenntnisse der philosophischen Grundfragen in diesem Fach, d.h. hauptsächlich Fragen der Erkenntnistheorie, Anthropologie und Ethik? Werden die engen Beziehungen zwischen philosophischen Voraussetzungen und grundlegenden Orientierungen der Psychologie als Kontroversen vermittelt, didaktisch verbunden mit dem erforderlichen Perspektivenwechsel?
- Ist die Psychologie auf eine philosophische Letztbegründung, eine philosophische Kategorienlehre und Urteilslehre (Evidenztheorie) oder phänomenologische Grundlegung angewiesen? Ist ein fester weltanschaulicher Standpunkt wie in der marxistischen Erkenntnislehre erforderlich?

(11) Theorie-Praxis-Problem

Das Theorie-Praxis-Problem hat sich während der vergangenen Jahrzehnte vertieft, indem entweder Grundlagenforschung und Angewandte Psychologie gegenübergestellt werden oder eine „akademische“ Psychologie und eine gesellschaftlich engagierte Psychologie, die emanzipatorisch und für den gesellschaftlichen Fortschritt konzipiert und eingesetzt wird. Dazu gehört ein bestimmtes Menschenbild und ein weltanschaulich-politischer (ideologischer) Standpunkt, der die Maßstäbe vorgibt.

- Bleibt das allgemeine Ziel bestehen, dass „kein Mediziner oder Jurist, kein Theologe oder Pädagoge von der Universität in den Beruf übertreten“ darf, ohne „seine Kenntnisse der psychologischen Erscheinungen erwiesen zu haben“ (Münsterberg, 1891, S. 272)?
- Sind Forschung und Lehre in der Psychologie hinreichend praxisbezogen und ist andererseits diese Praxis hinreichend wissenschaftlich fundiert? Inwieweit kann eine hauptsächlich an naturwissenschaftlichen Prinzipien ausgerichtete Grundlagenforschung tatsächlich adäquate Grundlagen der Angewandten Psychologie erwarten lassen? Wie ist die deutliche Akzentuierung von experimenteller Versuchsplanung und statistischen Methoden während des Studiums zu begründen, wenn in der Praxis Psychologen höchst selten oder nie experimentell arbeiten, jedoch eine gründlichere Ausbildung in der Interpretationsmethodik und in multimethodischen Strategien sowie

perspektivischem Denken angesichts des verunsichernden Theorien- und Methodenpluralismus benötigen?

- Sind die Forschung und die Berufspraxis der Psychologie so auszurichten, dass emanzipatorische Ziele und eine fortschrittliche gesellschaftliche Ziele existieren, etwa das Menschenbild der „sozialistischen Persönlichkeit“ oder das Menschenbild einer multikulturellen Gesellschaft mit universeller Geltung der Menschenrechte?

Aus diesem Hauptkapitel mit der Übersicht über Strömungen und Richtungen der Psychologie wurden Schlüsselkontroversen in mehreren Schritten abgeleitet. Es sind Interpretationen, die den typischen und besonders wichtig erscheinenden Positionen vieler Autoren folgen und deshalb mit den zuvor genannten Vorbehalten als *charakteristisch* für hauptsächliche Positionen in der Ideengeschichte der deutschsprachigen Psychologie angesehen werden. Wie *repräsentativ* diese Schlüsselkontroversen und Argumente für die Gesamtheit der Psychologen ist, kann auf dieser Grundlage nicht eingeschätzt werden. Aus den Schlüsselkontroversen und ihren zentralen Begriffen können jedoch in einem anschließenden Schritt Hypothesen abgeleitet werden, von denen einige mit bibliometrischen und scientometrischen Methoden – in den Grenzen solcher Verfahren – geprüft oder zumindest mit empirischen Daten kommentiert werden können.

Zuvor ist in dem folgenden Kapitel *Krise der Psychologie – Einheit der Psychologie?* zu untersuchen, welche Schlüsselkontroversen in dieser seit mehr als hundert Jahren geführten Debatte besonders hervortreten. Um welche Themen und Positionen geht es in dieser Auseinandersetzung, die in anderen empirischen Humanwissenschaften anscheinend kaum eine entsprechende Grundsätzlichkeit und Kontinuität aufweist?

4 Krise der Psychologie – Einheit der Psychologie?

4.1 Aufbaukrise und Strukturkrise, Erneuerung oder Aufspaltung?

Pluralismus der Psychologie von Anfang an

Die Programme der ersten internationalen Kongresse belegen, dass die Organisatoren in der Psychologie ein breites Gebiet sahen, jedoch Abgrenzungen von problematischen Themen und Strömungen für notwendig hielten. Der *Erste Internationale Kongress für Psychologie* fand 1889 in Paris statt. Bereits 1881 hatte der polnische Psychologe Julian Ochorowicz an Théodule Ribot geschrieben und mit einem Beitrag in der *Revue Philosophique de la France et de l'étranger* („Project of an International Congress of Psychology“) einen Kongress mit sehr weitgespannter Thematik vorgeschlagen. Die Beiträge zum ersten Kongress betrafen dann eher physiologische Aspekte und bezogen sich nicht auf philosophische Themen (Nicolas & Söderlund, 2005). Auch in der Planung der folgenden Kongresse ging es noch um die offenbar nicht ganz einfache Abgrenzung von den damals entstandenen populären psychologischen Gesellschaften, die sich für Hypnosestudien, z.T. auch für parapsychologische Themen einsetzten (Gundlach, 2004; Rosenzweig, Holtzman, Sabourin & Belanger, 2000).

Der *Dritte Internationale Kongress für Psychologie* wurde 1896 in München organisiert. Der publizierte Kongressbericht enthält 105 Vorträge, weitere 20 im Anhang, sowie Mitteilungen, ein Verzeichnis der Kongressteilnehmer. Vorsitzender war Theodor Lipps, Generalsekretär der Arzt Albert von Schrenck-Notzing. Die Teilnehmerzahl wurde von den Veranstaltern auf ca. 600 geschätzt. Die Eröffnungsrede hält der Präsident Carl Stumpf (Berlin). Stumpf schildert rückblickend die Schwerpunkte des ersten und zweiten Kongresses: Der Kongress in Paris (1889) habe unter dem Titel „für physiologische Psychologie“ gestanden; im Hintergrund hätten die in mehreren Hauptstädten gebildeten psychologischen Gesellschaften zum Studium der hypnotischen Erscheinungen und der telepathischen Halluzinationen eine Rolle gespielt. Deswegen hätten diese Fragestellungen sowie die Vererbungsfragen im Vordergrund gestanden. Der *zweite Kongress in London* im Jahr 1892 habe den Titel „für experimentelle Psychologie“ getragen, wobei experimentell nur in dem allgemeinen Sinne einer induktiven, auf methodischer Beobachtung und Zergliederung von Tatsachen ruhenden Forschung verstanden sein sollte. Die Vorträge hätten sich bereits auf einen erheblich weiteren Kreis von Gegenständen bezogen. Der dritte Kongress umfasse nun eine Mannigfaltigkeit von Vorträgen, als Ausdruck der herrschenden Interessen, doch sei zum sogenannten Okkultismus eine Grenze gezogen worden. Zwar sei das Münchner

Lokalkomitee dafür gewesen, auf das Wort „experimentell“ zu verzichten. „Mir selbst erschien zunächst das Beiwort ‚experimentell‘ gegenüber gewissen bloß räsonierenden, abstrakt deduzierenden Richtungen, die in Deutschland noch nicht ganz ausgestorben sind, immerhin nützlich“ (S. 6).

Die Eindrücke von diesem Kongress veranlassten Richard Willy (1897a) zu seinen ironischen Beurteilungen *Was lehrt uns der III. Internationale Psychologen-Kongress in München?* und zu einem weiteren Artikel sowie zum ersten Buch mit dem Titel *Krise der Psychologie*.

Krisen und Kontroversen

„Krise der Psychologie“ meint eine schwierige Lage der Psychologie, in der sich die Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Strömungen und Richtungen der Psychologie deutlich kundtut oder zuspitzt. Seit den Anfängen der empirischen Psychologie im 19. Jahrhundert haben viele Autoren auf grundsätzliche Widersprüche hingewiesen und eine tief reichende Struktur- und Dauerkrise der Psychologie erkannt. Andere sehen vorübergehenden Entwicklungskrisen, in denen Teilgebiete in theoretischer oder praktischer Sicht neu organisiert werden oder sich viele Psychologen in ihren Einstellungen neu orientieren. Andere Psychologen akzeptieren einen Aufgaben-Pluralismus, ohne jedoch der Grundfrage nach einem *gemeinsamen* Bezugssystem der Wissenschaftlichkeit und der intersubjektiv überzeugenden Prüfung von Aussagen nachzugehen. Weiterhin gibt es Forscher, die sich auf dem langen Weg zu einer Einheitstheorie der Psychologie nach dem Vorbild der Theoretischen Physik sehen.

Die Meinungsvielfalt unter den heutigen Psychologen ist in der Fachliteratur offensichtlich. Ein Teil folgt weiterhin dem Vorbild der Naturwissenschaften und strebt durch Mathematisierung, Modellierung, Quantifizierung, Computersimulationen und neurowissenschaftliche Konzepte die ihres Erachtens wissenschaftlich geforderten Reduktionen an. Ein Teil hält diese Orientierung für grundsätzlich falsch und aussichtslos, von unreflektierten Postulaten geleitet und auf inadäquate, nicht „gegenstandsangemessene“ Methoden fixiert. Andere Psychologen sind von der Bedeutung philosophischer Annahmen und vom Pluralismus der Theorien und Methoden überzeugt; andere zweifeln, ob diese Auseinandersetzungen überhaupt für ihre Berufspraxis relevant sind.

Wie andere Wissenschaften auch hat die Psychologie das übergeordnete Ziel, auf ihrem Gebiet die allgemeinsten Prinzipien zu erkennen, den Zusammenhang der Vorgänge zu beschreiben und Gesetzmäßigkeiten zu erfassen. Wenn sich das relativ gesicherte Wissen in ein möglichst umfassendes und einheitliches theoretisches System einordnen lässt, sind wissenschaftlich begründete Anwendungen in *systematischer* Weise möglich, d. h. eine wissenschaftlich geleitete Praxis und Berufstätigkeit. Diesem Verständnis des wissenschaftlichen Fortschritts wird durch die Behauptung einer *prinzipiellen Krise der Psychologie* widersprochen. Eine einheitliche Theorie sei wegen der grundsätzlich unlösbaren Widersprüche zwischen den gegensätzlichen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Positionen nicht zu erreichen. Diese Widersprüche bilden den Inhalt der fachlichen Kontroversen. Als *Schlüsselkontroversen* werden hier fundamentale Auseinandersetzungen bezeichnet, die

Aufschluss geben über erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Positionen und eventuell damit verbundene ontologische Postulate. Die Kontroversen sind in der Fachliteratur zugänglich, zeitweilig treten einzelne Kontroversen stärker hervor – eine Systematik fehlt bisher. Als die älteste dieser Kontroversen ist seit Kant der Gegensatz zwischen metaphysischer (rationaler) und empirischer Psychologie anzusehen. Die Sicht der Psychologie als Seelenwissenschaft kommt in den heutigen Lehrbüchern der Psychologie in der Regel nur als Psychologie-historische Erinnerung vor, untergründig besteht auch diese Kontroverse weiter, so dass ein Exkurs zweckmäßig ist (siehe Abschnitt 6.4).

Eine Theoretische Psychologie, die sich mit den allgemeinsten Prinzipien der Psychologie und mit der Zusammenschau der empirischen Befunde befasst, wird nicht umhin können, solche Schlüsselkontroversen zu einem zentralen Thema zu machen.

Der Krisenbegriff

Der Begriff *Krise* ist mehrdeutig:

- eine problematische Entwicklungsphase, die durch eine theoretische Umorientierung und fruchtbare neue Forschungsergebnisse überwunden wird (Aufbaukrise, Reifungskrise) – ähnlich einer Krise, wie sie in der Medizin auch als Höhepunkt und Umkehr verstanden wird;
- eine zum wissenschaftlichen Fortschritt der Psychologie notwendige Erneuerung oder wissenschaftliche Revolution, ein völliger Umbruch der bisherigen Theorie und Methodik, ein Wechsel des Paradigmas (im Sinne von Thomas Kuhn);
- eine zeitweilige oder auch wiederkehrende Vorherrschaft *einer* der konkurrierenden Richtungen und Schulen, mit deutlicher Abwehr der anderen, – je nach Fortschreiten der wissenschaftlichen Bestätigung, Fruchtbarkeit, Überzeugungskraft und öffentlicher Geltung (im Sinne der Wissenschaftslehre von Lakatos und Feyerabend);
- eine fundamentale, aber im Programm der Psychologie enthaltene (immanente) Widersprüchlichkeit aufgrund philosophischer Kontroversen, insbesondere über Erkenntnistheorie und Ontologie, Kategorienlehre und Menschenbilder (Dauerkrise, Strukturkrise auf lange Sicht).

Der Begriff Krise hat viele weitere Bedeutungsnuancen (siehe Koselleck & Schönpflug, 1976; Schorr, 1994; Sturm & Mülberger, 2012; Westmeyer, 2004a).

Gegenbewegungen behaupten die relative Einheit der Psychologie in den wissenschaftlichen Fragestellungen und in den Prinzipien der Forschung und verwenden Begriffe wie *Metatheorie*, um die Zielsetzung anzudeuten. Auch Formeln wie Einheit des Verschiedenen, Einheit in der Vielfalt (*unitas multiplex*) oder „Integration“ betonen das Endziel. Komplementarität und Perspektivität sind Meta-Relationen, die dem Gegensatz von kategorial grundverschiedenen Bezugssystemen gerecht werden, und Reduktionismus und Kategorienfehler vermeiden sollen. Es ist ein überdauerndes Thema der Disziplin, allerdings unter verschiedenen Etikettierungen. Die Diskussionslinien *Theoretische Psychologie* und *Krise*

der Psychologie hängen eng zusammen, denn die Krise(n) der Psychologie könnten eventuell durch eine umfassende *Theoretische Psychologie*, durch eine Meta-Theorie, überwunden werden.

Jede empirische psychologische Forschung muss bestimmte Voraussetzungen machen, die außerhalb dieser Empirie liegen. Bereits die Definition der Psychologie als Lehre vom Erleben und Verhalten des Menschen, einschließlich der biologischen Grundlagen, wird unterschiedlich verstanden werden – auch unabhängig von der persönlichen Überzeugung hinsichtlich eines metaphysischen Begriffs der *Psyche* (Seele). Sind persönliche Auskünfte über innere Erfahrungen und Selbstbeurteilungen (im Interview oder im Fragebogen) überhaupt wissenschaftliche Daten, die intersubjektiv überprüft werden können? Sind beobachtete Verhaltensweisen ohne ein Wissen über die individuellen Absichten zu erklären? Können die eigenen Bewusstseinsvorgänge oder die Bewusstseinsvorgänge anderer Menschen überhaupt wissenschaftlich erforscht werden oder nur die objektiven Verhaltensweisen? Welcher Wissenschaftsbegriff wird zugrunde gelegt? Sind überhaupt psychologische Gesetzmäßigkeiten zu erfassen, sind Kausalerklärungen und wissenschaftliche Vorhersagen des Verhaltens möglich? Diese Fragen weisen auf *Schlüsselkontroversen* oder *Probleme* hin wie Subjekt-Objekt-Problem (Erste Person-Dritte Person-Perspektive), Zusammenhang von Gehirnfunktionen und Bewusstseinstätigkeit (Leib-Seele-Problem), Labor-Feld-Problem, Theorie-Praxis-Problem.

In den gegensätzlichen Auffassungen der Wissenschaftstheorie und Methodenlehre der Psychologie sind regelmäßig bestimmte philosophische Ausgangspositionen zu erkennen. Häufig sind es *absolute* Voraussetzungen, gegensätzliche Postulate, die unvereinbar und weder rational noch empirisch zu lösen sind, sondern als dogmatische Ansprüche bzw. Gebote vorgeschrieben sind. Der Behaviorismus und die Psychoanalyse, aber auch andere Richtungen der Psychologie, bieten Beispiele dafür, wie durch bestimmte Definitionen oder durch das Ausklammern der traditionellen Bewusstseinspsychologie, eine einheitliche Auffassung erreicht werden sollte.

Gerade für die Psychologie ist zu erwarten, dass zugrunde liegende philosophische Voraussetzungen sich zumindest auf bestimmten Gebieten der Forschung und der Berufspraxis auswirken können, beispielsweise in der Persönlichkeitsforschung, Psychotherapie, Neuropsychologie und Psychophysiologie, Sozialpsychologie und Kulturpsychologie. Die Ausgangspositionen werden die Fragestellungen, die methodischen Entscheidungen und die Theorienbildung beeinflussen. Das Nebeneinander der Richtungen und Schulen demonstriert eine unüberwindlich erscheinende, heterogene Vielfalt der Ausgangspositionen. – Kann überhaupt eine *einheitliche (monistische) Orientierung* der Psychologie auf dem Wege zu einer *einheitlichen Theorie* behauptet werden oder gilt für die Psychologie von Grund auf ein Theorien- und Methoden-Pluralismus? Fehlt – noch gravierender – eine einheitliche Konzeption von Prinzipien und Kriterien der Verbindlichkeit und Wissenschaftlichkeit?

Bereits mit der am deutlichsten von Kant vollzogenen Trennung von metaphysischer und empirischer Psychologie (Anthropologie) und mit Langes Kennzeichnung der „Psychologie ohne Seele“ ist eine überdauernde Kontroverse entstanden. In der Gründungsphase der empirischen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Wundt den

widersprüchlichsten Einflüssen ausgesetzt, was Psychologie sei und wie sie zu verfahren habe. So verstanden Herbart, Lotze und Brentano die Psychologie letztlich als Wissenschaft des Seelischen, und Herbart stellte sich außerdem mit einer spekulativen Mathematisierung der Bewusstseinspsychologie gegen Kants Urteil, dass Bewusstseinsvorgänge nicht quantifizierbar und mathematisierbar sind. Auf der anderen Seite gab es die materialistisch denkenden Philosophen, auch die entschiedenen Darwinisten sowie die Vorläufer des Positivismus, die Auskünfte über die Innerlichkeit des Menschen als wissenschaftlich sinnlose Sätze zurückwiesen. Speziell in Leipzig war Wundt außerdem mit dem Spiritismus konfrontiert, dem einige seiner Professorenkollegen (wie zumindest zeitweilig auch Gustav Theodor Fechner) zuneigten. Andererseits erfuhr Wundt heftige Polemik gegen seine „Psychologie ohne Seele“ von der Seite christlicher Psychologen und Philosophen – und indirekt auch eine Zurechtweisung durch seinen Nachfolger Krueger. In den ersten Lehrbüchern der folgenden Psychologengeneration nahm das philosophische Leib-Seele-Problem einen großen Raum ein, außerdem die damit zusammenhängende Frage, ob die Psychologie als Naturwissenschaft oder als Geisteswissenschaft aufzufassen sei.

Stellungnahmen zur Krise der Psychologie

Theoretische Psychologie und *Krise der Psychologie* sind keine häufig verwendeten Begriffe der Psychologie (siehe die scientometrischen Befunde, Abschnitt 5.3). Google Ngrams ermittelt die Häufigkeit eines Suchbegriffs innerhalb des im multilingualen Google-Projekt erstellten Korpus digitalisierter Bücher (Zeitraum seit 1800). Das deutsche Ngram „Krise der Psychologie“ zeigt ein Maximum im Jahr 1929 (1927-1931) und ein Nebenmaximum 1983. Auf diese Weise sind entsprechende Verläufe des Krisen-Vokabulars in anderen Disziplinen oder in anderen Sprachen, beispielsweise für Begriffe wie Inflation (1923) oder Weltwirtschaftskrise (1929; 2007-2009), durchzuführen. Der Eindruck phasenweise wechselnder Aktualität der Krisen-Diskussion in der Psychologie kann bibliometrisch untersucht werden, indem in den Literaturlbanken PSYINDEX und dementsprechend in psycINFO nach entsprechenden Titeln gesucht wird (siehe Kapitel 5).

Die phasenweise zunehmenden Publikationen und Diskussionen können zur Diagnose von Schlüsselkontroversen beitragen. Ungewiss bleibt, ob jemals ein größerer Anteil der Psychologen meinte, dass die Psychologie sich in einer Krise befinde. Die recht häufig publizierte Selbstkritik von Psychologen an ihrem Fach, am grundsätzlichen Zustand der Psychologie oder an den fehlenden Fortschritten wird jedoch gewirkt haben. Eine Reihe von Zitaten aus dem Zeitraum eines Jahrhunderts empirischer Psychologie wurde in einer Übersicht zusammengestellt. Diese Autoren scheinen darin übereinzustimmen, dass es sich *nicht* um eine Reifungs- und Entwicklungskrise handelt, sondern um eine Strukturkrise der Psychologie. – Bühler, der eine Aufbaukrise zu sehen meinte, revidierte sein Urteil später – „mit Schrecken“ (Bühler, Nachlass, 1969, S. 180).

Einige Krisen-Zitate aus einem Jahrhundert Psychologiegeschichte

„Die Geschichte der Psychologie ist der Beweis davon: auch sie beginnt, wie die allgemeine Philosophie, fast in jedem Vertreter wieder von vorn ...“ (Windelband, 1876, S. 7).

„Dass aber auch berühmte Psychologen, und zwar gleichzeitig während sie sich ihrer Freiheit rühmen, zur Spekulation zurücksinken wie furchtsame und schwächliche Muttersöhnchen in den Schoß der Mutter, das können sie selbst unmöglich wissen. Und dass dies wiederholt und fortwährend und sogar im Namen der strengen, ‚rein empirischen‘ Wissenschaft geschieht: hierin eben liegt die schwere, weil chronische Krisis der Psychologie“ (Willy, 1897b, S. 79).

„Das ist also ganz einleuchtend: mit der rein erfahrungsmäßigen Psychologie ist es eitles Gerede: man gibt vor, alle Metaphysik ausschließen zu wollen; tatsächlich beherrscht Metaphysik die ganze psychologische Forschung von ihrem Beginn bis zu ihren Ergebnissen. (...) So gibt es überhaupt kein einziges Resultat der experimentellen Beobachtung, welches einmütig von allen Richtungen auf diesem Gebiete zugegeben würde. Aber selbst unter den Vertretern *derselben* Schule und Richtung ist wenig Übereinstimmung zu finden. Jede Nachprüfung eines Experimentes lässt die Ergebnisse des Vorgängers als irrig oder doch einseitig erscheinen“ (Gutberlet, 1898, S. 143, S.146).

„Mehr als irgend ein anderes Gebiet der Philosophie sieht sich die Psychologie im Wendepunkt des 19. Jahrhunderts in einer umstrittenen Lage (...) Da gibt es manche, die sie ganz aus der Philosophie ausscheiden möchten, um sie der Naturwissenschaft anzugliedern; andere, die umgekehrt in ihr die spezifische Geisteswissenschaft" sehen, in der sie die Philosophie selbst aufgehen lassen wollen ...“ (Wundt, 1904b, S. 1 f).

„Die aus alledem resultierende relative Unfertigkeit unserer Disziplin erweist sich unter anderem darin, dass über fast alle ihre allgemeinsten Fragen andauernd gestritten wird. Während anderswo über die der Betrachtung zugrunde liegenden letzten Prinzipien, über die Fundamentalanschauungen, in der Regel Einhelligkeit besteht ... werden sie in der Psychologie fortwährend und lebhaft in Frage gestellt und umstritten ...“ (Ebbinghaus, 1905, S. 7).

„Wir stehen auch heute noch beinahe auf dem Punkte, auf dem Brentano im Jahre 1874 stand, als er die Forderung erhob, an Stelle der Psychologien müssten wir eine Psychologie zu setzen suchen ...“ (Binswanger, 1922, S. 6).

„Offenkundig aber ist die Psychologie wiederum in ein Stadium schwerster Erschütterungen ihrer Fundamente eingetreten; ja es scheint fast, als ob daraus eine Spaltung in zwei Psychologien folgen sollte. Denn allenthalben begegnen uns in den neuesten Auseinandersetzungen scharf zugespitzte Alternativen, die entweder von der Seite der Methode her oder von der Beschaffenheit des Erkenntnisgegenstandes aus eine doppelte Aufgabe der Psychologie formulieren“ (Spranger, 1926, S. 1 f).

„Es existieren zwei Psychologien – die naturwissenschaftliche, materialistische und die spiritualistische. Diese These bringt die Bedeutung der Krise richtiger zum Ausdruck als die These von der Existenz vieler Psychologien“ (Wygotski, 1927/1997, S. 192).

„Die Geschichte der Psychologie der letzten fünfzig Jahre ist also nicht, wie gern in Einleitungen zu Handbüchern der Psychologie behauptet wird, die Geschichte eines Aufbaus, sondern die einer Auflösung“ (Politzer, 1928/1978, S. 36 f).

„Man kann heute nicht selten die Meinung hören, in der Psychologie sei etwa seit der Jahrhundertwende dadurch ein großer Fortschritt erzielt worden, dass man in einer Krise die Wundtsche Richtung glücklich überwand“ (Wirth, 1932, S. 25).

„Wer die theoretische Psychologie der Gegenwart betrachtet, gewinnt ein Bild, wie ich es vor 10 Jahren in der ‚Krise‘ entworfen habe. Nicht eine, sondern viele Psychologien stehen neben und gegeneinander. Und wer sie vereinigen will, erfasst mit Schrecken, dass es nicht geht, denn es herrscht zwischen ihnen eine Diskrepanz der Begriffe. Krass herausgesagt: es herrscht eine babylonische Sprachverwirrung. Dass man in solcher Situation die Hilfe der Philosophie benötigt, steht fest ...“ (Bühler, Nachlass, 1969, S. 180).

„Wenn Bühler in seiner Ansprache auf dem Hamburger Kongress 1931 sagte, die Psychologie sei „in Bedrängnis geraten von außen her“, so meinte er mangelnde Unterstützung durch staatliche Stellen, Umbesetzung freigewordener Lehrstühle der Psychologie. „Wie man sieht, bestand die ‚Krise‘ nicht nur im Streit über Methoden und theoretische Ratlosigkeit: sie hatte auch sehr konkrete Aspekte“ (Traxel, 1985, S. 86).

„Die durch die ahistorische Gegenstandsverfehlung bedingte kategoriale Unbestimmtheit der traditionellen Psychologie ist die allgemeinste Grundlage für ihre permanente Krise ...“ (Holzkamp, 1983, S. 45).

„Die ‚Krise der Psychologie‘ besteht in der Blindheit des nomologischen Wissenschaftsverständnisses für die gegenwärtige gesellschaftliche Krise. 2. Die nomologische Psychologie kann zur Bewältigung lebenspraktischer Problemlagen *strukturell* nur ‚Anfängerwissen‘ beisteuern. 3. Aus dem hermeneutischen Ansatz lässt sich demgegenüber eine ‚Psychologie der Krise‘ bzw. der Krisenbewältigung entwickeln“ (Legewie, 1991b, S. 13).

„Gehört es auch, wie dargestellt, trivialerweise zum Sprachspiel der Neuerer, das Bisherige als krisenhaft (usf.) abzuqualifizieren, so ist es doch unstatthaft, auf dieser Basis ernsthaft eine Geschichte der Psychologie als Geschichte dauernder tatsächlicher Krisen zu konstruieren und sie so abzuwerten. (...) Ohne allen Zweifel hat sich die psychologische Erkenntnis seit Wundts Zeiten enorm vermehrt und verbessert. Vieles hat sich als völlig falsch, vieles andere hat sich als richtig erwiesen; viel Neues ist entdeckt worden. (...) Wir gewinnen andauernd neue Erkenntnisse über Phänomene, wir haben ständig verbesserte Methoden, auch viele unserer heutigen Theorien sind nachweisbar besser als die früheren. Die Geschichte der Psychologie ... ist (empirisch belegbar) eine Geschichte des Erkenntnisfortschritts“ (Herrmann, 1991, 22 ff).

In der angloamerikanischen Psychologie ist der Begriff *Krise der Psychologie* unüblich, obwohl die fundamentale Bedeutung erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Positionen selbstverständlich gesehen wird. Beispielsweise wird die Frage, ob Psychologie als Geisteswissenschaft, Gesellschaftswissenschaft oder Naturwissenschaft zu bestimmen ist, in dieser

kategorischen Weise kaum aufgeworfen. Die grundlegenden Unterschiede werden meist in Begriffen von konkurrierenden Schulen beschrieben; es gibt Trends und Richtungen, die nach Gesichtspunkten ihrer wissenschaftlichen Gültigkeit, Fruchtbarkeit und praktischen Anwendbarkeit beurteilt werden sollten, häufig nur aufgrund des „impacts“ der Publikationen, d. h. der Zitationshäufigkeit (Dalton & Evans, 2004).

Die meisten Autoren diskutieren die *Krise der Psychologie*, von gelegentlichen Hinweisen abgesehen, im Rahmen des Faches und werfen kaum einen Seitenblick auf die Verhältnisse in den Nachbardisziplinen oder auf allgemeine Krisen. Bestehen ein zeitlicher und ein gedanklicher Zusammenhang mit den tiefen objektiven Krisen der beiden Weltkriege, mit der Inflation und der Weltwirtschaftskrise, der Ost-West-Konfrontation und anderen politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen oder intellektuellen Moden? Bei der Lektüre mancher Beiträge zur Krisendiskussion ist nicht zu übersehen, wie persönlich die Bewertungen gefärbt sind. So gibt es verschiedene Urteile, denen es an empirischen Grundlagen mangelt. Die Autoren verallgemeinern ihre Auffassungen, ohne nach der relativen Geltung, nach Repräsentativität zu fragen. Zwar fehlt eine adäquate Einstellungsforschung, doch enthalten die Lehrbücher, Rezensionen und Kongressberichte im Laufe der Jahrzehnte durchaus ein geeignetes Material. Eine systematische Rezeptionsforschung, die über die übliche Psychologiegeschichte hinausgehen muss, kann aufzeigen, wie bestimmte Leitgedanken oder Bücher Wirkung entfalteten oder vergessen werden. Ergänzend sind bibliometrische und andere scientometrische Methoden geeignet, Hinweise und statistische Informationen zu liefern, ohne allerdings die inhaltliche Rezeptionsanalyse ersetzen zu können (siehe Kapitel 5).

Die Übersicht zur Krisendiskussion, primär in der deutschsprachigen Psychologie, beginnt mit einem Abschnitt über die Thesen von Willy, Gutberlet, Driesch, Spranger, Bühler, Politzer und Wygotski. In einem zweiten Abschnitt folgen neuere Beiträge bis zur Kontroverse anlässlich der Gründung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie*. Aktuelle Darstellungen des Themas sind auch in einer Serie von Aufsätzen mit vielen ergänzenden Argumenten und Literaturhinweisen zu finden: *Psychology, a Science in Crisis? A Century of Reflections and Debates* (Sturm & Mühlberger, 2012).

Weitere Abschnitte gehen kurz auf die Brüche der Psychologie in der Zeit des Nationalsozialismus und die Lage in der Nachkriegszeit ein, auf neuere deutsche Beiträge zur Krisendiskussion und auf die spezielle Kontroverse über *Kritische Psychologie* und „Erneuerungsrhetorik“. Der letzte Abschnitt gilt Aspekten der Wissenssoziologie und Wissenspsychologie von Krise und Erneuerung, d. h. hauptsächlich den Beiträgen von Fleck, Collingwood, Kuhn, Traxel und Riegel.

4.2 Anfänge der Krisendiskussion

Diese „Krise der Psychologie“ wurde in Deutschland zum Thema markanter Publikationen, in denen die Gegensätze zugespitzt werden. Das erste Buch mit dem Titel *Die Krisis in der Psychologie* stammt von dem Philosophen Rudolf Willy (1897a, 1897b, 1899). In dem

Jahrzehnt nach Ende des Ersten Weltkriegs entstanden unabhängig voneinander vier Bücher über die Krise der Psychologie: Hans Driesch (1925/1929), Karl Bühler (1926/1927), Lew Wygotski (verfasst 1926-1927, erst 1982 gedruckt) und Georges Politzer (1928/1978). Außerdem gab es in Zeitschriften Aufsätze mit dem Begriff *Krise der Psychologie* im Titel (Gutberlet, 1888, 1898) und Sprangers (1926/1974) Publikation, auf die sich Bühler bezieht.

Zitiert wird heute oft nur das Buch Bühlers (1927), der weder auf Willy noch angemessen auf Wundt eingeht und nur wenige Aspekte schildert, wesentliche Kontroversen übergeht und vielleicht deswegen eher eine Aufbaukrise als eine fundamentale Krise der Psychologie sah. Zwischen 1960 und 1965 dominierte die Bezeichnung „Methodenkrise der Psychologie“, wobei diese u.a. von Welke (1959a, 1962) verwendete Bezeichnung missverständlich ist: Nicht die Methoden selber sind fragwürdig, sondern die mit ihrer Anwendung verbundenen wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen. Um 1980 erscheinen gehäuft Aufsätze, die teils Rückblicke auf Bühler, teils Rückblicke auf die *Kritische Psychologie*, teils neue Aspekte enthalten. – Die Gegensätze und deren Kritik überdauern, doch wechselt offensichtlich das Interesse an einer erneuten, vielleicht auch weiterführenden Diskussion. Eine andere Frage ist, ob diese überdauernden Kontroversen systematisch, d.h. auch dialogisch und nicht monologisch verlaufen. Bühlers Buch ist wahrscheinlich der bekannteste dieser Titel und typisch für den Ansatz. Er ignoriert die wesentlichen Vorläufer und noch spätere Autoren scheinen den ideengeschichtlichen Zusammenhang nicht mehr zu kennen und begeben sich deshalb wichtiger Argumente.

Rudolf Willy

Die Krisis in der Psychologie stammt von Rudolf Willy (1899), einem Schweizer Philosophen, der wesentlich von Avenarius und von Ernst Mach beeinflusst war und einen primären Monismus vertrat. Vorausgegangen war sein dreiteiliger Aufsatz in der von Avenarius gegründeten *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie* (Willy, 1897b). Zuvor hatte Wundt (1896, 1896-98) zwei erkenntnistheoretische Beiträge verfasst, *Über die Definition der Psychologie* sowie *Über naiven und kritischen Realismus* und seine vermittelnde Position des *Kritischen Realismus* (siehe Abschnitt 3.7) gegen Avenarius und Mach sowie gegen die sog. Immanenzphilosophie dargelegt. – Die Anhänger der Immanenzphilosophie verlangen, sich auf das Erfahrbare-Gegebene zu beschränken: alles Sein ist in dem Bewusstsein bereits enthalten (immanent). Immanenzphilosophie ist eine Philosophie des unmittelbaren Gegebenen, die von einer Identität von Wirklichkeit und Bewusstseinsinhalt ausgeht. Zu nennen sind Schuppe (in Anlehnung an die Phänomenologie Husserls), außerdem Rehmke, von Schubert-Soldern und Reininger. Ähnliche Positionen „idealistischer“ Philosophie seien auch von Berkeley und Hume vertreten (siehe Eisler, 1904).

Willy publiziert seine fundamentale Kritik an der zeitgenössischen Psychologie aus Sicht des Empiriekritizismus erstmals in seinem Bericht über den III. Internationalen Psychologen-Kongress in München (August 1896) und anschließend in einem Aufsatz. In seinem Kongressbericht spottet Willy (1897a) über das dort erhaltene Bild eines zufällig zusammengesetzten und führerlos vorrückenden Heeres und über den Eindruck, was alles

unter Psychologie liefe. Woran könne es liegen, dass „unsere führenden Geister ihren gröberen oder feineren Aberglauben für eine wissenschaftliche und sogar rein erfahrungsmäßige Psychologie ausgeben“? Willy spottet über die Eröffnungsvorträge des Präsidenten Stumpf und des Vorsitzenden Lipps. Er kritisiert Stumpfs Formulierung von der „psychophysischen Mechanik“ und amüsiert sich allgemein über die anspruchliche Terminologie bedeutungsvoller Begriffe. Dass auch andere Kongressteilnehmer enttäuscht waren, ist einem Brief Münsterbergs an den nicht anwesenden Wundt zu entnehmen (siehe Abschnitt 3.10).

Aus Sicht des Empiriekritizismus „als einzig wissenschaftlichem Standpunkt“ schreibt Willy (1897b) eine fundamentale Kritik an der seines Erachtens zutiefst metaphysischen, empirischen Psychologie. Er beginnt mit Wundts zentralem Begriff der inneren Erfahrung, widerspricht Wundts Unterscheidung von Psychologie und Naturwissenschaft und dessen Behauptung, Wert- und Zweckbestimmungen würden nur im Psychischen zu treffen. Willy ironisiert Rehmkes Beschreibung vom „Seelenkonkreten“. Weiterhin spottet Willy über Brentanos scholastische Klassifikationen psychischer Phänomene; das Postulat, die innere Wahrnehmung als die einzige Wahrnehmung im eigentlichen Sinn zu bezeichnen; unklare Begriffe wie „unmittelbare Evidenz“ hält er für ungenügend. Die Psychologie im Allgemeinen schlummere auch heute noch „tief in den Fesseln der Spekulation“. Und dass dies wiederholt und fortwährend und sogar im Namen der strengen, ‚rein empirischen‘ Wissenschaft geschieht: hierin eben liegt die schwere, weil chronische Krisis der Psychologie“ (1897a, S. 79).

In seinem auf 250 Seiten erweiterten Buch *Die Krisis in der Psychologie* setzt sich Willy (1899) eingehend mit Autoren der neueren Psychologie auseinander: Wundt, Rehmke, Brentano, Ebbinghaus, Avenarius, James, Wahle, Jodl, Mach: mit einer ausführlichen Zusammenfassung von „Wundts Psychologie der spekulativen Mischerfahrung“ und, getrennt davon, eine Synopsis der anderen Autoren. Der Autor weist zunächst Wundts Kritik zurück, dass „wir für alles, was außerhalb des Gedankenkreises des Empiriekritizismus liege“, gar kein Verständnis hätten. Er bezieht sich vor allem auf Wundts *Grundriss der Psychologie*. „Im ganzen aber bedeutet die Wundtsche Psychologie ein derartiges Mischprodukt von Erfahrung und Metaphysik, dass es in der Hauptsache nicht mehr möglich ist, beide Bestandteile in ungetrübter Reinheit auseinander zu halten. Deswegen aber gerade eignet sich jenes Mischprodukt als Hauptbeispiel des Zusammenhangs zwischen methodologischer und metaphysischer Krisis in der Psychologie. Denn wir werden finden, dass die metaphysische und die analytisch-methodologische Zersetzung der Erfahrung, soweit dieselben in Bezug auf die wissenschaftliche Psychologie in Frage kommen, allerdings nur ein und derselbe Vorgang sind“ (S. 176). Willy geht auf Raum- und Zeitvorstellung, Gefühlsanalyse, Apperzeptionsvorgänge u.a. ein. Er kritisiert Unschärfen hinsichtlich der Messung (Konstanz der relativen oder der absoluten Unterschiede, Proportionalität usw.). „Danach soll es im Psychischen zwar keine absoluten Maßzahlen geben und dennoch eine Messung im strengen, mathematischen Sinne ausführbar sein. (...) Wenn sich nun noch weiter zu dieser schwankenden und widerspruchsvollen Haltung des Verfassers eine von aller speziellen Psychophysik unabhängige, ganz unmathe-

matische und rein relative Größenvergleichung gesellt, so ist es höchste Zeit, dass wir uns aus diesem Wirbel herauswinden!“ (S. 202).

Der Kommentar zur psychischen Kausalität lautet: Diese sei nichts anderes als das Wesen der seelisch-geistigen Welt, d. h. die Funktion eines allumfassenden und kausalinterpretierenden Hilfsprinzips der psychischen Tatsachen. Willy sieht Hilfsbegriffe, die sich zwischen Willensphänomene und die Apperzeptionsvorgänge einschieben. Sie tauchen in voller und zweifacher Gestalt unter der Hülle der Apperzeption wieder auf: Apperzeption sei eine zur passiven Assoziation besonders hinzukommende Tätigkeit, die eine sowohl willkürliche und auswählende als eine auch vorstellende und vergleichende sei, als apperzeptive Willenshandlung und apperzeptive Vorstellungsfunktion. „Die ganze Unterscheidung von Assoziation und Apperzeption durch das Kriterium der Aktivität und Passivität ist nur eine Neuauflage der alten Seelenvermögenstheorie ...“ (S. 204). – Willy geht nicht näher auf Zweckprinzip, Erkenntnisprinzipien und Beispiele ein, er scheint die Übertragung der Naturkausalität zu akzeptieren, dagegen würden die Psychologen „alle Erfahrungscharakteristik zernichten“ [sic] (S. 210).

Willy bezieht sich auf Avenarius: „Derselbe bestimmt in kürzester Fassung die Aufgabe der Psychologie durch die Formel: Gegenstand der Psychologie ist die Erfahrung überhaupt als Abhängige des Systems C (nervöses Zentralorgan)“ (S. 241 f). Er distanziert sich zwar von dessen methodologischen Formeln und den vitaltheoretischen Auffassungen, doch bliebe Avenarius zugleich Philosoph und einer der Hauptbegründer der wissenschaftlichen Psychologie. „Er war der Erste, welcher die Erfahrung als allgemeine Orientierung und Umgebungsanschauung in Gestalt des menschlichen Weltbegriffs mit der nötigen Klarheit einführte. [Er zitiert Avenarius, 1894, S. 418]. Unabhängig von Avenarius habe Ernst Mach eine wesensverwandte psychologische Methodik aufgestellt, aber auch er verdanke alles nicht seiner speziellen und hypothetisch-konstruktiven Abhängigkeitsmethodik, sondern seiner großen und vielseitig geübten und geschulten Anschauung“ (S. 242). „... wenn man (das allgemeine biologische Abhängigkeitsprinzip) nur als Hilfsprinzip gelten lässt, dann verhalten sich die Ansichten von Mach und Avenarius zu Wundts psychischer Kausalität und Apperzeptionstheorie, ungefähr wie sich die Prinzipien der Galileischen Mechanik zur Aristotelischen Naturphilosophie verhalten“ (S. 247).

Kommentar

Willy leistet von seinem eigenen Standpunkt aus eine gründliche Auseinandersetzung mit der Erkenntnistheorie und Methodologie Wundts und der genannten anderen Autoren. Mit den Beurteilungen gibt er einen bemerkenswerten Beitrag zur Ideengeschichte der Psychologie und übertrifft auch viele spätere psychologie-geschichtliche Darstellungen. Der spöttisch-ironische Ton ist ungewöhnlich. Die Einwände vom empiriokritizistischen Standpunkt treffen Unklarheiten oder stillschweigende Voraussetzungen der zeitgenössischen Psychologen, ohne ihrerseits zu einer allgemeinen „Lösung“ des Subjekt-Objekt-Problems oder Leib-Seele-Problems zu führen. Die kritischen Argumente eignen sich auch, die wesentlichen Überzeugungen Wundts und die Unschärfen in Wundts Begriffsbildung und Position aufzuzeigen, u. a. Wundts Begriff der inneren Erfahrung, die Interpretation des psychophy-

sischen Parallelismus sowie die unklare Definition von psychologischer Messung, die Wundt später besser zu bestimmen suchte. Wundts Konzept der psychischen Kausalität und die wichtige Prinzipienlehre werden jedoch nur am Rande erwähnt. Willys Stellungnahme lässt verstehen, dass Wundts Position, sein methodologischer Dualismus, seine „Perspektivität“ nicht ohne weiteres einleuchten, wenn er, trotz Abgrenzung und Arbeitsteilung von Physiologie und Psychologie, am Postulat der Einheit psychophysischer Prozesse und an der willentlichen Komponente des Apperzeptionsvorgangs festhält.

Dass Willy und andere Anhänger des Empiriokritizismus ihrerseits epistemologische Überzeugungen einbringen, hatte Wundt (1896-1898) in einem Aufsatz *Über naiven und kritischen Realismus* aufgezeigt. Die theoretische Übersicht über zeitgenössische Positionen ist von Willy breiter angelegt, und auch die methodologischen Konsequenzen sind prägnanter formuliert als in Diltheys Ideen und dessen Diskussion mit Ebbinghaus. An der Kontroverse (vgl. Fahrenberg, 2011) beteiligen sich Carstanjen (1898), der Wundts Kritik an Avenarius und am Empiriokritizismus zurückweist, sowie Schubert-Soldern (1898), dazu erneut Wundt (1898), Weinmann (1900), indem er Partei für Wundt ergreift, sowie aus Sicht der christlichen Psychologie Gutberlet (1888, 1898).

Von der Psychologie als Seelenwissenschaft bis zum Empiriokritizismus und zum frühen Positivismus, von der phänomenologischen und physiologisch-materialistischen Position bis zur Bestimmung der Psychologie als Naturwissenschaft oder als Geisteswissenschaft sind hier bereits hauptsächliche Positionen der späteren Debatten enthalten. Die philosophischen Positionen waren, so kann vorausgesetzt werden, wechselseitig durchaus bekannt, doch beeindruckt diese Kontroverse durch die sehr direkte und wechselseitige Kritik und die dicht gebündelten Argumente, was empirische Psychologie unter welchen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen theoretisch und methodisch sein und vielleicht leisten könnte. Anzumerken ist, dass für W. I. Lenin (1947) diese erkenntnistheoretische Auseinandersetzung zur Klärung seiner eigenen philosophischen Position in der Auseinandersetzung mit Idealismus, Materialismus und Empiriokritizismus wichtig war: er zitiert mehrmals aus den genannten Aufsätzen.

Diese Diskussion blieb weithin abstrakt, da überhaupt nur wenige der Autoren tatsächlich in einem empirischen Forschungsprogramm engagiert waren – wie vor allen Wundt. Noch 30 Jahre später schreibt Wirth (1932) in *Die Bedeutung Wilhelm Wundts in der sogenannten Krise der Psychologie*: „Man kann heute nicht selten die Meinung hören, in der Psychologie sei etwa seit der Jahrhundertwende dadurch ein großer Fortschritt erzielt worden, dass man in einer Krise die Wundtsche Richtung glücklich überwand“ (S. 25). Wirth weist diese Beurteilung zurück. Er wolle keinesfalls alle Lehrmeinungen Wundts für endgültig maßgebend halten oder keine anderen Leistungen neben ihm sehen. „Dies lässt aber die epochemachende Originalität dieser Leistungen Wundts in keiner Weise verkleinert erscheinen“ (S. 25). Die Thesen Diltheys sind von seinen Schülern und anderen sehr oft wiederholt worden – gerade als Gegensatz zur physiologischen Psychologie und gegen Wundt. Außerdem habe Dilthey ähnliche Gedanken bereits 1865 in seiner Novalis-Schrift, also lange vor der sog. Krise, geäußert. Diltheys Vorwurf der Unbrauchbarkeit einer rein physiologischen Erklärung für das geisteswissenschaftliche Verstehen war gegen Münsterberg gerichtet. „Dagegen hat Dilthey ausdrücklich anerkannt, dass Wundt selbst durch sein

Prinzip der sogenannten ‚schöpferischen‘ Synthese einen ganz neuen Faktor in das theoretische Verständnis der psychophysischen Vorgänge eingebracht habe“ (S. 28).

Gutberlet (1888) weist in einem Aufsatz *Die Psychologie ohne Seele* scharf zurück. In einem weiteren Aufsatz *Die Krisis in der Psychologie* bezieht sich Gutberlet (1898) ebenfalls auf die Vielfalt der Themen auf dem 3. *Internationalen Kongress für Psychologie* (München 1896) und kritisiert, die „Allseitigkeit und Herrscherstellung der Psychologie“ in Bezug auf zahlreiche andere wissenschaftliche Gebiete: „Man begnügt sich nicht damit, die psychologischen Grundlagen der Geisteswissenschaften darzulegen, sondern man geht allen Ernstes daran, dieselben in Psychologie aufzulösen“ (S. 3). Alle Metaphysik wie eine Krankheit abzuschütteln – in diesem Sinne habe sich R. Willy in seinem Buch *Krisis der Psychologie* geäußert (vgl. eine Serie von Artikeln zum Empiriekritizismus 1895, 1897, d.h. nach dem Tod von Avenarius in der *Zeitschrift für wissenschaftliche Psychologie*). Verspottet würden u.a. Brentano, Stumpf, insbesondere gieße Willy seinen Hohn über Wundt „mit seiner kausalen Erklärung der psychischen Phänomene aus“. Gutberlet: „Besonders hat sich Wundt, wie er sich selbst beklagt, das Missfallen, oder sagen wir deutlicher, den geradezu leidenschaftlichen Zorn der Empiriekritiker zugezogen. Willy leitet seinen zitierten Aufsatz gerade mit einer Kritik der Wundt’schen Psychologie ein, nachdem schon der erste Artikel desselben Heftes eine scharfe Kritik der Ethik Wundts von R. Wahle gebracht“ (S. 4).

Willy werfe Wundt spekulatives Denken vor, Wundts Definition der Psychologie sei ein Beispiel einer unbewussten metaphysischen Umgarnung. Die Forderung, keine einzige Weltanschauung in der wissenschaftlichen Psychologie zuzulassen als die Erfahrung, sei die empirische Verkleidung einer metaphysischen Begriffsbestimmung. Doch Wundt (1897) habe in seiner kritischen Stellungnahme *Über naiven und kritischen Realismus* auch die metaphysischen Annahmen Avenarius‘ dargelegt. Gutberlet geht auf die Auseinandersetzung über Psychologie als Erfahrungswissenschaft ein und kritisiert den seines Erachtens unzureichenden Funktionsbegriff Wundts in der Diskussion der parallelistischen Auffassung. Es sei ein „ergötzliches Schauspiel“, dass sich die verschiedenen Vertreter des Empirismus alle einander Metaphysik vorwerfen (S. 121). Uneinigkeiten und Unsicherheiten bestünden in der Psychophysik, also der messenden und rechnenden Psychologie. Gutberlet lobt, dass Wundt die Probleme besonnen erweitert habe und kein grundsätzlicher Feind der Metaphysik sei: „... im Gegenteil, er sucht auf Grund der Psychophysik und der Naturwissenschaften, welche er geschickt in die Behandlung der metaphysischen Fragen einzuflechten versteht, eine neue Metaphysik zu gewinnen; von der alten freilich hat er eine sehr dürftige und verkehrte Anschauung“ (S. 122).

„So gibt es überhaupt kein einziges Resultat der experimentellen Beobachtung, welches einmütig von allen Richtungen auf diesem Gebiete zugegeben würde. Aber selbst unter den Vertretern *derselben* Schule und Richtung ist wenig Übereinstimmung zu finden. Jede Nachprüfung eines Experimentes lässt die Ergebnisse des Vorgängers als irrig oder doch einseitig erscheinen. Der Streit dreht sich aber nicht bloß um die Ergebnisse der Experimente, sondern auch um deren Methode, um die Methode der Berechnung der gefundenen Tatsachen ... Dann kommt die Deutung der Resultate ...“ (S. 125). „Einen unabsehbaren Streit hat gerade das Ur- und Hauptereignis der Psychophysik, die Maßformel Fechners

hervorgerufen, der sich wie eine Seeschlange durch die Literatur hinzieht ...“ (S. 125). Gutberlet betont die zweifelhafte Geltung des Fechnerschen Gesetzes, dessen Umfang und obere und untere Grenzen sowie die Verschiedenheit bei verschiedenen Sinnen, und konstatiert zusammenfassend „ein bedauerliches Chaos auf dem Gebiete der exakten Psychologie“ (S. 126).

Gutberlet erkennt eine Psychologie ohne Seele, ein Desinteresse an der Unsterblichkeitsfrage, die Ablehnung der christlichen Seelenlehre. Auch William James habe die Unentbehrlichkeit der Metaphysik in der Psychologie festgestellt. Lotze und Wundt seien unbedenklich als die bedeutendsten Vertreter der außerkirchlichen Philosophie in unserer Zeit anzusehen (S. 127): „... sie wollen eine befriedigende, dem Stand der Wissenschaft entsprechende Welterklärung gewinnen und bieten; hätten sie doch nur nicht so große Vorurteile gegen die auf christlichem Standpunkte erwachsene Metaphysik gehabt, wie das wenigstens bei Wundt der Fall ist, der bei jeder Gelegenheit den Scholastikern etwas anzuhängen sucht“ (S. 127). Die christliche Psychologie könne einen Beitrag zur Forschung geben. „Was für einen philosophischen und überhaupt was für einen objektiven Wert hat eine ‚Psychologie ohne Seele‘? (...) Wenn die Seelenwissenschaft darauf verzichtet, die Frage über die Natur der Seele, ihre Geistigkeit und Unsterblichkeit in den Bereich der Untersuchungen zu ziehen, dann gibt sie sich selbst als Wissenschaft und den Betrieb der Wissenschaft als ethische Aufgabe auf. Auch die feinsten Beobachtungen und scharfsinnigsten Messungen und Rechnungen über Schnelligkeit der psychischen Reaktion, der Assoziation usw. sind eitel Quark gegenüber der Unsterblichkeitsfrage.“ „... auch für den experimentellen Psychologen sollte doch wohl die wichtigste aller Fragen sein: Habe ich eine unsterbliche Seele oder nicht“ (S. 128).

Gutberlet geht im Weiteren auch auf die Meinungsverschiedenheiten über Selbstbeobachtung und geschulte Selbstbeobachtung im Experiment ein. Die Vertreter der experimentellen Psychologie seien von ihrer neuen Methode so eingenommen, dass sie der Selbstbeobachtung allen Wert absprechen würden. Beide Auffassungen seien extrem, bei gehöriger Vorsicht sind gewiss sehr viele und fundamentale innere Tatsachen zu konstatieren. „Es gibt und gab eine empirische Psychologie und darauf gestützt eine rationale, ohne dass experimentell beobachtet zu werden braucht“ (S. 131). Willy gesteht Wundt gerne zu, dass das Experiment eigentlich erst lehre, wie geschärfte Selbstbeobachtung anzustellen sei. Er sieht Fortschritte in der Psychophysik, jedoch weniger als erwartet: „... in Bezug auf die meisten Probleme herrscht ärgere Unsicherheit und Meinungsverschiedenheit als ehemals!“ (S. 134). Die moderne Psychologie habe „auch in ihrer exaktesten Form nicht den mindesten Grund, die Metaphysik als etwas Überflüssiges, Unsicheres, dem Streit ausgesetztes zu verachten und aus der Wissenschaft ganz zu verbannen“ (S. 134). Er behauptet die Unentbehrlichkeit der Metaphysik mit einem Hinweis auf William James: wenn man alle Metaphysik aus der Psychologie ausscheiden wolle, müsse sich deren Gebiet ins Unbegrenzte erstrecken.

Gutberlet meint, dass sich „die Hoffnungen, die Fechner und wir mit ihm auf das Experiment in der Psychologie“ setzten, „nur sehr schwach erfüllt“ hätten (S. 133). „Trotz der verhältnismäßig geringen Erfolge auf eigenem Gebiete hat die moderne empirische Psychologie die Zuversicht, dass sie auch die Grundlage für alle anderen Wissenschaften zu legen,

ja dieselben sogar ersetzen und in sich ‚aufnehmen‘ könne“ (S. 138). „Auch die christliche Philosophie kann hier manches ergänzend nachtragen, was der alten Philosophie fehlt.“ „Indem sie sich den modernen Psychologismus zu nutzen macht, und mit dem alten Ontologismus verbindet, wird sie ein harmonisches Ganzes schaffen und ein adäquateres Weltbild gewinnen“ (S. 138). Anschließend geht er auf mehrere Beispiele des Psychologismus ein und ist überzeugt: „Viel verhängnisvoller gestaltet sich die rein psychologische Betrachtung für die Ethik“ (S. 140). „Ist es nicht Metaphysik, wenn Wundt, Paulsen, Rehmke und andere behaupten, die psychischen Erlebnisse seien selbständige in sich bestehende Wesen ohne substantialen Träger?“ „Das ist also ganz einleuchtend: mit der rein erfahrungsmäßigen Psychologie ist es eitles Gerede: man gibt vor, alle Metaphysik ausschließen zu wollen; tatsächlich beherrscht Metaphysik die ganze psychologische Forschung von ihrem Beginn bis zu ihren Ergebnissen. Man will eben eine solche Metaphysik nicht, welche zu der Annahme eines Gottes und einer unsterblichen Seele führt“ (S. 143). „Die moderne Psychologie mit ihrer angeblich reinen Erfahrung befindet sich also eigentlich nicht mehr in einer Krise; von solcher könnte nur insofern noch die Rede sein, als sie doch mit der Verwerfung der Metaphysik nicht völlig ernst macht: tut sie es ernstlich, dann hat sie sich selbst den Todesstoß versetzt“ (S. 146).

Hans Driesch

Der Begriff *Krisis* erscheint 25 Jahre später in einem weiteren Buchtitel, *Grundprobleme der Psychologie. Ihre Krisis in der Gegenwart*, von dem Biologen Hans Driesch (1925/1929). Er will kein Lehrbuch der Psychologie vorlegen, sondern eine Sammlung von Aufsätzen zur Logik und Metaphysik des Seelischen. In der breiten, vitalistisch orientierten Darstellung betrifft nur das abschließende Kapitel, „Die ‚Krisis‘ der Psychologie“, nachdem Driesch über die Organisation der Seele, Parapsychologie, Freiheit und Unsterblichkeit geschrieben hatte. Dort werden die „kritischen Punkte in dieser Wissenschaft“ zusammengefasst (S. 255 ff). Als ersten kritischen Punkt nennt Driesch die Elementarlehre. „Sinn befindet sich bereits unter den Elementen. Dies nicht klar gesehen zu haben, sei der Grund, weshalb es früher so viele private Psychologien gegeben hat.“ Der zweite Punkt: „Die Assoziationstheorie ist nun wirklich tot.“ Der dritte Punkt sei die Anerkennung des Unbewussten als Tatsache. „Der vierte kritische Punkt der modernen Psychologie betrifft das Grundproblem der Psychophysik, das Leib-Seele-Problem“, wobei Driesch die Widerlegung des „psychomechanischen Parallelismus“ meint. Als „letztes Kritisches“ nennt er die Parapsychologie, zu der es neue Tatsachen gebe.

Eduard Spranger

Sprangers (1926/1974) Aufsatz *Die Frage nach der Einheit der Psychologie* schildert schwerste Erschütterungen der Psychologie: „Wenn die Vertreter einer Einzelwissenschaft die Prinzipien- und Methodenfrage ihres Faches zu erörtern beginnen, so ist dies immer ein Zeichen dafür, dass in der Forschungsarbeit selbst irgendwo unauflösbare Knoten aufgetre-

ten sind. Man kann zweifeln, ob die Psychologie den Charakter einer positiven Wissenschaft bereits begonnen hatte, auch wenn man nicht dem verbreiteten Missverständnis huldigt, eine positive sei eine ausschließlich von der Empirie lebende Wissenschaft. Offenkundig aber ist die Psychologie wiederum in ein Stadium schwerster Erschütterungen ihrer Fundamente eingetreten; ja es scheint fast, als ob daraus eine Spaltung in zwei Psychologien folgen sollte. Denn allenthalben begegnen uns in den neuesten Auseinandersetzungen scharf zugespitzte Alternativen, die entweder von der Seite der Methode her oder von der Beschaffenheit des Erkenntnisgegenstandes aus eine doppelte Aufgabe der Psychologie formulieren. Die Verschiedenheit dieser Antithesen selbst beweist, dass in der Sache noch wenig Klarheit erreicht ist. Aber als Symptome eines instinktiven Suchens dürfen diese Formulierungen gelten“ (S. 1). Spranger nennt anschließend vier Antithesen und deren Vertreter (siehe Kapitel 3).

Karl Bühler

Mit dem Titel *Krise der Psychologie* fasst Bühler (1927) seine Essays über die neuere Sprachpsychologie, über Diltheys, Sprangers und Freuds Denken zusammen. Im Vorwort erwähnt Bühler, dass ursprünglich der Herausgeber der *Kantstudien* um einen Artikel über die Lage der Psychologie gebeten habe (vgl. Kant-Studien, 1926). „... anfangs war ich aufs Sammeln eingestellt, entwarf Charakteristiken, musterte und fügte die Gedanken anderer über die Gegenwart und Zukunft unserer Wissenschaft zusammen bis ich nicht mehr ein und aus wusste. Dann aus innerer Not schob ich dieses Bündel beiseite, wandte mich an die Axiomatik der Psychologie und versuchte aus eigenem durchzukommen. Der Satz von den drei Ausgängen und dem einen Endgegenstand der Psychologie steht nun im Zentrum; um ihn ist alles Übrige gruppiert“ (S. IX).

Axiome und Richtungen der Psychologie

Der Text der 2. und 3. Auflage wird inhaltlich nicht überarbeitet, doch bringt Bühler im Vorwort die folgenden vier Axiome unter, um „die es geht bei der Auseinandersetzung der neueren Richtungen in der Psychologie mit jener (systematisch nie zu Ende gedachten) Lehre, die mit Locke und Hume anhub und um 1890 kulminierte:

1. Das subjektivistische Axiom: Der einzige legitime Ausgang der Psychologie ist die Selbstbeobachtung; ihr Gegenstand sind die Erlebnisse.
2. Das atomistische Axiom: Die Analyse der Erlebnisse findet fest umschriebene elementare Bewusstseinsinhalte; die sogenannten verwickelten oder höheren Phänomene sind Komplexionen aus ihnen.
3. Das sensualistische Axiom: Genetisch originäre Inhalte sind nur die Sinnesdaten mit Einschluss der ‚elementaren‘ Gefühle.
4. Das mechanistische Axiom: Die Bildung der Komplexionen und der Erlebnisverlauf unterstehen dem Kontiguitätsgesetz, dem Assoziationsprinzip; es gibt Simultan- und Sukzessionsverkettungen.

Gegen das eine oder andere dieser Axiome wendet sich jede von den neuen Richtungen; die Denkpsychologie z.B. speziell gegen III und IV; die Gestaltpsychologie gegen II und IV; der Behaviorismus gegen I; die geisteswissenschaftliche Psychologie mehr oder weniger gegen alle, speziell aber gegen I und IV“ (1929, S. XI f).

Drei Sichtweisen und die Einheit der Psychologie

Bühler legt einleitend dar, dass er keine Zerfallskrise der Psychologie, sondern eine *Aufbaukrise* (1927, S. 1) sieht. Er versucht, drei Sichtweisen abzugrenzen: Erleben, Benehmen (Ausdruck, Verhalten) und „G“ [gemeint Gegenstand, Gebilde, Geist, geistiges Werk, Leistung] und drei typische Sprachen. Unter der Überschrift *Das Verhältnis der Theorien zueinander* schreibt er: „Gibt es drei Wissenschaften mit dem einen Familiennamen oder drei Arten des Vorgehens, die in getrennter Buchführung dasselbe verbuchen, oder wie steht es sonst mit dem Verhältnis der gezeichneten Richtungen zueinander? Dass sie nicht koordinatenfremd wie drei Weltanschauungen nebeneinander bestehen können, und dass der Hegelsche Kunstgriff des dialektischen Übereinanderbauens keinen befriedigenden Ausgleich zu schaffen vermag, darüber dürfte wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit aufkommen. Nun, so wird eben eine gründliche Abrechnung stattfinden müssen.“ Diese Überlegungen wären bereits dann gerechtfertigt, wenn „ein Reglement für diese Auseinandersetzungen vorgeschlagen und von den Parteien angenommen wird“ (S. 27 f). „Es ist ohne weiteres zu übersehen, dass die entscheidenden Bemühungen auf die Klärung der drei Verhältnisse, die zwischen Erlebnis, Benehmen und Leistung bestehen, gerichtet sein müssen; oder setzen wir statt Leistung, um vollständiger auch die Rückwirkungen des objektiven Geistes mit zu treffen, den Buchstaben G, der in den deutschen Wörtern Gegenstand, Gebilde und Geist vorkommt, dann lautet die Formel: Wie verhält sich E : B, E : G, B : G? Doch ich gehe weiter und behaupte, dass heute schon ein erster, wenn auch noch summarischer Schiedsspruch aus unseren philosophischen (logisch-erkenntnistheoretischen) Betrachtungen begründet werden kann“ (S. 28). „Zum Ausgangsgegenstand der Psychologie gehören also die Erlebnisse, das sinnvolle Benehmen der Lebewesen und ihre Korrelationen mit den Gebilden des objektiven Geistes“ (S. 29). – Die von Bühler gesehene „Dreispältigkeit“ ist hier auf diese drei Perspektiven beschränkt; er klammert die biologische und physiologische Basis kommentarlos aus. Sein Feld ist die Sprachtheorie mit der Unterscheidung von Erlebnisaspekt, Zweiersystem von Zeichengeber und Zeichenempfänger sowie der Darstellungsfunktion der Sprache; die Neuropsychologie des Sprechens und der Sprachstörungen scheint hier belanglos zu sein. Erst später entwickelt Bühler (1934) in seiner Sprachtheorie, die sein fachliches Ansehen vor allem ausmacht, einen genaueren Plan der „Axiomatik“ der Sprachforschung, die er in dem Organonmodell der Sprache, als Zeichennatur der Sprache und als Sprechhandlung und Sprachwerk, Sprechakt und Sprachgebilde ausführt (1934, S. 24 ff).

Zur *Einheit der Psychologie* meint er in seinem „Krisenbuch“: „Es entsteht die Frage, ob und wie trotz dieser Dreispältigkeit am Ausgang eine Einheit am Ende, eine einheitliche Wissenschaft erwartet werden darf. Erlebnis, Benehmen und Werk sind weitgehend unabhängig variabel und gehören doch irgendwie zusammen, konstituieren eine höhere Einheit.“

Die Alltagserfahrung lehre, dass Gesinnung und Benehmen manchmal diametral auseinandergehen und deswegen „die Gründe und Grenzen sowohl der erwarteten Konkordanz wie der unerwarteten Diskordanz tiefer zu erfassen und exakter zu bestimmen“ sind. „Ausgeschlossen muss in Zukunft jeder Versuch bleiben, einen der drei Aspekte zu dem schlechthin orthoskopischen zu erheben. (...) Die Lösung der Krise wird also eine andere sein müssen“ (S. 64). Bühler wählt für die drei Sichtweisen und das Endziel der Psychologie ein Gleichnis: wie in der Geographie gelte es, aus drei unterschiedlich aufgenommenen Fotos einer Landschaft eine einheitliche Landkarte zu schaffen (S. 64 ff). Inwieweit die Perspektiven seiner Sprachtheorie systematisch für andere oder gar alle Gebiete der Psychologie, auch die Angewandte Psychologie, gelten könnten, untersucht er nicht näher.

„Für den Fortschritt und die Vereinheitlichung der Theorie von höchster Tragweite wäre es nun, wenn etwas von dem Begriffssystem, in das einst die Daten aller drei Aspekte nach einem durchsichtigen Übersetzungsverfahren eingetragen werden können, greifbar hervorträte. Die philosophischen Bemühungen um die Neuorientierung der Psychologie sollten sich vor allem um ein solches Begriffssystem konzentrieren. Wer das weite Reich der psychologischen Forschung von heute durchmustert, wird aus allen Provinzen brauchbare Beiträge und konvergierende Bestrebungen dazu finden.“ Bühler hebt die zwei gemeinsamen Begriffe des ganzheitsgeregelten und des sinnvollen Geschehens hervor. „Da haben wir den Strukturbegriff und den Sinnbegriff“; hinzu käme noch die teleologische Betrachtung. (...) Wie verhalten sich die drei Grundbegriffe Struktur, Sinn und Zweck zueinander?“ (S. 65). Bühler referiert ausführlich Sprangers (1926) Abhandlung *Die Frage nach der Einheit der Psychologie*, kritisiert jedoch dessen „neue Zweifelslehre“, die auf fünf Gegensätzen wie *erklärende und verstehende Psychologie*, *sinnfreie und sinnbezogene Psychologie* aufbaut. „Es liegt mir durchaus fern, das Ewigkeitswort in seiner Formel anzutasten, wenn es den Unterschied zwischen Kausalrelation und intentionaler Beziehung treffen soll. Die Frage ist nur, ob rein auf das eine die ‚physiologische Psychologie‘ und rein auf das andere die übrige Wissenschaft der Psychologie gestellt werden kann“ (S. 69). *Seele* bedeutet für Bühler: „alle sinntragenden und sinnschaffenden Faktoren in uns ...“ (S. 77).

Wie die Zusammenschau der drei Bereiche nun im Detail systematisch angelegt werden soll, um die „Krise der Psychologie“ zu überwinden, lässt Bühler offen. Er bemerkt nur kurz, dass er eine dialektische Sichtweise für ungeeignet hält, oder wünscht angesichts der vagen Hinweise von Spranger geeignete Übersetzungsverfahren zwischen den Begriffssystemen, bleibt jedoch seinerseits ebenso unbestimmt. Beispielsweise geht er hinsichtlich natur- und geisteswissenschaftlicher Psychologie zwar auf Kausalität und Zweckprinzip ein, analysiert jedoch nicht genauer den einander ergänzenden Gebrauch, d.h. die „koordinierte“ Anwendung. Der einzige Hinweis lautet: „Das psychische Geschehen kann also, gleichviel ob es sich um primitive tierische oder höchste menschliche Wahrnehmungen handelt, stets nach der einen Formel begriffen werden. Die Sinneseindrücke lösen aus und steuern eine Zwecktätigkeit. Aber damit ist nur die eine Seite der Sache erledigt. Es ist die zweite, komplementäre und unentbehrliche Betrachtung, die Blickrichtung auf das intentionale Moment, welche uns lehrt, dass die Sinnesdaten noch eine andere semantische Funktion erfüllen. Sie sind Zeichen, stehen für etwas anderes als was sie selbst sind, und vertreten

das Bezeichnete“ (S. 77 f). „Warum also noch weiterhin von einer ‚naturwissenschaftlichen‘ Psychologie sprechen, die Seelisches rein ‚als eine kausalabhängige Reihe‘ oder gar ‚als Spiegelung von Leiblichem‘ meinen darf? Sie darf es eben nicht, wenn sie den Weissungen ihres Gegenstandes folgt. Genau so wenig aber kann und darf man den anderen Zweig, die ‚geisteswissenschaftliche‘ Psychologie einzig und allein auf das intentionale Moment der Erlebnisse gründen. Sie müsste jeden Halt im *hic et nunc* verlieren, wenn man die Erlebnismurzeln im kausalen Gefüge des leiblich-seelischen Geschehens abschneiden oder als nicht vorhanden betrachten wollte“ (S. 82).

„Struktur, Sinn und Wert, die Namen bezeichnen drei Problemgebiete der theoretischen Psychologie, die innerlich zusammenhängen und doch unterschieden werden müssen“ (S. 112). Verstehen, Einfühlung, Sinnverstehen und Strukturverstehen werden mit Bezug auf Dilthey, Spranger, Scheler u.a. Autoren erläutert, aber nicht methodologisch präzisiert. Strukturgesetze von Sachverhalten versucht Bühler unter traditionellen Ideen von allgemein gültigen Formen und Verbindungen (das Ganze und seine Glieder, Sinn- und Wertstrukturen) zu bestimmen. „Der Strukturbegriff ist wichtig, aber nicht imstande, den Bedarf der Psychologie an Kategorien allein zu decken. Schon die biologischen Wissenschaften brauchen mehr, schon sie müssen sich mit dem Tatbestand der organischen Zweckmäßigkeit auseinandersetzen“ (S. 123). Interessant ist, dass Bühler im Rahmen der Zweckbetrachtungen mit den Ausdrücken *Steuerung* und *Steuerbarkeit* begrifflich neue Akzente setzt. Die Steuerungen des psychischen Geschehens und der Sinnbegriff in der Psychologie werden an verschiedenen Stellen beschrieben. (S. 117 ff). Brentano habe mit der Bezogenheit der Erlebnisse die Idee der Intentionalität durchgesetzt. Bühler referiert und kritisiert Spranger, der in mehrdeutiger Weise den Parallelismus anspreche, und fragt nach den Prinzipien der Verbindung oder Übersetzung (S. 143 ff). Im letzten Kapitel seines Buchs versucht Bühler eine Kritik der Psychoanalyse zu geben. Er bemüht sich jedoch kaum, diese essayistischen Reflexionen mit dem Hauptteil seines Buches zu verbinden oder wissenschaftstheoretische oder methodologische Einsichten prägnant hervorzuheben. Erkennt er in dieser Perspektive einen vierten Aspekt, ein weitere Wissenschaftssprache oder nicht? Das Buch über die (Reifungs-) Krise der Psychologie endet abrupt, ohne eine Zusammenfassung oder konstruktive Aussicht auf die angebliche Reifungskrise.

Der publizierte Nachlass Böhlers (1969) enthält zur *Krise der Psychologie* kaum neue Gedanken. Die „Dogmengeschichte der Psychologie“ ist ebenso nur der Anfang einer Skizze wie „Biologische Modellgedanken der Psychologie“. Hier äußert er nicht mehr die optimistische Erwartung, die Aufbau-Krise der Psychologie durch irgendwie zu koordinierende Begriffssysteme und Sprachen zu überwinden, sondern Betroffenheit: „Wer die theoretische Psychologie der Gegenwart betrachtet, gewinnt ein Bild, wie ich es vor 10 Jahren in der ‚Krise‘ entworfen habe. Nicht eine, sondern viele Psychologien stehen neben- und gegeneinander. Und wer sie vereinigen will, erfasst mit Schrecken, dass es nicht geht, denn es herrscht zwischen ihnen eine Diskrepanz der Begriffe. Krass herausgesagt: es herrscht eine babylonische Sprachverwirrung. Dass man in solcher Situation die Hilfe der Philosophie benötigt, steht fest ... (...) Heute denke ich nicht an Krise und Kritik, sondern an das Positive, das verstreut überall enthalten ist, und an die Zukunft. Es ist, so wage ich zu hoffen, die Zeit nicht fern, wo man die noch bestehenden Schulschranken überwindet und gemeinsam

an einer neuen Axiomatik der Psychologie arbeitet. Mehr noch: ich habe den Mut und stelle die Skizze einer solchen Axiomatik, die mich seit langem beschäftigt, hier zur Diskussion“ (S. 180). Auf vier Seiten bestimmt er Psychologie als Seelenkunde, verflochten mit Sprache, Sitte, Recht, Staat, Religion usw., grundständig für die Geisteswissenschaften. Er versucht kurz Attribute und Modi des Menschseins zu unterscheiden, bricht jedoch die wenigen Bemerkungen ab. Sein Vorsatz sei, die biologischen Modellgedanken der Psychologie systematisch zu entwickeln und dafür eine historische Einleitung zu geben, denn in „Krisenzeiten ist es vorteilhaft sich von neuem mit der Geschichte zu befassen“ (S. 182). Hinweisen auf Aristoteles, Demokrit, Descartes folgen Anmerkungen zum Leib-Seele-Problem, das er als „unsachlich gestellte Frage“ (...) „beiseiteschieben möchte. Am Ende des fünfseitigen Fragments steht: „Aber ein neues Programm der empirischen Forschung anstelle der Fechner-Wundtschen Psychophysik soll ungesucht auf unserem Wege deutlich werden“ (S. 185).

Kommentar zu Bühler

Bühler scheint allgemein zu unterscheiden zwischen vier älteren Richtungen der Psychologie und drei neueren Richtungen: der Denkpsychologie, der Gestaltpsychologie und der geisteswissenschaftlichen Psychologie. Hinzu kommt noch die Psychoanalyse. Seine vier Axiome enthalten Widersprüche, so dass unklar bleibt, welche Autoren Bühler meint oder welche Funktion dieses Zerrbild der „Psychologie um 1890“ hat. In früheren Lehrbüchern, u.a. von Elsenhans (1912) oder Ziehen (1890) sind genauer gegliederte Übersichten über Richtungen der Psychologie enthalten, auf die Bühler nicht eingeht. Seine Auswahlprinzipien werden nicht deutlich. Text und Register lassen hauptsächlich Bezüge erkennen zu: Brentano, Dilthey, Ebbinghaus, Husserl, Kant (nicht zur Psychologie), Schopenhauer, Stumpf, Spranger (weitaus am häufigsten), Wundt (aber nicht zur Erkenntnistheorie und Methodologie der Psychologie). Bemerkenswert ist noch, dass Bühler zwar einen Beitrag für die *Kant-Studien* schrieb, jedoch Kants prägnante Auffassung über die wissenschaftstheoretische Einschätzung der Psychologie, ihre Methodenprobleme und ihre Themen, nicht referierte. Auffälliger noch ist, wie Bühler einen Bogen um Wundts Wissenschaftslehre macht statt sich mit dessen Prinzipienlehre und Kategorienlehre auseinander zu setzen. Bühler scheint, wie viele andere Autoren, zwischen der individuellen Seele, dem Erleben des Menschen und der überindividuellen Welt des Geistes zu unterscheiden, er bemüht sich jedoch kaum, diese wesentliche Unterscheidung durch kategoriale Bestimmungen genauer zu fassen – während später Nicolai Hartmann differenzierte Kategorialanalysen unternahm (vgl. Fahrenberg, 2013). Zu der Kontroverse „Psychologie ohne Seele?“ nimmt er keine persönliche Stellung. Dass es bereits vor ihm Publikationen mit dem Titel *Krise der Psychologie* gab (Willy, 1899; Gutberlet, 1903), scheint Bühler entgangen zu sein.

Bühler schreibt sehr allgemein über Begriffssysteme für Struktur, Sinn und Zweck, über Verstehen und Seele, ohne jedoch die Abgrenzungen, die kategorialen Unterschiede oder die geeignete Methodik zu präzisieren. Die Frage nach intersubjektiver Kontrolle und Wissenschaftlichkeit im Vergleich zur spekulativen und zur Populärpsychologie werden nicht gestellt. Er nimmt weder Stellung zur umstrittenen Frage der Messbarkeit und zum

Experiment, noch schreibt er über die Methoden der hermeneutischen und kritischen Interpretation oder über verhaltenswissenschaftliche Beobachtungen. Wenn es Bühler tatsächlich um „Axiomatik und Methodik“ der Psychologie ging, so fehlen im Vergleich zu Wundt und anderen zeitgenössischen Autoren die wesentlichen erkenntnistheoretischen und die methodologischen Ausführungen. Das Nachdenken über Perspektivität und Perspektiven-Wechsel im Sinne von Leibniz und Wundt wird nicht aufgenommen und weitergeführt. Eine Konzeption und Prinzipienlehre, wie sie Wundt in seiner monistischen Zielsetzung entworfen hatte, fehlt. Bühlers Argumentation mit einer fiktiven „ungeschriebenen Gesamtauffassung der Psychologie von 1890“ (S. 2) mag als didaktischer Kunstgriff gedacht sein, ist hier jedoch psychologie-geschichtlich falsch – oberflächlich und irreführend zugleich. Hatte Bühler keine hinreichende Übersicht über die damaligen Veröffentlichungen, über die wichtigsten Bücher und Lehrbücher? Weshalb vereinfachte er die Ideengeschichte in dieser Weise? Oder verfolgte er mit diesem Zerrbild einen bestimmten Zweck? Bedenklich ist die systematische Vermeidung von Wundts in vieler Hinsicht weiter fortgeschrittenen Überlegungen und Forschungsleistungen – vielleicht eine Folgeerscheinung der zwanzig Jahre zurückliegenden und für Bühler unbefriedigenden Kontroverse über Experimentalmethodik?

Im Rückblick bleiben zwei Fragen: Was wäre für Bühler zu erreichen gewesen, wenn er, statt Wundts Prinzipienlehre, Kategorienlehre und Methodologie völlig zu ignorieren, diese Grundlagen und die doppelte (komplementäre) Perspektive kritisch weiterentwickelt hätte? Weshalb wurde Bühlers Buch trotz dieser Defizite so bekannt und vielzitiert, während Wundts fortgeschrittene Wissenschaftstheorie fast vergessen ist? Liegt es an dem provozierenden, aber keineswegs neuen Krisen-Titel des Buches im Unterschied zu Wundts Lehrtext? Liegt es an Bühlers leichterem essayistischen Stil gegenüber den erkenntnistheoretisch und methodologisch tiefer dringenden Analysen Wundts? Es sind Darlegungen über vertraute, aber vage Begriffe wie Sinn, Struktur und Zweck statt Prinzipienlehre und Kategorienlehre? Schärfer noch wäre die Kritik, dass Bühler, ohne eine praktikable Methodologie vorschlagen zu können, eher der akademischen „Schreibtisch-Psychologie“ jener Zeit Vorschub leistete statt die systematische Kombination der drei Beschreibungsweisen (Sprachen) forschungsstrategisch-methodologisch zu diskutieren und umzusetzen.

Bühlers „Krisenbuch“ und die anschließende Diskussion

Die „Krise der Psychologie“ wurde zu einem häufig zitierten Buch, und die *Drei-Aspekte-Lehre* Bühlers – Erleben, Verhalten, geistiges Werk (Darstellung) – wurde breit rezipiert (siehe auch seine *Sprachtheorie*, 1934). Werden Leser außer den Anregungen dieser Essays auch eine Schadensfunktion sehen? Denn die Axiome sind fatale Simplifikationen und viele Thesen müssten bei einer gründlicheren Lektüre der damaligen Hauptwerke anders lauten. Fatal ist der Eindruck fundamentaler Lücken in der Rezeption wesentlicher Stränge der Vorarbeiten, d. h. der ideengeschichtlichen Tradition. Wenn in einem vielfach als herausragend geltenden Buch fortgeschrittene Konzepte einfach ignoriert werden, scheinen die Chancen einer konsistenten und systematisch fortschreitenden Auseinandersetzung über diese Grundfragen gering zu sein.

Bühlers „Krisenbuch“ ist in drei Auflagen erschienen und sehr unterschiedlich rezipiert worden, teils sehr positiv (Lebzeltern, 1969; Wellek, 1959), teils sehr kritisch (Hofstätter, 1984; Kempf, 1988). Lebzeltern (1969) meint in einem biographischen Essay über Bühler „In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre warf die kommende Weltwirtschaftskrise (1929) ihre Schatten voraus – was auch in wissenschaftlichen Werken spürbar wurde. Hans Driesch veröffentlichte sein Buch *Grundprobleme der Psychologie. Ihre Krise in der Gegenwart*, schon 1923 war J. Strzygowskis Arbeit über die *Krisis der Geisteswissenschaften* erschienen (S. 35).

Albert Wellek habe sich um Bühlers Thema besondere Verdienste erworben, indem er ein 5. und 6. Axiom – ein objektivistisches und ein phänomenalistisches eingeführt habe und Bühler würdigte: „Das eigentliche Herzstück von Bühlers ‚Krise‘ – die Drei-Aspekte-Lehre, hat sich als ein Ei des Kolumbus erwiesen, zu dieser bleibenden Bedeutung und Fruchtbarkeit hat sich zum Beispiel Lersch 1951 und 1953 noch einmal ausdrücklich bekannt“ (Wellek, 1959, S. 110 ff). Lebzeltern bezeichnet Bühler sogar als „Bacon der Psychologie“ (S. 38). Demgegenüber charakterisierte Rohrer (im Vorwort des Buches) Bühlers Stil: „manchmal strömten seine Einfälle in solcher Fülle aus ihm, dass jeder Zuhörer bedauerte, dass es bei Andeutungen und Fragmenten blieb“ (S. 5). – In Wien scheint Bühler kaum noch empirisch gearbeitet zu haben.

Georges Politzer

Fast gleichzeitig mit Bühlers Beschreibung der Aufbaukrise der Psychologie arbeitete Georges Politzer (1928) in Frankreich an seiner *Kritik der Grundlagen der Psychologie*: „Die Geschichte der Psychologie der letzten fünfzig Jahre ist also nicht, wie gern in Einleitungen zu Handbüchern der Psychologie behauptet wird, die Geschichte eines Aufbaus, sondern die einer Auflösung. Und in fünfzig Jahren wird die ganze offizielle Psychologie von heute denselben Eindruck machen wie auf uns heute die Alchemie und die verbalen Hirngespinnste der peripatetischen Physik. Man wird sich über die dröhnenden Formulierungen amüsieren, mit denen die wissenschaftlichen Psychologen ihre ersten Auftritte bestritten haben, und über die peinlichen Theorien, zu denen sie gelangt sind, über ihre statischen und dynamischen Schemata; und die Theologie des Gehirns wird zum Gegenstand ebenso erbaulichen Studiums werden wie die antike Theorie der Temperamente. Dann wird man all dies in die Kammern der unverständlichen Lehren verbannen und sich darüber wundern, dass sie lange überleben konnten, so wie es uns heute mit den Argumenten der Scholastik ergeht. (...) Man wird dann verstehen, was heute unglaublich erscheint, nämlich, dass die zeitgenössische psychologische Bewegung nichts anderes ist als die Auflösung des Mythos von der doppelten Natur des Menschen“ (Politzer, 1928, S. 36). „Es fehlt also etwas: die klare Erkenntnis, dass die klassische Psychologie nichts anderes ist als die begriffliche Herausbildung eines Mythos“ (S. 37).

In einem wichtigen Kapitel vergleicht Politzer den Prozess der Introspektion mit der psychoanalytischen Methode und kritisiert fundamental die Auffassung von Bewusstsein als Wahrnehmung und als Synthese. Er möchte auch bestimmte Positionen Freuds korrigieren, Freuds Irrtümer offenlegen. Er behauptet, „zwischen der Einstellung Freuds und derje-

nigen der klassischen Psychologie einen radikalen Antagonismus entdeckt“ zu haben, der „zwei irreduzible Formen von Psychologie einander gegenüber stellt: die konkrete Psychologie und die abstrakte Psychologie. Die Art und Weise wie das Problem des Traums gestellt wird, impliziert eine Definition der psychologischen Tatsache, die das Interesse von den spirituellen Entitäten weg, hin zum dramatischen Leben des Individuums verlagert. Die Methode, die Freud entwickelt hat, wendet sich von der Erforschung der inneren Realität ab und konzentriert sich auf die Analyse des ‚Dramas‘. So gelangt Freud zu einigen Entdeckungen, die umso erstaunlicher sind, als sie der klassischen Psychologie verschlossen geblieben waren“ (S. 108). Doch Freud sei mit seinen Erklärungsversuchen wieder zurückgegangen und der Widerspruch zwischen der abstrakten und der konkreten Form von Psychologie breche nun innerhalb der Psychoanalyse auf. Die Psychoanalyse müsse im Namen der konkreten Psychologie, deren Beginn sie eigentlich darstelle, kritisiert werden.

„Indem wir überprüft haben, wie Freud die Probleme stellt und seine Methode begreift, haben wir die wichtigsten Merkmale der konkreten Psychologie ermittelt und grundlegende Vorgehensweise der klassischen Psychologie wie den Realismus, den Formalismus und die Abstraktion nachgewiesen“ (S. 190). Politzer meint begründet zu haben, warum „die Vorgehensweisen der klassischen Psychologie keinen psychologischen Sinn besitzen. Die konkrete Psychologie ist die erste positive Psychologie, die den Existenzbedingungen einer positiven Psychologie genügt. (...) Es gibt drei solcher Existenzbedingungen: 1) Die Psychologie muss eine Wissenschaft a posteriori sein. 2) Sie muss ursprünglich sein, d.h. Tatsachen untersuchen, die nicht auf die Gegenstände anderer Wissenschaften zurückgeführt werden können. 3) Sie muss objektiv sein, sie muss, anders gesagt, den psychologischen Gegenstand und die psychologische Methode so definieren, dass sie grundsätzlich universell zugänglich und verifizierbar sind. Ein Blick auf die Geschichte der Psychologie der letzten fünfzig Jahre belegt, dass diese Psychologie, da sie physiologischen Konzepten anhängt, die Wissenschaft, von der sie träumt, durch Mythen ersetzt. Sie hat entweder neue Introspektionen oder neue Objektivationen erfunden“ (S. 191).

„Der Grund dafür, dass die Psychologie sich nicht als positive Wissenschaft konstituieren kann, liegt darin, dass sie in die Antithese von Objektivität und Subjektivität eingeschlossen ist. Um da herauszukommen, wäre etwas anderes notwendig als der vulgäre Eklektizismus, der heute kursiert; es bedürfte einer Synthese im strengsten Sinne des Wortes. Dass die klassische Psychologie zu dieser Synthese unfähig ist, rührt daher, dass sie glaubt, die psychologische Tatsache müsse ein Gegenstand der Wahrnehmung sein. Stattdessen sollte man darauf verzichten, die psychologische Tatsache in irgendeiner Wahrnehmung zu orten. Die psychologische Wissenschaft gründet auf einem Erkenntnisprozess von einer höheren Struktur als die einfache Wahrnehmung. Die konkrete Psychologie hat, indem sie den Realismus – zusammen mit der Einstellung, die er impliziert – aufgegeben hat, im menschlichen Drama eine Gruppe von Tatsachen gefunden, die die Bedingungen erfüllen, die wir angegeben haben: Sie bildet eine Synthese der subjektiven und der objektiven Psychologie. (...) In der Tat ist die Geste, die ich mache, eine psychologische Tatsache, weil sie ein Segment des Dramas ist, das mein Leben darstellt. Auf welche Weise sie sich in das Drama einfügt, ergibt sich dem Psychologen aus dem Bericht, den ich über diese Geste geben kann. Die durch den Bericht erläuterte Geste ist die psychologische Tatsache, und

nicht die Geste für sich oder der realisierte Inhalt des Berichts. Die Betrachtung des rein physiologischen Mechanismus meiner Geste operiert diesseits des psychologischen Standpunkts, die introspektiven Beschreibungen jenseits davon. Der Gesichtspunkt des Psychologen ist derjenige, der mit dem Drama übereinstimmt“ (S. 193 f).

Andererseits kann man nicht sagen, der ‚Sinn des Dramas‘ sei uns nur durch die innere Erfahrung, die das Subjekt im Zusammenhang mit seinem Verhalten macht, gegeben. Der Bericht den uns das Individuum von seinem Verhalten liefert, ist wesentlich ein signifikanter Bericht, und die Psychologie setzt sich damit nur insoweit auseinander, als er das Drama erhellt“ (S. 194). (...) Denn das Drama impliziert den Menschen in seiner Totalität und als Mittelpunkt einer Reihe von Ereignissen, die gerade weil sie sich auf die erste Person beziehen, einen Sinn haben. Es ist der auf die erste Person bezogene Sinn, der die psychologische Tatsache radikal von allen Naturtatsachen unterscheidet. Kurzum: Die Originalität der psychologischen Tatsache gründet im dramatischen Leben des Individuums, das sich auf der menschlichen Szene abspielt. Das im strengen Sinne dramatische Element ist nicht mehr räumlich. Ebenso wenig ist es innerlich, da es nichts anderes ist als Bedeutung. Diese aber ist weder innerlich noch äußerlich, sie ist jenseits oder vielmehr außerhalb dieser Möglichkeiten, ohne dass dies in irgendeiner Weise ihre Realität in Frage stellen würde.“ (S. 195)

„Kurz und gut, die konkrete Psychologie kennt keine psychische Materie, und, was viel wichtiger ist, sie begnügt sich nicht mit einer rein formellen Negation dieser These, sondern überwindet sie. Gerade deshalb ist die Psychologie nicht länger die Wissenschaft vom ‚Innenleben‘“ (S. 196). Das Drama darf nicht mit dem Innenleben verwechselt werden. „Der Psychologe muss, unabhängig davon, welche Fragen in Bezug auf den Bericht auftauchen, sich für dessen Inhalt interessieren, d.h. für seine Bedeutung. Die Bedeutung menschlichen Verhaltens kann man erfahren, weil der Mensch sich mit Worten ausdrückt oder, wenn man so will, weil er denkt. Was freilich den Psychologen interessiert, ist nicht das Denken als solches oder dessen Inkarnation, sondern die Bedeutung“ (S. 197). „Ich mache eine Geste. Ich verstehe ohne weiteres dass ihr physiologischer Mechanismus nichts mit der Psychologie zu tun hat. Aber indem ich die Geste mache, habe ich zugleich Gedanken, die quasi ihre spirituelle Verdoppelung darstellen, und die Versuchung ist groß, sich in die ‚unparteiische‘ Untersuchung der ‚Verdoppelung‘ zu vertiefen. Hier kommt es dann darauf an zu begreifen, dass ich Psychologe und nicht Metapsychologe bin. Die Gedanken als solche können mich nicht interessieren. Dagegen kann ich in Anbetracht der Geste einen Bericht geben, der mir den Sinn der Geste, ihren menschlichen und individuellen Gehalt, verrät: Dies ist es, was den Psychologen interessiert. (...) Der Sieg über die Metapsychologie der Seele als Substanz war nur ein Anfang. Was notwendig ist, ist der Sieg über die Metapsychologie des Innenlebens“ (S. 198).

„Die konkrete Psychologie führt uns zuerst zum Behaviorismus. Vergessen wir den skandalösen Aspekt der Behaviorismus, d.h. die radikale und erbarmungslose Leugnung des Bewusstseins, der Introspektion und aller introspektiven Begriffe, und bleiben wir bei der grundsätzlichen Aussage: ‚Die psychologische Tatsache ist das Verhalten‘“ (S. 199). „Jenseits der Biologie einerseits und jenseits der Psychiatrie andererseits treffen sich die Psychoanalyse und der Behaviorismus in der Abneigung gegen das Abstrakte und in dem

Bemühen, von dem auszugehen, was auf ihrer jeweils besonderen Ebene ihnen als das konkrete Leben des Menschen erscheint. (...) So wie unsere Analysen dazu geführt haben, uns des Begriffs des Verhaltens zu bedienen, so haben die Begriffe der Bedeutung und der Form in unseren Darlegungen eine fundamentale Rolle gespielt. Es ist in der Tat das Drama, das wir zum Gegenstand der konkreten Psychologie gemacht haben. Doch haben Bedeutung und Form, so wie sie in der konkreten Psychologie gebraucht werden, nicht denselben Sinn wie bei Spranger und bei den Anhängern der Gestalttheorie. Es handelt sich hier um die Grundbegriffe der konkreten Psychologie. Um sie zu präzisieren, muss die Gestalttheorie untersucht werden“ (S. 200).

„Fest steht, dass die Psychologie nie mehr zum Realismus und zur Abstraktion zurückkehren kann: Das Problem ist nun auf einem neuen Terrain gestellt. Und sie wird auch nicht mehr zur physiologischen Psychologie noch zur introspektiven Psychologie zurückkehren können. Zwei Hindernisse blockieren diesen Weg: der Behaviorismus und die Psychoanalyse. In einem einzigen Satz ausgedrückt: Die Metapsychologie ist tot, die Geschichte der Psychologie beginnt“ (S. 201).

Kommentar

Politzer schreibt in einer bunten Mischung von Argumentationslinien und Metaphern, die durch ihre Ironie gelegentlich amüsant wirken können, und mit Polemik; es gibt aneinandergerichtete Urteile und eigene Postulate in einem etwas missionarisch wirkenden Stil. In einer zweiten Schicht seines Traktats sind Gedanken und Urteile enthalten, die anregend sind, weil sie zur Stellungnahme und zu Gegenargumenten motivieren – über die zwischen Objektivismus und Subjektivismus angespannte Psychologie. Die spezielle Auswahl seiner drei Themen – Psychoanalyse, Behaviorismus und Gestaltpsychologie – wirkt hier seltsam, ist jedoch teils reformerisch, teils didaktisch zu verstehen. Er verurteilt und verteidigt die Psychoanalyse, er kritisiert Watson und hebt dessen Konsequenz hervor und bewegt sich in diesen Widersprüchen. Wenn er einen unzulässigen Begriffsrealismus der Psychologie meint, müsste er genauer werden, auf typische Theorien und Methoden sowie Bewertungsmaßstäbe eingehen. Da die Herausgeber Politzers Fußnoten vergessen zu haben scheinen, ist kaum nachzuvollziehen, welche Quellen er verwandte, als er seine pauschalen Behauptungen über „die Psychologie“ verfasste. Interessant ist, dass Politzer nicht genauer auf Freuds Metapsychologie, auf Atheismus und Apsychismus eingeht oder die nachhaltige Wirkung religiöser Glaubenswahrheiten erörtert.

Politzer äußert sich *über* die konkrete Psychologie, vermittelt jedoch keine praktische Anwendung: Wie soll die Untersuchung des konkreten Menschen als Teilhaber des Dramas vor sich gehen? Wie sollen die individuellen Berichte über Bedeutungen erhoben und zutreffend interpretiert werden: nach psychoanalytischer Methode, und unter welchen methodischen Voraussetzungen und Kriterien? Diese Fragen scheint sich Politzer nicht zu stellen. Wäre zu erwarten, dass Politzer eingeht auf die von Hegel geprägte Kategorie des *konkret Allgemeinen*, das sich aus seiner lebendigen Einheit heraus in das Besondere gliedert? Ist es eine Stellungnahme zum dialektisch-materialistischen Denken in der Psychologie? Er vermeidet Zielaussagen zum Wissenschaftsbegriff und zur konkreten Psychologie: Was ver-

spricht er sich von der Betrachtung des „Dramas“? Sein Anliegen ist die fundamentale Kritik der „Metapsychologie“, der verborgenen erkenntnistheoretischen-metaphysischen und methodologischen Voraussetzungen in Haupt-Strömungen der Psychologie.

Charakteristische Züge von Politzers Jargon sind später, in den 1970er Jahren, bei einigen Autoren, die der *Frankfurter Schule* und der *Kritischen Psychologie* nahestehen, wiederzuerkennen. Fuchtners Einleitung zufolge hat Politzer, nachdem er sich politisch stärker engagierte und Parteiämter der Kommunistischen Partei in Frankreich übernahm, seine psychologischen Arbeiten eingestellt, eventuell auch seine Auffassungen geändert. – Im Unterschied zu Wygotskis Belesenheit und überlegen erscheinender Sicht auf eine marxistische Psychologie scheint Politzer weit von einer systematischen Vertiefung entfernt zu sein. – In der Einleitung bzw. im Nachwort sind weder Fuchtners noch Lorenzer in der Lage, eine Brücke zum Fach Psychologie, dessen auch damals bestehender Vielfalt und dessen Entwicklung zu schlagen. Eine Homogenität der „klassischen Psychologie“ zu behaupten, wie es auch Bühler unterstellt, ist historisch falsch.

Lew Wygotski

Der russische Psychologe Wygotski verfasste seine Arbeit über *Die Krise der Psychologie in ihrer historischen Bedeutung. Methodologische Untersuchung* in den Jahren 1926-1927, gleichzeitig mit Bühlers Buch, doch dauerte es bis zur Veröffentlichung in deutscher Übersetzung im Jahr 1984, später auch in englischer, mehr als ein halbes Jahrhundert. Wygotski setzt sich mit der Bestimmung der Psychologie auseinander, die nach seiner Überzeugung als theoretische Psychologie eine marxistische Psychologie sein muss. Beim Vergleich der verschiedenen Richtungen geht er auf methodologische Aspekte, d.h. typische wissenschaftstheoretische Fragen und Unterschiede ein, nicht so sehr auf einzelne Methoden. Der Herausgeber Leontjew schreibt, dass für Wygotski die Schwächen der verschiedenen objektiven Richtungen der sowjetischen und der internationalen Psychologie der zwanziger Jahre (Behaviorismus, Reaktologie, Reflexologie) offensichtlich waren. „Deren Hauptmangel bestand in dem Folgenden: Sie vereinfachten die psychischen Erscheinungen, tendierten zum physiologischen Reduktionismus und waren außerstande, die höchste Äußerungsform des Psychischen, das Bewusstsein des Menschen, adäquat zu charakterisieren“ (Vorwort, 1984, S. 18). (...) Wygotski war ein aktiver Teilnehmer am Kampf für eine neue Interpretation des Bewusstseins in der sowjetischen Psychologie der zwanziger Jahre, aber keinesfalls der einzige“ (S. 19).

Einleitend verweist Wygotski auf immer häufiger laut werdende Stimmen, die das „Problem der allgemeinen Psychologie als Kardinalproblem“ bezeichnen. Diese Auffassung werde nicht etwa von Philosophen oder von Theoretikern der Psychologie vertreten, sondern von Praktikern, die „auf Spezialgebieten der angewandten Psychologie“ arbeiten... (...) Offenbar sind einige psychologische Disziplinen mit dem Fortschreiten ihrer Forschungstätigkeit, beim Zusammentragen von Faktenmaterial und dessen Systematisierung sowie bei der Formulierung grundlegender Thesen und Gesetze an einem gewissen Grenzpunkt angelangt. Geradeaus weitergehen, einfach immer die gleiche Arbeit fortsetzen, mehr und mehr Material anhäufen erweist sich bereits als fruchtlos oder sogar unmöglich. Um

vorankommen zu können, muss man den weiteren Weg abstecken. (...) Aus einer solchen methodologischen Krise, aus dem den Vertretern der einzelnen Disziplinen bewusst gewordenen Bedürfnis nach einer Richtschnur, aus der Notwendigkeit, nach Erreichen einer bestimmten Wissensstufe die verschiedenartigen Daten kritisch miteinander zu verbinden, die isolierten Gesetze in ein System zu bringen und zu prüfen, die Methoden und die Hauptbegriffe zu klären, grundlegende Prinzipien zu schaffen, mit einem Wort, Anfang und Ende der Erkenntnis zusammenzuführen – aus all alledem geht die allgemeine Wissenschaft hervor“ (1984, S. 57 f). In einer breiten Übersicht schildert Wygotski, welche Positionen er bei bedeutenden Psychologen der Jahrhundertwende erkennt. Er hebt die Vielfalt der Auffassungen und Ergebnisse hervor und kritisiert sowohl die Positionen der subjektiv-empirischen als auch der objektiven Richtungen. Am häufigsten bezieht er sich auf: Bechterew, Binswanger, Blonski, Dilthey, Engels, Freud, Höffding, Husserl, James, Koffka, Köhler, Kornilow, N.N. Lange, Marx, Münsterberg, Pawlow, Spinoza, Stern, Tschelpanow, Wundt (allerdings nicht auf dessen Logik und Wissenschaftstheorie der Psychologie).

Viele Psychologien

Wygotski verweist auf Bemerkungen Höffdings über das Nebeneinander vieler Psychologien und zitiert den russischen Autor N. N. Lange und dessen Urteil: „Man kann ohne zu übertreiben sagen, dass die Beschreibung eines beliebigen psychischen Prozesses jeweils anders aussehen wird, je nachdem, ob wir ihn in den Kategorien des psychologischen Systems von Ebbinghaus oder von Wundt, von Stumpf oder von Avenarius, von Meinong oder von Binet, von James oder von G. E. Müller charakterisieren und untersuchen. Die reinen Tatsachen bleiben dabei freilich immer dieselben. In der Wissenschaft und insbesondere in der Psychologie, die zu beschreibende Tatsache von ihrer Theorie abzugrenzen, das heißt von jenen wissenschaftlichen Kategorien, mittels derer die Beschreibung erfolgt, ist oftmals sehr schwer oder sogar unmöglich, denn in der Psychologie (wie übrigens, nach Duhem, auch in der Physik) ist jede Beschreibung immer bereits in gewisser Weise eine Theorie ... Die Tatsachenforschung, insbesondere wenn sie experimentellen Charakter trägt, scheint dem oberflächlichen Beobachter unabhängig zu sein von diesen prinzipiellen, die verschiedenen psychologischen Schulen trennenden Abweichungen in den grundlegenden wissenschaftlichen Kategorien“ (N. N. Lange, 1914, S. 43, zit. nach Wygotski, 1995, S. 169 f).

Wygotski befasst sich hauptsächlich mit „subjektiver Psychologie“, Behaviorismus, Psychoanalyse und ihren unterschiedlichen Begriffen und Tatsachen. Von Binswanger (1922) und Münsterberg (1912/1922) zitiert er mehrere kritische Aussagen über den Status der Psychologie. „So könnte der Anschein entstehen, das Chaos in der Psychologie sei etwas ganz Natürliches, und die ihr zum Bewusstsein gekommene Bedeutung ihrer Krise bestehe in folgendem: Es existieren viele Psychologien, die die Tendenz haben, eine Psychologie zu schaffen, und zwar durch die Schaffung einer allgemeinen Psychologie. Dazu bedürfe es eines Gallilei, das heißt eines Genies, das die Fundamente der Wissenschaft legt. Das ist der allgemeine Standpunkt der europäischen Methodologie gegen Ende des 19. Jahrhunderts“ (Wygotski, 1927/1984, S. 183).

Zur Methodologie und Begriffsbildung

„Wir sehen also, dass die wissenschaftliche Untersuchung eine Untersuchung sowohl einer Tatsache als auch des Verfahrens zum Erkennen der Tatsache ist. Anders ausgedrückt, die methodologische Arbeit wird in der Wissenschaft selbst geleistet, insofern sie voranschreitet beziehungsweise ihre Schlussfolgerungen reflektiert. Die Wahl des Wortes ist bereits ein methodologischer Prozess. ... So ist also die Wissenschaft bis hin zu ihren letzten Elementen, den Wörtern, philosophisch, ist sozusagen durchtränkt von der Methodologie. Das entspricht der marxistischen Anschauung, nach der die Philosophie eine Wissenschaft über die Wissenschaften ist, eine Synthese, die in die Wissenschaft eindringt. (...) Die Naturforscher glauben sich von der Philosophie befreit zu haben, indem sie sie ignorieren, aber sie sind Sklaven einer ganz üblen Philosophie, die einen Mischmasch fragmentarischer, systemloser Anschauungen darstellt, weil ein Forscher ohne Denken keinen Schritt vorankommt, das Denken aber logische Definitionen verlangt“ (S. 173).

„Ein wissenschaftliches Wort strebt in der Endkonsequenz zum mathematischen Zeichen, das heißt zum reinen Terminus. Die mathematische Formel ist ja ebenfalls so etwas wie eine Reihe von Wörtern, aber solchen die maximal zum Terminus gemacht worden und deshalb in höchstem Grade bedingt sind. Infolgedessen ist jedes Wissen in dem Maße wissenschaftlich, wie es mathematisch ist (Kant). Aber die Sprache der empirischen Psychologie ist der direkte Antipode der mathematischen Sprache. Wie Locke, Leibniz und die gesamte Sprachwissenschaft gezeigt haben, sind *sämtliche Wörter* der Psychologie von überall hergeholte Metaphern“ (S. 174).

„Aus Teilanalysen einzelner Elemente der Wissenschaft haben wir gelernt, in ihr ein kompliziertes, sich dynamisch und gesetzmäßig entwickelndes Ganzes zu sehen. In welchem Entwicklungsstadium aber befindet sich unsere Wissenschaft gegenwärtig, welche Bedeutung hat die Krise, in der sie steckt, worin besteht das Wesen dieser Krise, und welchen Ausgang wird sie nehmen? Diese Fragen wollen wir nun beantworten. Sobald man mit der Methodologie (und der Geschichte) einer Wissenschaft vertraut ist, beginnt man, sie nicht als etwas Abgeschlossenes, Konstantes, aus fertigen Thesen bestehendes Ganzes zu betrachten, sondern als ein lebendiges, ständig in der Entwicklung begriffenes und voranschreitendes System von bewiesenen Tatsachen, Gesetzen, Hypothesen, Konstruktionen und Schlussfolgerungen, die ständig ergänzt, kritisiert, überprüft und zum Teil verworfen, neu interpretiert und neu geordnet werden. Man beginnt, die Wissenschaft dialektisch zu sehen, in ihrer Bewegung, ihrer Dynamik, ihrem Wachstum, ihrer Entwicklung. Von diesem Standpunkt aus gilt es jede ihrer Entwicklungsstadien zu werten und zu deuten. Wir gehen also zunächst davon aus, dass eine Krise vorliegt. Die Bedeutung dieser Krise wird unterschiedlich eingeschätzt“ (S. 174 f).

Zwei Wissenschaften oder Einheit der Psychologie?

Es fehle ein allgemein anerkanntes System der Psychologie. „Der Begriff empirische Psychologie enthält folglich einen unlösbaren methodologischen Widerspruch: Es handelt sich hier um eine Naturwissenschaft von nichtnatürlichen Dingen, um die Tendenz, mit der Methode der Naturwissenschaften ein ihnen polar entgegengesetztes Wissenschaftssystem zu

entwickeln, das aus polar entgegengesetzten Prämissen hervorgeht. (...) *Es existieren zwei Psychologien* – die naturwissenschaftliche, materialistische und die spiritualistische. Diese These bringt die Bedeutung der Krise richtiger zum Ausdruck als die These von der Existenz vieler Psychologien. Eigentliche Psychologien gibt es zwei, das heißt, es gibt zwei verschiedene, unvereinbare Wissenschaftstypen, zwei prinzipiell unterschiedliche Konstruktionen von Wissenschaftssystemen; alles übrige sind Unterschiede der Anschauungen, der Schulen, der Hypothesen, sind einzelne sehr komplizierte, verworrene, vermischte, blinde chaotische Kombinationen, in denen man sich zuweilen nur sehr schwer zurechtfinden kann. Aber ein wirklicher Kampf findet nur zwischen zwei Tendenzen statt, die hinter allen miteinander streitenden Richtungen vorhanden sind und wirken“ (S. 192).

Wygotski distanziert sich von der Forderung, alle gegenwärtigen psychologischen Richtungen kritisch einzuschätzen und miteinander in Übereinstimmung zu bringen. Unvereinbares könne nicht in Übereinstimmung gebracht werden, etwa Husserl und die biologische Psychologie. Aussagen über Widersprüche, Nichtübereinstimmung findet er u.a. von Ebbinghaus, Binswanger und Münsterberg. Im Folgenden bezieht er sich auf die Unterscheidung erklärender und beschreibender Psychologie, auf Dilthey, Binswanger, Brentano, Freud, Höffding, Husserl, Jaspers, Ribot, Stern und mehrere zeitgenössische russische Autoren wie N. N. Lange. In der Zuspitzung dieser Duplizität erscheine die Krise der Psychologie.

Wygotski stellt sich die marxistische Psychologie als einen dritten Weg vor: „Das dritte System, das versucht, einen dritten Weg zu beschreiten, ist das vor unseren Augen entstehende System der marxistischen Psychologie. Es zu analysieren ist schwer, weil es noch keine Methodologie besitzt und versucht, sie als etwas Fertiges zufälligen psychologischen Äußerungen der Begründer des Marxismus zu entnehmen. (...) Alles, was es in der Psychologie an wirklich Wissenschaftlichem gegeben hat und gibt, geht in die marxistische Psychologie ein.“ Marxistische Psychologie sei nicht eine Schule unter anderen, sondern „die einzige wahre Psychologie als Wissenschaft die sich mit dem Begriff wissenschaftliche Psychologie schlechthin“ decke (S. 274). Wygotski meint die „ganze Psychologie in ihrem gesamten Umfang. (...) Diese Psychologie, von der hier die Rede ist, gibt es noch nicht. (...) Viele Generationen von Psychologen werden sich darum bemühen“ (S. 276).

Außer Binswanger zitiert Wygotski auch Münsterberg (1922, S. 22), der zwei Wissenschaften forderte: „Die Psychologie ist in dem seltsamen Zustande, dass wir außerordentlich viel mehr von den psychologischen Tatsachen wissen als je zuvor, aber sehr viel weniger als je wissen, was eigentlich Psychologie sei. (...) Die eine ist eine kausale Psychologie, die andere eine teleologische und intentionale“ (S. 12 f). „Wir können von der Intensionspsychologie neben der Kausalpsychologie oder von der Geistespsychologie neben der Bewusstseinspsychologie oder von der verstehenden Psychologie neben der erklärenden Psychologie sprechen, entscheidend ist lediglich, dass wir die Zweiheit der Psychologien anerkennen“ (S. 14).

Aus heutiger Sicht würdigt Hyman (2012) die historische Bedeutung Wygotskis in der Krisendiskussion der Psychologie trotz der späten Zugänglichkeit dieser Arbeit. Seine Argumente sind im Kontext seines Denkens über soziale und politische Verhältnisse jener

Zeit zu sehen. Wygotski hatte die Vorstellung von einem „neuen Menschen“, der sich selbst erschaffen könne, wobei die wissenschaftliche Psychologie diesen humanistischen Zwecken dient.

4.3 Brüche der Psychologie in der Zeit des

Nationalsozialismus und die Lage in der Nachkriegszeit

Weitere Kapitel der Krise der Psychologie bilden die individuelle „Anpassung und Gleichschaltung“ von Psychologen, die Vertreibung vieler Psychologen, Professoren und Psychoanalytiker, sowie die Nachwirkungen des Weltkrieges und der NS-Zeit, siehe die psychologie-geschichtlichen Arbeiten (Ash & Geuter, 1985; Graumann, 1985; Herrmann, 2004; Herrmann & Zeidler, 2012; Wolfradt, Billmann-Macheda & Stock, 2015; sowie lokale Untersuchungen an einzelnen Universitäten).

Über einen fast vollständigen Bruch der Kontinuität der Psychologie in Deutschland während der NS-Zeit schreibt Traxel (1985). „Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich bei uns die wissenschaftliche Zunft von einst, die empirische Psychologie, insbesondere experimenteller Richtung, in eine Schule zurückverwandelt, die, mit nur vier oder fünf Heimstätten im deutschen Sprachraum, eine Außenseiterrolle spielte. Doch im Jahr 1959 (der Zeitpunkt lässt sich recht genau angeben) gelang dieser Schule ein Erfolg mit einer deutlichen Signalwirkung“ (S. 80). Traxel meint die Gründung der „Tagung experimentell arbeitender Psychologen“ in Marburg auf Einladung von Heinrich Düker (S. 105 ff).

„Die experimentelle psychologische Forschung hatte im Verlauf dieses Jahrhunderts in ihrem Ursprungsgebiet ein bemerkenswert atypisches Schicksal. Während sie in weiten Teilen der Welt ziemlich stetig gedieh, geriet sie bei uns, bedrängt durch eine geisteswissenschaftliche, verstehende Psychologie, bereits in den zwanziger Jahren allmählich ins Hintertreffen; während der Herrschaft des Nationalsozialismus sah sie sich gegenüber den politisch willkommeneren Richtungen zusätzlich benachteiligt; durch die erzwungene Emigration führender Vertreter wurde sie entscheidend geschwächt und kam schließlich im Zweiten Weltkrieg fast völlig zum Erliegen“ (S. 105). Bis weit in die fünfziger Jahre hinein hätten „die eher nichtempirischen Lehren“ dominiert, die in der deutschen Psychologie der zwanziger und dreißiger Jahre entstanden waren. „Ganzheit und Schichten des Seelischen, Ausdruck, Verstehen, Charakter und Typus waren dafür Schlüsselbegriffe. In methodischen Dingen war man großzügig geworden; gegenüber Kritik durfte man sich auf seine Intuition berufen. Während der zurückliegenden Jahre war die Psychologie nicht mehr so sehr zu wissenschaftlicher Strenge als vielmehr zu gefälliger Selbstdarstellung genötigt gewesen. Da musste eine so nüchterne, pedantische, analytische, angeblich elementaristische Verfahrensweise, wie die experimentelle, bei vielen als überholt und abgemeldet gelten.“ Tatsächlich sei nach den Büchern von Lindworsky und von Brunswik 1931 bzw. 1935 kein deutsches Lehrbuch mehr mit dem Wort *experimentell* im Titel erschienen (S. 105 f).

Die Kontakte zur psychologischen Forschung im Ausland wurden nur langsam wiederhergestellt. „Warum wohl? Der Hauptgrund dafür war wohl der, dass man die deutsche Psychologie für immer noch führend hielt. Hatte man doch erst vor kurzem jene ‚naturwissenschaftlich-atomistische, Psychologie, die einst als vornehmlich deutsches Erzeugnis in alle Welt gegangen war, im eigenen Haus überwunden und besseres an ihre Stelle gesetzt. So glaubte man, auch jetzt wieder in der Entwicklung vorndran zu sein. Welch ein Irrtum!“ (S. 106). Wenn es dennoch innerhalb eines erstaunlich kurzen Zeitraums gelungen sei, die Experimentelle Psychologie wieder auf eine breitere Basis zu stellen, habe daran die Tagung experimentell arbeitender Psychologie einen maßgeblichen Anteil“ (S. 106). Im Jahr 1961 sei „erstmal wieder seit Jahrzehnten der Vorstand der DPPs ausschließlich mit Vertretern der Experimentellen Psychologie besetzt: Metzger, Düker, Lienert, Arnold und Gottschaldt. (...) Erstaunlich war die Geschwindigkeit, mit der sich die Neuorientierung in unserer psychologischen Forschung durchsetzte, erstaunlich und fast enttäuschend aber auch die Tatsache, dass sich die bis dahin dominierende Richtung zwar grollend, aber ohne viel Widerstand zu leisten, verdrängen ließ. Vielleicht war sie auf eine Rebellion nicht gefasst gewesen“ (S. 114).

„Nach den errungenen Erfolgen verwandelte sich die Gruppe der Experimentalpsychologen, die nach dem Krieg nur noch eine Art ‚Schule‘ gebildet hatte, zu einer großen wissenschaftlichen ‚Zunft‘, die sich nicht nach außen zu behaupten, sondern ihren Wettstreit mehr in den eigenen Reihen auszutragen hat. Und damit änderte sich auch einiges in den Zielen.“ Statt einer Wiederbelebung der klassischen Experimentalpsychologie habe die Entwicklung jedoch einen anderen Verlauf genommen. „Dies lag zum einen an dem starken Übergewicht der amerikanischen Psychologie. Dass man aus ihr vieles zu lernen hatte, wenn man international wieder mitreden wollte, war wohl allen klar. Unsere jüngeren Experimentalpsychologen orientierten sich indessen in ihrer Mehrheit an der amerikanischen Forschung allein, übernahmen deren methodologische und theoretische Konzepte und bezogen von nun an aus ihr die Themen ihrer Untersuchungen. Dass es dabei vielfach zu nicht gerade origineller und meist reichlich verspäteter Nachahmung nicht voll verstandener Vorbilder kam, kann nicht überraschen. Hinzu kam, dass international eine methodologische Umorientierung in vollem Gang war, die – kurz und etwas vereinfachend gesagt – in einer Schwerpunktverlagerung vom Experiment auf die Statistik bestand“ (S. 114 f). „Nach 25 Jahren sieht es so aus, als sei 1959 in Marburg nicht die Fortsetzung einer vorübergehend unterbrochenen Geschichte eingeleitet worden, sondern eher ein ziemlich kurzer Epilog zu einem bereits abgeschlossenen Kapitel“ (S. 116).

Traxels Schilderung wirft die Frage auf, ob der Bruch im Wissenschaftsverständnis während der NS-Zeit tatsächlich so deutlich war, und ob die Zuordnung einzelner Professoren oder Institute zur experimentellen Psychologie oder zu anderen Hauptrichtungen nicht schwieriger ist als angedeutet. Kritisch ist anzumerken, dass hier die Interpretation eines wichtigen Abschnitts der Psychologiegeschichte vorgelegt wurde, die teilweise von dem historisch interessierten und belesenen Autor noch miterlebt wurde. Hier wäre eine genauere Untersuchung auch mit bibliometrischen und inhaltsanalytischen oder textkritischen Methoden interessant, insbesondere natürlich die akademischen Lebensläufe deutscher

Psychologie-Dozenten während des NS-Zeit, in der nicht nur Psychologen geisteswissenschaftlicher Orientierung, sondern auch einige bekannte Experimentalpsychologen zu Mitläufern wurden (siehe Wolfradt et al., 2015).

4. 4 Die Wundt-Bühler-Kontroverse aus neuerer Sicht

Bühlers Krisenbuch ist auch in neuerer Zeit noch das Thema mehrerer Arbeiten, die hier vorgestellt werden: Hofstätter (1984), Gummersbach (1985), Kempf (1988), Maiers (1988), Pongratz (1997), Sachs-Hombach (2003a) und Allesch (2003). In diese Krisendiskussion und in die meist zustimmende Rezeption von Bühlers Ansichten spielt auch die Kontroverse Bühlers mit Wundt über Experimentalmethodik hinein. Auch wenn dieses Thema von Bühler nicht angesprochen wird, scheint es für Bühler und für heutige Kommentaren einen wesentlichen Hintergrund zu bilden. Im Kontrast zu den psychologie-geschichtlichen Einschätzungen werden zwei Beurteilungen aus Sicht der heutigen Kognitionsforschung (Schneider, 1999) und Massen und Bredenkamp (2005) zitiert.

Hofstätter (1984) äußert sich in *Psychologie zwischen Kenntnis und Kult* ironisch zu dem seltsamen Sachverhalt, dass Bühler die gewiss nicht unwichtige wissenschaftstheoretische Position Wundts völlig ausklammert und höchstens auf indirekte Weise wiedergibt. : „Es war der geniale Wurf Karl Bühlers (1879-1963), dass er die sich bis zur grundsätzlichen Nichtbeachtung des Anderen sich steigernden Meinungsverschiedenheit der Psychologie mit dem Hinweis auf ihre von der Sache her gegebene Verträglichkeit emotional zu entschärfen vermochte. (...) ‚Die Krise der Psychologie‘ (1927) (...) ... sollte die Fachwelt mit dem Gedanken an die unvermeidliche Einseitigkeit vertraut machen, die jedem von einem bestimmten Standpunkt aus aufgenommenen Bild anhaftet. Um diesbezüglich den Consensus im Voraus zu erleichtern, stellte der Autor die neueren Richtungen der Psychologie einem gemeinsamen Gegenbild einer angeblich um 1890 herrschenden Lehrmeinung gegenüber, die nicht wenige Leser seines Buches irrtümlich – aber wohl nicht ganz gegen seine Absicht – mit der Wilhelm Wundts identifizierten. Die Streitigkeiten der Jahre 1908 und 1913 wurden zwar nicht erwähnt, aber sie klangen nach. Bühler scheint die methodologisch überlegene Zurechtweisung seiner denkpsychologischen Untersuchungsmethodik durch Wundt nicht verschmerzt zu haben.“

„Das war ein arges Zerrbild schon dadurch, dass Wundts ‚voluntaristische Psychologie‘ in prinzipieller Hinsicht sich nicht auf die Empiristen wie Locke und Hume berief, sondern mit allem Nachdruck auf Leibniz, dessen ‚Prinzip des schöpferischen Denkens‘ im *Grundriss der Psychologie* (1914) durch die ‚Prinzipien und Gesetze der psychischen Kausalität‘ sowie durch die allgemeinen Entwicklungsgesetze des geistigen Wachstums, der Entwicklung in Gegensätzen und der ‚Heterogonie der Zwecke‘ (der Hervorbringung ‚nichtbezoelter Wirkungen‘) behutsam rekonstruiert wurde“ (S. 34). Hofstätter behauptet: „... in den Jahren vor dem I. Weltkrieg bestand bei den Doktoranden und Habilitanden der Psychologie eine schier unwiderstehliche Abneigung gegen die Lektüre des ‚alten‘, mit seinen 80 Jahren noch immer an seinem Leipziger Lehrstuhl festhaltenden Wundt (...)“

„Kann man jemanden nicht mit einem Schlag niederstrecken, empfiehlt sich nach römischer Rechtspraxis die ‚damnatio memoriae‘, die Verbannung aus dem Gedächtnis – die Nichterwähnung seitens der Lehrenden, der das Nichtlesen auf Seiten der Lernenden auf dem Fuße folgt. Diese sublime Form der Kollegialität kann sich stets darauf berufen, dass sie – ‚jung und dynamisch‘, wie sie nun einmal ist, – den ‚Alten‘ nie angegriffen hat“ (S. 34).

„Festzustellen ist allerdings, dass es die Psychologie der vier Bühler’schen Axiome als historische Erscheinung um 1890 nicht gegeben hat. Ihre Existenz war sogar im Grunde durchaus unwahrscheinlich, weil sich der subjektivistische Ansatz mit dem mechanistischen kaum vereinbaren lässt“ (S. 35). Hofstätter meint vielmehr, dass Böhlers Unterscheidung der drei Aspekte (Erlebnis, Benehmen bzw. Verhalten, Gebilde) „genau besehen, aber von Bühler seltsamerweise übersehen“, Wundts Konzeption entsprächen mit den drei Hauptwerken: den *Grundzüge* als E-Aspekt, die *Vorlesungen* als B-Aspekt, die *Völkerpsychologie* als G-Aspekt. (...) Die Integration der drei Sichtweisen entsprach nämlich dem Leibnizschen Programm, an das sich Wundt hielt“ (S. 38). In einem Büchlein habe sich Wundt ausdrücklich zu Leibniz bekannt. Von bloßen ‚Verkettungen‘ könne daher wirklich nicht die Rede sein (S. 34).

Gundlach (2012) geht ausführlich auf die Beziehungen Hofstätters zu seinem Wiener Lehrer Bühler ein und schildert u.a. Hofstätters Verhalten in der Zeit der NS-Herrschaft. Statt der späteren Auseinandersetzung mit Bühler (siehe oben) bezieht sich Gundlach jedoch nur auf einen früheren Aufsatz Hofstätters aus dem Jahr 1941.

Kommentar

Mit Hofstätters Hinweisen (siehe auch Pongratz, 1967, 1997) wird Böhlers Darstellung der Krise in einer ihrer wichtigsten Ausgangspositionen korrigiert. Der Beitrag scheint jedoch die nötige Neubewertung von Böhlers Buch noch nicht bewirkt zu haben. Die drei Aspekte auf Wundts Wissenschaftskonzeption zu beziehen, muss nicht unbedingt überzeugen, doch ist das von Hofstätter über seinen Lehrer Bühler vermittelte Bild bemerkenswert skeptisch, und zeigt keinesfalls eine „geniale Idee“: Keine offenen Aussagen zu Wundts fortgeschrittener Konzeption, indirekte Angriffe, fingierte Axiome bzw. Fremdbilder, eventuell mit absichtlicher Irreführung, Verschweigen der Wissenschaftstheorie Wundts sowie das Desinteresse, eine souveräne Methodologie zu entwickeln. Bühler hat offensichtlich keinen wirklich konstruktiven Weg aus der Krise gezeigt, seine eigene Basis war dafür zu schmal, und er konnte keine wissenschaftstheoretische Ordnung in seine Aspekte bringen, zumal er der Herausforderung durch die kategorial verschiedene Hirnphysiologie bzw. Neuropsychologie auswich. Hofstätter hätte durchaus weiter fragen können, nach den offensichtlichen Defiziten in Böhlers Konzeption und nach dem Fehlen einer integrativen Konzeption, wie sie Wundt in seiner monistischen Zielsetzung zumindest entworfen hatte.

Hofstätter hat allerdings auf seine Weise die stereotypen Bewertungen Wundts bekräftigt. Welche Quellen über die Einstellung der erwähnten Doktoranden zur Lektüre von Wundts Lehrbüchern könnte er haben? Was bedeutet ihm die Anzahl der Auflagen? Könnte es eine der Alternativhypothesen sein, dass Wundts Apperzeptionspsychologie, seine Wis-

senschaftstheorie und Methodenlehre für viele seiner Kollegen zu anspruchsvoll waren? Die Redeweise vom „Alten“ ist dramaturgisch geschickt, aber ist die Rezeptionsgeschichte so einfach ein „weg von Wundt“? Müssen nicht auch andere Gründe und Motive bedacht werden? – Welch deprimierender Eindruck von der Ernsthaftigkeit und den Fortschritts Hoffnungen des Faches verbirgt sich hinter dieser lapidaren Diagnose.

Gummersbach (1985) verfasste einen kürzeren Aufsatz *Krise der Psychologie. Zur Aktualität eines traditionellen Themas* und gibt einige Hinweise auf neuere Diskussionsbeiträge. Die im 19. Jahrhundert vorausgegangen Kontroversen sind ausgeklammert.

Kempf (1988) urteilt, dass Böhlers Buch „weitgehend wirkungslos geblieben ist“, sich „die Psychologie seither von der Wiederherstellung ihrer methodologischen Einheit noch weiter entfernt hat“ (S. 57). Das Erscheinungsbild der Psychologie unterscheide sich heute deutlich von den 1920er Jahren. Aus Böhlers Sicht habe das schnelle Wachstum der Psychologie zu diesem Zustand geführt. Kempf scheint das von Bühler verbreitete, aber historisch unzutreffende Stereotyp zu übernehmen: um 1890 habe ein gemeinsames Programm der Psychologie bestanden, dann sei die Psychologie in konkurrierende Schulen, die ihre Methoden verabsolutierten, auseinander gefallen. Nach Kempfs Ansicht ist mit der zeitgenössischen Krise weit stärker ein „Auseinanderklaffen zwischen Theorie und Praxis der Psychologie gemeint“ (S. 57).

Kempf sieht eine Praxisferne, eine Anwendung vorgefasster Methoden, andererseits eine berufspraktische Professionalisierung und die Folgen der „positivistischen Programmatik des angloamerikanischen Behaviorismus“, mit ihrem eigenen Begriff von Wissenschaftlichkeit. In diesem Theorie-Praxis-Konflikt äußern sich über Methodenstreit und Wissenschaftlichkeit hinaus auch Erkenntnisinteresse und Herrschaftsabsichten. Kempf behauptet eine zunehmende Wissenschaftsfeindlichkeit und möchte historische Ursachen der Dauerkrise herausarbeiten, Tendenzen die „der Wiederherstellung der Einheit der Psychologie entgegenstehen. (...) An die Stelle des Ringens um die angemessenen Methoden der Psychologie tritt ein um sich greifender Irrationalismus, der die Begründungslücken, welche ein positivistisch verkürzter Wissenschaftsbegriff hinterlässt, durch Esoterik aufzufüllen trachtet“. Er bezieht sich auf Interpretationen von Erdheim (1984), der Parallelen zwischen der Gegenwart und der Zeit der Jahrhundertwende zu erkennen behauptet: „... als die Wiener Décadence den Fortschrittsoptimismus des liberalen Bürgertums ablöste und die Denk- und Gefühlsmuster schuf, die, in einer Art Neuauflage, auch heute wieder benutzt werden können“ (Erdheim, S. XI, zit. n. Kempf, S. 58). Kempf entwirft ein Schema von „Positivismus und Irrationalismus“, die in ihrem Wechselverhältnis die soziale Funktion erfüllen, dem kritischen Denken entgegenzuwirken.

Erst die Dialektik von Aufbau und Auflösung habe, so Kempf unter Bezug auf Politzer (1928), die Krise der Psychologie hervorgebracht (S. 69). Kempf spricht noch die Emigration kreativer Psychologen und andere gravierende Folgen der NS-Zeit an und konstatiert dann das Wiederaufleben der experimentellen Psychologie (vgl. Traxel, 1985), die in der Nachkriegszeit wieder „zur tonangebenden, sozusagen offiziellen Psychologie an unseren Universitäten geworden“ ist (S. 70). „Damit hatte der Positivismus seine, in der deutschen akademischen Psychologie bis heute andauernde, Vorherrschaft angetreten. Ra-

tionale Begründungsversuche dagegen sind weiterhin eher randständig geblieben – ohne einen nennenswerten Einfluss auf den ‚Mainstream‘ der ‚Scientific Community‘ auszuüben“ (S. 71).

Kommentar

Kempf zitiert weitere gesellschaftstheoretische Interpretationen, die er für zutreffend zu halten scheint. Andererseits erwähnt er die wissenschaftstheoretisch begründete Forderung, Behauptungen müssten verlässlich begründet sein. Deshalb kann verwundern, dass er nicht genauer nach der Substanz solcher Deutungen fragt, psychologie-geschichtliche Übersichten zitiert oder sich zur (fehlenden) empirischen Grundlage seiner Beurteilungen äußert. Wie verbreitet sind typische wissenschaftstheoretische Einstellungen unter Psychologen tatsächlich? Meint er Diplom-Psychologen, Professoren und Autoren der Psychologie? Wie definiert er den „Mainstream“, und bedenkt er, dass die ganz überwiegende Mehrzahl von Fach-Psychologen, als klinische Psychologen psychotherapeutisch und gewiss nicht experimentalpsychologisch tätig ist? Kempf stellt auch nicht die Frage, ob Politzer hinsichtlich der Psychologie das wissenschaftliche und fachpsychologische Urteilsvermögen für seine spöttischen Formulierungen besaß oder ob ihn nur sein amüsanter Schreibstil mißriss. Kempfs Beitrag stammt offensichtlich aus einer Phase der Positivismuskritik und der allgemeinen Gesellschaftskritik; die wissenschaftstheoretische Kritik bleibt, nicht zuletzt wegen der Verallgemeinerungen und der Schlagworte, nur an der Oberfläche einer notwendigen Auseinandersetzung über fundamentale *philosophische* Voraussetzungen der Psychologie. – Aus diesem Zeitraum der pauschal gegen „den Positivismus“ gerichteten gesellschaftskritischen Einstellung stammt eine Anzahl von Arbeiten, einige davon Dissertationen, zum Themenkreis *Theoretische Psychologie* und *Krise der Psychologie*. Sie orientieren sich an den Positionen der „Frankfurter Schule“ oder an Holzkamps (1972) *Kritischer Psychologie*, selten jedoch mit einer prägnant marxistischen Orientierung oder gar konkret auf die neuere sowjetische Psychologie eingehend.

Maiers (1988) ausführlicher Beitrag *Sechzig Jahre Krise der Psychologie* soll zunächst der Würdigung der Publikation von Wygotskis *Die Krise der Psychologie in ihrer historischen Bedeutung* dienen, bezieht in die ausführliche Darstellung als Vergleich auch das etwa gleichzeitig erschienene Krisen-Buch Bühlers ein. Die Kontinuität der Krisendiskussionen belegt Maiers mit Literaturhinweisen auf die Aussagen mehrerer Autoren, die sich markant zur notwendigen oder als unmöglich behaupteten Vereinheitlichung konträrer Sichtweisen innerhalb der Psychologie äußerten: Wundt, Brentano und James. Er geht auf die Polemik von Ebbinghaus gegen Dilthey ein, erwähnt auch *Die Krise der Psychologie* von Willy (1897b, 1899), die wahrscheinlich erste Schrift unter dieser Bezeichnung, aus der Sicht einer von Mach beeinflussten Position. Er erwähnt Sterns Unterscheidung von subjektbezogener und subjektloser Psychologie und nennt Auffassungen von Driesch, Lewin, Rubinstein, Leontjew und vielen neueren Autoren.

Sachs-Hombach (1993a) betrachtet den *XI. Kongress für experimentelle Psychologie* (im Jahr 1929 in Wien) als eine *Krisensitzung* da auf diesem Kongress – als ein Thema unter

vielen anderen – auch die Beziehung und die Konkurrenz von Psychologie und Philosophie diskutiert wurden. Nach Ansicht des Verfassers hatte sich die Psychologie als Bewusstseinspsychologie etabliert und konnte deswegen nicht einfach von der Philosophie durch eine Gegenstandsbestimmung abgrenzt werden. Die Trennung sei erst mit der physiologisch orientierten Psychologie und durch die Abwertung der Introspektion erfolgt. Unzureichend erklärt sei, „wieso die Psychologie auch als experimentelle Wissenschaft in ihrem Theoriebildungsprozess auf philosophische Vorgaben zurückgreifen soll, wie Wundt oder später die Psychologen auf dem XI. Kongress der DGPs forderten. „Der XI. Kongress habe genau diese Problematik zum Gegenstand. Der Verfasser zitiert mehrfach Ash: „Der Verzicht auf eine eindeutige methodische Festlegung bezeichnet vielmehr eine neue Standortbestimmung der Psychologie zwischen ‚Philosophie und Experimentalwissenschaft‘“ (Ash, 1980, S. 50), zu der wahrscheinlich wissenschafts- und universitätspolitische Ursachen den Anstoß gaben, um das alte, immer noch nicht bewältigte Problem der Emanzipation der Psychologie zur eigenständigen Wissenschaft endlich zu lösen. – Ash scheint Wundt eine Doppelstrategie zuzuschreiben, für die experimentelle Psychologie Raum an der Universität zu gewinnen, gleichzeitig aber „die philosophische Zunft von seiner wahren Zugehörigkeit zu ihr durch rein philosophische Tätigkeit zu überzeugen“ (Ash, 1980, S. 52).

Sachs-Hombach scheint sich auch Métraux (1980) anzuschließen, der in diesem Zusammenhang von einem karrierebedingten Überwechseln junger Physiologen in die Philosophie ausging. „Die Psychologie Wundts erscheint so als eine durch die Wendung zur Empirie reformierte Philosophie“ (S. 2). In der „Kundgebung“, die auf dem Kongress verabschiedet wurde, gehe es wesentlich um die Aufhebung des zuvor angestrebten Methodenmonismus (S. 3). Dennoch scheint das Experiment, zumindest als einziger wissenschaftlicher Zugang zum Psychischen gefasst, ein existentielles Problem auf dem Weg zur Institutionalisierung geblieben zu sein. In der allgemeinen Kundgebung des Kongresses fände sich eine ähnliche Relativierung der Methode wie schon bei Wundt (S. 3).

Bühler habe keine Zerfallskrise, sondern eine Aufbaukrise beschrieben, da sie die Möglichkeit bot, die unterschiedlichen Ansätze in einen einheitlichen Begriff der Psychologie zu integrieren. Nötig sei hierzu eine Reflexion auf die Axiomatik und Methodik der Psychologie, welche 1890 noch einheitlich gewesen, danach aber in die verschiedenen Schulen auseinandergefallen sei, ausgehend von der Assoziationspsychologie in die Denkpsychologie und die Psychoanalyse, in den Behaviorismus und in die geisteswissenschaftliche Psychologie. – Sachs-Hombach bezieht sich auf den Satz „Die Psychologie ist in Bedrängnis geraten von außen her“ (S. 3) in der Eröffnungsrede Bühlers zum 12. Kongress der DGPs 1931. Das Verhältnis beider Disziplinen zeige sich „als Konflikt zwischen philosophischer Reflexion und experimenteller Methode.“ „Unter dem erneuten Einfluss der Philosophie wird die Psychologie zudem zu einem methodischen Relativismus geführt, während ihre Selbständigkeit sich vordem einem Methodenmonismus zu verdanken schien“ (S. 19). Sachs-Hombach hebt die der Philosophie nahestehenden Richtungen hervor, er meint damit Brentano und Husserl, die nahe stehende Psychologie Bühlers, die personalistische Psychologie Sterns oder auch die Ganzheitspsychologie Kruegers und behauptet dann: „Diese Psychologieschulen zählten 1929 aber zu den erfolgreichsten“ (S. 4). Bemerkenswert ist,

dass er auf Wundts Wissenschaftskonzeption nur am Rande hinweist, dessen Wissenschaftstheorie nicht erläutert, und nicht reflektiert, weshalb Wundt die Verbindung von Psychologie und Philosophie für unerlässlich hielt. Der Kommentar lautet nur: „Wie Bühler hatte auch Wundt schon versucht, eine einheitliche Konzeption der Psychologie zu entwickeln, die bei ihm wesentlich auf einer voluntaristisch-idealistischen Bewusstseinstheorie aufbaut. Mit der Krisenerfahrung zur Zeit des Kongresses scheint eine solche Position nicht mehr kritiklos verfügbar zu sein“ (S. 5).

Die Zusammenfassung des Beitrags lautet: „Der XI. Kongress für experimentelle Psychologie, 1929 in Wien gehalten, steht in einer auffälligen Spannung von Philosophie und Psychologie. Unter dem Eindruck einer Krise zeigt sich das Verhältnis beider Disziplinen als Konflikt von philosophischer Reflexion und experimenteller Methode. Die Philosophie soll der Psychologie einerseits in ihrem Bemühen um eine einheitliche und selbständige Gestalt helfen, andererseits scheint die Grenze beider Disziplinen gerade mit diesem Bemühen zu verschwimmen, so dass das gesamte Unternehmen einen paradoxen Charakter bekommt. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass die Psychologie als empirische Wissenschaft einen Fundamentalanspruch auch der Philosophie gegenüber erhebt, andererseits aber auf deren Grundlegungsarbeit nicht verzichten will. Unter dem erneuten Einfluss der Philosophie wird die Psychologie zudem zu einem methodischen Relativismus geführt, während ihre Selbständigkeit sich vordem einem Methodenmonismus zu verdanken schien. Der vorliegende Beitrag möchte zeigen, wie auf dem 11. Kongress für experimentelle Psychologie die Philosophie in Form historischer Reflexionen erneut Bedeutung für die Bestimmung von Theorie und Gegenstand der Psychologie erhält“ (S. 14).

Kommentar

Auf welche Beiträge jenes Kongresses Sachs-Hombach seine Interpretation stützt, es habe sich um eine Krisensitzung und nicht bloß um die längst fällige Anerkennung einer Entwicklung gehandelt (wenn nicht sogar als Rückerinnerung der früher bereits erreichten Einsichten), ist nicht deutlich. Weder in den Eröffnungsreden noch in den Titeln der Beiträge kommt diese Dramatik vor. Krueger verteidigt zwar den konkurrierenden Anspruch der Psychologie an den Universitäten, nicht jedoch in der Ausrichtung der Psychologie. Der folgende Beitrag des Philosophen Cassirer verwendet sogar das Bild einer erneut geschlossenen Ehe beider Disziplinen. Es könnte sein, dass Sachs-Hombach maßgeblich von Bühlers Buch zur *Krise der Psychologie* beeinflusst war und sich zu dieser Überinterpretation angeregt fühlte. Dieses Buch war 1927 erschienen und hat trotz seiner nur scheinbar vermittelnden Sichtweise Interesse gefunden.

Der Text der gemeinsamen „Kundgebung“ bezieht sich weitaus eher auf die fachpolitische Situation, d.h. auf die Konkurrenz um Stellen und die gelegentliche vermutete Verdrängung der Psychologie als auf die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung. Insgesamt wirken die Ausführungen über *die* Psychologie und *die* Philosophie sehr pauschal, denn die verschiedensten Richtungen und der fortbestehende Pluralismus werden übergangen. Der Name der Kongresse bzw. der Gesellschaft war ohnehin ein Anachronismus, denn bereits auf den internationalen Kongressen war drei Jahrzehnte früher der Methodenplura-

lismus gegenwärtig und auch auf den Kongressen der deutschen „Gesellschaft für Experimentelle Psychologie“ wurden durchaus nicht-experimentell orientierte Vorträge gehalten. Sachs-Hombach unterschätzt offenbar den auch zu Wundts Zeiten existierenden Methodenpluralismus und überschätzt den sogenannten „Methodenmonismus“.

Die wissenschaftssoziologischen Behauptungen werden weder von Sachs-Hombach noch von Ash durch repräsentative Quellen belegt, d.h. aus Biographien, Briefen, Dokumenten, Gutachten von Berufungskommissionen usw. Dennoch werden die vielschichtigen Zusammenhänge in verhältnismäßig einfacher Weise bewertet. Die lebenspraktische Bedeutung von Stellen und Karrieremöglichkeiten soll nicht in Abrede gestellt werden, doch ist zu bezweifeln, dass hiermit ein zentrales Motiv auch der wissenschaftstheoretischen und fachlichen Orientierung gegeben war. Zumindest müssten auch die individuellen religiösen und weltanschaulichen Vorentscheidungen, die erhaltene Ausbildung und die Qualifikation und Neigung zum experimentellen Arbeiten bedacht werden. Wie überhaupt die Beziehung zwischen Psychologie und Philosophie erörtert werden kann, ohne wenigstens kurz an Wundts fortgeschrittene Wissenschaftstheorie zu erinnern, ist eine andere Frage.

Pongratz (1997) nennt seinen Beitrag: *Die Kontroverse zwischen Wilhelm Wundt (1832-1920) und Karl Bühler (1879-1963)*. Analyse einer Wende in der Psychologie. Er schildert zunächst die Kontroverse und die Kontrahenten und sieht einen Generationenkonflikt und einen großen Unterschied der Charaktere, des Stils. Er lobt die Bücher Bühlers und sein „bestes axiomatisches Werk“, *Die Krise der Psychologie* (1927). Über Wundt heißt es: „In der Kontroverse ist sein Anspruch, der unfehlbare Papst der Psychologie zu sein, nicht zu verkennen. Die Würzburger Gruppe respektierte diesen Anspruch jedoch nicht. Was Wunder, wenn sich Wundt auf die Prinzipien seines Konzepts versteifte. Er spürte wohl eine neue Welle auf sich zuwogen, die sein Lebenswerk bedrohte“ (S. 257). Anschließend geht der Verfasser kurz auf die Sichtweisen und Methoden der Denkpsychologie ein und erwähnt, dass Wundt für diese komplexen Vorgänge vor allem in der Sprachpsychologie einen Zugang sieht, referiert diesen jedoch nicht. Demgegenüber hielt Bühler Gedankentypen, Beziehungsbewusstsein und Intentionen für experimentell untersuchbar. Pongratz behauptet, dass es den Würzburgern um Funktionen, den Leipzigern nur um Inhalte ginge. Bühler, der zu jener Zeit noch nicht sprachpsychologisch interessiert war, meinte, die sprachpsychologische und die experimentelle Untersuchung der unmittelbaren Denkvorgänge sollten auseinander gehalten werden. Wundt kritisiert Bühlers Methodik in fünf Punkten. Pongratz stellt sich in allen Punkten auf Bühlers Seite und spart nicht mit ironischen Worten. Die Kontroverse wird „im Zeichen einer Wende“ gesehen: „In dieser Kontroverse stoßen die herrschende Assoziationspsychologie und eine neue Erlebnispsychologie aufeinander. Sie macht eindrucksvoll klar, dass die alte Lehre mehr auf Logik und Konstruktion aufgebaut war, denn auf die unmittelbare Selbsterfahrung. Und: dass sie für die Eigenart und Eigengesetzlichkeit des Denkens und Wollens keinen experimentellen Zugang fand. Die Phänomenologie Husserls hat zu deren Ablösung und zur Neuorientierung entscheidend beigetragen. Im Unterschied zu anderen neuen Psychologien jeder Epoche hat die Würzburger Schule gezeigt, dass Phänomenologie und Experiment sich nicht ausschließen, sondern im Gegenteil ergänzen“ (S. 265).

Kommentar

Die Auffassung, Wundt habe sich auf sein Konzept versteift, könnte das Missverständnis enthalten oder mit sich bringen, dass es Wundt primär um seine eigene Auffassung der Denkpsychologie oder um seine persönliche Geltung gegangen wäre. Vielmehr handelte es sich um eine primär methodologische Kontroverse, in der Bühler leichtfertig grundlegende Methodenprinzipien aufgab, welche nach Wundts tiefer Überzeugung die psychologische Forschung zu einer kontrollierten wissenschaftlichen Arbeit werden ließen. Bühlers lockerer Untersuchungsstil (seine aus Leipziger Sicht „degenerierten“ Experimente), vielleicht mehr noch seine Abneigung, grundlegende Prinzipien des Experimentierens klar zu äußern und eine adäquate Methodenkritik auszubilden, mussten Wundt tatsächlich verstimmen. Er hatte sich um diese Methodenkritik (mit Rückblick auf Kant) bemüht und Kontrollstrategien zu entwickeln versucht, über die Bühler hinwegging. Aus Wundts Sicht musste dies ein zumindest partieller Rückfall in eine naive, der Gefahr der Unwissenschaftlichkeit ausgesetzte empirische Psychologie sein. Hinzu kommt, dass andere Würzburger, und zwar Ach und Marbe bereits zuvor in ihren Beiträgen sehr viel mehr methodische Bedenken äußerten (und von Wundt nicht kritisiert wurden). Auf methodischer Ebene müsste gründlicher argumentiert werden, um Wundts Einwände als weitgehend zutreffend zu verstehen, wie es neuere Autoren konzedieren. Die von Bühler gemeinten Denkabläufe sind in seinem experimentellen Ansatz nicht zuverlässig und gültig zu erfassen, weil die notwendigen Kontrollen der Konfundierungen mit anderen Effekten kaum zu leisten sind. Wundt als Anhänger der Assoziationspsychologie zu bezeichnen, wäre ein Missverständnis seiner Apperzeptionspsychologie. Inwiefern Husserls Phänomenologie zur Ablösung der experimentellen Psychologie geführt haben soll, müsste noch erläutert werden.

Allesch (2003) wählt den Titel: *Psychologie 2000: 75 Jahre nach der „Krise“? – Zentnarnbetrachtungen am Leitfaden der „Krise der Psychologie“ Karl Bühlers* und schreibt: „Karl Bühlers 1926 veröffentlichte Schrift ‚Die Krise der Psychologie‘ gehört zweifellos zu den eindrucksvollsten Dokumenten der fachinternen Auseinandersetzung um Gegenstand und Methoden der Psychologie“ (S. 11). Bühler habe eine Einheit der Psychologie bei unterschiedlichen Aspekten und Methoden verlangt. Die Ursachen bestünden in Einseitigkeiten, deswegen sei eine Konvergenz zu fordern. Der Verfasser sieht rückblickend einen paradigmatischen Umbruch von der Assoziationspsychologie zur Denkpsychologie (etwa durch Bühler?). Er geht ein auf die Subjektivität des menschlichen Denkens und Handelns und dessen subjektiven Sinnhorizont gegenüber einem kausal-deterministischen Weltbild. Das Ringen um einen gemeinsamen Sinnbegriff in der Psychologie habe Bühler als den wesentlichen Schritt zur Lösung der Krise angesehen (S. 123 ff). – Ist es nicht erwähnenswert, dass sich Bühler kaum für Kriterien der Wissenschaftlichkeit der verschiedenen Ansätze oder die Abgrenzung von Spekulationen interessiert, weder eine kritisch abwägende Beurteilung der geisteswissenschaftlichen Psychologie noch eine faire Repräsentation der Verhaltenspsychologie leistet? Da in Bühlers un-biologischer Sichtweise Neuropsychologie und Evolution fehlen, kann sich die schwierigste Integrationsaufgabe der kategorial verschiedenen Bezugssysteme gar nicht erst stellen. Reicht eine Drei-Aspekte-Lehre ohne ZNS wirklich aus? Zu Bühlers angelegentlichem Hinweis auf den Sündenfall der Verabsolutie-

rung eines Standpunktes passt nicht, dass er die fortgeschrittene und zweifellos um Integration bemühte Wissenschaftstheorie Wundts verschweigt.

Heutige Beurteilung aus Sicht der Kognitionsforschung und Wissenschaftsgeschichte

An diese Stelle passen zwei Beurteilungen der Wundt-Bühler-Kontroverse aus heutiger kognitionspsychologischer Sicht. Schneider (1999) geht nur kurz auf die historische Kontroverse ein, referiert nicht die hauptsächlichen Argumente, nennt Wundt nur im Text, aber nicht im Literaturverzeichnis. Er geht auf das Argument der Verdoppelung in ein erlebendes und ein beobachtendes Ich ein, was Bühler für zutreffend und Wundt, mit vielen anderen, für unzutreffend hält. „Wir halten auch Wundts Argumente gegen die Würzburger insofern für fundiert, als in der Tat die wichtigsten Kriterien der Replizierbarkeit und der Bedingungsvariation in diesen Arbeiten nicht erfüllt wurden“ (S. 388). Gerade bei jenen komplexen Problemlösungsaufgaben sei daran zu zweifeln, ob der Beobachter seine Aufmerksamkeit angemessen zwischen den Problemlösungsaktivitäten und den mentalen Prozessen aufzuteilen vermöge. Schneider äußert anschließend seine Hoffnung, die methodischen Probleme bei der „Selbst-Inspektion“ (sic!) durch neuere „Metakognitionsmodelle“ überwinden zu können. Er bezieht sich vor allem auf Nelson und Narens zum Thema Metakognition, weist auf die möglichen prospektiven Sicherheitseinschätzungen sowie auf eine Analyse des Zusammenspiels zwischen Überwachungs- und Kontrollaktivitäten hin und fügt neuropsychologische Vermutungen an, dass sich Überwachungsvorgänge und Kontrollprozesse verschiedenen Strukturen zuordnen und separieren ließen. Schneider fasst zusammen: „Im Hinblick auf die interne Validität der experimentellen Designs haben sich qualitative Verbesserungen ergeben, so dass vormalige Kritiker des Introspektionsansatzes der Würzburger wie Wundt oder Titchener mit den modernen Arbeiten wohl kaum ernsthafte Probleme hätten. Das Erbe der Würzburger Schule lebt, ist durchaus gesund und strebt nach höheren Zielen!“ (S. 396). – Ist das Introspektionsproblem mit den geschilderten Hilfsstrategien tatsächlich überwunden oder wird diese optimistische Schlussfolgerung dem Sachverhalt nicht gerecht?

Noch kritischer sind Massen und Bredenkamp (2005), wenn sie die Kontroverse aus heutiger kognitionspsychologischer Sicht beurteilen. Die Autoren schlussfolgern, dass viel für die einst von Wilhelm Wundt vertretene Position spricht. Neuere empirische Befunde werden hinsichtlich der methodenbedingten Reaktivität, d.h. wenn das Verbalisieren den Denkprozess verändert, sowie hinsichtlich der Veridikalität von introspektiven Berichten, d.h. wenn Gedächtnisfehler auftreten können, diskutiert. Die Methoden des lauten Denkens und der Introspektion sind unzureichend, da sie die unbewussten Heuristiken und Prozeduren der Denkprozesse nicht erfassen können. Deswegen ist grundsätzlich zu bezweifeln, dass sich auf diese Weise eine Trennung von Denkprozessen im Arbeitsgedächtnis und außerhalb sinnvoll vornehmen lässt. Es erscheint Massen und Bredenkamp (gegenüber Auffassungen von Ericsson und Simon) sinnvoller, „die Berichte der Probanden nicht als Daten zu akzeptieren, sondern als Hypothesen aufzufassen, die einer von der Introspektion unabhängigen experimentellen Überprüfung bedürfen“ (S. 113).

Thomas Sturm (2012) untersucht die Thesen Böhlers, wobei er auch auf die Beziehung zwischen Bühler und dessen Schüler Karl Popper eingeht. Aufgrund dieser Diskussion hält Sturm Böhlers Thesen für überbewertet und fasst zusammen: “I analyze the historical background and philosophical considerations of Karl Bühler and his student Karl Popper regarding the crisis of psychology. They share certain Kantian questions and methods for reflection on the state of the art in psychology. Part 1 outlines Bühler’s diagnosis and therapy for the crisis in psychology as he perceived it, leading to his famous theory of language. I also show how the Kantian features of Bühler’s approach help to deal with objections to his crisis diagnosis and to aspects of his linguistic theory. Part 2 turns to Popper’s dissertation, completed in 1928 under Bühler. I analyze Popper’s disapproval of Schlick’s physicalism in psychology, as well as Popper’s attempt to extend Bühler’s Kantian strategy to the domain of the psychology of thinking. In conclusion, I indicate how these approaches to the crisis in psychology differ from Thomas Kuhn’s notions of crisis and revolution, which are still all too popular in current philosophical discussions of psychology” (S.462).

Sturm & Mülberger (2012) führen den Rückblick auf die Krisendiskussion weiter aus und wenden sich ebenfalls kritisch Kuhns Konzeption zu. Diese befasste sich vor allem mit der Unverträglichkeit von Theorie und Daten und diskutierte den allgemeinen Status der Psychologie, d.h. die Frage nach einer „reifen“ oder einer vor- bzw. multiparadigmatischen Wissenschaft. „Against these Kuhnian perspectives, we point out that especially, but not only in psychology distinctive crisis declarations and debates have taken place since at least the late 19th century. In these, quite different usages of crisis talk have emerged, which can be determined by looking at (a) the content and (b) the dimensions of the declarations, as well as (c) the functions these declarations had for their authors. Thus, in psychology at least, ‘crisis’ has been a vigorous actor’s category, occasionally having actual effects on the future course of research. While such crisis declarations need not be taken at face value, they nevertheless help to break the spell of Kuhnian analyses of psychology’s history. They should inform ways in which the history and philosophy of psychology is studied further” (S. 425).

4.5 Denkstile, Denkmuster, absolute Voraussetzungen, Dialektik von Krisen

Ludwik Fleck

Der Mikrobiologe Ludwik Fleck (1935/1980) untersucht die *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*) hauptsächlich an einem medizin-wissenschaftlichen Thema, der Wassermann-Reaktion in der Syphilis-Forschung: „... die Wanderung des Syphilisbegriffs von einer Denkgemein-

schaft zur anderen“ (S. 144). Er betrachtet den wissenschaftlichen Begriff als Resultat einer u.U. vielschichtigen denkgeschichtlichen Entwicklung. An seinem Beispiel erläutert er die mystisch-ethische (Krankheit als Strafe für Lust), die empirisch-therapeutische, die pathogenetische und die ätiologische Krankheitseinheit und deren geschichtliche Aufeinanderfolge. Aus bestimmten Urideen ergeben sich Richtlinien der Erkenntnisweise, dabei zeigen sich Geschlossenheit der Systeme, Beharrungstendenzen der Meinungssysteme, Täuschungsweisen und andere Eigenheiten. „Historische und stilgemäße Zusammenhänge innerhalb des Wissens beweisen eine Wechselwirkung zwischen Erkanntem und dem Erkennen: bereits Erkanntes beeinflusst die Art und Weise neuen Erkennens, das Erkennen erweitert, erneuert, gibt frischen Sinn dem Erkannten. Deshalb ist das Erkennen kein individueller Prozess eines theoretischen ‚Bewusstseins überhaupt‘; es ist Ergebnis sozialer Tätigkeit, da der jeweilige Erkenntnisstand die einem Individuum gezogenen Grenzen überschreitet“ (S. 54).

„Definieren wir ‚Denkkollektiv‘ als Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen, so besitzen wir in ihm den Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstils“ (S. 54 f). „Das Individuum hat nie, oder fast nie das Bewusstsein des kollektiven Denkstils, der fast immer einen unbedingten Zwang auf sein Denken ausübt und gegen den ein Widerspruch einfach undenkbar ist. Das Vorhandensein des Denkstils macht die Konstruktion des Begriffs ‚Denkkollektiv‘ notwendig und unentbehrlich. Wer aber dennoch den Denkstil eliminiert, muss Werturteile oder Glaubensdogmen in die Erkenntnislehre einführen und gelangt aus der allgemeineren vergleichenden Erkenntnistheorie in eine spezielle, dogmatische“ (S. 56).

Fleck betrachtet die soziale Struktur des wissenschaftlichen Betriebes. „Wir sehen eine organisierte Kollektivarbeit mit Arbeitsteilung, Mitarbeit, Vorbereitungsarbeit, technischer Hilfe, gegenseitigem Ideenaustausch, Polemik etc. ... Es gibt wissenschaftliche Hierarchie, Gruppen, Anhänger und Widersacher, Gesellschaften und Kongresse, periodische Journale, Austauschrichtungen etc. Ein wohlorganisiertes Kollektiv ist Träger des Wissens, das die Kapazität des Individuums weit übersteigt. Wenn auch die Tradition der Geisteswissenschaften weniger ausgeprägt ist, so knüpft schon jedes Lernen einer Tradition und einer Gesellschaft an; Worte und Sitten verbinden bereits zu einem Kollektiv. Das Erkennen stellt die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor und die Erkenntnis ist das soziale Gebilde katexochen. Schon in dem Aufbau der Sprache liegt eine zwingende Philosophie der Gemeinschaft, schon im einzelnen Worte sind verwickelte Theorien gegeben. Wessen Philosophien, wessen Theorien sind das?“ (S. 58). „Dieses soziale Gepräge des wissenschaftlichen Betriebes bleibt nicht ohne inhaltliche Folgen. Worte, früher schlichte Benennungen, werden Schlagworte; Sätze, früher schlichte Feststellungen, werden Kampftrübe. Dies ändert völlig ihren denksozialen Wert: sie erwerben magische Kraft, denn sie wirken geistig nicht mehr durch ihren logischen Sinn – ja, oft gegen ihn – sondern durch bloße Gegenwart. Man vergleiche die Wirkung der Worte ‚Materialismus‘ oder ‚Atheismus‘, die in einigen Ländern sofort diskreditieren, in anderen teils erst kreditfähig machen“ (S. 159). „Jede Erkenntnistheorie, die diese soziologische Bedingtheit alles Erkennens nicht grundsätzlich und einzelhaft ins Kalkül stellt, ist Spielerei“ (S. 59). „Die

Bedeutung soziologischer Methode für die Untersuchungen geistiger Betätigungen erkannte schon Auguste Comte. Neuerlich betonte sie in Frankreich die Schule Durkheims, in Wien unter anderen der Philosoph W. Jerusalem“ (S. 62).

„Für diese naturwissenschaftlich gebildeten Erkenntnistheoretiker, z.B. des sogenannten Wiener Kreises (Schlick, Carnap u.a.), ist menschliches Denken (wenigstens als Ideal, als Denken, wie es sein soll) ein Fixum, ein Absolutum – die empirische Tatsache dagegen das Relative. Umgekehrt sehen die angeführten humanistisch gebildeten Philosophen in der Tatsache das Fixum, im menschlichen Denken hingegen das Veränderliche. Charakteristisch, wie beide Parteien das Fixum in den ihnen fremden Bereich verlegen!“ (S. 69). „Ebenso wenig wie es ein ‚Alles‘ gibt, gibt es ein ‚Allerletztes‘, ein Fundamentales, aus dem sich die Erkenntnis logisch aufbauen ließe. Das Wissen ruht eben auf keinem Fundamente; das Getriebe der Ideen und Wahrheiten erhält sich nur durch fortwährende Bewegung und Wechselwirkung“ (S. 70).

„Wir wollen das voraussetzungslose Beobachten – psychologisch ein Unding, logisch ein Spielzeug – beiseitelassen. Positiv untersuchungswürdig erscheint das Beobachten in zwei Typen, mit einer Skala der Übergänge: 1. als das unklare anfängliche Schauen und 2. als das entwickelte unmittelbare Gestaltsehen“ (S. 121). „Jede empirische Entdeckung kann also als Denkstilergänzung, Denkstilentwicklung oder Denkstilumwandlung aufgefasst werden“ (S. 122). „Wir können also Denkstil als gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen, definieren. (...) „Zugehörig zu einer Gemeinschaft, erfährt der kollektive Denkstil die soziale Verstärkung, (...) die allen gesellschaftlichen Gebilden zuteil wird und unterliegt selbständiger Entwicklung durch Generationen. Er wird zum Zwange für Individuen, er bestimmt ‚was nicht anders gedacht werden kann‘. Ganze Epochen leben dann unter dem bestimmten Denkwang, verbrennen Andersdenkende, die an der kollektiven Stimmung nicht teilnehmen und den Kollektiv-Wert eines Verbrechers haben, solange als nicht andere Stimmung anderen Denkstil und andere Wertung schafft“ (S. 130). „Auch ist Wahrheit nicht Konvention, sondern im historischen Längsschnitt: denkgeschichtliches Ereignis, in momentanem Zusammenhange: stilgemäßer Denkwang“ (S. 131).

Fleck weist auf Entwicklungsverläufe hin: Beibehalte alter Denkstile in Gemeinden, Reste alter Denkstile, geschichtliche Zusammenhänge, Entwicklungsgänge, Widerstände im Denkkollektiv als Denkwang für jeden Teilnehmer, momentane und stabile Denkkollektive mit engerem und mit weiterem Kreis, die innere Struktur des Denkkollektivs. „Die organische Abgeschlossenheit jeder Dengemeinde geht parallel einer stilgemäßen Beschränkung der zugelassenen Probleme: es müssen immer viele Probleme unbeachtet oder als unwichtig oder sinnlos abgewiesen werden. Auch die moderne Naturwissenschaft unterscheidet ‚wirkliche Probleme‘ von unnützen ‚Scheinproblemen‘. Daraus entsteht spezifische Wertung und charakteristische Intoleranz: gemeinsame Züge jeder abgeschlossenen Gemeinschaft“ (S. 137). „In einem gewissen Entwicklungsstadium werden die Denkgewohnheiten und Normen selbstverständlich, als einzig möglich empfunden, als das, worüber nicht weiter nachgedacht werden kann. Sie können aber auch, einmal bewusst geworden, als übernatürlich, als Dogma, als Axiomensystem oder als nützliche Konvention betrachtet werden“ (S. 140). Die Dengemeinschaft der Modewelt, so Fleck, biete ein gutes

Beispiel für die allgemeine Struktur eines Denkkollektivs. „Je größer die Differenz zweier Denkstile, umso geringer der Gedankenverkehr“ (S. 142).

„Über ein Individuum, das mehreren Denkgemeinschaften angehört und als Vehikel des interkollektiven Denkverkehrs wirkt, ist noch folgendes zu sagen: die stilgemäße Einheitlichkeit des Denkens als sozialer Erscheinung ist viel stärker als der logische Aufbau des Denkens im Individuum. Logisch widersprechende Denkelemente eines Individuums gelangen gar nicht zum psychischen Widerspruch, denn sie werden voneinander getrennt: gewisse Zusammenhänge gelten z.B. als Glaubenssache, andere als Wissenssache und beide Bereiche haben keinen Einfluss aufeinander, obwohl logisch nicht einmal solche Trennung zu legitimieren ist. Es geschieht auch viel öfter, dass ein Mensch an einigen sehr divergenten Denkkollektiven teilnimmt als an einigen sehr verwandten. Es gab und gibt z.B. Physiker, die sich zum religiösen Denkstil oder zum Spiritismus bekennen, nur wenige Physiker interessieren sich aber für die Biologie, seitdem sie überhaupt selbständig wurde“ (S. 144).

In einem weiteren Kapitel betrachtet Fleck Merkmale des modernen wissenschaftlichen Denkkollektivs: die denksoziale Bedeutung des populären und des fachmännischen Wissens sowie der Zeitschriften- und der Lehrbuchwissenschaft.

Im letzten Kapitel verwendet Fleck Abbildungen aus der Anatomie als Beleg, dass jedes Sehen ein denkstilgemäßes Sinn-Sehen ist.

Fleck hat sich nach seinem bedeutenden Buch über Denkstile und Denkkollektive primär mit medizinischen Themen befasst. In einem früheren Aufsatz standen jedoch bereits prägnante Sätze: Erkennen sei „weder passive Kontemplation noch Erwerb einzig möglicher Einsichten im fertig Gegebenen. Es ist tätiges, lebendiges Beziehungseingehen, ein Umformen und Umgeformt werden, (...) jede Existenz beruht auf Wechselwirkung und ist relativ“, deshalb entspreche jedem Erkennen eine „eigene Wirklichkeit“ (*Zur Krise der ‚Wirklichkeit‘*, 1929, in 1983, S. 46-58, S. 48). Die Herausgeber schreiben in ihrer Einleitung, dass das Buch 1935 gegen die Wissenschaftsauffassung des Wiener Kreises geschrieben sei, und erinnern daran, dass Thomas S. Kuhn im Vorwort seines Buchs *The Structure of Scientific Revolutions* (1962) Flecks Denken würdigte; dieser habe viele seiner Ideen vorweggenommen und seine eigene wissenssoziologische Wendung angeregt. In diesem ausführlichen Vorwort werden die externen Faktoren der Wissenschaft, der historische Charakter des Wissens, die Aufnahme der jungen Wissenschaftler in das Denkkollektiv durch ihre Ausbildung und die „Beharrungstendenz von Meinungssystemen beschrieben, jedoch nicht der weitere Bogen zum Begriff der Ideologie oder zu Fundamentalismus und Dogmatismus geschlagen.

Kommentar

Wenn Fleck seine Thesen über Denkstile und Denkkollektive formuliert, sind es oft sozialpsychologische und seltener soziologische Argumente. Er beschreibt Einstellungen, Urteilsbildung, soziale Interaktion und den Einfluss von Gruppenprozessen auf Denken, Problemlösen und fachliche Geltung, außerwissenschaftliche, aber dem Wissenschaftsbetrieb immanente Bedingungen. Seine verallgemeinernden Interpretationen, die sehr weit über

sein zentrales medizinisches Beispiel der Syphilisforschung hinausgehen, sind in vieler Hinsicht anregend und scheinen auch Lebenserfahrungen wiederzugeben. Fleck stellt jedoch nicht die Fragen, wie verbreitet divergente Denkstile in einer bestimmten Wissenschaft sind und wie solche Einstellungen genauer zu erfassen wären. Sind es eher stilistische Färbungen der Wissenschaft oder haben sie oft dogmatisch bedingte Irrtümer zur Folge? Hier sind genauere Untersuchungen zur Wissenschaftspsychologie und Wissenssoziologie notwendig, als Kasuistik und als systematische Analyse von Quellen, falls diese von den Vorständen der Fachgesellschaften oder von den Schulen und den einflussreichen Gelehrten-Zirkeln erhalten sind. Bieten nicht insbesondere die Schulen der Psychotherapie oder die Rezeption des Werks herausragender Psychologen Material für detaillierte Untersuchungen? Flecks Gedanken werden hier ausführlich zitiert, denn er wird, wie Collingwood, unzureichend erinnert, während heute eher Kuhn, Lakatos oder Latour hervorgehoben werden (siehe Walach, 2013).

George Collingwood (1940/1998) macht in *An Essay on Metaphysic* auf die „absoluten Voraussetzungen“, d.h. nicht-thematisierte Hintergrundannahmen (*absolute presuppositions*), des wissenschaftlichen Denkens aufmerksam. Diese *absoluten Präsuppositionen* haben den Status metaphysischer Überzeugungen, denn sie sind durch die wissenschaftliche Forschung nicht zu begründen, sondern *leiten* diese in bestimmter Weise. Collingwood weist darauf hin, dass solche Voraussetzungen zwar gemacht, aber nur selten mitgeteilt oder reflektiert werden. Diese absoluten Annahmen sind fundamental für das menschliche Leben und deshalb immun gegenüber der Unterscheidung wahr/falsch. Es fehle die Kraft und vielleicht die Kompetenz, solche Voraussetzungen aufzudecken (siehe Abschnitt 2.3). Collingwoods Thesen ähneln denen von Thomas Kuhn (Fahrenberg, 2013; Walach, 2013).

Thomas Kuhns (1962/1976) Buch *The structure of scientific revolutions* wird häufiger zitiert als Ludwik Flecks Lehre von den Denkstilen und von der großen Bedeutung sozialer Konventionen oder Collingwoods Thesen über die absoluten Voraussetzungen jeder Wissenschaft. Von Kuhn wird oft der Begriff des Paradigmas übernommen, der jedoch missverständlich ist. Kuhn verwendet den Ausdruck Paradigma in zwei Bedeutungen: „On the one hand, it stands for the entire constellation of beliefs, values, techniques and so on shared by the members of a given (scientific) community. On the other, it denotes one sort of element in that constellation, the concrete puzzle-solutions which, employed as models or examples, can replace explicit rules as a basis for the solution of the remaining puzzles of normal science“ (S. 237). Kuhns Aussagen über Paradigmen sind auch in der Psychologie verbreitet, fast populär geworden, trotz ihrer teils recht allgemeinen Fassung (Hoyningen-Huene, 1989; zur Kritik siehe auch Sturm & Mülberger, 2012). – Hier wird in der Regel der Begriff *Methodentyp* vorgezogen und der Begriff *Paradigma* für prägnanter formulierte Musterbeispiele psychologischer Methodik reserviert.

Fraglich ist, inwieweit die Begriffe Paradigma und Paradigmenwechsel überhaupt sinnvoll auf die Verhältnisse der Psychologie angewendet werden können und ob es sich nur um allgemeine Heuristiken handelt, die aufgrund empirischer und rezeptionsgeschichtlicher Studien differenziert werden müssen. Robins, Gosling und Craik (1999) erläutern die Ergebnisse ihrer scientometrischen Untersuchung von Trends in der psychologischen For-

schung (kognitive Psychologie), indem sie sich auf die von Kuhn, Lakatos und Latour geschilderten Perspektiven des wissenschaftlichen Fortschritts beziehen (S. 127 ff). Kuhn (1976) habe die Entwicklung einer Wissenschaft von einem vorparadigmatischen Stadium mit mehreren konkurrierenden Schulen zu einem paradigmatischen, als normal anzusehenden Stadium mit einem einzigen dominierendem Paradigma gemeinsamer Annahmen und Methoden beschrieben, wobei das dominante Paradigma in der weiteren Entwicklung durch eine Folge wissenschaftlicher Revolutionen schließlich durch ein neues verdrängt werde. Lakatos' (1970) Sicht der wissenschaftlichen Entwicklung läuft darauf hinaus, dass eine Schule und ein Forschungsprogramm dann angesehen sind, wenn sie progressiv sind, d.h. sich bewähren und neue Vorhersagen ermöglichen. Aus dieser Sicht können mehrere Forschungsprogramme durchaus koexistieren, ohne dass es notwendig zu einem letztlich einheitlichen Paradigma komme. In der wissenschaftlichen Konkurrenz der Schulen kann es Fortschritte, Verfall, Degeneration, auch Wiederbelebung geben, wenn es gelingt, neue Hypothesen und empirische Entdeckungen zu erreichen.

Latour (1987) argumentiere dagegen – so Robbins et al. (1999) – in konstruktivistischer Weise: die wissenschaftliche Aktivität, dass die Art, wie wissenschaftliche Informationen kommuniziert werden, d.h. das wirksame Publizieren, bestimmt, was Aufmerksamkeit findet und weit bekannt wird. Die Autoren verweisen auf Forschungsprogramme der *Cognitive Neuroscience*, die ursprünglich aus gegensätzlichen Orientierungen stammen, sich jedoch verbinden, dabei interdisziplinär werden und über fachliche Grenzen hinaus durchlässig, nicht mehr inkommensurabel, sondern fruchtbar sind.

Klaus Riegel (1980) befasst sich in seinen *Grundlagen der dialektischen Psychologie* mit der dialektischen Theorie der menschlichen Entwicklung und des Alterns. Er schildert Weltbilder, Modelle und paradigmatische Richtungen der Entwicklungstheorie und die kontinuierlichen und diskreten Entwicklungsmodelle. Er bleibt auf einer allgemeinen Ebene und analysiert nicht einzelne Arbeitsrichtungen im Detail der Empirie. In diese entwicklungspsychologische Sicht sind jedoch zwei sehr knappe biographische Skizzen von Jean Piaget und Wilhelm Wundt eingebettet, um charakteristische Verläufe zu veranschaulichen. An der traditionellen Entwicklungspsychologie kritisiert Riegel u.a. die „Ruhe des Gleichgewichts“, während er dialektische Interaktionen und Entwicklungen herausstellt. Einige seiner Argumente gewinnt er aus der „relationalen Basis von Sprache. (...) Im dialektischen Paradigma wird die Interaktion zwischen individueller und historischer Entwicklung betont, und beide Entwicklungsstränge werden auf ihre inneren und äußeren Grundlagen zurückgeführt. (...) Durch dialektische Interaktionen entwickeln sich so Individuen wie Gesellschaften vorwärts zu immer neuen Leistungen und immer neuen Strukturen“ (S. 41).

Riegel referiert (S. 45 f) Kuhns Sichtweise der *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962), die Piagets Theorie der kognitiven Entwicklung entsprechen würde, denn Piaget fasse Übergänge zwischen verschiedenen Perioden als konstruktive Krisen auf. „Innovatoren von Paradigmen sind hervorragende Wissenschaftler, die neue Perspektiven und Interpretationen von Daten liefern, welche entweder bereits vorliegen oder die im Hinblick auf das vorgeschlagene neue Paradigma gesammelt worden sind. Verschiedene wissenschaftliche Paradigmen können gleichzeitig nebeneinander bestehen... (...) Einen wesentli-

chen Fortschritt in den Wissenschaften gibt es aber nur durch Wechsel von einem Paradigma zu einem anderen. Durch jedes neue Paradigma kommt neues Wissen hinzu, und so wird die allgemeine Entwicklung einer Disziplin, d.h. die Entwicklung der normalen Wissenschaft gefördert“ (S. 46 f).

Das Kapitel *Dialektische Operationen als erste und letzte Phase der kognitiven Entwicklung* schildert, häufig auf Piaget zurückkommend, Subjekt-Objekt-Relationen, zeitliche Relationen und Entwicklungsstufen von Dialogen sowie die relationale Basis von Sprache. *Die zeitliche Struktur von Dialogen* und *Individuelles Erinnern und Kollektive Vergangenheit* bilden weitere Kapitel, bevor Riegel *Krisen im Erwachsenenalter* untersucht. Schlüsselbegriffe sind Veränderung, Widerspruch, aber auch Krise und Entfremdung – mit Blick auf Kindes- und Erwachsenenalter, in Biographie, Karriereentwicklung und Leben eines Wissenschaftlers, speziell die Überwindung paradigmatischer Krisen durch außergewöhnliche Individuen. Hier skizziert er sehr knapp zwei Wissenschaftler-Biographien, um „die Koordinierung der Individualentwicklung mit den Veränderungen in der sozialen Bezugsgruppe zu veranschaulichen. (...) Mindestens zwei bekannte Psychologen gibt es, deren wissenschaftliche Laufbahn anhand der Entwicklung mehrerer Paradigmen beschrieben werden kann: Piaget und Wundt“ (S. 168). Zu Wundt schreibt er im Vergleich zu Piaget: „Ein besseres Beispiel für die konstruktive Übernahme paradigmatischer Richtungen durch einen Wissenschaftler sowie die mangelnde Beachtung seiner späteren weiterführenden Arbeiten stellt Wilhelm Wundt dar“ (S. 171).

Riegel möchte drei Phasen unterscheiden: die Physiologische Psychologie, die Psychologie der Gefühle und die Völkerpsychologie. Dieses Schema repräsentiert jedoch kaum Wundts Werk und die in der Forschung liegenden Dynamik, außerdem trifft der behauptete Übergang nicht zu, denn Wundt hatte akademischen Ämter in der Mitte und nicht am Ende seiner Laufbahn. Angesichts der zahlreichen deutschen und internationalen Ehrungen für sein Werk gab es kaum einen Anlass für ein „Zurücktreten“. Die Analyse der Rezeption legt andere Hypothesen nahe, weshalb Wundts Werk nach der Jahrhundertwende an Einfluss verlor und Wundt zum Außenseiter wurde (vgl. Fahrenberg, 2011). Diese Bedingungen hat Riegel in seiner Skizze nicht erfasst.

„Die Beschreibung der wissenschaftlichen Laufbahn dieser beiden Psychologen diente dem Zweck, deutlich zu machen, wie in außergewöhnlichen Fällen ein Individuum aus dem herrschenden Paradigma ausbrechen kann, das die Grenzen für die Entwicklung des ‚Durchschnittsmenschen‘ einschließlich des ‚Durchschnittswissenschaftlers‘ setzt. Das ermöglicht uns zugleich, den sich wechselseitig beeinflussenden Entwicklungsfortschritt von Individuum und Gesellschaft folgendermaßen zu charakterisieren: Historischer Fortschritt kommt durch Generationenwechsel zustande, durch das Ersetzen einer Kohorte führender Individuen durch die nächste. Die Individuen verändern sich im Verlauf ihrer Entwicklung, aber sie leisten ihre wesentlichen Beiträge in einer nur begrenzten Zeitspanne, meist um das mittlere Erwachsenenalter herum. (...) Das Individuum, vor allem das kreative Individuum, bewirkt sozialen Wandel; aber sowie die Veränderungen in Gang gesetzt sind, wirken die neuen Bedingungen zurück auf das Individuum. Vielleicht ist das Individuum Vertreter einer neuen paradigmatischen Richtung gewesen; veraltet diese Konzeption und wird von einer neuen Richtung abgelöst, kommt es zu einer Krise, in der sich die qualitati-

ven Veränderungen in den Interaktionen zwischen individueller und gesellschaftlicher Entwicklung widerspiegeln. Krisen, die von einem Individuum ausgelöst werden, können in der Gesellschaft zu Revolutionen, z.B. wissenschaftlichen, führen“ (S. 174).

Zum Thema Dialektik der Zeit räumt Riegel ein, dass das Leben auch von wechselnden Bedingungen und Zwängen beeinflusst ist. Er diskutiert außerwissenschaftliche Grundlagen des ‚Krisen-Konzepts‘ (S. 179 ff), ökonomische Krisen, Naturereignisse u.a. Faktoren. „Wenn wir die Wissenschaftsentwicklung als einen kontinuierlichen kumulativen Prozess auffassen, dann erscheinen Krisen als unangenehme Störungen; fassen wir sie dagegen als ein Fortschreiten in diskreten Sprüngen auf, dann sind Krisen notwendige Schritte der Erweiterung unseres Wissens. In beiden Theorien werden jedoch nicht die Gründe und Ursachen für Krisen präzisiert, weshalb wir unsere Ausführungen erweitern müssen. Indem wir zeigen, dass Krisen am Schnittpunkt verschiedener Fortschrittsdimensionen erzeugt werden, – besonders durch interaktive Veränderungen entlang der individuell-psychologischen und der kulturell-soziologischen Dimension – spezifizieren wir nicht nur die Fortschritte in den Wissenschaften, sondern auch in der politischen Geschichte“ (S. 179).

Riegel, der Böhlers Buch nicht zitiert, erläutert ideengeschichtlich zwei hauptsächliche Krisen-Konzepte: „Die eine Richtung betrachtet Entwicklung als ein Fortschreiten in qualitativen Sprüngen und als strukturelle Reorganisation. Sie repräsentiert die kontinental-europäische Denkweise und ist, seit der Katastrophentheorie von Cuvier (1769-1832), in den Entwicklungstheorien von Rousseau, Pestalozzi, Spranger, Piaget und in jüngster Zeit in den Schriften von Velikovsky (1950, 1955) enthalten. Die andere Richtung interpretiert Entwicklung als eine kontinuierliche Aufsummierung von Erfahrungs- oder Informations-elementen und spielt die Bedeutung struktureller Reorganisation herunter. (...) Diese Richtung hat ihren Ursprung in England und gewann durch die Arbeiten von Lyell, Darwin und Galton wesentlichen Einfluss auf die Biologie sowie die Verhaltens- und Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten. Wie ich in Kapitel 2 gezeigt habe, lassen sich diese beiden Denkrichtungen auf unterschiedliche ökonomische und politische Ideologien zurückführen und müssen durch einen dritten, den dialektischen Standpunkt erweitert werden, der beide Theorien als einseitig hinstellt“ (S. 180).

„Im Verlauf des Aufbaus ihrer Karriere explizieren Wissenschaftler ihre paradigmatische Richtung in Lehrveranstaltungen und demonstrieren sie durch Zusammenarbeit mit wenigen gleichgesinnten Kollegen und Schülern. Sind sie etabliert, bilden sie ihre eigenen ‚Scientific Communes‘ und vermitteln ihre Vorstellungen in Berichten und Artikeln, bis sie in Lehrbüchern und Forschungsprogrammen feste Formen annehmen. Diese Gruppe bildet die Basis für ihre Tätigkeit und ihren Erfolg. Aber je weiter sie vorankommen, desto stärker finden sie auch Anerkennung bei anderen Gruppen, die sich durch gemeinsames Wissen und miteinander geteilte Technologie als zusammengehörig fühlen. Schließlich vertritt die erweiterte Gruppe ein neues Paradigma, das durch ihre Anstrengungen eine neue konstruktive Interpretation eines wissenschaftlichen Problembereichs möglich macht.

Ist eine Wissenschaftlergeneration erfolgreich, zwingt sie andere in die Opposition und weist die Ansätze älterer, vorangehender Kohorten als defizitär zurück. Das schafft Konflikte zwischen gleichzeitig bestehenden Paradigmen und Krisen bei den vorangehen-

den Generationsangehörigen. Diese Diskrepanzen bestehen zwischen Gruppen, sind aber geschaffen von Individuen. Sie betreffen die einzelnen Mitglieder koexistierender Gruppen, die stärkstem Wettbewerb ausgesetzt sind. Die Vorstellungen der Vertreter vorher gültiger Paradigmen werden als obsolet hingestellt, obwohl die Individuen, die sie vertreten, ein solches Urteil wahrscheinlich gar nicht akzeptieren. Tun sie es doch, geraten sie in eine persönliche Krise. Eine Zeitlang werden sie einige gleichgesinnte Kollegen finden, auf die sie sich stützen, aber diese Personen passen sich vielleicht erfolgreicher den veränderten Bedingungen an, indem sie in ihrer individuellen Karriere weiter vorwärts kommen, sich aus dem Institut zurückziehen und organisatorische und administrative Ämter übernehmen. Schließlich bleiben nur die unerschütterlichsten Verfechter des alten Paradigmas übrig, und zwar in einem Krisenzustand“ (S. 181 f).

Diese Überlegungen werden weitergeführt: Konzepte der Veränderungen und der Zeit, biologische und psychologische Ereignissequenzen, individuell-psychologische und kulturell-soziologische Veränderungen. In einigen Abschnitten erweitert Riegel den Blick von den Wissenschaften auf die Entwicklungsverläufe in anderen Bereichen, insbesondere auf die Künste, auf Malerei und Musik (S. 178), allerdings nicht auf Mode, Neuheiten, Stile und populäre Strömungen oder auf psychologische Phänomene wie Sättigung, Neuheit, das Kontrastprinzip (Wundt). Die Bedeutung von Publikationsraten, Vermittlung durch Medien, Interessengruppen usw. wird nicht näher erörtert.

„Obwohl es große Unterschiede zwischen den Stilrichtungen in der Kunst gibt, existiert doch eine innere Logik, die ihrer Entwicklung im Verlauf der Geschichte zugrunde liegt. Eine derartig geordnete Sequenz ist noch charakteristischer für die Naturwissenschaften. (...) Obwohl ich nicht für ein kumulatives Modell der Wissenschaftsentwicklung eintrete ..., lässt sich doch nicht leugnen, dass die Wissenschaften durch die unablässigen Anstrengungen vieler Individuen über viele Generationen hinweg geschaffen worden sind, die alle Stück für Stück etwas zum Wissensstand beigetragen haben.“ Doch die Entwicklung werde, nach Kuhn, auch durch Stilwandel, Fortschritte in der Technologie und das Aufeinanderprallen wissenschaftlicher Paradigmen (z.B. Behaviorismus vs. Kognitive Psychologie) bestimmt. „Der Wissenszuwachs innerhalb der Wissenschaft geschieht jedoch nicht nur in paradigmatischen Sprüngen; die verschiedenen Richtungen sind vielmehr auch auf strukturell vielfältige Weise miteinander verflochten, was gleichzeitig bestehende Rivalität sowie progressive Differenzierung und Integration widerspiegelt ...“ (S. 178)

Kommentar

Riegel vermittelt ein breites Arsenal an Begriffen und Sichtweisen der dialektischen Psychologie und gibt damit viele Anregungen, den Interessenwandel und die Krisen, aber auch die Moden in der Psychologie zu beschreiben. Die von Riegel, und zuvor besonders von Kuhn, versuchten Interpretationen bleiben jedoch sehr im Allgemeinen und beziehen nicht die Frage nach der Gültigkeit solcher Deutungen ein. In längeren Passagen machen sie den Eindruck spekulativer sozialpsychologischer Deutungen. Viele Aspekte des geschilderten Paradigmenwechsels könnten schematisch auch für berufliche Karrierewege oder für politische Programme, für die Produktentwicklung und den Erfolg auf dem Markt gelten. Hier

wären viel gründlichere Untersuchungen sowohl einzelner Wissenschaftler-Biographien als auch ideengeschichtlicher Entwicklungslinien erforderlich. Genauere Analysen der Rezeptionsgeschichte, wie für Wundts Werk, könnten dann zeigen, dass die groben Schemata über Paradigmenwechsel oder lebenslauftypische Entwicklungsphasen unzureichend sind. Auch die trivialen Gründe einer Verbreitung der innovativen Konzepte, der populären Rezeption oder der Dominanz in Wissenschaftler-Gruppierungen, die Hemmnisse und Gründe für Außenseiterpositionen werden biographisch oft viel komplizierter sein als in Kuhns oder auch Riegels Konzeptionen.

Denkstile der Psychologie

In ihrer psychologiegeschichtlich-epistemologischen Arbeit hat Schmidt (1995) vorgeschlagen, generell einen nomothetisch-erklärenden und einen verstehend-geisteswissenschaftlichen Denkstil zu kontrastieren. Dieses Schema erschwert jedoch gerade den Zugang zu Psychologen, die sich wie Wundt oder Freud durch eine anspruchsvollere perspektivische Sicht auszeichnen. Schmidt spricht allgemein von einem dualen System, einer Zweiteilung bzw. Bifurkation, auch von einem „Komplementaritätsangebot“ (S. 83 f), bezieht sich aber nicht näher auf Bohrs Komplementaritätsprinzip. Der Begriff „Denkstil“ kann hier fast so klingen, als ob es nur um völlig zu relativierende „kognitive Stile“ ginge, ohne die Frage der Angemessenheit hinsichtlich Erkenntnismethode und Resultaten. Vielleicht gelangen wissenschaftsgeschichtliche Darstellungen gelegentlich zu einer anderen Auswahl von Themen und zu anderen Einschätzungen, weil sie nicht aus der Perspektive eigener empirischer Forschungsarbeit und Methodenerfahrung in diesen Bereichen geschrieben sind. Aus diesen psychologie-geschichtlichen Ordnungsversuchen ist eher zu folgern, dass einfache Schemata wie der Gegensatz verstehender und erklärender Psychologie bei weitem nicht ausreichen werden, die hauptsächlichen Muster typischer Einstellungen und Wissenschaftskonzeptionen abzubilden. Die Unterschiede sind – auch aus der Sicht Flecks – nicht eindimensional bzw. nach dem Schema zweier Denkstile zu erfassen. Solche kategorial und methodologisch nicht hinreichend analysierte Dualismen wie natur- versus geisteswissenschaftlich, nomothetisch versus idiographisch, mathematisch und quantitativ versus interpretierend und qualitativ usw. sind wenig hilfreich.

Auch Benetka (2002) versucht, typische „Denkstile“ hervorzuheben. Er skizziert Kants Position, Herbarts Revisionen und Wundts Programm. „Es gibt diese ‚zentrale Idee‘ in der Wundtschen Psychologie, eine Idee, die von nachfolgenden Generationen wissenschaftlicher Psychologen dann aber – wenn schon nicht ‚überwunden‘ – so doch einfach fallen gelassen wurde: das Prinzip der psychischen Kausalität, d.i. die Überzeugung, dass Psychisches nur aus Psychischem entstanden, psychische Zustände also als nichts anderes als Wirkungen psychischer Ursachen aufzufassen sind. Um diese Grundüberzeugung lassen sich all die anderen Grundsätze gruppieren, die der Wundtschen Psychologie von Anfang an zugrunde lagen: der Anti-Materialismus, die Auffassung der Psychologie als Grundlagendisziplin der Geisteswissenschaften, das Verständnis des Psychischen als Prozessgeschehen, der historische Zugang, d.h. das Bemühen, Seelisches stets in seiner Entwicklung zu begreifen, etc.“ (S. 66). Weiterhin diskutiert Benetka ausführlich Wundts voluntaristi-

sche Tendenz, außerdem die Experimentalpsychologie und die – aus seiner Sicht – ahistorische Völkerpsychologie. Auch die Dilthey-Ebbinghaus-Kontroverse wird besprochen mit der Anmerkung, dass sie zumindest nach der damals vorherrschenden Einschätzung mit einer „Niederlage“ Diltheys endete (S. 113 ff). Quellen sind nicht angegeben.

Benetka geht kaum auf die Auseinandersetzung mit Kant und nicht auf den psychophysischen Parallelismus und die einzelnen Prinzipien der psychischen Kausalität ein. Auf diese Weise sind weder Wundts Absichten noch sein „perspektivischer Monismus“ oder seine Grundlegung der Psychologie als empirische Geisteswissenschaft adäquat zu erschließen. In Benetkas Aufzählung fehlen interessanterweise die erkenntnistheoretischen Prinzipien, die Zurückweisung einer naiven und einer nur spekulativen Psychologie, Wundts Beharren auf methodischer Genauigkeit und kompetenter Kritik, also die herausragende „Wissenschaftlichkeit“. Wird die Lehre von der psychischen Kausalität als Denkstil angesehen? Ist die originelle Wissenschaftstheorie Wundts insgesamt nur ein Denkstil? Dieser von Ludwik Fleck übernommene Begriff kann hier fast so klingen, als ob es nur um völlig zu relativierende „kognitive Stile“ ginge, ohne die Frage der Angemessenheit hinsichtlich Erkenntnis Methode und Resultaten. Fraglich bleibt, inwieweit Benetka den besonderen Denkstil Wundt aufgefasst hat, die eigenartige Perspektivität und den anspruchsvollen, häufigen Perspektiven-Wechsel. Benetka referiert zwar die scharfe Kritik von Ebbinghaus (1896) an Dilthey, schränkt jedoch aus heutiger Sicht nicht diese grobe Alternative ein (siehe auch Riedel, 1981), sondern spitzt diese sogar zu.

4.6 Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftspsychologie von Krise und Erneuerung

Wissenschaftspsychologie

Die Entwicklungsdynamik und die Krisen der Psychologie werden gewöhnlich ideengeschichtlich oder wissenschaftssoziologisch diskutiert: die Institutionalisierung und Fakultätszugehörigkeit der Psychologie, Spezialisierung und Professionalisierung, Fachgesellschaften und Organisationsformen. Wenn die Beschreibung von Denkstilen und die Ausbildung „erfolgreicher“ Ideen und dominierender Richtungen versucht wird, hat das eher sozialpsychologische als soziologische Aspekte. Jedenfalls sind hier Institutionen, Rollen und Normen weniger interessant als die Interaktion innerhalb und zwischen Wissenschaftlergruppen sowie die individuellen und die typischen Einstellungen. Auch allgemeinspsychologische Perspektiven auf Problemlösungsverhalten und Wissenserwerb wären zu nennen, sogar Persönlichkeitseigenschaften und stilistische Merkmale. Die individuellen Charakteristika scheinen eher als Thema der Biographien zu gelten. Die Wundt-Bühler-Kontroverse oder die Wundt-Stumpf-Kontroverse sind, abgesehen von den persönlichen Angriffen auf Freud, eher seltene Beispiele von heute noch erinnerten Kontroversen, in denen auch ad personam argumentiert wurde. Andere Stichwörter der *Wissenschaftspsychologie* wären

beispielsweise: individuelle Bedingungen der Kreativität und der adäquaten Rezeption, kognitive Stile und Problemlösungs-Strategien, Neugierverhalten, eventuell auch Kontrast- bzw. Sättigungsphänomene angesichts eines unattraktiv gewordenen Hauptstroms, der kaum besondere Fortschritte erwarten lässt. Riegel (1980) und Traxel (1985) nannten weitere Gesichtspunkte.

Bemerkenswert ist, dass typische Einstellungen von Wissenschaftlern, Präferenzen für wissenschaftstheoretische Positionen oder die Selbsteinschätzung, einer bestimmten Richtung oder Schule anzugehören, bisher nicht untersucht wurden. Auch heute ist unbekannt, wie die Einschätzungen der Psychologie als Wissenschaft und Beruf lauten, z.B. unter Professoren, Studierenden und Praktikern der Psychologie. Die Expansion der Disziplin und die Attraktivität des Studiums scheinen, trotz aller Kontroversen, eine klare Antwort zu geben. – Oder besteht hier vor allem eine aus vielen Gründen resultierende *pragmatische* Haltung? Die Psychologiegeschichte ist noch nicht auf die Zeitgeschichte ausgedehnt worden, und die Wissenschaftspsychologie ist unterentwickelt; es sind nur verstreute Hinweise zu finden. Als Beispiele werden hier Bemerkungen des Psychologie-Historikers Traxel (1985) zitiert.

„Für die Entstehung und den Aufbau einer Wissenschaft reichen große Gedanken und große Entdeckungen nicht aus. Die Leistungen einzelner Genies, deren Namen später in den Geschichtsbüchern stehen, sind für die Wissenschaft oft oder meistens nur beschränkt tauglich, weil sie schwer verständlich, fragmentarisch oder widersprüchlich sind oder teilweise exotisch anmuten, jedenfalls den wissenschaftlichen Aufnahmebedingungen nicht genügen. Wenn aber an einem solchen Werk doch einiges dran ist, das – aus der augenblicklichen Situation gesehen – irgendwie zukunftsträchtig erscheint, so findet sich alsbald eine Gruppe professioneller Wissenschaftlicher zusammen und macht sich an die Arbeit, indem sie dieses Werk sichtet und prüft, kommentiert, modifiziert, zurechtschneidet und mit anderem amalgamiert, bis es schließlich eine Gestalt angenommen hat, in der es vor der wissenschaftlichen und auch vor einer breiteren Öffentlichkeit präsentabel ist und von dieser akzeptiert werden kann. Regelmäßig kommt es dabei zu starken Vereinfachungen, deren Vergröberungen, manchmal auch zu fundamentalen Missverständnissen; aber dies ist dem Gelingen des Ganzen nicht abträglich, manchmal sogar eher förderlich. Die Gruppe, die alles ins Werk setzt, nenne ich eine ‚Zunft‘“ (S. 75 f). „Die Art einer informellen, ja nicht einmal aus einer bewussten Zielsetzung erfolgenden Selbstregulation ist sicher weit wirkungsvoller als jeder absichtliche Versuch, etwa durch direkte Vorschriften, die ohnedies kritischen Zunftgenossen auf dem rechten Weg zu halten. Die meisten von ihnen erkennen die geltenden Standards und werden sich danach richten“ (S. 77).

„Und doch hat die Aufgeschlossenheit der Zunft ihre Grenzen. Sie werden in dem Augenblick sichtbar, in dem ihr zugemutet wird, die Denkgewohnheiten zu durchbrechen oder aufzugeben, in denen ihre Mitglieder aufgewachsen sind, und in denen das Fundament der gemeinsamen Überzeugen liegt“ (S. 78). „Die Schule muss kämpfen, um sich Geltung zu verschaffen und sich – eventuell – durchzusetzen. Dies hat einen engeren persönlichen Zusammenhang unter ihren Mitgliedern zur Voraussetzung, und daher werden Schulen meist nach Universitätsorten oder nach ihren Oberhäuptern benannt, was bei der Zunft nicht möglich wäre. Die Toleranzgrenzen sind in der Schule viel enger gesteckt als in der weit

liberaleren Zunft. Der Schule geht es ja gerade nicht um Vermittlung, und wer hier an einem speziellen Grundsatz rüttelt, kann schnell aus der Schule hinausfliegen und in der anonymen Zunft untertauchen. Das bedeutet nicht, dass die Schule an sich ‚unzünftig‘ sein müsste. Im Gegenteil. Sie kann ja nur auf die Zunft wirken, solange sie ihr – wenn auch als abgehobene Gruppe – noch angehört. (...) Falls eine Schule ans Ziel kommt, die Überzeugungen der Zunft verändert und nun ihrerseits auf der Höhe der Zeit steht, so beginnt damit auch schon ihr Niedergang. Denn sie wird nun von der Zunft aufgesogen. Eine große Zahl von Zunftgenossen bemächtigt sich jetzt der Aspekte und Ergebnisse der Schule, klopft sie von allen Seiten ab, sichtet und ordnet, verallgemeinert und reduziert sie und macht sie zum Allgemeingut, das in die Lehrbücher eingebaut wird, wobei schon bald zunehmend ungenauer aus zweiter, dritter oder zehnter Hand zitiert wird, während die Originalarbeiten kaum mehr gelesen werden. Die Oberhäupter der Schulen werden zu ‚Klassikern‘, die sich gelegentlich noch in Sachen der Schule zu Wort melden, deren Einfluss auf die weitere Entwicklung aber nicht mehr erheblich ist“ (S. 78 f).

Lorraine Daston (1998) untersucht *Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität* und nennt schildert in diesem Zusammenhang die Konstellationen von wissenschaftlichen Inhalten, Institutionen, und einzelnen Wissenschaftlern. Einige der Aspekte und Eigenheiten können als wissenschaftspsychologische Fragestellungen angesehen werden (sie gebraucht diesen Begriff nicht). Daston möchte nicht die angeblichen Unterschiede zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften (Kulturwissenschaften) im Sinne der Debatten über nomothetische versus ideographische Wissenschaften oder über die „zwei Kulturen“ diskutieren, sondern nur zwei Aspekte: die Beziehungen zwischen den Naturwissenschaften und der Kultur, in die sie eingebettet sind, und die eigenständige Kultur der Naturwissenschaften. Als Beispiel für die kulturelle Einbettung der Naturwissenschaften wählt sie den Begriff der wissenschaftlichen *Objektivität* und das Ideal „einer autonomen, neutralen Wissenschaft.“ Daston zitiert den Wissenschaftssoziologen Robert Merton, der vier Normen wahrer Wissenschaft aufstellte: Universalismus, Unparteilichkeit, organisierter Skeptizismus, Autonomie und Neutralität des Wissenschaftlers: „... er müsse persönliche Vorteile zurückstellen, wenn es um das Herausfinden der Wahrheit gehe, und ebenso seine Glaubensüberzeugungen“ geht (S. 19). Merton gab viele Beispiele ideologisch motivierter Repressionsmaßnahmen und Unterdrückung unerwünschter wissenschaftlicher Ergebnisse.

Daston betrachtet Autonomie und Neutralität hinsichtlich der drei Aspekte: wissenschaftliche Inhalte, Institutionen, und einzelne Wissenschaftler. Sie schildert, dass herausragend bewährte wissenschaftliche Leistungen sich durchaus mit Diskriminierungen und Gezänk, falschen Ausgangspositionen, religiösen Glaubenslehren und anderen Grundüberzeugungen vermischen können. Zumindest die Inhalte sollten frei sein von „kulturellen Kontaminationen“ (S. 21). Sie untersucht ausführlich den Begriff der „Objektivität“. Erst seit Kant beziehe sich *objektiv* auf die äußere Realität, während *subjektiv* Persönliches und Inneres bedeute. In den Naturwissenschaften habe Ideal der Objektivität verschiedene Aspekte: die mechanische Objektivität als Ausschaltung aller Formen menschlicher Eingriffe in die Natur, die Abbildung durch den Fotoapparat: Diese Form der Objektivität mache deutlich, dass es im wesentlichen um Ethik geht, nicht um Epistemologie, d.h. primär um

Authentizität, wahrheitsgetreu (naturalistisch) zu sein, statt um Genauigkeit (S. 14 f). Wissenschaftliche Objektivität heiße mit Max Weber: den „unbequemen Tatsachen ins Auge zu sehen.“ „Kollektiver Empirismus und Objektivität gehören genauso wesentlich zu den Kulturwissenschaften wie zu den Naturwissenschaften.“ Kollektiver Empirismus bedeute die Schaffung eines räumlich und zeitlich weitgespannten Netzwerks von Forschern, die miteinander kommunizieren im Gegensatz zu einsamer Reflexion. Daston betont „die gemeinsame Verpflichtung auf Empirismus und Objektivität, weil ich den starken Verdacht habe, dass die gegenläufige Unterscheidung von Natur- und Kulturwissenschaften viele wichtige Ähnlichkeiten in den Begründungs- und Argumentationsstandards verdeckt. Es gibt mehr Möglichkeiten als nur ‚Gegensatz‘ und ‚Komplementarität‘“ (S. 37).

Außerwissenschaftliche Einflüsse

Das Erscheinungsjahr 1874 für die markanten Bücher von Wilhelm Wundt und Franz Brentano ist ein Zufall. Gilt dies auch für den Sachverhalt, dass in den Jahren 1926 bis 1928 Spranger und Bühler in Deutschland (dazu noch Driesch), Politzer in Frankreich und Wygotski in Russland eine tiefreichende *Krise der Psychologie* schildern? Liegt es nicht nahe, dass solche Betrachtungen in der Nachkriegszeit und der generellen Krisenlage Anfang der 1920er Jahre gefördert wurden, in Deutschland auch mit dem Inflationsjahr 1923? (Oswald Spenglers einflussreiches Buch *Der Untergang des Abendlandes* erschien in zwei Bänden 1918 und 1922, Ernst Zimmers populärer *Umsturz im Weltbild der Physik* im Jahr 1934.) Das Maximum der Weltwirtschaftskrise lag zwischen 1929 bis 1932. Gab es in jenen Jahren auch außerhalb Europas, speziell in den USA, eine verstärkte Krisendiskussion? Gab es eine vergleichbare Krisendiskussion auch in anderen Disziplinen? Recherchen zu diesen Fragen könnten sich auf Publikationen und Internet-Quellen stützen, werden jedoch terminologisch erschwert, da es ähnliche Namen für diesen Sachverhalt gibt, z.B. „Chaos in der Psychologie“ (McDougall, 1930).

Die eindringlichsten Umbrüche und Veränderungen der Psychologie gab es durch die politische und weltanschaulich-totalitäre Ausrichtung während der NS-Herrschaft und während des „real existierenden Sozialismus“ in der DDR – jedenfalls für wichtige Gebiete der Psychologie. Bemerkenswert ist, dass diese ideologischen Umformungen im psychologiegeschichtlichen Rückblick offenbar nicht als *Krisen* bezeichnet und diagnostiziert wurden; es scheint bei den Autoren der neueren Krisendiskussion auch keine Ansätze vergleichender oder typisierender Interpretation zu geben. Wissenschaftssoziologisch und psychologisch gibt es gewiss Ansatzpunkte, das „Postulat der Neutralität der Wissenschaft“ unter dem Druck ideologischer Anpassung zu betrachten und die praktischen Konsequenzen der weltanschaulichen Voraussetzungen zu analysieren. Weitere Interpretationshypothesen kann der Blick auf Nachbardisziplinen und die Suche nach analogen Verläufen ergeben. Der Katalog der Deutschen Nationalbibliothek nennt zwischen 1920 bis 1930 mehrere Büchern mit dem Wort „Krise“ im Titel. Allerdings erfüllen nicht alle „Krisenbcher“ die Erwartungen. So ist Strzygowskis (1923) Arbeit über die „Krisis der Geisteswissenschaften“ auf Kunstwissenschaft beschränkt und mit Krise meint der Verfasser laut Vorwort eigentlich die „Hochspannung“ zwischen der Sachforschung (Kunstforschung) des wissen-

schaftlichen Beobachters gegenüber der künstlerischen Ausbildung des Beschauers (Beschauerforschung). Aus solchen Gründen sind bibliometrische Ergebnisse ohne Prüfung der Inhalte problematisch.

Zu den außerwissenschaftlichen Bedingungen gehören die Wissenschaftsökonomie und der Wissenschaftsbetrieb. Primär sind die finanziellen Ausstattung und die zusätzliche Förderung von Forschung und Ausbildungseinrichtungen zu nennen, u. a. die durchaus kontroversen Entscheidungsverfahren von Universitätsleitungen und Ministerien, neue Professuren für bestimmte Teilgebiete (Fächer) der Psychologie einzurichten oder entsprechende Anträge abzulehnen. Eine ebenfalls kontroverse Angelegenheit kann es sein, inwieweit die Mehrheit der Fachvertreter bereit wäre, Professuren für als weniger wichtig geltende Bereiche, beispielsweise für „Geschichte und Wissenschaftstheorie der Psychologie“ einzurichten (siehe Schönplug et al., 2015), für *Historische Psychologie und Kulturpsychologie* (siehe Jüttemann, 2014) oder für Religionspsychologie (siehe Grom, 2010). Diese Fragen stellen sich um so mehr, seit die zunehmende Vereinheitlichung der Studiengänge, trotz unterschiedlicher Schwerpunkte in Masterprogrammen, die früher an einzelnen Instituten etablierten und gepflegten „kleinen Fächer“ weitgehend verschwinden ließ.

Da ein wesentlicher Anteil der Forschungsförderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und durch große Stiftungen geschieht, wird interessieren, wie die mehrheitlichen Entscheidungen der Gutachter zustande kommen und zuvor die Etatbildung für die einzelnen Disziplinen und Formen der Förderung (Einzelprojekte, Schwerpunkte, Sonderforschungsbereiche). In dieser Hinsicht könnte es, trotz des vorbildlichen Verfahrens zur Wahl der DFG-Gutachtergruppen, durchaus Anlässe für kritische Ansichten und grundsätzliche Kontroversen geben, wenn sich ein unterschiedliches Wissenschaftsverständnis zeigt. – Diese Entscheidungsprozesse sind aus guten Gründen nicht öffentlich, doch sind aufgrund der öffentlichen Berichte über geförderte Projekte durchaus empirische Analysen solcher Quellen möglich, allerdings ohne Kenntnis der Ablehnungen.

Erneuerungsrhetorik und Krisen-Rhetorik

Die Krisendiskussion in der Psychologie kann ihrerseits kritisch interpretiert werden: nicht als Ausdruck einer überdauernden Strukturkrise, sondern weitgehend als eine „Erneuerungsrhetorik“ und „Krisen-Rhetorik“, die hauptsächlich der eigenen Profilierung dient. So hat Herrmann (1991) in der Kritik an Legewie (1991) dessen Thesen und den Aufruf zu einer neuen diskursiven Psychologie bewertet (siehe Abschnitt 3.16). Auch zu dieser grundsätzlichen Frage der Psychologie gibt es also eine Kontroverse – wie sollte es anders sein? Herrmann unterscheidet zwischen den eigentlichen Erneuerern und den „Erneuerern auf Vorschuss“. Diese äußern sich programmatisch und mit Nachdruck bevor auf empirischer Ebene dargelegt ist, was aus der Idee oder aus der Methode heuristisch an Besonderem entstanden sei.

Herrmann gibt zu bedenken: „Wilhelm Wundt (1906, S. 342 Reden) nannte seine Psychologie „neu“, andere „alt“, aber er war tatsächlich ein Neuerer.“ Zu seiner Zeit gab es Andere, wie Brentano, die „keineswegs damit einverstanden gewesen wären, ihre eigene Epoche als Wundt-Epoche definiert zu sehen. Für sie war eher ihre eigene Psychologie die

„neue“ – und richtige. Im Weltmaßstab gab es damals überhaupt keinen Konsens darüber, die Wundtsche Psychologie als die Repräsentation jener Epoche zu betrachten. (...) Die Geschichte der Psychologie ist zunächst eine Geschichte wie diejenige anderer Wissenschaften: eine Geschichte des Erkenntnisgewinns. Diese recht kontinuierlich verlaufende Erkenntnisgeschichte ist begleitet von einer Geschichte globaler Erneuerungsbestrebungen vor allem theoretischer und methodologischer Art (z.B. Wundts experimentelle Erlebnispsychologie, Behaviorismus, Gestalttheorie, Informationsverarbeitungsansatz). Die Protagonisten dieser Erneuerungsversuche beanspruchten überwiegend die Allgemeinverbindlichkeit ihres Programms, sie konnten sich jedoch – wenn überhaupt – immer nur für kurze Zeit in größeren inhaltlichen und territorialen Bereichen der psychologischen Wissenschaft durchsetzen; nie hatte eine solche Neuerung eine echte Monopolstellung inne (auch nicht die Wundtsche Psychologie oder der Behaviorismus). Die wissenschaftliche Psychologie ist insofern stets pluralistisch gewesen (Herrmann, 1979) – und wird es bleiben“ (S. 23). Herrmann sieht bei allen Unterschieden, dass die Erneuerer auch heute demselben Sprachspiel oder denselben Argumentationsroutinen folgen (S. 22).

Bestehen bleiben jedoch über diese kritischen Einwände und stilistischen Beobachtungen hinaus mehrere Fragen:

- Stammen die überkritischen Urteile vielleicht eher von „Schreibtisch-Psychologen“ als von aktiven empirischen Forschern, eher aus der Strömung der Verstehenden und Phänomenologischen Psychologie sowie der Gesellschaftskritischen Psychologie als aus der Experimentalpsychologie oder den großen Praxisfeldern? Wäre dies ein Indiz des kritischen Potenzials, der erlebten Benachteiligung oder der geringeren praktischen Erfolgsergebnisse?
- Wie sind überhaupt die Bedeutung einer Erneuerung und die Eminenz eines Psychologen als Erneuerer einzuschätzen?
- Weshalb haben sich so viele herausragende Psychologen – über ein Jahrhundert der Psychologie hinweg – nachdrücklich über eine Strukturkrise der Psychologie geäußert?
- Gibt es Hinweise, dass die Krisendiskussion in der Gegenwart abgeebbt ist, d.h. die Dauerkrise rückblickend eher als Reifungskrise beurteilt wird, oder
- Könnte die Strukturkrise durch pluralistische Verträglichkeit überdeckt sein?
- Liegt es nicht auch im Gesamtinteresse der Disziplin und der Professionalisierung, an einer einheitlichen Theoretischen Psychologie zu arbeiten?

Hat das Thema „Krise der Psychologie“ tatsächlich an Interesse eingebüßt und wurden andere Namen oder Ausdrucksformen für das Thema gefunden? Einige Aspekte dieser Fragen können mit bibliometrischen und anderen scientometrischen Methoden etwas näher untersucht werden (siehe Kapitel 5). – Bestehen bleibt jedoch der Sachverhalt, dass über die Jahrzehnte hinweg viele bekannte Psychologen von einer Krise sprechen, kaum im Sinne einer Entwicklungs- und Reifungskrise, sondern einer Dauerkrise. Es ist eine überdauernde Strukturkrise, da sie in mehreren unvereinbaren Gegensätzen begründet ist: Nicht ein hauptsächlichlicher Gegensatz, nicht eine Antinomie, sondern eine Reihe fundamentaler Wi-

dersprüche, die sich mehr oder minder deutlich durch die Fachliteratur hindurch ziehen, falls solche Grundfragen überhaupt reflektiert werden.

Die Krisendiskussion führt zu systematischen Fragen, die aus Sicht der Wissenschaftssoziologie der Psychologie und – noch sehr unüblich – aus Sicht der Wissenschaftspsychologie gestellt werden können. Empirische Untersuchungsansätze, in denen die Präferenz und die relative Verbreitung bestimmter Überzeugungen, u.a. durch Einstellungsforschung, erkundet werden, sind seltene Ausnahmen. In der Psychologiegeschichte mangelt es an solchen Untersuchungen. Zwar werden die vielfältigsten biographischen Quellen und einzelne Publikationen bekannter Autoren ausgewertet, die erhaltenen Informationen werden jedoch „frei“ aus der eigenen Sicht interpretiert. Deshalb sind in dieser Art der Geschichtsschreibung so häufig Verallgemeinerungen über die Leitideen eines Autors, über dessen Akzeptanz, über die Gültigkeit und den „Impact“ bestimmter Auffassungen zu lesen, oft nicht einmal in Frageform oder mit Erwägen der Gegenthese. Verallgemeinerungen – vorsichtiger Art – sind als Hypothesen notwendig und anregend. Weshalb werden nicht die zugänglichen Daten genutzt und eigene scientometrische Analysen und – für Gegenwartsfragen – ggf. Interviews oder Einstellungsumfragen durchgeführt, um den Interpretationen mehr empirischen Gehalt zu geben?

Einheit und Vielfalt der Psychologie

Wie schwierig ein Abwägen der Argumente zur wissenschaftlichen Orientierung und Einordnung des Faches Psychologie ist, zeigt der vom Vorstand der DGPs 2013 beim Statistischen Bundesamt gestellte Antrag, die Psychologie künftig in die Kategorie „Naturwissenschaft“ einzuordnen. Die bisherige Zuordnung zu den Sprach- und Kulturwissenschaften entspreche nicht dem Selbstverständnis des Faches (Nachrichten der DGPs, 2015). Dieser Antrag ist in durchaus nachvollziehbarer Weise u.a. damit begründet, dass sich die bisherige „Einordnung auch negativ auf die Zuweisung von Finanzmitteln, z.B. im Rahmen der Aufstockung von Masterplätzen, auswirken kann.“ – In der aktuellen Klassifikation des Bundesamtes steht die Psychologie separat als Studienbereich 15 (Studienfach 132) neben den Erziehungswissenschaften und der Sonderpädagogik in der *Fächergruppe 01 Sprach- und Kulturwissenschaften*. In der *Fächergruppe 04 Mathematik, Naturwissenschaften* wäre die Nr. 45 die nächste freie Stelle nach Biologie und Geographie. – Ob diese Nachbarschaft überzeugender ist?“

Margraf (2015) nimmt in seinem Bericht über die *Lage der Psychologie* zu Erhalt und Einheit des Faches Stellung. „Die erste Frage lautet: Wird es zumindest eines Tages eine Einheitswissenschaft geben oder brauchen wir Spezialwissenschaften? Der offenkundige Kandidat für eine zukünftige „fundamentale“ Einheitswissenschaft wäre die Physik“ (S. 25). Margraf hält seinerseits eine künftige Einheitswissenschaft mit einer kompletten Reduktion auf elementare Physik für ausgeschlossen. Er weist auf die Diskussion von Einheitswissenschaft und Einzelwissenschaft von Fodor (1974) sowie Gedankengänge von Searle (2004,

2011, 2013) über Reduktionismus, Emergenz und multiple Realisationen hin, ohne jedoch auf die vorausgegangenen Kontroversen in der deutschsprachigen Psychologie einzugehen. Margraf plädiert zusammenfassend: „Unser Fach muss einen Richtungswechsel hin zu einer wirklich kumulativen Wissenschaft vollziehen. (...) Wir müssen sehr viel stärker kooperativ arbeiten“ (S. 28).

„Die Psychologie hat ein festes Fundament in der Untersuchung der menschlichen Informationsverarbeitung auf der Grundlage eines biopsychosozialen Ansatzes. Damit haben auch die verschiedenen Teildisziplinen der Psychologie eine starke gemeinsame Basis. Sie stimulieren und stärken einander, auch wenn gelegentlich Konkurrenz das Geschäft belebt. Bei einer Auseinanderentwicklung droht jedoch der Verlust dieses Vorteils. Es sind verschiedene Szenarien denkbar, zu Beispiel ein Auseinanderdriften eines ‚sozialen‘ Clusters (z.B. in Richtung Wirtschaftswissenschaften), eines ‚biologischen‘ Clusters (z.B. zu den Neurowissenschaften) und eines ‚klinischen‘ Clusters (z.B. zu den Gesundheitswissenschaften und Medizin). Dabei bliebe ein ‚Psycho-Cluster‘ als Rumpf zurück, der zunehmend weniger in den inhaltlichen Austausch eingebunden wäre und zudem wesentliche Ressourcen verlieren würde.“

„Nicht nur in Nachbarländern wie etwa Großbritannien kann der Wechsel wichtiger Teile der Arbeits-, Organisations- und Wirtschaftspsychologie in die Wirtschaftswissenschaften beobachtet werden. Auch eine Sogwirkung der Neurowissenschaften und der biomedizinischen Einrichtungen ist bei der Biologischen und der Klinischen Psychologie festzustellen, vielleicht in Zusammenhang mit Hoffnungen auf Zugewinne bei den Ressourcen. Unverhohlen sind in Österreich, der Schweiz und eben auch Deutschland die Versuche, die Psychotherapie aus dem Feld der Psychologie herauszulösen. Dies würde jedoch die Psychotherapie genau von den Wurzeln abschneiden, die Grundlage und Garant ihres modernen Erfolges sind. Umgekehrt würden auch die anderen Teile der Psychologie von einer derartigen Amputation massiv beeinträchtigt und dies nicht nur wegen des absehbaren massiven Verlusts an Ressourcen aller Arten (Studierende, Lehrende, Sachmittel, Forschungsgelegenheiten). In gleicher Weise sehe ich bei einem Abwandern der Bio- und Neuropsychologie die Gefahr des Verkümmerns der psychologischen Wurzeln und – um im Bild zu bleiben – der daraus entspringenden blühenden und fruchtbaren Triebe, die den psychologischen Ansatz von anderen neurowissenschaftlichen Zugängen unterscheiden. Die DGPs sieht es daher als eine ihrer zentralen Aufgaben, die Einheit des Faches nicht zu bewahren, sondern tatsächlich auch zu stärken“ (S. 18).

4. 7 Zusammenfassung

Seit den Anfängen der empirischen Psychologie wird – phasenweise zunehmend – über die „Krise der Psychologie“ geschrieben. Diese Krisendiskussion ist ihrerseits Gegenstand der Kritik geworden. Es wäre jedoch zu einfach, in der oft sehr pauschalen Erörterung der Krise nur eine unzufriedene Stimmung oder inzwischen weitgehend überwundene Wachstumsschwierigkeiten zu sehen, denn solche grundsätzlichen Diskrepanzen und Auseinandersetzungen

zungen haben erst vor zwei Jahrzehnten zur Abspaltung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* von der Fachgesellschaft DGPs geführt.

Die Krisendiskussion ist oft sehr allgemein gehalten und schließt auch Stereotype sowie pauschale Beurteilungen und Verurteilungen ein. Die bekannteste Streitschrift, Bühlers Krisenbuch, baut auf einer solchen, durchaus polemischen Fiktion auf: der angeblich zur Jahrhundertwende einheitlich bestehenden (Experimental-) Psychologie. Die späteren Beiträge bewegen sich häufig, wenn verschiedenen Strömungen kontrastiert werden, in sehr allgemeinen Begriffen. Dagegen war Willy in seiner ersten ausführlichen Diagnose der Krise genauer. Der Internationale Kongress für Psychologie in München scheint ihn durch – aus seiner Sicht philosophisch naive – Vorträge beeindruckt zu haben. Willy beschrieb die unterschiedlichen metaphysischen Annahmen in den Ausgangspositionen der angeblich rein empirischen Psychologie und analysierte ausführlich die Hauptbegriffe damaliger Psychologen. Er machte auf die offenen und die verdeckten philosophischen Annahmen aufmerksam.

Willy wies außerdem auf einen von anderen nur selten erwähnten Sachverhalt hin: Die Resultate der sich im Hauptstrom anscheinend so experimentell und naturwissenschaftlich ausrichtenden Psychologen konvergierten seit Fechner keineswegs so, wie es sein müsste. An diesen Divergenzen sei zu erkennen, wie unangemessen der wissenschaftliche Anspruch sei. Solche grundsätzlichen Widersprüche und die mangelnde Reflexion der philosophisch-erkenntnistheoretischen Voraussetzungen machen das Gewicht dieser Kritik aus. Willy beurteilte von seinem Standpunkt des Empiriokritizismus aus nicht allein die experimentalpsychologische Strömung, sondern auch Repräsentanten anderer Richtungen der Psychologie. In seiner Übersicht über die zeitgenössische Psychologie zeigt sich bereits der seitdem offenkundige und überdauernde Pluralismus der empirischen Psychologie. Trotz Willys scharfer und ironischer Kommentare scheinen seine Argumente kaum rezipiert und bald vergessen worden zu sein.

Die mangelnde Konvergenz, auch in vielen Bereichen der experimentellen Psychologie, oder die großen Unsicherheiten der Methodologie angesichts der pluralistischen Verfassung der empirischen Psychologie wurden noch auf längere Zeit kein wesentliches Thema. Entgegen einer weit verbreiteten Geschichtsschreibung war die 1904 gegründete *Gesellschaft für Experimentelle Psychologie* von Anfang an relativ offen für nicht-experimentelle, sogar geisteswissenschaftliche Themen (Elsenhans, 1904) und verhältnismäßig spekulative Vorträge ohne empirische Grundlagen.

Einige Autoren, ebenfalls schon zur Jahrhundertwende, weisen auf eine Anzahl unterschiedlicher Richtungen hin, nennen ein Dutzend oder mehr Richtungen und versuchen Gliederungen zu geben. In Beiträgen zur Krisendiskussion am häufigsten genannt wird die naturwissenschaftlich-experimentelle Hauptrichtung gegenüber anderen Strömungen. Diese Gegenüberstellung bleibt auch in der Folgezeit meist pauschal, ohne die einzelnen, zugrunde liegenden Postulate und Prinzipien hervorzuheben und genauer zu analysieren. Wygotski ist hier vielleicht der gründlichste Autor, denn er diskutiert fundamentale Kategorien, Postulate und Sichtweisen des Menschen, einschließlich der marxistischen Position. Er zitiert ausgiebig und entwirft die seines Erachtens notwendigen Schritte.

Die Krisendiskussion der Psychologie lässt sich mit zahlreichen Zitaten als eine von Anfang an bestehende Unzufriedenheit mit dem Status der empirischen Psychologie interpretieren, d.h. als eine relative Enttäuschung, dass in dem progressiven Aufbruch die Einheit und der Fortschritt des Faches so zweifelhaft erscheinen. Statt von *Krise der Psychologie* könnte nüchterner auch von der zunehmenden Einsicht in die *Vielfalt der Auffassungen, Theorien und Methoden* gesprochen werden. Keiner der Krisen-Autoren hat versucht, der Frage nachzugehen, ob die gegebene Einschätzung überhaupt von vielen oder sogar von der Mehrheit der Psychologen geteilt würde. Dieses Desinteresse an „Meinungsforschung“ könnte verstehen lassen, dass untereinander so wenig zu diesem Thema zitiert wird. Die eigenen Eindrücke werden ohne weiteres verallgemeinert. Keiner der Autoren deutet einen Versuch an, die generelle Einstellung zu erkunden, nicht einmal aus den verfügbaren Publikationen Anhaltspunkte zu gewinnen, wie repräsentativ solche Einschätzungen der Lage der Psychologie sind. Die Empirie-Ferne dieser Auseinandersetzungen über die empirische Psychologie fällt auch heute auf.

Im Kontext des deutlich gewordenen Pluralismus sind die wissenschaftssoziologischen und wissenschaftspsychologischen Überlegungen von Fleck, Collingwood, Kuhn, Riegel, Traxel und anderen Autoren einzuordnen. Nur ein Teil dieser Betrachtungen betrifft die Psychologie, umso mehr die Trennungsgeschichte von der Philosophie. Ein Einfluss außerwissenschaftlicher Entwicklungen und Krisen ist anzunehmen, doch fehlen zuverlässige Belege. – Im Hinblick auf die Psychologie fehlen regelmäßig realitätsnahe Beispiele, die über eigene Eindrücke oder Hinweise hinausführen. Wenn in der wissenschaftlichen Psychologie ein struktureller Pluralismus besteht und weder eine dogmatische (z.B. marxistische) Entscheidung noch eine rationale Auflösung akzeptiert werden, wäre zu fragen, wie eine systematische Ordnung der Widersprüche zu erreichen ist. Wie könnte pragmatisch wenigstens ein Verhandlungsmodell angesichts der unvereinbaren Positionen und ihrer wahrscheinlichen Konsequenzen entworfen werden? Diese Perspektive war in der Krisendiskussion nicht zu erkennen.

Im Hinblick auf die Schlüsselkontroversen und die Theoretische Psychologie liefert die hier zusammenfassend als Krisendiskussion bezeichnete Literatur zwar einige Anregungen und weitere Kontexte, jedoch kaum eine systematische Klärung der Überzeugungen über die „richtige“ und die „falsche“ Psychologie und auch keine fortschreitende Analyse der zugrunde liegenden Postulate und Prinzipien. Erst neuere wissenschaftstheoretische Beiträge (vgl. Sturm & Mülberger, 2012) sind analytischer und prägnanter. Generell fehlen jedoch Ansätze und Ergebnisse einer *empirischen* Untersuchung hinsichtlich der Trends und hinsichtlich der relativen Verbreitung der hauptsächlichen Positionen. Wenigstens zu einigen der für die Psychologie wichtigen Auffassungen lassen sich durchaus empirische psychologie-geschichtliche Hinweise gewinnen.

5 Empirisches über Richtungen, Krisen, Trends und Interessendynamik

5.1 Einleitung und Fragestellungen

Allgemeine Perspektiven

Wenn Kontroversen, Trends und Interessenwandel untersucht werden, sind das Abstraktionen aus der vielschichtigen Entwicklung der Psychologie. Diese Dynamik nicht nur zu interpretieren, sondern möglichst auch empirisch belegen zu wollen, verlangt weitere psychologie-geschichtliche Methoden. Zuvor wurde bereits zwischen der *biographisch* orientierten Psychologiegeschichte und der *systematischen Ideengeschichte* als zwei einander ergänzenden Perspektiven unterschieden. Entweder bilden *Werk* und *Person* eines bedeutenden, d. h. weiterhin zu lesenden und neu zu interpretierenden, Psychologen das Zentrum, oder es werden wissenschaftliche *Ideen* über die Stationen ihrer Entwicklung und allgemeinen Resonanz verfolgt. Beide Ansätze können sich auf die traditionelle Quellenanalyse und auf die neueren scientometrischen Methoden stützen. – Die Rezeptionsgeschichte eines Werks bzw. Autors und die eventuell damit verbundenen Schlüsselkontroversen bilden einen wesentlichen Zugang zur Theoretischen Psychologie. Aus den vor allem personen- und werkbezogenen Kontexten kann die Bedeutung dieses Werks innerhalb der *Ideengeschichte der Psychologie* rekonstruiert werden. Diese hat ihre wichtigsten Kontexte in der Systematik und Geschichte der Philosophie. Theoretische Psychologie könnte als das Bezugssystem einer überdauernden Ideengeschichte entworfen werden.

Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftspsychologie

Ergänzend sind weitere Perspektiven hervorzuheben: *Wissenschaftssoziologie* und *Wissenschaftspsychologie*. Zu den Fragestellungen gehören beispielsweise die Dynamik beim Entstehen von Gruppen und Richtungen oder die Entwicklung von typischen Denkstilen in der Wissenschaft. Soziologische und psychologische Konzepte werden in die psychologie-geschichtlichen Interpretationen hineinragen, um typisierende, vergleichende und verallgemeinernde Einsichten zu erzielen. Auf diesem Wege werden Hypothesen angeregt, von denen einige zu scientometrischen und anderen Untersuchungen führen können. Beispiele wissenschaftssoziologischer und wissenschaftspsychologischer Fragestellungen sind im vorausgegangenen Kapiteln über die Strömungen, Richtungen und Krisen der Psychologie

zu finden: die Gründung von Laboratorien und Fachgesellschaften, die Trennung von der Philosophie, Institutionalisierung und Professionalisierung, Studienordnungen und Zertifizierungen, die Denkstile und weltanschaulichen Konflikte, die Dynamik der Schulbildung, sowie außerwissenschaftliche, d. h. politische und gesellschaftliche, weltanschaulich-ideologische, Einflüsse und andere Bedingungen. Die „Wissenschaftswissenschaft“ hat viele weitere Aspekte.

Der Begriff *Wissenschaftspsychologie* kann kritische Einwände hervorrufen, denn er suggeriert dass es einen außenstehenden und distanzierten Beobachter mit unabhängigem Urteilsvermögen gebe, wo doch jeder Autor in der Tradition des Faches steht und mehr oder weniger durch sein eigenes Studium geprägt und von den aktuellen Strömungen beeinflusst ist. Außenstehenden Philosophen, Wissenschaftshistorikern und Soziologen wird dagegen gerade dieses Fachstudium, das Training und die Anwendung psychologischer Methodik und – grundlegend – die eigene Forschungspraxis in der empirischen Psychologie fehlen.

Von vielen bekannten Psychologen existieren zwar kürzere Selbstdarstellungen, doch liegen nur sehr wenige ausführliche und vertiefende Autobiographen wie Wundts (1920a) *Erlebtes und Erkanntes* vor. In diesem Fall wäre eine heutige Biographie Wundts idealiter als Kommentar und als Rezeptionsgeschichte zur Autobiographie, als Kontext zu Wundts Text, zu schreiben. – In großen Biographien von Künstlern und Wissenschaftlern gibt es Beispiele für Lebenslauf- und Werk-Biographien, aufgrund langer Recherchen – mit kritischen Fragen der Rezensenten nach Stimmigkeit, Widersprüchen, Konstruiertheit und Realitätsnähe. Hier verfügt die Methodenlehre der Psychologie über differenzierte Verfahren der Interpretation und Biographik (siehe Fahrenberg, 2002), die auch in der biographischen Geschichtsschreibung nützlich sind.

Eine schwierige Aufgabe bildet die Individualpsychologie der bedeutenden Psychologen. Die Beziehungen zu den akademischen Lehrern und Schülern, die wissenschaftliche Ausbildung und die fachlichen Interessen darzustellen ist nur der erste Schritt. Wie kompliziert und letztlich unsicher solche rückblickenden Analysen sein können, lehrt die umfangreiche Literatur über Freud.

Da diese Zusammenhänge gerade beim Gründer der Psychoanalyse besonders interessant erscheinen, ist viel Archivarbeit und Nachdenken investiert worden, um prägende Einflüsse auf Freuds Denken zu erkunden: von den Schulbüchern und den bedeutenden Professoren, Mitstudenten und Freunden bis zu der kaum noch systematisch zu erschließenden Lektüre über Wissenschaft und Philosophie oder den Verhältnissen in der neurologischen Forschung an der Universität und in seiner ärztlichen Praxis. Im zweiten Schritt wäre, soweit überhaupt ansatzweise möglich, der innere Prozess zu betrachten, wie von einer Ausgangslage her neue Absichten und Ideen konzipiert und ausgearbeitet, als wichtig für eine Publikation, als originell und zu einem Programm führend erarbeitet werden. Im dritten Schritt müsste ein überzeugender Zusammenhang der Biographie mit dem Profil des Werks und dessen Wirkungsgeschichte hergestellt werden. Was besagen in dieser Hinsicht biographische Details oder gar Anekdoten über typische Verhaltensweisen, Sympathien und Antipathien (beispielsweise in den Beziehungen Wundt und Bühler; Stumpf und James zu Wundt, Freud und Brentano; Husserl und Brentano)? Wie können die prägenden – oder

gegenläufigen – Einflüsse auf die „Schüler“ erfasst werden? Nicht einmal aus einer religiösen Bindung, falls diese überhaupt biographisch hinreichend bekannt ist, kann ohne weiteres auf die metaphysische Letztbegründung von Menschenbild und Forschungsprogramm eines Autors geschlossen werden. Solche individualpsychologischen Hypothesen über Persönlichkeit und Werk erfordern über die biographischen und autobiographischen Quellen hinaus vertiefende Analysen von konvergenten und divergenten Interpretationshypothesen. Sind aus Einzelfall-Analysen eventuell Hypothesen über einige typische Verläufe abzuleiten, d. h. Heuristiken für andere Fallstudien?

Sozialpsychologisch interessieren insbesondere die Prozesse, die in der Wechselwirkung des Autors mit anderen Wissenschaftlern und mit den wissenschaftssoziologisch zu beschreibenden Strukturen ablaufen. Die Überlegungen von Fleck, Collingwood, Kuhn, Riegel und Traxel beziehen sich in einigen Aspekten auch auf den Weg der wissenschaftlichen „Problemlösung“, dessen Voraussetzungen und dessen Komplikationen; hauptsächlich geht es um den Prozess, wie sich die Ideen verbreiten und durchsetzen, wie sich Gruppen und Richtungen bilden und aus Mängeln oder Widersprüchen neue Richtungen entstehen. Nur darf nicht übersehen werden, dass keiner dieser Autoren tatsächlich eine eingehende Analyse der gewünschten Art in der Psychologie oder auf einem ähnlichen Gebiet vorgelegt hat. Es handelt sich um Empfehlungen sehr allgemeiner Art, zu denen die methodischen Schritte erst noch auszuarbeiten wären, um dann fragen zu können, ob sich die Vorschläge bewähren. Wäre hier die *Krisendiskussion der Psychologen* ein geeignetes Feld?

Die *Wissenschaftspsychologie* der Psychologen ist, wahrscheinlich wegen der genannten Schwierigkeiten, erstaunlich unterentwickelt. Sogar die verdienstvollen Sammlungen von Selbstdarstellungen, d.h. in Deutschland die von Schmidt (1923 ff) und von Pongratz, Wehner und Lück (1972 ff) herausgegebenen Serien, sind inhaltsanalytisch noch kaum untersucht worden, so informativ sie in mancher Hinsicht auch sind. Für einen tiefer gehenden Vergleich reichen diese Texte nicht aus. Dem narrativen Ansatz wurde leider der Vorzug vor einem halbstrukturierten Ansatz gegeben. Die Lehre ist nun, dass ein solches Unternehmen unbedingt durch ein strukturiertes Interview, zumindest in schriftlicher Form, zu ergänzen ist, um zentrale Themen gleichermaßen anzusprechen und jene Themen zu vertiefen, die in den Selbstdarstellungen mehrdeutig blieben oder völlig vermieden wurden. Wird sich das Selbstverständnis der Psychologiehistoriker auch zu einer Zeitgeschichte erweitern, d. h. zu „aktiven Interviews“ von Bezugspersonen und zu aktiver Teilnahme an den Vorgängen der Gegenwart und zur Untersuchung des gegenwärtigen Geschehens? Beispiele wären die Begleitforschung bei großen Forschungsvorhaben oder Programmen (u.a. die SFB und SPP der DFG, *Decade of the Brain*, *Decade of Behavior*) oder bei grundlegenden Umstrukturierungen der Ausbildung von Psychologen und Psychotherapeuten. Könnte dieser Gegenwartsbezug auch zu einer empirischen Forschung über typische Positionen und erkenntnistheoretische Überzeugungen hinführen? Wer wäre sonst zuständig? Werden die primär biographisch auf Person und Werk angelegten Arbeiten durch systematische Rezeptionsforschung und andere Methoden ergänzt? Wird es gezielte Umfragen in der Fachwelt

zu bestimmten Themen und Kontroversen geben, die aktuell und für die künftige Geschichtsschreibung den Rahmen für überzeugendere Interpretationen geben könnten?

Die Antwort lautet, dass eine *multimethodische Strategie* unerlässlich ist. Geeignete Methoden wären strategisch im Hinblick auf eine facettenreiche Konstruktion zu kombinieren. Dieses Konzept stammt aus der Methodenlehre der Psychologie, insbesondere aus der Persönlichkeitsforschung und Assessmenttheorie, ist jedoch ein grundlegendes wissenschaftliches Prinzip. Bisher scheint es auf dem Gebiet der Psychologiegeschichte noch kein instruktives Beispiel zu geben, wie diese Möglichkeiten zu nutzen sind. Welche Methoden verfügbar sind, um die vorläufigen Interpretationshypothesen zu ergänzen, wird in den folgenden Abschnitten skizziert; Anwendungsbeispiele stehen in den späteren Abschnitten. Diese Methoden sind im Prinzip nicht neu, es mangelt an Projekten.

Psychologiegeschichte befasst sich heute vor allem mit dem Werk und der Biographie herausragender Psychologen, mit kleineren Ausschnitten der Ideengeschichte oder gibt lokal-historischen Beiträgen, teils auch mit wichtigen Bezügen zu philosophischen Positionen und zu den empirischen Nachbarwissenschaften. Demgegenüber existieren kaum Ansätze zu einer vertiefenden Ideengeschichte unter erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Perspektiven und kaum multimethodische Untersuchungen.

Komplikationen einer Ideengeschichte der Psychologie

Das aktuelle Memorandum der *Fachgruppe für Geschichte der Psychologie* (Schönpflug et al., 2015) ist ein Anlass, zweierlei zu betonen: Psychologiegeschichte sollte auf allen Ebenen gefördert werden. Die nicht geringe Zahl von Artikeln und Büchern belegt, wie aktiv mit biographischen, ideengeschichtlichen oder lokal-historischen Schwerpunkten zur Psychologiegeschichte geforscht wird. Wird es über die typischen Aufsatzsammlungen hinaus mehr systematische Forschungslinien geben, da anspruchsvollere Projekte kaum noch von Einzelnen zu bewältigen sind, sondern große fachliche Breite und Perspektiven-Wechsel verlangen? Wird es zur Qualitätskontrolle eine Konsultation innerhalb der Fachgruppe geben? Werden die primär biographisch auf Person und Werk angelegten Arbeiten durch systematische Rezeptionsforschung und andere Methoden ergänzt? Die scientometrischen Methoden gehen heute in multimethodischen Ansätzen, u.a. hinsichtlich Textanalysen, Internet-Präsenz (Ngrams), bewerteten Zitationen, Rankings, weit über bibliometrische Untersuchungen hinaus. Wie steht es überhaupt um kooperative und interdisziplinäre Forschungsvorhaben? In methodischer Hinsicht basiert Psychologiegeschichte primär – wie die Geschichtswissenschaften – auf der Interpretation von Texten verschiedenster Art, denn die „archäologischen Ausgrabungen“ in den Gerätesammlungen der Institute sind zwar illustrativ (Wontorra, 2009), aber museal und müssten erst anschaulich „in Betrieb“ genommen werden können.

Wird sich das Selbstverständnis der Psychologiehistoriker auch zu einer Zeitgeschichte erweitern, etwa als Begleitforschung bei großen Forschungsvorhaben oder Programmen (Decade of the Brain, Decade of Behavior)? Könnte nicht dieser Gegenwartsbezug, gleichsam „psychologie-geschichtliche Informationen auf Vorrat“ ergeben? Auch im Fach „Neu-

ere und Neueste Geschichte“ war es ein langer Prozess, die Gegenwartsgeschichte mit den noch zugänglichen Gestaltern und den Zeitzeugen als eigentlich selbstverständlichen Teil der aktuellen und künftigen Geschichtsschreibung zu begreifen. Wer wäre sonst zuständig? Gegenwärtig dominieren in der Psychologiegeschichte Aufsatzsammlungen, die inhaltlich regelmäßig nur durch das Vorwort des Herausgebers zusammengehalten werden. Außerdem gibt es einzelne Biographien und erstaunliche Defizite: weder über Wilhelm Wundt, Franz Brentano, Kurt Lewin oder Wolfgang Köhler existieren adäquate Werk- und Lebens-Biographien – im Unterschied zur Flut der Freud-Biographien.

Von der primär biographischen zur interdisziplinären und zur multimethodischen Untersuchung

Gerade bei den Autoren, die einen breiten und fachübergreifenden theoretischen Horizont hatten, auch zu den Themen der Philosophie und der Neurophysiologie, wird deutlich, dass eine adäquate Darstellung entsprechende Kompetenzen verlangt, wie sie heute von Einzelnen kaum noch beansprucht werden können. Zumindest bei bestimmten Themen wird eine interdisziplinäre Kooperation unerlässlich sein. Zwar ist es auch bisher üblich, Kollegen um das Gegenlesen und um kompetente Kritik schwieriger Texte zu bitten. Das ist jedoch nicht allgemein üblich oder institutionalisiert. Da die Verlage, im Gegensatz zu früheren Zeiten, grundsätzlich auf den Rat von Lektoren und Gutachtern verzichten, kommt es nicht selten zu fachlich inadäquaten oder zumindest in wichtigen Passagen verzerrten oder falschen Darstellungen psychologie-geschichtlicher Themen. Dass hier konsequentere Formen der Qualitätskontrolle dringend sind, ist offensichtlich. Erste Schritte wären innerfachliche Rezensionen in Fachgruppen und Arbeitskreisen, systematische Peer-Reviews (für deren Organisation bereits Internet-Systeme verfügbar sind), intensive Kooperation, dialogisch angelegte statt monologischer Aufsatzsammlungen, wirkliche intra- und interdisziplinäre Kooperation. Solche Formen kollegialer Zusammenarbeit und Kritik sind noch unüblich, wären jedoch nötige Schritte der Qualitätskontrolle auch in diesem Bereich der Psychologie. Die Psychologie ist seit langem, wie andere Disziplinen auch, eine international ausgerichtete Wissenschaft, und so war auch die Geschichtsschreibung der Psychologie relativ offen für die ähnlichen oder anders akzentuierten Entwicklungslinien in den europäischen Ländern und in Nordamerika. Künftig wird sich vielleicht die heute noch dominierende Sichtweise, die auf Europa und zunehmend, sogar primär, auf die USA zentriert, auf andere Länder und kulturell verschiedene Denktraditionen erweitern. So ist beispielsweise das dialektische Denken nicht eine allein griechische oder zentraleuropäische Entwicklung, sondern hat Entsprechungen in der Tradition der chinesischen und der indischen Psychologie (Wong, 2006). Der Begriff des *Ich* oder *Emotionen* und *Wollen* werden in der Psychologie des Buddhismus fundamental anders bestimmt.

Repräsentativität (Generalisierbarkeit)

Die philosophischen und wissenschaftstheoretischen Auffassungen der Psychologen in der Gründergeneration und in den folgenden Generationen sind kaum bekannt, die wenigen grundsätzlichen Stellungnahmen können gewiss nicht verallgemeinert werden. So wird jede generalisierende Einschätzung höchst fragwürdig bleiben. Es gibt die Werke, insbesondere die Lehrbücher, in relativ wenigen Fällen ausführliche Autobiographien sowie Biographien, die jedoch wichtige Lücken haben können, falls Briefwechsel und Nachlass nicht systematisch ausgewertet wurden (siehe die wesentlichen Quellen, die erst in den neuesten Darstellungen, etwa von Brentano und Stumpf einbezogen werden können). Die deutschen Lehrbücher, von denen es bereits zwischen 1890 und 1910 eine stattliche Anzahl gab, geben durchaus bestimmte Positionen wieder, teils auch deutliche bis scharf formulierte Kritik anderer Positionen. Diese Stellungnahmen sind aus zwei Gründen interpretationsbedürftig: prägnante wissenschaftstheoretische Begriffe werden noch kaum verwendet, beispielsweise, wenn über Messung oder über Introspektion geschrieben wird. Die beschreibende Psychologiegeschichte vermag aus den einzelnen Quellen nicht abzuleiten, wie verbreitet und allgemein akzeptiert bestimmte Auffassungen sind. Auch Kongressberichte, Rezensionen und Lehrbücher repräsentieren einzelne Sichtweisen, lassen jedoch keine Verallgemeinerung zu. Es gibt keine hinreichende Basis für repräsentative Einschätzungen. Einige Hinweise geben u.a. die auf einem Teilgebiet (zeitweilig) dominierenden Lehrbücher, vor allem, wenn sie eine hohe Auflage erreichen, und in neuerer Zeit auch die Prüfungsordnungen und Studienpläne, zumindest suggerieren sie, wie verbreitet Themen und Abgrenzungen sind.

Ein Beispiel höchst fragwürdiger Beurteilungen ist die gelegentlich anzutreffende Behauptung, dass die (universitäre) Psychologie in Deutschland während der vergangenen Jahrzehnte primär experimentalpsychologisch orientiert gewesen sei oder dass der amerikanische „Behaviorismus“ in der Jahrhundertmitte einen starken Einfluss auf die Ausrichtung der Psychologie ausgeübt habe. Gegen diese Behauptung sprechen bereits zwei einfache Beobachtungen: Bis in die 1960er und 1970er Jahre war etwa die Hälfte oder gar die Mehrzahl der Lehrstuhlinhaber in der Bundesrepublik eher verstehend und geisteswissenschaftlich, tiefenpsychologisch oder psychologisch-anthropologisch orientiert. Da zu einer konsequent behavioristischen Position zweifellos ein Tier-Labor gehört, lässt sich feststellen, dass diese Voraussetzung an nicht mehr als drei oder vier Universitäten in meist kleinem Umfang bestand. Die am weitesten verbreiteten Lehrbücher jener Zeit hatten keine durchgehend experimentalpsychologische Ausrichtung, geschweige denn eine behavioristische, falls diese überhaupt näher beschrieben wurde.

Gerade wenn der Pluralismus bzw. die kontroversen Auffassungen der Psychologie zum Thema werden, genügt es nicht, die hauptsächlichen Positionen zu referieren und deren Geltungsbereich zu vermuten. Solche Hypothesen können empirisch – zumindest explorativ – geprüft werden.

5. 2 Methoden der Psychologiegeschichte

5. 2. 1 Allgemeine Konzeptionen

Ein Lehrbuch zur Methodenlehre der Psychologiegeschichte fehlt noch. Es gibt jedoch in den Aufsatzsammlungen zur Geschichte der Psychologie zahlreiche Beiträge mit Hinweisen auf Methodenfragen sowie natürlich die vielfältigen Beispiele psychologiegeschichtlicher Studien. Bevor in den folgenden Abschnitten einige Untersuchungsergebnisse über Richtungen, Krisen, Trends und Interessendynamik der Psychologie dargestellt werden, ist ein Überblick über die Methoden der psychologie-geschichtlichen Forschung zweckmäßig. Im Zentrum steht die biographische Methode, doch gibt es eine Anzahl weiterer Methoden, von denen viele noch kaum genutzt werden. Auch Methodenkombinationen sind selten anzutreffen. Diese Methoden und Methodenprobleme werden hier vor allem im Hinblick auf das Leitthema der Schlüsselkontroversen und die Theoretischen Psychologie geschildert.

Eine umfassende Konzeption, die multivariat sein muss, d.h. viele Facetten und Beziehungen zu berücksichtigen hat, wurde von Pawlik (1986) entworfen. Im Vergleich zu dessen hier methodologisch geordneten Möglichkeiten bilden die in den anschließenden Abschnitten referierten Untersuchungen relativ einfache deskriptive Studien, in mehreren Fällen allerdings mit relativ großer Datenbasis. Diese Versuche, sich repräsentativen Aussagen hier und da anzunähern, sind gerade dann wichtig, wenn auf einem Gebiet die „Fallstudien“ so dominieren wie in der Psychologiegeschichte, d h. die ideengeschichtliche Verallgemeinerung der einzelnen Interpretation so problematisch ist.

Methodologie der Psychologiegeschichte

In der seiner Konzeption für die multivariaten Zusammenhänge und zugehörigen statistischen Ansätze unterscheidet Pawlik (1986) drei wichtige Aspekte, d.h. sechs *Datenmodi*, die bevorzugten Methoden der *Datenerhebung* und die *Heuristiken* psychohistorischer Studien. Datenmodi sind die sechs möglichen Untergruppen psychologischer Variablen (Indikatoren):

- fachliche Daten innerhalb der Disziplin zum begrifflichen, methodischen und faktischen sowie theoretischen Status bzw. zur Veränderung der Psychologie;
- interdisziplinärer Datenmodus, d.h. Aspekte einer Sicht von außen bzw. einer vergleichenden Betrachtung;
- professioneller Datenmodus, mit Informationen über den wissenschaftlichen und professionellen Fortschritt der Disziplin;
- individualistischer Modus (als traditionelle Methode) mit der Sammlung und Interpretation von Daten über eminente Psychologen;

- institutioneller Datenmodus mit Informationen über die Entwicklung der Psychologie in und durch Institutionen;
- globaler, nicht-psychologischer Datenmodus mit außerwissenschaftlichen Einflüssen und Abhängigkeitsverhältnissen politischer, ökonomischer u.a. Art.

Als Strategien der Datenerhebung nennt Pawlik quer- und längsschnittliche Erhebungen (Zeitreihen) und er unterscheidet die Beschreibung „fokaler Cluster“, d.h. die verbreitete monographische Methode, die synchrone sowie die diachrone Methode der Datenerhebung. Generell spricht sich Pawlik gegen das pauschale Konzept von Schulen aus (wie bei Boring und anderen Psychologie-Historikern), denn statistisch sei es nach dem Prinzip der Clusteranalyse durchaus möglich, die wichtige Variation innerhalb *und* zwischen Gruppen zu repräsentieren.

Die möglichen Fragestellungen werden gegliedert nach:

- Wann-Was-Fragen, Fragen, die sich auf Schritte oder Entdeckungen beziehen;
- Follow-up Fragen, welche den Entwicklungslinien, den Übergängen und Veränderungen des faktischen Wissens bzw. der Theorien folgen, d.h. der Entwicklung des Wissens;
- Rückblickende Fragen, die von einem gegenwärtigen Konzept ausgehen und versuchen, die vergangenen disziplinären, interdisziplinären, gesellschaftlichen und anderen Wurzeln zu erkennen.

Pawlik fügt an, dass es seine Präferenz wäre, Follow-up und rückblickende Strategien zu kombinieren, denn damit sind die Forscher aufgefordert, die historischen Quellen in den Begriffen der sich verändernden fachlichen Inhalte zu evaluieren, statt der Vorstellung von globalen Paradigmenwechseln im Sinne Kuhns zu folgen (Pawlik, 1986, S. 9).

In dieser multivariaten Konzeption sind auch der multimethodische Ansatz und spezielle zeitreihenanalytische Verfahren der Trendforschung unterzubringen. Gedanklich gilt das Konzept auch für die Analyse von Clustern, Kovariationen und Interdependenzen bestimmter Gruppen von Variablen. – Demgegenüber führen Fragestellungen wie die ideengeschichtliche Untersuchung von Schlüsselkontroversen sowie von Krisen und Einheit der Psychologie in vielschichtige Zusammenhänge. Die Strategie ähnelt zwar der kombinierten, retrospektiven und retrospektiven Heuristik, ist jedoch durch den notwendigen Blick auf parallele Richtungen der Ideengeschichte und ihre Widersprüche komplizierter.

5. 2. 2 Einzelne Methoden

Für deskriptiv-interpretierende sowie für hypothesenprüfende Studien eignen sich verschiedene Methoden und darunter auch scientometrische Methoden, die über die üblichen bibliometrischen Analysen hinausgehen. In multimethodischen Untersuchungen können geeignete Ansätze und Methoden kombiniert werden.

(1) Historiographische Ansätze

Historiographische Ansätze haben oft die Form der *Einzelbiographie* eines bedeutenden Psychologen oder interpretieren Ausschnitte des Werks und dessen Entstehung auf der Grundlage von Texten, Publikationen, auch unveröffentlichten Briefen und Nachlässen. Im weiteren Sinn kann, gleichsam als Gruppen-Biographie, dargestellt werden, wie sich eine Richtung oder Schule entwickelt: z.B. die Psychophysik, die Psychoanalyse, die Gestaltpsychologie sowie natürlich die einzelnen Fachgebiete. Die umfassende Lebens- und Werk-Biographie wird weiterhin, neben den speziellen Untersuchungen, die Basis für das Verständnis eines Autors und seiner Ideen bleiben. Einige solcher *Monographien* wurden aus psychologischer, andere aus primär philosophischer Sicht verfasst.

Defizite können sich bei zu eng aus Sicht der Psychologie verfassten Darstellungen hinsichtlich der philosophischen und kulturwissenschaftlichen Kontexte einstellen; Philosophen oder Kulturwissenschaftler werden zu wichtigen Themen einen besseren Zugang haben; Psychologen dagegen zur Methodologie und zur Forschungs- und Berufspraxis der Psychologie.

(2) Autobiographien

Selbstdarstellungen von Psychologen können inhaltsanalytisch und vergleichend ausgewertet werden, insbesondere wenn sie zu einem ähnlichen Anlass und in ähnlichem Format entstanden sind, wie in einer älteren und einer neueren Serie der Autobiographien deutscher Psychologinnen und Psychologen. Da begleitende, strukturierte Interviews in der Regel fehlen, bleiben die Interpretationsansätze oft spekulativ; sie können jedoch Hypothesen für andere methodische Ansätze geben. Diese Wissenschaftler-Biographien sind nachträglich vorgenommen worden. Es sind deswegen nur zweifelhafte Rekonstruktionen statt einer aktuellen, auf sachverständige und kritische Interviews gestützten Biographieforschung.

Bei der Auswertung autobiographischer Texte von Psychologen und Psychotherapeuten ist zu bedenken, dass dieses Material in verschiedener Hinsicht von vornherein kaum vergleichbar ist. Die Texte wurden zu unterschiedlichen Anlässen verfasst; sie sind unterschiedlich lang und differenziert. Sie entstanden in verschiedenen Lebensphasen: während der Berufstätigkeit oder rückblickend sehr viel später, im Alter oder in der Emigration. Und dennoch gilt, trotz aller Heterogenität, dass sich eine Person vorstellt, und dass sie mitteilt, was für ihn/für sie im Leben wesentlich war. Wenn es besonders prägende Einflüsse und Überzeugungen gab, müssten sich diese in der Selbstdarstellung zeigen.

(3) Personen- und Sach-Register

Personen- und Sach-Register von Büchern sowie die Literaturverzeichnisse von Büchern und Zeitschriften geben Hinweise auf Themenpräferenzen des Verfassers (bzw. der Rezipienten), auf intellektuelle Einflüsse, offensichtliche Literaturkenntnis oder Defizite. Dieses Verfahren, quasi ein Profil der wissenschaftlichen Kontexte eines Autors zu erstellen, ist nicht standardisierbar und je nach Qualität der Register unzuverlässig, wobei in früheren Generationen häufiger (auch von einigen neueren Autoren) auf Sach-Register verzichtet wird; der Zitierstil war in den Anfängen der Psychologie sehr uneinheitlich, oft nur im Text

oder in Fußnoten, ohne präzise Information. Dennoch ist dieser Zugang interessant, aber allein durch gleichzeitigen Rückgriff auf den Originaltext (eventuell bereits auf ein Digitalisat) kann evaluiert werden, welche Bedeutungen Begriffe, Namen oder Zitate im Kontext haben.

Für eine wissenschaftlich fundierte Rezeptionsanalyse sind solche Register (wie auch die Einträge in Literaturlbanken) unbedingt inhaltlich zu evaluieren. Wird ein Autor vielleicht nur zitiert, um sich ausdrücklich von ihm zu distanzieren? Instruktive Beispiele gibt die Rezeption Freuds während der ersten Jahrzehnte oder die Rezeption Wundts nach etwa 1910. Werden Brentano, Dilthey oder Spranger zitiert, um ihrer Position zuzustimmen oder um diese abzulehnen? Wenn in Lehrbüchern Kant genannt wird: sind vielleicht sein philosophischer Kritizismus und seine Ablehnung metaphysisch deduzierter Psychologie gemeint oder – wenn überhaupt seine *Anthropologie* zitiert wird – werden außer deren vielseitiger Thematik auch seine bis heute gültige Methodenkritik gemeint oder sogar erkannt, dass hier aus der Ablehnung der unsicheren „inneren Sicht“ eine Abhandlung vieler Aspekte einer *verhaltensorientierten* Psychologie entstand? Schließlich kann es über einen Autor wesentlich aufschlussreicher sein, dass er ein bestimmtes Buch oder einen längst publizierten Gedanken *nicht* zitiert, eine Idee nicht zu kennen scheint oder absichtlich vermeidet. – Prinzipien der inhaltsanalytischen Evaluation und bibliometrische Statistiken gehören folglich, zumindest bei bestimmten Forschungsvorhaben, eng zusammen.

(4) Die Untersuchung der Rezeption

Die Rezeption eines Autors und seiner Werke, d.h. der Lehrbücher, Monographien und andere Quellen, kann auf verschiedenen Ebenen durchgeführt werden: deskriptiv-historiographisch aufgrund der Resonanz bei späteren Autoren, in einflussreichen Publikationen, Lehrbüchern und Originalia sowie in Lexika und Enzyklopädien, bibliometrisch durch statistische Analyse der Informationen aus Literaturlbanken, aufgrund der Rezensionen in Fachzeitschriften sowie evaluativ in einem gegenwärtigen Forschungskontext. Besonderes Interesse verdienen die Rezensionen in den Fachzeitschriften, die in einer früheren Phase der Psychologie (wie auch einzelne Aufsätze) zu längeren und z.T. heftigen Kontroversen führten. Die in der Nachkriegszeit regelmäßig erscheinenden *Rezensionen* in einigen deutschsprachigen Fachzeitschriften wurden seit langem eingestellt. Solche offenen Rezensionen sind wegen der wahrscheinlich oft geübten (und durchaus erinnerlichen) Kompromisse problematisch, zumal der Stil der Rezensionen, im Vergleich zum oft sehr direkten Stil der Anfangsphase, generell deutlich zurückhaltender und „kollegialer“ gehalten ist. Andererseits zeigen die heute noch von DGPs und BDP im Zuge der notwendigen *Qualitätskontrolle* organisierten kritischen Besprechungen psychologischer Tests, dass auf diesem Gebiet solche Funktionen der Information und Kontrolle – weitgehend – umzusetzen sind.

Das Auffinden von Rezensionen wird über die Literaturlbanken der Psychologie hinaus durch die Literaturlbanken PIO und PAO erleichtert, in denen zahlreiche Fachzeitschriften auch der Nachbardisziplinen mit ihren Rezensionen zugänglich sind. Die Systeme PIO und PAO werden in den Systemen so beschrieben:

Periodicals Index Online PIO: „Der deutschlandweite Zugriff auf die Datenbank von ProQuest wird durch die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ermöglicht und durch die Universitätsbibliotheken. Inhalt: Dieser historische Zeitschriften-Index ermöglicht die bibliographische Recherche in rund 4.800 Zeitschriften aus den Geistes- und Sozialwissenschaften unter einer Oberfläche. Die abgedeckte Zeitspanne reicht von 1739-2000. Es sind Publikationen zu mehr als 37 Fachgebieten und in über 40 Sprachen und Dialekten enthalten. Auf die im Periodicals Archive Online enthaltenen Volltext-Zeitschriften wird direkt vom bibliographischen Eintrag verlinkt. Fachgebiete: Allgemein / Fachübergreifend, Philosophie, Politologie, Psychologie, Pädagogik.“

Periodicals Archive Online PAO: „Periodicals Archive Online ist mittlerweile die bedeutendste Online-Ressource für elektronische Zeitschriften in den Fachgebieten der Kultur, Geistes- und Sozialwissenschaften. Sie enthält insgesamt 500 Zeitschriften mit 1,9 Millionen Artikeln oder 12,9 Millionen Seiten. Sie wurde für 2009 um die inzwischen fertig gestellten Sammlungen 5 und 6 mit weiteren 150 Titeln ergänzt. Fachgebiete: Parapsychologie, Philosophie, Politologie. Romanistik, Soziologie.“

(5) Bibliometrische Analysen

Bibliometrische Analysen werden sich primär auf die deutsche Literaturbank PSYINDEX und auf die amerikanische Literaturbank PsycINFO stützen. Zu nennen sind auch *Science Citation Index* und *Social Science Citation Index*. Alle Literaturbanken haben jedoch einen fundamentalen Bias, denn es werden fachliche Abgrenzungen vorgenommen, die für Publikationen in Grenzbereichen der Psychologie zu Nachbardisziplinen problematisch sind. So ist der Überlappungsbereich mit der Medizin unzureichend repräsentiert, lückenhaft oder ungeeignet, etwa bei Themen der Biologischen Psychologie, Psychophysiologie und Neuropsychologie. Als in einem der ersten *Berichte zur Lage der Psychologie* von dem damaligen Präsidenten der DGPs eine vergleichsweise geringe Publikationsfreude in der Biologischen Psychologie bemerkt wurde (Heckhausen, 1983), war eigentlich das Gegenteil richtig, jedoch erst aufgrund der Literaturbank MEDLINE festzustellen.

Für die biomedizinische Literatur geht heute das System PubMed von Thompson Reuters über das deutsche MEDLINE des DIMDI hinaus. Heute beziehen sich bibliometrische Analysen psychologischer Publikationen oft auf das angeblich weltweite *Web of Science*, trotz dessen Bevorzugung von Zeitschriften gegenüber Büchern (zum Bias solcher Systeme siehe u.a. Krampen et al., 2014). Generell haben diese Systeme natürlich ihren Schwerpunkt in der neueren Zeit, so dass ältere Quellen unzureichend oder überhaupt nicht angegeben sind. Bestimmte Informationsquellen, Berichte und andere Texte sind eher auf einzelnen Webseiten oder in Informationssystemen wie *Research.Gate* oder *Linkedin* zu finden, ihrer Absicht nach selektiv, dafür speziell verknüpft.

PSYINDEX: für Autoren aus deutschsprachigen Ländern *erst ab 1977* mit wöchentlicher ZPID oder monatlicher (OVID) Aktualisierung; verwendet den Thesaurus der amerikanischen Begriffe *Thesaurus of Psychological Index Terms*“ in Übersetzung mit 6.333 Hauptbegriffen und 4.522 Verweisbegriffen (Synonyme und sonstige Nebeneinträge) in der aktualisierten 9. Auflage 2011. *ZPID Leibniz-Zentrum für Psychologische Information und Dokumentation*, Trier. – Kritisch ist anzumerken, dass wegen der Übernahme (Überset-

zung) der amerikanischen Hauptbegriffe sich Defizite ergeben hinsichtlich einiger deutscher Begriffe, die gerade für die Geschichte der Psychologie und die Gebiete der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie wesentlich sind; inwieweit diese Defizite von Autoren der Publikation oder Mitarbeitern der durch frei zu wählende Deskriptoren bzw. durch Verweisbegriffe kompensiert werden können, müsste eigentlich näher untersucht werden, übersteigt jedoch die gegenwärtige Untersuchung. (*PubPsych* Stand 6. 4. 2015): 883.880 Einträge: davon 256.388 für LA=German PY<2015 (und 487.504 für LA=English, 46.493 für French, 45.228 für Spanish usw. bis 519 für Chinese).

PsycINFO (früher PsycLit): Zeitschriftenaufsätze, Bücher, Buchkapitel, Buchbesprechungen, Forschungsberichte, Fallstudien etc. zur Psychologie und verwandten Gebieten wie Psychiatrie, Soziologie, Erziehungswissenschaften, Anthropologie, Pharmakologie, Physiologie, Kriminologie und Linguistik, soweit sie für die Psychologie von Interesse sind. Ausgewertet werden circa 2.500 Zeitschriften. Insgesamt bietet PsycINFO circa 60.000 Neueintragungen pro Jahr mit wöchentlichen Updates an. Berichtszeitraum: ab 1806. Stand (bis Ende 2014): 3.7797.808 Einträge, davon 3.530.252 für LA=English PY<2015 (und 66.071 für LA=German).

Zu den Mängeln der verschiedenen Datenbanken gibt es in der Literatur eine Reihe kritischer Kommentare. Die Vernachlässigung der nicht-amerikanischen Fachpublikationen ist ein eigenes Thema: Im Unterschied zu den früheren, gedruckten *Psychological Abstracts*, die zumindest Titel und Kurzinformationen nicht-englischer Publikationen verzeichneten, kann PsycINFO als hochgradig sprach-ethnozentrisch bezeichnet werden.

Typische Fragestellungen richten sich auf Häufigkeiten und Trends hinsichtlich des Vorkommens von Autoren, Titeln, Themen und Deskriptoren, außerdem auf Zusammenhänge mit weiteren Merkmalen (siehe Krampen & Montada, 2002; Krampen, von Eye & Schui, 2011; Krampen & Wiesenhütter, 1993, Krampen et al., 2014) – auf der Basis der registrierten Publikationen und mit den Einschränkungen des jeweiligen Systems, von dem natürlich keine inhaltliche Evaluation und Gewichtung der Qualität erfolgen kann. Eine für die Rezeptionsforschung interessante Information ist weder hier noch erfahrungsgemäß direkt von Verlagen erhältlich: die verkauften Exemplare wichtiger Werke, u.a. bekannter Lehrbücher und Monographien der Psychologie. Die Anzahl der Auflagen lässt keinen ausreichenden Rückschluss auf die Verkaufszahlen zu. Die gedruckte Anzahl ist natürlich noch etwas anderes als die tatsächliche Lektüre. Die Aufführungsstatistiken im Musikleben (Konzerte, Opern) sind in dieser Hinsicht informativer.

Die Recherche in Literaturbanken bereitet Schwierigkeiten, wenn es auf die Fachbegriffe ankommt: im Titel, im Text, in hauptsächlichen Deskriptoren des Systems. Die als treffend angesehenen Deskriptoren aller Publikationen werden teils von den jeweiligen Autoren, teils von Mitarbeitern der Literaturbanken bzw. mittels eines Deskriptorenverzeichnisses (Thesaurus) erstellt, stammen also u.U. von einer großen Anzahl von Personen und spiegeln deren Verständnis und Klassifikationsneigungen. Zum Beispiel können die vorgesehene Routine bzw. der Thesaurus dazu zwingen, bei der Recherche zu vage Oberbegriffe oder nur teilweise synonyme Begriffe zu benutzen. Außerdem gibt es den ständigen Begriffswandel und u. U. wichtige terminologische Unterschiede zwischen deutscher und angloamerikanischer Literatur, abgesehen von den Übersetzungsproblemen wegen der

Konnotationsfelder zentraler Begriffe in Philosophie und Wissenschaftstheorie, gerade auch bei älterer Literatur. Durch die Möglichkeit, als Autor einige Deskriptoren frei zu wählen, werden diese Mängel nur zum Teil kompensiert. Je nach Fragestellung und methodischem Anspruch sind explorative Vorstudien notwendig. Die Literaturbanken können einen schnellen Einblick geben, beispielsweise zu bestimmten Publikationen und deren Netz von Zitationen und Zitiert-Werden oder zu Themenpräferenzen in bestimmten Zeiträumen, falls die Synonyma hinreichend erfasst sind. Trends, eventuell auch Themenwechsel, sind zu erfassen, wenn identische Deskriptoren verwendet werden oder die Hinweise auf die Aktualisierung eines Thesaurus gültig sind. Doch eine gründliche Analyse, beispielsweise zur Rezeptionsforschung, erfordert eine kriterienorientierte Evaluation der Zitate im Kontext der Originalarbeit. So ist methodisch zwischen einfachen Zitationsstatistiken, bibliometrisch gewichteten Indizes und inhaltlich evaluierten Zitationen zu unterscheiden, wobei das Nicht-Zitieren bestimmter Publikationen für Fachkundige u.U. interessanter ist als ein Zitat. (*Anmerkung 22*).

Grundsätzlich kann auch die Häufigkeit des Aufsuchens bestimmter Webseiten statistisch erfasst werden, d.h. individueller Homepages, Enzyklopädie-Artikel, digitalisierter Originaltexte, zugänglicher Datensätze (Psy.Dat) oder digitalisierter Publikationen der PsyDok-Datenbank (psydok.sulb.uni-saarland.de) (Psy.DOK). Auch die Häufigkeit des Downloads eines bestimmten Textes kann, wenn auch mit Unsicherheiten, erfasst werden (siehe die Erläuterungen bei PsyDok). Scientometrische Strategien können sich folglich über die konventionellen bibliometrischen Methoden, Textanalysen und Erhebungen hinaus auf die Anzahl der Downloads von e-Publikationen, Zugriff auf Stichwort-Artikel in Lexika und in Systemen wie Wikipedia beziehen.

(6) Textanalysen von Lehrbüchern

Zur Analyse von Lehrbüchern und ähnlichen Publikationen eignen sich inhaltsanalytische Methoden, verbunden mit stichprobentechnischen Überlegungen. Auch stilistische Analysen dieser Fachsprache sind anregend, beispielsweise bei Abgrenzungen zwischen den Richtungen oder in der Krisendiskussion und „Erneuerungsrhetorik“. Für die Sprache der Wissenschaftler gibt es charakteristische Beispiele in den perspektivenreichen und grammatikalisch entsprechend komplizierten Ausführungen Wundts, die umständlich wirken und dennoch gelegentlich zu kurzen Thesen führen können; in den vagen Begrifflichkeiten und Satzbauten seines Nachfolger Kruegers über Ganzheitlichkeit und ähnliche Ideen, in den ihrer Selbstevidenz gewissen introspektiven Feststellungen Brentanos und in den sprachlich eindrucksvollen Vorlesungen des Goethe-Preis-Trägers Freud über seine höchst spekulativen Deutungen.

Die Beziehungen zwischen der Biographie eines Psychologen (Philosophen, Soziologen oder anderen Humanwissenschaftlers) und den ausgearbeiteten Lehrbüchern könnten ein interessantes Thema der Wissenschaftspsychologie sein. Die Autoren lassen in der Regel ihren eigenen Standpunkt im Ungewissen; es wäre sehr ungewöhnlich, wenn ein Lehrbuch der Persönlichkeitstheorien oder der Psychotherapie-Richtungen mit der Darstellung des eigenen Menschenbildes begonnen würde. Solche Lehrbücher sind bisher mit text- und inhaltsanalytischen Methoden noch nicht systematisch untersucht worden. Einen ersten

und sehr einfachen Zugang bieten die Sach- und Personen-Register des Lehrbuchs: Welche Stichwörter treten sehr häufig auf und welche fehlen überhaupt? Sind es systematische Abgrenzungen oder unmotivierte Lücken, die ein Lehrbuch oder eine ganze Gruppe von Lehrbüchern aufweisen? Die genauere Inhaltsanalyse würde über die Häufigkeit des Themas hinaus u.a. die Valenz, d.h. die positive oder negative Wertigkeit, die Intensität der Ausprägung und die Kontingenz, d.h. den Zusammenhang mit anderen Themen, untersuchen (Ritsert, 1972, S. 17 f.; siehe Fahrenberg, 2002). Diese Verfahren wurden zum Teil von Psychologen entwickelt, aber im „eigenen Hause“ bisher kaum genutzt. Vielleicht wird der mögliche Vorwurf gescheut, in solchen Inhaltsanalysen wissenschaftsmethodische Auseinandersetzungen und ideologiekritische Ansätze zu vermischen: Ein „Psychologismus unter Psychologen“?

Ein spezielles Thema sind Persönlichkeitsforscher und ihre Persönlichkeitstheorien. „Das Menschenbild gehört zu jenen Persönlichkeitsfaktoren, die Einfluss auf die Vorgehensweise der Wissenschaftler haben. (...) Wir müssen uns deshalb immer fragen, ob eine gegebene Interpretation eine notwendige Schlussfolgerung aus dem Datenmaterial darstellt, oder ob sich in dieser Interpretation eher das Menschenbild des Forschers äußert.“ (Pervin, 1981, S. 479). „Jeder Persönlichkeitstheoretiker betrachtet den Menschen aus der spezifischen Perspektive seiner eigenen Individualität. Aus diesem Grund sind die Persönlichkeitstheorien in hohem Maße von persönlichen und subjektiven Faktoren beeinflusst“ (Atwood & Tomkins, 1976, S. 166). Trifft es zu, dass die Autoren das eigene Leben als hauptsächliche Materialquelle verwenden, um ihre Theorie zu bilden? Soll diese Theorie nicht nur das Verhalten anderer Menschen, sondern auch die eigenen Lebenserfahrungen verstehen helfen? Als Beispiele wurden genannt: Unterschiede im Temperament, z.B. zwischen Freuds Introversion und Jungs Extraversion, Rogers' Versuch, Religion und Wissenschaft zu verbinden, Skinners Erinnerungen an sein Interesse für Tiere und an seine Großmutter, die Kanarienvögel mit Futter dressierte und andere biographische Details. – Wenn Persönlichkeitstheorien von der Biographie und von den Eigenschaften der Theoretiker mitbestimmt sind, dann sollten biographische Analysen ansetzen, diese Zusammenhänge aufzuklären. Pervin warnte jedoch vor einer zu oberflächlichen Interpretation von Lebensereignissen und stellte die Frage, was damit eigentlich erklärt werde. „Das Erkennen von persönlichen und gesellschaftlichen Elementen in der Theorie und im psychologischen Wissen impliziert nicht, alle Theorien und jegliches Wissen seien nur persönlicher Natur“ (1981, S. 287). Pervins drei Beispiele zur Erläuterung von möglichen Einflüssen des sozialen und politischen Zeitgeists waren: (1) der Zusammenhang von Darwins Evolutionstheorie, Sozialdarwinismus und psychologischen Ansichten über Geschlechts- und Rassenunterschiede, (2) der Zusammenhang zwischen dem Behaviorismus und der amerikanischen Ideologie (er meinte eine Vorliebe für praktisches Handeln), und (3) der Zusammenhang zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Ansichten und der Behandlung von psychisch Kranken (S. 292).

(7) Fachdiskussionen (Open Peer Commentaries)

Mehrere deutschsprachige und englischsprachige Zeitschriften geben Raum für Themendiskussionen, laden dazu ein und fördern Kommentare zu Übersichtsartikeln, vor allem die *Psychologische Rundschau* und *American Psychologist*. Einige Zeitschriften sehen hierin sogar eine Hauptaufgabe. *Ethik und Sozialwissenschaften* (u.a. mit dem Beitrag von Herzog & Witte, 1991, *Grundlagenprobleme der Psychologie*, sowie von Roth & Schwegler, 1995, *Das Geist-Gehirn-Problem aus der Sicht der Hirnforschung und eines nicht-reduktionistischen Physikalismus*) oder *Behavioral and Brain Sciences* (u.a. mit Heyes, 1998, *Theory of mind in nonhuman primates*). Andere Zeitschriften wenden sich an ein breiteres Publikum wie *Gehirn und Geist*, *Universitas*, *Spektrum der Wissenschaft*, *Psychologie heute* und sind durch ihre Themenwahl und das dadurch vermittelte Bild von Einheit und Widersprüchen der Psychologie interessant.

(8) Dokumente und Informationsmaterial

Fachzeitschriften (deren Herausgeber, Thematik, Trends), Kongressprogramme, Aktivitäten der Fachgesellschaften DGPs und BDP (Vorstände, Mitgliederbewegungen, Berichte zur Lage der Psychologie), einzelne Fachgruppen und andere Verbände, Verlagsprogramme, Testpublikationen, populäre Medien und viele andere Quellen wären inhaltsanalytisch und trendanalytisch zu untersuchen. Natürlich gehören auch die Inhalte der Lehrbücher der Psychologiegeschichte und Wissenschaftstheorie sowie die Auswahl und die Darstellung von Positionen und Inhalte der Psychologie auf wichtigen Webseiten, in der Zeitschrift *Psychologie heute* und in Massenmedien zu diesem Material.

(9) Die Web-Präsenz

Wie verbreitet die Namen und Publikationen von Autoren oder von psychologischen Begriffen sind, ist im Internet einfach festzustellen, schneller als durch Literaturbanken, allerdings entsprechend fragwürdiger und diffuser. Diese Ergebnisse sind für erste Eindrücke interessant und regen eventuell eine genauere bibliometrische Analysen und Evaluation an. Ein interessanter Service wird von *Google* mit dem *Ngram-System* bereitgestellt (<http://www.ngrams.googlelabs.com>). Michel et al. (2011) geben Erläuterungen in *Quantitative Analysis of Culture Using Millions of Digitized Books*: “We constructed a corpus of digitized texts containing about 4% of all books ever printed. Analysis of this corpus enables us to investigate cultural trends quantitatively. We survey the vast terrain of ‘culturomics,’ focusing on linguistic and cultural phenomena that were reflected in the English language between 1800 and 2000. We show how this approach can provide insights about fields as diverse as lexicography, the evolution of grammar, collective memory, the adoption of technology, the pursuit of fame, censorship, and historical epidemiology. Culturomics extends the boundaries of rigorous quantitative inquiry to a wide array of new phenomena spanning the social sciences and the humanities” (2011, S. 176). Die Autoren belassen es bei einigen allgemeinen Angaben über die Datenbasis. Aus dem Korpus von über 15 Millionen digitalisierten Büchern (etwa 12% aller publizierten Bücher) wurden 5.2 Millionen Bücher ausgewählt „on the basis of the quality of their OCR band metadata“.

„Periodicals were excluded“ (S. 176). Die meisten Bücher stammten aus über 40 Universitätsbibliotheken in aller Welt, weitere Bücher wurden von Verlagen beige-steuert. Die Metadaten beschreiben Ort und Jahr der Publikation. Der resultierende Korpus umfasst über 500 Milliarden Wörter in Englisch, 37 Milliarden in Deutsch usw. „Usage frequency is computed by dividing the number of instances of the n-grams in a given year by the total number of words in the corpus in that year“ (S. 176). Aufgrund weiterer Überlegungen zur Stichprobenmethodik wurde von den Untersuchern außerdem eine Auswahl von 1 Million besonders wichtiger Bücher getroffen.

So ist es möglich, Webstatistiken über das Vorkommen eines Namens oder eines Begriffs in einem bestimmten Zeitraum und in einer bestimmten Sprache in den im Internet vorhandenen Digitalisaten von Büchern (Google Books) zu erstellen. Das System bzw. die Software Ngrams liefert Graphiken der Ergebnisse, die sehr interpretationsbedürftig sind. Die Fundstellen der Treffer können jedoch im System aufgesucht werden. Als Beispiel für eine Analyse wird Wundt gewählt. Statt Wundt kann auch Wilhelm Wundt (als sog. Bigramm) eingegeben werden, um die Arbeiten des Sohns, Max Wundt, und andere Namensträger auszuschließen. (*Wilhelm Maximilian Wundt* und *Max Wundt* sind, wie auch aus der entsprechenden Arbeit mit PIO und PAO zu den Rezensionen zu schlussfolgern ist, etwa seit 1908 und dann zunehmend konfundiert.) Die X-Achse der Abbildungen gibt die Dekaden des gewählten Zeitraums (1850 bis 2008) und die Y-Achse Bruchteile von Prozentangaben (skaliert je nach Spannweite der Ergebnisse). Da die einzelnen Fundstellen aus den verschiedensten Publikationen stammen, ist es sinnvoll, nicht diese Häufigkeiten bzw. Prozentangaben, sondern vorzugsweise den zeitlichen Verlauf zu betrachten. Für Wundt gibt es das Maximum vor dem Ersten Weltkrieg, auffällige Nebenmaxima etwa 1905 sowie vor 1950 und, beginnend ca. 1979/1980, wieder einen Anstieg, ebenso nach 1990 bzw. nach 2005. Entsprechende Graphiken lassen unterschiedliche, verzögerte Rezeptionsverläufe in den Publikationen in ausgewählten Weltsprachen erkennen, beispielsweise mit einer sich erst in der Gegenwart abzeichnenden Resonanz im Chinesischen. Zum Vergleich wurden die entsprechenden Verläufe einiger Schüler Wundts sowie anderer bekannter Psychologen, bezogen auf deutsche Quellen ausgewertet (Fahrenberg, 2011). In jeder Farbgraphik können Trends für drei Ngrams dargestellt werden. In einer anderen Serie wurden die Begriffe Komplementarität und Perspektivität hinsichtlich ihrer Internet-(Web-)Präsenz dargestellt (Fahrenberg, 2013). – Interessante Graphiken sind leicht herzustellen: (Wilhelm Wundt, William James, Sigmund Freud); (Bewusstsein, Geist, Seele); Krise der Psychologie, Institut für Psychologie, Psychologisches Institut); (Religiosität, Spiritualität) oder (Monismus, Dualismus, Pluralismus).

(10) Umfragen

Mit Fragebogenmethoden oder Interviews können – eventuell repräsentativ oder quasi-repräsentativ – in definierten fachlichen Personengruppen an den Hochschulen (Dozenten, Studierenden, u.U. im Längsschnitt) oder Mitgliedergruppen der Fachgesellschaften unter-nommen werden. So sind Umfragen unter den Studierenden verschiedener Universitäten in Pflicht-Lehrveranstaltungen relativ leicht zu organisieren, um *Einstellungen* zu Wissen-schaft und Praxis, Aspekte des Menschenbildes oder auch zu den hauptsächlichen Positio-

nen hinsichtlich Leib-Seele- Problem, Determinismus, Religiosität usw. erkunden. Außerdem sind in bevölkerungsrepräsentativen Erhebungen Fragen nach sozialen und religiösen Einstellungen durchaus üblich, nicht dagegen unter deutschen Psychologen, während die amerikanischen Fachgesellschaften *American Psychological Association* und *American Psychiatric Association* offensichtliches Interesse haben und Unterstützung geben. – Diese Einstellungsforschung kann mit halbstrukturierten Interviews methodisch ergänzt und vertieft werden.

(11) Fachliches Ansehen

Die fachwissenschaftliche (historische) Bedeutung von bekannten Psychologen ist durch Umfragen, d. h. eine Rangeinstufung (Ranking) der „Eminenz“, zu erkunden, wobei verschiedene Gruppen von Befragten unterschieden werden können: etwa Professoren der Psychologiegeschichte von anderen Professoren der Psychologie.

(12) Feldforschung und Begleitforschung

Sozialwissenschaftlich orientierte Begleitforschung ist ein noch seltenes Vorhaben. Solche Untersuchungen setzen im Alltag der Forschungsprojekte oder der Berufspraxis an, nicht als *Aktionsforschung* im Sinne Lewins und späterer Autoren, sondern als Studie wissenschaftlicher Tätigkeit in ihrer vielfältigen Bedingtheit und zugleich als Zeitgeschichte, also Psychologiegeschichte „im Voraus“, um wichtige Sachverhalte und Einflüsse durch geeignete Protokolle zu bewahren.

Als im Jahr 1980 der Sonderforschungsbereich 129 „Psychotherapeutische Prozesse“ in Ulm (siehe Kächele, Novak & Traue, 1989) aus Mitteln der DFG gegründet wurde, waren die Gutachter von der Idee der Ulmer Soziologen angetan, eine Begleitforschung vorzunehmen, um die interdisziplinäre Kommunikation und die Zusammenarbeit der aufeinander bezogenen Einzelprojekte in relativ unabhängiger Weise zu untersuchen. – Ähnliche Vorschläge und Anfänge gab es auch andernorts, etwa mit der Einladung an einen Philosophen, der über das Leib-Seele-Problem geschrieben hatte, einige Zeit im einem psychophysiologischen Labor zu hospitieren, um den Forschungsalltag kennen zu lernen und zur gemeinsamen Reflexion der Notwendigkeiten und Selbstverständlichkeiten des Forschungsalltags zu gelangen.

(13) Andere Heuristiken

Die bibliometrischen und scientometrischen Befunde zu Trends und zur Interessendynamik in der psychologischen Forschung können durch anschaulichere bzw. praxisnähere Hinweise ergänzt werden. Einzelne Eindrücke über einen bemerkenswerten Themenwechsel in der Psychologie haben u. a. Riegel (1980) und Traxel (1985) aufgrund ihrer Erfahrungen und Literaturkenntnis berichtet. Zur exemplarischen Darstellung würden sich vor allem die Trendwenden eignen, wenn sie auf den eigenen Arbeitsgebieten, auch über einen längeren Zeitraum, d. h. einige Jahrzehnte, verfolgt wurden: Trends in der Persönlichkeitsforschung, speziell zu den von Eysenck beschriebenen und zeitweilig sehr bekannten Persönlichkeits-

dimensionen und zu Cattells multivariater Forschung, zur psychophysiologischen Forschung über Persönlichkeitseigenschaften, über psychophysische Aktivierungsprozesse und Emotionen; zur Konstruktion und Anwendung von Fragebogenmethoden oder zum *Ambulanten Assessment* als neue Methodik alltagsnaher Psychologie. Wissenschaftler werden ein Bild davon haben, wie sich auf den eigenen Arbeitsgebieten spezielle Trends ausprägten und von Trendwenden abgelöst wurden. Eine interviewgestützte Untersuchung dieser Art ist nicht bekannt. – Eine weitere Heuristik, um Trends und Kontroversen zu erfassen, sind vergleichende Analysen in den deutschsprachigen und den englischsprachigen Fachgesellschaften (DGPs, BDP, APA, BPS u.a.), Kongressen oder Medien. Gibt es parallele Entwicklungen und Trends oder ein „cultural lag“ bei der Übernahme von Trends aus der angloamerikanischen Psychologie? Oder in umgekehrter Richtung?

(14) Forschungsförderung

Förderprogramme seitens der DFG, der privaten Stiftungen, der Ministerien und anderer Einrichtungen können anhand der Jahresberichte hinsichtlich Zielsetzungen, Themen der bewilligten (allerdings nicht der abgelehnten) Anträge, der inhaltlichen Trends sowie der Dauer und Höhe der Förderung (Personal und Sachmittel), Ergebnisberichten in deutschen und internationalen Publikationen usw. analysiert und verglichen werden, um generelle und differenzielle Effekte zu erfassen.

(15) Multimethodisches Vorgehen

Für viele Fragestellungen der Psychologiegeschichte sind multimethodische Untersuchungen sinnvoll – und heute eigentlich zu erwarten. Werden die primär biographisch auf Person und Exegese des Werks angelegten Arbeiten durch eine systematische Forschung anhand von Rezensionen, von bibliometrischen und ggf. anderen scientometrischen Methoden ergänzt? Werden in einer möglichst repräsentativen Rezeptionsforschung auch die Häufigkeiten, Muster und systematischen Lücken von Zitationen in Literaturlbanken analysiert, die Internet-Präsenz (Ngrams), Textanalysen, Rankings der Eminenz kritisch berücksichtigt? Wie steht es in dieser Hinsicht um kooperative und interdisziplinäre Forschungsvorhaben?

Zum Beispiel wurde in der Rezeptionsforschung hinsichtlich *Wundts Leitgedanken der Psychologie* der folgende Ablauf gewählt: Rekonstruktion einer Reihe von etwa 30 Leitgedanken, Recherchen in den Literaturlbanken PsycINFO und PSYINDEX, außerdem nach Rezensionen und Aufsätzen in PIO und PAO sowie den originalen Zeitschriftenbänden, Untersuchung der Rezeption in den Lehrbüchern und Monographien seiner Zeit sowie bis zur Gegenwart in den hauptsächlich deutschen Lehrbüchern der Allgemeinen Psychologie, Psychologiegeschichte und Wissenschaftstheorie.

Multimethodische Studien sind noch selten. Eigene Untersuchungsansätze befassten sich abgesehen von der Wundt-Rezeption (Fahrenberg, 2011) – weniger breit – mit Begriff und Bedeutung von *Komplementarität* und *Perspektivität* (Fahrenberg, 2013) sowie in mehreren Ansätzen mit Inhaltsanalysen und Umfragen zum Thema der Menschenbilder (Fahrenberg, 2004, 2006, 2008).

5. 2. 3 Beiträge zur Methodik der Psychologiegeschichte und scientometrische Untersuchungen

Über Konzeptionen und Methoden der Psychologiegeschichte gibt es einzelne Beiträge in Aufsatzsammlungen sowie Sammelbänden von den *Tagungen der Fachgruppe Geschichte der Psychologie*, doch bilden diese Beiträge nur eine Minderheit gegenüber den thematischen Arbeiten zu einzelnen Personen, zu älteren und neueren historischen Abschnitten der Psychologie oder zur Lokalgeschichte von Instituten. Auch einige der regelmäßigen Berichte der Präsidenten der DGPs „Zur Lage der Psychologie“ enthalten Gedanken und kritische Anmerkungen zur Einschätzung der Psychologie und zu ihrer Einheit oder zu ihrer pluralistischen Verfassung.

Die Methodik der Geschichtsschreibung wird von mehreren Autoren angesprochen (u.a. Bringmann, Bringmann & Feamster, 1990; Fest und Sturm, 2011; Lück & Gusk-Leinwand, 2014; Pawlik, 1986; Schönpflug, 2013; Schorr & Wehner, 1990), wobei bestimmte Methoden kurz erläutert werden. Keines der Lehrbücher der Psychologiegeschichte verwirklicht bisher diese Kombination von Untersuchungsansätzen in einer sich ergänzenden perspektivischen Weise. Der Sammelband *Psychologiegeschichte heute* (Schorr & Wehner, 1990) enthält Hinweise auf Aspekte und Methodenfragen der Historiographie. So wird von Bringmann et al. (1990) zwischen einem philosophischen Stadium der Geschichtsschreibung, dem Stadium der Monographien, dem Stadium der Gesamtübersichten und dem Stadium der Teilbereichsgeschichten unterschieden. Außerdem werden bestimmte Mängel hervorgehoben, u.a. das bloße Zusammenfügen von Textstellen (patchwork history) und die nur gelegentliche, unsystematische Beschäftigung mit psychologiegeschichtlichen Themen. Die Verfasser zitieren die These Collingwoods (1946, S. 275): „... scientific history contains no readymade statements ... the scientific historian never asks himself: ‚Is this statement true or false?‘ ... (but) What does this statement mean? ... the scientific historian does not treat statements as statements but as evidence which may throw light on facts ... The scissors and paste historian is interested in the ‘content’ of statements. The scientific historian is interested in the fact that they were made“. Schließlich wird der englische Wissenschaftshistoriker Young (1966) zitiert, der auf Klassiker der Psychologie-Geschichtsschreibung bezogen meinte, diese Autoren sollten begreifen, dass auch für diese Aufgabe keine weniger rigorosen Standards gelten müssten als für die experimentelle Wissenschaft.

Angesichts dieser Kritik an der Qualität psychologie-geschichtlicher Darstellungen kann es verwundern, dass die Frage der Kompetenz nicht auf die jeweils behandelte Thematik ausgedehnt wird (vgl. Bringmann et al., 1990). Erscheint in dem Übergang von den Gesamtübersichten zum Stadium der Teilgeschichten nicht bereits die Einsicht, dass die fachliche Kompetenz wegen der Ausweitung der Literatur und der Spezialisierung der Methoden nicht mehr ausreicht, d.h. ein Einzelner nicht mehr über die erforderliche Kompetenz verfügt? Welche Kompetenzen müssten erwartet werden: an Fachkenntnissen der Forschungsthemen, an Methodenkenntnissen aufgrund eigener Anwendungserfahrungen, an eigenen Maßstäben für solche Forschungsprogramme, an Überblick über die allgemeine Wissenschaftstheorie und die philosophischen Kontexte?

Im Folgenden werden einige neuere Beiträge, die methodisch oder für das gegenwärtige Thema interessant sind, kurz referiert, bevor sich die längeren Abschnitte zu ausgewählten Themen und Untersuchungen anschließen. Die thematische Gliederung der auf Kongressen (1904-1970) vorgetragenen Referate wurde bereits von Pawlik (1975) in seinem Bericht zur Lage der Psychologie untersucht. Drei Tendenzen waren zu erkennen: Spezialisierung, Zunahme anwendungsbezogener und sozialpsychologischer Beiträge sowie spezifische Phasenwechsel mit Schwerpunktbildungen (Psychodiagnostik am Anfang und Ausdruckspsychologie in der zweiten Hälfte der 50er Jahre). Auf das Verfahren der Zeitreihenanalyse als Möglichkeit „quantitativer Historiographie in der Psychologiegeschichte“ haben Brauns und Schmitz (1990) hingewiesen. Als Demonstrationsbeispiele dienen der Entwicklungsgang der deutschsprachigen Literatur von 1924 bis 1960 und die historische Entwicklung der Leistungsmotivations-Forschung von 1954 bis 1981. Auf der Basis der Gesamtheit deutschsprachiger psychologischer Fachzeitschriften wurden sieben ausgewählt und deren Inhalte nach einem System von 18 Kategorien ausgewertet und dabei auch die Zunahme der „nationalsozialistischen Sprache“ eingestuft. Die jährliche Anzahl der Zeitschriftenbeiträge wurde graphisch dargestellt, auch mit gleitenden Mittelwerten und Regressionskurve, sie zeigt insgesamt den Einbruch um 1933 und am Kriegsende. Die Publikationen zur Leistungsmotivation zeigen von 1954 an und deutlicher nach 1966 den erwarteten positiven (signifikanten) Trend.

In dem Sammelband *Psychologiegeschichte heute* (hrsg. von Schorr & Wehner, 1990) schreibt Thomae (1990) über konzeptuelle und methodische Ansätze der Psychologiegeschichtsforschung, d.h. hier biographische Forschung in der Geschichte der Psychologie. Zur Illustration vergleicht er unterschiedliche Auffassungen über den „richtigen Weg“ der Psychologie, indem er die typischen Reaktionsstile von Wundt, Bühler, Wellek, Eysenck, Holzkamp und Hermann nach drei Kategorien vergleicht: „Argumentieren und Informieren“, „Behaupten und Widersprechen“, „Kritik, Berufung auf Autoritäten und andere soziale Techniken“. Als Grundlage dienen die Wundt-Bühler-Kontroverse, ein Symposium über europäische Charakterologie 1954 und die Kontroverse zwischen Hermann und Holzkamp 1971. Während Thomae bei Wundt ein ausgewogenes Verhältnis der drei Stile diagnostiziert, sieht er bei den anderen Psychologen beträchtliche Unterschiede. Die Einstufungen, so Thomae, zeigten „ein hohes Maß an personen- bzw. situationsspezifischer Variabilität dieser Reaktionsweisen, während epochale (geschichtliche) Einflüsse nicht nachweisbar waren.“ Die Durchsetzung psychologischer wie auch anderer Ansätze sei auch von jenen sozial bezogenen Interaktionsformen abhängig (S. 1). Danziger (1990) erläutert auch an dieser Stelle seine kontextanalytische Perspektive, d.h. den sozialen Charakter der Forschungspraxis und die „vermittelnde Rolle der Untersuchungspraxis.“

In dem Band *Theorien und Methoden psychologie-geschichtlicher Forschung* (hrsg. von Lück & Miller) erläutern Lück und Clever (1991) die Methode der quantitativen Werkanalyse am Beispiel von Katz, Lewin und Köhler. Sprung, Sprung und Müller (1991) geben in ihrem Beitrag *Psychologische Methodentheorie und Psychologiegeschichte* eine kurze Systematik psychologie-historischer Modelle: ein doxographisches (auf Analyse der Ideengeschichte zielend), ein biographisches, ein sozialgeschichtliches, ein faktographisches (auf das zunehmende Wissen bezogen) und ein theoriegeschichtliches Modell. Sie beschreiben

u.a. ein „methodentheoretisches Dissensstadium im 19. Jahrhundert“ im Hinblick auf die weitere Entwicklung von hauptsächlichen Orientierungen der Psychologie. Krampen und Wiesenhütter (1993) unternahmen die erste Computer-unterstützte Analyse zur Entwicklung der *Teildisziplinen* der Psychologie anhand der internationalen und der deutschsprachigen Fachliteratur auf der Basis von *Psychological Abstracts* (1927-1967), *PsycINFO* (1968-1990), *PSYINDEX* (1977-1990); siehe auch Montada et al. (1995) zur internationalen Rezeption der deutschsprachigen Psychologie sowie weitere bibliometrische Analysen von Krampen et al. (2011, 2014) und Wiesenhütter (2012).

Eine Systematik der typischen Aufgaben von Wissenschaftsforschung und eine Serie über empirische, vor allem bibliometrische Untersuchungen enthält ein von Krampen und Montada (2002) herausgegebener Sammelband: kritischer Vergleich von Evaluationskriterien für Lehr- und Forschungsleistungen; Zitationsstile und Validität von Zitationsindizes; Peer Reviews als Instrument der Wissenschaftsevaluation (aufgrund einer Umfrage, an der sich im Jahr 1997 von den 555 Professoren und Dozenten der Psychologie 265 beteiligten). Außerdem gibt es Analysen zur Internationalität und Internationalisierung der deutschsprachigen Psychologie in der Expertenbeurteilung sowie im ZPID-Monitor. Zur Entwicklung der Klinischen Psychologie und der Gesundheitspsychologie wurden bibliometrische Analysen durchgeführt sowie eine Umfrage über Literatur-Recherchestrategien und Literatur-Rezeption von Professoren im Vergleich zu den Mitarbeitern psychologischer Institute.

Die von Rammsayer und Troche (2005) herausgegebenen *Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie* ragen wegen des beabsichtigten Rückblicks heraus. Es gibt hier kleine Lageberichte von Vertretern der größeren Gebiete (Fächer) der Psychologie, wobei nur der Beitrag von Amelang (2004) eine empirische Grundlage aufweist, mit einem Ranking von Persönlichkeitsforschern aufgrund einer eigenen Umfrage. Brauns (2005) geht in Kürze auf einige Aspekte der älteren Psychologiegeschichte sowie auf einzelne neuere Beiträge zur Geschichtsschreibung der Psychologie ein. Er bedauert das aufgrund mangelnden Interesses bestehende Defizit der Geschichtsforschung, das untragbar und deshalb abzubauen sei: „Diese Forderung ergibt sich schon daraus, dass ein angemessenes Verständnis dessen, was Psychologie als ein Fach in Forschung und Lehre ist und sein wird, sich nicht ohne das gewinnen lässt, was einmal war – und das sagt allein die Psychologiegeschichte“ (S. 57). Lüer (2005) schildert den langen Entwicklungsweg der empirischen Psychologie, die Gründung der Gesellschaft und des Leipziger Laboratoriums, einen Niedergang der psychologischen Forschung und die Kehrtwendung der Psychologie nach dem Zweiten Weltkrieg und er kommentiert den „heutigen Stand der Gewissheit des Wissens und Kontinuität der psychologischen Forschung.“ Lüer zitiert aus einem früheren Bericht zu Lage der Psychologie von Kluwe (2001, S. 2 f): „Die Psychologie ist eine ungewöhnlich erfolgreiche wissenschaftliche Disziplin. Wir registrieren heute die Dominanz einer ausdrücklich naturwissenschaftlich orientierten, biologisch-experimentellen Forschung und Lehre, daneben aber auch kulturalanthropologische, sozialwissenschaftlich orientierte Zugänge zur Psychologie. (...) Die seinerzeit von Wilhelm Wundt proklamierten Ziele der Etablierung einer ‚experimentellen‘ und ‚von der Philosophie unabhängigen‘ Psychologie seien zweifellos erfüllt.“ Bredenka (2005) Beitrag entstand aufgrund der Einladung zu einem Vortrag, *Paradigmatische Untersuchun-*

gen in der deutschen Psychologie darzustellen. Er interpretiert im Sinne von Kuhn ein Paradigma als wissenschaftliche Festlegungen, die durch Begrifflichkeit, theoretische Annahmen und die methodischen Standards für die Überprüfung von Hypothesen herausragen. Bredenkamp zitiert außerdem Simontons Ansichten über Persönlichkeitsmerkmale und kreative wissenschaftliche Problemlösungen. Als solche paradigmatische Leistungen zitiert Bredenkamp die Arbeiten von Weber, Fechner, hauptsächlich Ebbinghaus und die Berliner Gestaltpsychologen. Weber (2004) bezieht sich zunächst auf die Einheitstendenz der Prüfungsordnung und Studienpläne, geht auf die Einheit in der Vielfalt heutiger Psychologie ein und vertritt Thesen zu deren künftiger Entwicklung. Zu dieser Serie gehört auch ein Aufsatz von Herrmann (2004) über die DGPs im Kontext psychologischer Strömungen. – Er geht hauptsächlich auf ideologisch-politische Einflüsse ein und untersucht außerdem, ob es eine spezifisch „natioalsozialistische Strömung“ der Psychologie in Deutschland gab. Andere grundsätzliche Kontroversen über die adäquate Auffassung von Psychologie oder die Abspaltung der NGfP oder die untergründige Aufnahme psychoanalytischer Konzepte bei äußerlicher Distanzierung von der Psychoanalyse spielen in den Darstellungen keine Rolle.

Ash und Sturm (2007) berichten in *Psychology's territories. Historical and contemporary perspectives from different disciplines* von Ergebnissen einer Arbeitsgruppe über psychologische Konzepte und Praxis aus interdisziplinärer Perspektive. Als Beispiele solcher Konzepte werden hier Aufmerksamkeitsfluktuation, Kausalität von Handlungen, Wille und Selbst als Themen verschiedener Wissenschaften perspektivisch interpretiert. Außerdem wird die Rolle der Instrumente in der Psychologie, auch das Stellen von Fragen und die bildgebenden Verfahren interdisziplinär betrachtet, d.h. die Beziehung von Werkzeugen, Theorien und Daten.

Eine Beitragsserie zur *Historischen Epistemologie* leiten Fest und Sturm (2011) mit strategischen Überlegungen ein. Sie unterscheiden drei Bedeutungen der Historischen Epistemologie: (a) als Untersuchung der Geschichte von epistemischen Konzepten höherer Ordnung wie Objektivität, Beobachtung, Experiment oder Wahrscheinlichkeit; (b) als Untersuchung der historischen Trajektorien der objektiven Forschung wie Elektron oder der DNA; (c) als die langzeitliche Untersuchung wissenschaftlicher Entwicklungen. Abgesehen von einem Hinweis auf Thomas Kuhn spielt hier die Analyse von Kontroversen und Krisen keine besondere Rolle.

5.3 Ausgewählte Inhaltsanalytische und Scientometrische Untersuchungen

In diesem Abschnitt werden Untersuchungen betrachtet, die in methodisch unterschiedlicher Weise zum Themenbereich der *erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Kontroversen*, zur *Krisendiskussion* und den *Trends in der Psychologie* beitragen bzw. mögliche Ansätze illustrieren.

5.3.1 Inhaltsanalyse der Selbstdarstellungen von Psychologinnen und Psychologen

Die Selbstdarstellungen von Psychologen bilden auch deswegen eine besondere Kategorie, weil die Autoren eigentlich aufgrund ihrer psychologischen und zugleich methodischen Reflexion kompetente Auskünfte geben könnten. Bereits von Murchison (1961) wurde angeregt, solche Autobiographien zu sammeln, um Inhaltsanalysen und Vergleiche zu ermöglichen. Auch gegen diese Quellen könnte eingewendet werden, dass philosophische, politische und religiöse Überzeugungen grundsätzlich als Privatangelegenheiten gelten. Deswegen sei es zweifelhaft, ob Autobiographien in dieser Hinsicht ergiebig sind. Aber sollten nicht gerade Psychologen ein Interesse an möglichen Beziehungen zwischen ihrem Menschenbild, ihren Erziehungseinflüssen, ihrer Berufswahl und Berufspraxis haben? Dies sind gewiss wesentliche Themen jedes Lebenslaufs, und es muss den Psychologen zuge-
traut werden, diese Bedingungen zu sehen und auch für sich selbst zu untersuchen. Ist das *Erkenne dich Selbst!* nicht eines der Motive ihrer Berufswahl? Gerade dieser Personenkreis könnte durch die Fähigkeit zur kritischen Analyse und durch die psychologische Reflexion über die Abhängigkeit des Denkens und der wissenschaftlichen Ziele von philosophisch-weltanschaulichen Einflüssen hervortreten. Umso mehr, wenn sie Universitätslehrer oder Psychotherapeuten sind? – Oder gilt die allgemeine Regel, dass Weltanschauung nichts mit der Wissenschaft oder Berufspraxis zu tun habe? Muss ein Wissenschaftler nicht gerade von philosophischen Vorentscheidungen und Menschenbild absehen? Dieses Objektivitätsideal des neutralen Wissenschaftlers war jedoch immer umstritten. Gerade der Berufsgruppe der Psychologen und Psychotherapeuten kann unterstellt werden, dass sie von den Grenzen dieser Neutralität wissen. – Ob diese Annahmen im Vergleich zu anderen Berufsgruppen tatsächlich zutreffen, lässt sich empirisch nicht entscheiden. Unbegründet sind diese Annahmen jedoch nicht.

Es gibt eine Sammlung von autobiographischen Texten, die von Pongratz und Kollegen auf einheitliche Weise gewonnen und publiziert wurden. Die vier Bände mit Selbstdarstellungen von Psychologen wurden durch je einen Band mit Selbstdarstellungen von Psychotherapeuten und von Psychiatern sowie drei Bände von Philosophen und vier Bände von Pädagogen erweitert. (*Anmerkung 23*).

Zwei Textsammlungen aus neuerer Zeit (Kämmerer & Funke, 2004; Krampen, 2009) geben teilweise interessante Einblicke und Erinnerungen, sind jedoch für systematische Aussagen und vertiefende Analysen kaum geeignet. Wenn es in der Gegenwart an empirischen Unternehmen dieser Art mangelt, könnte das auch durch wissenschaftstheoretische Positionen begründet sein: Das eigene Menschenbild und die philosophisch-weltanschaulichen Überzeugungen sollen aus der Forschung und Praxis ausgeklammert bleiben. Außerdem betreffen viele dieser Fragen Themen, über die im Alltag selten gesprochen wird. Es ist die Privatsphäre der Weltanschauung. Für diese Vermutung spricht eine eigene Inhaltsanalyse der publizierten Selbstdarstellungen.

In einer kleinen inhaltlichen Auswertung wurden die Selbstdarstellungen von 49 Psychologen und Psychotherapeuten (Band 1 bis 3) und von 23 Philosophen (Pongratz, 1972 ff; Pongratz, Traxel & Wehner, 1972-1979; Wehner, 1992) untersucht (Fahrenberg, 2004). Die Inhaltsanalyse dieser Selbstdarstellungen mit der Frage nach Menschenbild und Weltanschauung liegt nahe. So verglich Wilhelm (1982) die wichtigsten Themen dieser Selbstdarstellungen. Laux, Friedel und Renner (2002) werten 37 Selbstdarstellungen hinsichtlich der geschilderten Persönlichkeitsentwicklung in Anlehnung an das von Thomae entwickelte deskriptive Kategoriensystem aus. Es ging u.a. um die Reaktionsformen auf Belastung, produktive Leistung, Identitätskonstruktion und Sinngerichtetheit.

Da diese Selbstdarstellungen eigens für den Sammelband eingeholt wurden, sind die Voraussetzungen für eine vergleichende Analyse sehr günstig. „Alle hatten für die Abfassung ihrer Manuskripte dieselben allgemeinen Hinweise erhalten. Gefragt war einmal nach biographischen Daten, nach dem Studiengang und Berufsweg, nach wichtigen persönlichen Erinnerungen; zum anderen war gebeten worden um Stellungnahmen zu Grundfragen der Psychologie, zu den eigenen Forschungen und zur Entwicklung der Psychologie im ganzen. Freigestellt war es den Autoren, ob sie ihren Beitrag schriftlich formulieren oder in einem Interview entwickeln wollten. Ergänzt werden sollte jeder Beitrag durch eine vom Autor selbst getroffene Auswahl seiner wichtigsten Veröffentlichungen.“ (Pongratz, 1972, S. 7). Darüber hinaus wurden den Autoren, anders als es wünschenswert gewesen wäre, keine Fragen zu speziellen Themen gestellt. Der Haupt-Herausgeber war jedoch ein bekannter Psychologe mit einem Schwerpunkt in der klinischen Psychologie, und die Autoren waren ebenfalls Psychologie-Professoren bzw. Psychotherapeuten. Deshalb war wechselseitig zu erwarten, dass ein äußerlicher Lebenslauf im Stil einer akademischen Bewerbung nicht genug sein konnte. Von einer Selbstdarstellung waren in diesem Kontext auch eine innere Biographie mit prägenden Personen und Einflüssen sowie wesentliche Orientierungen – also zumindest Hinweise auf Werte, Menschenbild und Weltanschauung – zu erwarten.

Wer wurde gefragt und wer nicht? Wer hat abgelehnt? Wie Pongratz und die anderen Herausgeber zu der Auswahl kamen, ist nicht bekannt. Einen Hinweis gibt es allein für den Band mit den Selbstdarstellungen von Psychotherapeuten. Im Vorwort wird eingeräumt, dass es sich um Autoren mit dem gemeinsamen Band der tiefenpsychologischen Orientierung handelt. Vertreter der Verhaltenstherapie oder neuerer Richtungen sind nicht dabei. Dies muss noch nicht auf ein Vorurteil des Herausgebers hinweisen, denn in jener Generation von Psychotherapeuten gab es in Deutschland noch keine herausragenden Vertreter der heute vorherrschenden Verhaltenstherapie. In dem Vorwort werden der Sammlung dieser Selbstdarstellungen (und dies kann auch für die anderen Bände gelten) ein dreifacher Wert zugesprochen: (1) der wissenschaftliche Wert durch die Schilderung der Fragestellungen und Methoden als wissenschaftliche Dokumentation; (2) zum Verständnis des Lebenswerks der Autoren und (3) hinsichtlich ihrer didaktischen Funktion für Studierende und andere Interessierte (Pongratz, 1972, S. 8 ff.). Diese Autobiographien wurden in einen direkten Zusammenhang mit der erlebten Zeitgeschichte gestellt. „Die in diesen Beiträgen gesammelte Geschichte der deutschen Psychotherapie trägt deutlich den Prägestempel der Zeitgeschichte. Sie ist verwoben in die Zeit des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges,

der Besatzung, des Wiederaufstieges. Besonders nachhaltig wurde die Psychotherapie hierzulande vom ideologischen Radikalismus des Nationalsozialismus getroffen. Bedeutende Psychotherapeuten emigrierten, litten in Konzentrationslagern, hatten schwere persönliche und berufliche Beeinträchtigungen zu erdulden. Der Einfluss politischer Herrschaftsverhältnisse auf die Wissenschaft wird eindrucksvoll dargetan" (S. 8 f).

Da auch von 23 Philosophen unter der Regie desselben Herausgebers (Pongratz, 1975-1977) Selbstdarstellungen veröffentlicht wurden, kann die kleine Inhaltsanalyse zu einem Vergleich beider Gruppen weitergeführt werden. Die Philosophen scheinen keine andere Anleitung erhalten zu haben als die Psychologen; in den Büchern ist nichts vermerkt. Aus einleitenden Sätzen ist zu entnehmen, dass die Aufforderung zur Selbstdarstellung durchaus als Anregung auch zu einer biographischen Reflexion verstanden wurde. C. F. von Weizsäcker begann: „Die Aufforderung zu dieser Selbstdarstellung bedeutet wohl, dass der Verfasser die philosophischen Meinungen, zu denen er gelangt ist, nicht in abstracto darstellt – das wird er, wenn er es kann, anderwärts getan haben oder tun – sondern im Spiegelbild der Weise, wie er selbst zu ihnen gekommen ist. Haben wir unsere Philosophie gelernt, gefunden oder als das entdeckt, was wir in gewisser Weise immer gewusst haben?" (1975, S. 342).

Von diesen verhältnismäßig kurzen Selbstdarstellungen konnte natürlich, neben dem wissenschaftlichen Werk und den Publikationen, keine umfassende Schilderung von Menschenbild und Weltanschauung erwartet werden. Weder eine allgemeine Wesensbestimmung des Menschen (mit einem Katalog von Wesenszügen, Grundwerten) noch tiefe Konfessionen über Gott und Glauben. Und andere anthropologische Themen wie Selbstbestimmung, Freiheit, Würde des Menschen, Böses, Schicksal, Schuld, Gewissen? Oder Themen, die noch näheren Bezug zur empirischen Psychologie haben, wie Wertorientierung und Ziele der Erziehung oder der Psychotherapie, Leib-Seele-Problem, Freier Wille, Anlage (Genetik)-Umwelt, interkulturelle Perspektive? Waren Hinweise auf soziale, politische, ideologische Themen, zu Rassismus, Armut, Menschenrechten, politischen Parteien, religiösen Institutionen, Arm-Reich, Dritte Welt, Nord-Süd usw. zu erwarten oder war dies nicht der Platz, solche Überzeugungen aufzuschreiben? Alle Autoren waren Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs, des Nationalsozialismus und der Vernichtung der Juden. Konnte deshalb erwartet werden, dass diese Erfahrungen und persönlichen Reaktionen in den Lebenserinnerungen – nicht nur bei den Emigranten und den direkt Verfolgten – erwähnt wurden? Was war einem Autor bzw. einer Autorin wichtig? Gelten nur das Werk und die berufliche Laufbahn oder wird über den äußeren Lebenslauf (die Personalien) hinaus auch etwas zur psychologischen Biographie mitgeteilt, d. h. über den Zusammenhang von Berufsentscheidung, Auswahl der wissenschaftlichen Fragestellungen und den Einflüssen von Erziehung, Persönlichkeitseigenschaften und Zeitgeschehen?

Nur zwei Unterschiedshypothesen werden hier vorausgeschickt: das Elternhaus und die *biographischen Bedingungen der eigenen Tätigkeit* und das Thema *Menschenbild* sind relativ häufiger bei Autoren mit Praxis in Psychotherapie/Beratung zu finden als bei Autoren ohne solche Praxis. Wegen der relativ geringen Anzahl der Psychotherapeuten wurden sie mit den „Psychologen“, unter denen sich auch einige psychotherapeutisch Tätige befinden, zusammengefasst und den Philosophen gegenübergestellt. Die Themen bzw. Katego-

rien der Inhaltsanalyse (abgesehen von den Daten über Jahr der Geburt und dem Jahr der Selbstdarstellung) sind in der folgenden Tabelle 5. 1 abzulesen.

Ergebnisse und Auffälligkeiten

Die Selbstdarstellungen geben ein sehr buntes Spektrum. Das Studium und das wissenschaftliche Werk, auch die Erfolge und die erhaltene Anerkennung, nehmen den weitaus größten Raum ein, dazu gehören auch die Arbeitsbedingungen und Schwierigkeiten. Einige der Selbstdarstellungen sind überwiegend Sammelreferate, d.h. Zusammenfassungen des wissenschaftlichen Werkes bzw. der Einsichten und Erfolge in der Psychotherapie. Bei nicht wenigen Autoren fehlt die Biographie (außerhalb des Berufs) oder sie wird extrem kurz gehalten, häufig werden nicht einmal die Rolle der Lebenspartner oder außerberufliche Interessen und Engagements geschildert. Viele der Psychologen/Psychotherapeuten äußerten sich zu anthropologischen Fragen, gingen auf Menschenbilder ein, selten auf ein religiöses Bekenntnis; es wurden auch entsprechende Publikationen in den Schriftenverzeichnissen hervorgehoben. Die Tabelle 5. 1 gibt eine Übersicht über die relative Häufigkeit der Themen. Einige dieser Kategorien eignen sich eher für Untergruppen: z.B. ältere – jüngere Generation oder für Universitätslehrer. Andere haben eine unterschiedliche Bedeutung, z.B. der Weltkrieg bei Deutschen und Österreichern im Vergleich zu Schweizern. Oder das Studium der Philosophie, das bei den Psychologen vielfach durch die Promotionsordnungen vorgeschrieben war, nicht aber im Medizin-Studium. Die inhaltsanalytischen Kategorien wurden während der Auswertung zum Teil modifiziert und dann in einem zweiten Durchgang, in einem Quervergleich der Kategorien über die Personen, kontrolliert.

Die meisten dieser Texte enthalten natürlich Informationen über Elternhaus und Erziehungseinflüsse, über Ausbildung, Berufsleben u.a. Bei weniger als der Hälfte der Autoren gibt es außerdem mehr oder minder kurze Hinweise auf das religiöse Bekenntnis der Eltern und auf die eigene Konfessionszugehörigkeit. Darüber hinaus wurden die Fragen nach Gott und die eigene Haltung zur Religion höchst selten angesprochen. Die Psychologen, insbesondere jene Autoren, die beratend oder psychotherapeutisch tätig waren, gingen tendenziell eher auf ihre psychologisch-biographische Entwicklung und auf Fragen des Menschenbildes ein als die Vergleichsgruppe von Philosophen. Der Bereich Politik, Weltkrieg, NS-Zeit und Judenverfolgung wird an dieser Stelle ausgeklammert (siehe Fahrenberg, 2004).

Nur einige auffällige politische Aspekte sind zu nennen: Der Zweite Weltkrieg und der NS-Staat kamen in der Mehrzahl der Selbstdarstellungen vor, deutlich seltener das Thema Juden und Antisemitismus. Juden traten in der Regel nur als jüdische Universitäts-Kollegen auf, falls sie überhaupt erwähnt werden. Auffällig ist, dass nur 5 von 49 Autoren (nur 2 Autoren, wenn die Emigranten ausgenommen werden) auf KZ und Massenvernichtung eingingen. Sehr vereinzelt kamen Hinweise auf Kriege, speziell den Vietnam-Krieg, vor. Der Studentenprotest 1968 und die damit verbundenen Ausschreitungen an Universitäten wurden von zehn Autoren geschildert und für drei Autoren waren sie Anlass, an 1933 zurückzudenken. Sie äußerten sich enttäuscht über Dogmatismus und Intoleranz sowie die Passivität der schweigenden Mehrheit.

Tabelle 5. 1: Themen in den Selbstdarstellungen von 49 Psychologen und Psychotherapeuten sowie von 23 Philosophen (Ausschnitt der Tabelle aus Fahrenberg, 2004, S. 325). Diese Übersicht wurde später durch die Daten von 15 weiteren Psychologen ergänzt.

Themen	Psychologen/ Psychotherapeuten N = 49	Philosophen* N = 23	Psychologen N = 15**
Biographisches			
Informationen über Elternhaus und Erziehungseinflüsse	27	18	9
Psychologische Überlegungen zu eigener Entwicklung und Studienwahl	34	18	13
Religion und Philosophie			
Hinweise auf religiöses Bekenntnis der Eltern	10	10	5
Eigenes religiöses Bekenntnis	18	12	4
Frage nach Gott	3	0	0
Lektüre von Philosophen wesentlich für eigene Entwicklung	21	–	1
Studium der Philosophie	19	–	3
Explizit zur eigenen philosophischen Orientierung	13	–	2
Leib-Seele-Problem	9	0	2
Problem des freien Willens, Kausalität (Determinismus)	3	1	0
Anthropologie			
Thema Menschenbild	33	2	2
Thema allgemeine Anthropologie	17	12	6
Publikationen zur Psychologischen Anthropologie	15	–	1
Thema Konflikte zwischen Schulen/Richtungen der Psychologie	18	–	10

Anmerkungen: *Einige Kategorien sind für die Gruppe der Philosophen nicht sinnvoll. ** Band 4 (Lück, 2004). Es handelt sich in etwa um die Generation der in den zwanziger Jahren geborenen Professoren der Psychologie.

Ausgewählte statistische Ergebnisse

Da es sich um eine explorative Inhaltsanalyse handelt, werden hier statistisch auffällige Unterschiede (Chi-Quadrat-Test mit Blick auf die Zellenbesetzungen, p -Werte < 0.10) mitgeteilt: Psychologen mit Erfahrung in Beratung/Psychotherapie gaben eher biographische Informationen zur eigenen Entwicklung und Studienwahl ($p = .01$), sprachen eher das Thema allgemeine Anthropologie an ($p = .07$) und waren eher zur Emigration gezwungen ($p = .06$). Psychologen, deren Selbstdarstellung biographische Informationen zur eigenen

Entwicklung und Studienwahl enthielt, berichteten eher über die Religion ihrer Eltern ($p = .02$), hatten Erfahrung in Beratung/ Psychotherapie (siehe oben), waren eher politisch interessiert ($p = .04$) und erwähnten eher den Nationalsozialismus ($p = .07$). Psychologen, die ihr eigenes religiöses Bekenntnis (christliche bzw. jüdische Konfession) angaben, nannten eher die Religion ihrer Eltern ($p = .001$) und erwähnten eher das Thema Juden/Antisemitismus ($p = .04$). Bei Psychologen/Psychotherapeuten, die auf das Thema Menschenbild eingingen, fanden sich eher das Thema Nationalsozialismus ($p = .03$) und das Thema Juden/Antisemitismus ($p = .06$).

Im Vergleich zu Philosophen erwähnten Psychologen/Psychotherapeuten in ihrer Selbstdarstellung eher biographische Informationen zur eigenen Entwicklung und Studienwahl ($p = .03$), jedoch relativ seltener ihr Elternhaus und dessen Erziehungseinflüsse ($p = .06$), gingen eher auf das Thema Menschenbild ($p = .001$) und das Thema Krieg ein ($p = .01$); die Philosophen erwähnten eher die Religion ihrer Eltern ($p = .04$). Für alle Autoren zusammengefasst ergab sich: wenn das eigene religiöse Bekenntnis genannt wurde, fanden sich auch eher das Thema allgemeine Anthropologie ($p = .06$) und das Thema Juden/Antisemitismus ($p = .06$).

Aus dieser Inhaltsanalyse ist abzuleiten, dass die *Psychologische Anthropologie* in einigen Aspekten durchaus einen Platz in den Selbstdarstellungen von Psychologen/ Psychotherapeuten hatte. Etwa ein Drittel bis zur Hälfte der Autoren erwähnten zumindest solche Fragen: ihr Menschenbild mit eigenen, spezielleren oder allgemeinen Annahmen und ihre religiöse oder philosophische Orientierung. Dies ist eher bei Autoren der Fall, die beratend oder psychotherapeutisch tätig waren (diese gaben auch mehr psychologische Hinweise zu ihrer Biographie). Die Psychologen/Psychotherapeuten gingen eher auf ihre psychologisch-biographische Entwicklung und auf Fragen des Menschenbildes ein als die Vergleichsgruppe von Philosophen.

Die geschilderten thematischen Zusammenhänge und die Unterschiede zwischen Psychologen und Psychotherapeuten bzw. zwischen diesen und den Philosophen sind insgesamt nicht unerwartet. Auffälliger ist insgesamt die relativ große Anzahl von Selbstdarstellungen, in denen Elternhaus, Erziehung und Religion *nicht* vorkamen. Genauere Untersuchungen an diesem Material könnten versuchen, die Kategorien weiter zu differenzieren, vielleicht auch das relative Gewicht der Themen im individuellen Kontext und im Vergleich einzustufen und unabhängige Kontrollauswertungen zu gewinnen. Außerdem können die entsprechenden Sammlungen der Selbstdarstellungen von Pädagogen und Psychiatern genutzt werden.

Wenn es an dieser Art von empirischen Untersuchungen mangelt, könnte das auch durch wissenschaftstheoretische Positionen begründet sein: Die persönliche Weltanschauung soll aus der Forschung und Praxis ausgeklammert werden. Dies scheint eine – auch in der Wissenschaftstheorie der universitären Psychologie – sehr verbreitete Auffassung zu sein. Es ist die Privatsphäre der Weltanschauung, die verletztlich ist und verletzt werden kann. Die persönlichen Überzeugungen blieben in der Regel verborgen, trotz der möglichen Bedeutung dieser „letzten Fragen“ für das Philosophieren, für Persönlichkeitstheorien oder Psychotherapie-Ziele. Offensichtlich wird hier auch von vielen kritischen Philosophen und von engagierten Psychotherapeuten eine Privatsphäre gewahrt oder ein Tabu beachtet.

„Über Religion und Politik redet man nicht“ – das sind Privatangelegenheiten – gilt das auch für Psychologie-Professoren/ Psychotherapeuten? Oder gilt die Annahme, das private Menschenbild sei für das Denken und Lehren über den Menschen bzw. für die pädagogischen und psychotherapeutischen Anwendungsfelder völlig unerheblich? (Fahrenberg, 2004, 2007). – Hier wären vertiefende Interviews die aussichtsreichere Methode. Auf Fragebogen gestützte Umfragen über Aspekte der Menschenbilder und philosophisch-weltanschauliche Überzeugungen können hier zumindest Hinweise liefern, eventuell auch quasi-repräsentativ.

5. 3. 2 Multimethodische Rezeptionsforschung am Beispiel von Wundts

Leitgedanken

Seit den 1880er Jahren war Leipzig eine weltberühmte Adresse für die neue Psychologie. Abgesehen von seinem Status als Gründer des ersten psychologischen Labors (und damit vielleicht auch als Gründer der Disziplin Psychologie an den Universitäten) wird Wundt heute nur noch selten genannt. Weshalb Wundts Einfluss nach der Jahrhundertwende, also noch zu Lebzeiten, rasch sank und Wundt vom Gründervater fast zum Außenseiter wurde, ist unterschiedlich interpretiert worden. Da es in der Geschichtsschreibung der Psychologie nur wenige konkrete Hinweise gibt, wurde eine Rezeptionsanalyse unternommen.

Die Leitgedanken Wundts aus seinem Werk zu abstrahieren, ist eine schwierige und anspruchsvolle Aufgabe, die nur unter großen Vorbehalten und mit problematischen Verkürzungen möglich ist. Doch wie sollte die Rezeptionsgeschichte analysiert werden ohne eine Vorstellung von den wichtigsten Leitgedanken und den zentralen Themen? Ursprünglich war nur eine Übersicht über Leitgedanken der Psychologie beabsichtigt, denn es sollte ja primär um die Rezeptionsgeschichte der Psychologie gehen. Doch bereits eine vorausgegangene eigene Arbeit hatte gelehrt, dass für Wundt das psychologische Forschungsprogramm und philosophisches Denken so eng verschränkt sind, dass der wissenschaftstheoretische Kontext unentbehrlich ist. In der Rezeption von Wundts Werk wurde gewöhnlich das philosophische Werk ausgeklammert, und hier liegt auch einer der Gründe vieler Missverständnisse und Oberflächlichkeiten. Denn mit den philosophischen Gedanken sind wohl oft die wissenschaftstheoretischen Ausführungen übersehen worden. Folglich können diese Leitgedanken nicht als Liste von Themen (*Schlüsselkonzepten*) abgehandelt werden; sie verlangen Kontexte – gerade bei Wundt. Das eigene Vorgehen wird kurz beschrieben, um deutlich zu machen: Wie wurden hier in einem rekursiven Prozess die Leitgedanken, die Prinzipien seiner theoretischen Psychologie und empirischen Forschung, abgeleitet? Welche Kontexte werden als wichtig angesehen?

Die Leitgedanken wurden in einem ersten Schritt aus der eigenen Vorarbeit (2008) zusammengestellt, überarbeitet und durch ergänzende Lektüre, insbesondere in den philosophischen Texten, erweitert. Es ergab sich ein Aufriss mit etwa 25 Themen, der als noch vorläufiges Raster diente: für die ersten Kapitel der Rezeptionsanalyse in den Biographien,

Rezensionen und Lehrbüchern, sowie als Netz, um zusätzliche charakteristische Zitate aus dem Werk festzuhalten. In diesem Fortschreiten zeigte sich bald, dass diese zweite Version der Leitgedanken nicht ausreichte. Sie musste weiterentwickelt werden, wobei die Analyse der wichtigsten fachlichen Kontroversen und die genauere Beschreibung der erkenntnistheoretischen und methodologischen Positionen am wichtigsten waren. So entstand eine Auswahl von etwa 30 Leitgedanken Wundts (Fahrenberg, 2011).

Anschließend wurden in der Rezeptionsanalyse inhaltlich ausgewertet:

- ca. 75 zeitgenössische, mindestens eine Druckseite umfassende Rezensionen seiner psychologischen und philosophischen Publikationen in Zeitschriften seit 1858;
- ca. 20 andere Abhandlungen und Kommentare;
- ca. 50 Beiträge zu fachlichen Kontroversen (dazu 20 Beiträge Wundts) sowie
- ca. 50 ältere und neuere Lehrbücher der Allgemeinen Psychologie, der Wissenschaftstheorie und der Geschichte der Psychologie von 1883 bis heute.

Darüber hinaus wurden weitere Quellen analysiert: Biographien, Reden und Briefe, eine Festschrift, Würdigungen und Nachrufe, Kongressberichte, Rankings, Zitationshäufigkeiten, Präsenz in Selbstdarstellungen deutscher Psychologinnen und Psychologen, Internet-Präsenz (Suchmaschine Google Ngrams mit dem Stichwort „Wilhelm Wundt“ bzw. „Wundt“). Wundt war direkt oder eher indirekt an einer Reihe von Schlüsselkontroversen und anderen Kontroversen beteiligt (S. 371-426). Aufgrund dieser Rezeptionsanalyse wurde eine Anzahl von Hypothesen entwickelt, weshalb man sich von Wundt distanzierte. Diese Hypothesen beziehen sich auf mögliche Anlässe im wissenschaftlichen Werk, in der Didaktik und in der Person Wundts (Fahrenberg, 2011, S. 143-165).

5. 3. 3 Zitationshäufigkeiten von Autoren

Die Rückblicke anlässlich von Geburtsjahren oder Todestagen eignen sich zu Betrachtungen der überdauernden Aktualität, z.B. im Jahr 2004 über Immanuel Kant und im Jahr 2006 über Sigmund Freud (im Jahr 2017 über Brentano, 2020 über Wilhelm Wundt?) oder die Gründung des Leipziger Labors (um 1879). Um die Breitenwirkung zu erfassen, werden jedoch statistische Informationen benötigt. Ein möglicher Maßstab ist, wie oft eine Publikation von anderen Autoren zitiert wird. Im Vergleich zu den individuellen Beurteilungen durch einen Psychologiehistoriker liefert die Zitationshäufigkeit in der Fachliteratur einen breiter fundierten Hinweis, wenn auch nur abstrakte statistische Hinweis auf die fachliche Bedeutung. Die Tabelle 5. 2 gibt eine summarische Übersicht über Nennungen von Wundt in der deutschen und amerikanischen Literaturbank: die Nennung als Autor oder als erwähnter Name (all text fields des Abstracts).

Tabelle 5. 2: Wilhelm Wundt in PSYINDEX und PsycINFO als Autor und als zitierter Autor (speziell auch im Zeitraum 1977-1985 in Erinnerung an die Leipziger Laborgründung)

	PSYINDEX LA=German				PsycINFO LA=EN		LA=all
	SW=Wundt (Wilhelm)	„Wilhelm Wundt“	„Wundt“	AU=Wilhelm Wundt	AU=Wilhelm Wundt*	All text fields	All text fields
Bis 1920	–	–	–	–	136	349	349
1921- 1950	–	–	2	–	2	141	243
1951- 1980	33	45	58	–	1	133	172
1981- 2010	74	133	232	4	4	316	390
2011- 2014	14	23	29	1	1	63	68
Gesamt	121	201	319	5	143	1.008	1.230
1977- 1985	39	51	71	–	1	74	116

Anmerkung Auch die Nachdrucke der Werke Wundts nach 1920 sind aufgenommen. Bei deutschen Recherchen ist zu berücksichtigen, dass in der philosophischen Literatur Wilhelm Maximilian Wundt und sein Sohn Max Wundt nach 1920 zunehmend konfundiert sind. (Die Zellenergebnisse addieren nicht immer genau zu „Gesamt“.)

Aber was besagen diese Zahlen wirklich über die „Eminenz“ Wundts? Deutet sich an, dass Wundt in den Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende einer der international bekanntesten deutschen Gelehrten war, dass das Leipziger Labor weltberühmt war, er eine eindrucksvolle Anzahl wissenschaftlich bedeutender Doktoranden, Assistenten und Mitarbeiter hatte, dass Wundt Ehrenmitglied in 12 wissenschaftlichen Gesellschaften war oder damals im akademischen Stammbaum der Mehrzahl der amerikanischen Psychologen stand? Die Präsenz von Wundts Namen bzw. seines Werks im Internet kann mit der Methode der Ngrams aufgrund der Google Books ermittelt und graphisch dargestellt werden (siehe oben). Die Graphik zeigt das Vorkommen des Bigrams „Wilhelm Wundt“ im Zeitraum von 1850 bis 2008, prozentual bezogen auf alle Wörter des Teil-Korpus deutscher Quellen im jeweiligen Jahr.

Die Graphik des Bigrams „Wilhelm Wundt“ in Google Books ergab eine überdauernde, aber wellenartig variierende Präsenz des Namens in der deutschen Basis und ähnlich, aber geringer ausgeprägt in anderen Sprachen, d.h. englischen, französischen, spanischen usw. Bereichen der Datenbasis; in den chinesischen Quellen erst in neuerer Zeit. Trotz aller notwendigen Vorbehalte sind parallel zu Wundt in den deutschsprachigen Quellen auch die



1850 - 1899	1900 - 1910	1911 - 1917	1918 - 1995	1996 - 2008	Wilhelm Wundt
-----------------------------	-----------------------------	-----------------------------	-----------------------------	-----------------------------	-------------------------------

Abbildung 5. 1: Nennungen Wilhelm Wundts in deutschen Quellen (Maßstab x 5, Glättung 1). Von der Website der Ngrams-Graphik gibt es Links zu den Webseiten mit den Treffern, d.h. den Titeln und Digitalisaten, u.a. den Büchern Wundts.

Zitationsverläufe für Brentano, Bühler, Dilthey, Ebbinghaus, Fechner, Krueger, Külpe, G.E. Müller, sowie im Vergleich Darwin und Freud anregend und legen Fragen nahe, wie die relativen Maxima (Hauptwerke? Jahrestage?) zustande gekommen sein könnten. – Demgegenüber ist die Internet-Präsenz von Wundts wichtigsten Assistenten nur noch minimal und die der anderen ausgewählten Psychologen eher rückläufig; für William James ergibt sich ein relativ konstanter und für Sigmund Freud ein weiterhin ansteigender Verlauf. – In einem dritten Zugang kann beispielsweise nach Nennungen Wundts im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* (hrsg. von Ritter, Gründer et al., 1971 ff) gesucht werden: Die Recherche auf der CD des Gesamtwerks ergibt einen überraschenden Befund: 773 Fundstellen für „Wundt“ (für „W. Wundt“ 490 Fundstellen). Diese Auswertung für Wundt korrespondiert mit dessen deutlicher Präsenz im Internet, nicht jedoch mit dem sehr reduzierten Interesse innerhalb des Faches bzw. der geringen Präsenz in den Lehrbüchern und Handbüchern der Psychologie.

5. 3. 4 Einstufungen der Bedeutung (Rankings der Eminenz)

Wie subjektiv und fragwürdig Bewertungen, selbst die eines bekannten und häufig zitierten Psychologiehistorikers, ausfallen können, belegt Boring (1950, 2. Aufl., S. 741) mit seinen markanten Beurteilungen, d.h. mit seiner eigenartigen Einschätzung von Strömungen der Psychologie und seinem Verständnis der Psychologie überhaupt. Er nennt drei Bücher als

die wichtigsten Werke der Psychologie: Fechners *Elemente der Psychophysik* (1860), Ebbinghaus' *Über das Gedächtnis* (1885), Freuds *Traumdeutung* (1900) und hebt vier „very great men in psychology's history“ hervor: Darwin, Helmholtz, James und Freud (S. 743).

Die begründete Skepsis hinsichtlich der Geschichtsschreibung durch einzelne Autoren mag dazu beigetragen haben, sich nicht mit deren Beurteilungen zu begnügen, sondern einen größeren Personenkreis zu befragen und die Ergebnisse in der Form eines Rankings der „Eminenz“ eines Autors mitzuteilen. Zweifellos werden die Ergebnisse in hohem Maße von dem befragten Personenkreis, dem vorhandenen Fachwissen und Urteilsvermögen, der Stichprobentechnik, der Rücklaufquote und speziell auch von der Formulierung der Fragen abhängen. Ein besonderes Problem bildet die höchst fragliche Informiertheit der Beteiligten, insbesondere wenn sich amerikanische über deutsche Psychologen wie Wundt äußern sollen. Trotz der operational sehr eingegengten Aussagekraft und der zweifelhaften Repräsentativität solcher Erhebungen sind die Ergebnisse interessant, da methodisch geeignetere Forschungsinterviews typischer Repräsentanten oder Personengruppen generell zu fehlen scheinen. Wegen der notwendigen methodischen Vorbehalte sind verallgemeinernde Schlüsse nicht angebracht; am ehesten könnten noch relative Unterschiede innerhalb einer bestimmten Untersuchung interpretiert werden. Vielleicht vermitteln sie wissenschaftsgeschichtlich interessante Hinweise und regen Hypothesen für methodisch bessere Studien an.

Eine länger zurückliegende Umfrage über die Einschätzung von bekannten Psychologen ergab bei einer Zufallsstichprobe von 1000 Mitgliedern der *American Psychological Association* nur 246 Antworten (Wright, 1970). Freud, Skinner, Watson, Pawlow und Hull wurde der größte Einfluss auf die Psychologie des 20. Jahrhunderts zugesprochen; Skinner, Rogers, Hebb, Piaget und Harlow wurden als die fünf einflussreichsten gegenwärtigen Psychologen eingeschätzt. Solche Bewertungen und Rankings projizieren Einstellungen und Präferenzen, die vom Laufe der wissenschaftlichen Entwicklung, durch das wechselvolle Schicksal der Strömungen und auch der Moden schnell überholt werden können. In diesen Rangfolgen spiegeln sich relative Bewertungen der amerikanischen Szene vor dem Niedergang des *Behaviorismus*, vor der *kognitiven Wende* und *Kognitionswissenschaft* sowie der Expansion der *Klinischen Psychologie*, vor der neueren Entwicklungs- und Sozialpsychologie und natürlich vor der „Decade of the Brain“.

Eine spätere Untersuchung in den Jahren 1990/91 wurde ähnlich angelegt. Befragt wurden zwei Personengruppen: amerikanische Experten der Psychologiegeschichte und Professoren (Department Chairpersons). Beurteilt werden sollten erneut: (1) die allgemeine Bedeutung von Autoren und (2) die Bedeutung in der Gegenwart. Aus der Anzahl der Nennungen wurden Rangplätze berechnet. Die Tabelle 5. 3 fasst die Ergebnisse des Rankings bedeutender Psychologen zusammen (Korn, Davis & Davis, 1991). Historiker der Psychologie nennen Wundt, James und Freud auf den vordersten Plätzen, die Chairpersons Skinner, Freud, James, Piaget, und dann nach Hall auf Platz 6 auch Wundt.

Solche Rangordnungen drücken die fachliche Bewertung der wissenschaftlichen Leistungen bedeutender Psychologen aus, sind jedoch auch von der relativen Informiertheit und von „nationalen“ Einstellungen abhängig: eine Aufgabe für eine vergleichende Betrachtung von Wissenschaftskulturen der Psychologen.

Tabelle 5. 3: Ranking bedeutender Psychologen (Korn et al., American Psychologist, 1991, 46, S. 790).

Historiker der Psychologie			Professoren der Psychologie		
Rangplatz	Name	Nennungen	Rangplatz	Name	Nennungen
Allgemeine Bedeutung					
1	Wundt, W.	189	1	Skinner, B. F.	508
2	James, W.	167	2	Freud, S.	459
3	Freud, S.	156	3	James, W.	372
4	Watson, J.	108	4	Piaget, J.	237
5	Pavlov, I.	79	5	Hall, G. S.	216
6	Ebbinghaus, H.	69	6	Wundt, W.	203
7	Piaget, J.	51	7	Rogers, C.	192
8	Skinner, B. F.	46	8	Watson, J.	188
9	Binet, A.	46	9	Pavlov, I.	152
10	Fechner, G.	46	10	Thorndike, E. L.	124
Bedeutung in der Gegenwart					
1	Skinner, B. F.	159	1	Skinner, B. F.	526
2	Miller, G. A.	56	2	Bandura, A.	285
3	Simon, H. A.	53	3	Miller, N.	229
4	Miller, N.	51	4	Miller, G. A.	97
5	Hilgard, E. R.	48	5	Neisser, U.	86
6	Sperry, R.	44	6	Bower, G.	85
7	Bandura, A.	41	7	Estes, W.	80
8	Eysenck, H. J.	37	8	Seligman, M.	75
9	Piaget, J.	36	9	Eysenck, H. J.	69
10	Neisser, U.	32	10	Hilgard, E. R. und Rescorla, R.	66

Anmerkungen Von den 99 befragten Historikern der Psychologie wurden 29 Rankings für die allgemeine und 23 für die gegenwärtige Bedeutung gewonnen. Die von 93 Chairpersons erhaltenen Rankings stammen aus der unveröffentlichten Erhebung im Jahr 1990 von Estes et al. Insgesamt wurden 107 bzw. 226 Namen bedeutender Psychologen genannt.

Diese hohe Einschätzung Skinners ist in Deutschland unvorstellbar (nicht zuletzt wegen Skinners Apsychismus und Atheismus). In den 1970er und 1980er Jahren war es, zumindest an der Freiburger Universität, nicht ungewöhnlich, dass bereits Studienanfänger eine Aversion mitbrachten und mit scharfen Urteilen über Skinner hervortraten, offenbar durch populäre und polemische Kommentare seitens politisch engagierter Psychologen beeinflusst. Die notwendige eigene Lektüre anlässlich der Aufgabe, ein Seminarreferat über

Tabelle 5. 4: The 100 most eminent psychologists of the 20th century [Auszug aus: Rank-Ordered Survey List (SL). The 117 psychologists most frequently mentioned in the survey]; Haggbloom et al., 2002).

Rank	Name	Frequency	Rank	Name	Frequency
1	Skinner, B. F.	58	31	Cattell, R. B.	6
2	Piaget, Jean	33	31	Gibson, Eleanor J.	6
3	Freud, Sigmund	28	31	McLelland, David	6
4	Watson, John B.	24	31	Meehl, Paul E.	6
5	Bandura, Albert	23	31	Neiser, Ulrich	6
6.5	James, William	21	31	Seligman, Martin	6
6.5	Pavlov, Ivan	21	39.5	Bartlett, E. C.	5
8	Lewin, Kurt	17	39.5	Bronfenbrenner, U.	5
9.5	Rogers, Carl	14	39.5	Chomsky, Noam	5
9.5	Thorndike, E. L.	14	39.5	Jung, Carl G.	5
11.5	Festinger, Leon	13	39.5	Lashley, Karl S.	5
11.5	Hebb, Donald O.	13	39.5	Titchener, Edward	5
14.5	Allport, Gordon	11	39.5	Wechsler, David	5
14.5	Hull, Clark	11	39.5	Zajonc, Robert	5
14.5	Miller, Neal	11	51	Barlow, David	4
14.5	Tolman, Edward C.	11	51	Boring, E. G.	4
17	Erikson, Eric	10	51	Brunswik, Egon	4
19	Kohler, Wolfgang	9	51	Dewey, John	4
19	Maslow, Abraham	9	51	Harlow, Harry	4
19	Vygotsky, Lev	9	51	Hilgard, Ernest R.	4
21	Ainsworth, Mary	8	51	Loftus, Elizabeth	4
24	Eysenck, Hans	7	51	Mowrer, O. H.	4
24	Luria, Alexander R.	7	51	Kahneman, Daniel	4
24	Schacter, Stanley	7	51	Plomin, Robert	4
24	Simon, Herbert	7	51	Sternberg, Robert	4
24	Sperry, Roger	7	51	Spence, Kenneth	4
27	Binet, A.	6	51	Tversky, Amos	4
31	Bowlby, J.	6	51	Wertheimer, Max	4
31	Bruner, Jerome S.	6	51	Wundt, Wilhelm	4
			67	Alfred Adler	3

Anmerkung: Spörrle und Tumasjan (2011) gingen der Frage nach, inwieweit das Ranking mit Seitenhäufigkeiten im Internet korrespondieren. Sie verwendeten drei Suchmaschinen (google, yahoo und msn) und stellten eine signifikante Korrelation fest. Der Zusatz der Fachbezeichnung (Psychologie) zum Namen sei zu empfehlen.

Skinner's Werk (und Walden II) zu halten, bewirkte regelmäßig eine markante Einstellungsänderung und sogar Anerkennung von Skinner's pädagogischem Optimismus. Ähnliche Voreingenommenheiten von Studienanfängern äußerten sich sonst höchstens noch hinsichtlich Sigmund Freud.

In einer neueren Studie von Haggbloom et al. (2002) *The 100 Most Eminent Psychologists of the Twentieth Century*, wurden je drei quantitative und qualitative Kriterien verwendet, um die *Eminence* eines Autors zu bestimmen (Tabelle 5. 4). Die Untersuchung führte zu einem Ranking der „99 most eminent psychologists of the 20th century“ mit Skinner an der Spitze, gefolgt von Jean Piaget, Sigmund Freud und Albert Bandura. Die Rankings basieren auf drei Kriterien: (1) journal citation; (2) introductory psychology textbook citation (fünf Einführungs-Texte); (3) survey response, d.h. der relativ wenigen Antworten (5.6%) auf eine Umfrage unter 1725 Mitgliedern der American Psychological Association („fewer than 100 people responded“), welche die bedeutendsten Psychologen des 20. Jahrhunderts aufschreiben sollten. Die Untersucher berücksichtigten außerdem, ob eine Person (1) Mitglied der National Academy of Sciences, (2) APA President oder (3) Träger des APA Distinguished Scientific Contributions Award war, außerdem noch, ob ihr Name mit einem bestimmten Effekt oder einer Methode assoziiert ist (z.B. Skinner-Box).

Haggbloom et al. (2002) fanden ihre Ergebnisse nicht unerwartet, räumten aber ein, dass einige bedeutende Psychologen wie Hermann Ebbinghaus fehlten (vielleicht wurde er wie Wundt eher zum 19. Jahrhundert gezählt?). Von den genannten Psychologen waren 70 Psychologen APA-Präsidenten oder hatten den APA-Award. Dieser „American and English language bias“ sei „difficult to evaluate because contemporary psychology is so dominated by Americans“, aber die Autoren geben zu, dass ‘our sources were all essentially American sources’. Die Studie hat also viele fundamentale Schwächen. (*Anmerkung 24*). – Insgesamt sind diese allgemeinen Ranking-Studien so heterogen und die Rücklaufquoten so niedrig, dass ein Vergleich oder eine Aussage über Trends nicht angebracht sind.

Die relative Bedeutung eines Psychologen wird heute wahrscheinlich von den Kollegen auf dem betreffenden Fachgebiet überzeugender einzuschätzen sein als die „allgemeine Bedeutung“. Amelang (2004) berichtete über ein Ranking aufgrund von Umfragedaten der Fachvertreter der *Differenziellen Psychologie, Persönlichkeitsforschung und Psychologischen Diagnostik*. Teilnehmer waren 51 Deutschsprachige und 41 „Internationale“, zumeist Amerikaner.

Angesichts des Theorien- und Methodenpluralismus der Psychologie zwischen Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften und wegen der im Laufe der Zeit wechselnden Orientierungen bzw. mehr oder minder aktuellen Strömungen ist anzunehmen, dass solche Rankings starken Veränderungen unterliegen. Zwischen befragten Personengruppen, zwischen Nationalitäten, Jahrzehnten usw. werden große Unterschiede auftreten. In Deutschland hätte Skinner oder gar Hall wahrscheinlich nie einen der vorderen Rangplätze erhalten. Auch in den USA könnten sich gegenwärtig die Einschätzungen z.B. angesichts der Neurowissenschaften und der Bedeutung der vielen Anwendungsfelder verschieben. Umso fragwürdiger wären Vergleiche zwischen verschiedenen Ländern oder Zeiträumen.

5.3.5 Inhaltsanalyse von Texten

Die relative Bedeutung eines Wissenschaftlers ist eher auf einem engeren Fachgebiet der Psychologie zu untersuchen. Als Beispiel wird eine Textanalyse von Lehrbüchern genannt. Mayer und Carlsmith (1997) haben für diesen Zweck acht bekannte amerikanische Lehrbücher der Persönlichkeitspsychologie analysiert. Ausgewählt wurden je vier „specific-theory“, die einzelne Theorien abhandeln, und „big-paradigm books“, die hauptsächliche Paradigmen und die damit verbundene Forschung darstellen. Als Maßstab verwendeten sie einen Index, auf wie vielen Seiten dieser acht Lehrbücher ein Autor genannt wurde. Die Gruppierung der 60 Autoren nach vorherrschendem Methodentyp lautet: Observational (auch Freud und Jung), Experimental, Psychometric.

Die herausragende Bedeutung Freuds auch bei dieser Analyse ist zumindest im Rückblick auf die ihm von einigen Kritikern zugeschriebene Rolle als Begründer einer Quasi-Wissenschaft bemerkenswert. Die erhaltene Häufigkeitsliste, summiert über die acht Lehrbücher, zeigte Freud mit sehr großem Abstand an der Spitze (Erwähnung auf insgesamt 856 Seiten in den 8 Lehrbüchern), auf Platz 2 Rogers (311), Platz 3 Bandura, (277), Platz 4 Skinner (274) und auf den folgenden Plätzen: G. Kelly, Allport, Adler, Maslow, Jung, Eysenck. Die Rangkorrelationen zwischen den für jeden Typ von Lehrbuch gemittelten und rangierten Seitenzahlen beträgt $\rho = 0.73$. Diese statistischen Daten müssen ebenfalls mit vielen grundsätzlichen und methodischen Vorbehalten gelesen werden und sollten durch eine anspruchsvollere Untersuchung der Theorieelemente und spezifischen Methodik im Kontext von wichtigen Fragestellungen erweitert werden.

5.3.6 Bibliometrische Untersuchung von Trends und

Interessendynamik

Die Aktualisierung eines älteren Autors in den neueren Publikationen hängt auch von außerwissenschaftlichen Faktoren ab. Vor und während besonderer Gedenkjahre nimmt die entsprechende Publikationstätigkeit zu. Abzulesen ist dies auch am Verlauf der Google Ngrams beispielsweise 2004 zu Kant (200. Todestag) oder 2006 zu Freud (150. Geburtstag), zu Wundt (Leipziger Laborgründung um 1879, und künftigen 100. Todestag 2020). Auch die 100jährigen „Geburtsjahre“ herausragender Bücher wie Freuds *Traumdeutung* im Jahr 1900 geben solche Erinnerungsanlässe, können zu solchen „Nebenmaxima“ der Präsenz führen und lassen sich an den Graphiken der entsprechenden Google Ngrams ablesen. Diese Steuerung von Aufmerksamkeit und Publikationstrends durch die Erinnerung an runde Geburts- und Todesjahre ist auch in der erneuerten Präsenz von Philosophen, Schriftstellern, Komponisten und Malern zu finden.

Themen und Trends in Fachzeitschriften

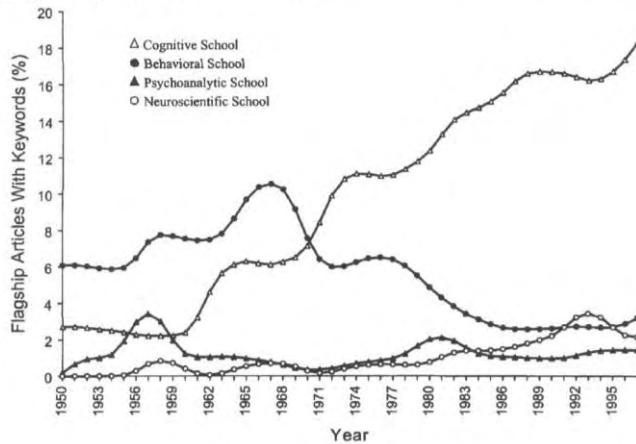
An empirical analysis of trends in psychology wird von Robins, Gosling und Craik (1999) aufgrund bibliometrischer Untersuchungen von Zeitschriften-Publikationen in den USA durchgeführt. In ihrer Einleitung erinnern die Autoren daran, dass seit der Geburt der Psychologie vor mehr als einem Jahrhundert viele Schulen zur Prominenz aufstiegen und wieder absanken. Viel habe sich seit Heidebredders (1933) Beschreibung von sieben Psychologien verändert. Populär sei die Annahme, dass die kognitive Perspektive dominiere und aus einer kognitiven „Revolution“ entstanden sei. Demgegenüber würden auch Verhaltenswissenschaftler und Psychoanalytiker die ungeminderte Bedeutung ihrer Richtung behaupten, und die neurowissenschaftliche Perspektive habe durch das Programm „Decade of the Brain“ die Besorgnis genährt, dass die Psychologie letztlich zu einem Teilgebiet der Neurowissenschaften werde. Die Autoren meinen zu den häufig unfruchtbaren Kontroversen: „Similar polemics pervade all fields, and although they may stimulate lively conversation, they are rarely informative and often misguided. Unfortunately, scientists often make consequential decisions – about allocating funding, hiring faculty, and so on – based on their personal views of what is ‘hot’ in their field. Such decisions profoundly shape the direction taken by a science, and we believe they should be guided by empirical research rather than by mere speculation” (S. 117).

Die Untersuchung stützt sich auf drei bibliometrische Indices:

- (1) Vier „flagship“ Zeitschriften wurden ausgewählt: *American Psychologist*, *Annual Review of Psychology*, *Psychological Bulletin* und *Psychological Review*. Anhand der psycINFO Datenbank für die Jahrgänge 1950 bis 1997 wurde eine Suche nach typischen Keywords unternommen. „The present research examined trends in the prominence of 4 widely recognized schools in scientific psychology: psychoanalysis, behaviorism, cognitive psychology, and neuroscience. For each school, we calculated the percentage of articles published in the four flagship publications that included one or more of the keywords selected to represent that school” (S. 118 f). Genannt werden: psychoanal#, cognit#, neuropsy# und neurosci#, reinforc# und conditioning (statt des zu allgemeinen behav#).
- (2) Keyword-Analyse von Dissertationen (1967-1994), d.h. Vorkommen der gesuchten Keywords im Titel oder unter den für die Dissertation angegebene Liste von Keywords (ohne das Abstract zu berücksichtigen). „We computed the index by calculating the percentage of dissertations that included at least one keyword previously selected to represent each school.”
- (3) Zitationsanalyse. Dieser Index erfasst die Häufigkeit, mit der in den flagship-Zeitschriften Aufsätze aus den führenden Zeitschriften jedes Gebiets zitiert werden. Ausgewählt wurden je 4 Zeitschriften, d.h. jene die am häufigsten in den „flagship“-Zeitschriften zitiert waren (Robins et al. 1999, S. 121). „We summed the citation rates across the 4 journals associated with each school to obtain an index of the prominence of the psychoanalytic, behavioral, cognitive, and neuroscientific schools” (S. 120).

Die Ergebnisse werden so zusammengefasst (siehe auch Abb. 5. 2): The results, which replicated across 3 measures of prominence, showed the following trends: (a) psychoanalytic research has been virtually ignored by mainstream scientific psychology over the past several decades; (b) behavioral psychology has declined in prominence and gave way to the ascensions of cognitive psychology during the 1970s; (c) cognitive psychology has sustained a steady upward trajectory and continues to be the most prominent school; and (d) neuroscience has seen only a modest increase in prominence in mainstream psychology, despite evidence for its conspicuous growth in general. The authors use these findings as a springboard for discussing different views of scientific prominence and conclude that psychologists should evaluate trends in the field empirically, not intuitively” (S. 117).

Figure 1
Percentage of Articles Published in the Flagship Publications That Include Keywords Relevant to the Cognitive, Behavioral, Psychoanalytic, and Neuroscience Schools



Note. A smoothing function was used to transform the raw data.

Abbildung 5. 2: Prozentanteil der in den flagship-Zeitschriften publizierten Artikel, die für die Kognitive, Behaviorale, Psychoanalytische und Neurowissenschaftliche Richtung relevant sind (Robins et al., 1999, S. 122).

Die Autoren machen einige methodenkritische Einschränkungen und meinen, dass es ihnen hauptsächlich auf die Beschreibung von Trends ankäme, wobei die relative Übereinstimmung der drei Indices für deren Gültigkeit spreche. Ein ausdrücklicher Hinweis, dass die Analysen primär die Verhältnisse in den USA spiegeln, fehlt. Der Befund, dass sich die Prominenz der neurowissenschaftlichen Richtung während der letzten Jahre kaum veränderte, also nicht anstieg, entspricht nicht den Erwartungen. Die zusätzlich vorgenommenen Analysen hatten jedoch gleichlautende Ergebnisse.

In ihrer Ergebnisdiskussion weisen Robins et al. (1999, S. 127 ff) auf einige der möglichen Gründe dieser Trends hin und erörtern die Perspektiven des wissenschaftlichen Fortschritts in der Psychologie. Sie beziehen sich auf bekannte wissenschaftstheoretische Positionen und kontrastieren hier, hauptsächlich auf die kognitive Psychologie bezogen, die Sichtweisen und Behauptungen von Kuhn, Lakatos und Latour. Schließlich verweisen die Autoren auf Forschungsprogramme der *Cognitive Neuroscience*, die ursprünglich aus gegensätzlichen Orientierungen stammen, sich jedoch verbinden, dabei interdisziplinär werden und über fachliche Grenzen hinaus durchlässig, nicht mehr inkommensurabel, sondern fruchtbar sind. In einem späteren Beitrag (Tracy, Robins & Gosling, 2004) gehen die Verfasser auf die Kritik und Kommentare zu ihrem Aufsatz ein. In methodischer Hinsicht wurden die verwendeten Indizes in Frage gestellt. Die Auswahl der Keywords sei fragwürdig und Begrenzung auf vier Strömungen ein Problem, da andere Richtungen wie „evolutionary, behavioral genetic, or social constructionist“ (S. 125) ausgeklammert sind. Auch sei es möglich, dass in speziellen Aufsätzen nicht unbedingt die zentralen Keywords erscheinen müssten. Die Autoren verteidigen ihre Entscheidungen und betonen die deutliche Konvergenz der Ergebnisse aufgrund der drei Indizes. Sie verweisen auf ähnliche Befunde hinsichtlich der zunehmenden Dominanz der „kognitiven“ gegenüber den „behavioralen“ Richtungen (Tagler, 2000). Zusammenfassend ermuntern die Autoren zu ergänzenden bibliometrische Analysen und stellen fest:

„One thing that we found striking about the commentaries to our articles, as well as the feedback we received from several reviewers and other readers, was that most of these scientists had numerous suggestions for additional analyses but none took their own advice. We find it surprising that scientists seem to leave their ‘science hat’ at the door when it comes to evaluating and understanding trends of prominence in science” (S. 126). So käme es auf Analysen anhand weiterer Indices an, auf andere Gebiete der Psychologie, andere Zeitschriften usw. „One interesting undertaking ... would be to chart empirically the pattern of recurring ideas within the field of psychology. The key points are that beliefs about how the field is changing are not always supported empirically, and claims about trends need to be substantiated with data” (Robins et al., 1999, S. 126 f).

Auch in diesem Zusammenhang erwähnen die Autoren nicht, dass es sich ja nicht um die Trends der Psychologie, sondern primär um die Trends der amerikanischen Psychologie handelt. – Natürlich erfasst die Literaturbank PsycINFO primär amerikanische Publikationen, und die ausgewählten amerikanischen flagship-Zeitschriften haben praktisch Weltgeltung. Das nationale Selbstbewusstsein der Autoren solcher Untersuchungen ist häufig zu erkennen, erscheint auch nicht unbegründet, sofern es nicht um die ersten 50 Jahre der empirischen Psychologie geht. Psychologie-geschichtliche Reflexion und gelegentliche Hinweise auf Prioritäten, wenn dennoch wichtige Gedanken, theoretische Ansätze und innovative Methoden übernommen werden, wären jedoch fair (vgl. die Feststellung von Haggbloom, et al., 2002, in ihrer Ranking-Studie, dieser „American and English language bias“ sei „difficult to evaluate because contemporary psychology is so dominated by Americans“). – Welche Trends würden sich zeigen, wenn solche bibliometrischen Untersuchungen, gründlicher noch, für deutschsprachige, französische, portugiesische, chinesische u.a. Quellen unternommen würden? Hier müsste umgekehrt geprüft werden, welche deut-

sche Autoren (fast) nur noch in englischsprachigen Journals publizieren. – Solche Unterscheidungen werden sich voraussichtlich künftig erübrigen bis auf jene Bereiche, in denen zur Geschichte und Philosophie der Psychologie jenseits des Atlantiks ein Rückstand angenommen werden kann, zumindest in einigen wichtigen Grundfragen, trotz der hervorragenden Forschungsaktivität in der Gegenwart.

5. 3. 7 Lebenszyklus psychologischer Ideen und Beispiele für Trends und Interessenwandel

Life cycle of psychological ideas. Understanding prominence and dynamics of intellectual change (hrsg. von Dalton & Evans, 2004) ist ein Sammelband, der aus Beiträgen zu einem APA-Symposium im Jahr 2000 besteht: *Reflections in the mirror of psychology's past*. Diese Veranstaltung sollte zugleich der Ehrung von J. Popplestone und M. McPherson, den Gründern des Archives of the History of American Psychology, dienen. Dementsprechend heterogen sind die Beiträge über den „Lebenslauf psychologischer Ideen“ ausgefallen. Der Hinweis auf dieses Buch lautet „This book focuses on what other volumes have only touched on, that is the factors that contribute to the rise of certain persons and ideas in the field of psychology. Bringing together noted experts in the field, it describes the process of intellectual reconstructions that determines how we view historical events, and why some ideas die only to be reborn again, as well as why new ideas can quickly topple traditional views. As such, it answers the following questions: what enables a body of work to withstand distortion, labeling, and stereotyping? Why do new revelations in the historical archive renew interest in ‘re-examining’ particular ideas? Through what process does a theory become a school of thought, or a movement attracting adherents?“

Die Herausgeber erläutern in der Einleitung die Absichten (S. 3 ff): „This book focuses on the familiar but little understood cycle whereby some ‚great‘ psychologists’ ideas reach a pinnacle of influence that endure while others slide into oblivion and then are ‚rediscovered‘ and rehabilitated to become relevant again (see Watson and Evans, 1991). The contributors of this volume examine and assess several factors (i.e., personal, professional, scientific, organizational, theoretical and ideological, etc.) that contribute to this cycle whereby some influential psychologists enjoy enduring prominence for their ideas, while others suffer periods of indifference, misinterpretation, and, sometimes, derision before being revived and seen in a new light. A closely related issue examined here is why prevailing ideas and assumptions about psychological phenomena undergo significant change that sometimes topple or even reverse received theory. Why some theories and theorists’ reputations flourish, attract adherents and form schools of thought while others don’t, are interesting questions that require us to adopt a larger perspective, by comparing individuals and their intellectual contributions across time and through different domains“ (S. 5).

Von Interesse sind – neben der Einleitung und dem bereits oben referierten Beitrag von Tracy et al. (2004) zu ihrer bibliometrischen Analyse – einige weitere Kapitel, die hier inhaltlich skizziert werden. Evans (2004) stellt in *New growth from phantom limbs: Tenuous attribution to our predecessors* die Frage nach den Gründern und den besonderen Merkmalen eines „großen“ Psychologen, geht kurz auf Wilhelm Wundt ein und wendet sich dann William James und der amerikanischen Gründerzeit mit ihren frühen Gruppierungen und komplizierten Verhältnissen zwischen William James, Stanley Hall, J. McKeen Cattell und deren Geltungsansprüchen zu. Wozniak (2004) schreibt in *Lost classics and forgotten contributors* eine Fallstudie über das Verschwinden und die Wiederentdeckung von Ideen am Beispiel von James M. Baldwin.

Simonton (2004) versucht scientometrisch in *High-impact research programs in Psychology* Zusammenhänge zwischen *total productivity* (Anzahl der Publikationen) und „eminence“ im Sinne von „citation rate“, d.h. eine positive Beziehung zwischen Quantität und Qualität zu belegen, wobei Bücher im allgemeinen die größere Bedeutung gegenüber Zeitschriftenartikeln wissenschaftlicher Produktivität hätten. Außerdem sieht er eine fast gesetzmäßige Beziehung zwischen der Dauer des wissenschaftlichen Schaffens in Jahren und dem produktivsten Zeitraum (bestimmt durch das bekannteste Werk) im Verlauf der wissenschaftlichen Tätigkeit. Das Beispiel sei hier Wundt, doch treffe die folgende Formel für viele wichtige Psychologen zu: „Specifically if P is the chronological age at first work and L is the chronological age at the last work, then the work with the highest impact will appear at $2(P^{-1} + L^{-1})$ (Simonton, 2002)” (S. 92).

Als qualitative Merkmale sieht Simonton (2004) *Thematic Consistency* und *Conceptual Audacity*, erläutert am Beispiel von Francis Galton für die differenzielle Psychologie. Außerdem referiert er ausführlich eine Studie von Coan (1968), der 54 bekannte Psychologen, die aufgrund von Einstufungen (Simonton, 2000) als repräsentativ für verschiedene Schulen der Psychologie ausgewählt wurden, von 232 Experten beurteilen ließ. Die sechs Dimensionen lauten: (a) Objectivistic versus Subjectivistic, (b) Elementaristic versus Holistic, (c) Impersonal versus Personal, (d) Quantitative versus Qualitative, (e) Static versus Dynamic, (f) Exogenist versus Endogenist. Mittels Faktorenanalyse der angeblich untereinander abhängigen Variablen leitet er einen Faktor ab, der in übergeordneter Weise eine *natural science orientation* gegenüber einer *human science orientation* beschreibe (S. 96). Simonton ordnet einzelne Psychologen auf dieser als Kontinuum gedachten Einstellungsdimension an. „Future investigations will no doubt unearth additional variables that enhance or hinder a psychologist’s short- or long-term impact on the discipline. These additions to the explanatory arsenal will reduce the amount of the phenomenon that remains inexplicable. (...) Nonetheless, it must be said that the naturalistic individualism illustrated in this chapter is not inconsistent with the belief that contextual factors, such as the zeitgeist, have a major part to play” (S. 98). Simonton führt den ergänzenden Begriff “Ortgeist fit” [sic] ein: „... the extent to which a psychologist’s body of work dealt with what could be considered the most popular topics, methods, and concepts in American psychology“ (S. 99). Die entsprechende Einstufung korreliere positiv mit *impact*. Simonton ist überzeugt, dass „... one of the genuine assets of a scientific analysis of psychology’s history is that the individual and situational factors can be combined into a single causal model (Simonton,

2002). By doing so, it becomes possible to assess the relative contribution of individual and situational factors to the emergence of high-impact psychologists” (S. 99).

Dewsbury (2004) bemüht sich in *Becoming big frogs in a small pond. On gaining eminence in comparative psychology* am Beispiel der amerikanischen Komparativen Psychologie und der europäischen Ethologie aufgrund einer Serie von Skizzen des Werks bekannter Autoren wichtige Charakteristika der fachlichen Bedeutung abzuleiten: Charakteristiken des Wissenschaftlers, der Forschungsideen, der Präsentation und Promotion dieser Ideen. Diese Merkmale stellt er in einer Tabelle (S. 151) zusammen, wobei seine schlichte Klassifikation sowie der Mangel an methodenkritischen Überlegungen auffallen.

Die holländischen Autoren von Strien und Faas (2004), die einzigen nicht-amerikanischen Autoren des Bandes, geben in ihrem Kapitel *How Otto Selz became a forerunner of the cognitive revolution* ein Beispiel der notwendigen Erinnerungsleistung an den im KZ ermordeten Mannheimer Psychologen, dessen originelles Werk untergegangen war. Durch seine Beiträge zur Denkpsychologie, zur analytischen Rekonstruktion von Problemlösungsprozessen und zum kreativen Denken war er ein wichtiger Vorläufer der kognitiven Psychologie und hat beispielsweise Karl Popper, den Informationswissenschaftler Herbert Simon und andere angeregt. Dalton und Baars (2004) analysieren den neueren Trend in der amerikanischen Psychologie, sich wieder mit dem Phänomen des Bewusstseins zu befassen: *Consciousness regained. The scientific restoration of mind and brain*. In diesen Beitrag werden noch am ehesten Perspektiven zu philosophischen Vorentscheidungen und Überzeugungssystemen angesprochen. Diese Betrachtungen sind primär für amerikanische Verhältnisse lesenswert, denn in Deutschland gab es nie eine breite Bewegung zum Behaviorismus. – Nach sehr knappen oberflächlichen Bemerkungen über Wundts und Freuds Auffassungen referieren die Autoren verschiedene Sichtweisen amerikanischer Psychologen und Neurowissenschaftler sowie neuere Forschungsansätze und interdisziplinär organisierte Konferenzen, außerdem die bezeichnende Gründung des *Journal of Consciousness Studies*. Die Autoren stellen in einer Graphik (S. 232) die „Citations per year of ‘Consciousness’“ im Zeitraum 1950 bis 2000 aufgrund einer Recherche in der biomedizinischen Literatur PubMed dar, wobei sich ab 1970 eine steile Zunahme dieses Deskriptors zeigt.

Die Autoren machten keine weiteren Analysen, auch keine in den Literaturlbanken der Psychologie, so dass ihre Schlussfolgerung widersprüchlich wirkt: „But it doesn’t appear yet that the brain and the phenomena of consciousness are central concerns of psychology“ (S. 232). – Auch die Schlussfolgerung der Autoren bleibt spekulativ: „Our review suggests that there are numerous conceptual, interpersonal, organizational, professional, political and cultural factors, which have contributed to the events leading to the scientific revival of mind and consciousness. These developments do not yet appear to signal a major paradigmatic shift away from reductionist scientific perspectives involving the dominance of physics and molecular biology grounded in the genome“ (S. 234 f). Die Diskussion wird kaum vertieft hinsichtlich der philosophischen Vorentscheidungen bzw. Menschenbilder der Wissenschaftler und der Konsequenzen solcher Überzeugungen für ihre theoretischen und methodologischen Entscheidungen. Die pluralistische Überzeugungsvielfalt hinsichtlich des Gehirn-Bewusstseins-Problems, also der überdauernde Status dieser Kontroverse, wird nur

angedeutet, jedoch wissenschaftstheoretisch und methodologisch nicht analysiert. White (2004) geht es um *The contemporary reconstruction of developmental psychology*. Dabei werden im Unterschied zu allen anderen Beiträgen sowohl die in Europa verbreitete Krisen-Diskussion in der Psychologie (mit Literaturhinweisen) erwähnt als auch die These von den zwei Psychologien bzw. die Alternative einer nicht-naturwissenschaftlichen Psychologie.

Dalton (2004) versucht in seinem Schlusskapitel *Prominence, schools of thought and social transformation* eine Zusammenfassung der Beiträge zu geben, indem er Gesichtspunkte und mögliche Bedingungen der Prominenz aufzählt. Als hauptsächliche Faktoren für Proprietary Control nennt er Originality and Syntheses, Novel Methods and Context, Institutional Support and Professional Connections. Angesprochen werden Cognitive Orientation, Research Style and Funding, außerdem Rivalries, d.h. Conceptual Oversimplification, Dynamics of Competing Schools, Psychological and Social Origins of Rivalries. Es folgen Passagen über Intellectual Leadership and Boundary-crossing sowie Science and Social Transformation. Diese Zusammenstellung von möglichen Bedingungen wirkt plausibel, sie könnte wahrscheinlich auch ohne empirisch vergleichende Wissenschaftspsychologie und Psychologiegeschichte entworfen werden.

Bemerkenswert sind die wenigen Bezüge auf empirische Ansätze. Dalton geht hier ausführlich und unkritisch auf die fragwürdige Faktorenanalyse Simontons hinsichtlich der „Dimension“ natur- und geisteswissenschaftlicher Grundeinstellung ein und fügt seinerseits noch spekulative Interpretationen hinsichtlich des Platzes in der Geburtsfolge (birth order) bekannter Psychologen und der Bedeutung geschwisterlicher und professioneller Rivalität hinzu. Im Zentrum scheinen die Psychologen und ihre Prominenz zu stehen, nicht die möglichen Ansätze einer datenbasierten Trendanalyse oder Versuche, die Wechselwirkungen zwischen prominenten Psychologen und ihren Forschungsbedingungen prototypisch zu analysieren und vielleicht zu typisieren.

Kommentar

Dieses Buch hat das große Verdienst, wohl erstmals eine Serie von Arbeiten über Strömungen und Schulen der Psychologie nicht kapitelweise historiographisch wie in den Lehrbüchern der Psychologie-Geschichte, sondern unter dem leitenden Gesichtspunkt der Ideenentwicklung, der Dynamik und wechselnden Dominanz, der zu- oder abnehmenden, eventuell auch wiederbelebten „Prominenz“ der betreffenden Pioniere bzw. der leitenden Idee oder der „Schule“ zu schildern. Einige der Autoren gehen den eingangs gestellten Fragen nach, versuchen Trends auf interessanten Teilgebieten der Psychologie zu erfassen und zu interpretieren; andere Beiträge beabsichtigen eher die Wiederbelebung des Werks von zu Unrecht vergessenen amerikanischen Pionieren der Psychologie (sowie auch des Werks von Otto Selz und seine Bedeutung als einem der Vorläufer der kognitiven Psychologie). Der uneinheitliche Aufbau ist teilweise aus dem Anlass zu verstehen, d.h. der betreffenden Konferenz. Die heterogenen Beiträge spiegeln die (psychologie-geschichtlichen) Interessen der Autoren ohne gemeinsame Systematik oder übergreifende Konzeption – anders als aus der Einleitung hätte erwartet werden können. Entsprechend heterogen und additiv wirkt auch das Schlusskapitel des Herausgebers Dalton. Die Mängel sind offensichtlich. Sie wer-

den hier verhältnismäßig ausführlich beschrieben, da das Buch einen geeigneten Anlass und Bezug bietet.

– Die Darstellung beschränkt sich ganz überwiegend auf den (anglo-) amerikanischen Horizont, so dass der Titel eigentlich eingeschränkt werden müsste. Mit der Ausnahme der zwei holländischen Autoren, die über Otto Selz schreiben, gibt es keine internationale Beteiligung. Die deutschsprachige Psychologie kommt hauptsächlich mit älteren, damals in den USA einflussreichen Autoren vor: Wundt und Freud mit Schülern, die Würzburger Schule, Gestaltpsychologie, außerdem die Ethologen sowie einige der in die USA emigrierten Psychologen. Am Rande tauchen auch andere Namen wie Brentano oder Mach auf und mit zwei Zeilen wird ein Bereich bis heute nachwirkender Ideen über eine nicht-naturwissenschaftliche Psychologie gebündelt: Kant, Windelband, Rickert, Dilthey (S. 288). Nur hinweisartig kommen (ältere) französischsprachige Forscher vor: Binet, Charcot, Janet, Ribot sowie Piaget, der Däne Høffding sowie die Russen Pawlow und Wygotski. Die außereuropäische Psychologie (Brasilien, China, Indien u.a.) fehlt völlig. Diese Beschränkung mag angesichts der Voraussetzungen erklärlich sein, doch ist heute zumindest zu erwarten, dass dieser Bias reflektiert wird und zumindest Fragen gestellt werden, in wie weit die vorgetragenen Einsichten und Erklärungen auf nicht-amerikanische Verhältnisse zu verallgemeinern wären. Oder ist allein die wissenschaftstheoretische Diskussion und Entwicklung in den USA für die künftige Psychologie relevant? Es existiert keine Übersicht über das Instrumentarium der bibliometrischen und der anderen scientometrischen Methoden, für die es inzwischen auch in der Psychologie Anwendungsbeispiele gibt.

– *Prominenz* (und der ähnliche Begriff *Eminenz*) werden häufig verwendet. Es fehlt der Versuch eine gründlichen Bestimmung und Abgrenzung der *fachlichen* und *außerfachlichen Geltung*, der Rolle im *Wissenschafts- und Universitäts-Management*, der *Präsenz auf Kongressen und in den Medien*, der *Popularität* und des *öffentlichen Ansehens*, verbunden mit einer möglichst gründlichen Analyse, ob die verschiedenen Indikatoren und Einstufungen oder die Recherchen in verschiedenen Informationsbanken konvergieren. Ein Bezug zu den Konzepten und Methoden der Rezeptionsforschung wird nicht deutlich. Oft scheint in den Buchbeiträgen nur der „impact“, definiert durch die Anzahl der Zitierungen aufgrund einer der ausgewählten Datenbanken, gemeint zu sein, ohne die Gefahr einer zirkulären Argumentation zu diskutieren.

– *Trends* werden häufig hervorgehoben, doch eigentliche Trendanalysen fehlen. Zumindest eine Diskussion der methodischen Möglichkeiten könnte versucht werden. Sind die gemeinten Verläufe idiosynkratisch oder sind Verläufe zu typisieren und Verlaufsmuster zu erkennen, die in verschiedenen Bereichen ähnlich sind und parallelisiert werden könnten? Lassen sich formale bzw. statistische Trendanalysen anhand bibliometrischer und scientometrischer Daten mit der Unterscheidung der Prominenz verknüpfen? Lassen sich in den erkannten Trends eventuell Gemeinsamkeiten aufzuzeigen und Verläufe typisieren? Weshalb werden nicht bekannte psychologische Prinzipien diskutiert, die für die Formung von Trends von Belang sein könnten: Sättigungseffekte, Wunsch nach Neuem (Kontrastprinzip), Reaktanzphänomene, Nachahmungseffekte, auf einen fahrenden Wagen aufzu-

springen (band-waggon-Effekt), außerwissenschaftliche Motive der Publikation und der Rezeption (Zitierungen).

– “Reinventing the past through reinterpretation” ist ein Prinzip, das mehrere Beiträge leitet. In der Psychologie gibt es zahlreiche Beispiele, wie an die vergessene oder unterschätzte Bedeutung eines Pioniers erinnert wird. Wichtig wäre jedoch eine spätere Evaluation, ob solche Würdigungen durch Psychologiehistoriker, die häufig anlässlich von Jahrestagen (Geburt, Tod, wichtiges Werk, Laborgründungen) verfasst werden, dann auch rezipiert werden und einen adäquaten Eingang in die Lehrbücher finden.

– Die zweifellos interessanten Trends in der geisteswissenschaftlich und in der gesellschaftlich orientierten Psychologie sind ebenso ausgeblendet worden wie ein systematischer Bezug auf die Angewandte Psychologie (Arbeits- und Berufspsychologie, Klinische Psychologie, Pädagogische Psychologie) oder auf benachbarte Disziplinen der Psychologie. Könnte die Entwicklung in diesen Bereichen vielleicht eine ähnliche oder eine andere Dynamik zeigen?

– Die Kapitel erwecken den Eindruck als ob die Trends weitgehend unabhängig von den gleichzeitigen, wenn nicht sogar regelmäßig vorausgehenden kulturellen Veränderungen bestehen. Gibt es exemplarische Hinweise für solche Beeinflussungen?

– Auf die Bedeutung von Institutionen und auf die Anforderungen der Berufspraxis wird zwar hingewiesen, doch fehlt der systematische Bezug der Strömungen der Psychologie auf die Trends der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Veränderungen und der Umbrüche (Weltkriege, Inflation, Wirtschaftskrisen) sowie zu kulturellen Strömungen und vor allem zur Philosophie und Wissenschaftstheorie. Zwar werden einige (amerikanische) Philosophen hier und da erwähnt, meist im Zusammenhang der Wissenschaftstheorie, doch nur in dem Kapitel über Bewusstsein gibt es mehr Verbindungen zu philosophischen Positionen, jedoch mit z.T. sehr vereinfachenden Bewertungen. Welche Trendwenden sind mit philosophischen Kontroversen oder neuen Ideen assoziiert, welche die zeitgenössischen Auseinandersetzungen der Wissenschaftstheoretiker. Auffällig ist, dass der Begriff einer *Krise der Psychologie*, der von europäischen, insbesondere deutschen Psychologen verwendet wird, nur kurz in einem Beitrag vorkommt.

– Eine Vielfalt möglicher Motive, Einstellungen, Einflüsse, institutioneller u.a. Bedingungen werden erwähnt. Kaum eine Rolle spielt hier die mögliche Induktion von Trends durch Forschungsförderung, durch öffentliche bzw. staatliche und wirtschaftliche Interessen. Es fehlen zumindest eine Zusammenstellung solcher Bedingungen, Hinweise auf spezielle Studien, und mögliche Effekte.

– Es fehlt der Versuch, parallele Verläufe und die Koevolution bestimmter Strömungen innerhalb der Psychologie zu diskutieren, beispielsweise von der Kontroverse über Psychologismus und die Bedeutung der Menschenbilder bis zur grundsätzlichen Relativierung von deduktiv-nomologischen Erklärungen und psychologischer „Gesetze“ in der psychologischen Experimentalforschung mit dem wiederkehrenden Zweifel an einer simplifizierenden, pseudo-naturwissenschaftlichen Sichtweise.

– Es fehlen Seitenblicke auf trivial erscheinende, aber wichtige Bedingungen der Forschungspraxis: Aufwand und Ertrag – wie viel Forschungsaufwand ist für eine publizierbare Untersuchung erforderlich? Es ist kaum zu bezweifeln, dass der Aufwand für typische verhaltenswissenschaftliche, biologisch-psychologische und neurowissenschaftliche Untersuchungen *in der Regel* deutlich größer sein wird als für typische Untersuchungen in der kognitiven Psychologie, insbesondere wenn es um simple Aufgaben geht wie Priming, kognitive Sets usw., entweder mittels Computerprogramm oder sogar nur mit Fragebogenmethoden angelegt. Der erforderliche Aufwand an Mitarbeiterzeit, Geräten, Methodentraining, Kosten wird erheblich geringer sein, wenn ein PC mit Software und Studierende als Untersuchungsteilnehmer für ein Projekt hinreichen.

– Der Stil einzelner Beiträge wirkt häufig etwas anekdotisch und oberflächlich. Wichtige Kontroversen lassen sich nicht in wenigen Sätzen hinreichend wiedergeben, geschweige denn in ihren jeweiligen Konsequenzen verständlich machen. Dabei könnte sich Skepsis einstellen, ob die Diskussionsansätze zum Kern eines Problems durchzudringen vermögen, wenn sich die Beurteilung primär auf die Lektüre, aber nicht zugleich auf grundlegende Forschungserfahrung auf dem betreffenden Gebiet stützt.

– Viele der Autoren scheinen überzeugt zu sein, dass sich die eigentliche und fundamentale Wende zur „kognitiven Psychologie“ erst in den USA der 1960er und 1970 Jahre vollzogen habe. Kritische Stimmen gegen dieses Stereotyp scheinen wenig Resonanz zu finden; einen markanten Protest gegen dieses Stereotyp der „kognitiven Wende“ hat es zumindest in Deutschland gegeben (siehe u.a. Graumann, 1988). Auf die kognitive Psychologie bezogen werden die Computer-unterstützten Untersuchungsansätze erwähnt. Darüber hinaus scheinen die methodischen und auch gerätetechnischen Fortschritte im Vergleich zu den ersten Laboratorien und der frühen Experimentalpsychologie nicht erwähnenswert zu sein.

– Die Darstellung ist nicht selten ungenau oder verzerrt, so dass sich die Frage stellt, ob sachverständige Lektoren oder Reviewer beteiligt waren. Beispielsweise wird die Methode der Introspektion mehrfach explizit Wundt zugeschrieben. Dieser hatte jedoch die *experimentell kontrollierte Selbstbeobachtung* als eine Hauptmethode verwendet und sich scharf von der Methode der freien (naiven) Introspektion distanziert.

– Weder die Herausgeber noch die anderen Autoren haben versucht, aufgrund der beschriebenen Trends einen Blick auf die weitere Entwicklung der Psychologie zu werfen. Das kann keine explizite Prognose sein, sondern nur eine Fortschreibung der interpretierten Trends. Zumindest wären, wenn überhaupt einige Regelmäßigkeiten in den geschilderten Trends vermutet werden, Hinweise und Publikationen mit Vermutungen zur „Zukunft der Psychologie“ zu erwarten oder eigene Fortschreibungsversuche. Auch Versuche einer Evaluation herausragender staatlicher Förderprogramme, die ja einen Einfluss auf die Entwicklung der Psychologie ausüben sollen. Hier sind abgesehen von älteren Programmen wie *Head Start Programm für Kompensatorische Erziehung in den USA (seit 1965)* oder die neueren Initiativen, u.a. *Decade of the Brain* und *Decade of Behavior* zu nennen, an denen die APA beteiligt war.

– Eine Einsicht in den nationalen Bias der heutigen (anglo-)amerikanischen Sichtweise ist nicht zu erkennen: der weitgehende Verlust der fremdsprachlichen Kompetenzen im Vergleich zu den früheren Generationen, und die Bereitschaft vieler Ausländer, sich den amerikanischen Publikationsformen anzupassen und entsprechend zu rezipieren, könnten neben den allgemeinen politischen Dominanzverhältnissen zu dem Eindruck einer zunehmenden „nationalen“ Tendenz beitragen. Welche Konsequenzen hat der englische „language bias“ für bestimmte inhaltliche Fragestellungen und die philosophische Reflexion? (Solche Hinweise sind dem Thesaurus von PsyINFO und PSYINDEX zu entnehmen im Vergleich zu deutschsprachigen Lexika der Psychologie.

Die hier zusammengestellten Fragen, Einwände und Einschätzungen können sich aus der Lektüre des Buches ergeben. Dass diese möglichen Perspektiven alle verfolgt würden, konnte gewiss nicht erwartet werden. Eine systematische Darlegung wäre jedoch für die weitere Diskussion und die genauere Untersuchung der dynamischen Ideengeschichte der Psychologie förderlich.

Beispiele für Interessenwandel und Trends

Als zwei Beispielen, die jedoch hier nur skizziert werden, kann aufgezeigt werden, wie die Frage nach Trends der Interessendynamik in psychologie-geschichtlichen Detailuntersuchungen nachzugehen wäre. Das eine Beispiel ist die sogenannte „kognitive Wende“. Viele Autoren scheinen überzeugt zu sein, dass sich eine fundamentale Wende zur „kognitiven Psychologie“ erst in den USA der 1960er und 1970er Jahre vollzogen habe. Hier sei die gegenwärtig dominierende „Schule“ der modernen Psychologie entstanden. Kritische Stimmen gegen diese Entwicklung scheinen wenig Resonanz zu finden; einen markanter Protest gegen diese Auffassung der „kognitiven Wende“ hat es u.a. bereits von Graumann (1988) gegeben.

Das andere Beispiel ist *biographisch*, denn es betrifft den auffälligen Interessenwandel Wolfgang Köhlers. Er wusste zweifellos um sein Ansehen aufgrund der Intelligenzprüfungen an Anthropoiden (Köhler, 1917/1921/1973; Lück, 2014). Nach Berlin zurückgekehrt, erwähnte er diese Forschung zwar noch in wenigen Publikationen, doch gab es weder durch ihn noch durch seine Doktoranden eine Fortsetzung dieser berühmten Studien zum einsichtigen Problemlösen bei Menschenaffen (Schimpansen und Orang-Utans). Dabei lebten sechs „seiner“ Schimpansen, ebenfalls in Berlin: in Fußgänger-Entfernung vom Psychologischen Institut, d.h. im *Berliner Zoo*, darunter auch der bekannte, wenn nicht sogar berühmt gewordene *Sultan*. Da es noch immer keine Biographie Köhlers gibt, sind nur Hinweise und Vermutungen möglich. Köhler scheint sich nicht direkt zu diesem Interessenwandel geäußert zu haben. Im Rückblick wirkt dieser Verlauf wie ein *Abbruch* – eines der bekanntesten Forschungsprogramme in der Psychologie. (*Anmerkung 25*).

Graumann (1988) beginnt seinem Aufsatz *Der Kognitivismus in der Sozialpsychologie – Die Kehrseite der Wende* – mit sechs Thesen. Er bestimmt den Menschen als soziales Wesen und betont, dass von den Sozial- und Verhaltenswissenschaften am wenigsten die Psy-

chologie diese Sicht berücksichtigt habe, sondern eine Individualisierung des Sozialen vorgenommen habe, denn das Individuum stehe im Zentrum, wie am Mentalismus, Behaviorismus und Kognitivismus aufzuzeigen sei. „Dieser Prozess und die ihm entsprechende Präokkupation mit intra-individuellen Prozessen ist durch die ‚kognitive Wende‘ noch verstärkt worden. Der Informationsverarbeitungs-Ansatz verführt dazu, die Wirklichkeit auf ihre Repräsentation (im Individuum) zu reduzieren. Dabei besteht zwischen physischer und sozialer Realität kein Unterschied. Das Attribut ‚social‘, das man so beflissen vor ‚cognition‘ setzt, ist ein reines ‚label‘ und hat weder theoretische noch methodologische Bedeutung“ (S. 83). Graumann sieht aufgrund dieser individualistischen Perspektive eine Reduzierung des Forschungsprogramms und die Gefahr einer ideologischen Verengung der Sozialpsychologie.

Graumann kritisiert das Vokabular der „mental“ Konstrukte, und „kognitiven“ Prozesse, den „subjektiven Behaviorismus“, die „mentale“ Ebene, den Allbegriff der „Informationsverarbeitung“ und allgemein den Bedeutungswandel der früheren Begriffe bei der systematischen „Kognitivierung des Gesamtbereichs der Sozialpsychologie“ durch diesen „neuen Individualismus“. „Die Wende aber, so stellt sich bei Durchsicht der Bücher heraus, ist für die Sozialpsychologie nicht die von einem ‚behavioralen‘ zu einem ‚kognitiven‘ Paradigma, sondern die Hinwendung zum Informationsverarbeitungsparadigma der Allgemeinen Psychologie und damit zum Primat der Repräsentation über das Repräsentierte: die soziale Realität“ (S. 88).

Der von Graumann kritisierte „Wendediskurs“ könnte ähnlich auf anderen Gebieten, etwa der Persönlichkeitspsychologie fortgesetzt werden oder rückblickend auf die Vorgeschichte der intellektualistischen Reduktionen in der Psychologie.

Hier sind die allgemeinste Begriffsbildung und eine seltsame Schwerpunktbildung der akademischen Psychologie während der letzten Jahrzehnte gemeint. Die Dreiteilung der psychischen Funktionen in „*Denken, Fühlen und Wollen*“ hat seit Baumgarten und Tetens eine mehr als zweihundertjährige Geschichte, auch wenn sich die Etikettierungen der „Seelenvermögen“ änderten: in *Kognition, Emotion, Volition* (Motivation). Seit Jahrzehnten scheinen das fachliche Interesse und die Publikationsaktivität zum Bereich Kognition (Wahrnehmung und Denken umfassend) zu dominieren, so dass gelegentlich ironisch gefragt wurde, wann nach der kognitiven Wende die emotionale Reaktion und die motorische (behaviorale) Kehre zu erwarten sei. Könnte nicht eine relative Sättigung mit Kognitiver Psychologie und Kognitionswissenschaft bestehen und für einen erwünschten Kontrast durch die Emotionsforschung und die Untersuchung des motivierten Verhaltens sorgen – beide Forschungsrichtungen haben ja in der Neuropsychologie nicht minder wichtige Grundlagen und keineswegs weniger praktische Anwendungsinteressen. Über die noch ausstehende Trendwende lässt sich nur in den hypothetischen Szenarien von Schulbildungen im Sinne Traxels spekulieren.

Die unverhältnismäßige Dominanz einer der drei Perspektiven (es sind ja nicht isolierbare Funktionen) lässt sich jedoch ideengeschichtlich seit Herbart Psychologie und Mechanik der „Vorstellungen“ und Wundts Einwänden gegen diese intellektualistische Ausrichtung verfolgen. Weshalb werden die höheren integrativen Prozesse forschungsmethodisch und in den theoretischen Ansätzen nach kognitiven, emotionalen und

motivationalen Funktionsaspekten getrennt statt nicht minder engagiert die integrativen Prozesse des ZNS zu Thema zu wählen? In welchem Fachgebiet der Psychologie sollten die Perspektiven auf die integrierten kognitiv-emotional-motivationalen Prozesse des menschlichen Erlebens und Verhaltens wieder zusammengesetzt werden? Müssten die kognitive Psychologie und die Kognitionswissenschaft für jüngere Forscher nicht allmählich weniger attraktiv, sogar langweilig geworden sein im Vergleich zu anderen Forschungsbereichen? Aus Gründen der Sättigung, der wünschenswerten Profilierung und des Interesses an Neuem wäre eigentlich ein Umschwung in Richtung Volition & Emotion zu erwarten?

Offensichtlich gibt es jedoch methodologische Hürden, die einem breiten Übergang zu den anderen Perspektiven, d. h. der Emotionsforschung und der Motivationsforschung entgegenstehen. Könnten der relative Schwierigkeitsgrad der Methodik bzw. des empirischen Zugangs eine wesentliche Rolle spielen? Sehr viele der experimentellen Anordnungen zur kognitiven Psychologie bedienen sich vergleichsweise einfacher Paradigmen und Parameter, oft mit studentischen Versuchspersonen im (Computer-unterstützten) Labor. Außerdem sind viele der wichtigen Funktionen kortikal repräsentiert und deshalb vergleichsweise eher zugänglich. Es gibt große Fortschritte der Neurophysiologie, beispielsweise über Spiegelneurone und über Raumorientierung. – Demgegenüber ist die „Affective Neuroscience“ noch viel komplizierter mit den tieferen Strukturen, Schleifensystemen, Interaktionen und Transmittersystemen, noch schlechter darzustellen, noch interaktiver, und vor allem hinsichtlich der psychologischen Operationalisierung sehr viel problematischer.

Emotionale Prozesse sind experimentell sehr viel schwieriger zu induzieren und realistisch zu provozieren; die abhängigen Variablen sind in sehr vielen Fällen nur die Selbstberichte der Teilnehmer, wobei offensichtlich ist, dass die externe Validität dieser Untersuchungsansätze zweifelhaft ist. Als noch problematischer ist in dieser Hinsicht die Methodik der Motivationsforschung einzuschätzen, falls sie über Selbstberichte und künstliche Laborbedingungen hinausgelangen will. Es gibt zwar die Entwürfe zu kognitiven Emotionstheorien, kognitiven Persönlichkeitstheorien, kognitiver Sozialpsychologie usw. Aber sind die Forschung über soziale Intelligenz und soziales Problemlösen, über emotionale Bedingungen des Problemlösens und motivierte Wahrnehmung fachlich ebenso intensiv? – Der im Jahr 2012 in Dresden gegründete SFB 940 „Volition und kognitive Kontrolle“ hat das Ziel, die willentliche *Selbststeuerungsfähigkeit* (Handlungssteuerung) sowohl auf psychologischer als auch neurobiologischer Ebene zu untersuchen. Zu den Fragestellungen gehören der Einfluss von Emotionen und sozialem Stress auf kognitive Kontrollprozesse. Bemerkenswert sind diese an Wundts integrative Apperzeptionspsychologie erinnernde Sichtweise und die nicht gerade in die engere Kognitive Psychologie gehörenden Begriffe *willentlicher Kontrolle von Handlungen und Gefühlen*.

Diese großen Handikaps der emotions- und motivationspsychologischen Methodik und die im Allgemeinen wesentlich geringere Labor-Feld-Generalisierbarkeit bilden ein gewichtiges Argument. Oder wird dennoch eine Avantgarde in jene Richtung drängen? Steht nicht ein Umschwung an in Richtung Volition & Emotion? Kompliziert wird der Interessenwandel jedoch durch den Schwierigkeitsgrad der Methodik bzw. des Zugangs und die notwendige multi-systemische Konzeption.

5.3.8 Umfragen und Einstellungsforschung

Umfragen unter deutschen Psychologinnen und Psychologen, bezogen etwa auf die Mitglieder der DGPs oder des BDP, auf bestimmte Fachgruppen oder Jahrgänge innerhalb des Psychologiestudiums, scheint es kaum zu geben. Dass die Methoden der Umfrage- und Einstellungsforschung im eigenen Bereich nicht systematisch eingesetzt werden, ist auffällig, denn viele Psychologen arbeiten beruflich durchaus bei Erhebungen der Markt- und Meinungsforschung mit, und die Autoren psychologischer Tests und Einstellungsskalen bemühen sich um bevölkerungsrepräsentative Normierungen. Demgegenüber wurden in den USA Umfragen bei Mitgliedern der *American Psychological Association* und der *American Psychiatric Association* unternommen, um die Einstellung zu aktuellen „Issues“ zu erkunden.

In Deutschland gibt es gegenwärtig nur vereinzelte und kleinere empirische Hinweise über wissenschaftstheoretische Einstellungen oder Menschenbilder. Deshalb werden *erstens* relativ ausführlich die Ergebnisse eigener Umfragen bei Studierenden der Psychologie berichtet; sie können für die Studienanfänger als quasi-repräsentativ gelten. *Zweitens* werden Reanalysen an den open access zugänglichen Daten der neusten ALLBUS-Umfrage (2012) durchgeführt, wobei die Teilpopulation der Befragten mit Hochschulreife und Hochschulabschluss besonders interessiert. Beide Analysen sind deskriptiv angelegt, können jedoch weitgehend repräsentative Auskünfte über weltanschauliche Einstellungen geben. Wegen des Fehlens genuiner Umfragen bei Professoren der Psychologie oder bei graduierten Psychologen in den Praxisfeldern, wird die Arbeitshypothese vertreten, dass beide Umfragen in ihrem kombinierten Ergebnis die gegenwärtig beste Annäherung an die mehrheitliche Auffassung auch der eigentlichen Zielgruppen geben. – Darüber hinaus werden kurz einige Umfrageergebnisse von amerikanischen und deutschsprachigen Studien u.a. mit Psychotherapeuten und Patienten berichtet.

Bereits vor 50 Jahren befragte Däumling (1962) für seinen Bericht *Der Psychologe im öffentlichen Leben* Mitglieder des BDP. Von den 1255 Fragebogen erhielt er 549 zurück. Hauptsächlich ging es um den Tätigkeitsbereich (Testen, Beraten, Behandeln usw.). Darüber hinaus fragte er noch zur „theoretischen Orientierung“ indem er auf einer Namensliste drei Namen anstreichen ließ: Die erhaltene Reihenfolge lautet: Lersch, Freud, Kretschmer, Jung, Schultz-Hencke, Klages, Heiß, Lewin, Adler. – Plaum, Schweitzer und Scharlach (1989) werteten die Antworten von 81 Hochschullehrern auf Fragen hinsichtlich der Geschichte der Psychologie und zum Problem innovativer Forschung aus.

Ein aktuelles Vorhaben von Laireiter und Mestel ist die Umfrage zum Thema „Wissenschaft, Glaube, Religion, Spiritualität“ bei Psychologen und Psychotherapeuten. Die Umfrage ist als Online-Studie zu Aspekten des Glaubens an Wissenschaft, Religion und "Para-religiöse" Bereichen beabsichtigt, wobei sich die Untersucher vor allem dafür interessieren, wie Psychotherapeuten verschiedenster Couleur und an der Psychologie Interessierte (z.B. Studenten) sich in diesen Aspekten unterscheiden und wie diese Zusammenhänge zu verstehen sind. <http://befragung.sbg.ac.at/2014/index.php/546449/lang-de>

In Deutschland existieren Umfragen, wie häufig psychologische Tests in der Praxis eingesetzt werden mit entsprechenden Rangordnungen (u.a. Steck, 1997; Schorr, 1999), welche allerdings nur Präferenzen und nicht die Anwendungszwecke aufzeigen. Ad-hoc Fragebogen oder formal besser entwickelte Fragebogen sind zur Evaluation des Unterrichts in der Psychologie („Vorlesungsrezensionen“) verbreitet. Vereinzelt wird außerdem über andere Umfragethemen, insbesondere bei Studienanfängern berichtet. Dabei gibt es Themen, die auch für viele Studierende interessant sind; es gibt vorzügliche Gelegenheiten, nahezu Totalerhebungen in den Pflichtveranstaltungen verschiedener Jahrgänge (sowie verschiedener Fächer und Universitäten) zu organisieren, sogar mit wiederholten Erhebungen (unter Datenschutz), um mögliche Veränderungen während des Studiums zu untersuchen. Eine neuere bundesweite Umfrage wurde von Wentura et al. (2013) bei Absolventinnen und Absolventen des Jahres 2011 im Studiengang BSc Psychologie vorgenommen; es beteiligten sich 570 Absolventen von Universitäten und 54 von Fachhochschulen. Es ging im Rückblick auf das Studium um verschiedene Aspekte des Studiums und eine zusammenfassende Beurteilung des Bachelorstudiengangs sowie die gegenwärtige Tätigkeit. Darüberhinausgehende Fragen zu Einstellungen und Überzeugungen hätten kaum in dieses Vorhaben gepasst. Ob der Rücklauf darunter gelitten hätte, ist nicht zu sagen.

Die eigenen Umfragen zu weltanschaulich-religiösen Einstellungen bei Studierenden der Psychologie (Fahrenberg, 2007, 2008) scheinen bisher die einzigen geblieben zu sein. Deshalb ist ein Vergleich mit den Einstellungen von Psychologinnen und Psychologen mit abgeschlossenem Studium, mit Promotion oder mit Lehrtätigkeit (Professoren und Dozenten) nicht möglich. Bis einmal Daten dieser Gruppen von Psychologen bekannt sein werden, kann als Annäherung die folgende *Arbeitshypothese* dienen: die weltanschaulich-religiösen Einstellungen von Studierenden der Psychologie entsprechen näherungsweise den Einstellungen von Psychologen mit abgeschlossenem Fachstudium und mit weiteren Stufen der wissenschaftlichen Qualifikation. Jene fortgeschrittenen Fachpsychologen stammen ja aus der Population der Studierenden, und es ist nicht unmittelbar einleuchtend, dass weltanschaulich-religiöse Einstellungen ein Selektionsmerkmal der weiteren Qualifikation bilden.

Eine zweite Annäherung ist aufgrund bevölkerungsrepräsentativer Umfragen möglich. Die allgemeine sozialwissenschaftliche Umfrageforschung (GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Mannheim) befasst sich durchaus mit Themen, die aus psychologischer Sicht interessant sind: Ethik und allgemeine Weltanschauung, Einstellungen zu Religion und Kirchen, Glaubensfragen und Wertorientierungen, Theismus und Atheismus, Sekten und Parapsychologie, Familie, Erziehung, Gesundheit usw. Auch Meinungsforschungsinstitute wie das *Institut für Demoskopie Allensbach* nehmen gelegentlich aus eigenem Interesse Items aus diesem Bereich auf; bei der bevölkerungsrepräsentativen Normierung, etwa von *Persönlichkeits-Fragebogen* oder Einstellungsskalen, können ohne weiteres einige spezielle Items aus solchen Themenbereichen mitlaufen. Auch wegen des open access für eigene Reanalysen sind die im Abstand von zwei Jahren durchgeführten repräsentativen ALLBUS-Erhebung (GESIS, Mannheim) wichtig. Im Jahr 2002 und ein Jahrzehnt später waren vermehrt Items zum Themenbereich Weltanschauung, Religion, Einstellungen und Wertorientierungen enthalten. Standardisierte Einstellungsskalen sind

verfügbar, u.a. zu den Bereichen Soziale Axiome, Wertvorstellungen, Religiosität und Kirchlichkeit. Über diese Repräsentativerhebungen hinaus sind Datensätze bzw. Untersuchungsergebnisse über religiöse Einstellungen und Glaubensfragen zugänglich, darunter auch eine Umfrage zu Glaubensfragen von Berliner Pfarrern. Zwei andere Umfragen im Abstand von 25 Jahren in Westdeutschland (1967 und 1992) lassen die systematischen Veränderungen erkennen, d.h. eine zunehmende Distanzierung großer Teile der Bevölkerung von traditionellen Inhalten der christlichen Lehre (siehe u.a. Fahrenberg, 2007; Webseiten von GESIS).

Umfrage zu Aspekten des Menschenbildes von Studierenden der Psychologie

Die eigene Untersuchung sollte Aspekte des Menschenbildes von Studierenden der Psychologie erkunden. Der verwendete Fragebogen enthält 64 Fragen, Skalen und Dilemmata. An sieben Universitäten in West- und Ost-Deutschland wurden – quasi-repräsentativ – 296 Studienanfänger der Psychologie, außerdem 267 Studierende in mittleren Semestern untersucht. Diese Untersuchung schließt an frühere lokale Erhebungen an. Hervorzuheben ist eine kombinierte Fragebogen- und Interview-Studie von Wider mit Psychotherapeuten und Ärzten (siehe Fahrenberg, 2004, 2006b, 2007).

Die vorliegende Untersuchung basiert nicht auf einer Zufallsstichprobe oder einer vollständigen Erhebung bei allen Studienanfängern der Psychologie. Dennoch kann eine weitgehende Verallgemeinerung der Ergebnisse vertreten werden, denn die Daten stammen aus mehreren Lehrveranstaltungen an verschiedenen Universitäten, wobei nach Auskunft der Dozenten ein Rücklauf von durchschnittlich ca. 80%, z.T. sogar nahezu alle Anwesenden erreicht wurde. Die Definition der Population bleibt zwar weiterhin unscharf, denn über die nicht Anwesenden oder nicht Antwortenden kann natürlich nichts ausgesagt werden. Im Rahmen des Erreichbaren wurden viele Informationen gewonnen, wobei wegen der speziellen Erhebungsbedingungen vor allem auf die Studierenden im ersten Semester verallgemeinert werden kann. Unterschiede, die in diesem Datensatz zu Studierenden in mittleren Semestern bestehen, werden beschrieben. Durch die Gewichtung nach Bevölkerungsanteilen der in den alten oder in den neuen Bundesländern Geborenen kann die Repräsentativität des so gewonnenen Menschenbildes der 563 Studierenden der Psychologie erreicht werden. Außerdem wurden, primär in Freiburg, Daten von 233 Studierenden anderer Fächer erfasst: Philosophie (n = 64), Theologie (n = 22), Geisteswissenschaften (n = 52), Naturwissenschaften (n = 95), jeweils Hauptfach HF und Nebenfach NF, insgesamt N = 796. Die Erhebungsmethode, Populationen und mögliche Präselektion, Erwartungen und Hypothesen sowie die Ergebnisse sind ausführlich dokumentiert. Dazu gehören auch tendenzielle Unterschiede zwischen Studierenden der Psychologie, der Philosophie und der Naturwissenschaften sowie ein Vergleich mit den übereinstimmenden Items der ALLBUS-Erhebung (2002). Auch der vollständige Fragebogen mit der Anleitung und den soziodemographischen Fragen sowie einigen Hinweisen zur Revision ist zu finden unter der Adresse <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2007/984/> (Anmerkung 21).

Die Themenbereiche des Fragebogens sind:

- Gehirn und Bewusstsein (allgemeine Seinsprinzipien und Leib-Seele-Problem),
- Willensfreiheit bzw. Determiniertheit,
- Vorausgegangene Beschäftigung mit den Themen Gehirn und Bewusstsein sowie Willensfreiheit,
- Mögliche Auswirkungen der Überzeugungen (Gehirn und Bewusstsein, Willensfreiheit) auf die Berufspraxis,
- Entstehung des Lebens, Sonderstellung des Menschen,
- Anlage-Umwelt-Problem (Persönlichkeitseigenschaften, Verhalten des Menschen),
- Paranormale Phänomene (übernatürliche Zusammenhänge),
- Selbsteinstufung der Religiosität und des Interesses an Fragen nach dem Sinn des Lebens,
- Glauben an Gott und verschiedene Aspekte des Gottes-Glaubens,
- Existenz nach dem biologischen Tod,
- Christentum und andere Religionen,
- Sinnfragen und Moral,
- Theodizee (Gerechtigkeit und Rechtfertigung Gottes angesichts des Bösen in der Welt),
- Wahrheit und Toleranz.

Im Hinblick auf den Gottesglauben wurde dieselbe Frage verwendet wie in der ALLBUS-Umfrage 2000 (Tabelle 5. 5). Unter den Studierenden gibt es relativ viele, die eine Antwort auf die Frage nach Gott für unmöglich halten (24% Agnostiker); andere glauben zwar an eine höhere geistige Macht, jedoch nicht an einen persönlichen Gott (25% Deisten).

Tabelle 5. 5: Gottesglauben Studierende der Psychologie N = 563

	Anzahl	Prozent
Ich glaube nicht an Gott (Atheismus)	64	11.4
Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt, und ich glaube auch nicht, dass es möglich ist, dieses herauszufinden (Agnostizismus)	135	24.0
Ich glaube nicht an einen leibhaftigen Gott, aber ich glaube, dass es irgend eine höhere geistige Macht gibt (Deismus)	142	25.2
Manchmal glaube ich an Gott, manchmal nicht	39	6.9
Obwohl ich Zweifel habe, meine ich, dass ich doch an Gott glaube	97	17.2
Ich weiß, dass es Gott wirklich gibt, und habe daran keinen Zweifel (eindeutiger Theismus)	65	11.5
Kann ich nicht sagen (bzw. o. A.)	21	3.7
Valides N	563	100

Anmerkungen Studienanfänger n = 296 und Studierende in mittleren Semestern n = 267. Zusammenhang mit dem Merkmal Alte / Neue Bundesländer Cramer V = .174, p > .05; mit Geschlecht V = .174, p = .008.

Tabelle 5. 6: Gehirn und Bewusstsein

Welcher Auffassung stehen Sie am nächsten?	Anzahl	Zustimmung %
Es gibt nur <i>ein</i> Seinsprinzip, Materie (und Energie), zu denen auch biologische Systeme wie das Gehirn und dessen Funktionen gehören (Monismus).	19	3.4
Es gibt nur <i>ein</i> Seinsprinzip, Materie (und Energie), zu denen auch biologische Systeme wie das Gehirn und dessen Funktionen gehören (Monismus). Die Bewusstseinsphänomene sind subjektive Begleiterscheinungen der Neuropsychologie, also Innenansichten, die keine eigenen Wirkungen ausüben (Epiphanomenalismus).	21	3.7
Es gibt <i>zwei</i> Seinsprinzipien, die Materie und das Bewusstsein (das Geistig-Seelische). Das Bewusstsein kann nicht auf neurophysiologische Prozesse reduziert werden. Bewusstsein und neurophysiologische Prozesse können aufeinander einwirken (Dualismus und psycho-physische Kausalität).	240	42.6
Es gibt <i>zwei</i> Seinsprinzipien, die Materie und das Bewusstsein (das Geistig-Seelische). Das Bewusstsein kann nicht auf neurophysiologische Prozesse reduziert werden. Bewusstsein und neurophysiologische Prozesse sind zwei verschiedene Aspekte der neuro-psychischen Hirnfunktionen (Dualismus und Doppel-Aspekt-Lehre).	45	8.0
Die Frage, ob es <i>ein oder zwei</i> Seinsprinzipien gibt, bleibt als metaphysische Frage offen. Bewusstseinsverfahren und Neuropsychologie sind zwei einander ergänzende (komplementäre) Beschreibungsweisen der Hirnfunktionen.	238	42.3
Valides N	563	100

Anmerkungen Die Bezeichnungen „Monismus“ usw. waren im Fragebogen enthalten. Zusammenhang mit dem Merkmal Alte /Neue Bundesländer (Cramer V) $p > .05$; mit Geschlecht $p < .000$.

Unter den Studierenden der Psychologie gibt es eine deutliche Präferenz für den Dualismus im Sinne der Wechselwirkungs-Lehre (42.6%) und für die Idee der Komplementarität (42.3%). Der Monismus und Epiphanomenalismus (und auch Dualismus als Doppel-Aspekt-Lehre) werden so selten gewählt, dass sie als eigenständige Kategorien kaum in die statistischen Vergleiche eingehen können. Selbstverständlich gilt diese Antwort-Verteilung nur hinsichtlich der hier verwendeten knappen Formulierungen; andere Definitionen könnten die Rangfolge der Präferenzen beeinflussen (Tabelle 5. 6).

Im anschließenden Trilemma „Gehirn und Bewusstsein“, das in Anlehnung an Bieri formuliert wurde (Fahrenberg, 2008), entscheiden sich die Studierenden der Psychologie zu 47% für die Antwortkonfiguration 212, d.h. für die dualistische Position mit psycho-physischer Kausalität. Es folgen die Konfiguration 112 mit 25% an zweiter, und 211 mit 14% an dritter Stelle. Der Behauptung „Einige Bewusstseinsprozesse sind Ursache einiger physikalischer Prozesse (psycho-physische Kausalität)“ stimmen sogar 91% zu, während eine kleine Minderheit meint: "Nur physikalische Prozesse können Ursachen physikalischer Prozesse sein (kausale Geschlossenheit der Physik)".

Tabelle 5. 7: Trilemma

1	Bewusstseinsprozesse sind keine physikalischen Prozesse (ontologische Verschiedenheit)		stimmt nicht
2	Einige Bewusstseinsprozesse sind Ursache einiger physikalischer Prozesse (psycho-physische Kausalität).	stimmt	
3	Nur physikalische Prozesse können Ursachen physikalischer Prozesse sein (kausale Geschlossenheit der Physik).		stimmt nicht

Die Kausalitätsannahme ist so verbreitet, dass sie auch von denen akzeptiert wird, die zuvor dem Komplementaritätsprinzip zustimmten. Die Inkonsistenz dieser Antworten ist kaum als Ausdruck von Flüchtigkeit oder Desinteresse zu interpretieren, sondern ergibt sich gerade aus dem Trilemma (vor allem für die dualistische Ansicht). Die Reaktionen aus dem Trilemma Willensfreiheit – Determinismus werden an dieser Stelle nur kurz genannt, d.h. ohne auf die verschiedenen Antwortmuster einzugehen (Tabelle 5. 7 und 5. 9). In dem Widerspruch zwischen der erlebten Willensfreiheit und der biologischen Determiniertheit der Hirnfunktionen stimmt eine Mehrheit von 68% für die Annahme freier und moralisch verantwortlicher Willensentscheidungen, trotz entgegenstehender tiefenpsychologischer und neurowissenschaftlicher Argumente. Demgegenüber bejahen 32% den Satz: „Ein bewusster Willensimpuls geht hervor aus nicht-bewussten Hirnprozessen, die lückenlos kausal miteinander verknüpft sind. Insofern ist die Freiheit des Willens eine Illusion.“ Im Hinblick auf das Theodizee-Trilemma zur Gerechtigkeit Gottes gibt es ebenfalls eine klare Mehrheitsmeinung, denn angesichts der Realität des Negativen und Bösen in der Welt, von Elend, Verbrechen, Krieg und Genozid, zweifeln 62% der Studierenden sowohl an der Allmacht als auch an der Güte Gottes (oder an dessen Existenz).

Der Datensatz ermöglicht eine explorative Analyse, ob sich die Einstellungen von Studierenden der Psychologie, der Philosophie und der Naturwissenschaften unterscheiden (Tabelle 5. 8). Wegen der relativen Heterogenität hinsichtlich der Merkmale Geschlecht und Semesterzahl wurde die Methode statistischer Zwillingbildung verwendet (SAS-Programm ZWILI von Friedrich Foerster). Zwischen den Fachgruppen bestehen Unterschiede (Cramer V = .123, N = 782, p = .001), doch können diese – wie zuvor – weitgehend durch die Unterschiede F/M erklärt werden. Den gleichen Effekt gibt es für die Studierenden der Psychologie (Cramer V = .163, p = .011). Auch zwischen Erstsemestern und mittleren Semestern besteht ein Unterschied. Demnach ziehen Frauen und mittlere Semester tendenziell die „Sowohl-als-Auch“-Konfiguration 212 der „Umwelthypothese“ 221 vor. Wenn dagegen jeweils nur die Frauen oder die Männer in die Analysen eingehen, ergeben sich keine Unterschiede zwischen den Fachgruppen. Auch diese Auswertungen werden wegen der abnehmenden Zellenbesetzung zunehmend unsicherer.

Die Studierenden der Psychologie äußern im Vergleich zu den Naturwissenschaftlern eine Präferenz für das Komplementaritäts-Konzept oder den Dualismus mit Gehirn-Bewusst-sein-Interaktion. Die Psychologen neigen im Vergleich zu den Philosophen und

Tabelle 5. 8: Annahmen über Seinsprinzipien und Gott bei Studierenden der Psychologie, Philosophie und Naturwissenschaften (aufgrund statistischer Zwillingsbildung)

	Vergleich 1		Vergleich 2	
	Studierende der		Studierende der	
	Psychologie	Philosophie	Psychologie	Natur-Wiss.
	Anzahl	Anzahl	Anzahl	Anzahl
Monismus und Epiphänomenalismus	5	4	7	18
Dualismus (Wechselwirkung)	20	21	30	23
Dualismus (Doppel-Aspekt-Lehre)	4	4	3	11
Komplementarität	33	33	45	33
		$p > .05$		$p = .007$
Atheismus	5	15	9	16
Agnostizismus	17	15	17	12
Deismus	14	19	16	30
Theismus	20	9	39	25
		$p = .018$		$p = .018$

Anmerkungen Wegen der z.T. geringen Zellenbesetzungen wurden einige Kategorien zusammengefasst. Die beiden Analysen beruhen auf unterschiedlicher Auswahl, so dass die Häufigkeitsverteilungen Philosophie/Naturwissenschaften nicht direkt verglichen werden können. Die p-Werte entsprechen dem Cramer V.

im Vergleich zu den Naturwissenschaftlern eher zum Theismus. Differenzielle Effekt zeigen sich in der Stellungnahme zu der These des ersten Trilemmas: „Einige Bewusstseinsprozesse sind Ursache physikalischer Prozesse.“ Hier stimmen 57 Psychologen zu, gegenüber 44 Philosophen ($p = .004$, N jeweils 62), und im anderen Vergleich: 80 der Psychologen und 57 der Naturwissenschaftler ($p = .000$, N jeweils 85). Mit dieser Zwillings-Methode wurden auch die übrigen Items ausgewertet, jedoch nur wenige Effekte gefunden (Fahrenberg, 2004); so haben sich Studierende der Philosophie eher mit Themen wie Seinsprinzipien und Willensfreiheit befasst. Im Vergleich zu den Naturwissenschaftlern bejahen Psychologen eher das gelegentliche Zutreffen von Horoskopen, die Auswirkung philosophischer Vorentscheidungen auf die ärztliche Berufspraxis und äußern ein größeres Interesse an Sinnfragen. Trotz der sich in einzelnen Items andeutenden Einstellungsunterschiede hinsichtlich paranormaler Phänomene differenziert der aus mehreren Items gebildete Index PARA nicht zwischen den hier befragten Studierenden dieser Fächer.

Die Befragten sind zu 68% Mitglieder der beiden Hauptkirchen oder der evangelischen Freikirchen; keiner Religionsgemeinschaft gehören 32% an. Wenn sie ihre Religiosität auf einer 10-stufigen Skala einschätzen, wählen die Studierenden der Psychologie eine mittlere Position ($M = 4.9$) zwischen „nicht religiös“ und „religiös“. Wenn es um das allgemeine Interesse an Sinnfragen geht, wird durchschnittlich eine deutlich höhere Stufe ($M = 8.6$) zwischen „nicht interessiert“ und „interessiert“ angekreuzt. Offensichtlich unterscheiden die Befragten hier sehr deutlich zwischen der religiösen und der nicht religiösen Orientierung der Weltanschauung.

Unter dem 563 Studierenden der Psychologie halten 64% Außersinnliche Wahrnehmung und Telepathie für möglich, Wunderheilungen 45%, die potentielle Aussagekraft von Horoskopen 17% und – in extremen Fällen – einen Exorzismus 14%. Bei allen vier Themen äußert die besser informierte Untergruppe der mittleren Semester weniger Zustimmung als die Studienanfänger, doch bleibt die Zustimmung bemerkenswert hoch. Im Datensatz existiert ein *zusammenhängendes Muster von spirituellen Annahmen, das für eine Untergruppe typisch zu sein scheint*: wesentliche Bereiche des Lebens bleiben der Vernunft unzugänglich, Annahme einer geistigen Existenz nach dem Tode, Erfahrung der Hilfe Gottes in konkreten Situationen, Theismus, verbunden mit einer relativ höheren Einstufung der Religiosität.

Für die quasi-repräsentative Stichprobe der Studienanfänger der Psychologie werden die weltanschaulich-religiösen Einstellungen mit den wichtigsten Items in der Tabelle 5. 9 dargestellt.

Die Frage „Haben Sie sich schon vorher mit diesen Themen befasst? (nein, kaum, etwas, ausführlich)“ ergibt, dass etwa die Hälfte der 563 Befragten sich bisher „nicht“ (16%) oder „kaum“ (31%) mit diesen Themen befasst hat; weitere 46% meinen „etwas“ und 7% „ausführlich“. Diese pauschale Angabe muss jedoch nach der Semesterzahl (Studiendauer) differenziert werden, denn 296 haben gerade ihr Studium der Psychologie begonnen. Während diese zu 47% „etwas“ oder „ausführlich“ sagen, sind es bei den Studierenden in mittleren Semestern 60%. – Welche Überzeugungen verhältnismäßig stabil bleiben und welche durch das Studium der Psychologie verändert werden, könnten weitere Untersuchungen an einer geeigneten Kohorte mit entsprechendem Datenschutz durch einen Code aufzeigen.

Aufgrund der Einstellungen zum Gottesglauben, Leib-Seele-Problem, Konfession, Religiosität und Sinnfragen sowie drei Itemclustern, d.h. Einstellung zu Transzendenz – Immanenz, paranormalen Phänomenen und konservativ-religiöser Einstellung, wurden die Befragten gruppiert und in Kreuzklassifikationen hinsichtlich möglicher Einstellungsmuster untersucht. Hervorzuheben sind einige der Zusammenhänge: Der *Theismus* mit seiner Neigung zum *Dualismus* (mit psycho-physischer Kausalität) wird am häufigsten genannt (21%) gleichauf mit der Position des *Komplementaritäts-Konzepts* (21% einschließlich der seltener genannten Doppelaspekt-Lehre). Nur tendenziell hängen die Auffassung der Seinsprinzipien und die Relevanzbehauptung hinsichtlich der Psychotherapie zusammen. Dieser Effekt geht überwiegend auf die relativ geringe Anzahl der *Monisten* und *Epiphänomenalisten* zurück, die an einem Zusammenhang zweifeln.

Tabelle 5. 9: Einstellungen von Studierenden im ersten Fachsemester der Psychologie zu ausgewählten Items (stimmt/stimmt nicht) mit validem N zwischen 271 und 296

	Zustimmung %
<i>Trilemma 1</i>	
Bewusstseinsprozesse sind keine physikalischen Prozesse (ontologische Verschiedenheit)	30
Einige Bewusstseinsprozesse sind Ursache einiger physikalischer Prozesse (psychophysische Kausalität)	94
Nur physikalische Prozesse können Ursachen physikalischer Prozesse sein (kausale Geschlossenheit der Physik)	19
<i>Trilemma 2</i>	
Ich bin mir bewusst, dass ich einen freien Willen habe	76
Ein bewusster Willensimpuls geht hervor aus nicht-bewussten Hirnprozessen, die lückenlos kausal miteinander verknüpft sind. Insofern ist die Freiheit des Willens eine Illusion	30
Ich bin für mein Handeln moralisch verantwortlich	99
Das Leben auf der Welt ist durch Gott erschaffen worden	30
Das Leben auf der Welt hat sich aus zufälligen Anfängen durch biologische Evolution, durch Mutation und natürliche Auslese, entwickelt	80
Die Lebewesen sind in ihrer Struktur so komplex und in ihrer Funktion so zweckmäßig angelegt, dass eine intelligente Planung zugrunde liegen muss	48
Die Menschen haben sich über Millionen Jahre hinweg aus einfacheren Lebensformen entwickelt, aber Gott lenkte diesen Prozess	25
Der biologischen Forschung wird es in der Zukunft wahrscheinlich gelingen, Leben im Labor zu erzeugen	85
Fortgeschrittene Computersysteme werden in Zukunft wahrscheinlich eine künstliche Bewusstseinsform ausbilden und mit Menschen kommunizieren	60
Zwischen Menschenaffen und Menschen besteht in vielen psychologischen und biologischen Funktionen ein mehr oder minder großer Unterschied, aber keine grundsätzliche Wesensverschiedenheit	60
Der Schöpfergott hat nur dem Menschen, im Unterschied zu anderen Lebewesen, einen Geist/eine Seele gegeben	8
Die Persönlichkeitseigenschaften und das Verhalten des Menschen – sind mehr durch die Erbanlagen (genetisch) bedingt als durch die Erziehung und Umwelt	5
– sind etwa gleichermaßen durch die Erbanlagen (genetisch) und durch Erziehung und Umwelt bedingt	68
– sind mehr durch Erziehung und Umwelt bedingt als durch die Erbanlagen	31
Die Wirkung einer homöopathischen Behandlung auf bestimmte, auch schwere körperliche Erkrankungen mit dem Ergebnis einer objektiven Verbesserung des Befundes ist erwiesen	65
Echte Wunderheilungen wie in Lourdes (oder in anderen Wallfahrtsorten) können auch bei schweren und chronischen körperlichen Krankheiten tatsächlich vorkommen	52
Es gibt — zumindest in besonderen und seltenen Fällen — tatsächlich parapsychische Phänomene wie außersinnliche Wahrnehmung (eine direkte, nicht durch unsere Sinnesorgane vermittelte Wahrnehmungsleistung) und Telepathie (Fern-Übertragung von psychischen Inhalten, insbesondere von intensiven Emotionen und Erlebnissen zwischen einander nahe stehenden Personen)	69

In extremen Fällen kann es sinnvoll sein, dass ein erfahrener Geistlicher einen Exorzismus (Ritual zur Unterbindung dämonischer Einflüsse) vornimmt	17
Aus fachkundig gestellten Horoskopen können zutreffende Aussagen über die Eigenart eines Menschen und gelegentlich sogar Vorhersagen über künftige Lebensereignisse (Schicksal) gewonnen werden	23
Ich glaube an eine Auferstehung und ewiges Leben nach dem Tod	22
Ich glaube an eine geistige Existenz nach dem Tod, ohne dass sich diese Existenzform näher bestimmen lässt	66
Nach dem Tod löst sich mein Körper in seine Bestandteile auf, und mit dem Gehirntod enden mein Bewusstsein und meine Person.	41
Es gibt das Böse nur als abstraktes Prinzip. Gemeint sind extrem destruktive, feindselige Züge des Menschen	80
Es gibt das Böse als eine metaphysische, dämonisch-einflussreiche Kraft (Satan)	10
Es gibt wesentliche Bereiche des Lebens, die der menschlichen Vernunft unzugänglich bleiben werden	92
Ich habe bereits erfahren, dass Gott mir in einer konkreten Situation geholfen hat	31
Das Leben des Menschen erhält seinen Sinn letztlich durch den Bezug und das Vertrauen auf Gott bzw. eine höhere geistige Seinsebene (Spiritualismus, Transzendenz)	30
Das Leben des Menschen erhält seinen Sinn durch ihn selbst, u.a. durch menschliche Nähe und Anteilnahme, Bildung, Kreativität, Streben nach Harmonie und Ganzheit (Humanismus, Immanenz)	92
Das Leben hat keinen tieferen philosophischen oder religiösen Sinn.	78

Relevanzbehauptung

Die Frage zur Relevanz lautet: „Werden sich diese Überzeugungen hinsichtlich Gehirn und Bewusstsein, Willensfreiheit oder Determiniertheit, auf Entscheidungen in der beruflichen Praxis auswirken?“ Diese Frage wurde nach den Items zu den Seinsprinzipien und den Trilemmata zu „Gehirn und Bewusstsein“ sowie „Freier Wille oder nicht?“ gestellt (siehe Fragebogen, Fahrenberg, 2004). In früheren Versionen wurde hinsichtlich der Ärzte und Psychotherapeuten noch differenziert zwischen der Auswahl von Untersuchungsmethoden, der Auswahl von Behandlungsmethoden und dem Umgang mit Patienten (bei Richtern/Richterinnen nur hinsichtlich der Beurteilung von Straftätern). Die Einschätzungen hinsichtlich Methode, Behandlung und Umgang fielen sehr ähnlich aus und wurden allgemeiner durch die „Berufspraxis“ ersetzt (Tabelle 5. 10).

Die Mehrheit der Befragten bejaht diese Frage. Dabei wird differenziert: für die Psychotherapeuten wird eine höhere Relevanz vermutet als für Ärzte. Bemerkenswert ist die relativ hohe Einschätzung bezüglich der Richter. Diese Relevanzbehauptungen sind unabhängig davon inwieweit sich jemand mit diesen Themen bereits beschäftigt hat: keiner der drei Korrelationskoeffizienten r ist bedeutsam. Mit der Anzahl der Fachsemester weisen die drei Einstufungen nur geringe Zusammenhänge auf ($r = -.10, -.16$ und $-.13$).

Tabelle 5. 10: Vermutete Auswirkungen auf die Berufspraxis (Relevanzbehauptung)

	Auswirkungen bei Ärzten %	bei Psychotherapeuten %	bei Richtern %
1 nein	6	1	6
2 kaum	24	5	14
3 vielleicht	39	28	35
4 bestimmt	31	66	45
	100	100	100
Friedman-Test Ränge (N = 557)	1.67	2.39	1.93
	Chi-Quadrat = 259.3, df = 6, p < .000		

Anmerkung Die drei Einschätzungen korrelieren in mittlerer Höhe (r zwischen .33 und .45).

Zusammenfassung

Das Menschenbild der Studierenden wurde in einzelnen Aspekten sowie nach ausgewählten theoretischen Konzepten beschrieben. Es sind die Grundüberzeugungen hinsichtlich Monismus-Dualismus-Komplementarität, Atheismus-Agnostizismus-Deismus-Theismus, Einstellung zu Transzendenz-Immanenz, Selbsteinstufungen der Religiosität und des Interesses an Sinnfragen. Die Ergebnisse lassen eine Vielfalt von Überzeugungen erkennen, wobei insgesamt nur wenige Unterschiede zwischen Männern und Frauen oder zwischen ersten und mittleren Semestern bestehen. Mit der Methode statistischer Zwillingsbildung ließ sich zeigen, dass die Menschenbilder der Studierenden verschiedener Fächer (Psychologie, Philosophie, Naturwissenschaften) bemerkenswert ähnlich sind. Wie in der vorausgegangenen Untersuchung (Fahrenberg, 1999; Fahrenberg & Cheetham, 2000) sind die meisten Befragten überzeugt, dass solche philosophischen Auffassungen Konsequenzen für die Berufspraxis von Psychotherapeuten, Ärzten und Richtern haben werden (Fahrenberg, 2007, 2008). Auch aus den Kommentaren der Reviewer des im Jahr 2000 publizierten Aufsatzes ist zu entnehmen, dass es vergleichbare Umfrage in den USA nicht gab.

Die zusammenfassende Interpretation lautet: Bei Studierenden der Psychologie besteht, trotz der geringeren Bedeutung von Kirche und traditioneller Religiosität, mehrheitlich eine deistisch bis theistische Orientierung – bei ausgeprägtem Interesse an Sinnfragen und Spiritualität. Als Atheisten oder als Agnostiker sind etwa ein Drittel der Studierenden anzusehen. Ein „Seelenprinzip“ wird, je nach Formulierung der Frage, von 20 bis 60 Prozent angenommen. (Hier wäre die direkte Frage nach dem Glauben an eine „unsterbliche Seele“ eventuell informativer gewesen.)

Relevanzbehauptung: fachliche Konsequenzen des Menschenbildes?

Der ursprüngliche Fragebogen hatte primär die didaktische Absicht, Studienanfänger in die überdauernde Kontroverse um das Leib-Seele-Problem einzuführen. Die naheliegende Frage war, ob bestimmte Überzeugungen für die psychologische und ärztliche Tätigkeit in der Psychotherapie, Psychosomatik und Psychiatrie Konsequenzen haben könnten: etwa die dualistische Auffassung von einer kausalen Wirkung immaterieller „psychischer Ursachen“ auf die Hirnhysiologie im Gegensatz zu einer monistischen (identitätstheoretischen) Position. Der zugrunde liegende Gedankengang lässt sich – vereinfacht – zusammenfassen: In der ärztlichen bzw. der psychotherapeutischen Praxis gibt es viele Patienten mit einem Beschwerdebild, das in wechselnder Terminologie und ICD-Nomenklatur als Somatoforme Störung (Stress-Syndrom, früher auch Psychosomatische Störung, Vegetatives Syndrom, Funktionelles Syndrom, Organ-Neurose usw.) bezeichnet wurde (Myrtek, 1998; Myrtek & Fahrenberg 1998b). Falls sich in der somatischen Eingangsdiagnostik keine deutliche somatische Befundlage abzeichnet, wird sich im weiteren Verlauf die Frage hinsichtlich psychologischer vertiefter Anamnese, weiterer Diagnostik, nach Therapieindikation und Therapieevaluation stellen. Sind die strategischen Entscheidungen vielleicht nicht allein von den geltenden Auffassungen zur Ätiologie und Pathogenese solcher Beschwerden geleitet, sondern individuell *auch* von den Annahmen über den „Leib-Seele-Zusammenhang“ beeinflusst?

Auf eine frühere Version des Leib-Seele-Fragebogens und auf vorformulierte Entscheidungssituationen der diagnostischen Urteilsbildung gestützt hat Kornelia Wider (1994, vgl. Fahrenberg, 2006) Ärzte und Diplom-Psychologen ausführlich interviewt. Für dieses Interview konnten 28 Diplom-Psychologen, davon 17 in Kliniken beschäftigt, und 27 Ärzte verschiedener Fachrichtungen gewonnen werden. Mittleres Alter $M = 38$ (28 - 55 Jahre), mittlere Länge der Berufserfahrung $M = 8.5$ (1 - 25 Jahre). Psychotherapie-Richtung: Psychoanalyse 4, Verhaltenstherapie 11, Gesprächspsychotherapie 11, Andere 7, ohne psychotherapeutische Ausbildung 22. Beschäftigung mit dem Leib-Seele-Problem: ausführlich 20; etwas 20; wenig 14 nicht, 1 Person. Es handelt sich um eine Gelegenheitsauswahl von Praktikern im psychologisch-medizinischen Feld, die sich mit dem Leib-Seele-Problem teils ausführlich, teils weniger auseinandergesetzt hatten.

Von den Befragten neigten 5 der Auffassung des Idealismus, 4 dem dialektischen Materialismus, je ein Befragter dem Interaktionismus und dem Funktionalismus, 20 der Identitätslehre und 24 der Komplementaritätslehre zu. Im Unterschied zu den Studierenden ist die Präferenz für die Wechselwirkungslehre (Dualismus) geringer ausgeprägt. Ein Einfluss der jeweiligen Auffassung auf das berufliche Handeln in Forschung und Praxis wurde von der großen Mehrheit angenommen: 53 von 55 (96%) „ja“ und „vielleicht“ (im Vergleich zu 73% einer Gelegenheitsstichprobe von 209 Studierenden der Psychologie). Einen Zusammenhang der jeweiligen Auffassung mit der bevorzugten Psychotherapie-Richtung sahen 16 (außerdem 2 vielleicht, 5 eher nicht, 5 nein, übrige ohne Angaben). – Einige wörtliche Zitate belegen das Meinungsspektrum (siehe Wider, 1994).

Viele der sich äussernden Klinischen Psychologen und Ärzte teilten also die Relevanzbehauptung mehr oder minder im Hinblick auf ihre eigene Praxis. Die Arbeit von Wider enthält umfangreiches Material aus den Interviews der Ärzte und Psychologen. Hier

wird das breite Spektrum der Auffassungen, das unterschiedliche Verständnis von "Seele", von Psychosomatik und Psychotherapie deutlich. Die Protokollauszüge eignen sich vorzüglich als Vorbereitung vertiefter Interviews und zum Verständnis des Leib-Seele-Problems mit dessen möglichen Konsequenzen. Damit wird die Hypothese gestützt, dass die jeweilige Auffassung des Leib-Seele-Problems Konsequenzen für den Forschungsansatz, die Diagnostik und die psychotherapeutische und ärztliche Praxis haben könnte. Es erwies sich jedoch als sehr schwierig, solche Konsequenzen anhand der konstruierten Entscheidungssituationen plausibel zu machen. Die diagnostisch-therapeutischen Strategien sind wesentlich auch von Befunden, Sachzwängen, vorhandenem Fachwissen, konkurrierenden ätiologischen Konzepten usw. beeinflusst. In pragmatischer Hinsicht sind die hypothetischen differenziellen Effekte der Einstellungen noch nicht adäquat untersucht worden. Dieser Untersuchungsansatz könnte jedoch empirisch weiter vertieft werden, indem Forschungsinterviews im Kontext realer Entscheidungssituationen, z.B. in einer internistischen, neuropsychiatrischen oder psychosomatischen Ambulanz, durchgeführt werden, um den Entscheidungsprozess mit den beteiligten Personen zu analysieren. Gegenwärtig bleibt offen, ob es sich nur um Relevanzbehauptungen handelt oder um tatsächlich auftretende (Neben-) Effekte in der klinischen Urteilsbildung aufgrund philosophischer Vorentscheidungen.

Kritische Überlegungen

Mit Ausnahme der einleitenden Frage nach den „Seinsprinzipien“, für die absichtlich möglichst neutrale Begriffe gewählt wurde, ist darauf verzichtet worden, die verwendeten Begriffe zu definieren, obwohl dies für eine genauere Verständigung notwendig wäre und in dem Vorläufer-Fragebogen zum Leib-Seele-Problem auch versucht wurde. Solche Erläuterungen können ihrerseits neue Fragen aufwerfen. Anders ist das breite Spektrum der auch heute – nach Jahrhunderten philosophischer Kontroversen – vertretenen Positionen nicht zu erklären. So ist es z.B. Roth und Schwegler (1995), trotz längerer Ausführungen über "Gehirn und Bewusstsein", und nach 35 kritischen Peer-Kommentaren von Experten, nicht gelungen, ihre Auffassung des nicht-reduktiven Physikalismus unmissverständlich zu erklären und von dessen reduzierter Fassung als Epiphänomenalismus abzugrenzen.

Statt abstrakte Begriffsbestimmungen auszuführen, wurden einander ergänzende Facetten bestimmter Themen aufgenommen, abgestufte Antwortmöglichkeiten als Skalen vorgegeben und bestimmte gegenläufige Item-Paare sowie Kurz-Skalen konstruiert. Die Überzeugungen bzw. Auffassungen sind als Aussagesätze formuliert und sind mit „stimmt“ bzw. „stimmt nicht“ zu beantworten. Zu drei zentralen Themen wird ein Trilemma präsentiert, so dass die Widersprüchlichkeit deutlich werden kann und vielleicht aus dieser Reflexion die eigene Position besser hervortritt. Weitere methodische Details könnten kritisch diskutiert werden: die Auswahl und Anzahl der Themen, der Antwortmodus „stimmt“ – „stimmt nicht“, mögliche kontextuelle Einflüsse anderer Fragen bzw. Antworten. Die eigene Kritik aufgrund dieser Untersuchung wurde in die Revision des Fragebogens umgesetzt (siehe Fahrenberg, 2006a). Verschiedene Gefährdungen der internen sowie der externen Validität im Hinblick auf den Fragebogen und auf die Erhebung, d.h. Präselektionen, Rück-

lauf, Konfundierungen soziodemographischer Merkmale, wurden angesprochen und z.T. untersucht.

Mögliche Einwände gegen diesen Untersuchungsansatz sind außerdem: Die Auskünfte können durch Effekte der Compliance, Ja-Sage-Tendenz und sozialen Erwünschtheit geprägt sein. Dass es zum Menschenbild und seinen Komponenten ein großes Verständnis- und Meinungsspektrum geben muss, ist verständlich. Eine radikale Kritik kann in naheliegender Weise lauten, dass sehr schwierige Begriffe ohne ausreichende Definitionen verwendet werden und ein Fragebogen zu dieser Thematik hauptsächlich Missverständnisse, Stereotypen oder oberflächliche Meinungen erfassen wird. Bei allen Fragen zu diesen „philosophischen“ Themen werden begriffliche Unschärfen, Mehrdeutigkeiten, Missverständnisse oder letztlich kaum überwindbare semantische Probleme existieren: über Bewusstsein, freien Willen, Gott und Sinn des Lebens usw. Dennoch sind es Begriffe, die für die Weltanschauung bzw. das Menschenbild des Einzelnen eine unvergleichliche und herausragende Bedeutung haben können. Wie sollten „Sinn“ und Sinngebung definiert werden? Es gibt kaum ein Wort, das so vage ist und dennoch für sehr viele Menschen in ihrem Leben subjektiv klar, wesentlich und unverzichtbar zu sein scheint (wie „Gott“ für die überzeugten Gläubigen).

Wenn die Befragten die Relevanz solcher Einstellungen für die Berufspraxis einschätzen sollen, steht diese Frage in einem offenen suggestiven Kontext des gesamten Themas, und es sollen Erwartungen hinsichtlich des Verhaltens anderer Menschen in ihrer Berufspraxis, für die es nur indirekte eigenen Anschauung gibt, geäußert werden. Diese Aufgabe kann deshalb besonders anfällig dafür sein, einfachen Schemata und populären Konzepten zu folgen. Gewiss sind hier Urteilsbildung und tatsächliche Maßnahmen in realistischen Entscheidungssituationen der Berufspraxis zu analysieren. Wenn die Befunde vielfach zueinander passen, muss dies *nicht nur* der Ausdruck von Stereotypen und Alltagspsychologie sein. Die meisten Befragten haben sich in unterschiedlichem Maße bereits mit diesen Themen befasst, und es wird ihnen mit ihren Überzeugungen ernst sein. Es wäre seltsam, gerade aus Sicht einer Differenziellen Psychologie, die gegenwärtig so von der theoretischen und fragebogenmethodischen Beschäftigung mit Selbst-Konzepten dominiert ist, die "Annahmen über den Menschen" aus methodologischen Gründen ausklammern zu wollen. Zwischen den möglichen, sehr divergenten Bewertungen einer Fragebogenuntersuchung zum Menschenbild kann vielleicht ein mittlerer und methodenkritischer Weg gefunden werden, die Möglichkeiten dieser Methode zu nutzen und die Grenzen zu erkennen.

Das Thema Menschenbild beschäftigt – in einigen Bereichen – durchaus die Psychologen. Einige Lehrbücher der Persönlichkeitspsychologie enthalten Hinweise auf die unterschiedlichen Menschenbilder, verborgene anthropologische Annahmen, Subjektmodelle, Wertorientierungen, auf deren Unvereinbarkeit oder auf die hier nötige Arbeit an einer Metatheorie, die all diese Unterschiedlichkeiten vereinen oder zumindest ordnen könnte. Aber so wichtig das Thema zu sein scheint: es fehlen breitere empirische Ansätze der Differenziellen Psychologie, das zu erkunden, was viele beschäftigt. In der Klinischen Psychologie und Psychotherapie-Forschung ist eine Anzahl von Publikationen mit unterschiedlichen Fragestellungen entstanden: zur Zieldefinition von Psychotherapie (z.B. Baumann, 1999; Jaeggi, 2001; Kutter, Páramo-Ortega & Müller, 1998; Schmuck, 2000), zur mögli-

chen Bedeutung von Spiritualität und Glauben, zu den religiösen oder atheistischen Einstellungen von Patienten bzw. von Psychotherapeuten und deren vielleicht problematische Passung (Petzoldt, 2012; Fahrenberg, 2012c).

Der Fragebogen hat auch eine wichtige didaktische Funktion. Wenn er in einer Vorlesung ausgegeben und von allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern beantwortet wird, bildet dies eine vorzügliche Basis für eine eingehende Diskussion. Vor allem die Einführungsvorlesungen für Studienanfänger, Vorlesungen zur Geschichte und zur Methodenlehre der Psychologie sowie zur Persönlichkeitspsychologie eignen sich für diese Thematik. Auch diese Diskussion wird immer wieder zur Relevanzbehauptung zurückkehren.

Einstellungs- und Verhaltensebene

Das größte Handikap der geschilderten Untersuchungen bleibt, dass die Einstellungen auf der subjektiven Ebene und nicht zugleich auf der Verhaltensebene beschrieben werden. Dass eine Konvergenz von Einstellung und realen Entscheidungen besteht, mag plausibel sein, denn *absolute* Voraussetzungen müssten auch *konsistente* Folgen haben – so denken offenbar auch viele der befragten Psychotherapeuten und Ärzte. Die konstruierten Entscheidungssituationen erwiesen sich jedoch als unzureichend, sie müssten noch realitätsnäher sein, um Hinweise auf die externe Gültigkeit der geäußerten Einstellungen zu erhalten. Auf der Ebene der medizinischen Ethik existieren zweifellos Beispiele für die praktische und juristische Relevanz der weltanschaulich-religiösen Überzeugungen. In den zentralen Ethikkommissionen, im Ethikrat und im Bundestag gibt es gewichtige Beispiele für die maßgebliche Bedeutung solcher Grundüberzeugungen: u.a. hinsichtlich Präimplantationsdiagnostik, Abtreibung, ärztlich unterstütztem Sterben und Palliativmedizin. Hier wird die Relevanz der Überzeugungen und deren Einfluss auf die Gesetzgebung und auch auf die Verfassungsrichter kaum bestritten werden. Jedoch geht es hier allgemein um die *Zulässigkeit* von Entscheidungen und nicht um die *Details von diagnostischen und therapeutischen Strategien*. – Die Forschungsfragen sind sehr viel spezieller zu stellen. Zum Beispiel in der Palliativmedizin: Geben die *nicht religiös gebundenen* Ärzte ihren Patienten während der letzten Lebensphase relativ höhere Dosierungen schmerzlindernder Medikamente als religiös orientierte Ärzte, die vielleicht – mit Hinweisen auf den Willen Gottes, auf Vorsehung und Prüfung – etwas zurückhaltender sind?

Bis in die Tagespresse hinein („Glaube beeinflusst ärztliches Handeln“) wurde eine aktuelle Publikation von Seale (2010) im *Journal of Medical Ethics* beachtet. Besteht ein Zusammenhang zwischen der Dosierung von Schmerzmitteln im terminalen Stadium der Patienten und der religiösen Einstellung der Ärzte? In Großbritannien antworteten 2923 (Rücklauf 78%) von 3733 angeschriebenen Ärzten im Hinblick auf die Medikation ihres zuletzt verstorbenen Patienten. Das Ergebnis war: „Independently of speciality, doctors who described themselves as non-religious were more likely than others to report having given continuous deep sedation until death, having taken decisions they expected or partly intended to end life, and to have discussed these decisions with patients judged to have the capacity to participate in discussions.“ (Abstract).

Bemerkenswert ist die wissenschaftstheoretisch wünschenswerte Tendenz, dass einige Autoren einschlägiger Publikationen ihre Konfession und auch die Enge ihrer religiösen Bindung angeben, also nicht nur ihre berufliche Affiliation mit einem Institut und ggf. der Projektfinanzierung aus öffentlichen Mitteln oder durch Firmen. Auch bei anderen grundsätzlichen Diskussionen könnte diese Information helfen, die individuellen Voraussetzungen der Autoren verständlicher zu machen. Wie stünde es aber bei heiklen Themen in der Psychologie, sogar bei den Wissenschaftstheoretikern und Historikern dieses Faches mit der hinreichend genauen Explikation ihrer absoluten Voraussetzungen?

Die bevölkerungsrepräsentative ALLBUS-Umfrage 2012

Die 2012 von der GESIS, Mannheim, durchgeführte Erhebung enthält wie jene im Jahr 2002 einen Schwerpunkt mit Fragen zu sozialen und weltanschaulichen Einstellungen, Religion und ähnlichen Themen. Zitation: GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften (2013): Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften ALLBUS 2012. GESIS Datenarchiv, Köln. ZA4614 Datenfile Version 1.1.1, doi:10.4232/1.11753. Studiennummer ZA4614; Erhebungszeitraum: 04.2012 - 09.2012.

Innerhalb dieses Datensatzes von 3480 Befragten interessiert hier vor allem, wie diese Einstellungen mit der Schulbildung zusammenhängen, und ob sich Befragte mit Hochschulreife und mit abgeschlossenem Studium systematisch unterscheiden. Die Fragestellung verlangt wegen der Heterogenität des Datensatzes eine Vorauswahl: nach deutscher Staatsangehörigkeit und nach Konfession, d.h. einer der christlichen Konfessionen oder ohne Konfession, so dass die Analysenstichprobe nur ein $N = 3218$ hat. Die Teilstichprobe der Befragten mit Hochschulreife (Abitur) bietet eine naheliegende Vergleichsmöglichkeit zu den Studierenden der Psychologie. Bei der Umfrage wurde auch erfasst, ob ein Studium abgeschlossen wurde. Die Hochschulreife ($n = 765$) führte in 52.2% der Fälle zum Studium mit Abschluss ($n = 399$).

Zum Vergleich mit den eigenen Ergebnissen wurden schon zuvor Daten der repräsentativen ALLBUS-Umfragen herangezogen (Fahrenberg, 2007, 2008). In der neuen ALLBUS-Erhebung 2012 wurde die früher verwendete Frage nach dem Gottesglauben modifiziert, so dass ein Vergleich mit der eigenen Untersuchung bei Studierenden erschwert ist. Einige Fragen zum Thema Weltanschauung und Religion sind so formuliert, dass bei der Interpretation überlegt werden muss, ob Items des Freiburger Menschenbild-Fragebogens und des ALLBUS-Manuals einander entsprechen. Auf einer dritten Ebene stellt sich die Frage, in wie weit aus den ALLBUS-Ergebnissen – hypothetisch und näherungsweise – auf Studierende der Psychologie und Diplom-Psychologen verallgemeinert werden könnte oder gar auf Psychologen mit Promotion und mit Lehrtätigkeit – wegen des Fehlens direkter Erhebungen. Aus der bevölkerungsrepräsentativen ALLBUS-Umfrage kann eventuell eine Vergleichsbasis konstruiert werden, indem Befragte mit Hochschulreife bzw. mit Hochschulabschluss ausgewählt werden. Wahrscheinlich unterscheiden sich Psychologen in einigen Merkmalen ihrer Einstellungen vom Bevölkerungsdurchschnitt, doch ist keine geeignetere Datenbasis vorhanden.

Die Grundgesamtheit der eigenen Reanalyse beträgt $N = 3218$. In den neuen Bundesländern fand ein sog. Oversampling statt, d.h. es wurden disproportional mehr Personen befragt als es dem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht. Der ALLBUS- Gewichtungsindex wurde für die vorliegende Analyse nicht benutzt, da es hier nicht speziell auf die Repräsentativität eines Ost-West-Vergleichs ankommt. Stattdessen werden die Ergebnisse bei den Hauptvariablen „Leben nach dem Tod“ und „Gottesglauben“ und hinsichtlich Schulbildung, Geschlecht und Alte/Neue Bundesländer getrennt dargestellt. Die Tabellen für die übrigen Items enthalten nur die Ergebnisse der Befragten mit Hochschulreife bzw. mit Hochschulabschluss und teils die Differenzierung nach Alten/Neuen Bundesländern. Weitere Zusammenhänge, insbesondere zur Altersgruppe und zur evangelischen oder katholischen Konfession, wurden hier ausgeklammert. Die Anzahl der validen Fälle unterscheidet sich je nach Variable und je nach Kreuzklassifikation.

Der Anteil fehlender Daten in der Analysenstichprobe liegt meist unter 3 Prozent. Ausnahmen sind die Frage nach einem „Leben nach dem Tod“ mit 7.9 Prozent fehlender Daten („Weiß nicht“, keine Angabe), die Spiritualitätsskala (8%), die Einstellung zu Mystik (30%), Magie (18%) oder Astrologie (6%), Leben nach dem Tod (7%), Himmel (5%), Hölle (4%), Reinkarnation (7%). Bei der näher beschriebenen Teilstichprobe der Befragten mit Hochschulreife ist der Prozentsatz fehlender Daten deutlich geringer. Es wird jeweils das valide N in der Tabelle angeben. Auf statistische Tests wurde mit Ausnahme der beiden wichtigsten Items „Leben nach dem Tod“ und „Gottesglauben“ (sowie zur Kontrolle möglicher Unterschiede zwischen „Hochschulreife“ mit/ohne Abschluss) verzichtet, da es primär deskriptiv auf markante Unterschiede der Häufigkeiten ankommt.

Der Glaube an einen persönlichen Gott (1, Theismus, ca. 20%) wird von etwa einem Fünftel der Befragten angegeben, der Glaube an ein höheres Wesen (2, Deismus, ca. 30 %) von einem Drittel, Unsicherheit und Zweifel (3, Agnostizismus, ca. 15 %) und *fehlender* Glaube an einen persönlichen Gott oder eine höhere geistige Macht (4, Atheismus, ca. 30 %). Die schwierige Gottesfrage hatte in früheren ALLBUS-Erhebungen mehr Antwortmöglichkeiten vorgegeben, um auch Tendenzen und Zweifel bzw. schwankende Auffassungen zu berücksichtigen. Der Deismus scheint bei Befragten mit Hochschulreife und bei Frauen relativ stärker ausgeprägt zu sein; der Atheismus bei den Befragten in den neuen Bundesländern. Deshalb werden auch für die hauptsächlich interessierende Stichprobe *mit Hochschulreife* in einer Tabelle die Verteilungen hinsichtlich Geschlecht und Bundesländern dargestellt. Auch hier sind „Glauben an ein Leben nach dem Tod“ sowie Theismus oder Deismus eher bei Frauen in den alten Bundesländern zu finden – und die gegenläufige Tendenz bei Männern und bei Bürgern der Neuen Bundesländer (Tabelle 5. 11).

In der repräsentativen Bevölkerungsstichprobe bejahen außerdem etwa ein Drittel der Befragten einen Glauben an ein Leben nach dem Tod, tendenziell stimmen Personen mit Hochschulreife und Frauen sowie Bürger der Alten Bundesländer eher zu – mit den bekannten Unterschieden zwischen alten und neuen Bundesländern (Tabelle 5. 12 und 5. 13).

Tabelle 5. 11: Glaube an Leben nach dem Tod Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?

	Schulbildung				Geschlecht		Bundesländer	
	VS	MR	HR	HA	M	F	Alte	Neue
Ja	382 39.0 %	491 38.4 %	160 47.1%	181 48.8%	518 34.3 %	715 47.9 %	983 50.7%	250 23.5 %
Nein	598 61.0 %	789 61.6 %	180 52.9%	190 51.2%	992 65.7 %	777 52.1 %	955 49.3%	814 76.5 %
Summe	980	1280	340	371	1510	1492	1938	1064
Valides N	2971				3002			
Weiß nicht, keine Angabe	247 = 7.7 %				216 = 6.7 %			

Anmerkungen VS ohne Schulabschluss Grund- und Hauptschule; MR Mittlere Reife, Fachhochschulreife; HR Hochschulreife ohne HA, HA mit Hochschulabschluss; M Männer, F Frauen. Alte/ Neue Bundesländer. Cramer V (ungerichtetes Zusammenhangsmaß) hinsichtlich des Zusammenhangs mit Schulbildung, Geschlecht, Bundesländer $p < 0.001$; Unterschied HR und HA $p > .05$.

Tabelle 5. 12: Gottesglauben

Welche der folgenden Aussagen kommt Ihren Überzeugungen am nächsten? (Prozentangaben)

	Schulbildung				Geschlecht		Bundesländer	
	VS	MR	HR	HA	M	F	Alte	Neue
(1) Es gibt einen persönlichen Gott.	20.3	14.7	18.1	25.8	15.7	21.1	22.7	10.3
(2) Es gibt irgendein höheres Wesen oder eine geistige Macht.	30.8	29.2	36.2	32.4	27.5	34.3	38.0	17.4
(3) Ich weiß nicht richtig, was ich glauben soll.	19.6	17.1	15.1	12.2	16.6	17.7	17.6	16.3
(4) Ich glaube nicht, dass es einen persönlichen Gott, irgendein höheres Wesen oder eine geistige Macht gibt.	29.3	39.1	30.7	29.6	40.2	26.9	21.7	56.0
Valides N	3138				3171		3171	
Weiß nicht, keine Angabe	80 = 2.5 %				47 = 1.5 %		41 = 1.5 %	

Anmerkungen VS ohne Schulabschluss Grund- und Hauptschule; MR Mittlere Reife, Fachhochschulreife; HR Hochschulreife ohne HA, HA mit Hochschulabschluss; M Männer, F Frauen. Alte/ Neue Bundesländer. Cramer V (ungerichtetes Zusammenhangsmaß) hinsichtlich des Zusammenhangs mit Schulbildung, Geschlecht, Bundesländer $p < 0.001$; Unterschied HR und HA $p > .05$.

Tabelle 5. 13: Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod? (Befragte mit Hochschulreife)

	Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?					Gottesglauben			
	Geschlecht		Bundesländer			Geschlecht		Bundesländer	
	M	F	Alte	Neue		M	F	Alte	Neue
ja	39.5	56.3	54.6	33.6	Es gibt einen persönlichen Gott.	18.4	25.6	24.8	15.9
nein	60.5	43.7	45.4	66.4	Es gibt irgendein höheres Wesen oder eine geistige Macht.	30.2	38.1	39.5	21.6
					Ich weiß nicht richtig, was ich glauben soll.	13.6	13.8	13.8	12.9
					Ich glaube nicht, dass es einen persönlichen Gott, irgendein höheres Wesen oder eine geistige Macht gibt.	37.7	21.6	21.6	49.6
N	711					760			

Anmerkung: Unterschied HR und HA $p > .05$.

Ein inhaltlich und für die weitere Darstellung wichtiges Ergebnis lautet: Befragte mit *Hochschulabschluss* unterscheiden sich nicht bedeutsam von Befragten mit *Hochschulreife ohne Abschluss*. – Die folgenden Tabellen beziehen sich deshalb auf *alle* Befragte mit *Hochschulreife* (HR und HA), d.h. die größere, zuverlässigere Fallzahl.

Der schwierige Begriff „Seele“ wurde in der Umfrage vermieden. Die Frage „Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?“ könnte jedoch so verstanden werden, dass ein geistiges Nachwirken, auch in den Erinnerungen der Überlebenden oder im objektiv Geschaffenen gemeint ist. Diese geistige Existenz wäre zu unterscheiden vom theologischen Seelenbegriff im Katechismus und von einer philosophischen Position mit Transzendenzbezug. Deshalb werden für die Stichprobe mit Hochschulreife einige Items betrachtet, die näher an die Idee des Überlebens nach dem Tode, an Spiritualität und die Weiterexistenz der individuellen Seele heranführen. Auch hier wird nach alten und neuen Bundesländern unterschieden (Tabellen 5. 14 bis 5. 17).

Die Antworten zu „Es gibt einen Gott, der sich mit jedem Menschen persönlich befasst“ (im Unterschied zu: Unser Leben wird letzten Endes bestimmt durch die Gesetze der Natur), außerdem die „Erfahrung der Nähe Gottes durch Glauben“ und „Gott ist lediglich in den Herzen der Menschen“ lassen einige häufige Facetten des Gottesbegriffes erkennen. Andere Einstellungen können zumindest in einigen Akzenten beitragen, den – in der Umfrage vermiedenen – Begriff Seele näher zu interpretieren: das Wirken übernatürlicher Kräfte, die Einstellungen zu Mystik und Spiritismus sowie deutlicher positiv zur Astrologie. Auch die Einstellungen zu anderen religiösen Themen lassen, trotz der semantischen Schwierigkeiten, bei einem nicht geringen Anteil der Befragten einen Transzendenzbezug bzw. den Glauben an das Wirken übernatürlicher Kräfte erkennen.

Tabelle 5. 14: Gottesglauben (Befragte mit Hochschulreife)

Es gibt einen Gott, der sich mit jedem Menschen persönlich befasst				Unser Leben wird letzten Endes bestimmt durch die Gesetze der Natur			
	mit Hochschulreife	Bundesländer			mit Hochschulreife	Bundesländer	
		Alte	Neue			Alte	Neue
Stimme voll und ganz zu	15.9	18.0	11.1	Stimme voll zu	29.8	23.0	45.1
Stimme eher zu	16.4	19.9	8.5	Stimme eher zu	36.6	39.5	30.2
Habe dazu keine feste Meinung	13.5	15.2	9.8	Keine feste Meinung	6.8	7.6	5.1
Stimme eher nicht zu	17.3	18.4	14.9	Stimme eher nicht zu	18.4	20.7	13.2
Stimme gar nicht zu	32.5	25.2	48.9	Stimme gar nicht zu	6.2	7.2	3.8
Darüber habe ich noch nie nachgedacht	4.3	3.2	6-8	Noch nie nachgedacht	2.2	2.1	2.6
Valides N	762						

Anmerkung: Unterschiede HR und HA „Gott befasst sich persönlich ...“ $p = .02$; „Naturgesetze“ $p = .001$

Tabelle 5. 15: Nähe Gottes (Befragte mit Hochschulreife)

Wie häufig haben Sie schon durch den Glauben die Nähe Gottes erfahren?				Gott ist lediglich in den Herzen der Menschen			
	mit Hochschulreife	Bundesländer			mit Hochschulreife	Bundesländer	
		Alte	Neue			Alte	Neue
Sehr oft	5.3	6.0	3.9	Stimme voll zu	22.6	22.2	23.5
Oft	10.0	11.8	6.0	Stimme eher zu	42.9	44.9	38.5
Manchmal	17.9	20.1	12.9	Keine feste Meinung	10.6	9.8	12.4
Selten	22.1	26.5	12.4	Stimme eher nicht zu	11.4	12.5	9.0
Nie	43.8	35.6	64.8	Stimme gar nicht zu	9.2	8.3	11.1
				Noch nie nachgedacht	3.3		5.6
Valides N	750			753			

Anmerkung: Unterschied HR und HA „Nähe Gottes“ $p = .05$; „Gott lediglich im Herzen“ $p = .04$.

Tabelle 5. 16: Übernatürliche Kräfte (Befragte mit Hochschulreife)

Wie häufig haben Sie schon Erfahrungen gemacht, die sich nur durch das Wirken übernatürlicher Kräfte erklären lassen?			
		Bundesländer	
	mit Hochschulreife	Alte	Neue
Sehr oft	2.3	2.5	1.7
Oft	7.7	9.4	3.9
Manchmal	15.1	16.0	13.3
Selten	23.0	23.3	22.3
Nie	51.9	48.8	58.8
Valides N	750		

Anmerkung: Unterschied HR und HA $p > .05$.

Tabelle 5. 17: Einstellungen (Befragte mit Hochschulreife)

Was halten Sie von ...

	Mystik	Magie / Spiritismus / Okkultismus	Astrologie / Horoskope
Viel	4.1	1.7	4.2
Etwas	28.2	16.1	32.4
Gar nichts	67.7	82.2	63.4
Valides N	666	706	741

Anmerkung: Unterschied HR und HA: $p = .03$; $p = .004$; $p = .001$

Glauben Sie an ...

	den Himmel?	die Hölle?	die Reinkarnation?
Ja	31.5	15.4	18.7
Nein	68.5	84.6	81.3
Valides N	724	738	717

Anmerkung Unterschied HR und HA: alle $p = > .05$

Glauben Sie an ...

	Wunder?	Geister?	Engel?	den Teufel?
Ja	51.1	13.7	28.7	13.2
Nein	48.9	86.3	71.3	86.8
Valides N	748	746	745	750

Anmerkung: Unterschied HR und HA: $p = .02$; alle anderen $p > .05$

Zu dem Bild passen die Selbsteinstufungen hinsichtlich Religiosität und Spiritualität sowie die – hier nicht referierten – Angaben zur Häufigkeit des Kirchgangs und des Betens. Die Fragen lauten: Würden Sie von sich sagen, dass Sie eher religiös oder eher nicht religiös sind? Und: Einmal abgesehen davon, ob Sie sich selbst als religiöse Person bezeichnen oder nicht: Würden Sie von sich sagen, dass Sie eher spirituell oder eher nicht spirituell sind?

Tabelle 5. 18: Religiosität und Kirchlichkeit (Befragte mit Hochschulreife)

	Religiositätsskala	Spiritualitätsskala	Kirchgangshäufigkeit	Wie oft beten Sie?
Stufen	10	10	6	7
Mittelwert	4.6	3.6	4.6	5.1
Modalwert	1 (nicht religiös)	1 (nicht spirituell)	5 (seltener)	7 (nie)
Valides N	762	735	765	761

Anmerkungen: Kirchgangshäufigkeit: 1= mehr als einmal in der Woche bis 6 = nie; Wie oft beten Sie?: 1 = täglich bis 7 = nie. Unterschied HR und HA: alle $p > .05$.

Hier wird individuell kaum zwischen der Ausprägung von Religiosität und Spiritualität differenziert. Demgegenüber hatten die befragten Studienanfänger der Psychologie sehr deutlich zwischen den Graden von Religiosität und „Interesse an Sinnfragen“ unterschieden ($M = 4.5$ bzw. $M = 8.4$). Die Angaben zur Kirchgangshäufigkeit und zum Beten zeigen, dass die traditionelle Kirchlichkeit und Religiosität relativ geringe Bedeutung haben. Die Beziehungen zwischen den Einstellungen und typischer Merkmalsmustern wurden hier noch nicht weiter analysiert. – Was beispielsweise mit dem „Wirken übernatürlicher Kräfte“ im Gegensatz zu der „Bestimmung durch die Gesetze der Natur“ gemeint sein könnte, bleibt ohnehin offen und verlangte zumindest ein vertiefendes Interview.

Zusammenfassung

Die zusammenfassende Interpretation könnte lauten: Ein transzendenter Seelenbegriff, ein Gottesglauben im Sinne des Theismus und Deismus und der Glaube an das Wirken übernatürlicher Kräfte wird von etwa einem Drittel bis zur Hälfte der Befragten mit Hochschulreife bzw. Hochschulabschluss in ähnlicher Weise geäußert. Gelten sie damit auch für die Diplom-Psychologen?). Diese Verallgemeinerung scheint gewagt zu sein; sie ist jedoch in der zentralen Aussage konsistent mit der eigenen Erhebung bei Studierenden der Psychologie (siehe oben). Über solche Hypothesen hinaus wären Verallgemeinerungen hinsichtlich metaphysischer Überzeugungen in der Psychologenschaft spekulativ. In wie weit könnten sie zutreffen? Auch die Psychologen mit Promotion und mit Lehrtätigkeit stammen ja aus der Population der Studierenden, und Vermutungen über positive oder negative Selektionseffekte im Studium aufgrund weltanschaulich-religiöser Überzeugungen wären vielleicht noch kühner. So lange keine speziellen Untersuchungen vorliegen, könnten diese ALLBUS-Erhebung und die eigene quasi-repräsentative Erhebung bei Studienanfängern noch die beste Annäherung an eine Antwort auf die Frage nach den metaphysischen Überzeugungen der graduierten Psychologen sein.

Weitere Umfragen

In den USA finden die spirituellen und religiösen Überzeugungen der Patienten finden ein stark zunehmendes Interesse in der Psychotherapie und professionellen Beratung. Dieser Trend hat inzwischen auch die bedeutenderen Fachzeitschriften erreicht, wie zwei Themenhefte belegen: *Journal of Clinical Psychology* 2009 (siehe Worthington & Aten, 2009) und *Cognitive and Behavior Practice* (siehe Rosmarin, Pargament & Robb, 2010), und es gibt im Verlag der American Psychological Association einen Ratgeber für Therapeuten „Spiritual Practices in Psychotherapy“ (Plante, 2009). Saunders, Miller und Bright (2010) beschreiben die Schwierigkeiten, mit diesem Thema umzugehen, ohne mit den gewohnten ethischen Standards in Konflikt zu geraten. Sie unterscheiden vier Positionen: die Vermeidung des Themas; die spirituell bewusste Haltung, auf diesen wichtigen Lebensbereich einzugehen; die spirituell integrierte Psychotherapie, welche die spirituellen und religiösen Überzeugungen und Praktiken der Patienten therapeutisch nutzt; die spirituell eher direktive Psychotherapie mit der ausdrücklichen Absicht, die religiösen Überzeugungen und Praktiken des Patienten zu unterstützen oder zu ändern. In einer Übersicht sind weitere amerikanische Umfrageergebnisse referiert (Fahrenberg, 2013).

In einem deutschen, repräsentativ angelegten Projekt zum Thema Spiritualität bei Psychotherapeuten (1.700, Rücklauf 57%) verwendeten Hofmann, Möckelmann und Walach (2003) zunächst einen kurzen Fragebogen, um einige Aspekte der religiösen Einstellung und Unterschiede zwischen psychotherapeutischen Richtungen zu erkunden. Die Unterschiede waren jedoch gering. Relativ am schwächsten ausgeprägt waren die Einstellungsvariablen bei kognitiv-behavioral orientierten Psychotherapeuten, deutlicher bei psychodynamisch-psychoanalytisch und eklektisch eingestellten und relativ am höchsten bei humanistisch orientierten. In einem zweiten Schritt wurde ein breiter angelegter Fragebogen entwickelt, um die Einstellung zum Verhältnis von Psychotherapie und Spiritualität/ Religiosität zu erfassen. Im dritten Schritt konnten 498 (55%) der ersten Stichprobe für die ausführlichere Erhebung gewonnen werden. Die Psychotherapeuten schätzen, dass ca. 20% ihrer Patienten im Verlauf der Behandlung spirituelle und religiöse Themen ansprechen. Während ihrer Ausbildung wären diese Themen, so meinten 81%, nur selten oder nie vorgekommen. So waren 67% dafür, diesen Bereich stärker zu berücksichtigen. Aber nur die Hälfte erwartete davon auch „mäßig“ oder „sehr viel“ für ihre Praxis zu profitieren, während sich 37% „keinen“ oder „nur geringen“ Nutzen davon versprachen. Nach der Relevanz von Spiritualität/ Religiosität in ihrem eigenen Leben befragt, lauteten die Antworten: mäßig 27%, ziemlich 22%, sehr wichtig 16%, demgegenüber sahen 35% kaum eine Bedeutung. Von 56% der Teilnehmer wird bejaht, dass ihre eigenen spirituellen und religiösen Einstellungen die therapeutische Tätigkeit beeinflussen: mäßig 27%, ziemlich 21%, sehr stark 8%. Eichfeld (2012) untersuchte Menschenbild und Weltanschauung von 73 Psychotherapeuten verschiedener Richtungen und berichtete als zentrale Ergebnisse: „... eine mehrheitliche Annahme von Umweltdetermination, freiem Willen, moralischer Verantwortung und naturalistische, humanistische und pragmatische Ansichten, während religiöse Aussagen eher abgelehnt wurden. Dabei haben psychologische Therapeuten eher atheistische und ärztliche Therapeuten eher theistische Ansichten. Zwischen den verschiedenen

Ausrichtungen bestehen nur geringe Unterschiede im Antwortverhalten, wie eine Ablehnung christlicher Aussagen von Psychoanalytikern. Das Antwortverhalten einer Stichprobe von Psychologie-Studenten und einer Bevölkerungsstichprobe aus dem Jahr 2012 ist ebenfalls sehr ähnlich“ (S. 1).

In neuerer Zeit werden zunehmend auch patientenbezogene Studien unternommen wie zwei Beispiele zeigen. Kögler (2006) untersuchte unter dem Titel *Spiritualität als Ressource?* den Zusammenhang von Spiritualität mit psychischer Belastung und Therapieerfolg bei 94 Patienten einer psychosomatischen Klinik. Zwischen Indikatoren positiver Spiritualität zu Beginn der Behandlung und den Veränderungen der psychischen Belastung sowie der rückblickenden Erfolgsbeurteilung bestanden keine Beziehungen, doch schien „negatives religiöses Coping“ mit dem Grad der psychischen Belastung assoziiert zu sein. Eine Studie mit 347 Patienten einer anderen psychosomatischen Klinik fragte nach religiösen Einstellungen und Attributionen, z.B. „Ich glaube, dass Gott mich bei meinen Problemen unterstützt“ und „Ich glaube, dass Krankheit ein Zeichen dafür sein könnte, dass Gott meine Stärke und meinen Glauben prüft.“ Wenn jeweils die Antwortkategorien „völlig“ und „ziemlich“ zusammengefasst werden, ergeben sich Zustimmungen von 28% bzw. von 14% (Murken, Laux & Rüddel, 2001).

Um die wichtigsten meta-theoretischen und theoretischen Polaritäten zwischen den „zwei Kulturen“ der Psychologie, d.h. hier der *scientific gegenüber der humanistic culture*, zu erfassen entwickelte Kimble (1984; vgl. Prinz, 1994) ein *Epistemic Differential*. Es besteht aus 12 Polaritäten mit 11-stufigen Ratingskalen. Das Differenzial wurde von 100 Studienanfängern der Psychologie, von 81 Offiziellen verschiedener Divisions der American Psychological Association sowie 164 Mitgliedern der APA, die nur einer Division angehörten (Experimental Psychology, Social Issues, Psychotherapy, Humanistic. Während bei den Studierenden noch keine zweigipflige Verteilung der Einstellungen zu sehen ist, unterscheiden sich die Mitglieder der APA-Abteilungen deutlich, je nachdem welcher Division sie angehören. Die Unterschiede der Einstellungen erscheinen hauptsächlich in den Items 1, 2, 3, 5, 8 und 10. Kimble bewertet diese Divergenz als Folge eines Sozialisationsprozesses.

- 1 Most important values: scientific vs. human;
- 2 Degree of lawfulness of behavior; determinism vs. indeterminism;
- 3 Source of basic knowledge; objectivism vs. intuitionism;
- 4 Methodological strategy: data vs. theory;
- 5 Setting for discovery: laboratory vs. field;
- 6 Temporal aspects of lawfulness: historical vs. ahistorical;
- 7 Position on nature/nurture issue: heredity vs. environment;
- 8 Generality of laws: nomothetic vs. idiographic;
- 9 Concreteness of concepts: hypothetical constructs vs. intervening variables;
- 10 Level of analysis: elementary vs. holism;
- 11 Factor leading to action: cognition vs. affect;
- 12 Conception of organisms: reactivity vs. creativity;

5.3.9 Bibliometrische Analysen zu einigen Begriffen, Trends und Kontroversen

Im Hinblick auf Theoretische Psychologie und Schlüsselkontroversen wurde eine Anzahl von Begriffen ausgewählt und deren Vorkommen in PSYINDEX (in den Titeln bzw. im Text) notiert. Diese Statistik kann nur ein sehr grobes Bild der Interessenschwerpunkte der deutschsprachig publizierenden Psychologen vermitteln, denn die einzelnen Beiträge können hier wegen ihrer großen Zahl nicht nach genauer inhaltlicher Passung, nach Umfang und Aktualität differenziert werden. Es gibt manche Synonyme oder ähnliche Begriffe, die eventuell zu berücksichtigen sind. Andere Begriffe sind stark belegt mit bestimmten Nebenbedeutungen aus verschiedenen Richtungen der Angewandten Psychologie und Psychotherapie, beispielsweise Menschenbild, Schule oder die Metatheorie der Psychoanalyse. Auch ein Wandel der Terminologie scheint sich in einigen Bereichen abzuzeichnen, beispielsweise in der Begriffsgruppe *Denken, Fühlen, Wollen* bzw. *Kognition, Emotion, Volition (Motivation)* oder *Charakter, Temperament, Persönlichkeit, individuelle Differenzen (Unterschiede)*. Die für die folgende bibliometrische Untersuchung ausgewählten Begriffe wurden thematisch gruppiert (siehe Tabelle 5. 19).

Publikationen zu den Themen *Theoretische Psychologie, Krise der Psychologie* bzw. *Einheit der Psychologie* sind eher selten – mit diesen Begriffen im Titel sogar sehr selten. Auch die Begriffe *Strömung, Richtung* oder *Schule* sind nur vereinzelt zu finden. Mit deutlichem Abstand nach *Psychoanalyse* sind *Neuropsychologie, Psychophysiologie, Experimentalpsychologie, Kritische Psychologie* präsent. Dagegen sind die Begriffe *Geisteswissenschaftliche Psychologie, Verstehende Psychologie* und *Phänomenologische Psychologie* bemerkenswert selten. Gerade hier ist zu bedenken, dass PSYINDEX erst seit Ende der 1970er Jahren ausgebaut wurde. Außer den experimentellen Methoden stehen Hermeneutik und qualitative Methoden im Vordergrund des Interesses. Der vage Ausdruck *Relevanz* ist sehr populär, andere Begriffe wie *Adäquatheit, Gegenstandsangemessenheit* und *Kontextabhängigkeit* (und *Kategorienfehler*) kommen sehr selten vor.

Das Begriffspaar *Erklären – Verstehen* dominiert über *idiographisch – nomothetisch*. Der allgemeinere Begriff *Kontroversen* taucht zwar häufiger auf, meint jedoch eher die speziellere Diskussion über fachliche Fragen, u.a. in der Klinischen Psychologie, und kaum die hier gesuchten Schlüsselkontroversen. Aus dem Kontext gelöst taucht der Begriff *Dualismus* häufiger auf als *Monismus* oder *Pluralismus*; der Begriff *Multiplismus* ist im Deutschen unüblich, andererseits erbringt das Präfix *Multi** eine extrem hohe Trefferzahl. Auch hier müsste natürlich nach den typischen Inhalten unterschieden werden. Bemerkenswert sind die relativen Häufigkeiten von *Komplementarität* und *Perspektivität*. – Als Beispiele für bekannte Forschungsprogramme wurden die *Decade of the Brain* und die *Decade of Behavior* gewählt; sie werden zwar in einer Anzahl von Publikationen genannt, jedoch nie im Titel. Hier sind die amerikanischen Vergleichszahlen aus PsycINFO eingefügt.

Tabelle 5. 19: Vorkommen ausgewählter Begriffe in PSYINDEX

Gesamt (LA=German, alle Publikationsarten) (Der Operator AND verlangt beide Begriffe;
Operator OR nur jeweils einen der Begriffe).

	Im Titel	Gesamt
Seele	506	50
Geist	152	729
Bewusstsein	253	2.007
Bewusstsein OR Bewusstes	272	2.167
Psyche OR Psychisches	479	3.922
Psychologie ohne Seele	0	42
Apsychismus	0	0
Ich	1.716	7.237
Ego	495	2.576
Selbst	1.279	14.568
Denken	906	6.075
Fühlen OR Gefühl	235	2.491
Wollen OR Wille	291	2.829
Kognition	317	6.068
Emotion	726	8.110
Volition	117	843
Motivation	1.881	14.781
Volition OR Motivation*	2.000	15.844
Theoretische Psychologie	6	82
Krise der Psychologie	9	33
Methodenkrise OR Methodenstreit	8	31
Kritik der Psychologie	4	8
Einheit der Psychologie	6	10
Richtungen der Psychologie	0	7
Schulen der Psychologie	0	8
Strömungen der Psychologie	0	3
Kontroversen	67	513
Philosophie	229	7.329
Metaphysik	15	134
Ontologie	11	69

	Im Titel	Gesamt
Erkenntnistheorie	45	309
Wissenschaftstheorie	37	3.907
Wissenschaftssoziologie	6	16
Wissenschaftspsychologie	1	5
Methodologie	150	6.706
Philosophische Psychologie	4	12
Menschenbilder	15	134
Geisteswissenschaftliche Psychologie	4	17
Verstehende Psychologie	3	27
Phänomenologische Psychologie	5	8
Geisteswissenschaftliche OR Verstehende OR Phänomenologische Psychologie	7	49
Psychoanalyse	2.560	9.541
Marxistische Psychologie	0	11
Kritische Psychologie	58	601
Subjektwissenschaft	14	54
Experimentelle Methoden	5	377
Experimentelle Psychologie OR Experimentalpsychologie	49	787
Naturwissenschaftliche Psychologie	0	7
Biologische Psychologie	21	173
Psychophysiologie	148	2.367
Neuropsychologie	341	4.694
Erklären	70	2.424
Verstehen	790	5.671
Erklären AND Verstehen	18	165
Idiographisch OR Idiographik	3	37
Nomothetisch OR Nomothetik	5	59
Idiographisch AND nomothetisch	0	10
Nomologie	0	2
Hermeneutik	104	831
Interpretationslehre	2	7
Interpretations*	157	1.480
Qualitative Methoden	29	633

	Im Titel	Gesamt
Charakter	97	1.719
Persönlichkeit	1.103	10.485
Temperament	109	412
Individuelle Differenzen	10	46
Persönlichkeitsforschung	71	458
Differenzielle Psychologie	49	369
Biographie OR Biographik	202	2.277
Adäquatheit	5	69
Gegenstandsangemessenheit	1	17
Kategorienfehler	0	14
Relevanz	411	4.840
Gesellschaftliche Relevanz	43	2
Kontextabhängigkeit	13	116
Reduktionismus	8	167
Wertfreiheit OR Wertneutralität	2	27
Monismus	6	52
Dualismus	9	493
Pluralismus	23	145
Multiplismus	3	3
Multi*	2.895	15.337
Komplementarität	27	223
Perspektivität	23	80
Perspektivität OR Perspektivismus	23	86
Perspektivenübernahme	37	184
Decade of the Brain	0	19
Decade of Behavior	0	47
Decade of the Brain PsycINFO	21	156
Decade of Behavior PsycINFO	13	488

Anmerkungen: Es wurde generell nach diesen Begriffen in PSYINDEX (Titel sowie Text) gesucht, da nur eine Teilmenge dieser Begriffe als Schlagwörter (CE=SW=) indiziert ist. * Die einzelnen Häufigkeiten ergänzen sich nicht immer zum Gesamt. Zum Publikationsjahr 2014 kann es Nachzügler geben.

Für eine bessere zeitliche Auflösung (bis 1979, 1980-1990, ... 2010-2014) werden bestimmte Begriffe ausgewählt (Tabelle 5. 20). Die Zunahmen oder Abnahmen in den absoluten Zahlen sind an sich interessant; sie sind jedoch zugleich auf die angegebene Gesamtzahl von Publikationen des betreffenden Zeitraums zu beziehen, um einen Eindruck vom pauschalen Vorkommen dieser Begriffe zu gewinnen.

Tabelle 5. 20: Trends und Themenwechsel

	bis 2014	bis 1979	1980-1989	1990-1999	2000-2009	2010-2014
Von PSYNDEX Gesamt LA=German	254.761	12.599	58.017	79.027	79.909	31.861
Seele	1.673	44	281	560	538	240
Geist	1.447	34	183	434	544	252
Bewusstsein OR Bewusstes	2.167	73	554	637	603	293
Psyche OR Psychisches	3.922	233	999	1.085	1.021	580
Ich	7.273	284	1.412	2.116	2.324	1.079
Ego	2.576	158	646	708	724	339
Selbst	14.568	575	2.726	4.130	4.957	2.177
Theoretische Psychologie	82	-	6	18	49	9
Geisteswiss. OR Verstehende OR Phänomenologische Psy- chologie	49	3	17	16	9	4
Psychoanalyse	9.541	360	2.615	3.031	2.475	1.143
Marxistische Psychologie	11	3	7	1	-	-
Kritische Psychologie	601	25	258	217	70	34
Subjektwissenschaft	54	-	28	14	8	4
Kognit*						
Emo*						
Neuro*						
Erklären AND Verstehen	165	7	29	51	47	31
Hermeneutik	831	15	110	374	242	97
Qualitative Methoden	633	-	24	346	174	18
Charakter	1.719	84	422	562	455	170
Persönlichkeit	10.485	513	2.499	2.709	3.243	1.449
Temperament	412	12	56	97	174	69
Individuelle Diff. OR Indiv. Unterschiede.	2.892	44	397	1144	963	259

So gibt es relative Zunahmen von *Geist* und *Seele* im Vergleich zu *Bewusstsein* und *Psyche/Psychisches*; von *Ich* und *Selbst* im Vergleich zu *Ego*. Die Einträge für *Marxistische Psychologie*, *Kritische Psychologie* und *Subjektwissenschaft* nehmen deutlich ab, tendenziell u.a. auch für *Psychoanalyse*, *Neuropsychologie* und *Kognitive Psychologie*. Nach relativen Maxima 1990-1999 scheint sich das Vorkommen von *Hermeneutik* und *qualitativen Methoden* zu verringern. Auf eine statistische Prüfung dieser Trends wurde auch wegen der unsicheren Basis verzichtet. Über die Gründe der Aktualisierung und Deaktualisierung bestimmter Begriffe sind natürlich manche Vermutungen möglich. Zunächst ist diese deskriptive Basis wichtig, um hypothesenprüfende Analysen anzuschließen zu können.

Trends in den Schlüsselkontroversen

Im Hinblick auf die Kontroversen ist die bibliometrische Ansatz schwieriger und unsicherer als bei einzelnen Begriffen oder Autoren. Es geht um die Häufigkeit von Gegensatz-Paaren, und diese Suche wird durch synonym verwendete, u. U. in anderer Reihenfolge stehende Begriffe erschwert: *Leib-Seele-Problem*, *Gehirn-Bewusstsein-Problem*. Die Themenliste enthält hier:

Im Verlauf der bibliometrischen Recherchen wurde die Zusammenstellung hauptsächlicher Kontroversen modifiziert, d h. begrifflich der Literaturliste PSYINDEX angepasst und durch mehrere Suchbegriffe wie Emergentismus – Reduktionismus und Anlage-Umwelt-Problem erweitert (und explorativ außerdem „Psychologismus“ hinzugefügt):

- (1) Leib-Seele-Problem (Gehirn-Bewusstsein-Problem);
- (2) Metaphysischer Seelenbegriff – Apsychismus, Psychologie ohne (unsterbliche) Seele;
- (3) Subjekt-Objekt-Problem (innere und äußere Erfahrung, erste und dritte Person- Perspektive);
- (4) Bewusstsein – Unbewusstes;
- (5) Willensfreiheit – Determinismus;
- (6) Emergenz – Reduktion (Emergentismus–Reduktionismus);
- (7) Qualitative Methoden – quantitative Methoden;
- (8) Psychologische Gesetze (Kausalerklärungen, Nomologie) – andere Zusammenhänge („Kausalniveaus“, Zweckprinzip, Evidenz);
- (9) Theorie-Praxis-Problem (Grundlagenforschung-Anwendung);
- (10) gesellschaftliche Relevanz – „Neutralität“ der Wissenschaft;
- (11) Anlage-Umwelt-Problem (Erbe-Umwelt-Problem);
- (12) Labor-Feld-Problem.

Die Recherchen zeigten, dass neun dieser Kontroversen näherungsweise in bibliometrischen Suchstrategien abzubilden sind. Bei drei kontroversen Themen (2, 8, 10) fehlen prägnante Begriffspaare, d h. Begriff und Gegenbegriff sind nicht in einfacher Weise so zu formulieren, dass sie als Suchbegriffe zu verwenden sind.

Interessant ist, dass der metaphysische Begriff der *Seele* im Thesaurus nicht prägnant zu identifizieren ist und dass ein spezieller Gegenbegriff *Apsychismus* („Psychologie ohne Seele“) überhaupt fehlt. Andere Kontroversen sind in solchensenen Begriffspaaren nur in oberflächlicher Weise enthalten. In den Literaturbanken, werden solche Gegensatz-Paare, abgesehen vom „Leib-Seele-Problem“ kaum verwendet, eher noch in PSYINDEX als in PscINFO. Deswegen wurden zum systematischen Vergleich zwei repräsentative deutsche Werke herangezogen: das *DORSCH-Lexikon der Psychologie* (Wirtz et al., 2013) und das *Historische Wörterbuch der Philosophie* (Ritter et al, 1972 ff). In der Tabelle 5. 21 ist dieser Vergleich zusammengefasst.

Tabelle 5. 21 : Zentrale Kontroversen

Vorkommen der Begriffspaare im DORSCH-Lexikon der Psychologie (Wirtz, 2013)* im Historischen Wörterbuch der Philosophie (Ritter et al., 1972 ff) sowie in PSYINDEX bis 2014 (LA=German, alle Publikationsarten)*

	Lexika		PSYINDEX LA=German		
	Dorsch-Lexikon	HWPhil	Gesamt	Im Titel	Aktuell 2000-2014
Leib-Seele-Problem		20	158	31	51
Leib-Seele-*	ja	-	318	56	107
Gehirn-Bewusstsein-Problem		-	11	2	2
Gehirn AND Bewusstsein		-	206	20	122
Subjekt-Objekt-Problem	nein	3	124	2	2
Subjekt AND Objekt		-	34	19	132
erste Person AND dritte Person	nein	-	8	0	6
Bewusstsein AND Unbewusstes		-	101	2	56
Bewusst* AND Unbewusst*		1	145	4	88
Willensfreiheit OR freier Wille	ja	128	212	55	205
Willensfreiheit AND Determinismus		3	69	1	60
Emergenz AND Reduktion	ja		3	0	3
Reduktionismus	ja	36	167	8	82
Qualitative Methoden AND Quantitative Methoden		nein	37	1	21
Messung AND qualitative Methoden	ja	-	39	13	11
Experiment* AND qualitative Methoden		-	12	0	4
Qualitativ AND Quantitativ		-	341	13	144
Erbe-Umwelt-Problem		3	2	0	0
Anlage-Umwelt-Problem	ja	-	290	1	194
Labor-Feld-Problem		nein	0	1	0
Labor-Feld-Vergleich	ja	-	5	3	0
Labor-Feld*		-	18	0	5
Theorie-Praxis-Problem		5	32	10	14
Theorie-Praxis*	nein	-	405	104	190
Grundlagenforschung AND Anwendung	nein	-	128	7	37

Zur Illustration bibliometrischer Analysen dienen drei Beispiele, an die sich bestimmte Erwartungen knüpfen:

(1) Die Häufigkeitsstatistik für *Religion*, *Religiosität*, *Spiritualität* wird in einer weiteren Tabelle dargestellt, verbunden mit der Erwartung, dass sich hier, insbesondere für *Spiritualität*, ein deutlich ansteigender Trend während der letzten Jahrzehnte zeigen würde. Dieser Vergleich schließt die Daten aus PsycINFO (LA=English) ein, denn in der amerikanischen Welt scheinen Religion und Religiosität eine noch größere Bedeutung zu haben als in den deutschsprachigen Ländern. Der Schlüsselbegriff *Religiosität* wurde im Jahr 1973 in PsycINFO und PSYINDEX eingeführt, *Spiritualität* im Jahr 1988. Die Tabelle 5. 22 lässt ohne statistische Test erkennen, dass die positiven Trends von *Spiritualität* in den Publikationen beider Sprachräume in etwa parallel beginnen und verlaufen.

Tabelle 5. 22: Suchbegriffe Religion, Religiosität und Spiritualität

* (CT=SW bzw. DE) in deutschen und englischen Publikationen der Jahre 1980-2014, alle Publikationsarten. LA= German. LA= English.

	Reli- gion	Religio- sität	Spiri- tualität	Su. LA= German	Religion	Religio sity	Spiri tuality	Su. LA= English
2010-2014	139	143	222 .0069 %	32.054	3767	1491	4.139 .0051 %	816.652
2005-2009	160	147	221 .0060 %	36.572	3480	1315	4.058 .0062 %	649.488
2000-2004	121	110	157 .0043 %	36.470	1.372	903	2.177 .0055 %	393.981
1995-1999	110	113	131 .0034 %	38.176	693	570	1.072 .0035 %	304.601
1990-1994	126	95	53 .0013 %	41.965	505	491	521 .0018 %	285.683
1985-1989	114	41	17 .004 %	35.879	474	424	236 .0010 %	237.936
1980-1984	97	11	(0)	22.262	254	202	(5)	170.000
CT= Religion 1980-2014	867	660	801 .0033 %	242.060	10.454	5.396	12.208 .0042 %	2.858.341
Gesamt Religion	2.505	885	994	242.060	32.196	7.920	17.131	2.858.341

Anmerkungen „Religiosität“ bzw. „Religiosity“ seit 1973 „Spiritualität“ bzw. „Spirituality“ seit 1988. Bei Verwendung der drei einfachen deutschen Begriffe statt der kontrollierten Begriffe (CT=) ergeben sich deutlich höhere Trefferzahlen: 2.5005, 885, 4.384.

Die beiden folgen bibliometrischen Versuche betreffen die eigenen Arbeitsgebiete, so dass hier auch inhaltlich begründete Erwartungen vorhanden sind:

(2) Ein positiver starker Trend wird erwartet bei dem Bezug auf innovative Forschungsmethoden zur Datenerhebung unter Alltagsbedingungen. Im Unterschied zu den traditionellen und sehr fehleranfälligen Tagebuchmethoden (diary methods) ermöglichen die Untersuchungen zum *Experience Sampling* mit Erinnerung durch akustische Zeitgeber (beeper studies) bessere Grundlagen. Einen weiteren Fortschritt brachte das *Ecological Momentary Assessment*, für das einfache digitale Rekorder (hand-held PC, PDA, Phones) verwendet werden, und das Ambulatory Assessment, zu dem digitale Mess-Systeme zur Registrierung von Selbstberichtern, aber auch physiologischen Parametern, Sprache, Umweltvariablen (Temperatur, Höhe usw.) in Mehrkanal-Registrierungen eingesetzt werden (*Methods of Studying Daily Life*, Mehl & Connor, 2012). Der Begriff *Ambulatory Assessment* wurde 1995 in Freiburg eingeführt. In der Medizin dienen solche Systeme bereits seit Jahrzehnten zur Diagnostik sowie zur Überwachung von Risikopatienten, beispielsweise durch *Ambulatory Monitoring* hinsichtlich EKG und Blutdruck. Diese technischen Innovationen wurden von Psychologen sehr verspätet und anfänglich nur zögerlich für eine alltagsnahe Psychologie und Verhaltenswissenschaft eingesetzt (The decade of behavior revisited: Future prospects for ambulatory assessment, siehe Ebner-Priemer & Kubiak, 2010).

Tabelle 5. 23: Forschungsmethoden zur Untersuchung des Alltagslebens

	PsycINFO LA=English*							
	1980-1989		1990-1999		2000-2009		2010-2014	
	Titel	Text	Titel	Text	Titel	Text	Titel	Text
Ambulatory Assessment	-	-	10	15	14	28	17	52
	-	-						
Ecological momentary assessment	-	-	9	15	76	214	113	391
	-							
Experience sampling	3	40	20	170	86	443	108	519
Ambulatory monitoring	6	21	19	68	21	103	14	175

*Anmerkung: Weitere Publikationen ergeben sich bei LA=German: 2000-2009 2 x Titel, 7 x im Text; 2010-2014: 1 x im Text.

Tabelle 5. 23 zeigt die Trends innerhalb PsycINFO und die unterschiedliche Dynamik an. Der langsamere Verlauf für *Ambulatory Assessment* ist wahrscheinlich überwiegend durch die methodisch und technisch sehr viel anspruchsvollere psychophysiologische Untersuchungsmethodik bedingt, vermutlich auch durch eine Reserve gegenüber den anfänglich

primär in Deutschland entwickelten digitalen Mess-Systemen und gegenüber dem „nicht-amerikanischen“ Begriff.

(3) Ein negativer Trend wird beim Thema Psychophysiologie der Emotionalität erwartet. Eysenck (1967) hatte als biologische Grundlage der von ihm konzipierten Persönlichkeitsdimension Emotionalität (zuvor: Neurotizismus, Emotionale Labilität) eine Hyperreaktivität und Labilität des Vegetativen Systems (autonomic lability) postuliert. Eysencks theoretische Annahme wurde bis in die 1990er Jahre hinein in zahlreichen psychophysiologischen Studien geprüft mit dem Ergebnis, dass diese Behauptung als falsifiziert gelten kann (Fahrenberg & Myrtek, 2005; Myrtek, 1984, 1998). – Das schließt ein anderes Ergebnis mit eventuell künftig einmal verfügbarer Methodik nicht aus. Eysenck hatte diese Sachlage in brieflichen Stellungnahmen akzeptiert, und anschließend ist es mit wenigen Ausnahmen in der psychophysiologischen Fachliteratur relativ still um diesen psychophysiologischen Teil seiner Persönlichkeitstheorie der Emotionalität geworden. Falls die Literaturlisten eine solche Trendumkehr abbilden können, sollte sich dieser Effekt zeigen.

Bei der Recherche gelang es nicht, die geeignete Schnittmenge der Publikationen für die Trendanalyse zu bestimmen. Wahrscheinliche Gründe sind: terminologische Probleme bei den zentralen Begriffen Emotionalität und Vegetative Labilität, Vermischung von Laborforschung und Fragebogenforschung, Bias der Literaturlisten PSYINDEX und PsycINFO hinsichtlich der Sprachgebiete bzw. deutscher Publikationen (teils in englischer Sprache), mangelnde Eignung der Deskriptoren. Selbst aus den Abstracts der Publikationen ist regelmäßig nicht zu ersehen, ob es sich nur um eine einfache oder explorative Studie oder um eine explizite Prüfung (Replikation, Falsifikation) eines theoretischen Satzes handelt, d.h. Eysencks Postulat.

Diese Beispiele machen die Möglichkeiten und Grenzen solcher Recherchen deutlich. Insgesamt können diese Tabellen einen allgemeinen Eindruck von den Interessenschwerpunkten der psychologischen Publikationen geben. In einigen Bereichen gibt es Hinweise auf einen Wandel der Terminologie und auf Trends der Themen und Präferenz für bestimmte Strömungen und Richtungen soweit diese in den Suchbegriffen erfasst sind. So bleibt es die Aufgabe genauerer Analysen, die Publikationen inhaltlich zu evaluieren, ob eine Richtung oder Kontroverse repräsentiert sind oder nur äußerliche oder vage Bezüge bestehen. Die bibliometrischen Daten können nur erste Arbeitshypothesen liefern und eventuell – in ihrer speziellen und repräsentativen Weise – vor zu schnellen Verallgemeinerungen aus einer begrenzten Lektüre bewahren.

5. 3. 10 Psychologie im Spiegel ihrer wissenschaftlichen Gesellschaft und Kongresse

Als wichtige Reden zur Positionsbestimmung der Psychologie wurden bereits die Kongressreden von Stumpf, Bühler, Krueger und Stern sowie von Pawlik zum Thema der Strömungen und Richtungen der Psychologie sowie zur Krisendiskussion zitiert. Auch andere Reden „zur Lage der Psychologie“ betreffen wichtige Aspekte der grundsätzlichen Verfassung und der Fortschritte des Faches.

Lüer (1991) schildert die Gründung der *Deutschen Gesellschaft für experimentelle Psychologie* und deren weitere Entwicklung neben den anderen Fachgesellschaften in Deutschland. Dazu gehören außer der Vereinsgeschichte auch die unterschiedlichen Auffassungen über Konstitution, Aufgaben und Mitglieder. Die Geschichte beginnt hier mit dem Aufruf zu dem Kongress in Gießen und der Gründung der Deutschen Gesellschaft für experimentelle Psychologie. Der Gießener Psychiater Robert Sommer hatte diese Idee bereits 1899 und unterrichtete Friedrich Schumann in Berlin; beide seien sich schnell einig gewesen, nur G.E. Müller, damals 53 Jahre, käme als Vorsitzender in Frage. Lüer beschreibt die Gründung und die vermutlichen Gründungsmotive, geht jedoch in keiner Hinsicht auf Wundt oder dessen mutmaßliche Einstellung zu dieser Initiative ein, zu der er anscheinend nicht konsultiert wurde. Erwähnt wird später nur die Gratulation der Gesellschaft zu Wundts 80. Geburtstag 1912.

Lüer geht ausführlich auf die Umbenennung der *Gesellschaft für Psychologie* (ohne den Zusatz „experimentelle“) ein. Er zitiert aus William Sterns Rede auf dem Kongress in Wien 1929, dass zur experimentellen Methode mit der Zeit eine Reihe von anderen Methoden hinzugekommen seien, die sie in wertvollster Weise ergänzten: die beobachtende, die völkerkundliche, die kulturwissenschaftliche Methode, das Aktenstudium, die charakterologische Deutung, die Tiefenforschung – sie alle sind legitime Methoden der wissenschaftlichen Psychologie geworden. Die 1929 beschlossene Umbenennung in die *Deutsche Gesellschaft für Psychologie* DGPs nennt Lüer ein „Waterloo“ für die experimentelle Psychologie, denn es „wurden die Schleusen wieder weit geöffnet. Ausdrucksdeutung, Graphologie und Tiefendeutung wurden wieder zu Themen der wissenschaftlichen Psychologie, die experimentelle Methode und auch die ihr nahe stehende Psychotechnik mussten gütig belobigt bzw. als Selbstverständlichkeiten öffentlich in Schutz genommen werden. Wichtige Weichen waren gestellt worden: Sie alle wiesen in die Richtung des Niedergangs der Wissenschaftlichkeit der Psychologie“ (S. 4).

„Ernstlich fatal wurde es jedoch, als mit der Umbenennung der Gesellschaft ein unreflektierter Methodenpluralismus freigegeben wurde. Nach 25 Jahren wissenschaftlicher Tätigkeit wurde damit zwar ein einseitig ausgerichtetes, aber doch sehr ernst genommenes Gründungsziel aufs Spiel gesetzt. Wenn man den Warenhauskatalog der Anwendungsmöglichkeiten von Psychologie nachliest, der 1929 mit der ‚Kundgebung‘ der Öffentlichkeit angeboten wurde, erkennt man sofort, dass sich hier ein neues Fach übernommen hatte, sondern sich zusätzlich auf den Weg begab, ein neues Haus ohne Fundament bauen zu wollen. Und wenn diese Vielfalt gar noch mit gelockerten wissenschaftlichen Maßstäben

ermöglicht werden sollte, so kann man diese Fehlentwicklung nicht anders als einen Rückfall in die Zeit vor 1904 verstehen, als solche fundamentlosen Bruchbuden das Bild der Psychologie in der Öffentlichkeit beherrschten“ (S. 9). – Lürer geht nicht auf die Mehrdeutigkeit des Wortes „experimentell“ ein oder die Frage, ob aus Wundts methodisch strenger Sicht nicht viele, wenn nicht die Mehrzahl der auf den Kongressen berichteten Untersuchungen eher Ausfrageexperimente oder zumindest „unvollkommene“ Experimente waren. Sommer schrieb 1932 rückblickend nur ganz allgemein von „der analytischen Methode als Leitmotiv“ der Gesellschaftsgründung.

Nirgends ist definiert, was mit experimenteller Psychologie gemeint sein könnte oder welche wissenschaftlichen Maßstäbe man als Abgrenzungskriterien verwenden möchte. Waren mit den „Bruchbuden“ in der Zeit vor 1904 vielleicht auch die Institute von Wundt und G.E. Müller gemeint? Von Anfang an wurden durchaus nicht-experimentelle Referate auf den Kongressen akzeptiert, z.B. im Jahr 1904 ein Vortrag von Elsenhans mit dem Titel: „Die Aufgabe einer Psychologie der Deutung als Vorarbeit der Geisteswissenschaften“. Wahrscheinlich meint Methodenpluralismus noch nicht einen Niedergang, sondern leichtfertige Anwendungen ungeprüfter Methoden.

In einem psychologie-historischen Beitrag schrieb Traxel (1985/2004) über die ursprüngliche Fachgesellschaft, über den Kongress in Hamburg sowie über Mitgliederbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Gründungsvorstand 1904 waren: Vorsitzender G. E. Müller (bis 1924), außerdem Sommer, Ebbinghaus, Exner, Külpe, Meumann, Schumann. Der Grund für Namensänderung zur *Deutschen Gesellschaft für Psychologie* im Jahre 1929 „war wohl tatsächlich der auch offiziell dafür angegebene, nämlich dass der Begriff ‚experimentelle Psychologie‘ sozusagen ‚zu eng‘ geworden sei, wörtlich: ‚dass sich der Arbeitsbereich der Gesellschaft schon seit längerer Zeit auf das Gesamtgebiet der Psychologie und die Pflege auch der übrigen wissenschaftlichen Methoden der Psychologie ausgedehnt‘ habe. Hinzu kam, dass die Psychologie in einer Krise steckte, dass die experimentelle Psychologie schon rückläufig geworden war und die von ihr abstammende Psychotechnik schwere Rückschläge erlitten hatte, während sich die ‚geisteswissenschaftliche Psychologie‘ auf dem Vormarsch befand, und dass man allenthalben nach neuen Wegen Ausschau hielt“ (S. 85). Wenn Bühler in seiner Ansprache auf dem Hamburger Kongress 1931 sagte, die Psychologie sei „in Bedrängnis geraten von außen her“, so meinte er mangelnde Unterstützung durch staatliche Stellen, Umbesetzung freigewordener Lehrstühle der Psychologie „Wie man sieht, bestand die ‚Krise‘ nicht nur im Streit über Methoden und theoretische Ratlosigkeit: sie hatte auch sehr konkrete Aspekte“ (Traxel, 1985, S. 86)

Gewiss müsste heute zwischen mehreren Bezugsgruppen unterschieden werden: den *Professoren der Psychologie*, den *wissenschaftlichen Mitarbeitern* und den *qualifizierten Psychologen* auf den Praxisfeldern. Wenn mit einer Anzahl von etwa 100.000 berufstätigen Psychologen und Psychologinnen zu rechnen ist, betragen – nach den Daten des Jahres 2012 – die relativen Anteile der drei genannten Gruppen 0.8 bzw. 3.0 gegenüber 96 Prozent (siehe Margraf, 2015). Die ca. 40.000 Studierenden der Psychologie (ohne die Fern-Universitäten) sind hervorzuheben, denn ihre Einstellungen werden während ihrer Ausbildung geprägt oder deutlich beeinflusst – und gerade diese Grundgesamtheit, von den Studi-

enanfängern bis zu den Absolventen, wäre für Umfragen relativ leicht zu erreichen, so dass sogar quasi-repräsentative Erhebungen am Anfang wie auch am Ende des Studium möglich sind.

Die Mitgliedschaft in der Fachgesellschaft DGPs beträgt 2014 insgesamt $N = 3623$ (87% der Professoren und 35% der Promovierten). Eine besonders niedrige Quote zeigt sich im Fach Biologische Psychologie/ Neuropsychologie, was hier als Hinweis auf Mitgliedschaft in anderen Fachgesellschaften gedeutet werden kann (Margraf, 2015).

5. 3. 11 Begleitforschung und Feldforschung

Für eine begleitende Forschung bieten sich verschiedene Möglichkeiten, von denen hier nur einige erwähnt werden. Gleichmaßen interessant können die inhaltliche Aufgabenstellung, die Organisationsformen und der Prozess der Abstimmung und Urteilsbildung sein.

Reproduzierbarkeit

Eine neuartige Chance zur Analyse von Einstellungen zu Wissenschaftlichkeit und zu naturwissenschaftlichen Maßstäben in der Psychologie bietet ein internationales Kooperationsprojekt: Die *Reproduzierbarkeit* (Replizierbarkeit) der Untersuchungsergebnisse durch andere Forscher ist eine fundamentale Anforderung an wissenschaftliche Forschungsarbeiten, insbesondere in den Naturwissenschaften. Auch in anderen empirischen Wissenschaften wie der Psychologie und der Medizin sollten wichtige Ergebnisse durch unabhängige und qualifizierte Untersucher kontrolliert werden. Damit ist die Erwartung verbunden, dass wissenschaftliche Forschung sich in ihrem Verlauf selbst kontrolliert und sich schrittweise auf der Grundlage der replizierten Befunde weiterentwickelt. Welche der wichtigsten Experimente in der Psychologie sind überhaupt repliziert? – Das von Brian Nosek und zahlreichen amerikanischen und auch einigen internationalen Mitarbeitern gegründete *Reproducibility Project* (2010) hat sich die Aufgabe gestellt, die Reproduzierbarkeit einer Stichprobe von prominent publizierten Experimenten in internationaler Kooperation zu überprüfen. Bereits in der Anfangsphase sind die Reaktionen und Kommentare zu diesem ungewöhnlichen Projekt kontrovers, eine Zwischenauswertung steht im Wikipedia Artikel zu diesem Stichwort *Reproduzierbarkeit (Psychologie)* – (siehe Fahrenberg, 2014). In den USA ist dieses Projekt in den Wissenschaftsmagazinen sehr beachtet und als mutige Initiative, die fachinterne Bedenken zu überwinden hatte, begrüßt worden. Psychologen haben die Absicht des Projekts und das Konzept der Reproduzierbarkeit sehr unterschiedlich kommentiert, und diese Stellungnahmen sind aufschlussreich hinsichtlich des Wissenschaftsverständnisses und der Frage, ob dieser naturwissenschaftliche Grundsatz auch in der Psychologie gelten soll, wenn sie sich als naturwissenschaftlich orientiert versteht.

Forschungsprojekte in der Psychologie

Witte & Strohmeier (2013) untersuchten DFG-geförderte Projekte der Fächer Psychologie, Physik, Biologie und Sozialwissenschaft, indem sie 1200 Forschungsleiter und Mitarbeitenden, einen Online-Fragebogen zu beantworten. Die Antworten umfassen 594 Projekte, davon 167 Psychologieprojekte. Der Untersuchungsansatz lehnt sich an Kuhns Konzept der paradigmatischen Strukturen von Wissenschaft an und verwendet statt Paradigma den Begriff der „disziplinären Matrix“, die hier durch vier Merkmale definiert ist: Allgemeine Leitprinzipien; heuristische Analogien; normative Werte; Beispiele aus der Forschung, die zentral in Lehrbüchern angeführt werden. Als Normalwissenschaft (in der Grundlagenforschung) wird „das von der großen Mehrheit der WissenschaftlerInnen zu einem Zeitraum als disziplinäre Matrix akzeptierte Vorgehen“ bestimmt (S. 16 f). Diese wissenschaftstheoretische Position ist auch an den Fragestellungen der Untersuchung zu erkennen. Diese lauten:

- „(1) Lassen sich fächerübergreifend gewisse methodische Herangehensweisen zu übergeordneten Konstrukten zusammenfassen (Skalenbildung)?
- (2) Wie hoch ist die methodologische Ähnlichkeit der Disziplinen und welcher Disziplin ist die Psychologie am ähnlichsten?
- (3) Wie unterscheiden sich die Disziplinen hinsichtlich ihrer konkreten Vorgehensweise und welche methodischen Aspekte und welche Fächer betreffen die Unterschiede?
- (4) Gibt es in den einzelnen Disziplinen einen Anteil von Projekten, die die Normalwissenschaft besonders gut repräsentieren (Prototypen)? Wie unterscheiden sich die disziplinären Matrizen zwischen den Disziplinen und wie sehr ähneln sie der durchschnittlichen Forschung ihres Faches?
- (5) Sind die Unterschiede zwischen den Prototypen der Fächer verschieden von den Unterschieden zwischen den Durchschnittswerten der Fächer?
- (6) Gibt es Unterschiede der psychologischen Subdisziplinen hinsichtlich ihrer Methodologien?“ (S. 17)

„Insgesamt zeigt die Datenlage zum methodologischen Vorgehen der Normalwissenschaft der vier untersuchten Disziplinen ein Resultat einer interessanten Entwicklung. Die prototypische Physik ist nicht mehr das methodologische Vorbild der übrigen Disziplinen: Das durchschnittliche methodologische Vorgehen ist in allen vier Fächern eine Mixtur aus verschiedenen Ansätzen, die bei der Mittelwertbildung zu einer gewissen Ähnlichkeit der Fächer führt. Diese Ähnlichkeit wird bei den Prototypen reduziert, so dass eine eher verstärkt heterogene Methodologie in den Fächern vorherrscht. (...) Für die Psychologie ist eine große Homogenität in der methodologischen Ausrichtung erkennbar: Sie prüft quantitativ Kausalzusammenhänge anhand empirischer Daten und ihr Fokus liegt auf der Theorienprüfung“ (S. 23). „Für die Psychologie zeigen die Ergebnisse eine deutlichere Orientierung am quantitativ-hypothesenprüfenden Ansatz als in allen anderen Fächern. Die prototypische Psychologie konzentriert sich außerdem stärker auf das Testen von Theorien als alle anderen Fächer“ (S. 16). Die Autoren problematisieren nicht ihren Fragebogen oder die Auswertungsstrategie, sprechen jedoch kurz einige Probleme ihrer Befunde an und plädieren dafür, die theoretische Diskussion zu verstärken und Modellentwicklungen zu fördern.

Sie sehen eine stärkere Orientierung an der Biologie (und nennen Mahner & Bunge, 2000) statt an der Physik. Es gebe jedoch keine Erklärung, ob es sich um eine sachimmanente Entwicklung handle oder um einen Prozess der Sozialisation von jungen Wissenschaftlern.

Die Autoren diskutieren nicht den mehrfachen Bias dieser Erhebung. Die Aussagen beziehen sich ja nur auf die von der DFG bewilligten Projekte und die Antworten stammen zu 87% von den Projektleitern, die wahrscheinlich ganz überwiegend Stellen innerhalb der Universität einnehmen. Wie würden die Ergebnisse aussehen, wenn zum Vergleich (1) die abgelehnten Projekte und (2) die bewilligten und die abgelehnten Projekte der drei größten Privat-Stiftungen der Wissenschaftsförderung untersucht würden? Diese Fragen sind nicht zu beantworten, da ein Zugang zu diesen Informationen fehlt und teils auch nicht zu gewinnen wäre. Insofern stellt sich die kritische Frage nach einer möglichen zirkulären Beziehung: Die Forschungsleiter haben die nicht unberechtigte Erwartung, dass die Gutachter der DFG genau diesen Typ von Forschungsprojekten relativ hoch bewerten und eher befürworten könnten und richten sich bei ihrem Antrag danach. Ob sie sich im Verlauf ihres Projektes tatsächlich nach diesem Plan gerichtet haben, wäre nicht ohne weiteres festzustellen, denn die Abschlussberichte und die zugehörigen Publikationen müssten genau evaluiert werden (was nicht geschieht). Sollte also zu dieser Matrix der bewilligten Anträge eine entsprechende „Einstellungs- und Beurteilungsmatrix“ der jeweiligen Gutachter passen? Die Gutachter werden von der DGPs vorgeschlagen und dann aufgrund der Mehrheitsvoten der Wahlberechtigten, d.h. der promovierten Psychologen, bestimmt. Zumindest wäre diese „Sozialpsychologie“ der Formung der „disziplinären Matrix“ zu bedenken, denn es könnte gerade in der Psychologie größere Minderheiten mit grundverschiedenen Orientierungen außerhalb der hier bestimmten „Normalwissenschaft“ geben. Welche Chancen haben solche Projekte, in scientometrische Analysen einzugehen, und welche Themen und Forschungsstrategien hatten die abgelehnten Projekte?

Die geschilderte Studie ist in verschiedener Richtung anregend und könnte zu weiteren Analysen führen. Repräsentativ ist dieser interessante Einblick jedoch nur für die seitens der DFG bewilligten Projekte, nicht für die insgesamt gestellten Anträge oder die Forschungsaktivitäten der Psychologie im Allgemeinen.

Eine Untersuchungsperspektive wäre: Wie viele der von Herausgebern deutscher Fachzeitschriften oder Organisatoren von Kongressen abgelehnten Arbeiten werden nicht wegen unzureichender Methodik oder Ergebnisdarstellung zurückgewiesen, sondern weil das Thema oder der gewählte Ansatz deutlich außerhalb des vorgesehenen „Programms“ liegen. Gibt es solche Abgrenzungen überhaupt und finden solche „Mikrokorrekturen des Mainstreams“ statt oder lassen sich alle Ablehnungen mit fachlichen Qualitätskriterien rechtfertigen? Wie wird im konkreten Fall die „Zuständigkeit“ eines Kongresses oder einer Zeitschrift für ein Thema verstanden und definiert?

Publikationen in der Psychologie: experimentell oder klinisch?

Mit Bezug auf eine noch unpublizierte Analyse der psychologischen Publikationen 2012 durch Krampen et al. berichtet Margraf, 2015, S. 8 f). Demnach sind nur knapp ein Drittel

der empirischen Arbeiten (im weiteren Sinne?) experimentell angelegt und zwei Drittel als beschreibende, korrelative, qualitative Untersuchungen oder als Fallstudien zu bezeichnen.

„Hier zeigt sich, dass der Löwenanteil der Veröffentlichungen aus den Bereichen Klinische, Störungen und Behandlungen stammt. Etwa die Hälfte aller Arbeiten weist ein experimentelles Design auf. Der häufigste Studientyp (rund 60 %) sind dennoch nach wie vor korrelative oder deskriptive Arbeiten, während Fallstudien, qualitative Studien und Längsschnitte jeweils zu rund 120 – 270 Veröffentlichungen führten. Übersichtsarbeiten schlugen mit über 2000 Publikationen zu Buche, Methoden- (rund 1100) und Theoriepublikationen (rund 550) runden das Bild ab.“ – Von den 3098 empirischen Arbeiten werden 1548 als „experimentell“ bezeichnet, wobei die Klassifikation und die Aufgliederung nach Fächern an dieser Stelle nicht erläutert werden. Diese bibliometrische Analyse spricht dafür, dass die experimentalspsychologischen Publikationen eine deutliche Minderheit bilden – im Kontrast zu der verbreiteten Einschätzung der Psychologie als Naturwissenschaft.

Begleitforschung zu Projekten und Förderprogrammen

Eine wichtige Aufgabe ist die vergleichende Untersuchung der realen Forschungsaktivität und der finanziellen Förderung bestimmter Themen bzw. Fragestellungen und bestimmter Forschungskonzepte. Als Ausgangsbasis solcher Analysen könnten bereits vorliegende Zusammenstellungen dienen, z. B. über *Drittmittelforschung im Bereich der Psychosomatischen Medizin, Medizinischen Psychologie und Psychotherapie* (Strauss et al., 2004). Gerade dieser Bereich kann für die möglichen Auswirkungen divergenter Auffassungen und entsprechende Kontroversen aufschlussreich sein. Bereits innerhalb der DFG-Förderung wären neben den einzelnen Projekten auch die Sonderforschungsbereiche und die Schwerpunktprogramme mit Beteiligung von Psychologen zu berücksichtigen; dann die Förderung in den Max-Planck-Instituten und zahlreiche größere und kleinere Stiftungen (Volkswagenwerk, Bosch, Thyssen, Hertie u.a.), die sich in ihren Förderungsschwerpunkten unterscheiden, außerdem die Forschungsförderung aus den Haushaltsmitteln der Universitäten und anderer Institutionen sowie aus den Haushaltsmitteln der Ministerien. Systematische Verzerrungen auch dieses Bildes wären u.a. zu erwarten, weil bestimmte Forschungsvorhaben in speziellen Richtungen auch ohne Personalmittel und Investitionen vorangebracht werden können oder nicht zu DFG-Anträgen führen, weil sie wegen ihrer Thematik außerhalb des „Mainstreams“ der mehrheitlich gewählten DFG-Gutachter voraussichtlich keine Chancen haben – oder weil die potenziellen Antragsteller dies antizipieren könnten. Beispielsweise wäre es wissenschaftssoziologisch interessant, der Frage nachzugehen, in wie weit die Themen in der sehr aktiven Strömung der „Qualitativen Sozialforschung“ (FQS) oder die neuere Psychoanalyse-Forschung (oder Komplementärmedizin, Psychotherapie und Spiritualität und ähnliche Themen) auch in der DFG-Förderung vorkommen.

Ein Modus der Feldforschung im weiteren Sinn wäre es, den Prozess des Ideentransfers zwischen den Ländern zu untersuchen. Die nationalen Bedingungen der Forschung und Praxis in der Psychologie weisen große Unterschiede auf und wirken sich auf die Forschungslandschaft aus; der Wissenschaftsbetrieb ist noch nicht so zusammengewachsen wie

es erscheinen mag. So lassen sich nach eigenen Erfahrungen durchaus Hürden der Akzeptanz, d.h. gelegentlich durchaus noch „nationale“ Akzente, und auch soziale Hürden diagnostizieren. Dazu gehören überraschte Reaktionen, wenn ein spezielles Symposium in den USA ohne einen amerikanischen Teilnehmer organisiert wird, das Nicht-Zitieren, trotz der relativ genau bekannten Priorität eines Nicht-Amerikaners in speziellen Innovationen, sowie die speziellen Erfahrungen mit abgrenzenden Reviewern, Herausgebern oder selbstbewussten nationalen Gruppierungen.

5.4 Zusammenfassung

Kontroversen, Interessenwandel und Trends bilden wesentliche Inhalte einer Theoretischen Psychologie – zusammen mit den Schlüsselbegriffen und Theorien der Psychologie sowie der zugehörigen Methodologie. In diesem Kapitel wurde, gestützt auf eine Übersicht über die Methodik der Psychologiegeschichte, untersucht, welche Methoden, welche speziellen bibliometrischen und anderen scientometrischen Methoden beitragen können, um die Dynamik der Ideengeschichte zu erfassen. Aus den Beispielen, die teils erst Untersuchungsansätze darstellen, sind spezielle Vorzüge und Probleme zu erkennen.

Während die biographisch orientierten Untersuchungen ihre Kontur durch Leben und Werk eines bedeutenden Autors erhalten, ist die Aufgabenstellung der Ideengeschichte unübersichtlicher. Grundlegend bleibt die Rezeptionsforschung, die untersucht, inwieweit neue Ideen und Kritik überhaupt Einfluss gewinnen oder vielleicht absinken und auch in den Lehrbüchern der Psychologiegeschichte kaum noch erinnert werden – oder nur noch sehr pauschal. Gerade diese Rezeptionsforschung ist ein Feld multimethodischer Strategien. Bibliometrisch können die Zitationshäufigkeiten statistisch erfasst werden. Deren Beurteilung verlangt jedoch eine Kenntnis der Leitgedanken eines Autors und die inhaltliche Evaluation der Publikation sowie anderer Quellen der Rezeptionsgeschichte, d.h. Rezensionen, Rezeption und Kommentare seitens der Schüler, Briefwechsel, Nachrufe, psychologiegeschichtliche Rückblicke, Präsenz in den Lehrbüchern und Lexika, eventuell auch die sehr fragwürdigen Rankings der Eminenz. – Zur Beschreibung von Schlüsselkontroversen trägt diese Rezeptionsforschung bei, insbesondere wenn die fachlichen Kontroversen herausgearbeitet und deren Trends sowie die Diskussionen über Krisen, über die Abgrenzung von Strömungen und Richtungen oder die Abspaltungen ausgewertet werden.

Ein zweiter Bereich ist die Einstellungsforschung. Wenn Schlüsselkontroversen untersucht werden, führt das direkt zu den Fragen nach den erkenntnistheoretisch-ontologischen Überzeugungen und wissenschaftstheoretischen Prinzipien der beteiligten Autoren. Solche Interpretationen sind schwierig, denn die manifesten Argumente lassen häufig nur Vermutungen über die zugrunde liegenden Auffassungen zu. Aus dem Kontext des Werks und dessen kritischer Rezeption oder aus biographischen Informationen ergeben sich vielleicht Hinweise, doch ist über die individuellen Grundsätze, die „absoluten Voraussetzungen“ und die

Einstellung zu den „letzten Fragen“ in der Regel wenig bekannt. Im Fach Psychologie liegt es nahe, vorrangig nach der Auffassung vom „Psychischen“ zu fragen, d.h. über das Subjekt-Objekt-Problem hinaus nach der Einstellung hinsichtlich eines Seelenprinzips, nach Spiritualität, Leib-Seele-Problem und dem Menschenbild zu fragen. An die Kontroverse über „Psychologie ohne Seele“ schließen sich Fragen nach der Kategorienlehre bzw. hinsichtlich der Einstellung zum Reduktionismus an.

Die berichtete Inhaltsanalyse von Selbstdarstellungen war wegen der offensichtlichen Zurückhaltung der Autoren nur bei wenigen der Psychologen informativ. Umfragen über die philosophisch-weltanschaulichen Positionen und die Menschenbilder von Psychologen fehlen, abgesehen von wenigen Studien mit Psychotherapeuten. Deshalb nehmen in diesem Kapitel die eigenen Umfragen unter Studierenden der Psychologie und die bevölkerungsrepräsentativen Umfragen einen größeren Raum ein. Beide Ansätze sind als Annäherungen und als statistische Hilfskonstruktionen zu verstehen: Die Ergebnisse sprechen für die These, dass sich die Einstellung der graduierten Psychologen und Professoren nicht grundlegend von den Einstellungen der Studierenden der Psychologie und der Gesamtheit der Personen mit Hochschulreife bzw. Hochschulabschluss unterscheiden. Das bedeutet auch, dass etwa ein Fünftel bis zu einem Drittel einen metaphysisch-religiös fundierten Seelenbegriff hat. Ob und wie dieser Glauben mit den Postulaten und Prinzipien der empirischen Psychologie zusammenhängt, bleibt eine persönliche Frage. Das Menschenbild dieser Psychologen wird kaum unbeeinflusst bleiben, doch wären einfache Ableitungen hinsichtlich wissenschaftstheoretischer Konsequenzen im Vergleich zu den Psychologen mit anderen Überzeugungen spekulativ. Dass solche Überzeugungen völlig unwichtig sind hinsichtlich der Schlüsselkontroversen wie Leib-Seele-Problem und Willensfreiheit oder hinsichtlich des Menschenbildes oder der wesentlichen Kategorien der Psychologie (und Kategorienfehler), ist noch unwahrscheinlicher.

Als dritter Bereich sind der Interessenwandel und die fachlichen Trends zu nennen. Scientometrisch scheinen solche Trends relativ gut fassbar zu sein, indem bibliometrische Analysen in Literaturlbanken und scientometrische Untersuchungen anhand von typischen Lehrbüchern oder Zeitschriften durchgeführt werden. Solche Analysen sind jedoch noch sehr selten, und die Konvergenz der Resultate bleibt abzuwarten. Für die Bewertung der Schlüsselkontroversen sind die bibliometrisch festgestellten relativen Häufigkeiten und Trends zentraler Begriffe informativ, wie die Tabelleneinträge u.a. zu Erklären, Verstehen, Hermeneutik oder Experimentalpsychologie gegenüber Psychoanalyse, Kontextabhängigkeit gegenüber Reduktionismus zeigen. Doch gerade in diesem Bereich scheinen Synonyma und Begriffswandel häufig zu sein. Der Thesaurus hat auf diesem Gebiet große Lücken und Mängel, und die Klassifikation einer bestimmten Publikation seitens der Dokumentations-Mitarbeiter und seitens der Autoren ist problematisch. Im Detail bieten die Literaturlbanken allerlei Schwierigkeiten: u.a. den Begriffswandel, so dass eine Anzahl ähnlicher Begriffe verwendet werden muss, außerdem gibt es Änderungen des Thesaurus und neue Kategorien, wichtige Differenzen im englischen und deutschen Sprachgebrauch (beispielsweise in den substantivistischen Verknüpfungen wie Theorie-Praxis-Problem). Deshalb sind die Er-

gebnisse über eine zunehmende oder abnehmende Präsenz zentraler Begriffe (Themen) nicht ohne weiteres zuverlässig.

Als Zugang zu komplizierteren Zusammenhängen ist diese Methodik kaum geeignet, wie es sich am Beispiel der kritischen Prüfung von Eysencks psychophysiologischer Theorie der Emotionalität ergab. Der wissenschaftlich begründete Einschnitt, der aufgrund der zunehmenden Kritik und der falsifizierenden Forschung besteht, konnte bibliometrisch nicht nachvollzogen werden. Die Gründe sind unklar, denn sowohl die unzureichende Rezeption der Kritik als auch die Komplexität der Suchstrategie können eine Rolle gespielt haben. Adäquater wäre hier die Analyse der hauptsächlichen Lehrbücher, ob die kritischen Resultate der Empirie überhaupt – und mit welcher Latenz – aufgenommen wurden. Folglich können solche Auswertungen nur sehr grobe, aber dennoch wichtige Hinweise auf fachliche Trends liefern. Auch hier geht es nicht ohne inhaltliche Evaluationen, für die jedoch angesichts der großen Anzahl von Publikationen noch eine Stichprobentechnik zu entwickeln wäre.

Die bibliometrische Analyse der Titel und Deskriptoren von Fachpublikationen kann die Themen und die Trends der wissenschaftlichen Tätigkeit herausarbeiten, während entsprechende Informationen über die typischen Profile und die relative Verbreitung von Aufgaben und Interessen im Bereich der Berufspraxis fehlen. Hinsichtlich der Publikationen ergeben sich die geschilderten Schwierigkeiten bei der Recherche nach Schlüsselkontroversen: Für die wesentlichen Begriffe gibt es mehrere Synonyma und sprachliche Varianten; die typischen Doppelbegriffe, wie Bewusstsein und Gehirn, Theorie-Praxis-Problem, qualitative und quantitative Methoden, sind im Thesaurus der Literaturbanken nur ausnahmsweise enthalten, und auch in den Lexika der Psychologie nicht ohne weiteres systematisch zu erschließen. Methodisch etwas zuverlässiger scheinen die Trends einiger wichtiger Deskriptoren (über Dekaden oder andere Zeitabschnitte gemittelt), wobei die generell zunehmende Gesamtzahl von Publikationen zu berücksichtigen ist.

Noch interpretationsbedürftiger sind die undifferenzierten Zitationshäufigkeiten oder die Beurteilungen (Rankings) der Eminenz herausragender Psychologen. Am Beispiel von Wundts Werk und von wichtigen Begriffen wie Apperzeptionspsychologie, physiologische Psychologie, Völkerpsychologie, Psychophysischer Parallelismus und psychische Kausalität lässt sich zeigen, dass eine Vorstellung von seinem Gesamtwerk und seinen Absichten, zumindest von seiner Wissenschaftstheorie, vorhanden sein muss, um diese Begriffe und seine konsequente Forschung nachvollziehen zu können. An dieser Übersicht mangelt es der Wundt-Rezeption, nicht nur in den USA, sondern häufig auch in Deutschland. Die statistischen Zitationshäufigkeiten und die inhaltlichen Zitate können nur Hinweise geben und als ein Teil der multimethodischen Rezeptionsforschung dienen. Die bisher kaum unternommenen Inhaltsanalysen von Standard-Lehrbüchern können ebenso wie die inhaltliche Trendanalyse der Themen wichtiger Fachzeitschriften mehr über die Repräsentanz von Ideen und Strömungen aussagen als bibliometrische Indizes.

In der vierten Hinsicht, auf dem noch höheren Abstraktionsniveau der Schlüsselkontroversen, können bibliometrische Analysen, wie sie hier unternommen wurden, nur sehr unvoll-

kommene Hinweise liefern: Leib-Seele-Problem, Subjekt-Objekt-Problem, Bewusstsein und Unbewusstes, Qualitative und Quantitative Methoden, Labor-Feld-Problem, Theorie-Praxis-Problem. Das Konzept jeder Kontroverse enthält einen Gegensatz, der am besten durch einen Doppelbegriff zu benennen ist. Eine entsprechende bibliometrische Recherche ist jedoch auf der Ebene von Deskriptoren und Kategorien des Thesaurus bzw. Deskriptoren der Literaturbanken kaum möglich. Das gilt ähnlich für digitalisierte Lexika, auch für das *Historische Wörterbuch der Philosophie* (in PSYINDEX fehlen einige dieser Doppelbegriffe, in PsycINFO fast völlig; sie sind durch den Operator „AND“ nicht eindeutig zu ersetzen). Deshalb sind Volltext-Suchen unerlässlich und damit letztlich die Rückkehr zur Lektüre und Interpretation des Originaltextes. – Zusammenfassend ergibt sich, dass die ideengeschichtlichen Recherchen und die Erkundung von Kontroversen und Trends durch inhaltsanalytische, bibliographische und scientometrische Analysen in vielen Aspekten ergänzt werden, aber spezielle Vorbehalte bestehen. Zumindest können die Ergebnisse Arbeitshypothesen anregen und davor bewahren, die eigenen Eindrücke über nachhaltige Kontroversen, Trends und Interessenwandel vorschnell zu verallgemeinern.

6 Theoretische Psychologie

6.1 Begriff und Aufgaben der Theoretischen Psychologie

Theoretische Psychologie, Empirische und Praktische Psychologie, Philosophische Psychologie

Die *Theoretische* Psychologie als *allgemeinste* Grundlegung der *empirischen* Psychologie ist vor allem eine Angelegenheit der Philosophie – so könnte eine verbreitete Einstellung lauten. Wahrscheinlich werden nicht wenige in der Gründungsphase der empirischen Psychologie so gedacht haben. Falls unter Theoretischer Psychologie der fundamentale Zusammenhang mit der Ontologie, Kategorienlehre und Erkenntnistheorie verstanden wurde, und vor allem die Bestimmung von *Psyche* und *Psychischem*, also die Definition von Psychologie, dann wird auch heute oft über diese Zuständigkeit ähnlich geurteilt werden. Die Antrittsvorlesungen Wundts in Zürich und in Leipzig oder die Reden Windelbands zeigen diese Verbindung der sich etablierenden empirischen Psychologie mit der Philosophie, außerdem die Erwartungen an die Philosophie, dass sie sich in der Verbindung mit den empirischen Disziplinen weiterentwickelt. Die Leitidee bleibt, sich trotz der Vielfalt der Wissenschaften, einer einheitlichen Auffassung der Welt anzunähern.

Wenn jedoch Theoretische Psychologie nur meint, dass die einzelnen Gebiete der Psychologie, psychologische Theorien und Forschungsergebnisse, zusammengefasst und in ein einheitliches System gebracht werden, dann sollte dies ohne viele philosophische Komplikationen möglich sein, denn die Psychologie ist eine *empirische* Wissenschaft. – Diese gegensätzlichen Auffassungen bestanden bereits in der Gründergeneration der Psychologen. Wundts Forderung nach enger Verbindung von philosophischem und psychologischem Denken begegnete sein früherer Mitarbeiter Külpe (1912, S. 2). Er unterschied zwischen der einzelwissenschaftlichen und der *philosophischen Psychologie*, und plädierte dafür, die Psychologen sollten sich auf ihr Gebiet als Einzelwissenschaft beschränken.

In den folgenden Jahrzehnten hat das Fach Philosophie offenbar diese zentrale Funktion der Orientierung weitgehend verloren. In der Wissenschaftstheorie der Psychologie, zumindest in ihrer kritisch-rationalistischen Prägung, haben erkenntnistheoretische Fragen, die zu ontologischen, kategorialanalytischen und anthropologischen Voraussetzungen führen, kaum einen Patz. Auch in der Gegenwart gibt eine Anzahl konkurrierender Wissenschaftstheorien und resignative Einschätzungen der wissenschaftstheoretischen Bemühungen in der Psychologie, zum Beispiel durch Herrmann (1979) oder Westmeyer (1991). – Müsste nicht dem Versuch einer vereinheitlichenden Rekonstruktion der Theorien in der Psychologie eine solche der konkurrierenden Wissenschaftstheorien vorausgehen?

Abgesehen von dieser Frage, wo die philosophischen Reflexion der Voraussetzungen primär zu erwarten ist, wäre die Begriffsbestimmung von Theoretischer Psychologie einfacher: *Theoretische* Psychologie im Gegensatz zur *Empirischen* Psychologie meint, dass aus der empirischen Forschung abstrakte Beschreibungen und theoretische Sätze gewonnen werden, die sich zu psychologischen Theorien, zu allgemeineren Bereichstheorien und vielleicht zu einer einheitlichen Theorie zusammenfügen lassen. *Theoretische* Psychologie enthält auch den Gegensatz zur *Praktischen* Psychologie, d.h. der Angewandten Psychologie, die auf theoretisch begründete, wissenschaftliche Prinzipien angewiesen ist, aber ihrerseits wichtige Fragestellungen vorgeben kann. Induktion und Deduktion gehören generell im induktiv-hypothetisch-deduktiven Prozess zusammen, der von den Vorannahmen, den Erwartungen und Interessen sowie den fachlichen Kompetenzen der Beteiligten geleitet wird.

Pluralismus und Konstruktivismus

Wenn von den Konzeptionen abgesehen wird, die im Werk von Wundt, Brentano und anderen Autoren enthalten sind, stammen die ersten Entwürfe einer Theoretischen Psychologie – unter diesem Namen – von Johann Lindworsky und Richard Pauli. Die Absichten dieser Autoren und ihre Einstellung zu den philosophischen Fragen werden referiert. In den folgenden Abschnitten werden dieser frühe Pluralismus der Psychologie, eine von Pongratz (1967) verfasste Übersicht zur *Problemgeschichte der Psychologie* und das Programm des *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology* und anderer Zeitschriften beschrieben.

Der Begriff der Meta-Theorie führt zu dem Untersuchungsansatz von Madsen, d.h. zur Rekonstruktion, Axiomatisierung und Vereinheitlichung psychologischer Theorien, zunächst auf dem Gebiet der Motivationstheorien. In einem zweiten Vorhaben unternahm Madsen eine umfassende *metawissenschaftliche* Analyse der hauptsächlichen Richtungen der Psychologie. Noch strikter gefasst sind die Versuche zu einer *strukturalistischen* Wissenschaftskonzeption der Psychologie mit einem formalisierten Theorienkonzept im Sinne von Sneed und Stegmüller (siehe Westmeyer, 1992). Der Pluralismus der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Positionen, die weiter bestehenden Kontroversen sowie die offensichtlichen Schwierigkeiten konstruktivistischer Vorhaben, größere Theorienmengen zu vereinheitlichen, begründen starke Zweifel an Fortschritten zu einer Metatheorie.

Verbindung oder Trennung von Philosophie und Psychologie

Ein weiterer Abschnitt betrifft die Verbindung und die Trennungsgeschichte von Psychologie und Philosophie. Der Begriff *Philosophische Psychologie* ist relativ selten und meint philosophische Kommentare zu Grundfragen der Psychologie; einen anderen Akzent kann die *Philosophie der Psychologie* haben, wenn die Themen der Psychologie den Ausgang bilden. Einige der neueren Publikationen zur Philosophischen Psychologie werden kommentiert.

Dass für die Theoretische Psychologie eine gründliche Verbindung zur Philosophie gescht wird, ist nachzuvollziehen, wenn auch die Wendung überraschend ist, das der amerikanische Herausgeber des *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology* zuerst an den deutschen Idealismus, an die Hermeneutik, Phänomenologie u.a. denkt. So schreibt Thomas Teo (2009, S. 1) im Editorial: „Personally, I am involved in reflections, traditions, and horizons that have formed what is called *continental philosophy* and that include German idealism, hermeneutics, phenomenology, existentialism, poststructuralism, and critical theory. Yet, obviously, reflection can take on many more forms than continental philosophy and should rely on a variety of philosophical tools.”

Auf dem Weg zu der Übersicht über Schlüsselkontroversen geht es in einem Exkurs um das Leib-Seele-Problem um die Nachhaltigkeit des metaphysischen Seelenbegriffs im Hinblick auf die Kontroversen über Monismus und Dualismus. Eine systematische Darstellung ist nicht beabsichtigt, denn es gibt einige neuere Darstellungen (die eigene Sicht ist an anderer Stelle beschrieben, Fahrenberg, 2008, 2013). Der Begriff Leib-Seele ist übrigens einer der wenigen Doppelbegriffe für Kontroversen, der im PSYINDEX-Thesaurus enthalten ist. – Nur ein Aspekt wird hier kommentiert, der für die Definition der Psychologie zentral ist: der Begriff der Seele (Psyche). Mit dem Beginn der empirischen Psychologie veränderten sich die Begriffsinhalte, so dass diese allgemeinste Kategorie der Psychologie heute zu ihrem am stärksten belasteten und unschärfsten Ausdruck geworden ist. In diesem Bedeutungsfeld sind Verbindungen mit anderen zentralen Kontroversen angelegt, auch die Gründe weshalb keine breit akzeptierte Definition der Psychologie zu erreichen ist.

Die Selbstdarstellungen bekannter Psychologen lassen sich zusammenfassend so interpretieren, dass der Begriff der *Seele* eine private Angelegenheit ist und nach weit überwiegender Auffassung grundsätzlich nichts mit der empirischen Psychologie oder der Psychotherapie zu tun hat. Von einem Tabu zu sprechen, wäre übertrieben, doch fällt – wissenschaftspsychologisch – die große Zurückhaltung auf, sich auch mit dem metaphysischen Aspekt dieser Frage und mit dessen möglichen Konsequenzen für andere fundamentale erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Kontroversen der Psychologie zu befassen. Bis auf wenige Annahmen taucht dieser metaphysische Aspekt der Kontroverse nicht in Publikationen zur Philosophischen Psychologie oder gar der Wissenschaftstheorie der Psychologie auf. An die Kontroverse um die „Psychologie ohne Seele“ seit Lange (1866) und an die Polemik gegen Wundt wird mit einigen Zitaten erinnert. – Die Kontroverse über das Leib-Seele-Problem ist nachhaltig und hat während der letzten Jahre sogar die Form von *Manifesten* angenommen.

Systematik der Kontroversen

Die Grundlage der folgenden Überlegungen bilden die Recherchen über Hauptrichtungen und Strömungen der Psychologie (Kapitel 3), über Krise und Einheit der Psychologie (Kapitel 4) und Empirisches zu diesen Themen (Kapitel 5). In einem Rückblick werden die ausgewählten Schlüsselkontroversen zusammengefasst, jedoch nicht erneut im Einzelnen diskutiert. Zu jeder der Schlüsselkontroversen liegen mehr oder minder umfassende Publikationen vor, und viele der wichtigsten Quellen wurden bereits in den vorausgegangenen

Kapiteln zitiert. Anscheinend wurde noch nicht versucht, die hauptsächlichen Argumentationsmuster zu formalisieren. In einem konstruktivistischen Ansatz, dessen Vertreter Axiomatisierungen *psychologischer Theorien* für möglich halten und auch versuchen, könnten die unübersichtlichen und oft einseitig geführten Auseinandersetzungen systematisiert und außerdem unter dem Aspekt logisch-methodisch analysiert werden, welche methodologischen Konsequenzen sich ergeben könnten. Diese Vertiefung ist hier nicht beabsichtigt, zumal sie dialogisch angelegt sein sollte. Charakteristisch sind weiterhin monologische und apodiktische Beiträge zu den Kontroversen, zum Beispiel im Editorial und in den 35 Kommentaren zum *Geist-Gehirn-Problem aus der Sicht der Hirnforschung und eines nicht-reduktionistischen Physikalismus* (Roth & Schwegler, 1995). In nahezu allen Publikationen dieser Art, wird die Frage nach den methodologischen Konsequenzen bestimmter Positionen nicht gestellt bzw. kaum diskutiert.

Theoretische Psychologie als Systematik der Kontroversen

In der Einleitung wurde die Haupt-These formuliert: Die Schlüsselkontroversen bilden den Inhalt der Theoretischen Psychologie, denn die Vereinheitlichung psychologischer Theorie im Rahmen einer Meta-Theorie ist nicht absehbar und wegen dieser Kontroversen auch nicht zu erwarten. – Hier schließen sich Überlegungen zur *Systematik dieser Kontroversen* an. So sind Kontroversen aufgrund philosophisch-erkenntnistheoretischer *Postulate* abzuheben von Kontroversen über wissenschaftstheoretisch-methodologische *Prinzipien*, zu deren progressiver Entwicklung auch die *empirische* Psychologie beitragen kann. Es gibt Beispiele, dass sich früher als fundamental angesehenen Kontroversen zu einem pragmatischen „Sowohl-als-Auch“ entwickelten.

Meta-Relationen und das Verhandlungsmodell

Angesichts von überdauernden Schlüsselkontroversen wird es weiterhin Bemühungen um Ausgleich und Konvergenz sowie Diskussionen über mögliche Konsequenzen einseitiger Festlegungen geben. Zwei Strategien sind hervorzuheben: eine wissenschaftstheoretische und eine pragmatische. Wenn sich zwei Schlüsselkontroversen als kategorische Gegensätze oder grundverschiedene Bezugssysteme gegenüberstellen lassen, kann dieses Ergänzungsverhältnis als eine *Meta-Relation* bestimmt werden. Außer dem *Komplementaritätsprinzip* gibt es noch andere Konzepte einer koordinierten Doppelbetrachtung und das Konzept der methodologisch geordneten *Perspektivität*.

Das Verhandlungsmodell ist wohl das einzige Verfahren, einen rationalen Konsens zu finden – abgesehen von dogmatischen Entscheidungen oder dem Ausklammern des Problems. Aus kritisch-rationalistischer Sicht hatte Stegmüller das Verhandlungsmodell angesprochen (siehe Abschnitt 2.3), ohne jedoch auf die Details einer solchen Prozedur einzugehen. Tatsächlich wird in vielen Lebensbereichen seit langem ein Verhandlungsmodell befolgt: im politischen und gesellschaftlichen Bereich, in den demokratischen Institutionen und in Ethikkommissionen gibt es solche Verfahren zur Konsensbildung. In der Psycholo-

gie wurden Modelle der Verhandlungsführung nicht nur über Wirtschaftsinteressen, sondern auch über andere Einstellungen und Werte entwickelt und mit sozialpsychologischer Forschung verbunden. Jegliche Evaluationsforschung ist auf einen Konsens in der schwierigen Festlegung von Kriterien angewiesen, beispielsweise zum multimodalen Assessment und zur Evaluation mittel- und langfristiger Psychotherapie.

Quintessenz und Ausblick

Als Quintessenz der gesamten Untersuchung werden Thesen zur Systematik der Schlüsselkontroversen und zu den Konsequenzen für das Verständnis von Theoretischer Psychologie formuliert. Die Meta-Relationen, die als besonderer Typ von Kategorien zu bestimmen sind, können weiter ausgearbeitet und hinsichtlich ihrer Passung und Heuristik gründlich untersucht werden. Meta-Relationen und pragmatische Verhandlungsmodelle über Kontroversen verlangen ein perspektivisches Denken und erfordern eine entsprechende Didaktik und Ausbildung.

6.2 Entwürfe und Kommentare zu einer Theoretischen Psychologie

6.2.1 Früher Pluralismus in der Psychologie

Wundt, Brentano, Ribot, James, Höffding, Wygotski und andere Autoren der Gründergeneration hatten zweifellos Vorstellungen von Psychologie als Wissenschaft und von deren Potenzial, zu einer theoretischen Einheit zu gelangen. Diese Prinzipien und die vorläufige Ordnung der Themen hatten Vorrang vor einem „System“. So ist zu verstehen, dass in dieser Anfangsphase noch kein ausdrücklicher Entwurf einer „Theoretischen Psychologie“ entstand, und kein Buch diesen Titel trug. Der Umfang der neuen Aufgaben, Definitionsversuche, Abgrenzungen von anderen Interessen und die damit zusammenhängenden erkenntnistheoretischen Fragen standen im Vordergrund. Die pluralistische Verfassung der Psychologie war durch Langes (1866) Darstellung geläufig, sie war unübersehbar zur Jahrhundertwende 1900, denn die verschiedenen Richtungen der Psychologie wurden in Lehrbüchern der Psychologie aufgezählt.

Bereits vor den ersten Entwürfen von Lindworsky und Pauli (siehe unten) hat die Aufgabe einer theoretischen Psychologie mehrere Psychologen der ersten Generation beschäftigt. In vielen Fällen sind diese Überlegungen mit der verbreiteten und wiederkehrenden Kritik am wissenschaftlichen Stand der Psychologie oder ihrer Krisen verknüpft und bilden einen Kontrast zu der ersten Aufbruchsstimmung der Experimentalpsychologen, wie sie rückbli-

ckend von dem Psychiater Emil Kraepelin (1920, S. 352) für das neue Leipziger Institut geschildert wurde: „Wir fühlten uns als Pioniere im Neuland, als die Schöpfer einer Wissenschaft mit ungeahnten Aussichten.“

Die Theoretische Psychologie verlangte einen systematischen Aufbau und eine systematische Diskussion der erkenntnistheoretischen und methodologischen Kontroversen, als Vorbereitung einer zusammenhängenden Konzeption oder zunächst als konstruktive Schritte zu einer solchen Einheitstheorie. Die großen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten dieses Vorhabens wurden erkannt und verschiedentlich direkt formuliert. So haben in den 1920er Jahren auch Jaspers und Binswanger die heterogenen Ausgangsbedingungen im Kontext ihres Plädoyers für eine Verstehende Psychologie beschrieben.

Jaspers (1920) stellt fest, dass es im Vergleich zu den Naturwissenschaften, etwa der „Atomtheorie und Zellenlehre“, in der Psychologie und Psychopathologie keine solche beherrschende Theorie, sondern nur verschiedene Betrachtungsweisen gebe. „In diesen Wissenschaften ist daher auch kein einheitliches theoretisches System möglich – wenigstens nur als persönliche Konstruktion. Statt zu den letzten Elementen, Mechanismen und Regeln vorzudringen, aus denen alles Seelische begriffen wird oder einmal begriffen werden muss, gehen wir nur besondere Wege, arbeiten nach besonderen Methoden, die uns einzelne Seite des Seelenlebens zeigen. (...) Statt mit einer Theorie den Gegenstand zu beherrschen und das Wissen zu ordnen, müssen wir uns begnügen, allein in der Ordnung unserer Gesichtspunkte und Methoden die Übersicht zu gewinnen, statt einer theoretischen Ordnung können wir nur eine methodologische Ordnung besitzen“ (S. 12).

Das Bedürfnis, eine einheitliche theoretische Auffassung zu gewinnen, sei eine der Quellen der Vorurteile: entweder psychologisch alles verstehen zu wollen; nur quantitative Feststellungen als wissenschaftlich anzusehen oder nur sinnlich Wahrnehmbares als Untersuchungsgegenstand gelten zu lassen.

Binswanger will den „empirischen Realismus der Erfahrungswissenschaften“ nicht in Zweifel ziehen und grenzt ab, dass es die Aufgabe der Erkenntnistheorie sei, zu zeigen, wie diese Erzeugung des wirklichen Gegenstandes zu denken ist. Zur Definition von Psychologie führt er aus, dass mit der Frage nach dem Begriff ihres Gegenstandes schon die Kontroversen anfangen, denn es gibt unzählige solcher Definitionen. Sie haben einen vorwiegend erkenntnistheoretischen Zweck, einen klassifikatorischen, einen phänomenologischen oder einen rein „deskriptiven Zweck“ usw., wobei die metaphysischen Definitionen hier nicht interessierten (1922, S. 8).

Die Definition sei kompliziert, da sie mit dem Subjekt-Objekt-Problem verknüpft sei und mit der Interpretation hinsichtlich der Realität bzw. Phänomenalität, die nur den Bewusstseinsinhalten oder nur den Körpern zugesprochen werde oder beide als gleich phänomenal oder gleich real gelten (S. 10). Hinzu käme das Problem der transzendenten, d. h. über den Bewusstseinsinhalt hinausgehenden oder außerhalb des Bewusstseins liegenden, Realität. Binswanger zitiert viele zeitgenössische Philosophen und Psychologen. Er hält Brentanos Position, die psychischen Phänomene nach ihrer Intentionalität bzw. ihrem „Aktcharakter“ zu behandeln, für einen wichtigen Fortschritt und erkennt hier ein Vorbild „empirischer“ Psychologie, ohne sich für das Theorie-Praxis-Problem oder zumindest die Frage der Prüfbarkeit bzw. Wissenschaftlichkeit zu interessieren, trotz seines Berufs als

Psychiater. Er stellt aber fest, dass die Definitionen der Psychologie tief in die Problematik der allgemeinen Psychologie hineinführen. „Wir überliefern uns aber, um freie Hand zu behalten, keiner einzigen allein, denn wir brauchen alle.“ Man dürfe sich nicht frühzeitig mit einer Definition begnügen, „wo man über verschiedene Darstellungsweisen eines Wissenschaftsgebietes handeln will“ (S. 21).

6. 2. 2 Entwürfe zu einer Theoretischen Psychologie

Die Begriffsbildung „Theoretische Psychologie“ ist zwar in den Texten vieler Autoren zu finden, aber selten in einer akzentuierten oder näher ausgeführten Weise. Als Buchtitel und als Aufsatztitel ist *Theoretische Psychologie* relativ selten in PSYINDEX erschienen. In den USA haben sich die Gründung einer Fachgruppe der APA und das Erscheinen von Zeitschriften mit diesem Namen ausgewirkt.

Die *Theoretische Psychologie* von Johann Lindworsky (1921/926) scheint das erste deutschsprachige Buch mit diesem Titel zu sein. In einem vorausgegangenen Aufsatz Buch hatte Lindworsky (1922) die *Experimentelle Psychologie* als Hilfswissenschaft der Philosophie bezeichnet und deutlich von der Philosophie, der Frage nach der Seele und ihren charakteristischen Eigenschaften abgegrenzt. Er stützt sich hauptsächlich auf die Bücher von Pauli und Fröbes zur Experimentalpsychologie, erwähnt zwar Wundt, jedoch meistens kritisch und ohne auf dessen Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie der Psychologie einzugehen.

Die vorläufige Bestimmung des Begriffs der Theoretischen Psychologie lautet:
„... wie sich zu experimentellen Physik die theoretische gesellte, so will sich nunmehr der experimentellen Psychologie eine theoretische zur Seite stellen. Wie jene will sie eine Schau von höherer Warte aus bieten; will Einzelheiten zusammenfassen; will zu übergeordneten Gesetzen und endlich zu einem geschlossenen Bilde aller seelischen Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten gelangen“ (1926, S. 1) Die Notwendigkeit und der Nutzen, den eine theoretische Psychologie verspricht, werden von Lindworsky betont: „Einordnung der zahllosen empirisch gefundenen Einzeltatsachen auf eine relativ geringe Anzahl von Grundtatsachen in ein überschaubares System, Zurückführung auf Grundtatsachen, Ableitungen und Anregungen, durch die wiederum die Richtigkeit der theoretischen Auffassung nachgeprüft wird“ (S. 3).

„Der Gegenstand der theoretischen Psychologie ist der gleiche wie der der experimentellen. Eben so wenig wie sich die experimentelle Psychologie um die letzten Bedingungen der Bewusstseinserscheinungen kümmert, sondern diesen Fragenkomplex der philosophischen Psychologie überlässt, eben so wenig behandelt die theoretische Psychologie Fragen, die nicht mehr mittels der Empirie und deren unmittelbare Auswertung gelöst werden können. So scheidet, um einiges zu nennen, das Leib-Seele-Problem, die Frage nach der Substantialität, Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele aus. Es bleiben somit die beobachteten Bewusstseinserscheinungen und deren mehr oder weniger unmittelbar erschließba-

ren Zusammenhänge als der gemeinsame Gegenstand der experimentellen wie der theoretischen Psychologie“ (S. 3).

Die *Eigenart* der theoretischen Psychologie sieht Lindworsky erstens in der Einsicht, dass seelische Vorgänge nicht in demselben Sinn messbar sind wie physikalische, und, zweitens, in ihrem noch jugendlichen Zustand. Zur *Arbeitsweise* der theoretischen Psychologie hebt er die Frage der Voraussetzungslosigkeit der theoretischen Psychologie hervor: „Gilt somit für die empirisch festgelegten Tatsachen keine vollkommene Voraussetzungslosigkeit, so greift sie jedoch wieder Platz hinsichtlich der Theorien. Keine einzige psychologische Theorie darf hier vorausgesetzt werden.“

Die Forderung erscheint als selbstverständlich, wird aber dauernd missachtet. So ist die absolute Zuordnung körperlichen Geschehens zu psychischen für die meisten Theoretiker eine unbesehen übernommene und stillschweigend gemachte Voraussetzung. Ähnliches gilt von dem Entwicklungsgedanken, demzufolge sich das höhere psychische Leben aus dem niederen entwickelt hat. Solche Sätze können bisweilen als Arbeitshypothesen gute Dienste leisten, dürfen aber nicht wie Dogmen am Eingang der theoretischen Forschung stehen. Ob sie endgültige Aufnahme im Lehrgebäude der Psychologie finden können, soll ja erst durch die theoretische Forschung klar werden.“

„Man bringt indes solche Voraussetzungen in der Regel nicht aus der psychologischen Arbeit, sondern aus den sonst vertretenen philosophischen Grundanschauungen mit. Hier ist der Punkt, wo die innerliche Loslösung der empirischen Psychologie von der Philosophie weit bewusster einzusetzen hätte, als es bisher geschehen. Wenn wirklich die Psychologie zunächst Tatsachenforschung ist; wenn ähnlich wie die Physik von der Naturphilosophie, so die Tatsachenpsychologie von der philosophischen sich trennen soll, so muss der theoretische Psychologe fernab von jeder philosophischen Voraussetzung stehen; er hat seine Arbeit als ein philosophischer Laie zu beginnen“ (S. 6). – Lindworsky entwirft dann im Hauptteil ein Schema von materialen und formalen Inhaltsgesetzen sowie von besonderen Verlaufsgesetzen.

Die Darstellung bleibt abstrakt, die gemeinten philosophischen Grundanschauungen werden nicht spezifiziert und die erkenntnistheoretischen oder methodologischen Probleme werden nicht genauer dargestellt. Wundt oder die zeitgenössische Kontroverse über die Trennung der Psychologie von der Philosophie werden nicht erwähnt. Dass der Autor auch Theologe ist (sich auf dem Titelblatt als Jesuit kennzeichnet), ist dem Text nicht direkt zu entnehmen. Bemerkenswert sind höchstens seine Beispiele für philosophische Voraussetzungen, und zwar das Leib-Seele-Problem und die Evolution, d. h. eng mit dem Seelenbegriff und Schöpfungsglauben verbundene Fragen. Der Begriff *Seele* wird allerdings im Buch nicht definiert. Der Theologe Lindworsky scheint hier für eine fundamentale Abgrenzung zwischen empirischer (experimenteller) Psychologie und Philosophie (Theologie) einzutreten.

Auch Richard Pauli, der durch sein Buch *Psychologisches Praktikum (Leitfaden für experimentell-psychologische Übungen)* relativ bekannt war, befasste sich mit der Grundlegung einer theoretischen Psychologie. Außer einigen Bemerkungen in seinen Schriften *Über psychische Gesetzmäßigkeiten*, 1920, und *Psychologie der Neuzeit*, 1935, existieren jedoch

– in den 1930er Jahren verfasste – Manuskripte, aus denen Holzapfel (1995) eine differenzierte und gründlich belegte Rekonstruktion erarbeitete: *Richard Pauli und sein Plan zu einer theoretischen Psychologie*. Pauli versteht Psychologie als Naturwissenschaft und sieht folglich die theoretische Physik als Vorbild für den geforderten neuen Zweig der Psychologie: „Die Aufgabe einer solchen theoretischen Psychologie wäre die systematische Bearbeitung der verschiedenen psychologischen Einzeltheorien und der darin enthaltenen Erklärungsprinzipien derart, dass die Fragen nach den Zusammenhängen und Ableitungsmöglichkeiten das eigentliche Ziel bilden. (...) Auch für die Psychologie muss eine Zeit kommen, in der man sich nicht mehr damit begnügt, eine Unmenge von Einzelergebnissen schön mosaikartig zu ordnen, ohne sich um die inneren Zusammenhänge zu kümmern“ (Pauli, 1920, zit. n. Holzapfel, S. 39). „Er erhoffte sich davon, Zusammenhänge und Ableitungsmöglichkeiten dieser Einzeltheorien aufzeigen zu können und auf neue Untersuchungshypothesen zu stoßen“ (Holzapfel, 1995, Vorwort S. 11). Pauli scheint sich hauptsächlich für die experimentelle allgemeine Psychologie und für seine *Arbeitsprobe*, d.h. die testpsychologische Adaption des Kraepelinschen Rechenversuchs, zu interessieren, so dass andere Gebiete der Psychologie zunächst außer Acht bleiben. Zu Wundt, den er 1907 kennen gelernt hatte, gibt es teils übereinstimmende Ansichten, aber kein systematisches Referat.

Der direkte Vergleich von Physik und Psychologie mache nur zu deutlich, wie ungeordnet der Stand der wissenschaftlichen Psychologie ist. Die Einheit der Psychologie sei fraglich, wenn die unterschiedlichen Überzeugungen natur- und geisteswissenschaftlicher Richtungen betrachtet werden. Paulis Forderung nach einer theoretischen Psychologie sei, so fasst Holzapfel (1995, S. 38 ff) zusammen, durch mehrere Umstände motiviert. Die Psychologie hat sich in zahlreiche Teilgebiete aufgegliedert, auch auf den Kongressen und in den Lehrbüchern. Es gibt eine stark anwachsende Anzahl von Publikationen aus sehr heterogenen Gebieten, aus Grundlagenforschung und Angewandter Psychologie. Der Gültigkeitsbereich psychologischer Untersuchungen ist gering: „... fast jede neue experimentelle Untersuchung fördert neue Gesetzmäßigkeiten zutage. Ihr Geltungsbereich ist meist klein oder fraglich. Ein Analogieschluss auf verwandte Tatsachen darf wegen des zusammengesetzten Charakters der Bedingungen in den einzelnen Fällen nicht oder nur mit großem Vorbehalt gemacht werden“ (Pauli 1920, S. 4; siehe auch Holzapfel, 1995, S. 45). Die Vielzahl verschiedener Richtungen verlangt nach einem Ordnungssystem. Pauli erwartet, dass eine Übereinstimmung hinsichtlich der Anzahl und Beschaffenheit der letzten psychischen Elemente erreicht werden kann (wobei er nicht isolierte Elemente, sondern ausgegliederte Teil-Ganze meint). Eine Voraussetzung der theoretischen Psychologie sei die Klärung der Grundbegriffe (S. 47). Das Grundproblem sei, dass sich in den verschiedenen Forschungswegen unterschiedliche theoretische Meinungen zeigen. Den Begriff der philosophischen Psychologie vermeidet Pauli, indem er nur von „induktiver Philosophie“ schreibt.

Notwendig sei eine Gegenstandsbestimmung. Pauli lehnt den Seelenbegriff nicht völlig ab, hält ihn jedoch zur Gegenstandsbestimmung von Psychologie für ungeeignet. „Dafür ist das Wort Bewusstsein geeignet. (...) So ergibt sich für die Psychologie die Bestimmung Wissenschaft vom Bewusstsein, von den Tatsachen, die darunter zu verstehen sind“ (Pauli, zit. n. Holzapfel, S. 66). Im Hinblick auf diese „Gesamtheit der subjektiven

Vorgänge“ bestimmt Pauli Prinzipien der Psychologie: das Prinzip des Geschehens, das Prinzip des Lebens oder des Organischen, das Prinzip der Subjektivität, das Prinzip des psycho-physischen Zusammenhangs. Die für die theoretische Psychologie grundlegenden Gesetzmäßigkeiten sollen in „Fundamentalversuchen“ erarbeitet werden. Ein Beispiel ist die Forschung über die Enge des Bewusstseins und Aufmerksamkeit, ein anderes Beispiel ist das Webersche Gesetz. In der Beziehung von absoluten Reizgrößen und Zuwächsen sieht Pauli ein allgemeineres psychologisches Prinzip; ein entsprechender „Relativitätssatz“ sei über die Wahrnehmung hinaus ein grundlegendes Prinzip.

Aus Paulis Sicht muss zur Psychologie als Einzelwissenschaft unbedingt eine *theoretische Psychologie* analog zur theoretischen Physik entwickelt werden. Die Philosophie habe die allgemeine Aufgabe, das in allen Einzelwissenschaften gewonnene Gesamtwissen abschließend zu bearbeiten. Holzapfel (S. 38) meint, dass Pauli zu jener Zeit die Ablösung der Psychologie von der Philosophie vorantreiben wollte. Bemerkenswert ist, dass Pauli in seinem späteren Denken eine tief gehende Wendung seiner Interessen von der Experimentalpsychologie zur *Religion* und *Religionsphilosophie* durchlief und von 1947 an fast nur noch zu dieser Thematik publizierte. Er behauptet nunmehr ein Bedürfnis des Menschen nach der Beantwortung letzter Fragen. „Jede Zurückführung einer Vielheit auf eine Einheit hat zweifellos etwas Befriedigendes, weil Endgültiges an sich. Bei der einzelnen Einheit muss jedenfalls die Gedankenbewegung auch der Wissenschaft stehen bleiben. Das Wesen aller großen Theorien geht dahin. (...) In der Struktur, in der Betätigungsform des menschlichen Verstandes liegt es begründet, alles und jedes und damit auch das Letzte und Allgemeinste im Sinne gegenseitiger durchgängiger Bestimmung zu erfassen und so die Fragen der Welt- und Lebensanschauung nicht bloß aufzuwerfen, sondern auch zu beantworten“ (zit. n. Holzapfel, S. 129 f).

Als Grundfragen nennt Pauli in erster Linie: das *Leib-Seele-Problem*, die *Unsterblichkeit der Seele* und die *Existenz Gottes*. Der Experimentalpsychologe Pauli meint, dass naturwissenschaftliche Erkenntnisse Hinweise auf die Gültigkeit verschiedener Hypothesen, zumindest auf „Möglichkeiten“ geben könnten. Charakteristisch ist Paulis Einstellung zur Unsterblichkeit der Seele: „Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wird die Frage am besten als offene betrachtet. Das gilt besonders für die spezielle Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit. Für die sonst übliche Neigung zur Bejahung lassen sich triftige Gründe nicht ins Feld führen. Eine Zurückhaltung des Urteils entspricht wohl am ehesten der Sachlage“ (S. 141). Eine Entscheidung zwischen Dualismus, Spiritualismus und Spinozismus erwartet Pauli am ehesten auf mittelbarem Weg, d.h. durch Ausschluss von Möglichkeiten. Der Energie-Erhaltungssatz, so meint er, müsse nicht unbedingt zum Materialismus führen. Ähnlich zwiespältig äußert er sich zur Existenz Gottes als Grundlage der inneren Harmonie der Welt. Der Gottesgedanke kann gedeutet werden als Ordnungsprinzip, dass „die Gesamtheit aller menschlichen Einsichten und Werte vereinigen kann“ (S. 146). „An der Berechtigung des Gottesgedankens vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist demnach nicht zu rütteln“ (S. 144). Pauli diskutiert auch die Spannung zwischen Glauben und Wissen und kritisiert dogmatische Haltungen.

Die Wendung des naturwissenschaftlich orientierten Experimentalpsychologen Pauli zur Religionsphilosophie stellt ein relativ seltenes Beispiel dar für das offene Ansprechen

fundamentaler Überzeugungen. Holzapfel überlegt mögliche Motive dieser Wende. Das Elternhaus war evangelisch-christlich orientiert, Pauli hatte auch Philosophie studiert. Vielleicht sah er in diesen letzten Fragen eine Fortsetzung der theoretischen Psychologie (S. 129). Jedenfalls geht er neben dem Leib-Seele-Problem – in ungewöhnlicher Weise – auch auf die Unsterblichkeit der Seele und den Gottesgedanken ein. Er setzt sich aber (soweit Holzapfel berichtet) nicht mit den möglichen Konsequenzen verschiedener Überzeugungen, die vielleicht als Leitideen wirken, auf das Verständnis und auf die Theoriebildung in der wissenschaftlichen Psychologie auseinander. – Paulis posthum rekonstruierter Entwurf einer theoretischen Psychologie bleibt in mehrerer Hinsicht ein Torso.

Holzapfel (S. 159) schreibt: „Pauli versteht die theoretische Psychologie nicht als Gegenstück zu einer anwendungsorientierten oder als philosophisches Pendant zur empirischen Psychologie. Er sieht die Hauptaufgabe dieser theoretischen Disziplin vielmehr darin, empirisch gewonnene Ergebnisse sowie die darauf begründeten Einzeltheorien systematisch zu bearbeiten und in ein einheitliches theoretisches Gebäude zu integrieren. Dieses Gebäude sollte nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt und keiner einzelnen theoretischen Richtung verpflichtet sein. Der empirischen Psychologie an die Seite gestellt, sollte die theoretische Psychologie Deduktionen erlauben und zur Verselbständigung der Psychologie führen.“ Pauli war überzeugt, dass er bereits erste Ansätze geleistet habe. Aber weshalb ist diese theoretische Psychologie nur ein Programm geblieben?

Auch Holzapfel nennt in einem Abschnitt zur Geschichte der theoretischen Psychologie mehrere Autoren und die Kritik an dem unbefriedigenden Stand, die Flut zusammenhangloser Einzelergebnisse und die vielen Widersprüche in der wissenschaftlichen Psychologie, teils auch im Hinblick auf den fortgeschrittenen Stand der Physik. Zur Notwendigkeit einer Theoretischen Psychologie (siehe auch Hildebrandt, 1990) zitiert er nach Wundt und bis Westmeyer (1991) insgesamt 14 Namen: Bemerkungen unter anderen von James (Psychologie, Lehmann, Windelband, Krueger und Spearman. – Die Einschätzung, dass die Psychologie sich noch im Stadium der Physik vor Galilei befinde, ist bei mehreren Autoren zu finden.

Holzapfel verweist auf fortdauernde Grundlagenprobleme: (1) Das Verhältnis zwischen Philosophie und Psychologie sei auch heutzutage nur unzureichend geklärt. (2) Uneinigkeit besteht hinsichtlich der Gegenstandsdefinition der Psychologie. Er bezieht sich auf die Argumente von (Gilgen, 1987, S. 182) zu einer Strategie zur Vereinheitlichung der Psychologie und zitiert als Antithese die Einschätzung der komplexen Lage der Psychologie durch Royce (1987, S. 276): „multimethodological, multivariate, multiepistemic, multiworldview, multipragmatic, multisystemic, multidisciplinary, and above all, multitheoretical.“ – Ein Richtungspluralismus weist nach Royce (1987, S. 276) darauf hin, dass das Verhältnis der einzelnen Ansätze zueinander nicht hinreichend geklärt ist; es bleibt unklar, was wesentlich ist, und diese Ungewissheit über den Gegenstand erscheint als Pluralismus. Er sieht im Theorienpluralismus sowohl ein Symptom der Krise als auch einen Indikator für den Entwicklungsstand einer Wissenschaft, denn anfangs sei ein simultaner Theorienpluralismus typisch, in der weiteren Entwicklung eher ein Krisenindikator (S. 302).

Problemgeschichte der Psychologie

Der Titel des früher oft zitierten Buchs von Pongratz (1967) *Problemgeschichte der Psychologie* kennzeichnet eine unentbehrliche Aufgabenstellung der Psychologie als Ideengeschichte: die Leitgedanken und Differenzierungen, mit den überdauernden Kontroversen und auch den Missverständnissen zu diskutieren. Der historische Horizont des Buches ist weitgespannt und eindrucksvoll und ebenso die Offenheit für Psychologen vieler europäischer Länder, so dass die amerikanischen Autoren nur eine Minderheit bilden. „Im Zentrum dieser Geschichte der Psychologie steht das Problem des Gegenstandes. In ihm sollte die Fülle der psychologiegeschichtlichen Ereignisse eine Mitte und das Ganze eine Einheit erhalten.

Die Probleme der Methode und der Axiomatik bleiben nicht unberücksichtigt, werden aber nicht ausdrücklich thematisiert. Was die Bedeutung einer wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchung angeht, so ist meine Überzeugung diese: Die Geschichte ist ein notwendiger Teil der Grundlagenforschung – auch in einer empirischen Wissenschaft. Wo Grundlagenprobleme eines Faches zu klären sind, da hat die Geschichte eine methodische Funktion. Die Geschichte steht somit in lebendigem Rapport mit der aktuellen Forschungslage. Entsprechend dieser Auffassung von der wissenschaftlichen Bedeutung einer Fallgeschichte behandle ich in dieser Arbeit das Problem des Gegenstandes im Ganzen und in den einzelnen Teilfragen von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart. Außerdem beschränke ich mich nicht auf das Referieren, sondern versuche Stellung zu nehmen und Lösungen vorzuschlagen“ (Vorwort, S. 5).

In drei großen Kapiteln legt Pongratz die zentralen Themen dar: Seele und Seelenleben, Bewusstsein und Unbewusstes, Erleben und Verhalten. Diese Problemgeschichte ist reich an Namen, Quellen und Anregungen; es ist bereits im Ansatz eine *Ideengeschichte* der Psychologie im Unterschied zu der üblichen, oft anschaulicheren, aber häufig in Brüchen und Sprüngen verlaufenden Psychologiegeschichte der bedeutenden Autoren und Richtungen.

Bedenken sind vorzubringen gegen die vorwiegend auf die *Ideen* gerichteten Perspektive, denn auch die *kritische Methodologie* mit ihren Fragen nach der Adäquatheit und den Mängeln der Verfahren bildet nicht minder die Problemgeschichte der Psychologie. Die Forschung und Praxis einzubeziehen ist – aus heutiger Sicht – notwendig. Wie wichtig die Methodologie und die mit ihr verbundenen Kontroversen wären, zeigt sich etwa in Pongratz' Rezeption von Kants oder Wundts Psychologie oder im Detail der Wundt-Bühler-Kontroverse. Die Methodologie ermöglicht einen kritischeren Zugang. Dennoch überragt Pongratz' Buch als Ideengeschichte die Mehrzahl der neueren Bücher zur Psychologiegeschichte.

Auch Eckardt (2010) gibt eine Übersicht: *Kernprobleme in der Geschichte der Psychologie*. Er gliedert seine Darstellung in drei Kapitel:

- das Leib-Seele-Problem und die Geschichte der Allgemeinen Psychologie;
- das Anlage-Umwelt-Problem;
- das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft und die Geschichte der Sozialpsychologie.

„Die Hauptintention des Buches besteht darin, zur Ausbildung eines historisch fundierten fachspezifischen Problembewusstseins einen Beitrag zu leisten. (...) Von diesem disziplinären Selbstverständnis aus wird der spezifische Beitrag der Einzelwissenschaft zur Bearbeitung komplexer Problemstellungen bestimmbar“ (S. 16). Eckardt betont, dass „das Selbstverständnis des Einzelwissenschaftlers das Ergebnis disziplinärer Sozialisation ist, die ihrerseits aus historischen Entwicklungen des Faches resultiert. (...) Ein Blick in die Wissenschaftsgeschichte zeigt, dass es müßig ist, eine psychologische und eine physiologische ‚Erklärung‘ von Kognitionen gegeneinander auszuspielen und dass die Konstruktion eines Gegensatzverhältnisses von Neuro- und Kognitionswissenschaften oder die Geltendmachung eines ‚Alleinvertretungsanspruches‘ der einen oder der anderen Seite keinen Sinn macht“ (S. 17).

Im ersten Kapitel führt Eckardt in die Ideengeschichte des Leib-Seele-Problems ein und zieht eine Verbindung zu den philosophischen Voraussetzungen für die Entstehung der Psychologie als Wissenschaft von Aristoteles bis zu Kant und Herbart. Anschließend werden die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen für die Entstehung der Psychologie als Wissenschaft untersucht, vor allem bei J. Müller, Helmholtz und Fechner. In einem weiteren Abschnitt werden Wundts „einzelwissenschaftliche Begründung der Psychologie“ und, noch kürzer, Brentanos „Alternativprogramm zu Wundt“ geschildert.

Eckardt beschreibt das „Spannungsverhältnis von Zurückweisung und Ausweitung des Experiments“ als Hintergrund der Verstehenden Psychologie (Dilthey), der experimentellen Gedächtnispsychologie (Ebbinghaus) und der sog. Würzburger Schule. Als Schulen stellt er die Gestaltpsychologie, den Behaviorismus und die Psychoanalyse dar. Unter der Überschrift der „kognitiven Orientierung“ sind der Informationsverarbeitungsansatz sowie die neurowissenschaftliche und die evolutionsbiologische Ausweitung der kognitionswissenschaftlichen Orientierung zusammengefasst.

In den folgenden Abschnitten werden Themen und Trends der Entwicklungspsychologie und der Sozialpsychologie erläutert.

Eckardt macht auf wichtige Verbindungslinien und auf Zentren, Schulen und Richtungen aufmerksam, unterscheidet jedoch nicht systematisch zwischen den Schlüsselkonzepten und den Schlüsselkontroversen. Auch die Wissenschaftstheorie, die Methodologie, das Thema der Adäquatheit der Methoden und das Problem der Wissenschaftlichkeit werden nicht ausführlich behandelt.

6. 2. 3 Entwicklung der Theoretischen Psychologie

Die Erwartungen an eine *Theoretische Psychologie* wurden in der Einleitung dieses Buchs kurz genannt: Als Metatheorie würde sie einen Überbau liefern, in dem die hauptsächlichen Theorien der Teilgebiete repräsentiert und möglichst widerspruchsfrei zusammengefasst sind. Eine bescheidenere Hoffnung wäre es, zunächst einen gemeinsamen Bezugsrahmen

zu gewinnen, in dem unterschiedliche Richtungen der Psychologie einen vorläufigen Platz finden, um schrittweise harmonisiert und zusammengefügt zu werden. Wenn breitere Syntheseversuche und Ansätze einer Metatheorie bis auf Weiteres als unzureichend erscheinen oder gescheitert sind, ist es eine wichtige Aufgabe, die Gründe und die hauptsächlichen Widersprüche zu untersuchen. Eine Systematik der Schlüsselkontroversen wird eher als eine pauschale Krisendiskussion zu den eventuell möglichen Strategien, zu neuen Denkfiguren und Bezugssystemen und zur Entwicklung von Meta-Relationen weiterführen.

Diskussionsbeiträge zur Aufgabe der Theoretischen Psychologie

Zu den Autoren, die sich zu den Chancen einer Theoretischen Psychologie äußerten, gehört Koch (1951, S. 296). Er meinte, dass eine Abneigung gegen Theoretische Psychologie durch eine Ausbildung in der Wissenschaftstheorie zu überwinden sei. Wenn Koch die gewünschten Themen aufzählt, gibt er kaum mehr als eine begriffliche Auslegung: Analyse von Grundlagenproblemen, Systematisierung von Theorien mit wechselseitiger Übersetzung gegensätzlicher theoretischer Formulierungen und die Konstruktion einer neuen Theorie. Durch die Einsicht, dass zunächst ein Überblick zu schaffen sei, ist Koch vielleicht zu seiner umfangreichen Geschichte der Psychologie (Koch & Leary, 1985) motiviert worden. Andererseits benötigt ein solches Werk vorausgehend eine Konzeption der Ideengeschichte.

In den USA wurden mehrere kleine Beiträge zum Thema verfasst. Bergmann (1953) versteht die Theoretische Psychologie nur als Wissenschaftstheorie der Psychologie und geht nicht auf die kategorialen und erkenntnistheoretischen Besonderheiten ein. Royce (1957, 1985, 1987) befasst sich mit dem Pluralismus, van Hezewijk (2000) berücksichtigt die psychoanalytische Perspektive in der Diskussion der Theoretischen Psychologie und Osbeck (2005) untersucht historisch und methodologisch die Konzeption von „Methoden“. Robinson (2007) schildert die vage Bedeutung von *Theoretischer Psychologie* im Unterschied zu Hulls Lerntheorie und der Theorie des Farbensehens sowie zum Vorbild der Theoretischen Physik. Die Fachzeitschriften dieses Gebiets enthalten natürlich zahlreiche Einzelbeiträge, und es gibt diverse Aufsatzsammlungen, auch von Konferenzen, beispielsweise über *Recent trends in theoretical psychology, Vol. 2. Biennial Conference of the International Society for Theoretical Psychology* (hrsg. von Baker, Hyland, van Hezewijk & Terwee, 1989). Bereits die Literaturverzeichnisse zeigen einen relativ kleinen Ausschnitt, vorwiegend aus der neueren amerikanischen Literatur, und höchstens einen schmalen Rückblick auf die kontroverse Ideengeschichte der Psychologie an. Auffällig ist auch, dass das große Arbeitsvorhaben von Madsen (1959, 1977, 1988) zu einer Metatheorie von Theorien der Motivation sowie einer Metatheorie der Entwicklung der hauptsächlichen Richtungen der Psychologie, selten zitiert wird.

Weitere, insbesondere amerikanische Autoren mit ähnlichen Auffassungen werden im Folgenden nicht weiter erwähnt. Die verbreitete Anlehnung der Theoretischen Psychologie und ihrer Wissenschaftstheorie an das Vorbild der Physik wirkt philosophisch unreflektiert, die Autoren erläutern nicht ihre eigenen philosophischen Überzeugungen und Vorentscheidungen. Die Meinung, ohne weiteres, d.h. ohne eigene Forschungserfahrungen, jeweils die Hauptströmungen der Psychologie kompetent analysieren und rekonstruieren zu können,

drückt in fachlicher Hinsicht ein bemerkenswertes Selbstvertrauen aus. Oder ist es die von Wundt für den Fall der Trennung von Psychologie und Philosophie befürchtete private Metaphysik, die sich unreflektiert in solche Programmatik hineindrängt?

Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht Kukla (2001), der die Essenz seines Buches *Methods of theoretical psychology* kurz zusammenfasst: "Theoretical psychology stands in the same relation to psychology as theoretical physics does to physics. The traditional way to study theoretical psychology is to take up one approach after another – behavioral, psychoanalytic, cognitive, and so on. The aim of this book is not to impart a substantive knowledge of core psychological theories, or even to analyze critically selected theories. Instead, it is to prepare the reader to analyze and advance the theoretical literature in any tradition. A good theoretician should be able to contribute to the study of psychoanalytic theory as readily as to behavioral theory. The skills required are the same. Instead of covering a sequence of theories, therefore, the book is organized around types of theoretical activities. It is not a work in theoretical psychology; it is a book about theoretical psychology. It also confronts psychologists' underestimation of the variety and the significance of theoretical work. Many theoretical issues do not call for empirical research — they require nothing but thinking" (vgl. auch Kukla, 2000).

Allesch (2001) befasst sich mit der Frage: *Interdisziplinarität und „Einheit der Psychologie“ – ein Widerspruch?* Er zitiert einleitend Wundts Position und Bühlers Krisenbuch. Anschließend analysiert er die Entwicklung dieser Thematik in den Reden zur Lage der Psychologie anlässlich der Kongresse der DGPs. Er wirft die Frage auf, inwieweit „die Bewahrung einer Einheit der Psychologie im Sinne einer institutionell abgeschotteten Disziplin überhaupt noch wünschenswert erscheint“ (S. 85). Brauns und Mayer (2001) untersuchen *Einheit und Interdisziplinarität der Psychologie des 19. Jahrhunderts* auf drei Zeitebenen anhand der Bücher von Jakob (1795), Carus (1808) und Wundt (1862, 1874). Während um 1800 das Thema der Einheit der Psychologie nicht systematisch behandelt wird, sondern eher die Beziehungen zur Philosophie und zu den Naturwissenschaften, befasst sich Wundt mit den interdisziplinären Verbindungen der Psychologie. Die Verfasser meinen, dass eine „interdisziplinäre Wende der Psychologie zu den Naturwissenschaften selbst dann stattfand, als diese noch von Experimentalisierung und Mathematisierung relativ weit entfernt waren. Auf diesem Hintergrund wird die Hypothese formuliert, dass bestimmte Vorzüge des Untersuchungsgegenstandes der Physik im Vergleich zu dem der Psychologie für diese zeitinvariante, querdisciplinäre Orientierung der Psychologie ausschlaggebend sein könnten“ (S. 60). – Zu welchen Schlussfolgerungen würden andere herausragende Werke führen: Fechner, Brentano, Windelband, Dilthey?

Wolfradt (2012) untersucht in seinem Beitrag die *Theoretische Psychologie: Eine historische Betrachtung eines Begriffs und seiner Inhalte*. Gemeint ist jedoch hauptsächlich die sogenannte *Würzburger Schule*. Wolfradt vertritt die These, dass sich der Begriff der Theoretischen Psychologie von Würzburg kommend in Deutschland ausgebreitet hat, und geht kurz auf Tendenzen der heutigen anglo-amerikanischen Psychologie ein. Er meint, dass

„die wichtigen Impulse von der Denkpsychologie (Würzburger Schule von Oswald Külpe) und der Gestaltpsychologie (Berliner Schule von Carl Stumpf) kamen“ (S. 24), geht außerdem auf Johann Lindworsky, Richard Pauli sowie die kleine Schrift von Otto Schultze (1929) ein und greift einige Gedanken von Stumpf (1939/1940) auf. – Diese Auswahl lässt mehrere Schwierigkeiten erkennen. Die Suche nach dem Ausdruck „Theoretische Psychologie“ wird natürlich zu diesen Buchtiteln führen, aber nicht zu Stumpfs *Erkenntnislehre*. Wenn aber der Blick erweitert wird: Haben nicht Kant, Herbart, Wundt, Brentano (und dann auch Freud) Jahrzehnte zuvor theoretische Konzeptionen der Psychologie entwickelt, die weit über die Möglichkeiten und den Horizont der Würzburger Schule hinausreichen? So muss es schwierig sein, einen Ausschnitt der Ideengeschichte der Theoretischen Psychologie ohne diese Kontexte zu entwickeln. Weitere Schwierigkeiten bestehen, denn weder von Külpe noch von Stumpf – vor dessen posthumer *Erkenntnislehre* – gibt es programmatische Schriften. In Würzburg waren Ach und Marbe dem jüngeren Bühler in der Experimentalmethodik deutlich voraus (Wundts scharfe und berechtigte Kritik an Bühler rührt wahrscheinlich auch daher, dass Bühler methodologisch weit hinter seine Kollegen zurückfiel, siehe Abschnitt 2.5.2).

Die Berliner Gestaltpsychologen (vor allem Köhler, Koffka, Lewin) bildeten eine heterogene Gruppe; sie konnten mit Stumpf kaum ein einheitliches Programm haben. Die Beziehungen zu Stumpfs Tonpsychologie bestehen auf einer anderen Ebene, nicht in der Erkenntnislehre, und folgen auch nicht Stumpfs ausgeprägtem metaphysischen Dualismus, der auf sein Festhalten an einem Seelenbegriff und auf Brentano zurückverweist. Sind in ontologisch-metaphysischer und in methodologischer Hinsicht die beiden Gruppierungen nicht so heterogen, dass die Bezeichnung „Schule“ sehr fragwürdig ist, und entsprechend auch das Vorverständnis von Theoretischer Psychologie? Wolfradt fragt nach der Beziehung von Psychologie und Theorie, spricht auch das inadäquate Vorbild der Theoretischen Physik an und zitiert einige neuere Stimmen (Herrmann, Gigerenzer, amerikanische Autoren). Zusammenfassend plädiert er dafür, den „erkenntnistheoretischen und philosophischen Wurzeln der Psychologie stärker Beachtung zu schenken, um die Theoretische Psychologie wieder neu zu beleben“ (S. 23).

In seinem Beitrag *Ist die rationale Psychologie eine theoretische Psychologie?* betrachtet Brauns (2012) Ähnlichkeiten der spekulativen *rationalen* Psychologie mit denen einer *theoretischen* Psychologie. In seinem Rückblick erinnert er an die wenigen Publikationen zum Thema einer Theoretischen Psychologie. Brauns (2012) erwähnt Kornadt (1985, S. 22), der als Präsident der DGPs in seinem Bericht zur Lage der Psychologie ausdrückte, dass er die Entwicklung einer theoretischen Psychologie für notwendig halte. Geschehen sei jedoch wenig. Indem er sich auf solche vorläufigen Ansätze bezieht, skizziert Brauns Theoretische Psychologie als wissenschaftstheoretisches Projekt und als interdisziplinäres Forschungsprogramm. Brauns geht auch kurz auf Lindworsky, nicht aber auf Paulis Ansatz einer theoretischen Psychologie ein.

Der Ausdruck Theoretische Psychologie kann als Suchstrategie fragwürdig sein. Haben nicht Wundt und Brentano (oder auch James) Systeme der Theoretischen Psychologie entworfen und wesentlich anspruchsvoller ausgeführt als in jenen anderen Kurzbeiträgen zu lesen ist? Aus diesem Rückblick kann auch deutlich werden, dass Wundt und Brentano zu

ihrer Theoretischen Psychologie kamen aufgrund ihrer eigenen, grundlegenden und komplizierten Forschungsvorhaben – was für die neueren Wissenschaftstheoretiker nur noch selten gilt.

Westmeyers Skizze der Theoretischen Psychologie

Theoretische Psychologie. Skizze eines interdisziplinären Forschungsprogramms ist ein Kongressbeitrag von Westmeyer (1991). Er sieht in Kochs sehr allgemein ausgedrückter Aufgabenstellung noch ein gültiges Programm, das jedoch weitgehend wirkungslos blieb, da eine adäquate Methodik fehlte. Inzwischen sieht Westmeyer ein geeignetes Instrumentarium, das geeignet ist, die theoretische Psychologie als eine eigenständige Teildisziplin „mit exakter Methodik und verbindlichen Ergebnissen“ aufzubauen. Westmeyer nennt zehn Ziele:

1. Identifikation und Typisierung der Grundbegriffe einer psychologischen Theorie.
2. Einführung der abgeleiteten Begriffe durch geeignete Definitionen.
3. Identifikation und präzise Formulierung der Grundannahmen einer Theorie.
4. Ableitung von weiteren Annahmen der Theorie aus diesen Grundannahmen.
5. Differenzierung zwischen sog. theoretischen und nicht-theoretischen Begriffen.
6. Charakterisierung des Anwendungsbereichs der Theorie.
7. Identifikation und präzise Formulierung der Annahmen, die mehrere Anwendungen einer Theorie miteinander verbinden.
8. Rekonstruktion der theoretischen Umgebung der Theorie, Identifikation und präzise Formulierung der Annahmen, die Begriffe der Theorie mit Begriffen aus anderen Theorien verknüpfen.
9. Rekonstruktion der methodischen Umgebung der Theorie und Charakterisierung der Art ihrer Bezugnahme auf ihren Gegenstand.
10. Bestimmung der Rolle und Funktion von Approximationen und Idealisierungen innerhalb der Theorie“ (S. 484).

Nicht ausgeführt bleibt der Bezug zur angewandten Psychologie. Nach welchen Kriterien ist zu evaluieren und zu entscheiden? Hier fehlen in der Aufstellung weitere Prinzipien und Zielsetzungen, wie sie von Westmeyer (1991, 1992, 2004a, 2004b, 2004c) kurz erwähnt werden. Bemerkenswert ist, dass Hinweise auf mögliche Formen der Konsensbildung, beispielsweise Stegmüllers Verhandlungsmodell hinsichtlich divergenter Voraussetzungen, völlig fehlen.

Das Instrumentarium entspricht der neueren strukturalistischen Wissenschaftskonzeption, für die Westmeyer (u.a. 2004) energisch eingetreten ist, denn er sieht hier ein *neutrales* analytisches Verfahren, das allgemein und in unterschiedlichen Anwendungsbereichen eingesetzt werden kann, wenn es um die erfolgreiche Anwendbarkeit einer Theorie geht. Dieses Instrumentarium wissenschaftstheoretischer Analysen wirkt stringent und entspricht dem, was für eine Naturwissenschaft wie die Biologie oder die Physik zu verlangen ist. – Westmeyer übergeht jedoch seine absolute Voraussetzung, d.h. seine erkenntnistheoretischen und ontologischen Vorentscheidungen, wenn er dieses Instrumentarium ohne weiteres auf die gesamte Psychologie anwenden möchte und nicht nur für kleine und strukturell

den naturwissenschaftlichen Fragestellungen nahe Teilgebiete. Zwischen Psychologie und Physik besteht aus dieser Perspektiver kein fundamentaler Unterschied. – Mit der Behauptung der Anwendbarkeit dieses Instrumentariums wird die Psychologie in ihren Fragestellungen, möglichen Theorien, Methoden und Anwendungsformen fundamental eingeschränkt, ohne dass die Abgrenzung beschrieben und gerechtfertigt wird. – Das Instrumentarium ist dann „neutral“, wenn nur das zugelassen und betrachtet wird, was sich für diese Analyse eignet.

Die strukturalistische Wissenschaftskonzeption beabsichtigt, über gründliche Rekonstruktionen zu einer *Theoretischen Psychologie* zu gelangen. Westmeyer (1992) gibt in *The structuralist program in psychology: Foundations and applications* einen Überblick und zählt 37 solcher strukturalistischen Rekonstruktionen und Konstruktionen psychologischer Theorien auf. Dabei sind die metawissenschaftlichen Konstruktionen größerer Theoriemengen im Sinne von Madsen ausgeklammert. Die strukturalistische bearbeiteten Theorien gehören verschiedenen Gebieten an: vorwiegend der Kognitiven Psychologie (u.a. Anderson sog. kognitive Architektur, Festingers Dissonanztheorie, die Latent-state-trait Theorie der Persönlichkeitsforschung, einzelne Attributions- und Handlungstheorien Verhaltenstheorien (Skinner, Holling), sogar Freuds Neurosentheorie. So versucht Reisenzein (1992) eine Rekonstruktion von Wundts dreidimensionaler Theorie der Gefühle, indem er sie zunächst auf fünf Prinzipien reduziert und dann weitere Vereinfachungen vornimmt, um dem strukturalistischen Ansatz zu entsprechen. Diese Vereinfachungen sind problematisch, wie der Autor selber einräumt. Er weist schließlich darauf hin, wie vorläufig diese Skizze sei. – Dieser Eindruck einer weit von der originären Konzeption fortführenden Umformung einiger Grundgedanken, beispielsweise ohne hier die wesentliche Apperzeptionstheorie und ohne die psychophysiologische Perspektive adäquat zu berücksichtigen, könnte auch für andere dieser Rekonstruktionen zutreffen. Doch solche Vorhaben müssten von den jeweils fachlich Zuständigen näher beurteilt werden. Würden Protokolle solcher Diskussionen weiterhelfen? Und sind sie geplant und versucht worden?

Sind spezielle Themen wie Festingers Dissonanztheorie oder Andersons (2007) sogenannte „kognitive Architektur“ wirklich repräsentativ für die Theorienbildung der Psychologie, wenn andererseits Madsens (1959/1968) kühnes Programm zur Axiomatisierung und Rekonstruktion einer eingegrenzten Teilmenge von Motivationstheorien anscheinend so wenig überzeugen konnte und kaum noch zitiert wird? – Westmeyers Programm steht in einem eigenartigen Kontrast zu seiner resignativen Bilanz der Wissenschaftstheorie (2004b). Westmeyer erwähnt kurz Groeben (1986) und dessen *Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts* (Groeben & Scheele, 1977), d. h. eine Entwicklung, die sich von den gemeinsamen Anfängen entfernte, denn Groeben strebe eine Integration an von *Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie*.

Theoretische Psychologie ist in neuerer Zeit nicht nur die Bezeichnung einer Aufgabenstellung, sondern in einigen Fällen sogar einer Studienrichtung geworden, und es gibt Abteilungen und Professuren, die diesen Namen tragen oder trugen: die von Dietrich Dörner (Bamberg), Joachim Funke (Heidelberg), Hans Westmeyer (Berlin); zuvor hatte Hans Kunz

in Basel ein Extraordinariat für Theoretische Psychologie. – Eine einheitliche Antwort auf die Frage nach der Aufgabenstellung der Theoretischen Psychologie innerhalb der Institute wird es kaum geben. Wird generell die Vorarbeit oder die systematische Arbeit an einer Metatheorie der Psychologie erwartet? Wie könnte eine solche Metatheorie strukturiert werden? Metatheorie im Sinne einer Übertheorie fasst eine bestimmte Menge anderer Theorien zusammen, wie es in den Axiomatisierungen der Motivationstheorien durch Madsen ausgeführt wurde.

Fachgruppen und Zeitschriften der Theoretischen Psychologie

In Deutschland existiert keine Fachgruppe unter diesem Namen, so dass die amerikanischen Begriffserläuterungen und die Programme der Fachzeitschriften von den betreffenden *Webseiten* zitiert werden.

Theoretical psychology is concerned with theoretical and philosophical aspects of the discipline of psychology. It is an interdisciplinary field involving psychologists specialising in, amongst others, cognitive, social, developmental, personality, clinical, perceptual, neurological, biological, evolutionary, historical, economic, political and critical psychology. In the United States, one group focused on theoretical and philosophical issues in Psychology is The Society for Theoretical and Philosophical Psychology (formerly known as The American Psychological Association, Division for Theory and Philosophy of Psychology or APA Division 24).

The Society for Theoretical and Philosophical Psychology engages the philosophical and metatheoretical dimensions of psychology. The Society and its journal, *The Journal of Theoretical and Philosophical Psychology*, are committed to representing and fostering diverse perspectives regarding ontological, epistemological, ethical, and critical issues within disciplinary psychology. Included in the Society's diverse forms of inquiry are conceptual, speculative, theoretical, empirical, clinical, historical, literary, and cultural research.

The International Society for Theoretical Psychology (ISTP) is an international forum for theoretical, meta-theoretical and philosophical discussions in psychology, with a focus on contemporary psychological debates. Founded in the early 1980s, its objective is to stimulate theoretical arguments and innovations, to foster integration across areas and traditions of research, and to promote interdisciplinary and transdisciplinary approaches to psychological questions. It aims to serve as the stage for the discussion of new theoretical ideas and conceptual frameworks, for the critical engagement of different theoretical approaches, and for discussions concerning the relation of theoretical psychology to other disciplines, to the history of psychology and to the philosophy of knowledge.

The Journal of Theoretical and Philosophical Psychology “is devoted to fostering discussion at the interface of psychology, philosophy, and metatheory. The journal addresses

ontological, epistemological, ethical, and critical issues in psychological theory and inquiry as well as the implications of psychological theory and inquiry for philosophical issues. In keeping with the journal's interdisciplinary mission, both psychology and philosophy are construed broadly to encompass a diversity of forms of inquiry such as conceptual, speculative, theoretical, empirical, clinical, historical, literary, and cultural research.

Die Publikationsserie *Annals of Theoretical Psychology* wird auf der Website beschrieben: The Annals of Theoretical Psychology is devoted to understanding theoretical developments and advances in psychological theory. This series is designed to further the dialogue on theoretical issues in the field of psychology and to unify the discipline through a theoretical synthesis of ideas on key issues of debate. Core themes of the Annals vary from one volume to another, moving beyond a focus on one particular aspect or approach to theory. Each book consists of invited and submitted papers and commentaries that explore a facet of innovative theory in psychology. Of particular interest is moving the discussion and exploration of theory into application for use in research, practice and teaching, taking into account the globalized nature of contemporary psychology. The enduring objective of the Annals of Theoretical Psychology is the exploration of key concepts that require further inquiry, dialogue, and theoretical integration within psychology and related fields.

Im Editorial des Volume 4, 1986, steht: This discipline has become more reflective in recent years. It has also become blatantly philosophical, which is itself cause for reflection. The philosophy of psychology has not been exactly a burgeoning field, and yet psychologists and philosophers of all persuasions are writing philosophical psychology. Perhaps all this activity merely reflects the uneasy bifurcation of psychology into biological and cognitive domains. After all, there were similar flurries in the 1920s and 1950s when the discipline assumed new directions. But, before, there were too many things to do; scientific knowing seemed so compelling and so singular in methodology. Today, the entire enterprise is much more uncertain, and not just psychology, but all human scientific inquiry. The fundamental questions remain much the same, of course; what has changed is that philosophers are explicitly addressing questions of psychology and psychologists are at least implicitly engaged in philosophy. The boundaries are no longer clear cut! Theoretical psychology is as much the doing of philosophy as it is of experimental research.”

Theory & Psychology is a bi-monthly journal devoted to scholarship with a broad meta-theoretical intent. (...) Founded in 1991, *Theory & Psychology* has grown steadily in both readership and contributors from around the globe. (<http://psych.ucalgary.ca/thpsyc/> ; siehe auch *International Society for Theoretical Psychology*). (...) Not since the first decades of the last century has there been so much excitement and interest in re-examining the theoretical foundations of psychology. Often in collaboration with scholars in other fields, psychologists are reviewing the underlying frameworks of psychology, its methods, and the bases for understanding and defining what should properly constitute psychological research. This movement to develop new theories pervades current writings throughout the sub-areas of psychology. *Theory & Psychology* offers the latest theoretical dialogue and innovative research across the discipline. It provides a platform for work with a broader

meta-theoretical intent, examining such issues as the conceptual frameworks and foundations of psychology, its historical underpinnings, its relation to other human sciences, its methodological commitments, its ideological assumptions and its political and institutional contexts. Focusing on the emergent themes at the centre of contemporary psychological debate, the journal is an essential resource for anyone concerned with the development of modern psychology, and is now recognized as the forum for critical analysis in the field.

At the hub of the academic and institutional network, it has forged links with the major international organizations currently engaged in theoretical psychology, including the American Psychological Association (Div. 24: Theoretical and Philosophical Psychology), the Canadian Psychological Association (Section 25: History and Philosophy of Psychology), Cheiron, the International Society for Theoretical Psychology and the British Psychological Society (Section on History & Philosophy of Psychology).

Journal of Theoretical and Philosophical Psychology. Im Editorial des Herausgebers Thomas Teo (2009) wird das Programm dieser Zeitschrift näher beschrieben: It may be futile to attempt to do justice to the varieties and complexities of theoretical and philosophical psychologies as they have developed in the last few decades. However, I would like to understand these subdisciplines as *metatheoretical* programs working within *philosophical domains* and assuming *reflexive perspectives* on psychological issues and topics. (...) All psychologists rely on theories, either explicitly or implicitly, in their empirical studies and practices. In that sense, all psychologists use and to a certain degree contribute to theoretical psychology; but not all psychologists reflect upon their own explicit and implicit theories and assumptions and contextualize them within philosophical domains. Such an activity – the *reflection* on theories, and on the history, status, connection, and development of psychological concepts, methods, ideas, and worldviews – is a metatheoretical task. For a metatheoretician, it is not sufficient to present and defend a theory by empirical or conceptual means, but rather it is necessary to reflect on the very process of a theory's discovery, application, and justification on the background of particular sociohistorical developments.

The *philosophical domains* that are relevant to theoretical psychology are ontology, epistemology, ethics/practice, and aesthetics. *Ontological reflections* in psychology are at least twofold: they address the specific character of human *mental life* (using a generic term that could also mean *mind*, *soul*, *consciousness*, *subjectivity*, *experience*, *behavior*, etc.) and parts of this mental life; they discuss models, concepts, metaphors, and theories for representing and understanding human subjectivity; they argue about theories of the human mind and human nature in general and about the relationship between mind and body; they discuss the nature of psychological categories; and so on. Ontological reflections also concern questions regarding the appropriate subject matter for the discipline, field, and practice of psychology; debates regarding the status of the discipline as, for instance, fragmented or potentially unified; and issues regarding the relationship of psychology to other disciplines, fields, and practices. *Epistemological reflections* relevant to the field and discipline concern the nature of knowledge and truth, the ways of achieving knowledge, and the meanings of knowledge and truth in psychology or in psychological subdisciplines and theories. In psychology, such reflections often turn to a consideration of the methodological problems in

psychology. (...) The relationship between ontology and epistemology itself is neglected in psychology and requires metatheoretical reflection in a journal of theoretical and philosophical psychology, including consideration of the argument that the ontic specificities of an object or event demand or necessitate particular methodologies.

Ethical-practical reflections (I use a combined term) concern the quality of psychological practices and the meaning of ethics in psychology. These reflections may reach from the relationship between *fact* and *value* in the discipline to the meaning of social justice in psychology. Again, it should be pointed out that psychological practice is interconnected with epistemology and ontology. If one assumes that humans act like machines, then practice will emphasize control, manipulation, and technologies, which may have consequences that should be addressed in ethical reflections. If one conceptualizes humans as meaningmaking agents embedded in sociopolitical contexts, then practice will call attention to human action and agency. (...) With regard to *reflexive perspectives*, I want to mention two issues: When reflecting upon psychology it is crucial to keep the so-called larger picture in mind. This includes asking questions about the relationship between *parts* and the *whole*, and applies to human mental life and its parts (thinking, feeling, willing, etc., each of which can be subdivided), as well as to the discipline of psychology, its subfields and its relationship to the social, human, and natural sciences and to the world. Personally, I am involved in reflections, traditions, and horizons that have formed what is called *continental philosophy* and that include German idealism, hermeneutics, phenomenology, existentialism, poststructuralism, and critical theory. Yet, obviously, reflection can take on many more forms than continental philosophy and should rely on a variety of philosophical tools.

Metatheoretical studies, that is, academic work that focuses on *reconstruction* via historical, theoretical, or conceptual means (including theory integration and evaluation), and *deconstruction* (i.e., a critique and identification of shortcomings and opportunities of a particular theory), form an important part of philosophical psychology. However, this journal editor would be pleased to publish articles that have achieved theory *construction*, that is, the presentation of new and original theories. (...) In addition, transdisciplinary studies and an understanding of the sociocultural embeddedness of many psychological categories have made us aware of the limitations of mainstream psychology, including traditional theoretical and philosophical psychology. Thus, I support *affirmative action* for neglected *ideas* in this journal.

6. 2. 4 Madsens metawissenschaftliche Projekte

Die vergleichende und metatheoretische Untersuchung der *Theories of Motivation* durch den dänischen Psychologen K. B. Madsen (1959/1968) ragt aus den Diskussionen über metatheoretische Aufgaben heraus, weil er tatsächlich eine relativ breite und systematische Analyse psychologischer Theorien durchführte. Einleitend gibt Madsen das Bezugssystem der metatheoretischen Psychologie mit den Begriffen der Syntax und Semantik von Theorien. Solche metatheoretischen Analysen bilden einen Zweig „der Wissenschaft der Wis-

senschaft“. Diese metawissenschaftlichen Disziplinen ordnet Madsen im Hinblick auf die Psychologie (1974, S. 19; modifiziert 1977, S. 722):

“Meta-scientific Psychology:

1. The philosophy of psychology,
 - a. The epistemology of psychology,
 - b. The methodology of psychology,
 - c. The meta-theory (systematology) of psychology,
2. The history of psychology,
3. The psychology of psychology (of scientists and scientific activities),
4. The sociology of psychology.“

Anschließend wird der Begriffsrahmen der Syntax und Semantik mit den grundlegenden Definitionen gefüllt: Definition von Theorie, Axiomatisierung, Symbolisierung, Formalisierung; Semantische Funktion, Bedeutung von Wörtern, Wahrheit der Aussagen, Protokollsätze, wissenschaftliche Hypothesen, statistische Gesetzeswissenschaft, Modelle. Der Ansatz ist relativ offen, nicht von vornherein reduktionistisch. So definiert Madsen: “In scientific theories the words must have ‚meaning‘ and the sentences (the hypotheses) must be empirically true or probable; this is checked with empirical methods (observation and experiment). Some of the words, the hypothetical terms, can however, only indirectly have meaning, and the probability of some of the statements (the primary ones) can only be controlled indirectly through their deduced, secondary hypotheses and the deduced protocol statements of these hypotheses. The protocol statements can be both phenomenological (dealing with experiences of phenomena) or physicalistic (dealing with things and their characteristics). (...) Scientific hypotheses (‘laws’) can be statistical or non-statistical, ‘deterministic’. (...) ‘Models may be regarded as illustrative presentations of a theory. (...) The importance of the theories lies partly in intellectual satisfaction, partly in the increased possibilities for making practical use of the results of science which they offer” (S. 28).

Nach einem kurzen Rückblick auf Motivationstheorien vor 1900 begründet Madsen seine Eingrenzung auf die Jahrzehnte seit 1930 (bis zum Erscheinen seines Buchs, 1. Aufl., 1959/1966) hauptsächlich mit dem Einfluss der emigrierten deutschen Psychologen ab jener Zeit. Im Hauptteil geht es um zehn Motivationstheorien, vor allem verhaltenswissenschaftlich-biologisch orientierte Theorien, daneben auch Allport, Murray, Lewin, McClelland. Zehn weitere Theorien, darunter die von Cattell und Frenkel-Brunswik, aber auch hier keine traditionell psychoanalytische) werden nur kurz abgehandelt. Das Verständnis von Psychologie – primär als Verhaltenswissenschaft – ist deutlich, doch grenzt Madsen die empirischen Begriffe nicht auf „physiological-behavioristic terms“ ein, sondern definiert „mentalistic-phenomenological terms“ als eine zweite Klasse. Für die Auswahl einer Motivationstheorie war unter anderem ihr formaler Entwicklungsstand wichtig: Die Untersuchungsergebnisse werden in zwei Schritten dargestellt: die analytische Untersuchung einer Theorie (Struktur, Inhalte), die zu einer Rekonstruktion führt, und der Vergleich aller Theorien. Schlussfolgerungen aus dem Vergleich werden in einem Klassifikationsschema zusammengefasst, das zentrale Konzepte und eine Liste von 16 Motiven, 5 Axiomen und 26 abgeleiteten Hypothesen. Der Versuch einer Synthese, als eine systemati-

sche Theorie der Motivation, fasst Madsen zufolge die dominierenden Trends moderner Motivationstheorien zusammen: speziell der neueren physiologischen Theorien, der Lerntheorien und der Persönlichkeitstheorien.

In einer anschließenden Publikation zu demselben Thema analysiert Madsen (1974) 22 weitere Motivationstheorien (Zeitraum 1957-1971), wobei es sich bei 8 Theorien nur um kurze Reviews handelt (darunter auch Charlotte Bühler, Heckhausen, sowie um einen Hinweis auf das von Thomae herausgegebene Handbuch im Jahr 1965). Madsen schreibt, dass er allen erreichbaren Autoren eine Manuskriptfassung schickte und um eine kritische Rückmeldung bat, um diese einzuarbeiten.

Das zweite metatheoretische Projekt wollte Madsen (1977) ursprünglich mit den einzelnen Beiträgen zu dem *Handbook of Modern Personality* durchführen. Wegen der relativ homogenen Ausrichtung auf Cattells Programmatik, wurde das Vorhaben *The formal properties of Cattellian personality theory and its relationships to other personality theories* auf den Vergleich von Cattells Lerntheorie mit den zuvor rekonstruierten Motivationstheorien eingeschränkt. Diese kurze Untersuchung ist taxonomisch angelegt und unterscheidet: Dimensionen der formalen Entwicklung, der Genauigkeit der Repräsentation, der Anwendbarkeit, der Komplexität, der mathematischen Strenge gegenüber der inhaltlichen Reichhaltigkeit des Modells sowie explanatorische Leistung. Die Gruppierungen und die Vergleiche mit den früher untersuchten Motivationstheorien werden kaum erläutert. Als Beispiel ist der Vergleich von zwei äußerst heterogenen Konzeptionen skizziert: Cattells und Hulls Theorie. Es sind heterogene Positionen, die ja vor dem Hintergrund der jeweiligen Bezugssysteme zu sehen sind: Cattells multivariate, psychometrische und differenziell-psychologische Orientierung gegenüber Hulls neobehavioristisch-lerntheoretischer, allge-meinpsychologischer und tierexperimenteller Orientierung. Madsen zufolge haben beide Theorien einen ähnlich hohen Grad formaler Entwicklung. – Madsen metatheoretische Bemühungen geben einen Einblick in die Heuristik und die Grenzen solcher Untersuchungen. Wie viele der Theorien der Motivation überhaupt einen hinreichenden Entwicklungsstand erreicht haben, um solche Rekonstruktionen zu gestatten, bleibt offen. Die Mehrzahl wird von Madsen aufgrund seiner Evaluation des Entwicklungsstandes nur als Erklärungs-skizzen oder als systematische Formulierungen (im schwächeren Bereich) eingeordnet; unter den deduktiven Systemen stehen nur die Namen Cattell, Hull und Lewin (S. 730).

Im gegenwärtigen Zusammenhang interessiert vor allem *A history of psychology in metascientific perspective*, denn Madsen (1988) wendet hier seine Untersuchungsstrategie an, um Richtungen der Psychologie und einzelne Psychologen zu vergleichen. Er gliedert in: The philosophical prehistory of psychology, Classical experimental psychology, Gestalt psychology, Reflexology and classical behaviorism, Psychoanalysis, The psychology of the integration period, Humanistic psychology, Marxist psychology, Contemporary behaviorism, Mainstream psychology.

Die metatheoretischen Systemebenen

Madsen unterscheidet (1) drei Systemebenen, d. h. Kultur und Gesellschaft, Wissenschaftliche Gemeinschaft sowie Forscher, und (2) die Analyse der externen und der internen Wis-

senschaftsgeschichte mit den Aspekten Soziologie, Sozialpsychologie und Psychologie der Wissenschaft. Als Konzept einer integrativen Metatheorie wählt er Kuhns hypothetisches Ablaufschema mit den Etappen: Entdeckung einer Krise, Versuch und Irrtum, Bildung von Schulen, Anerkennung einer Revolution. Madsen referiert Einwände, scheint jedoch dieses eindimensionale Ablaufschema und dessen Fortschrittsglauben als eine zweckdienliche Heuristik anzusehen. Ein Schema deutet (mit einem Fragezeichen) die „Integration“ von Klassischem Behaviorismus, Gestaltpsychologie und Psychoanalyse nach dem Zweiten Weltkrieg an (S. 63).

Für die Metatheorie entwirft Madsen einen Bezugsrahmen mit drei Ebenen, Datenebene, Theorieebene und philosophische oder Meta-Ebene, und definiert sprachliche Kategorien und Funktionen. Zu dem Meta-Stratum gehören *Meta-Thesen: Menschenbild* (Conception of Man), *Psychophysische Theorie* (Positionen hinsichtlich des Leib-Seele-Problems), Einstellung zur Willensfreiheit, sowie mehrere *philosophische Meta-Thesen: Epistemologische Thesen*, d.h. Empirismus, Rationalismus, Realismus, Idealismus, Pragmatismus, *Metatheoretische Thesen*, d.h. nomothetisches Ideal, hermeneutisches Ideal, idiographisches Ideal; *Methodologische Thesen*, d.h. Forschungsmethoden und Datenart (phänomenologische Daten, Verhaltensdaten, physiologische Daten). Auch das *Stratum der Hypothesen* wird untergliedert: Hypothetische Ausdrücke, ontologische Bezüge von hypothetischen Termen (mentalistisch, organismisch, konstruktiv und andere Klassifikationsprinzipien wie Prozess und Struktur), die Funktion der hypothetischen Variablen, Hypothesen, deduktive und explanatorische Systeme, Modellerklärungen. Ein Merkmal der *Theorie im Ganzen* ist das Verhältnis von theoretischen Annahmen gegenüber prüfbaren Hypothesen, wobei ein komplexer *Testability Coefficient* als Quotient aus theoretischen und empirisch prüfbaren Hypothesen gebildet wird, der nach Madsen zwischen 0.0 (für Skinner) und 2.0 (für Freud) liegt.

Anhand dieser *Systematological Taxonomy* werden die einzelnen Theorien untersucht. So wird am Fall Wundt nach kurzer Schilderung der lokalen Bedingungen das maßgebliche Buch festgelegt (hier Wundts Grundzüge nur in der 1. Auflage) und Wundts „Theorie“ – in den Aspekten immer parallel zu James (1890) – dargestellt. Madsen erfasst durchaus einige einfache Eigenschaften von Wundts Psychologie, auch formale Merkmale und Begriffe. Bereits die Kennzeichnung der angeblichen Meta-Thesen Wundts enthält grobe Missverständnisse, denn Madsen zufolge sieht Wundt den Menschen nur von innen, im Gegensatz zur Physiologie, nimmt eine durchgängige psychophysische Wechselwirkung an und ist Determinist. Im Übrigen erfasst Madsen näherungsweise wohl einige formale Merkmale von Wundts Darstellung, aber weder den Kern der Apperzeptionstheorie oder die Neuropsychologie, noch die Methodologie und am wenigsten die Wissenschaftstheorie Wundts. – Madsen bezeichnet Wundt und James als „the two paradigm-creators“ und schreibt ihnen dasselbe Meta-Modell zu (wobei James keine experimentelle Forschung leistete!).

Statt eines naheliegenden kritischen Kommentars kann auch gewürdigt werden, dass Madsen eine *Systematological Taxonomy* entworfen hat, die differenziert und ergänzt werden könnte. Hinsichtlich der formalen Eigenschaften der Hypothesen und Theorien wird die Taxonomie leichter sein als hinsichtlich der metatheoretischen Thesen. Die genannten Ein-

teilungen und Merkmale sind nicht leicht zu definieren; wie zuverlässig und gültig die Einstufungen sein können, wird nicht berichtet. Der von Madsen geschilderte Ansatz dieser großen und hinsichtlich eines Vergleichs noch viel zu anspruchsvollen metawissenschaftlichen Untersuchung wirkt noch sehr vorläufig. Der Stand der tatsächlichen Hypothesenprüfung, die Replizierbarkeit der Ergebnisse und viele andere Eigenschaften wurden von Madsen überhaupt nicht gesehen bzw. erfasst. Könnten fachkundige Beurteiler der einzelnen Theorien leichter urteilen oder würde mehr Detailkenntnis solche groben Kategorisierungen erschweren? Madsens weitergehende Vergleiche und Zusammenfassungen werden hier übergangen, da die Grundlagen nicht zu überzeugen vermögen.

Anstelle eines Kommentars wird hier Traxel (1985) zitiert. Er äußert sich, ohne speziell auf Madsen Bezug zu nehmen, eingeschränkt optimistisch zu metatheoretischen Konstruktionen: „Es ist zu fragen, wieweit die einzelnen ‚Richtungen‘ der Psychologie axiomatisierte Systeme darstellen. Denn Begriffe wie ‚Element‘, ‚Assoziation‘, ‚Konditionierung‘, ‚Gestalt‘, ‚Ganzheit‘ können als Schlüsselwörter für nicht beweisbare, aber für evident gehaltene Voraussetzungen angesehen werden. Ihr Gehalt wird sich wohl nicht in der strengen Form der Axiome der Geometrie oder der Logik ausdrücken, aber immerhin so weit herausarbeiten lassen, dass sich damit erklären lässt, wie trotz einer einheitlichen Grundlage psychologischen Denkens unterschiedliche Richtungen der Psychologie entstanden sind und auf welchen Axiomen diese beruhen. Dabei wäre daran zu denken, dass scheinbar unvereinbare Systeme entweder äquivalent, also ineinander überführbar, sein können, dass sie sich gegenseitig überschneiden können oder dass das eine vollständig in einem anderen, umfassenderen, enthalten sein kann. Richtungen wie Assoziationspsychologie und Gestaltpsychologie, ‚Inhaltspsychologie‘ und ‚dynamische Psychologie‘ besitzen möglicherweise weitgehend gleichen Erklärungswert“ (S. 49).

6. 2. 5 Groebens Programmatik

Groeben (1986) hat einen umfangreichen wissenschaftstheoretischen Überblick und Programmmentwurf zur Integration von Hermeneutik und Empirismus vorgelegt: *„Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie“*. Er geht von Diltheys Unterscheidung „Erklären - Verstehen“ aus und verfolgt diesen fundamentalen Dualismus in den wissenschaftstheoretischen Auffassungen und Diskussionen. Aus seiner dualistischen Sicht muss in der Psychologie die Frage nach den angemessenen Einheiten der Beschreibung und Komplexität vertieft werden, indem die Reflexionsfähigkeit und die Sprachkompetenz des menschlichen Subjektes ernst genommen werden. Reflexionsfähigkeit heißt (1) Fähigkeit der Referenz auf internale Ereignisse und (2) Auskunft über sich selbst geben zu können („epistemologisches Subjektmodell“). Aus dieser Sicht ergeben sich Kritik an Experiment und Verhaltensforschung, vielfältige methodologische Hinweise, aber auch Ideen für eine „kommunikative Validierung“ bzw. „Dialogisierung von Interpretationsverfahren“.

Groeben diskutiert die Zweifel an der Fähigkeit zur gültigen Selbstauskunft (u.a. Nisbett und Wilson) und fragt zusammenfassend nach den Bedingungen für einen „optimalen Selbstreport des reflexiven Individuums über seine mentalen Prozesse und Zustände“. Mögliche Methoden und Kriterien zur Abgrenzung von Irrtum, Spekulation, Vorurteilen, Schemata der „folk psychology“ bzw. zur Prüfbarkeit/ Bestätigung von Aussagen, Fehlerkorrektur und Rekonstruktion werden jedoch nicht systematisch dargestellt oder weiterentwickelt. Insgesamt fordert Groeben die Auflösung der beiderseitigen Reduktionismen (Erklären, Verstehen) und die Integration von hermeneutischer und empiristischer Tradition. – Groebens dualistische Grundauffassung führt allerdings in viele altbekannte Schwierigkeiten (psychophysischer Interaktionismus; intersubjektive Prüfbarkeit von Aussagen) und sein Ansatz ist auf eine Psychologie ohne biologische Grundlagen begrenzt, ohne Gehirn und ohne Evolution. Die beabsichtigte Integration zu einer umfassenden Methodologie erreicht also nicht den gesamten Bereich der Psychologie, und es fehlen noch die instruktiven Forschungsbeispiele und genaueren methodologischen Konsequenzen. Dennoch sind diese Überlegungen zur doppelten Perspektive von „Hermeneutik und Empirismus“ systematischer dargestellt als in ähnlich motivierten Beiträgen. Groeben (1986, 1997) erwähnt in seinem programmatischen Entwurf zur Integration von Hermeneutik und Empirismus eine Komplementarität von Selbstbericht und Verhaltensbeobachtung (Psychologie in der ersten und in der dritten Person). Das Komplementaritätsprinzip wird jedoch logisch-methodisch nicht erläutert oder mit Bohrs Position verglichen. Ausführlichere kategorialanalytische und methodologische Kommentare fehlen noch.

Groebens (1997-2003) systematische Grundlegung *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie* ist in zwei Themenkreise (vier Bände) gegliedert:

Metatheoretische Perspektiven: Gegenstandsverständnis, Menschenbilder, Methodologie und Ethik, Theoriehistorie, Praxisrelevanz, Interdisziplinarität, Methodenintegration.

Objekttheoretische Perspektiven: Sozialität, Geschichtlichkeit, Erlebnisqualitäten, Kognitive Konstruktivität, Situationsbezug, Reflexivität, Rationalität, Theorieintegration.

Diese Untertitel nennen die Schwerpunkte der Untersuchung, und diese Grundbegriffe kennzeichnen den weiten theoretischen Horizont. Diese Begriffe sind nur näherungsweise als Schlüsselbegriffe der empirischen Forschung wie bei Pawlik und d'Ydewalle (2006) zu verstehen, sondern als hauptsächliche Kategorien bzw. Kategoriengruppen. Sie bilden die Grundlage einer regionalen Kategorienlehre der Psychologie, allerdings unter Ausklammerung der biologischen Natur des Menschen. In Untersuchungen zur Kategorienlehre der Psychologie (Fahrenberg, 2013) müssten Groebens Ausführungen noch stärker berücksichtigt werden. Mehrere dieser Allgemeinbegriffe könnten zugleich als Titel einer Schlüsselkontroverse dienen, falls an die verbreiteten Widersprüche innerhalb dieser Themen gedacht wird.

In der ideengeschichtlich ausgreifenden Einleitung schildert Groeben seine generelle Sicht der sozialwissenschaftlichen Konzeption der Psychologie zwischen Natur- und Geisteswissenschaft und unterscheidet dabei zwei fundamentale Gegensätze, und zwar die „Dichotomisierung von Monismus und Dualismus in der Geschichte der Psychologie“ und „die Dichotomie als Sozialisationseffekt der 'zwei Kulturen'“ von dem Postulat eines ‚dritten Weges‘ (S. 1 ff). Mit den „zwei Kulturen“ meint er nicht nur den Unterschied zwischen

Natur- und Geisteswissenschaften, sondern kulturpsychologisch die naturwissenschaftlich-scientifische und die literarisch-geisteswissenschaftliche Intelligenz (im Sinne von Snow, Mittelstraß u.a.). (S. 8) – und nicht die zwei Disziplinen der Psychologie, d.h. die experimentell oder die korrelationsstatistisch vorgehende empirischen Psychologie (Cronbach, 1957),

Groebe befass sich mit dem Postulat eines integrativen dritten Weges und sieht als allgemeines „Ziel zur Überwindung des Schismas der zwei Kulturen, ‚Transdisziplinarität‘ (Mittelstraß, 1991, S. 23 ff)“ an. Die Auflösung des Grabens zwischen den Kulturen sei am ehesten möglich über „eine ‚dritte‘ Kultur in der Mitte, die das Soziale (und damit Sozialwissenschaftliche) in den Mittelpunkt stellt“ (S. 12). – Kann es an der Ausklammerung des Leib-Seele-Problems bzw. der Physiologie des Menschen liegen, d.h. einem „Graben“ der eigenen Auffassungen, liegen, dass Groeben überhaupt nicht auf Wundts dritten Weg eingeht, sondern von ihm nur die Relation Allgemeine Psychologie und Völkerpsychologie kurz erwähnt? Auch die neuere Diskussion über Komplementarität, Perspektivität und verwandte Meta-Relationen fehlt, wenn Groeben sehr allgemein auf Monismus und Dualismus eingeht und annimmt, dass „auch von Seiten der Wissenschaftstheorie die Voraussetzungen für einen dritten Weg zur Aussöhnung von monistischer und dualistischer Tradition in der Psychologie gegeben ist“ (S. 16). Er verweist auf seine Vorschläge (Groebe, 1996), in einem pragmatisch-epistemologischen Erklärungskonzept der Psychologie eine Vielzahl von „Erklärungstypen“ „zu rekonstruieren, in denen sich bestimmte inhaltliche (ontologisch-anthropologische) Kernannahmen mit unterschiedlichen Strukturvarianten des Erklärens verbinden: von der funktional-behavioristischen Erklärung (klassisches deduktiv-nomologisches Erklärungskonzept mit inhaltlicher Rückführung von Verhaltens(änderungen) auf physikalische Umweltreize) über die Computersimulation als Erklärungstyp der Cognitive Science (prozessorientierte Wie-Erklärung mit dem erwähnten Versuch einer Naturalisierung des Mentalen) bis hin zu den Verweisungsanalysen (z.B. in der Psychoanalyse unter Rückgriff auf latente, unbewusste Motivationen) etc.“ (S. 15 f). – Eine inhaltsanalytische Auswertung des Textes dieser reichhaltigen *Programmatik* könnte wie kaum ein anderes Werk als Bezugsbasis verwendet werden, um die Auswahl und die Bewertung dieser Kategorien sowie die Argumentationsmuster im Hinblick auf Schlüsselbegriffe und Schlüsselkontroversen zu untersuchen.

In seinem Fazit schreibt Groeben (2003, S. 317-421): „Möglichkeiten und Grenzen einer Theoretischen Psychologie werden erörtert. Zunächst wird aus historischer Perspektive der Frage nach den bisherigen Konzeptualisierungen einer Theoretischen Psychologie nachgegangen. Dann werden die für eine übergreifende Konzeption zentralen metatheoretischen und objekttheoretischen Problemdimensionen expliziert, die entweder schon bearbeitet worden sind bzw. die in der Zukunft noch bearbeitet werden müssen. Dieser Problemaufriss bietet nicht nur den Rahmen für die vorgelegte sozialwissenschaftliche Programmatik, sondern stellt auf höchstem Niveau die Form einer Metaprogrammatik dar: Dies deswegen, weil die Forschungsdesiderata der Theoretischen Psychologie auch eine Programmatik für die Weiterentwicklung des sozialwissenschaftlichen Programms darstellen.“

Groeben skizziert die Aufgaben einer Theoretischen Psychologie, indem er die Themen und Erwartungen benennt (S. 317 ff):

Sinnvolle Funktionen einer Theoretischen Psychologie sind:

- Historische Entwicklungen der Konzepte und Zielsetzungen.
- Die „Great Unified Theory“ (GUT): ein unerreichbares Programm?
- Von der strukturierenden Systematisierung zum integrativen Pluralismus.

Metatheoretische Perspektiven sind:

- Die ungelöste Gegenstandsbestimmung: kontroverse Erkenntnispositionen – (Schichten-)Ontologie.
- Theorie-(re)konstruktion und Erklärungstypen.
- Empirie-Begriffe, Methodenintegration, Erkenntnisfortschritt.

Objekttheoretische Perspektiven:

- Objekttheoretische Dauerprobleme.
- Philosophische Grundfragen.
- Intra- und interdisziplinäre Integrationsdynamik.

Groeben gibt viele Perspektiven, Stichwörter und Hinweise, jedoch noch keine systematische Gliederung oder Ausführung, beispielsweise fehlen eine Systematik der Kategorienlehre der Psychologie (und Nicolai Hartmann) und eine eingehende Diskussion von Meta-Relationen oder methodologischen Konsequenzen, beispielsweise für die Operationalisierung zentraler Begriffe oder für die diagnostische Praxis mit einer Verbindung hermeneutischer und „psychometrischer“ Verfahren.

Unter den Bemühungen um eine Metatheorie der Psychologie ragt das Werk von Groeben hervor. In einigen Aspekten und Thesen ähnelt die eigene Untersuchung Groebens Ansatz und wird durch dessen stärker sozialwissenschaftlichen Bezug ergänzt, während Groeben die Verbindung zur experimentellen oder biologischen Psychologie nicht eingehend untersucht. Das Bewusstsein-Gehirn-Problem wird weitgehend ausgeklammert, so dass eine fundamentale Herausforderung der Wissenschaftstheorie und Theoretischen Psychologie fehlt.

Zusammenfassung

Die Hindernisse einer Metatheorie sind unübersehbar:

- der inhaltliche und strukturelle Pluralismus der Theorien und Methoden (fast als Karikatur des Notstandes wirkt ein im Jahr 2014 angekündigtes Publikationsvorhaben von Fachpsychologen mit dem Titel: *100 Theorien der Psychologie* [und der Untertitel könnte lauten: „Egal welche“];
- das Fehlen einer eigenständigen, kategorial und perspektivisch aufgebauten, systematischen Wissenschaftstheorie der Psychologie;

- die fortdauernde Diagnose von „Krisen“ und Erneuerungen nach mehr als 100 Jahren Krisendiskussion;
- die Nachhaltigkeit „seelenwissenschaftlicher“ Tendenzen in der Psychologie, trotz Kants Warnung und der scharfen Kontroversen über „Psychologie ohne Seele“ (u.a. gegen Wundt und Freud);
- die Anforderungen an die fachlichen Kompetenzen für solche Rekonstruktionen, die neue Formen der Kooperation und Teamarbeit verlangen.

Theoretische Psychologie kann, wenn die wenigen Beiträgen unter diesem Titel und andere Hinweise betrachtet werden, vier hauptsächliche Bedeutungen haben:

- Die Arbeit an einer großen *Einheitstheorie*, in welcher die Bereichstheorien, die einzelnen Theoreme und theoretischen Sätze zusammengefügt, begrifflich und strukturell vereinheitlicht und als Synthese dargelegt werden (wobei der Begriff „Integration“ nur dann adäquat wäre, wenn im Sinne von *Integral* „gleichartige Einheiten“, d.h. hinreichend Ähnliches, zusammengefasst wird).
- Die Rekonstruktion einer systematischen Auswahl von Schlüsselbegriffen, wie es von einer internationalen Autorengruppe (Pawlik & d’Ydewalle, 2006) zunächst deskriptiv vorgenommen wurde und, eventuell axiomatisierend, für einzelne Konzepte und deren methodologische Standards, d.h. adäquate Operationalisierungen, normierte Paradigmen und gültige Interpretation fortgesetzt werden könnte.
- Die *strukturalistisch orientierten Programme*, in denen zunächst für verhältnismäßig kleine Ausschnitte der Psychologie begonnen wird, durch Rekonstruktionen ausgewählter Theorien oder kleiner Theoriegruppen, einen höheren Grad der Formalisierung (Fundamentalgesetz, Theorieelemente, intendierte Anwendungen) zu erreichen.
- Die Untersuchung der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen *Schlüsselkontroversen*, welche der einheitlichen Konzeption der *Theoretischen Psychologie* entgegenstehen und an denen solche Entwürfe – zumindest für größere Theoriegruppen – bis auf Weiteres scheitern.

6.3 Verbindung oder Trennung von Psychologie und Philosophie

6.3.1 Trennungsgeschichte

Die Entwicklung zu einer empirischen Disziplin verlangte über die eigenständigen Fragestellungen und Methoden hinaus auch eine spezielle Wissenschaftstheorie der Psychologie. In der ersten Phase wurden die Begriffe *Logik*, *Methodologie* oder Wissenschaftslehre und *Erkenntnistheorie* verwendet. Die Reflexion über die Erkenntnisgrundlagen der Psychologie war primär eine Aufgabe des philosophischen Denkens, doch lässt sich beispielsweise

in der Kategorienlehre nachzeichnen, wie von Herbart an, und entschieden ausgeführt durch Wundt, eigenständige Kategorien und Erkenntnisprinzipien der Psychologie hervorgehoben wurden. Aber Wundt meint auch, dass die empirische Psychologie sich weiterhin auf die Philosophie stützen müsse. Andernfalls würden sich die unreflektierten metaphysischen Annahmen der einzelnen Psychologen in negativer Weise auswirken.

Mehrere der herausragenden Psychologen äußern sich in ihren Büchern kaum zu den Grundsatzfragen, beispielsweise G. E. Müller und Oswald Külpe, im Kontrast zu seinem Lehrer Wundt. Fast alle Lehrbücher der Allgemeinen Psychologie um die Jahrhundertwende gingen zumindest kurz auf die philosophische Erkenntnistheorie, auf die innere und äußere Erfahrung, das Leib-Seele-Problem, teils auch auf Willensfreiheit und andere Kontroversen ein, einige Autoren sogar ausführlicher als auf die Methoden der Psychologie. Der Begriff Wissenschaftstheorie wurde erst allmählich üblich. Dieser Begriffswandel von Logik und Methodologie zu Wissenschaftstheorie könnte in den folgenden Jahrzehnten mitverantwortlich gewesen sein, dass Wundts *Logik* kaum als Wissenschaftstheorie rezipiert wurde.

Notwendige Verbindung der Psychologie mit der Philosophie

Nach Wundts Ansicht hat die Philosophie ihren Inhalt mit der Gesamtheit der Wissenschaften gemein, aber sie nimmt einen anderen Standpunkt der Betrachtung ein, indem sie den Zusammenhang der Tatsachen und Begriffe ins Auge fasst; sie gliedert sich demnach in zwei Hauptteile: die *Erkenntnislehre* und die *Prinzipienlehre* (von Wundt als *Metaphysik* bezeichnet). Die Prinzipienlehre hat eine negative und eine positive Aufgabe: die Kritik der in jeder Wissenschaft steckenden metaphysischen Voraussetzungen sowie die Berichtigung und Ergänzung der metaphysischen Hypothesen. Der spezielle Teil der Metaphysik, der zwischen der allgemeinen Philosophie und den Einzelwissenschaften vermittelt, gliedert sich in die Philosophie der Mathematik, der Natur- und der Geisteswissenschaften mit ihren Unterabteilungen. Die Unentbehrlichkeit der Metaphysik steht für Wundt fest: „Gelänge es selbst, sie aus der Philosophie zu verbannen, aus den einzelnen Wissenschaften würde sie wahrscheinlich nicht verschwinden“ (*System*, 1897, S. 33).

Jede Wissenschaft muss auf Voraussetzungen aufbauen, nicht allein auf der Logik, auf den Denkgesetzen und fundamentalen Kategorien, sondern auf erkenntnistheoretischen Annahmen, wie Erfahrung entsteht und zu interpretieren ist. Wundt bezeichnet solche Voraussetzungen insgesamt als „metaphysische“, denn sie reichen weit über die Grenzen der Erfahrung hinaus. Zu diesen Annahmen gehören, obwohl sie an dieser Stelle von Wundt nicht genannt werden, die jeweiligen Positionen hinsichtlich: Subjekt-Objekt-Problem, Transzendenz und Immanenz, Leib-Seele-Problem und Willensfreiheit. Dies gilt entsprechend auch für Wundts Lehre der *psychischen Kausalität* und für die zugehörige *Prinzipienlehre*, die seine empirische Psychologie ausrichten. Aufgabe der philosophischen Erkenntnistheorie ist es, diese Voraussetzungen in den empirischen Einzelwissenschaften zu erkennen, zu diskutieren und eventuell zu ihrer „Korrektur“ beizutragen. Muss nicht gerade die Psychologie ihre Voraussetzungen und Allgemeinbegriffe reflektieren?

Beide Antrittsvorlesungen Wundts haben die Verbindung der Naturwissenschaften mit der Philosophie zum Thema: *Über die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart*, in Zürich 1874, und *Über den Einfluss der Philosophie auf die Einzelwissenschaften*, in Leipzig 1875. Diese Überlegungen waren in jener Zeit des Vordringens der Naturwissenschaften und der disziplinären Aufgliederung der Fakultäten aktuell und sie waren es insbesondere für die Einordnung der neuen Psychologie. In seiner Antrittsvorlesung in Zürich sprach Wundt (im Jahr 1874) von einem Zustand der Gärung in der Philosophie: die eine Seite meine, die Philosophie habe ihre Rolle ausgespielt und müsse den Erfahrungswissenschaften Platz machen, andererseits gebe es eifrige Verfechter von spekulativen Systemen der Philosophie als echter Wissenschaft. Demgegenüber sei in den Einzelwissenschaften eine philosophische Bewegung entstanden, welche „vielleicht bedeutungsvoller ist als alles was sich gegenwärtig auf dem Gebiet der eigentlichen Fachphilosophie ereignet“ (1874, S. 65). „Überall in den Fachwissenschaften werden philosophische Fragen laut.“ „Aus der Physiologie der Sinneswerkzeuge hat sich allmählich durch Übertragung naturwissenschaftlicher Beobachtungs- und Versuchsmethoden auf die innere Erfahrung die neue Wissenschaft der experimentellen Psychologie entwickelt, die in ihrem ganzen Wesen nach dazu berufen scheint, die Vermittlerin zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu bilden“ (S. 66). (...) ... ob es wieder gelingen wird, das menschliche Wissen in jene systematische Form zu bringen, die der Philosophie bisher immer als Aufgabe vorgeschwebt, lässt sich jetzt noch nicht mit Gewissheit sagen, wo noch so viele Begriffe in der Philosophie und in den Einzelwissenschaften der Klärung bedürfen.“ „Die Philosophie hat dabei die allgemeinen Ergebnisse der Wissenschaften zu prüfen und die wissenschaftlichen Methoden und Prinzipien zu entwickeln“ (S. 68) – als „Wissenschaft der Wissenschaften.“

Über die von Heinrich Rickert (1913) initiierte *Erklärung von Dozenten der Philosophie in Deutschland gegen die Besetzung Philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie* wurde zuvor referiert (Abschnitt 3.8.11). Die von Wundt gemeinte Verbindung der Psychologie zur Philosophie kann nur deutlich werden, wenn alle hauptsächlichen Perspektiven berücksichtigt werden: Erstens seine Auffassung der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen („metaphysischen“) Vorbedingungen jeder empirischen Wissenschaft; zweitens seine Wissenschaftstheorie der Psychologie und, drittens, seine philosophisch-anthropologischen Perspektiven, d.h. die Grundgedanken seiner Ethik und seine Lehre des metaphysischen Voluntarismus, den er aus dem empirischen Voluntarismus seiner Apperzeptions- und Willenspsychologie entwickelte.

Die Initiative war zweifellos durch konkrete berufsständische Interessen motiviert: im Hinblick auf die Besetzung von Professuren, auf die Lehrangebote und die Prüfungen. Die Meinungen gingen weit auseinander, wie weit diese Trennung der Psychologie und der anderen Einzelwissenschaften von der Philosophie gehen sollte. In der Wissenschaftslandschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging es kaum mehr an, die Lehrmeinungen einzelner Philosophen oder bestimmter Strömungen der Philosophie als Ausgangsbasis zu übernehmen. Eduard von Hartmanns Philosophie, insbesondere seine Lehre vom Unbewussten, versuchte eine erneute Grundlegung der Psychologie, auf andere Weise Husserl oder Natorp, und das Denken Schopenhauers, Nietzsches oder Kierkegaards hatte zweifel-

los einen Einfluss auf die allgemeine Sicht möglicher Psychologie. Die Wende zur experimentellen Psychologie ist zugleich eine Abwendung von dieser „spekulativen“ Philosophie. Kennzeichnend für die breite Tendenz zu einer einzelwissenschaftlichen Psychologie sind die erwähnte Differenz zwischen Wundt und Külpe und die Sorge Wundts um den Verlust philosophischer Reflexion. Aber hatte diese Reflexion zuvor zu einer Annäherung der individuellen metaphysischen Anschauungen oder gar zur Vereinheitlichung der gegensätzlichen Auffassungen von empirischer Psychologie geführt und war das überhaupt zu erwarten?

Die Trennungsgeschichte der Psychologie von der Philosophie ist verschiedentlich geschildert worden (Schmidt, 1995; Schönplflug, 2013). Der Prozess hat wichtige Details: die Besetzung von Lehrstühlen der Philosophie mit Professoren, die überwiegend an der Psychologie interessiert waren, die Gründung neuer Lehrstühle mit Blick auf die (experimentelle) Psychologie, die notwendigen Institutseinrichtungen und Assistenten, Fachzeitschriften und Fachgesellschaften sowie die anderen institutionellen Merkmale einer Disziplin.

Inwieweit Wundts Argumente gegen eine Trennung tatsächlich bekannt waren und Einfluss ausüben konnten, ist heute kaum abzuschätzen. In den zeitgenössischen Lehrbüchern der Psychologie sind jedenfalls keine nachdrücklichen Appelle im Sinne Wundts und nur ausnahmsweise überhaupt Stellungnahmen zu erkennen. Die Forderung hätte sein können, die Wissenschaftstheorie (Erkenntnistheorie, Methodologie) und die Geschichte der Psychologie sowie die Grundlagen der Ethik als unerlässliche Gebiete (mit hinreichender Vertiefung) im Studium der Psychologie festzulegen. Die spätere Diplom-Prüfungsordnung schrieb zwar Philosophie als Prüfungsfach fest, jedoch ohne inhaltliche Spezifikationen, so dass es dort gewöhnlich eher um das Werk eines einzelnen Philosophen oder ein spezielles Thema ging. An den meisten Universitäten wird ein für Studierende der Psychologie geeignetes Lehrangebot über Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie und Ethik überhaupt gefehlt haben.

Nach der vollzogenen Trennung beider Fächer auch in den Prüfungsordnungen, einschließlich der Promotionsordnung, wird vielerorten eine Lücke bestehen, die durch kleine Einführungsveranstaltungen nicht gefüllt werden kann, sondern höchstens in Verbindung mit einem wirklich geeigneten Lehrbuch. Die Trennungsgeschichte hätte dann einen konstruktiven Ausgang, wenn sich die Psychologen ihre Wissenschaftstheorie in einem weit verstandenen Programm zu Eigen machen. Eine überlegene interdisziplinäre Sicht scheint es bisher, von Aufsatzsammlungen abgesehen, nicht zu geben, auch nicht in einem Lehrbuch aufgrund der Kooperation zweier Autoren. Ob die als Serie von Dialogen konzipierte Reihe *Philosophie und Psychologie im Dialog* (herausgegeben von Christoph Hubig und Gerd Jüttemann) oder ähnliche Initiativen systematisch weiterführen, bleibt abzuwarten.

Die empirische Psychologie erfordert eine eigenständige Wissenschaftstheorie. – Kaum einzuschätzen ist, welcher der folgenden Sätze in der Psychologenschaft eine mehrheitliche Zustimmung fände:

- Die empirische Psychologie ist auf das Fach Philosophie (einschließlich Erkenntnistheorie und Anthropologie) angewiesen, um die notwendige Reflexion der eigenen Grundlagen in Theorie und Praxis leisten zu können; oder
- Das Fach Psychologie hat sich von der Philosophie getrennt und kann eventuelle Grundsatzfragen eigenständig reflektieren und Lösungswege suchen.

6.3.2 Philosophische Psychologie

Philosophische Psychologie als kritische Sichtung

In seinem Buch *Philosophische Psychologie im 19. Jahrhundert. Entstehung und Problemgeschichte* legt Sachs-Hombach (1993b) dar, dass Philosophische Psychologie von ihm als Metatheorie der empirischen Psychologie verstanden wird: „Auf dem Stand der gegenwärtigen Theorieentwicklung liegt ihre Aufgabe in der kritischen Sichtung und Prüfung theoretischer Entwürfe, in der Klärung verschiedener Theorieebenen und ihrer Bezüge untereinander, in dem Aufweis von Inkonsistenzen und Erklärungsdefiziten und schließlich in dem Vergleich alternativer Theorietraditionen. Letztlich geht es hierbei darum, die Beurteilung paradigmatischer Vorgaben, wie sie in der Maschinentheorie und dem Organismusmodell vorliegen, zu erleichtern“ (S. 329). Die eigenen Überlegungen sind in eine Skizze der allgemeinen Ideengeschichte und in wissenssoziologische Deutungen der Psychologiegeschichte eingebettet. Der Autor geht auf Kants Absichten hinsichtlich seiner *Anthropologie* und auf Diltheys Zielsetzungen ein, versucht den Philosophiebegriff von der Psychologie zu unterscheiden, erörtert das lebensweltliche Fundament des Wissens und die Bewusstseinstheorien. Er diskutiert verschiedene Ansätze und Strömungen der Psychologie und schließt im dritten Teil des Buches eine Skizze der weiteren Entwicklung der Psychologie bis zur Kognitionswissenschaft an. Außer Lange und Fechner werden die „voluntaristischen Bewusstseinstheorien“ Lotzes und Wundts als Entwicklungsstadien hervorgehoben: „In ihnen tritt die Opposition von Organismus und Maschine als Konflikt zwischen physiologischer und relationaler Grundlegung der Psychologie auf. Mit den erkenntnistheoretischen Arbeiten Wundts wird abschließend die Vermittlung beider Konzeptionen gewürdigt. Wundts Werk zeigt eine letzte für das 19. Jahrhundert typische Position. Sie kann als Schwelle zur Philosophie des 20. Jahrhunderts gelten“ (S. 27).

Greve (1994) untersucht in *Philosophie als Ressource. Argumente für die Bedeutung philosophischer Überlegungen in einer wissenschaftlichen Psychologie* den Stellenwert philosophischer Argumente. Eine Trennung der Disziplinen sei weder nötig noch sinnvoll. Philosophische Voraussetzungen und Probleme psychologischer Forschung erläutert er an sieben Beispielen:

- „(1) Kausale Erklärung bzw. Verständnis von Kausalität in der Psychologie.
- (2) Apriorische Elemente psychologischer Forschung (gemeint ist u.a. das Verhältnis

- zwischen analytischen und synthetischen Aussagen);
- (3) Das Leib-Seele-Problem mit den ‚Übersetzungen‘ beispielsweise von ‚Seele‘ in ‚kognitives System‘ ohne die Konsequenzen und Kategorienfehler zu beachten.
 - (4) Ethische Probleme wissenschaftlicher Psychologie, Wertfreiheit und Wertfragen nicht nur in der Angewandten Psychologie, sondern z.B. auch in der Forschung über moralische Entwicklung.
 - (5) Selbstkonzeptforschung und der Begriff des Selbst.
 - (6) Unverzichtbarkeit von Selbstauskünften.
 - (7) Schwierigkeiten einer kohärenten Handlungstheorie bei der psychologischen Erklärung von Handlungsabsichten und beim Thema Willensfreiheit.

Diese Beispiele zeigten den „entgangenen Nutzen der Philosophie“:

- (1) „Wer philosophische Diskussionen ignoriert, der verpasst eine reichhaltige und ergiebige Quelle von Argumenten, Einsichten und Überlegungen (...)
- (2) Wer philosophische Diskussionen ignoriert, der macht sich unter Umständen unnötige Arbeit, wenn er Dinge untersucht, die schon untersucht wurden, und insbesondere dann, wenn er empirische Bemühungen anstrengt, wo schon begriffliche Überlegungen die gesuchte Antwort geben könnten.
- (3) Wer philosophische Diskussionen ignoriert, der macht leicht gravierende Fehler. Diese Fehler betreffen zum einen die Interpretation von empirischen Befunden (beispielsweise bei der Frage des Zusammenhanges von Kognitionen und Handlungen), zum anderen auch ihre Bedeutung (z.B. bei der Legitimation, der Konstruktion oder der Kritik von Entwicklungs- und Interventionszielen)“ (S. 32).

Dirk Hartmann (1998) versucht in seinen *Philosophischen Grundlagen der Psychologie* eine wissenschaftstheoretische Analyse der Psychologie in einer Gegenüberstellung von *Körper und Geist* sowie von *Natur und Kultur* aus Sicht der *Philosophie des Geistes* und der Analytischen Philosophie. Weit wichtiger als die primär in den deutschsprachigen Ländern entstandene Ideengeschichte der Psychologie scheinen für sein Verständnis die Positionen von Ryle, Davidson, Dennett und anderer amerikanischer Autoren dieser Richtung zu sein, die keine Psychologen sind und nur selten Ergebnisse der Psychologie zitieren. Hartmann bezieht sich auf Watson und die neo-behavioristischen Richtungen oder Titchener, übergeht die vorausgegangen Kontroversen der Tradition von Kant, Herbart, Fechner, Wundt, Brentano und Freud, erwähnt kaum deren Namen. Wesentliche Perspektiven und Kontroversen fehlen, auch die hier grundlegenden Autoren der Philosophie wie Nicolai Hartmann.

Hartmann plant, die Fachterminologie der Psychologie zu rekonstruieren, d.h. Begriffe der Allgemeinen Psychologie, Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Emotion und Motivation („Emotive Psychologie“). Dem Begriff Aufmerksamkeit nähert er sich aus „lebensweltlicher Perspektive“, d.h. seiner Alltagserfahrung und naiven Sicht, kommt dann zu dem üblichen Formalismus der analytischen Ausdrucksweise und der trivialen Beispielen statt realistischer Aufgaben und weist kurz auf einige amerikanische Autoren der Kognitiven Psychologie hin. Er greift deren Konzepte auf, wie die bewussten, intendierten gegenüber

den automatischen Prozessen, ohne die Ebene der Operationalisierungen und Inkonsistenzen zu erreichen. Bemerkenswert ist, wie Hartmann aus seiner wissenschaftstheoretischen Sichtweise zu Beurteilungen gelangt, welche Thesen richtig und welche falsch sind. Zur Vieldeutigkeit des Ausdrucks „bewusst“ führt er aus: „... für alle herauspräparierbaren Verwendungsweisen von ‚bewusst‘ stehen besser unterscheidende Termini zur Verfügung: ‚Erkenntnis‘, ‚Absicht‘, ‚Aufmerksamkeit‘ und so fort“ (S. 145). Eine analoge Präzisierung seiner Hauptbegriffe, Kulturalismus, Lebenswelt und Konstruktivismus, fehlt dagegen. Die Darstellung bleibt ohne direkten Forschungsbezug und dementsprechend ohne die notwendige methodologische Reflexion und Überlegungen zur Adäquatheit der Explikationsversuche und ihrer Kriterien. Im Konzept des Kulturalismus sieht er eine Lösungsstrategie. Er möchte aufzeigen, wie es „beim Übergang von einem vorwissenschaftlich-lebensweltlichen zu einem wissenschaftlichen Standpunkt überhaupt zu einem Leib-Seele-Problem kommt.“ Menschen bilden demnach gemeinsame Praxen aus und die intersubjektive Gemeinschaftsproduktion in der Lebenswelt bildet die Basis für eine „kulturalistischen Phänomenologie“ (S. 323)

Das *Leib-Seele-Problem*, das Problem der *Willensfreiheit* und die neuere *Hirnforschung* sind auch für eine Reihe anderer Philosophen attraktiv oder wieder attraktiv geworden, so dass zahlreiche Beiträge publiziert wurden. An den beiden Beispielen könnte näher untersucht werden, was diese *Philosophische Philosophie* von einer Wissenschaftstheorie der Psychologie und von der wünschenswerten Konzeption einer *Theoretischen Psychologie* unterscheidet. Ist es die Herkunft aus der Philosophie und die geringere Vertrautheit mit der Psychologie in ihrer Breite und Forschungsbasis oder deren Vielfalt der Ideengeschichte? Wo liegen die Grenzen einer philosophischen Interpretation und eines philosophischen Reduktionismus? Wie werden die eigenen Voraussetzungen reflektiert, insbesondere, wenn die Interpretation aus einer bestimmten Position der analytischen Philosophie oder einer „postmodernen“ Richtung stammt, d.h. eine gravierende Vorentscheidung besteht? Manche Züge dieser Publikationen wirken wie ein *philosophischer Reduktionismus*, wenn komplizierte wissenschaftstheoretische und methodologische Kontroversen, ohne rechten Bezug zur Ideengeschichte und zur Praxis, aus Sicht einer Philosophie des Geistes oder eines Kulturalismus vereinfachend zusammengefasst werden. Wie würde ein symmetrisch entsprechender *Psychologismus* mit einer wissenschaftspsychologischen Sichtweise sowie denk- und sozialpsychologischen Argumenten hinsichtlich der Systembildungen der Philosophie oder der postmodernen und der künftigen Entwicklungen akzeptiert werden? *Philosophische Psychologie* ist kein sehr gängiger Begriff (siehe Abschnitt 5.3.10).

Der von Lorenz (2003) herausgegebene Band *Philosophische Psychologie* geht von der Verselbständigung der Psychologie als Einzelwissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus. Die Autoren treten der Auffassung entgegen, dass für die „Philosophische Psychologie“ nur der metawissenschaftliche Diskurs über die Methodik und die Theoriebildung übrig bleiben. Demgegenüber sei Husserls Charakterisierung der „Psychologie als das Feld der Entscheidungen“ (*Krisis*) wesentlich für die Einsicht, was Philosophische Psychologie „als Kreuzungspunkt verschiedener philosophischer Disziplinen und Paradigmen“ beitragen könne.

Reflexive Erkenntnis und psychologische Forschung, Kausalität und Bedeutungszusammenhang

Eine interessante Antwort auf die skeptische Frage, welchen Beitrag philosophisches Denken zur Psychologie und zur Wissenschaftstheorie der Psychologie leisten könnte, führt Günther (1996) in seinem Buch *Reflexive Erkenntnis und psychologische Forschung* aus. Er definiert Reflexion als Erkenntniskritik. In einer Vorverständigung erläutert er die Selbstbezüglichkeit dieser Erkenntniskritik und die sprachphilosophische Auffassung, bevor er fragt, ob die Erkenntniskritik in der heutigen wissenschaftlichen Forschung einen Ort habe, speziell in der Reflexion spezifischer Gegenstandsbezüge.

Günther definiert Reflexion als Erkenntnis von Präsuppositionen des bisherigen Gegenstandsbezugs, wobei er auch auf Collingwoods Sicht der absoluten Voraussetzungen (presuppositions) eingeht, und anschließend verschiedene Formen und Gegenstandsbezüge als Gegenstand reflexiver Erkenntnis unterscheidet: in reflexiver, iterativer und meta-theoretischer Forschung. Neuere philosophische Überlegungen über Referenz und Präsupposition stammen, außer von Collingwood, von Strawson und Cooper.

„Reflexive Psychologie ist psychologische Forschung mittels der Problematisierung von Präsuppositionen ihres bisherigen Gegenstandsbezugs.“ Nach Günthers Auffassung ist sie eine „die ‚normale‘ Forschung begleitende und in diese eingelagerte Schicht gegenstands- und problembezogener Forschung, in der vermittelt der Thematisierung von bisher unthematisierten Voraussetzungen im Gegenstandsbezug dieser Forschung selbst wieder psychologische Forschung betrieben wird“ (S. 94).

Anregend sind die Gedanken über Reflexion als Kritik des praktischen Gegenstandsbezugs. Hier ist ein Kapitel von besonderem Interesse, denn Günther diskutiert den Unterschied zwischen der Erkundung von Kausalgesetzen und dem Erfassen von Bedeutungszusammenhängen. In ähnlicher Weise hat sich Wundt in seiner Lehre von den Erkenntnisprinzipien der Bewusstseinspsychologie mit dem Unterschied von kausaler Analyse auf physiologischer Seite und teleologischer Analyse auf bewusstseinspsychologischer Seite beschäftigt.

Ein Beispiel, das Günther verwendet, ergibt sich aus der Frage, ob Emotionen oder gar alle Emotionen eine „kognitive Ursache“ haben. Er führt hier „eine formale und eine inhaltliche Präsuppositionsanalyse“ durch. Das Beispiel ist problematisch, da die Begriffe in ihrer Operationalisierung und im Bezug auf Emotionstheorien zu vage bleiben. Wesentlich ist jedoch die Unterscheidung zwischen dem Denken in Begriffen von Kausalgesetzen und dem Denken in Bedeutungszusammenhängen.

Günther hebt die von Laucken geübte Kritik an der Kausalisierung von Bedeutungszusammenhängen hervor, dass kognitive Beurteilungen von Situationen emotionale Reaktionen verursachen. Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit wir zu Recht von einer Kausalbeziehung sprechen können? „Es ist nur dann angemessen, von einer Kausalbeziehung zwischen zwei Größen zu sprechen, wenn die möglichen Zusammenhänge zwischen diesen beiden Größen *keinem Sinn- oder Bedeutungszusammenhang unterworfen werden*. Um herauszufinden, welche Wirkung eine Ursache hervorbringt oder nicht hervorbringt, reicht die Kenntnis der Ursache allein nicht aus, weil es keinen *inneren* Zusammenhang gibt zwischen Ursache und Wirkung, insbesondere keinen Sinnzusammenhang gibt.

Ursache-Wirkungszusammenhänge sind kontingente, ‚sinnlose‘, faktische, naturgesetzliche, nicht verstehbare Zusammenhänge“ (S. 247 f).

„Naturgesetzliche Zusammenhänge müssen keinen Sinnzusammenhang ergeben, und die natürlichen Phänomene weisen nicht über sich hinaus, sie ‚bedeuten‘ nichts.“... „Diese Kontingenzunterstellung wurde gewissermaßen zu einer fundamentalen Präsupposition der neuzeitlichen Naturwissenschaft und von psychologischer Forschung weitgehend übernommen – allerdings nicht primär als Doktrin oder Theorie, sondern in erster Linie in ihrer Forschungspraxis. Diese Forschungspraxis besteht eben darin, alle möglichen Zusammenhänge unmittelbar und ‚unreflektiert‘ als Kausalzusammenhänge aufzufassen und als solche zu behandeln“ (S. 249). Günther spricht von „der Wiederentdeckung von Bedeutungszusammenhängen als Alternative zu Kausalzusammenhängen. (...) Dass sich die Praxis, Zusammenhänge kausalgesetzlich zu erklären, gleichsam unter der Hand und unbemerkt über den Bereich seiner legitimen Anwendung hinaus ausdehnen kann, obwohl wir es doch sind, die diese Praxis in der Hand haben, liegt daran, dass die ‚Spielregeln‘ dieser Praxis bisher nicht einmal formuliert, geschweige denn auf ihre Eignung überprüft worden sind“ (S. 250). – Günther geht nicht explizit auf teleologisches gegenüber kausalem Denken ein, doch ist ein gedachter Zweck zweifellos ein Bedeutungszusammenhang. So bleibt offen, was er von Wundts koordinierter Doppelbetrachtung kausaler und teleologischer Zusammenhänge und der Umkehrung der Perspektiven auf der kausal-finalen Achse hält.

Ein anderes und grundsätzlich wissenschaftstheoretisches Profil hat – bereits mit der kleinen Akzentuierung des Titels – *Die Philosophie der Psychologie* von Gadenne (2004). Er stellt die psychischen Phänomene und das naturwissenschaftliche Weltbild gegenüber und sieht das Körper-Geist-Problem als Substanz- und Eigenschaftsdualismus. Die wissenschaftstheoretische Untersuchung des logischen Behaviorismus und des Funktionalismus führen zu den Konzepten von Intentionalität, Bewusstsein und weiter zu den Thesen der anti-reduktionistischen Bewegung sowie zu einer Diskussion von Freiheit und Determinismus. Wissenschaftstheoretisch anregend sind auch die Abschnitte über die Möglichkeit „psychologischer Gesetze“ und über den Konstruktivismus. Gadenne macht deutlich, dass die Psychologie stets mit philosophischen Fragen konfrontiert ist und er möchte aufzeigen, was aus den Antworten für die wissenschaftliche Psychologie und das menschliche Selbstverständnis folgen.

Kommentar

Bei den Zweifeln an einer zu allgemeinen Perspektive der Philosophischen Psychologie und an einem zu hoch gesteckt wirkenden philosophischem Anspruch ist nicht zu übersehen, dass gerade während der letzten Jahre von Wissenschaftshistorikern und Philosophen mehrere besonders lesenswerte Monographien über bedeutende Psychologen in diesem Grenzbereich von Psychologie und Philosophie entstanden sind: Über Kants Wissenschaften vom Menschen (Sturm, 2009), über Fechner (Heidelberger, 1993), über Brentano (Tiefensee, 1998) sowie über Introspektion (Ziche, 1998). Beispiele für eine Kooperation eines Philosophen und eines Psychologen mit Erfahrung in der Forschung und Methodologie in diesem Bereich gibt es anscheinend nicht.

Wird eine allein aus der Sicht von Philosophen konzipierte „Philosophische Psychologie“ die angestrebten Klärungen leisten können oder zu gründlich analysierten und rekonstruierten Argumentationsketten führen? Die Skepsis rührt daher, dass eine perspektivische Sicht unverzichtbar ist, wie das in einer anspruchsvollen Weise heute nur noch in einer Arbeitsgruppe intra- und interdisziplinär zu leisten wäre.

Das seit 2005 bestehende *e-Journal Philosophie der Psychologie* hat sich im deutschsprachigen Raum als wichtige Publikationsweise mit vielseitigen Beiträgen zu Grundfragen entwickelt; es bildet jedoch trotz seiner Internet-Präsenz noch kein Medium bzw. keine Einrichtung für eine direkte Kommunikation der Interessierten. Auf der Webseite steht: „Die Psychologie hat sich besonders spät, zögernd und unvollkommen von der Philosophie gelöst. Dies zeigt sich auch in den bis heute andauernden heftigen Kontroversen um ihre Wurzeln, ihre Methoden und Grundannahmen. Insofern gilt wohl nach wie vor William James' Urteil von 1892, die Psychologie sei noch keine Wissenschaft, sondern nur die Hoffnung auf eine Wissenschaft. Die hier versammelten Beiträge beziehen sich auf drei Problembereiche: Im Sinne einer *Wissenschaftstheorie der Psychologie* beschäftigen sie sich einerseits mit den begrifflichen Vorgaben und den Erklärungsformen der Psychologie. Eine weitere Gruppe von Aufsätzen untersucht die für gewöhnlich der Psychologie zugeordneten Themen und Phänomene aus philosophischer Sicht und setzt damit die Tradition einer *philosophischen Psychologie* fort. Und zum Dritten setzen sich einige Arbeiten mit den Ansprüchen von Psychologie und Philosophie auf Verstehen, Heilung oder Linderung psychischen Leidens auseinander.“ (<http://www.jp.philo.at/info.htm>)

6. 4 Psychologie mit und ohne Psyche (Exkurs zum Seelenbegriff)

6. 4. 1 Monismus, Dualismus und metaphysischer Seelenbegriff

Wenn es an einer breit akzeptierten *Definition der Psychologie* mangelt, sie zumindest viel schwerer fällt als für die allermeisten anderen Wissenschaften, bilden die Gründe für diesen Status ein zentrales Thema einer Theoretischen Psychologie.

Im Denken des europäisch-abendländischen Kulturkreis existiert ein eigenartiger Gegensatz: dem Monotheismus mit dem Gottesglauben und der Idee des Einen und Absoluten steht der Dualismus der Seelenlehre gegenüber. Das individuelle Seelen-Wesen vermag als Schöpfung mit Transzendenzbezug und Immortalität, nach dem biologischen Tod vom Körper und der irdisch-materiellen Welt unabhängig zu existieren. Ist nun die europäische „Geistesgeschichte“ primär durch einen fundamentalen Dualismus geprägt, Seele und Körper, Geist und Materie, oder ist die Suche nach einer letzten Einheit erkenntnisleitend?

Es gibt den Monismus in den extremen Formen des Spiritualismus und des Materialismus, doch enthalten die meisten Formen des *Monismus* immerhin die Annahme zweier Klassen

oder Aspekte von Phänomenen: „Bewusstsein“ („Qualia“ des Erlebens) und Materie bzw. Gehirn. Beide Bereiche sind jedoch als miteinander verbunden gedacht, d. h. nicht interaktiv, und bilden letztlich eine Einheit (einen psychophysischen Organismus, eine dialektische Einheit, eine einheitliche Person), die aber zwei Betrachtungsweisen (Aspekte) oder zwei Sprachen, zwei komplementäre Beschreibungen erfordert. Insofern besteht doch ein *methodologischer Dualismus*, in dem erkenntnistheoretisch wie in der Lehre des Parallelismus zwei unterschiedliche Zugänge, zwei Erfahrungsweisen gegeben sind: die innere Anschauung und die Beobachtung der Außenwelt.

In der üblichen Terminologie ist nicht auszumachen, ob mit „Seele“ (Psyche), „Psychisches“, „psychische Struktur“, „Ich“, „Selbst“ oder „Handelnder“, der Transzendenzbezug oder gar der theologische Seelenbegriff einer unsterblichen Seele mitgemeint ist. Vielleicht wird nur ein „säkularisiert“ klingender Platzhalter gebraucht, teils verborgen in den Kategorien der Substanz und Struktur, oder es wird, ohne genaue Aussage, auf den theologisch-philosophischen Transzendenzbezug grundsätzlich verzichtet. Hinweise geben eventuell die in der frühen Polemik gegen Wundt verbreiteten Formulierung „Psychologie ohne Seele“ oder die auch heute noch verbreitete Behauptung einer *psychophysischen Kausalität*.

Wesentliche Inhalte des Glaubensbekenntnis (je nach Konfession und Religion) sind – außer Seelenbegriff und Immortalität – Kategorien wie Personalität, Gegenüber eines persönlichen Schöpfergottes, Verantwortlichkeit, Gewissen, Schuld und Strafe oder Gnade, die Auffassung vom Bösen in der Welt, Vorherbestimmung oder menschliche Willensfreiheit und andere Bestimmungen des christlichen Menschenbildes. Im gegenwärtigen Kontext genügt es, die (monotheistische) Religion in allgemeinster Form mit Schleiermacher oder Tiefensee (1998, S. 479) als Gefühl der Abhängigkeit von etwas Größerem oder als das dem rationalen Diskurs vorausliegende Erfassen eines letzten Sinnhorizontes (oder des Erfasstwerden von diesem) zu kennzeichnen. Das zentrale Thema sind die Bejahung oder die Negation der Fortexistenz eines persönlichen geistig-seelischen Wesens (nicht nur die Erinnerung anderer an diese Person und die geistige Nachwirkung) nach dem Tod des Gehirns. Dieses Thema kann aus der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie der Psychologie nicht ausgeklammert werden, falls diese *absolute metaphysische Voraussetzung* das *Menschenbild* beeinflusst und sich dieses Überzeugungssystem auf fachwissenschaftliche Einstellungen und Entscheidungen auswirkt. – Im Folgenden geht es jedoch primär um die Kontroverse über den Zusammenhang von „Leib und Seele“. Deswegen wird auch eine ähnliche, aber in den Voraussetzungen nicht vergleichbare Kontroverse nicht weiter verfolgt: die Auseinandersetzung um den Kreationismus, für dessen Gültigkeit sich auch einige Biologen einsetzen (vgl. Kutschera, 2007). Sogar das Europäische Parlament hat sich in einer Sitzung mit den Gefahren des Kreationismus befasst und in einer Resolution mehrheitlich aufgefordert zwischen religiösen Glaubensvorstellungen und Wissenschaft zu unterscheiden (Sitzung am 4. Oktober 2007, Resolution 1580). Die Resolution spricht sich im Sinne der Religionsfreiheit nicht gegen den Schöpfungsglauben aus, sondern gegen zunehmende Bemühungen, solchen Glauben als Wissenschaft oder als der Wissenschaft überlegen darzustellen.

Vor diesem Hintergrund der philosophischen Ontologie und Metaphysik sowie der im Detail stets umstrittenen Erkenntnistheorie hat sich die empirische Psychologie entwickelt.

Es liegt nahe, dass die philosophischen (theologischen), dualistischen und monistischen Tendenzen einen Einfluss haben können, welchen Themen sich die empirische Psychologie primär zuwendet und welche Phänomene vorrangig mit den geeigneten Methoden untersucht werden. Zumindest für den großen Bevölkerungsanteil in Deutschland, der nach heutigen Umfragen einem Seelenglauben folgt, sollten sich, wenn konsistent argumentiert wird, Fragen ergeben. Macht es einen Unterschied aus, ob jemand Forschung und Praxis der Psychologie betreibt:

- im Glauben an eine mit unsterblicher Seele begabte Person;
- im Wissen über Bewusstsein und Geist des Menschen, dessen Aussagen – sprachanalytisch Sätze der „ersten Person“ – eine seltsame Begleitfunktion der Hirnphysik spezieller kortikaler Strukturen bilden?

Die Relevanz solcher Postulate ist trivial, wenn es um das Thema *Spiritualität* oder um die optimale Entsprechung der religiösen Einstellungen von Patienten und Psychotherapeuten geht (siehe Abschnitt 5.3). Doch könnten diese Überzeugungen nicht auch bei anderen Themen wichtig sein: in der Psychologie von zweckgerichteter Willenstätigkeit und verantwortlichem Handeln, also hinsichtlich intentionaler und „mentalistischer“ Aspekte; eventuell auch in der Diagnostik und Therapie psychosomatischer Störungen? Auf vielen anderen Forschungsgebieten der Psychologie werden solche Überzeugungen ohne Belang sein – nicht anders als in der Physik.

6. 4. 2 Nachhaltigkeit der Schlüsselkontroverse Leib-Seele-Problem

Mit dem Leib-Seele-Problem hängt das Subjekt-Objekt-Problem zusammen, d.h. die erkenntnistheoretische Unterscheidung von Subjekt und Objekt, jedenfalls die für die Psychologie grundlegende Unterscheidung von innerer Sicht (Erfahrung) und äußerer Sicht (Erfahrung) bzw. von Bewusstsein (Erleben) und Verhalten, Introzeption und Extrozeption.

Postulate zum Leib-Seele-Problem sind nicht allein Auffassungen der Metaphysik, sondern legen auch eine bestimmte Auffassung des erkenntnistheoretischen Subjekt-Objekt-Problems nahe. Zumindest werden jeweils dualistische Positionen eher zueinander passen als monistische Positionen. Die logische Verbindung von ontologischen und erkenntnistheoretischen Postulaten – zumindest wenn diese Grundfragen konsistent bedacht sind – kann nahe legen oder anregen, bei diesen absoluten Voraussetzungen an methodologische Konsequenzen für die Psychologie zu denken, beispielsweise in den Kontroversen über Reduktion und Reduktionismus.

Während Herbart, Lotze und andere Psychologen in ihrer Psychologie von einer dualistischen, Fechner von einer eigentümlichen Identitätsansicht (sowie einem Pantheismus), ausgingen, warnt Wundt vor einer primär metaphysisch begründeten, philosophisch deduzierenden Psychologie: „... wo man der Behandlung jedes einzelnen Problems den metaphysischen Standpunkt des Autors anmerkt, da handelt es sich nicht mehr um voraussetzungslose empirische Wissenschaft, sondern um eine metaphysische Theorie, zu deren

Exemplifikation die Erfahrung dienen soll“ (Wundt, 1896, S. 22). Wundt erklärt deutlich, dass die Psychologie ohne den metaphysischen Seelenbegriff auskommen soll, aber ihre Verbindung mit der Philosophie bewahren muss, damit deren kritische Funktion hinsichtlich der metaphysischen Positionen bewahrt bleibt. Deshalb ist er entschieden gegen die Trennung von der Philosophie (siehe Abschnitt 3.8.11). Er befürchtet, dass die Psychologen ihre persönlichen metaphysischen Überzeugungen in die Psychologie hineintragen und diese Vorentscheidungen nicht mehr der erkenntnistheoretischen Kritik aussetzen.

Andere einflussreiche Autoren wie Herbart, Fechner, Lotze und Brentano haben Kants Kritik an metaphysischen Deduktionen in der Psychologie nicht akzeptiert, und von den bekannteren Psychologen war es wohl erst Wundt, der deutlich mit dieser Tradition brach. Er definierte Seelisches als Prozess, als „reine Aktualität“ und nicht als Erscheinungsweise einer Substanz und wies deshalb das Postulat von „Seelenvermögen“ zurück. Diese Auseinandersetzung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die stärker aufkommende Strömung des offen behaupteten Materialismus, wohl auch durch den Darwinismus, verstärkt wurde, ist auf dem Gebiet der Psychologie nicht leicht zu analysieren (vgl. Lange, 1966). Bis zu Freud war das direkte Ansprechen von Atheismus und A-Psychismus bei den Professoren der Psychologen, die ja fast alle in einem christlich ausgerichteten Staat beamtet waren, unüblich. Die individuelle Überzeugung, der wahrscheinlich von Haus aus durch ihre Religion geprägten – oder inzwischen von ihr distanzierten – Psychologen ist in den Lehrbüchern jener Zeit kaum auszumachen.

Das Leib-Seele-Problem wird in der Regel ausführlich dargestellt. Die Position des philosophischen Idealismus (bzw. Dualismus) und die anscheinend zunehmende, aber nicht unwidersprochene, Position des Psychophysischen Parallelismus lassen keinen eindeutigen Schluss auf ontologische Überzeugungen hinsichtlich Seele und Immortalität oder Schöpfergott zu. Das Postulat einer psycho-physischen Kausalität, d.h. dass psychisch-immaterielle Ursachen („die Seele“) kausal auf materielle Gehirnfunktionen einzuwirken vermögen, dem Energieerhaltungssatz zuwider, ist aufschlussreicher, muss jedoch nicht zwingend Transzendenz- und Immortalitätsvorstellungen oder Schöpfungsglauben enthalten. Die neuro-philosophischen Kontroversen sind durch begriffliche Mehrdeutigkeiten sehr belastet und regelmäßig ohne die aus wissenschaftlicher Sicht zugehörige methodologische Reflexion unvollständig (Fahrenberg, 2008).

Freuds Atheismus wurde zu einem wichtigen Vorbild religionskritischer Aufklärungsbemühungen. Dieses Konfliktfeld zwischen Religion und Säkularität in der Zeit nach Freud untersucht Will (2014) vor allem mit Bezug auf Ludwig Wittgenstein und Max Weber und es gibt zahlreiche Publikationen zu diesem Thema.

Vor diesem Hintergrund der christlichen Religion sowie des verbreiteten philosophischen Idealismus hat sich die empirische Psychologie entwickelt. Unter diesen geistig-kulturellen Rahmenbedingungen wurde Psychologie folgerichtig zunächst als „*Seelenwissenschaft*“ oder als „*Geisteswissenschaft*“ verstanden. Es liegt nahe, dass die philosophischen (theologischen) Vorentscheidungen, die dualistischen und monistischen Tendenzen sich unterschiedlich auf die Konzeption der Psychologie und die Methodologie auswirkten. Die These lautet: die Antwort auf die Frage, welche Methoden für welche Phänomene bzw. wissenschaftliche Fragestellungen grundsätzlich adäquat sind oder nicht, hängt *auch* von

philosophischen Voraussetzungen ab. – *Leib-Seele-Problem* und *Subjekt-Objekt-Problem* benennen zwei grundlegende Kontroversen über ontologisch-wissenschaftstheoretische Kontroversen.

Psyche und Psychisches, Psychologie ohne Seele

Die Namensgebung *Psychologie* enthält die älteste und fundamentale Schwierigkeit des Faches: Umschreibungen sind Seelenlehre und Seelenwissenschaft, Psyche und Psychisches gegenüber Bewusstsein, die *rationale* gegenüber der *empirischen* Psychologie. Für die Psychologen der Gründergeneration, die für die experimentelle Psychologie eintraten, war es nicht üblich, in der Folge von Kants Zurückweisung der metaphysischen Psychologie und dem Beharren auf dem Seelenbegriff wie von Herbart oder Lotze, Stellung zu nehmen. Man beteiligte sich kaum an der Diskussion, die von Lange mit der Formulierung „Psychologie ohne Seele“ zugespitzt wurde. Wundt verwendete diese Formulierung nicht (er hat sich gegen sie ausgesprochen 1911e, Ethik 1924, III, S. 224 f), hat jedoch theologische Einflüsse und kirchliche Bindungen in der Wissenschaft zurückgewiesen. Dennoch richtete sich die Polemik der christlich orientierten Psychologen primär gegen ihn. In dieser teils offen polemischen, teils nur untergründigen Auseinandersetzung um Seelenbegriff und Seelenwissenschaft geht es oft um Wundt, denn er war bekannt und hat sich relativ deutlich geäußert, wenn auch nicht so eindeutig wie später Freud, der noch entschiedeneren Widerspruch provozierte.

Wundt lebte bereits in einer Zeit, in der die Ablehnung des metaphysischen Seelenprinzips in der *wissenschaftlichen Psychologie* auch für einen Ordinarius der Philosophie und Rektor der Universität Leipzig in Sachsen – in vorsichtiger Weise – möglich war. Anders als in der Generation Kants, der wegen seiner Schriften zur Religionsphilosophie vom preußischen Minister zweimal abgemahnt und mit der Entlassung bedroht wurde (siehe Abschnitt 3.3.2). In einer sonst ungewöhnlichen Weise gehen Van Hoorn und Verhave (1980), die Wundts zentrale Idee, das Konzept der psychischen Kausalität, seine voluntaristische Tendenz und seinem nachhaltigen Antimaterialismus schildern, auf den zeitgenössischen religiösen Kontext von „Psychologie ohne Seele“ um 1860 ein. Sie erinnern an die Entlassungen von Professoren, deren Lehren als materialistisch, und deswegen als subversiv für Religion und Moral angesehen wurden. Aus heutiger Sicht ist schwer einzuschätzen, welche Risiken für beamtete Professoren zu antizipieren waren, gab es doch einige „Freigeister“ und „Materialisten“ an den Universitäten, aber auch kirchliche Einflussnahmen bei Stellenbesetzungen.

Die Autoren der zeitgenössischen Lehrbücher schreiben zwar, teils recht ausführlich, über das Leib-Seele-Problem und akzeptierten vielfach auch die Auffassung des Psychophysischen Parallelismus, schweigen aber zur metaphysischen Seelenfrage und zu Langes Provokation. Namentlich bleibt regelmäßig unklar, ob „Seele“ eher die metaphysische Bestimmung und „Psyche“ eher den Prozess des Bewusstseins und Erlebens meint oder jeweils implizit die „psychophysische“ Einheit (mit-)gemeint ist oder nicht. Die tatsächliche Einstellung kann höchstens aus den Themen und Registern der Lehrbücher und eventuell aus der methodologischen Grundhaltung vermutet werden. Eine Ausnahme bildet Jodl

(1896), der in seinem wiederholt aufgelegten Lehrbuch schreibt, dass „es nirgends, soweit unsere Erfahrung reicht, ein auf sich selbst ruhendes und durch sich selbst existierendes Bewusstsein oder geistiges Leben ohne organische Grundlage gebe. Bewusstsein oder Geist kann nicht substantiell gedacht werden. Im Sinne der alten Seelensubstanzlehre ist die heutige wissenschaftliche Psychologie allerdings ‚Psychologie ohne Seele‘“ (S. 109). In der Rezeptionsgeschichte von Wundts Werk sind weitaus mehr kritische und polemische Reaktionen auf dessen Aktualitätstheorie und Ablehnung des substantiologischen Seelenbegriffs zu finden als eindeutige Zustimmung. Dieser Sachverhalt lässt vermuten, dass die „Seelenfrage“ auch in den anschließenden Jahrzehnten und tendenziell auch in der Gegenwart bestehen blieb. - Eine ideengeschichtliche Untersuchung ist jedoch erheblich erschwert, denn der Seelenbegriff ist, gerade für Psychologen, so vieldeutig, dass häufig nur aus dem Kontext oder aus biographischen Hinweisen interpretiert werden kann, was der Autor denken könnte.

Das Thema ist vielschichtig und ist, da eine simple Alternative „Glauben an ein metaphysisches personales Seelenprinzip: ja oder nein“ nicht genügen kann, auf begriffliche Klärungsversuche angewiesen (vgl. Grom, 2007; Pongratz, 1967; Wyss, 1991b) und auf eine Kategorialanalyse nach der Weise von Nicolai Hartmann, denn die Bezeichnung „Seele“ enthält so viele Bedeutungen, dass eine Explikation bereits auf theologischer Ebene kompliziert sein wird. Als weitere Schwierigkeit ist zu erwarten, dass einige Psychologen das metaphysische Postulat einer Seele durchaus mit einer nicht-metaphysischen Grundlegung der Psychologie als empirische Wissenschaft zu vereinen vermögen. Ob die absolute Voraussetzung philosophisch-ontologischer Art Konsequenzen für die Fragestellungen, Konzepte und Ziele der empirischen Psychologie haben könnten, wird nicht diskutiert, vielleicht einfach ausgeklammert – wie die Selbstdarstellungen bekannter Psychologen mehrheitlich erkennen lassen – vielleicht aus dem Gefühl der Privatheit oder aus Sorge über mögliche Folgen solcher Offenheit.

Die Erhebungen bei Studierenden der Psychologie und bei Hochschulabsolventen sprechen dafür, dass bei etwa einem Drittel der Psychologen ein metaphysischer Seelenglauben in allgemeiner Form angenommen werden kann. Genauere Auskünfte wären nur aus direkten Interviews und Erhebungen, auch bei Professoren und bei Psychologen auf den Praxisfeldern der Psychologie, zu erhalten (vgl. die Umfrageergebnisse bei Psychotherapeuten). So bleiben die Überzeugungen hinsichtlich des Seelenbegriffs und die eventuellen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Konsequenzen dieser Einstellung weiterhin eine genuine Fragestellung für diese Disziplin.

Ist es in diesem Kontext wirklich ein guter Vorschlag oder nur eine Irritation, wenn Mack (2012, S. 57) das Wort „Seele“ in seiner unaufhebbaren Vieldeutigkeit zurückverlangt? „Im Folgenden plädiere ich für die Wiederaneignung des Begriffs ‚Seele/Psyche‘ als einen Grundbegriff der Psychologie. Um die vielfältigen Konnotationen von Seele zu vermeiden, wäre es am besten, statt von Seele von Psyche zu sprechen.“

Leib-Seele-Problem

Das Leib-Seele-Problem nimmt in den Rezensionen und Psychologie-Lehrbüchern des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende einen auffällig großen Raum ein. Aber selbst wenn ein Autor sich für eine bestimmte Position ausspricht, fehlt in der Regel eine Stellungnahme zum metaphysischen Seelenbegriff, so dass nur Vermutungen möglich sind. Vielleicht werden ja zwei Ebenen von Überzeugungen bzw. Postulaten unterschieden oder eine entschiedene Antwort fällt zu schwer.

Bevor die Fortschritte der Neurowissenschaften und neuere Varianten des Physikalismus (Materialismus) und des Reduktionismus das Interesse am Gehirn-Bewusstsein-Problem wiederbelebten, schien es eher zu einer Ermüdung der Diskussionsbereitschaft gekommen zu sein (vgl. Fahrenberg 2007, 2008b). Überzeugende Lösungen sind, trotz einer über Jahrhunderte andauernden Diskussion und trotz einiger neuer Begriffe und Differenzierungsversuche, wie dem begrifflich unklaren Supervenienzprinzip, nicht in Sicht, da jede der vertretenen Auffassungen von bestimmten philosophischen Vorentscheidungen ausgeht. So zeigte die publizierte Zusammenstellung unterschiedlicher Positionen (Roth & Schwegler, 1995) keine wesentlichen Konvergenzen. Stilistisch fällt der monologische Stil vieler Beiträge auf, die oft apodiktische Kritik anderer, ohne eventuelle Schwächen auch der eigenen Position von vornherein einzuräumen. Die möglichen Konsequenzen für die Methodenlehre und Konzeption der Psychologie, z.B. die Folgen von Kategorienfehlern, werden weiterhin kaum diskutiert oder gar empirisch untersucht; eine Reflexion und Annäherung im Sinne eines Verhandlungsmodells fehlt völlig.

Nicht zu übersehen sind die philosophischen Vorentscheidungen, wenn Phänomene als „bewusst“ zu bezeichnen, fast peinlich zu sein scheint oder „willentlich“ in einer fast verschämt wirkenden Ausdrucksweise heute von Neuropsychologen als „kontrolliert“ bezeichnet wird, um den Eindruck *mentalistischer* oder *voluntaristischer Irrtümer* zu vermeiden. Aber gerade auf diesem Forschungsgebiet können, wie bereits Wundt hervorhob, bestimmte philosophische Postulate als absolute Voraussetzungen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie maßgeblich für bestimmte Denkweisen, Themen und Methoden sein, aber auch Kategorienfehler zur Folge haben (zu Wundts Neuropsychologie siehe Fahrenberg, 2015).

In dieser Kontroverse gibt es mehrere, ungewöhnlich engagierte Autoren, die mit Manifesten hervortraten, um die von ihnen für richtig gehaltene Auffassung darzulegen. Solche *Manifeste* (Braitenberg, 1992; Elger et. al., 2004) gibt es in dieser Form kaum in einem anderen Forschungsbereich der Psychologie. PSYINDEX und PsycINFO verzeichnen außerdem noch Manifeste von Neurowissenschaftlern zum *Konnektionismus* sowie über die *Neurale Basis der kognitiven Entwicklung*. In dieser Dichte und Überzeugtheit finden sich solche Stellungnahmen als *Manifeste* sonst nur bei einigen klinischen oder sozialen Problemen und bei *Genderfragen*.

Biographische Vermutungen

Biographisch gesehen haben die meisten bedeutenden Psychologen der Gründerzeit „von Haus aus“ eine religiöse (spirituelle) Orientierung:

- Fechner stammt aus einem evangelischen Pfarrhaus und folgte zeitweilig intensiv spiritistischen Gedankengängen;
- Wundt war Sohn eines evangelischen Pfarrers (*Anmerkung 27*);
- Diltheys Vater war calvinistischer Prediger und Dilthey schloss ein theologisches Studium ab, bevor er sich stärker der Philosophie zuwandte;
- Brentano war katholischer Priester, bevor er sich aus dogmatischen und aus familiären Gründen von der Kirche distanzierte (*Anmerkung 28*);
- G. E. Müller war Sohn eines Pastors;
- Stumpf war Schüler von Lotze und vor allem von Brentano, mit dem er das starke theologische Interesse teilte; er wollte zunächst ebenfalls Priester werden; nach seiner Emeritierung verließ er die Amtskirche, hielt jedoch an seinem Glauben fest.
- Bühler war zum Studium der Katholischen Theologie bestimmt (*Anmerkung 29*).

Diese biographischen Hinweise sind in den Lehrbüchern der Geschichte der Psychologie kaum zu finden, teils eher in den größeren Biographien und systematischer in Wikipedia. Welche persönlichen Hemmungen eventuell bestehen können, eine theologisch-christliche Orientierung einzuräumen, ist beispielhaft bei den erst spät zugänglich gewordenen biographischen Hinweisen zu Brentanos oder Stumpfs Überzeugungen zu erkennen. Könnte es in der Gründungsphase der Psychologie auch eine begründete Zurückhaltung Art gegeben haben? Vielleicht haben die in den Fachzeitschriften veröffentlichten Polemiken christlicher Philosophen und Psychologen gegen das ja keineswegs materialistische oder reduktionistische Denken Wundts, und später die drastische Zurückweisung von Wundts Position durch Krueger und Wellek generell zur Vorsicht beigetragen.

Psychologie als Seelenwissenschaft und Kritik an Wundt

Gutberlet (1888), ein neuthomistischer Philosoph, Theologe und Herausgeber des Philosophischen Jahrbuchs der Görres-Gesellschaft, kritisiert in seinem Aufsatz *Die Psychologie ohne Seele* hauptsächlich Wundts Position. Wundt nehme zwar einen Substanzbegriff für die Außenwelt an, akzeptiere aber keinen Substanzbegriff für das Seelische und für die Idee des Ich. Demgegenüber ist Gutberlet überzeugt, dass in der Substanz des Seelischen ein „absolut notwendiges Postulat des Denkens“ bestehe: „Wie eine Bewegung unmöglich ist ohne Bewegtes, so Denken ohne denkendes Subjekt. Denn der eigentliche Begriff der Substanz im Gegensatz zum Akzidens liegt in dem Insichbestehen. (...) Die Idee des Ichs sei nicht bloß Inhalt, sondern auch Akt und dieser Akt erfordert ein tätiges Subjekt“ (S. 481). „Der Substanzbegriff wird zu allererst gefordert, um die Seelentätigkeiten überhaupt nur in ihrer Existenz zu begreifen; ob er für einzelne Erscheinungen Dienste tut, ist sehr gleichgültig; auch wenn er keine einzige spezielle Erklärung böte, bleibt er als logische Folgerung zu Recht bestehen“ (S. 482).

Stellungnahmen gegen die Seelenlehre der christlichen Philosophie weist Gutberlet (1898) unter dem Titel *Die Krisis in der Psychologie* als „nichtig“ zurück. Er will den traditionellen Seelenbegriff bewahren und kritisiert alle Autoren, die sich vom Seelenbegriff abwenden und meinte wahrscheinlich hauptsächlich Wundt. „Das geflügelte Wort Zimmermanns (*Anmerkung* 30), Psychologie ohne Seele‘ hat im materialistischen Lager viel Beifall gefunden. Aber um geistreich zu sein, dürfte die Phrase die Absurdität nicht so offen aussprechen: Eine Wissenschaft ohne Objekt ist ein offenes Unding, ebenso widerspruchsvoll, als eine Tätigkeit ohne Gegenstand der Tätigkeit. Nun wollen freilich die Materialisten ihrer Psychologie nicht jegliches Objekt entziehen, sondern ihr als solches die psychischen Tätigkeiten geben; sie nennen das den aktualistischen Seelenbegriff im Gegensatz zum herkömmlichen substanzialistischen. Aber damit wird der Psychologie die Bedeutung einer wahren Wissenschaft genommen, sie wird zur Seelenbeschreibung erniedrigt, zu einem Glied der beschreibenden Naturgeschichte gemacht. Der menschliche Verstand und noch mehr die wissenschaftliche Erklärung verlangt einen Grund für die Seelentätigkeiten“ (S. 145).

Alle Metaphysik wie eine Krankheit abzuschütteln – in diesem Sinne habe sich R. Willy in seinem Buch *Krisis der Psychologie* geäußert, schreibt Gutberlet (1898). Es sei nun ein „ergötzliches Schauspiel“, dass sich die verschiedenen Vertreter des Empirismus alle einander Metaphysik vorwerfen (S. 121). Gutberlet erkennt eine Psychologie ohne Seele, ein Desinteresse an der Unsterblichkeitsfrage, die Ablehnung der christlichen Seelenlehre. Auch William James habe die Unentbehrlichkeit der Metaphysik in der Psychologie festgestellt. Lotze und Wundt seien unbedenklich als die bedeutendsten Vertreter der außerkirchlichen Philosophie in unserer Zeit anzusehen (S. 127): „... sie wollen eine befriedigende, dem Stand der Wissenschaft entsprechende Weiterklärung gewinnen und bieten; hätten sie doch nur nicht so große Vorurteile gegen die auf christlichem Standpunkte erwachsene Metaphysik gehabt, wie das wenigstens bei Wundt der Fall ist, der bei jeder Gelegenheit den Scholastikern etwas anzuhängen sucht“ (S. 127). Die christliche Psychologie könne einen Beitrag zur Forschung geben. „Was für einen philosophischen und überhaupt was für einen objektiven Wert hat eine ‚Psychologie ohne Seele‘? (...) Wenn die Seelenwissenschaft darauf verzichtet, die Frage über die Natur der Seele, ihre Geistigkeit und Unsterblichkeit in den Bereich der Untersuchungen zu ziehen, dann gibt sie sich selbst als Wissenschaft und den Betrieb der Wissenschaft als ethische Aufgabe auf. Auch die feinsten Beobachtungen und scharfsinnigsten Messungen und Rechnungen über Schnelligkeit der psychischen Reaktion, der Assoziation usw. sind eitel Quark gegenüber der Unsterblichkeitsfrage. (...) ... auch für den experimentellen Psychologen sollte doch wohl die wichtigste aller Fragen sein: Habe ich eine unsterbliche Seele oder nicht“ (S. 128). „Auch die christliche Philosophie kann hier manches ergänzend nachtragen, was der alten Philosophie fehlt.“ „Indem sie sich den modernen Psychologismus zu nutzen macht, und mit dem alten Ontologismus verbindet, wird sie ein harmonisches Ganzes schaffen und ein adäquateres Weltbild gewinnen“ (S. 138). In seinem Buch *Kampf um die Seele* erweitert Gutberlet (1903) seine Kritik.

Der katholische Philosoph und Psychologe Geyser (1912) erklärt seine Position im *Lehrbuch der allgemeinen Psychologie*, indem er nach Aristoteles die Seele als Entelechie

[Wirkprinzip] definiert. Für ihn ist aus katholischer Sicht der Begriff der Seele wesentlich und er weist hier auch auf Gutberlet (*Der Kampf um die Seele*, 1903), auf Dyroff und andere Autoren der christlich orientierten Psychologie hin. Für Geyser ist eine sehr eingehende Diskussion des Leib-Seele-Problems wichtig. Wundt gehe in seiner Aktualitätstheorie davon aus, dass der substanzielle Seelenbegriff mit Beharrung und Unveränderlichkeit gleichzusetzen sei. Geyser zufolge sind diese Annahmen nicht notwendig (S. 150). Er unterscheidet „das Psychische“ und „das Physische“ im Sinne eines Dualismus mit Wechselwirkung; im Gegensatz zu Gutberlet, der behauptete, dass die christliche Auffassung monistisch sei und keine Einwirkung von Seele auf Leib postuliere.

Wundts Verzicht auf den substanzontologischen Seelenbegriff fand einen breiten Widerspruch in Rezensionen und Lehrbüchern: Von der Position des philosophischen Idealismus aus gesehen war Wundts Ansatz ohne letzte Begründung in einem obersten Prinzip, dem absoluten Geist. Aus christlicher Sicht wurde die „Psychologie ohne Seele“ zurückgewiesen. Rezensenten wie Besser, Gutberlet, Klimke, Rabus und Sommer vermissen den Gottesbegriff, greifen die Verleugnung der unsterblichen Seele an und halten Wundts Psychologie für fundamental falsch, irrig und sogar gefährlich. Aus diesen Gründen wird von einigen dieser Rezensenten auch Wundts *Ethik* abgelehnt. Da Wundt sich nicht auf Gott, auf die Schöpfung und Offenbarung beziehe, fehle seiner *Ethik* eine letzte Begründung. Analog, wenn auch nicht theologisch, sondern im Sinne der idealistischen Philosophie, wird in Wundts „empiristischer“ und „evolutionistischer“ Ethik das absolute, moralische Subjekt als letzte Instanz vermisst. Klimke, ein Jesuit, lässt in einer Rezension die Frage durchblicken, ob Wundts Werk überhaupt für die katholische Bevölkerung geeignet sei (siehe Fahrenberg, 2011). – Windelband und Heimsoeth (1900/1957) überschrieben in ihrem *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie* das Kapitel über die Anfänge der Psychologie mit *Der Kampf um die Seele*.

Rückkehr zur Seelenwissenschaft?

Einflussreich waren wahrscheinlich Felix Kruegers Reden. Bereits Kruegers (1931) früherer Kongressbeitrag *Die Aufgaben der Psychologie an den Deutschen Hochschulen* enthält eine eigenartig verzerrte, höchst einseitige Erinnerung an seinen Vorgänger Wundt und Bemerkungen über die reinigende Wirkung des Positivismus, der sich jedoch erfahrungspsychologisch ausrichten müsse. Zur Metaphysik schreibt Krueger: „Es gibt keine systematische Philosophie ohne Seele“ (S. 65), d.h. Gerichtetsein auf ein Sinn Ganzes. In seiner Eröffnungsrede zum XIII. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Leipzig spricht Krueger (1934) über die *Die Lage der Seelenwissenschaft in der deutschen Gegenwart*. Dieser Vortrag wird heute vor allem wegen seines unsäglich nationalsozialistischen Bekenntnisses zu dem Führer Adolf Hitler erinnert. Auch fachlich ist es ein Einschnitt. Krueger bricht hier noch deutlicher als zuvor mit Wundts Konzeption der Psychologie, denn er verfälscht die Wissenschaftstheorie seines Vorgängers zu einem Stereotyp, das bis heute nachwirkt. Krueger unterstellt Wundt eine „Elementenpsychologie“ und distanziert sich von dessen Aktualitätstheorie: „Sogar Wundt setzte der Psychologie das Ziel, als das höchste, und hielt immer daran fest: die Bewusstseinsinhalte in ihre kleinsten Atome oder

letzten Elemente aufzulösen und daraus dann ohne Rest, also summenhaft das Gegebene wieder aufzubauen“ (S. 12). „Schließlich stellte Wundt, während er unter den Empirikern sonst am weitesten dachte, den Grundsatz auf, dass im Gegensatz zu dem Materiellen, alles Psychische prozesshaft sei und daher von den Erfahrungswissenschaften rein funktionalistisch behandelt werden müsse. Substanzbegriffe zu bilden sei der Naturwissenschaft eigentümlich und notwendig.“ Dieses Prinzip der reinen Aktualität habe den Weg zum Beharrenden und Wesenhaften seelischer Art verlegt. Die neuere Entwicklung sei jedoch anders verlaufen, konvergiere auf Probleme der Ganzheit und zwingt, alle jene Gegenüberstellungen nachzuprüfen, den ganzen Menschen, das Gemüt, Konstanten, z.B. der apperzeptiven Tendenzen, Konstanten der Urteilsbildung, Gefügezusammenhänge der Struktur, Gestalten, genetische Strukturpsychologie, das gefügehafte Ganze der Person und das „Erleben von Ganzheit als phänomenale Gegebenheiten eines gegliederten, scharf abgehobenen und gleichzeitig in sich hochgradig geschlossenen Ganzen“ (S. 23 f). „Die Zeit ist endgültig vorüber, dass die wissenschaftlichen Psychologen, zumal in Deutschland, einhellig eine Psychologie ohne Seele anstrebten oder mit Stolz verkündeten“ (S. 25). (...) Die selbstgenugsame, zugleich überhebliche ‚Psychologie ohne Seele‘ ist recht ein Kind des 19. Jahrhunderts“ (S. 32).

Noch Wellek (1962) stellt Wundt als Elementenpsychologen und die „Ära Wundt“ als die einer „Psychologie ohne Seele“ vor. „Im neunzehnten Jahrhundert, in der Ära Wundt, hatte sich die Psychologie als eine ‚Psychologie ohne Seele‘ deklariert.“ „Die Physiologische Psychologie interessiert nicht mehr, und allerdings auch nicht weniger, als die Physiologie selber – eine naturwissenschaftlich-medizinische Grundwissenschaft. Eine solche wollte die Psychologie in dieser ihrer naturwissenschaftlichen Ära ebenfalls werden ...“ (S. 65). Wellek meint, eine Psychologie ohne Seele könne nicht befriedigen, „weil sie alle jene Fragen unbeantwortet beiseitelegen muss, die für das Leben von unmittelbarer Bedeutung sind, und auf deren Beantwortung – nach menschlichem Vermögen – der Mensch einen Anspruch hat: gleichviel durch welche Wissenschaft, und wie sie sich nennen möge“ (S. 65). Wundt habe eine Seelenwissenschaft ohne Seele begründen wollen. „Das sollte heißen: die neue naturwissenschaftlich experimentelle Psychologie wollte nicht länger von einem metaphysischen, wohl gar theologischen Gegenstand handeln, wie es die Seele ist ...“ (S. 155). Wundt habe die Psychologie „um der naturwissenschaftlichen Methode willen“ auf den „Bereich des im Bewusstsein unmittelbar Erfahrbaren“ begrenzt (S. 160).

Wellek beteiligt sich hier an der Verbreitung des Stereotyps „Wundt als Begründer der naturwissenschaftlichen Psychologie, einer Psychologie ohne Seele“. Stilistisch unterstreichen seine Wiederholungen, wie wichtig ihm dieses – sachlich unbegründete – Stereotyp ist. Wie diese Etikettierung mit Wundts Apperzeptionspsychologie, die ja gegen eine naturwissenschaftliche Kausalanalyse gerade die eigenständigen Erkenntnisprinzipien der Bewusstseinspsychologie entwickelt, zu vereinbaren ist, erklärt Wellek nicht, ebenso wenig seinen eigenen Seelenglauben. Diese Diskrepanz scheint fortzubestehen und die genaue Analyse der Rezeptionsgeschichte zeigt, dass gerade diese Frage systematisch unterblieben ist und auch in der Psychologiegeschichte kein Thema ist.

Seelenwissenschaft oder A-Psychismus?

Dieses Thema stellt sich unvermeidlich, wenn über die Entstehungsgeschichte der empirischen Psychologie und über die Hauptrichtungen der Psychologie nachgedacht wird. Bei dem Versuch, Wundts Leitgedanken darzustellen und deren Rezeption zu untersuchen, zeigte sich, dass die Polemik gegen seine „Psychologie ohne Seele“, die in einer Reihe von Rezensionen und längeren Beiträgen erschien, in der psychologie-geschichtlichen Forschung weitgehend unbeachtet blieb (Fahrenberg, 2011). In der Rezeption von Brentanos Psychologie wurde die mit seinem Seelen- und Gottesbegriff verknüpfte Evidenztheorie der inneren Wahrnehmung bisher weitgehend außer Acht gelassen (Tiefensee, 1998). Das Thema des Seelenglaubens wird überhaupt sehr selten erwähnt. Es wäre überzogen, von einem Tabu zu sprechen, doch ist es auffällig, dass ein verbreitetes Desinteresse oder eine Scheu zu bestehen scheinen, diese eventuell wesentlichen Einflüsse zu erkunden und darzustellen.

Indizien sind leicht aufzuzählen:

- in den geschichtlichen Darstellungen der neueren Psychologie fehlt das Thema theologischer Einflüsse weitgehend;
- wichtige Quellen über die Kontroversen zur „Psychologie ohne Seele“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in der späteren Zeit werden selten genannt;
- die Begriffe Seele (metaphysisch verstanden oder neutral als „Psychisches“), Seelenglauben, Gottesglauben, Unsterblichkeit, Spiritualität usw. fehlen fast regelmäßig in den Sachregistern;
- die meisten der publizierten Selbstdarstellungen von Psychologen klammern den Bereich Religion und Glauben aus;
- erst in neuerer Zeit zugänglich gewordene Briefe und Nachlässe von Franz Brentano und Carl Stumpf lassen erkennen, wie fundamental der christliche Glaube war und wie tief, zumindest bei Brentano, theologische Überzeugungen und psychologische Postulate zusammenhängen;
- die markanten Stellungnahmen Sigmund Freuds, sein erklärter A-Theismus und A-Psychismus in den erst 1927 bzw. 1930 publizierten Arbeiten *Zukunft einer Illusion* und *Unbehagen in der Kultur*, und nicht nur der „Pansexualismus“, waren in weiten Kreisen extrem anstößig, wie Biographen Freuds berichten (*Anmerkung 31*);
- auch Lehrbücher der Wissenschaftstheorie der Psychologie enthalten kaum eine Reflexion der möglichen Konsequenzen religiös-metaphysischer Überzeugungen für die Definition der Psychologie und ihrer Fragestellungen (vielleicht wegen der Fiktion einer weltanschaulichen und berufsethischen „Neutralität“ der Psychologie?);
- auch die vorwiegend kritisch-rationalistisch orientierten Wissenschaftstheoretiker in der Psychologie klammern bereits die Frage und eine rationale Antwort aus, trotz des Wissens, dass wahrscheinlich ein Teil der Psychologen und viele der Menschen, mit denen sie in Beratung und Therapie zu tun haben, grundsätzlich anders denkt.

Über den „Gegenstand“ der Psychologie schreibt Traxel (1985): „Die Diskussion über den Gegenstand hat in der neueren Psychologie im Grunde nie ganz aufgehört. Sollte sie jetzt

wieder akut werden, so läge darin an sich nichts Beunruhigendes. Es können neue Erkenntnisse und Entwicklungen in einem Wissensgebiet immer Anlass dazu geben, auch dessen Gegenstand neu zu überdenken. Beunruhigend wäre es nur, wenn die Diskussion immer wieder ausbräche, auch ohne dass umwälzende neue Errungenschaften zu verzeichnen sind. Denn eine solche endogene Periodik müsste als Symptom einer andauernden Krise gedeutet werden“ (S. 28). „Die neuere Psychologie hat die Seele als Gegenstand aufgegeben. Dieses Ereignis wird bis in unsere Tage als ein großer Erfolg gefeiert. Als moderne Erfahrungswissenschaft will die Psychologie mit Unerfahrbarem nichts mehr zu tun haben. Den Plan kann man gut heißen; doch wie weit wurde er realisiert? Es heißt, die Betrachtung habe gewechselt von etwas Substanziellem zu etwas Aktuellem. Ist damit ein so jäher Umschwung erfolgt? Eines stimmt: Die Probleme der alten spekulativen rationalen Psychologie würden heute kaum noch als psychologische Fragen identifiziert; insofern hat sich am Programm tatsächlich einiges geändert. (...) Aber sahen wohl Aristoteles und viele andere nach ihm den Gegenstand dessen, was im 16. Jahrhundert auf den Namen ‚Psychologia‘ getauft wurde, allein in der metaphysischen substantiellen Seele? Auch sie beschreiben schon einzelne Erfahrungstatsachen, wie man sie später unter dem Begriff ‚psychische Erscheinungen‘ zusammenfasste“ (S. 33).

Verbindung der Psychologie mit Erkenntnistheorie und Philosophie

„Überall führt die psychologische Untersuchung auf metaphysische Probleme hinaus. Aber zu deren Lösung bildet der Zusammenhang empirischer Tatsachen und Gesetze, zu denen sie gelangt, nur einen Teil der Vorbedingungen. Das übrige müssen Naturphilosophie und Kritik der Erkenntnis hinzutun. Denn die Begriffe der inneren Erfahrung sind durch die der äußeren mitbestimmt und verlangen mit diesen zusammen die Prüfung ihres Ursprungs und ihrer Berechtigung“ (Wundt, 1874, S. 858). Zum Thema Metaphysik nimmt Wundt drei Perspektiven ein. Er distanziert sich vom metaphysischen Seelenbegriff und von Postulaten über Struktur und Vermögen der Seele. Er ist überzeugt, dass in jeder einzelnen Wissenschaft allgemeine Voraussetzungen philosophischer Art enthalten sind. Er entwickelt auf der Grundlage seiner empirischen Psychologie einen psychologischen Voluntarismus und erweitert diesen später zu einem metaphysischen Voluntarismus (ähnlich Leibniz). Wundt hält allerdings daran fest, dass seine empirische Psychologie unabhängig von den verschiedenen Lehren der Metaphysik entstanden sei (*System*, 1919b, I, S. IX f).

Wundt (1897) schildert im *System der Philosophie* auch seine eigene Position, wobei er ausdrücklich zu der Frage Stellung nimmt, ob seine Psychologie davon geprägt sei. Bei genauerer Lektüre ergibt sich der Eindruck, dass von vielen Autoren, beispielsweise Brentano oder Spranger (und teils auch von ihren heutigen Herausgebern und Psychologiehistorikern) Formulierungen gewählt werden, die es offen lassen bzw. verbergen, wie die dualistische Grundauffassung gemeint sein könnte: als idealistische oder spiritualistische Grundüberzeugung, als theologisch in Glaubenswahrheiten ausgeformte und als *absolute Voraussetzung* des Denkens oder als ein Überzeugungssystem, von dem die Sphäre der Wissenschaften durchaus getrennt bzw. unabhängig besteht und auch neutral betrieben werden kann.

Keiner der hauptsächlichen Repräsentanten der *Verstehenden Psychologie*, weder Dilthey, Binswanger, Spranger oder Gruhle, hat sich überhaupt bereitgefunden, auf die ontologischen, eventuell auch theologischen Aspekte ihrer Überzeugungen und auf mögliche Einflüsse des christlichen Menschenbildes einzugehen. Auf der anderen Seite musste sich beispielsweise Spranger bewusst sein, dass wahrscheinlich die Mehrzahl seiner Kollegen und Leser aufgrund ihrer konfessionellen Orientierung den fundamentalen Glaubenswahrheiten wie Unsterblichkeit der Seele, Schöpfung, Gott (Absolutes, absoluter Geist) zuneigten. Auf den metaphysisch-theologischen Begriff der Seele geht er nicht ein, bis auf sehr kurze und fast defensiv wirkende Hinweise auf „oberste Grenzen“ und auf den Begriff einer „spiritualistische Metaphysik“. Er vermeidet dieses Thema und jeglichen Hinweis, dass hier Glaubenswahrheiten involviert sein könnten. Insofern spiegelt seine Position Überzeugungen in der Tradition des deutschen Idealismus, ohne jedoch eine deutlich aufklärerische Tendenz erkennen zu lassen. Oder war hier bereits seine eigene spätere Wende zu einer überzeugt christlichen Einstellung angelegt? Wenn Dilthey, Spranger oder Jaspers über Weltanschauungstypen und Lebensformen schreiben, fehlt durchweg eine konsequente religionspsychologische Fragestellung, ganz abgesehen von einem Interesse, wie verbreitet und einflussreich solche Positionen, beispielsweise an den Universitäten und in den einzelnen Fächern waren oder wie weit sie in die Grundlagen der Psychologie hineinreichten. Der metaphysische Seelenbegriff wird, trotz Kants Kritik und Vorbild, nicht direkt zu einem Thema, sondern wird umgangen und die möglichen ideengeschichtlichen Abhängigkeiten werden schlichtweg ausgeklammert (siehe jedoch das spätere Buch von Jaspers, 1954, *Der philosophische Glaube*, sowie Weischedel, 2013, mit seiner Untersuchung *Der Gott der Philosophen*).

Das zentrale Feld für ontologische (und metaphysische) Kontroversen bildet weiterhin das Leib-Seele-Problem, wobei in den nicht synonymen Bezeichnungen *Gehirn-Bewusstsein* oder *Körper-Geist-Problem* eventuell kategoriale Unterschiede verborgen sind: *Seele*, *Geist*, *Mentales (Mind)*. In diesem Kontext stehen auch die verbreitete Auseinandersetzung über *Reduktion*, *Reduzierbarkeit* und *Reduktionismus* sowie die zugehörige Diskussion über *Kategorienlehre* und *Kategorienfehler*. – Weiterhin gibt es viele Publikationen zum Thema Reduktion und Reduktionismus, auch im Hinblick auf die Psychologie; hinweisartig werden hier nur genannt: Schouten und de Jong, (2007), *Mind matters*, Hagemann (2009) *Das Gespenst des Reduktionismus* sowie Mahner und Bunge (2000) *Philosophische Grundlagen der Biologie*.

Den Zusammenhang zwischen den Hauptrichtungen der Psychologie und ihren *typischen Kategorien* darzustellen, gehört zu den Aufgaben einer Theoretischen Psychologie. Aus diesen Kontroversen folgt die Frage nach den möglichen Konsequenzen gegensätzlicher Positionen für die Theorienbildung, für die Auswahl der adäquaten Methoden und die Definition der Gültigkeitskriterien. Oder sind solche Überzeugungen ohne Belang für Forschung und Berufspraxis der Psychologie?

6. 4. 3 **Physikalischer Reduktionismus, Psychologismus und Philosophismus**

Wenn in neuerer Zeit philosophisch und psychologisch über Gehirn und Bewusstsein diskutiert wird, dominiert oft das neurowissenschaftlich oder sprachanalytisch geprägte Vokabular des „Neuroreduktionismus“. Das Ziel ist die Erklärung von Bewusstseinsprozessen durch neurophysiologische Gesetzmäßigkeiten, denn Bewusstsein ist eine Begleitfunktion der Hirntätigkeit, letztlich der Hirnphysik. Zur wissenschaftstheoretischen Begründung dieser „Herabführung auf Einfacheres“ wurden verschiedene Konzepte entwickelt, darunter eine Variante, die den materialistisch-mechanistischen Eindruck des Physikalismus vermeiden möchte, indem die eigenständige Qualität des Phänomenalen bewahrt bleiben soll, ohne die Kausalerklärungen zu stören (sog. „nicht-reduktiver Physikalismus“). In vielen dieser programmatischen Äußerungen fehlen wichtige erkenntnistheoretische Argumente hinsichtlich der philosophischen Vorentscheidungen, insbesondere Kategorialanalysen und die Diskussion von Kategorienfehlern; außerdem fehlen Ideen oder Nachweise, welche wissenschaftlichen Prognosen in der Psychologie aufgrund solcher Reduktionen besser zu leisten wären.

Die Rückführung von nicht-psychologischen Themen, insbesondere der Philosophie, Religion und Weltanschauung, aber auch der Sozialwissenschaften, auf psychologische Begriffe und Theorien wird als Psychologismus bezeichnet. Von philosophischer Seite vorgebracht ist damit gemeint, philosophische Begriffe, insbesondere die Logik, würden in unzulässiger Weise psychologisiert, d.h., zu Erfahrungsbegriffen gemacht. Der Einwand aus psychologischer Sicht lautet, dass die Logik durchaus einen denkpsychologisch zu beschreibenden Aspekt aufweist, ohne den normative Aspekt der Logik zu bestreiten. *Zusätzlich* ist jedoch zu diskutieren, was konsequentes Denken aus Sicht der subjektiven Erfahrung, der Allgemeingültigkeit und Evidenz sowie der Evolution des Denkens bedeutet. So erfordern auch philosophische Ausführungen über regionale fachliche Kategorien, da sie *auch* Begriffsbildungen darstellen, eine empirische Grundlage und *ergänzende*, denkpsychologische Reflexion. Zur Psychologismus-Debatte gibt es gelegentlich auch heute noch Kommentare, wobei der Perspektiven-Wechsel zwischen reiner Logik und denkpsychologischer Sichtweise nicht unbedingt nachvollzogen wird (siehe Fahrenberg, 2013).

Gewöhnlich werden Reduktion und Reduktionismus nur als „Herabführung“ von oben nach unten beschrieben, also eine Vereinfachung höherer Funktionen oder „höherer Seinsschichten“ auf theoretische Konzeptionen bzw. Theorien auf einfachere, elementare und weniger gegliederte Beschreibungsebenen, d.h. auch kategorial andersartige Bezugssysteme. Ontologisch höher oder niedriger kann in dieser fast wertend klingenden Abstufung nicht das hauptsächliche Kriterium des Reduktionismus-Vorwurfs sein. Wichtiger sollte sein, ob es sich um mehr oder weniger *einfach strukturierte* Aussagen handelt. So gibt es viele theoretische Konzepte der Physiologie und Biologie, die sehr komplexe Gefüge von morphologischen und funktionellen Relationen bilden, während diese begrifflichen und kategorialen Differenzierungen in manchen philosophischen und psychologischen

Aussagen verschwunden zu sein scheinen. Das psycho-neuro-physiologische Gesamtsystem einer „Emotion“ ist so komplex, und heutige Vorstellungsmöglichkeiten übersteigend, dass eine adäquate sprachliche Beschreibung überhaupt nicht abzusehen ist. Wie einfach sind dagegen die Vokabularien der meisten philosophisch-anthropologischen und psychologischen Darlegungen über „Emotion“.

Zu diesem Perspektiven-Wechsel mangelt es an Diskussion. Waren es nicht gerade die dogmatischen Lehren der Weltanschauung und die Wahrheitsansprüche einzelner Philosophen, die *tiefgreifende Reduktionen des Denkens und der Weltsicht* enthielten? Also *Philosophismus* und nicht *Psychologismus*? So sind – auch wenn diese Sichtweise und die Ausdrücke unüblich wirken – philosophistische, soziologistische neben den psychologistischen, neuroreduktionistischen und biologistischen Reduktionen zu gegenwärtigen. Alle methodologischen Überlegungen zum Thema Reduktion und Reduktionismus legen gründliche Kategorialanalysen nahe: (1) als Basis der speziellen Methodiken, insbesondere wenn verschiedene Bezugssysteme verwendet werden; (2) zur fortschreitenden Spezifikation von Ebenen der systematischen Beschreibung und von wichtigen Übergängen zwischen Ebenen bei auf- oder absteigenden Analysen, z.B. im Hinblick auf das kategoriale Novum der Innerlichkeit gegenüber der Hirnphysiologie; und (3) zur Vermeidung von Kategorienfehlern.

Reduktionistische Programme werden oft in Bezug auf das Leib-Seele-Problem dargestellt. Ähnliche Tendenzen können auch in den Beziehungen zwischen philosophischem Denken und psychologischem Denken hervortreten, wie die Auseinandersetzung über *Psychologismus* zeigt. Dieser vereinfachenden Sicht entspricht – in umgekehrter Sichtweise – eine mögliche Tendenz des *Philosophismus*: in beiden Perspektiven kann es an Kategorialanalysen und notwendigen Differenzierungen mangeln. – Die Beschreibung von reduktionistischen Tendenzen unterschiedlicher Art gehört zur Interpretation der Schlüsselkontroversen und damit in die Theoretische Psychologie.

6.5 Schlüsselkontroversen

6.5.1 Übersicht

Mit Schlüsselkontroversen der Psychologie sind hier – im Unterschied zu den inhaltlichen *Schlüsselbegriffen* – fundamentale erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Auseinandersetzungen gemeint; sie reichen teils in Themen der Ontologie und Anthropologie hinein. Schlüsselkontroversen wurden auf drei Wegen analysiert und dargestellt:

- die auf herausragende Kontroversen gerichtete Übersicht über *Hauptrichtungen und Strömungen der Psychologie* (Kapitel 3);
- die Untersuchung der für das Fach Psychologie eigentümlichen Diskussion von Krisen und Erneuerungen (Kapitel 4);
- die empirischen Beiträge zur Beschreibung von Richtungen, Krisen, Trends und Interessendynamik in der Psychologie (Kapitel 5).

In einer breit angelegten Übersicht über die hauptsächlichen Strömungen und Richtungen der empirischen Psychologie und ihrer Organisationsformen wird es möglich, Postulate, Prinzipien und Methoden zu unterscheiden, nach denen sich Psychologen fachlich orientieren und auch abgrenzen, eventuell mit der Gründung von Fachgesellschaften und Verbänden. Diese Übersicht bezieht sich mit wenigen Ausnahmen auf die deutschsprachige Psychologie. Hier ist der Ursprung wichtiger Kontroversen vor und während der Gründungsphase der empirischen Psychologie zu erkennen, und die Ideengeschichte der Psychologie seit Kant, Herbart, Fechner, Lotze, Wundt, Brentano und Freud bildet einen *relativ* konsistenten Strom der Auseinandersetzungen – bis zur Vertreibung vieler bedeutender Psychologen und bis zum Zweiten Weltkrieg.

Übersicht über Schlüsselkontroversen aufgrund der Recherchen (Kapitel 3)

Die in der Ideengeschichte der deutschsprachigen Psychologie hervortretenden intellektuellen Auseinandersetzungen und die Gegensätze wurden in mehreren Etappen untersucht. Diese Schlüsselkontroversen noch einmal detailliert darzustellen, wäre redundant, und bei dem Versuch einer kompakten Formulierung würden die ideengeschichtlichen Entwicklungsstufen der Argumentation verloren gehen. Die als Schlüsselkontroversen angesehenen Widersprüche der philosophischen, theoretischen und methodologischen Auffassungen erhielten vereinfachende, stichwortartige Überschriften.

Als primäre Kontroversen auf der Grundlage von *Kants* Psychologie bzw. Anthropologie (Abschnitt 3.2.5) sind zu nennen:

- (1) Seelenwissenschaft oder nicht-metaphysisch verfasste Psychologie?
- (2) Innere Sicht (Erfahrung) oder Beobachtung von „Tun und Lassen“ in der Welt?
- (3) Naturwissenschaftlich exakte Beobachtung oder Einsicht in die sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen?
- (4) Möglichkeit der Messung und Mathematisierung von Bewusstseinsprozessen oder Einsicht in deren Inadäquatheit?
- (5) Möglichkeit der Kausalanalyse von Bewusstseinsabläufen?
- (6) Bedeutung von nicht bewussten (dunklen) Vorgängen?
- (7) Irrelevanz der Neuropsychologie für die Psychologie?
- (8) Geist (Bewusstsein) und Körper (Gehirn)-Problem?
- (9) Willensfreiheit oder Determinismus?
- (10) Wissenschaftstheorie und Erkenntniskritik und Verbindung zur Philosophie?
- (11) Anthropologische Bestimmung und Menschenbild, Psychologie und Ethik?
- (12) Theorie-Praxis-Problem?

Aus *Fechners* Sicht können wichtige Aspekte der psychologischen Messung und des Leib-Seele-Problem genauer gefasst werden (Abschnitt 3.6.3):

- (1) Die Messung und statistische Auswertung von Empfindungsintensitäten in der Psychophysik mit der folgenden Auseinandersetzung über die Definition solcher Messung bis zu den späteren Messtheorien.
- (2) Die Identitätsansicht der psychophysischen Einheit mit der Aufgabe, auf der Seite des Betrachters das Abhängigkeitsverhältnis beider Perspektiven erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch genauer zu bestimmen und die Methodologie entsprechend auszurichten (so wie es auch für den Psychophysischen Parallelismus wichtig wird).
- (3) Die Gehirntätigkeit als teils bewussten, teils unbewussten Vorgang zu verstehen, wobei bewusste Vorgänge unter eine Schwelle absinken, zeitweilig unbewusst bleiben und wieder auftauchen können, d.h. auch als unbewusste Vorgänge funktionell wirksam sein können.

Die Schlüssel-Kontroversen differenzieren sich weiter in den verschiedenen Auffassungen der empirischen Psychologie im Werk von *Wundt*, *Brentano* und *Freud* (Abschnitt 3.11). Die wissenschaftstheoretischen und methodologischen Argumente sind in wesentlichen Zügen weiterhin gültig, einige erfordern jedoch die heutige Terminologie. Die Vielfalt der kontroversen Positionen wird in der folgenden Übersicht der Schlüsselkontroversen zusammengefasst, wobei viele der genannten älteren Argumentationsstränge fortgesetzt und vertieft werden. Vermehrtes Interesse zeichnet sich ab für die Kontroversen:

- (1) Seelenwissenschaft oder nicht-metaphysisch verfasste Psychologie?
- (2) Innere Erfahrung oder Beobachtung und Messung von motorischen und physiologischen Korrelaten im Labor ?
- (3) Naturwissenschaftlich exakte Beobachtung oder Einsicht in die sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen?
- (4) Messung und Mathematisierung von Bewusstseinsprozessen oder Einsicht in deren Inadäquatheit?
- (5) Kausalanalyse von Bewusstseinsabläufen oder teleologische Interpretation von Willenstätigkeit und Handlungen (Zweckprinzip, Intentionalität)?
- (6) Sind nicht bewusste Vorgänge und ihre psychische Dynamik wichtige Themen der Psychologie oder sind sie wegen unzureichender Methodik auszugrenzen?
- (7) Ist die Physiologie eine notwendige Ergänzung für die Psychologie (auch wegen der Hilfsmethoden) oder ist auf die fachliche Abgrenzung zu achten?
- (8) Ist die Beziehung von Bewusstsein und Hirnphysiologie parallelistisch oder interaktionistisch zu beschreiben?
- (9) Ist die Psychologie eine Einzelwissenschaft oder hat sie eine notwendige Verbindung zur Philosophie wegen der Reflexion erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Probleme?
- (10) Welche Bedeutung haben divergente anthropologische Bestimmungen und Menschenbilder?
- (11) Willensfreiheit oder Determinismus?
- (12) Theorie-Praxis-Problem?

Nach einer Übersicht über Positionen einiger herausragender Psychologen und über die Hauptrichtungen der Psychologie in der Zeit nach Wundt, Brentano und Freud wurden vier breite Strömungen unterschieden und in einigen der Kontroversen gegenübergestellt:

- experimentalpsychologische (tendenziell naturwissenschaftliche und zugleich bewusstseinspsychologische) Orientierung;
- physiologische (verhaltenswissenschaftliche) Orientierung;
- verstehende (geisteswissenschaftliche und phänomenologische) Orientierung;
- gesellschaftskritische und dialektisch-materialistische Orientierung.

Im Vordergrund stehen vielfältige Argumente wissenschaftstheoretischer und methodologischer Art, oft sind es präzisere Ausführungen der früheren Gegensätze. Demgegenüber sind andere der früher formulierten Positionen, beispielsweise zur psychologischen Messung, oft nicht mehr präsent. Eine relative Dichte der Postulate und Prinzipien wurde hier zu den primären Kontroversen gesehen: Leib-Seele-Problem, innere und äußere Erfahrung, und zugespitzter in den vertieften Gegensätzen von physiologischer (experimentell-naturwissenschaftlicher) Orientierung und verstehender (hermeneutischer, phänomenologischer Orientierung); und methodologisch hinsichtlich: Bewusstseinsvorgängen, unbewusst bleibenden Vorgängen und Verhaltensweisen; und entsprechend: objektiv beobachtbaren und messbaren Vorgängen gegenüber Verstehen und Interpretation.

Den Bereich der *Verstehenden*, *Geisteswissenschaftlichen* und *Phänomenologischen Psychologie* auf die Begriffe hauptsächlicher Kontroverse zu bringen, ist schwierig, denn es bestehen neben Gemeinsamkeiten zu viele grundsätzliche Differenzen (siehe die kritische Zusammenfassung in Abschnitt 3.15.4). Übereinstimmend wird ein kategorial eigenständiger Akt des Verstehens und der Anschauung postuliert. Dieses Erkenntnisverfahren bildet den adäquaten Weg zum Geistig-Seelischen, wobei dieser Bereich mit allgemeinsten Kategorien wie *Seele* (*Psychisches*), *Leben* sowie objektiver *Geist* bezeichnet wird. Wichtige Allgemeinbegriffe im Sinne regionaler Kategorien der Psychologie sind Erleben (Bewusstsein) und Subjektbezug, Sinn, Wert, Zweck, Struktur, Ausdruck, Ganzheit. Darüber hinaus gibt es eine Vielfalt von Positionen, die akzentuierende psychologische und philosophische Argumente enthalten und damit die Mehrdeutigkeit der Bezeichnungen „verstehend“ und „phänomenologisch“ hinsichtlich Wert, Sinn, Zweck, Intentionalität, Ausdruck, Sprache und Strukturgesetzen bedingen.

Da methodologisch genauere Bestimmungen, Methodisches überhaupt, weitgehend fehlen, ist kaum zu präzisieren, welche Unterschiede zur traditionellen Hermeneutik und zur allgemeinen Interpretationslehre der Psychologie bestehen. Der besondere Erkenntnisakt des Verstehens und dessen Gewissheit bzw. Evidenz sind in dem ontologischen Postulat des Dualismus von Geist (Seele) und Natur verankert, ohne dass zu der Frage nach einem metaphysischen Seelenprinzip Stellung genommen wird. Die geistig-seelische Welt verlangt andere Kategorien als die Natur und eine eigenständige Methodik. Zwar gibt es Ansätze einer eigenständigen Kategorienlehre, vor allem bei Spranger, und eine Eingrenzung „nur für das von innen gewonnene Anschauen des Seelischen“ (Jaspers), doch mangelt es an systematischer Ausführung und dem Eingehen auf bereits existierende Vorarbeiten. Eine

genauere Methodologie, d. h. der einzelnen Schritte des Verfahrens und möglicher Absicherungen, fehlen durchweg.

Gemeinsam ist jedoch die Ablehnung der experimentellen und physiologischen Hauptrichtung der Psychologie, zumindest wird diese grundsätzlich kritisiert und auf enge Bereiche beschränkt. In der psychologischen Literatur wird häufig das von Dilthey geprägte Wortpaar „Erklären und Verstehen“ verwendet, obwohl es schon in dieser Quelle missverständlich war. Auch die Bezeichnungen wie seelisches Leben, Geistiges, Anschauung, Phänomenalität haben vage und breite Bedeutungen, die mit den Begriffen „Mentales“ und „mentalistisch“ in der heute verbreiteten Richtung der analytischen *Philosophy of Mind* in wichtigen Kategorien nicht adäquat erfasst werden.

Vielleicht wird die gemeinsame Absicht am besten getroffen, wenn diese vielgestaltige Strömung der Psychologie durch ihre – allerdings noch nicht systematisch ausgearbeitete Kategorienlehre (vgl. Nicolai Hartman, 1940, 1950) charakterisiert wird:

- (1) Psychisches ist nur in den Kategorien des Geistig-Seelischen adäquat zu bestimmen und nicht in den Kategorien der Naturlehre.
- (2) Die empirische Psychologie geht hervor aus einem kategorial eigenständigen Akt des Verstehens, der Anschauung oder der phänomenologischen Reduktion, im Unterschied zur Beobachtung, Messung und Erforschung von Gesetzmäßigkeiten nach naturwissenschaftlichem Vorbild.

In einem weiteren Abschnitt wurden heterogene Strömungen und Positionen zusammengefasst, deren Gemeinsamkeit hauptsächlich in der Distanzierung von einem zu engen Wissenschaftsverständnis der Psychologie besteht. Die Psychologie wird wesentlich auch als Sozialwissenschaft und als Grundlage gesellschaftlicher Praxis definiert. Kontroversen entstehen um die dialektisch-materialistische Position, das Menschenbild, Erkenntnis und Interesse, Gesellschaftskritik, das Theorie-Praxis-Problem. Auf dem Gebiet der Psychotherapie und Pädagogik werden die unterschiedlichen Menschenbilder in ihrer Funktion als Leitbilder verstanden und führen zur Bildung bzw. Abspaltung von neuen Gruppierungen, Schulen und Verbänden (Abschnitt 3.20).

Zusammenfassend wurden kontrastiert: die Verhaltenswissenschaft und Biologische Psychologie gegenüber der Bewusstseinspsychologie; Verstehende Psychologie gegenüber Experimenteller und Physiologischer Psychologie; sowie die Gesellschaftskritische Psychologie gegenüber den anderen Hauptrichtungen. Offensichtlich bestehen diese Kontroversen fort und bilden, teils in anderer Terminologie, einen Hintergrund der neueren Abgrenzungen bis zur Abspaltung von Richtungen einer eigenständigen Fachgesellschaft sowie der geringen Akzeptanz der Psychoanalyse im Hauptstrom der universitären Psychologie.

Krisen der Psychologie (Kapitel 4)

Der Versuch einer Recherche nach Schlüsselkontroversen der Psychologie in der Krisendiskussion der Psychologie erwies sich als relativ wenig ergiebig. In der phasenweise wiederkehrenden Aufmerksamkeit für grundlegende Widersprüche der verschiedenen Strömungen der Psychologie dominiert oft eine einzelne Schlüsselkontroverse. Hauptsächlich geht es um den Gegensatz zwischen geisteswissenschaftlicher (verstehender) und naturwissenschaftlicher (experimenteller, behavioristischer) Psychologie. Trotz umfangreicher Argumentationen macht diese Auseinandersetzung oft den Eindruck einer schematischen oder eindimensionalen Betrachtung, da die zentralen Positionen und die verwendeten Begriffe nur selten präzisiert werden, beispielsweise „Verstehen“ oder „naturwissenschaftlich“. Bedeutet Psychologie als *empirische* Psychologie zugleich Wissenschaftlichkeit im Sinne von Prüfbarkeit und relativer Verbindlichkeit und verantwortlicher Anwendung? Diese Frage kann seit dem Beginn der Angewandten Psychologie in der Schule, Arbeitswelt, Medizin und Psychotherapie gestellt werden, wenn auch nicht in den heutigen Begriffen von Evaluation, Kriterienvalidität, Qualitätskontrolle und evidenzbasierten Behandlungen.

Die Krisendiskussion wirkt oft eindimensional an einem Hauptwiderspruch ausgerichtet, der argumentativ und methodologisch kaum ausgeführt oder weiterentwickelt wird. Auffällig sind die gehäuften Publikationen zur *Krise der Psychologie* während der 1920er Jahre, so dass zusätzliche außerwissenschaftliche Einflüsse anzunehmen sind. Tiefer als das oft (und gelegentlich ausschließlich zitierte) Buch Bühlers geht in wissenschaftstheoretischer Hinsicht das Buch von Willy (1899) und auch die erst später publizierte Arbeit von Wygotski (1927/1984). Die vereinzelt bis in die Gegenwart weitergeführte Krisendiskussion scheint aus sich heraus weder zu einer Systematik von Schlüsselkontroversen noch zu einer prägnanten Zuspitzung der zugrunde liegenden Auffassungen gelangt zu sein. So entsteht der Eindruck, dass diese Krisendiskussion eher als eine besondere Art der Rezeption von einzelnen Schlüsselkontroversen betrachtet werden kann. Insofern ergeben sich hier Themen möglicher Rezeptionsforschung in der Psychologie: Welche Kontroversen werden als zentral angesehen, und wie werden diese Gegensätze und Leitgedanken im Vergleich zu der oft viel differenzierteren Fassung in den Originalarbeiten der Autoren referiert bzw. verzerrt und nicht selten stereotyp vermittelt? Über die Motive und Nebenaspekte solcher Distanzierungen oder Verzerrungen der Rezeption (beispielsweise in der Bezugnahme von Herbart auf Kant; Bühler oder Krueger auf Wundt; Freud auf Brentano oder Husserl auf Brentano) gibt es nur Vermutungen.

Die Krisendiskussion vermittelt weitere Anregungen, wenn der Stil der Beiträge, z.B. der Fortschrittsglauben und die „Erneuerungsrhetorik“, betrachtet wird. In der Diskussion über Krise und Einheit der Psychologie zeichnen sich Anfänge einer soziologischen und psychologischen Betrachtung des „Wissenschaftsbetriebs“ ab. Allgemeine Gesichtspunkte, die jedoch noch keine systematischen Untersuchungen repräsentieren, sind in den Konzeptionen von Fleck, Collingwood und Kuhn enthalten, wie auch in den Beiträgen von Riegel und Traxel.

Bibliometrische und scientometrische Beiträge (Kapitel 5)

Der dritte Ansatz zur Erkundung von Schlüsselkontroversen ist empirisch angelegt. Die inhaltsanalytischen, bibliometrischen und scientometrischen Untersuchungen tragen zu einzelnen Aspekten des Themas *Schlüsselkontroversen* und *Theoretische Psychologie* bei. – Die Inhaltsanalysen von Selbstdarstellungen bekannter Psychologen geben zwar einige Aufschlüsse über Einstellungen zur Psychologie und zu ihrer Verbindung zur Philosophie und zur Praxis, sind jedoch in ihrer narrativen Form, d.h. ohne systematische Fragen und Nachfragen bei der Erhebung, zu individualistisch verfasst. Hinsichtlich der philosophisch-weltanschaulichen und religiösen Orientierung, etwa hinsichtlich der Bedeutung von „Psyche“ und „Psychischem“, sind die meisten Autoren sehr zurückhaltend. Wegen der Bedeutung dieser primären und „absoluten“ Voraussetzungen wurden explorativ die Hinweise aus der eigenen quasi-repräsentativen Umfrage unter Studienanfängern sowie unter Studierenden der Psychologie herangezogen. In einem zweiten Ansatz konnten einige Aspekte weltanschaulicher und religiöser Einstellungen anhand einer Reanalyse der bevölkerungsrepräsentativen ALLBUS-Erhebung 2012 erkundet werden. Die Befragten mit Hochschulreife bzw. Hochschulabschluss bilden eine Grundgesamtheit, der auch die Studierenden, die Professoren und Dozenten der Psychologie angehören. Diese Umfrageergebnisse über weltanschaulich-religiöse Einstellungen bilden jedoch nur eine empirische Ausgangsbasis, von der aus weiter zu fragen wäre: In welchen Einstellungen stimmen die hauptsächlichen Bezugsgruppen im Fach Psychologie mit der Durchschnittsbevölkerung überein, in welchen weichen sie in charakteristischer Weise ab?

Im Verlauf der bibliometrischen Recherchen wurde die Zusammenstellung hauptsächlichlicher Kontroversen modifiziert, d.h. begrifflich der Literaturliste PSYINDEX angepasst und durch mehrere Suchbegriffe wie Emergentismus – Reduktionismus und Anlage-Umwelt-Problem erweitert (und explorativ außerdem „Psychologismus“ hinzugefügt):

- (1) Leib-Seele-Problem (Gehirn-Bewusstsein-Problem);
- (2) Metaphysischer Seelenbegriff – Apsychismus, Psychologie ohne (unsterbliche) Seele;
- (3) Subjekt-Objekt-Problem (innere und äußere Erfahrung, erste und dritte Person-Perspektive);
- (4) Bewusstsein – Unbewusstes;
- (5) Willensfreiheit – Determinismus;
- (6) Emergenz – Reduktion (Emergentismus–Reduktionismus);
- (7) Qualitative Methoden – quantitative Methoden;
- (8) Psychologische Gesetze (Kausalerklärungen, Nomologie) – andere Zusammenhänge („Kausalniveaus“, Zweckprinzip, Evidenz);
- (9) Theorie-Praxis-Problem (Grundlagenforschung-Anwendung);
- (10) gesellschaftliche Relevanz – „Neutralität“ der Wissenschaft;
- (11) Anlage-Umwelt-Problem (Erbe-Umwelt-Problem);
- (12) Labor-Feld-Problem.

Die Recherchen zeigten, dass neun dieser Kontroversen näherungsweise in bibliometrischen Suchstrategien abzubilden sind. Bei drei kontroversen Themen (2, 8, 10) fehlen prägnante Begriffspaare, d. h. Begriff und Gegenbegriff sind nicht in einfacher Weise so zu formulieren, dass sie als Suchbegriffe zu verwenden sind.

Zur Recherche über Schlüsselkontroversen ist der bibliometrische Ansatz nur sehr eingeschränkt geeignet. Der Thesaurus von PSYINDEX und PsycINFO enthält über das Leib-Seele-Problem hinaus kaum Begriffspaare, die sich auf Kontroversen beziehen. Wegen des Mangels geeigneter und normierter Suchbegriffe für diese übergeordnete Ebene müssten andere Oberbegriffe ausgewählt und die zugeordneten Publikationen im Detail auf entsprechende Hinweise untersucht werden. Die in PsycINFO verzeichnete und seltsame Liste von „Philosophies“ ermutigt nicht gerade, sich dieser Aufgabe zuzuwenden. Beide Literaturbanken sind offensichtlich nicht so angelegt, dass die mit den Kontroversen verbundenen Begrifflichkeiten leicht zu erschließen sind; sie sind nur von untergeordneter Bedeutung. Dass solche Begriffspaare in der Fachdiskussion durchaus vorkommen, ist in den zum Vergleich herangezogenen DORSCH-Lexikon der Psychologie und dem Historischen Wörterbuch der Philosophie zu belegen.

Die in Tabellen zusammengestellten Häufigkeiten ausgewählter Begriffe und Begriffspaare geben dennoch und trotz der erheblichen methodischen Vorbehalte, einen Eindruck von der *Aktualität* bestimmter Begriffe (und der damit verbundenen Auffassungsunterschiede) in den fachlichen Publikationen im deutschen Sprachraum und damit vielleicht auch über die Breite der Rezeption. Weder über die Qualität der Beiträge noch über die Resonanz der betreffenden Thesen unter den wissenschaftlich und berufspraktisch tätigen Psychologen sind Aussagen möglich.

Die Übersicht ist auch ein Bericht über die weitgehend noch ungenutzten Möglichkeiten, die sich einer über die biographisch orientierte Psychologiegeschichte hinausreichenden Ideengeschichte bieten. Auch auf die herausragende *Problemgeschichte der Psychologie* von Pongratz (1967) bezogen könnte analysiert werden, welche Themen präsent sind und wie sie evaluiert wurden. Welche Positionen wurden überhaupt rezipiert? Welche Positionen können verallgemeinert werden und als repräsentative Einstellungen einer Mehrheit gelten? Psychologie-geschichtliche Darstellungen lassen in der Regel völlig offen, wie verbreitet eine bestimmte Auffassung oder Lehre (bzw. Schule) ist. Handelt es sich um eine individuelle Sichtweise, um eine für eine Richtung – oder gar eine breite Strömung – typische Position oder kann eine für die Fachpsychologen des betreffenden Zeitraums repräsentative Einstellung behauptet werden? Die Recherchen im Werk der herausragenden Autoren können die Schlüsselkontroversen und die wichtigsten Argumentationslinien erschließen, doch ist keineswegs abzuschätzen, z.B. auch nicht aus der speziellen Rezeptionsforschung zu Wundt, wie repräsentativ die betreffenden Positionen für die Mehrheit der Psychologen bzw. für einzelne Bezugsgruppen waren.

Zu mehreren Fragestellungen der gegenwärtigen Ideenwelt der Psychologie und ihrer Kontroversen wären Untersuchungen, Einstellungsforschung, Begleitforschung und Aufklärung möglich:

- Ist das Programm der wissenschaftlichen Psychologie, auch in der Angewandten Psychologie, weitgehend unabhängig von philosophischen Grundfragen bzw. Kontroversen über die Bestimmung des Menschen aus Sicht der philosophischen und der interdisziplinären Anthropologie?
- Wie sind die unterschiedlichen Menschenbilder, u. a. in der Praxis der Arbeits- und Wirtschaftspsychologie, in der Pädagogischen Psychologie und Psychotherapie, zu berücksichtigen und mit den Fragen und Normen der Berufsethik zu verbinden?
- Gehören zu einer wissenschaftlichen Ausbildung in der Angewandten Psychologie Kenntnisse der philosophischen Grundfragen in diesem Fach, d. h. hauptsächlich Fragen der Erkenntnistheorie, Anthropologie und Ethik? Werden die engen Beziehungen zwischen philosophischen Voraussetzungen und grundlegenden Orientierungen der Psychologie als Kontroversen vermittelt, didaktisch verbunden mit dem erforderlichen Perspektivenwechsel?

6. 5. 2 Zur Systematik der Kontroversen

Absichten und Einschränkungen

Die Übersicht über Strömungen und hauptsächlich Richtungen der empirischen Psychologie war in mehreren Ebenen darauf angelegt, fundamentale Auseinandersetzungen über erkenntnistheoretische Postulate und über wissenschaftstheoretische (methodologische) Prinzipien herauszuarbeiten. Das pluralistische Erscheinungsbild des Faches lässt sich aufgrund solcher Schlüsselkontroversen in wesentlichen Zügen beschreiben. – So lautet die Hauptthese.

Als Ertrag dieser Recherchen wurde eine Anzahl hauptsächlich Kontroversen zusammengestellt. Es handelt sich um Schlüsselkontroversen, d. h. fundamentale Gegensätze in der Beurteilung der empirischen Psychologie und ihrer erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen. In Schlüsselkontroversen verdichten sich fundamentale Unterschiede in der Auffassung und Bewertung wichtiger Bestimmungen der Psychologie. Die Metapher des Schlüssels drückt aus, dass das Verständnis einer Kontroverse den Zugang zu zentralen Themen der Ideengeschichte mit den gegensätzlichen Argumentationsketten öffnet.

Einige dieser Schlüsselkontroversen reichen in die Ontologie (hinsichtlich des Seelenbegriffs auch in die Metaphysik) sowie in die philosophische Anthropologie. Die Kontroversen um rationale und empirische Psychologie, Psychologie ohne Seele, sowie das Subjekt-Objekt-Problem der inneren und der äußeren Erfahrung, könnten als primäre Kontroversen gelten. Andere Kontroversen als sekundäre zu bezeichnen, ist jedoch kaum zu rechtfertigen, denn die Argumentationsstrukturen sind zu kompliziert, um sie als direkte Konsequenzen ableiten zu können. Welche Kontroversen einen konzeptionellen Zusam-

menhang bilden, folgt eventuell eher aus dem individuellen Denken (der Verbindung mit anderen Überzeugungen) als aus einer einheitlich rekonstruierbaren Deduktion aus „ersten“ bzw. „absoluten“ Voraussetzungen.

Wenn Schlüsselkontroversen hervorgehoben werden, lässt sich das aus ihrer Präsenz und argumentativen Nachdrücklichkeit in der Ideengeschichte der Psychologie und in der Krisendiskussion rechtfertigen und teils auch mit scientometrischen Hinweisen belegen. Solche Schlüsselkontroversen scheinen phasenweise unterschiedlich aktuell zu sein, wie auch bibliometrische Statistiken anzeigen können, sie sind jedoch nicht abgeschlossen. Sie sind in dem Sinne systematisch, dass ihr Fehlen in repräsentativ gemeinten Übersichten oder Lehrbüchern auffällt, und solche Lücken dazu anregen, Hypothesen über die möglichen Gründe zu bilden.

Die Auswahl der als Schlüsselkontroversen bezeichneten Auseinandersetzungen über Grundlagen der Psychologie ist hier durch die dominierenden Gegensätze der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Positionen bestimmt. Im Unterschied zu einem System von Schlüsselbegriffen sind, wie zuvor erläutert, epistemologische Widersprüche wichtig und die eventuell damit verbundenen ontologischen und anthropologischen sowie methodologischen Fragen. Für diese Kontroversen existiert keine einheitliche Terminologie, und die Literaturbanken bleiben in diesem Bereich höchst fragwürdig, da zweistellige oder mehrstellige Begriffsbildungen, wie es für die Kontroversen typisch ist, nicht adäquat enthalten sind. Außerdem gibt es viele Synonyma und auch Begriffsvarianten mit ähnlichen Bedeutungen. So wurden bei den bibliographischen Analysen in PSYNDX die folgenden Lesarten berücksichtigt: Leib-Seele-, Bewusstsein-Gehirn-, Gehirn-Bewusstsein-Problem (Gehirn-Geist-Problem).

Die Recherchen zu Schlüsselkontroversen der Psychologie wurden abschnittsweise in kurzen Übersichten zusammengefasst, und angesichts dieser Listen stellt sich die Frage nach einer Klassifikation. Aber welche Prinzipien und welches übergeordnete Bezugssystem wären geeignet? Die Benennungen der Schlüsselkontroversen sind nur Stichworte für lange Argumentationsketten.

Die Kontroversen sind hier meist als direkte Gegensätze benannt. In den Auseinandersetzungen erscheinen jedoch häufig mehrere ähnliche Positionen und Übergänge, so dass statt zweistelliger auch dreistellige oder mehrstellige Kontroversen bestehen, d.h. methodologisch eine perspektivische Struktur oder mehrere verwandte Bezugssysteme zu unterscheiden sind. Die Namen der Kontroversen sind hier Kurzbezeichnungen für wichtige Auseinandersetzungen in der Ideengeschichte der Psychologie. Solche Kontroversen könnten als *fortdauernder Problemlösungsprozess*, mit der Hoffnung auf zunehmende Konvergenz, interpretiert werden, wie auf einfacherer Ebene die Explikation, d.h. die Entwicklung und Operationalisierung eines theoretischen Konstrukts der Psychologie. Ob diese kritisch-rationalistische Sicht auch für die Schlüsselkontroversen überzeugen kann, wird davon abhängen, welcher Verlauf im Hinblick auf eine Einheitstheorie der Psychologie erwartet wird.

Die Kontroversen sind ungefähr in der Reihenfolge zusammengestellt, wie sie in den Publikationen als fachliche Diskussion hervortreten und sich weiter entwickeln. Weder das

erste Auftauchen der zentralen Begriffe noch eventuelle Hypothesen über deduktive Ableitungen aus vorgeordneten Postulaten spielen hier eine Rolle. Der Anzahl und Breite der Publikationen nach könnte das Leib-Seele-Problem mit Abstand an der Spitze stehen, an zweiter und dritter Stelle vielleicht die Auseinandersetzungen über Introspektion und Selbstbeurteilung gegenüber Verhaltensbeobachtung sowie das Thema einer experimentell-naturwissenschaftlicher Psychologie gegenüber anderen Strömungen. Wegen der Synonyma und der schwierigen Abgrenzung zwischen wissenschaftlichen und populären Quellen wären solche bibliometrisch erkundeten Rangordnungen sehr fragwürdig.

Wie in der beschriebenen Recherche oder mit anderen Strategien könnten weitere Schlüsselkontroversen aufgesucht und eventuell mit dem verwandten Vorhaben zur Systematik von Schlüsselbegriffen der Psychologie kombiniert werden. Mit der gegenwärtigen Analyse ist die Ideengeschichte der Psychologie gewiss nicht ausgeschöpft.

Axiomatisierungen nach dem Modus der Rekonstruktion psychologischer Theorien steht entgegen, dass die zentralen Begriffe durch wichtige Konnotationen und häufige Missverständnisse noch wesentlich stärker belastet sind. Einzelne bereits bestehende Ansätze, die konkurrierenden Argumentationsketten zum Bewusstsein-Gehirn-Problem systematischer zu formulieren, wären durchaus noch genauer aufzubauen. Relativ eher zu bewältigen könnte eine prägnante und methodologisch erläuterte Fassung des oft vagen Gegensatzes von experimentell-naturwissenschaftlicher (nomologischer) Psychologie gegenüber anderen Hauptrichtungen sein. Die anhaltenden wissenschaftstheoretischen Kontroversen über die Psychoanalyse und die verstehende (phänomenologische) Psychologie belegen jedoch, wie schwierig solche Vorhaben sind.

Die Einschätzung, eine Kontroverse als *Schlüsselkontroverse* hervorzuheben, stammt aus den Recherchen über Strömungen und Richtungen der Psychologie sowie bibliometrischen Hinweisen.

Taxonomie-Vorschläge von Madsen und Groeben

Das Vorhaben, Schlüsselkontroversen systematisch darzustellen, steht vor der Schwierigkeit, dass kein Konzept für eine höhere Abstraktionsebene, kein passender Name und kein geeignetes Ordnungsschema für diese Aufgabe bekannt sind. Wären die *Systematological Taxonomy* von Madsen oder die *Metatheoretischen Perspektiven* und Kategorien aus Groebens Programmatik geeignet? Diese Grundbegriffe werden hier wiederholt: In Madsens Metatheorie stehen *Meta-Thesen*, die näherungsweise den ausgewählten Kontroversen entsprechen: Menschenbild, Psychophysische Theorie, Einstellung zur Willensfreiheit; *Epistemologische Thesen*, d.h. Empirismus, Rationalismus, Realismus, Idealismus, Pragmatismus, *Metatheoretische Thesen*, d.h. nomothetisches Ideal, hermeneutisches Ideal, idio-graphisches Ideal; sowie mehrere *Methodologische Thesen*. Die von Groeben hervorgehobenen Perspektiven sind: *Metatheoretische Perspektiven*, d.h. Gegenstandsverständnis, Menschenbilder, Methodologie und Ethik, Theoriehistorie, Praxisrelevanz, Interdisziplinarität, Methodenintegration; *Objekttheoretische Perspektiven*: Sozialität, Geschichtlichkeit,

Erlebnisqualitäten, Kognitive Konstruktivität, Situationsbezug, Reflexivität, Rationalität, Theorieintegration.

Beide Begriffssysteme enthalten viele der grundlegenden Kategorien und Positionen der Psychologie und beide Projekte lassen ein hohes wissenschaftstheoretisches Engagement für eine Theoretische Psychologie erkennen. Es handelt sich jedoch um Systematiken, die hauptsächlich deduktiv abgeleitet wurden, nicht durch Recherchen in den Originalarbeiten. Der ideengeschichtliche und eher induktive Ansatz ist geeigneter, um die Breite und auch die Entwicklung der kontroversen Ideengeschichte zu sehen. Dabei zeigt sich deutlich, wie differenziert sich einige der Argumentationsketten im Laufe entwickelt haben und wie schwierig die Festlegung eines bedeutenden Psychologen hinsichtlich eines solchen Schemas ist. Wie sollten gerade die perspektivisch Denkenden oder die in verschiedenen Bereichen Forschenden oder die multimethodisch und multivariat orientierten Psychologen eingeordnet werden?

Bestätigen nicht Madsens Schema einer Metatheorie und Groebens Programmatik der Perspektiven die zentrale These, dass eine Einheitstheorie illusorisch bleibt? – Die Systematik der Kontroversen kann zumindest als Bezugsrahmen für die kritische Diskussion des weitläufigen Pluralismus in der Psychologie geben.

Auflösung von Kontroversen durch Forschungsergebnisse

Eine zeitweilig sehr grundsätzlich geführte fachliche Auseinandersetzung kann den *Status einer Schlüsselkontroverse* verlieren, weil sich Annäherungen der Positionen, fachlich befriedende Kompromisse oder überzeugende Synthesen ergeben. Zwei Beispiele, auf deren Untersuchung hier verzichtet werden konnte, sind das Anlage- (Erbe-) Umwelt-Problem und die Eigenschafts-Situations-Interaktionismus-Kontroverse in der Persönlichkeitsforschung. In beiden Fällen haben empirische Untersuchungen, u.a. in der Zwillingsforschung, Familienforschung, differenziellen Psychologie (Eigenschaftsforschung) ausreichende empirische Belege für das Zusammenwirken genetischer Faktoren und des familiären und sozialem Umfelds einschließlich der eigenaktiv gesuchten Einflüsse bestimmter Umwelten erbracht (vgl. Stemmler, et al., 2011). Uneinigkeit besteht dagegen in beiden fachlichen Auseinandersetzungen hinsichtlich der vergleichenden Bewertung dieser interaktiven Entwicklungsdynamik in der fragwürdigen Form statistisch ausgedrückter Varianzanteile.

Ähnlichkeiten bestehen mit anderen – allerdings oft noch unschärfer wirkenden – Auseinandersetzungen, die einen Kompromiss, ein Sowohl-als-Auch, nahelegen. Beispiele sind die Themen „Begabung und Lernen“; begabungsabhängige oder begabungsgerechte pädagogische Förderung; bestimmte Aspekte von Genderfragen; interaktive Formung (Interdependenz) von „Individuum und Gesellschaft“.

Postulate und Prinzipien

In dem Versuch, die Schlüsselkontroversen zu systematisieren, wurde seit Beginn der Recherche zwischen Postulaten und Prinzipien unterschieden. Postulate sind Sätze, hier gelegentlich als absolute Voraussetzungen bezeichnet, deren Gültigkeit gewiss ist und apodiktisch festgestellt wird. Ein in der Geschichte der Psychologie und auch heute noch vorzufindendes primäres Postulat ist das metaphysische Seelenprinzip. Demgegenüber sind *Prinzipien* Allgemeinbegriffe, die aufgrund zunehmender Erfahrung empirisch kritisierbar sind, selbst wenn sie oft beharrlich und fast dogmatisch vertreten werden. Beispiele sind wissenschaftstheoretische und methodologische Überzeugungen, die durch fachliche Argumente beeinflussbar sein könnten, falls sie nicht direkt oder unbemerkt aus einem Postulat deduziert sind, beispielsweise aus einem seelenwissenschaftlichen Dualismus oder einem materialistischen Neuroreduktionismus.

Im Hinblick auf die Theorienbildung lässt sich der Unterschied zwischen Postulat und Prinzip so bestimmen: Der Verzicht auf ein Postulat müsste zu einer fundamentalen Revision oder zur Aufgabe der Theorie (und eines Programms) führen, während ein Prinzip einen erfahrungsabhängigen Status hat und aufgrund von Forschungsergebnissen und methodologischen Einsichten modifiziert oder ganz ersetzt werden kann, ohne das zentrale theoretische Annahmengefüge revidieren zu müssen. Mit den Begriffen Postulat und Prinzip wird versucht, zwischen den *absoluten* Voraussetzungen und den *eher revisionsfähigen* wissenschaftstheoretischen und methodologischen Positionen zu unterscheiden.

Eine Zwischenstellung nehmen die Begriffe von Kategorien und Relationen ein. Kategorien als allgemeinere oder als regional-fachliche „Prinzipien von Etwas“ können (formal-)ontologisch als Feststellungen über Seiendes gemeint sein oder haben sich als fachwissenschaftlich geeignete Begriffsbildungen (vgl. Schlüsselbegriffe) entwickelt. Auch die *Menschenbilder* scheinen oft diese Zwischenstellung zwischen ontologischen, epistemologischen und empirischen Auffassungen einzunehmen, wenn philosophisch-anthropologische „Wesens“-Bestimmungen des Menschen mit Erfahrungen und mit der differenziellen Psychologie der Menschenbilder verknüpft sind.

Relationsbegriffe betreffen Beziehungen und Meta-Relationen kennzeichnen den Zusammenhang von Bezugssystemen, in denen Beschreibungen grundverschiedener, kategorialer oder methodologischer Art so repräsentiert sind, dass relationales und kontextuelles Denken nahegelegt wird. Im Unterschied zu den *axiomatisch-einheitlichen* Systemen der klassischen Logik und der Mathematik (sowie der apriorischen Voraussetzungen des konsequenten Denkens) haben die Postulate der Psychologie stets eine oder mehrere Gegenpositionen, die in die Schlüsselkontroversen führen.

Die in Kapitel 3 bis 5 untersuchten Kontroversen wurden in ihren Entwicklungsschritten und Differenzierungen beschrieben. Auch wegen des Begriffswandels und wegen neuer Forschungsrichtungen konnten die Bezeichnungen der Kontroversen, wie sie in der Tradition von Kant und Fechner sowie von Wundt und Brentano verwendet wurden, nicht unverändert beibehalten werden. – Eine Aufstellung der Schlüsselkontroversen der Psychologie über diesen langen Zeitraum zu geben, sozusagen die Kontroversen inventarisieren zu wollen, entspricht weder der Ideengeschichte noch der zweifelhaften Prägnanz der meisten

Kontroversen. Diese lassen sich nicht auf ein einfaches Argumentationsmuster reduzieren, allein schon wegen der belasteten Begriffe und der vielen Kontexte der Ideengeschichte. Einige der zuvor verwendeten Namen und Unterscheidungen von Schlüsselkontroversen werden jetzt übergangen.

Systematisierungsversuch

Mit der folgenden Gliederung wird eine Systematik versucht, die nicht den Anspruch auf eine „philosophisch-epistemologische“ Ordnung erheben kann, aber die Absichten und die Aufgabe umreißt.

(1) Ontologische (und metaphysische) Kontroversen folgen aus Postulaten über:

- Seelenwissenschaft oder eine nicht-metaphysisch begründete Psychologie?
- Beziehung von Bewusstsein und Hirnphysiologie parallelistisch, interaktionistisch oder perspektivisch (komplementär)? (Leib-Seele-Problem)
- Ist Psychisches nur in den Kategorien des Geistig-Seelischen adäquat zu bestimmen und nicht in den Kategorien der Naturlehre?
- Willensfreiheit oder Determinismus? (Antinomie, Komplementarität oder Neuro-reduktionismus)
- Anthropologische Bestimmungen (gegensätzliche Menschenbilder) oder Neutralität?

(2) Erkenntnistheoretische (und kategorialanalytische) Kontroversen folgen aus den ontologischen (und metaphysischen) Kontroversen, können jedoch auch empirisch begründbare Präferenzen für Fragestellungen, Theorien und Methoden sowie deren Adäquatheit bedeuten:

- Subjekt-Objekt-Problem (Erkenntnisposition und Priorität: innere und äußere Erfahrung, erste und dritte Person-Perspektive)?
- Innere Erfahrung oder Beobachtung und Messung von Bewusstseinsvorgängen oder von Verhaltensweisen im Labor und Alltag?
- Geht die empirische Psychologie hervor aus einem kategorial eigenständigen Akt des Verstehens, der Anschauung, der phänomenologischen Reduktion im Unterschied zur Beobachtung, Messung und Erforschung von Gesetzmäßigkeiten nach naturwissenschaftlichem Vorbild?

(3) Wissenschaftstheoretische und methodologische Kontroversen folgen aus bestimmten erkenntnistheoretisch-kategorialanalytischen Kontroversen und verweisen eventuell auf die primären ontologisch-metaphysischen Kontroversen:

- Naturwissenschaftlich exakte Beobachtung und Messung oder Einsicht in die sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen?
- Messung und Mathematisierung von Bewusstseinsprozessen oder Einsicht in deren Inadäquatheit?

- Kausalanalyse von Bewusstseinsvorgängen und Handlungen oder (koordinierte) Analyse von Bedeutungszusammenhängen, Subjektbezug, Intentionalität, Absichten, Willenstätigkeit als teleologische Interpretation?
- Bedeutung von nicht bewussten Vorgängen und ihrer psychischen Dynamik oder Ausgrenzung unbewusster Vorgänge wegen unzureichender Methodik?
- Bedeutung der Physiologie als notwendige Ergänzung für die Psychologie (auch wegen der Hilfsmethoden) oder entschiedene fachliche Abgrenzung?
- Psychologie als Einzelwissenschaft oder notwendige Verbindung zur Philosophie wegen der Reflexion von Anthropologie, Erkenntniskritik und Berufsethik?
- Neutrale oder engagierte Wissenschaft (nicht allein der einzelnen Wissenschaftler/innen) hinsichtlich psychosozialer Reformen und anderer gesellschaftlicher Aufgaben?
- Divergenzen in der Beurteilung der Adäquatheit von Methoden für das gemeinte Phänomen (Konstrukt)?
- Divergenzen bei der Festlegung von Kriterienkatalogen für Evaluationsaufgaben.

(4) **Strategische Kontroversen** folgen nicht offensichtlich oder nicht vorwiegend aus erkenntnis- oder wissenschaftstheoretischen Postulaten, sondern bestehen in der unterschiedlichen Interpretation von Prinzipien oder der Beurteilung von Adäquatheit (oder Kombination) von Methoden in der Forschung und Praxis der Psychologie:

- Operationalisierungen bzw. Operationalisierungsfehler?
- qualitative und quantitative Methoden (interpretatives versus experimentell-statistisches Paradigma)?
- Theorie-Praxis-Problem?
- Labor-Feld-Problem?

(5) **Empirische Kontroversen** der Forschung und Praxis enthalten voneinander abweichende Beurteilungen von Zusammenhängen oder Effekten, deren relative Anteile (Gewichtung) weitgehend auf empirischer Basis geklärt werden können, falls sich nicht übergeordnete Kontroversen manifestieren. Beispiele sind:

- Anlage (Erbe-) Umwelt-Problem.
- Eigenschafts- Situations-Interaktionismus-Problem.

Offensichtlich folgen aus den Positionen in den fundamentalen Kontroversen, falls konsequent argumentiert wird, weitere Prinzipien der Methodologie und der Empirie. Diese Positionen werden andere Einstellungen beeinflussen können: zur Definition der Psychologie, zur Empirie, zu Reduktion und Reduktionismus, zu den Normen von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit so wie auch andere Einstellungen hinsichtlich der Forschungstätigkeit und der Angewandten Psychologie. Diese Zusammenhänge werden hier nicht weiter kommentiert. Sie bilden das Thema und die Fragestellungen empirisch-psychologischer Einstellungsforschung.

6. 5. 3 Theoretische Psychologie als Systematik der Kontroversen

Jede Disziplin entwickelt Grundbegriffe, wie die einzelnen Aussagen bzw. Beobachtungen im Hinblick auf das gemeinte Phänomen und auf die wissenschaftliche Fragestellung *adäquat* zu fassen und zu verbinden sind. Die Unterscheidung von Fachbegriffen, Relationsbegriffen, Meta-Relationen wurde im Kapitel 2 erläutert. Diese Relationsbegriffe ragen auch deshalb hervor, weil sie direkte Konsequenzen für die Forschungsstrategien und für die Methodenlehre haben.

Meta-Relationen als Ordnungshilfen

Logiker und Philosophen haben sich mit unlösbaren logischen und semantischen Widersprüchen befasst, Zirkelschlüsse und das Problem selbstreferenzieller Aussagen aufgedeckt. Doch es gibt andere Widersprüche, die auf diese Weise nicht zu beheben sind. Solche Ausweglosigkeiten werden als *Aporien* bezeichnet und die Unvereinbarkeit von Gesetzen als Antinomien (Kant). Es gibt die Antagonismen (Marx, Lenin), die Inkommensurabilitäten, die Dualismen und Polaritäten. In der Geschichte des philosophischen, theologischen und naturwissenschaftlichen Denkens entstanden verschiedene Vorschläge, wie ein offensichtlicher, logisch oder empirisch nicht aufzulösender Widerspruch in einer besonderen Meta-Relation zu fassen ist, und damit anzuerkennen und zu systematisieren ist. Als Beispiele dieser Denkweisen (Denkfiguren), die als tiefere Einsichten verstanden wurden, sind zu nennen: die *coincidentia oppositorum* (Nikolaus von Kues [Cusanus]), die Perspektivität (Leibniz), die dialektische Synthese (u.a. Hegel), die dreiwertige Logik und das Komplementaritätsprinzip (Bohr).

In der psychologischen Literatur sind zu finden: zwei notwendige und einander ergänzende Betrachtungsweisen (Wundt), die dialektische Einheit, die *unitas multiplex* (Stern), die polar-koexistenzielle Einheit (Lersch) und verschiedene Schemata und Metaphern: die konkave und konvexe Seite eines Kreises, zwei Seiten einer Münze, die kausalfinale Achse.

Als Meta-Relationen werden die Prinzipien der Verknüpfungen grundverschiedener Sichtweisen bzw. kategorial verschiedener *Bezugssysteme* bezeichnet. *Meta-Relationen* sind mehrstellige Relationsbegriffe, die beispielsweise im Falle moralischer Verantwortung eine einheitliche Auffassung für das Paradox von erlebter Willensfreiheit und kausal geschlossener Neurophysiologie suchen. – Solche Relationsbegriffe liegen *vor* den Entscheidungen wissenschaftlicher Forschung und Praxis, durchdringen diese jedoch, bedingen, ordnen und formen die Strategien der empirischen Psychologie (zur Kategorienlehre, siehe Fahrenberg, 2013).

Perspektivität und Komplementarität

Die Frage nach Meta-Relationen führt zurück zu der Fragestellung des vorausgegangenen Buchs *Zur Kategorienlehre der Psychologie. Komplementarität, Perspektiven und Perspektiven-Wechsel* (Fahrenberg, 2013; vgl. auch Reich, 2002, zum relationalen und kontextuellen Denken). Nach einer Übersicht über die Beiträge zur Kategorienlehre der Psychologie seit Herbart und Wundt geht es dort unter anderem um zwei Konzepte von Meta-Relationen: *Perspektivität* und *Komplementarität* (vgl. Abschnitt 2.3). – Als didaktisches Beispiel eignet sich vielleicht am besten die Forschung zur Emotion „Angst“, denn hier sind drei Bezugssysteme zu verbinden: das *bewusstseinspsychologische*, das *verhaltenspsychologische* und das *physiologische Bezugssystem*. Es sind Bezugssysteme, die durch eine Vielfalt von kategorialen und methodischen Bestimmungen zu kennzeichnen sind. (Die Verhaltenspsychologie nimmt hier eine Zwischenstellung ein: strikt behavioral, d.h. ohne Bezug auf introspektive Auskünfte unterscheidet sie sich kategorial nicht von der *Verhaltensphysiologie*.)

Das *Komplementaritätsverhältnis von Bezugssystemen* postuliert eine Meta-Relation:

- epistemologisch: die Verbindung von zwei grundsätzlich verschiedenen Erkenntniszugängen zu einer einheitlichen Auffassung;
- kategorial: die zwei Bezugssysteme (Beschreibungssysteme) *Bewusstseinspsychologie* und *Physiologie* unterscheiden sich fundamental in ihren Kategorien (Allgemeinbegriffen);
- jedes der Bezugssysteme basiert auf einer eigenständigen Methodik einschließlich der jeweils typischen Kriterien und Kontrollen – wie die Methode der Selbstbeobachtung gegenüber dem naturwissenschaftlichem Experiment, bzw. die Interpretationsmethodik (Hermeneutik) gegenüber der mathematischen Formulierung und Modellierung;
- in jedem dieser Bezugssysteme ist eine konsistente, geschlossene, scheinbar erschöpfende Beschreibung möglich;
- kategorialanalytisch werden hier mit *Bewusstseinspsychologie* (Erleben) und *Neurophysiologie* nur zwei fundamentale Bezugssysteme unterschieden, während empirisch und methodologisch – oft sehr unscharf – noch das dritte Bezugssystem *Verhalten* abgegrenzt wird, wobei bewusstseinspsychologisch und teleologisch interpretiertes Verhalten (Handlungen) und die *Verhaltensphysiologie* (sowie der behavioristischen Verhaltenswissenschaft) vermischt sind;
- die für beide Erkenntniszugänge typischen Methoden und Versuchsanordnungen können in der Regel nicht gleichzeitig, sondern nur im Wechsel genutzt werden, insofern schließen sie einander aus, falls nicht in speziellen Fällen eine „Visualisierung“ der eigenen physiologischen Funktionen erfolgt;
- trotz dieser operativen Geschlossenheit der beiden Beschreibungsweisen sind sie unvollständig, denn die Wirklichkeit wird erst repräsentiert, wenn sie wechselseitig zum gesamten Bild der Wirklichkeit ergänzt werden (wie die subjektiven und neuronalen Vorgänge während einer psychophysischen Emotion)“ (2013, S. 514).

Das Prinzip methodologisch koordinierter Perspektiven würde eine ausdrückliche Begründung verlangen, wenn eines der zwei bzw. drei Bezugssysteme im konkreten Forschungsfall dort, wo es praktisch möglich ist, *nicht* genutzt wird. Für die Methodenlehre der Psychologie und Neuropsychologie bedeutet dies auf vielen Arbeitsgebieten, die Kombination der introspektiv-bewusstseinspsychologischen Methoden gleichberechtigt mit den biologisch-verhaltenswissenschaftlichen Methoden als Standard zu fordern. Die verschiedenen Bezugssysteme verlangen einen systematischen Perspektiven-Wechsel: Beide Methoden-gruppen sind für viele Fragestellungen unentbehrlich; ein Verzicht auf eine der Perspektiven bedeutet in Kants Sinn wirklich „Einäugigkeit“ (vgl. Abschnitt 2.3).

Der wesentliche Unterschied der Bezugssysteme ergibt sich aus den Kategorialanalysen. Abgesehen von den „durchgängigen“ (fundamentalen) Kategorien konstituiert sich jedes Bezugssystem mit eigenständigen Grundbegriffen und Methoden (kategorialen Besonderheiten). Wenn diese speziellen Kategorien nicht beachtet werden oder das „kategoriale Novum“ nicht erkannt wird, kommt es zu Kategorienfehlern als „Grenzüberschreitungen nach oben und unten“, wie es bei Zweckdeutungen in der Biologie oder mit der Naturalisierung des Bewusstseins geschieht. Komplementaritätsverhältnis bedeutet hier kein bloßes Nebeneinander von Möglichkeiten, sondern eine geordnete Beziehung mit Unterscheidung der Kategorien und der methodischen Besonderheiten. Jedes der beiden Bezugssysteme ist auf seine Weise vollständig, aber dennoch nur einen Teil der umfassenden Beschreibung von Bewusstsein (Erleben) und Physiologie des Menschen.

Eine Reihe von Einwänden, die gegen diese Auffassung von Komplementarität und Perspektivität vorgebracht werden können, wurde diskutiert. Reproduziert die kategorialanalytisch begründete Unterscheidung eine vorausgehende ontologische Unterscheidung (wie bei Nicolai Hartmann oder Rothschuh)? Inwiefern unterscheidet sich die Auffassung des Bewusstsein-Gehirn-Problems nach dem Komplementaritätsprinzip von der Identitätslehre mit der einfachen Doppel-Aspekt-Lehre und der Zwei-Sprachen-Lehre? Sind eventuell mit jedem Gebrauch des Ausdrucks *Komplementarität* mehr potenzielle Missverständnisse als heuristische Einsichten verbunden? Geht es nicht forschungsstrategisch in den meisten Bereichen der empirischen Psychologie um *einzelne* Fragestellungen und eventuell um die Kombination einzelner Methoden, nicht um solche allgemeinsten Meta-Relationen? Grundsätzlich ist zu fragen, ob der missverständliche Komplementaritätsbegriff überhaupt noch Vorzüge gegenüber den einfacheren Begriffen von Perspektive und Perspektivität aufweist. Schließlich ist der Einwand vorzubringen, dass die gesamte Diskussion der Kategorienlehre und der kategorial grundverschiedenen Bezugssysteme zu wenig mit der Empirie zu tun habe, wo es doch um spezielle Fragestellungen und die konsequente Prüfung von Erklärungshypothesen auf dem Wege zu allgemeinen Gesetzesformulierungen gehe (vgl. Fahrenberg, 2013, S. 515-517).

Vier Themen der empirischen Psychologie und der psychologischen Anthropologie wurden ausgewählt, um die kategorialanalytischen Überlegungen und Meta-Relationen *Komple-*

mentarität und Perspektivität zu veranschaulichen. Die Passung und die Heuristik dieser Konzepte wurden eingehend untersucht:

- *Subjekt-Objekt-Problem (Erste-Person- und Dritte-Person-Perspektive)* als erkenntnistheoretische Grundfrage mit methodologischen Konsequenzen für alle weiteren Auffassungen von empirischer Psychologie;
- *Bewusstsein-Gehirn-Problem (Leib-Seele-Problem)* mit Bezug auf die aktuelle psychophysiologische und neuropsychologische Forschung;
- *Willensfreiheit und Determinismus* (im Sinne von Kants 3. Antinomie in der *Kritik der reinen Vernunft*) mit Bezügen zur empirisch-psychologischen Forschung und mit Konsequenzen für die forensisch-psychologische Praxis;
- *Interpretatives Paradigma und Experimentell-metrisches (statistisches Paradigma)*, das hier die wissenschaftstheoretischen Kontroversen über idiographischen versus nomothetischen Ansatz und qualitative versus quantitative Methodik einschließt.

Zusammenfassend ergab sich: Das *Komplementaritätsverhältnis in seiner logisch-methodischen Prägnanz* im Sinne der Rekonstruktion durch Bedau und Oppenheim (1961), d. h. mit der Betonung von einander ausschließenden Phänomensätzen im Sinne einer Paradoxie, sollte für die Quantenmechanik reserviert werden und für die quantenphysikalisch fundierten Konzepte zur Verschränkung von Ereignissen. Die schwächere Form eines *Komplementärverhältnisses* besteht zwischen den konkurrierenden bewusstseinspsychologischen und den physiologischen *Erklärungen*, wie die Steuerung von bewussten zentralnervösen Prozessen *verursacht* wird. Ein *Komplementärverhältnis* kann auch gesehen werden zwischen der selbstbewussten Begründung, frei gehandelt zu haben, und der noch hypothetischen neurophysiologischen Erklärung des Vorgangs aufgrund des Postulats einer geschlossenen Naturkausalität ohne psychophysische Wechselwirkung. Ein *Komplementärverhältnis* (als allgemeine Heuristik) besteht auch zwischen zwei Bezugssystemen zur Beschreibung psychophysischer Beziehungen, wenn sich diese in ihren Kategorien und den entsprechenden Methoden grundlegend unterscheiden.

Idiographik und Nomothetik in der Psychologie scheinen in ihren vieldeutigen Bezeichnungen und Absichten zu unbestimmt zu sein, um das verbreitete Sowohl-als-auch hier im Sinne eines *Komplementärverhältnisses* interpretieren zu können. Solche nicht näher analysierten, multireferenziellen Dualismen wie natur- versus geisteswissenschaftlich; mathematisch und quantitativ versus interpretierend und qualitativ; usw. sind unzureichend, um die „Passung“ der Meta-Relation Komplementarität einschätzen zu können. Etwas prägnanter kann die methodologische Kontroverse dargestellt werden: das interpretative Paradigma gegenüber dem experimentell-metrischen.

Der Begriff der *Perspektiven (Perspektivität)* meint ebenfalls eine Meta-Relation, die unterschiedliche Standpunkte, Methodiken und Bezugssysteme umfassen kann. Dieser Begriff ist im Unterschied zum Komplementaritätsprinzip durch Definitionsprobleme kaum belastet, bietet auch nicht die Bestimmungsschwierigkeiten hinsichtlich Kompatibilität und Paradoxie, lässt aber die im Begriff der Komplementarität enthaltene *notwendige* Verklammerung zweier Sichtweisen zur Auffassung der ganzen Wirklichkeit vermissen. Diese metho-

dologisch wichtige Bedeutung „einander *ergänzender* Bezugssysteme“ kann in der Begriffsbildung „koordinierte Perspektiven“ angenähert werden (S. 471)

Perspektivismus, Perspektiven-Wechsel

Die Konzeption solcher Meta-Relationen zu untersuchen, führt zu verwandten Fragen: nach den Strategien des relationalen und kontextuellen Denkens (Reich, 2002), nach der individuellen Fähigkeit und Bereitschaft zum Perspektiven-Wechsel (*perspective-taking ability*). Es gibt einige neuere, aber noch erweiterungsbedürftige Beiträgen zum *Perspektivismus* (Gerhardt & Herold, 1992; Gräfrath et al., 1991; McGuire, 1999; Giere, 2006) sowie Erinnerung an ältere Begriffe wie Einfühlung und Empathie (siehe Fahrenberg, 2013). Ein Beispiel ist der Begriff der *Intoleranz der Ambiguität*. Wie gehen Beurteiler (oder Menschen im Allgemeinen) mit einem sehr widersprüchlichen Verhalten und generell mit mehrdeutigen Sachverhalten oder Situationen um? Hier kann sich eventuell eine bestimmte Persönlichkeitseigenschaft zeigen, für die Else Frenkel-Brunswik (1949, 1996) diesen merkwürdigen Begriff geprägt hat. Bestimmte Menschen reagieren, wenn sie mit mehrdeutigen Verhältnissen konfrontiert werden, krass abweisend und dogmatisch; sie können diese Ambiguität nicht ertragen. Frenkl-Brunswik war eine wichtige Koautorin der berühmten Berkeley-Studien über *The Authoritarian Personality*.

6. 5. 4 Mangel an systematischer Diskussion und Kooperation

Wer sich längere Zeit mit der Ideengeschichte dieser Schlüsselkontroversen beschäftigt, gewinnt einen Eindruck von dem Ablauf und dem verbreiteten Stil der innerfachlichen Diskussion über diese Grundlagen der Psychologie. In diesem Bereich und anlässlich der Rezeptionsforschung zu Kants und Wundts Leitgedanken der Psychologie wurden bis in die Gegenwart viele Lehrbücher und Aufsätze berücksichtigt und verglichen.

Die systematischen Recherchen führten zu dem unerwarteten, fast bedrückenden Ergebnis, wie gering häufig der Transfer von Argumenten und Einsichten auf die nachfolgenden Autoren ist, von einigen – und manchmal überwertig erscheinenden – Ausnahmen abgesehen. – Die Auseinandersetzungen zwischen den Positionen zu den Schlüsselkontroversen wirken oft unvermittelt, sprunghaft, monologisch und keineswegs der Vorstellung einer sich systematisch entwickelnden Argumentationskette oder gar einem idealisierten „rationalen Verhandlungsmodell“ entsprechend. Viele der Kommentare wirken so selektiv und unsystematisch, dass fraglich ist, ob die primären Quellen wirklich gelesen und rezipiert wurden. Diese auffälligen Merkmale sollen zwar nicht verallgemeinert werden, sind hier jedoch für weite Bereiche typisch.

Argumente, die bereits formuliert wurden, teils schon genauer als später, gehen wieder verloren. Die Argumentationslinien innerhalb einer Kontroverse werden selten in systematischer Weise weiterentwickelt, sondern punktuell neu begonnen, manchmal auf einem einfacheren Niveau und hinter dem bereits erreichten Stand zurückbleibend (etwa Bühler im Vergleich zu Ach und Marbe in Würzburg oder Wundt; das Desinteresse der verstehenden und phänomenologisch orientierten Psychologen an der Methodik der Hermeneutik). Die Diskussion entwickelt sich nur langsam, alte Argumente werden stetig wiederholt, statt einen eigentlichen Diskurs zu führen, in dem an Argumentationsketten gearbeitet und festgehalten wird, damit nachfolgende Autoren aufbauen können.

Auffällige Lücken und Defizite sind beispielsweise auch dann zu finden, wenn die Autoren Kants Gedanken zur Psychologie zitierten oder wenn sie Wundt gut kannten, wie z.B. seine „Schüler“ oder Autoren wie Spranger oder Wellek. Sogar diese Nahestehenden haben Wundts Position oft erstaunlich verfehlt. Die Rezeptionsschickale auf Seiten der Nachfolger und Schüler sind ein eigenes Thema: von Kant zu Herbart; Wundt zu Krueger; Brentano zu Stumpf und Husserl; Freud zu Jung usw. Die Wiedergabe wichtiger Argumente ist oft unvollständig und verkürzt oder stereotyp verzerrt wie in der Rezeption von Kant (negative Bestimmung der Psychologie) und Wundt (naturwissenschaftlich, Elementenpsychologie, Völkerpsychologie als Ethnologie, Zweiteilung der Psychologie).

Der Stil vieler Beiträge ist monologisch, gelegentlich apodiktisch, d.h., ohne die Widersprüche genauer abzuwägen und den Fortgang der Kontroverse als Diskurs zu sehen. Autoren stellen ihre Position, vor allem zum Leib-Seele-Problem, als „Lösung“ dar und kritisieren zutiefst die Auffassungen anderer, vermeiden es jedoch, eigens auf die Schwächen ihrer Konzeption einzugehen oder zugehörige methodologische Konsequenzen zu nennen und zu diskutieren. Das Monologisieren ist typisch für Sammelbände bzw. Aufsatzsammlungen zur Philosophischen Anthropologie, zur Geschichte oder zur Wissenschaftstheorie der Psychologie; nur wenige Herausgeber gehen inhaltlich näher auf die Grundgedanken der Beitragenden ein, ebenso wenig die Autoren untereinander, und, falls es Tagungsbände sind, fehlt regelmäßig eine Zusammenfassung der Diskussion, die vielleicht eine originelle Quintessenz der gemeinsamen Bemühungen hätte geben können.

Es mangelt an *intradisziplinärer* Zusammenarbeit. Fast alle Publikationen zur Geschichte und Wissenschaftstheorie der Psychologie haben nur einen Autor, mittelfristige Kooperationen oder Teamarbeit scheinen fast völlig zu fehlen, trotz der oft *interdisziplinär* angelegten Fragestellungen und Themen. Einige der Kontroversen wären in interdisziplinärer Kooperation gründlicher zu untersuchen, doch ist eine interdisziplinäre Kooperation kaum zu erkennen, selbst zwischen den Autoren, die an einem Thema interessiert sind und daran mit unterschiedlichen Einstellungen arbeiten, aber dennoch nicht zu einem Austausch oder schließlich zu einer perspektivischen Darstellung gelangen.

Kooperation, Diskurs und Teamarbeit für Lehrbücher der Geschichte und der Wissenschaftstheorie sind als unerlässlich anzusehen, damit divergente Positionen adäquat dargestellt und auf diesem Niveau über Konvergenzen verhandelt werden kann. Nicht der Gleichklang mit einem Koautor, sondern die kontroversen Diskussionen über grundverschiedene Auffassungen sind gefragt.

Muss angenommen werden, dass von den bedeutenden deutschsprachigen Psychologen nur wenige Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* oder Wundts *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (und seine wichtigsten Zeitschriftenaufsätze zu Grundfragen der Psychologie) gelesen haben? Diesen Eindruck vermittelt die Rezeptionsgeschichte.

6.5.5 Verhandlungsmodell

Die Position eines ungeordneten Pluralismus und Relativismus mit weitgehend beliebigen Postulaten und Prinzipien der Psychologie ist intellektuell und pragmatisch sowie aus berufsethischen Gründen unerwünscht. Der pluralistischen Einstellung entgegen gerichtet sind zwei Strategien:

- (1) abstrakte wissenschaftstheoretische Überlegungen, wie Meta-Relationen zwischen verschiedenen Bezugssystemen zu bestimmen und zu koordinieren sind;
- (2) pragmatische Verhandlungsmodelle, die zwar in sozialpsychologischer und methodischer Hinsicht fortgeschritten, aber im Bereich erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Kontroversen völlig unüblich sind. Statt die erkenntnistheoretischen Kontroversen in Postulaten gegenübergestellt zu lassen, kann eine Verhandlungsebene gesucht werden. Damit ist nicht ein bloß relativierendes und vages Sowohl-als-Auch gemeint, sondern die Annäherung verschiedener Auffassungen, d h., ohne völligen Verzicht auf die zugrunde liegenden Postulate.

Auch komplizierte wissenschaftliche Kontroversen könnten in wissenschaftstheoretischen Verhandlungen, so meinte Stegmüller (siehe Abschnitt 2.3), erörtert werden. In der Literatur war jedoch kein Musterbeispiel zu einer der Schlüsselkontroversen zu finden. Andererseits wurden von Psychologen differenzierte Phasenmodelle der rationalen Verhandlungsführung (Hüffmeier & Hertel, 2012) entwickelt, hauptsächlich für die Entscheidungsfindung im Bereich wirtschaftlicher Interessen, Qualitätsmanagement, Personalwesen usw. Dem Einwand, dass dieses Verhandlungsmodell für andere Themen einer Konsensbildung ungeeignet wäre, ist mit dem Hinweis auf entsprechende Untersuchungen zum Verhandeln über Interessen und Werte zu begegnen (z.B. Harinck & De Dreu, 2004) und generell mit dem Hinweis auf die häufig erforderliche Festlegung von Kriterien für die Qualitätskontrolle von Untersuchungsverfahren, beispielsweise für die Psychologische Diagnostik oder in der Evaluationsforschung (Wittmann, 2009). – Auch in anderen Bereichen gibt es analoge Formen und Verfahren. Ist nicht der hermeneutische Prozess, wenn er in einer Interpretationsgemeinschaft erfolgt, ein strukturell ähnliches Verfahren, sich gemeinsam einer überzeugenden Interpretation anzunähern, so wie heute gelegentlich von „kommunikativer Validierung“ bzw. „Dialogisierung von Interpretationsverfahren“ gesprochen wird (Groeben, 1997-2003; Mey & Mruck, 2010).

Die Konzeption der rationalen Verhandlungsführung berücksichtigt unter anderem auch Befunde der *Social Judgement*-Forschung: wie orientieren sich Einstellungen in einem Gruppenprozess an Ankern, wie verändern sie sich und wie werden sie assimiliert? Es

gibt Zielvereinbarungen und rekursive Verfahren, damit der Problemlösungsprozess konsensual und konvergent verläuft. Die Kriterien der Bewertung sind offen zu legen und zu präzisieren, und die Bewertung der Informationen geschieht nach vereinbarten Regeln. Auch Brunswiks Linsen-Modell wird genannt, um die Absicht der repräsentativen Abbildung der Wirklichkeit auszudrücken: das Bild der Strahlenbündel einer konkaven Linse veranschaulicht, wie eine Vielfalt von Informationen von den Beurteilern repräsentativ gesehen und zusammengefasst werden sollte. Ein herausragendes Beispiel ist die Festlegung von multimodalen Kriterien, nach denen die mittel- und langfristigen Ergebnisse von Psychotherapie zu evaluieren sind (siehe Wittmann et al., 2011).

Im Verhandlungsmodell manifestiert sich allgemein als Prinzip des demokratischen Interessenausgleichs in einer pluralistischen Gesellschaft mit den verschiedensten Überzeugungen und Menschenbildern. Solche Verhandlungsmodelle haben sich in vielen Bereichen, außerhalb von Wissenschaft und Wissenschaftstheorie bewährt, um *Kompromisse* zwischen heterogenen Auffassungen zu erreichen. Als herausragende Beispiele sind zu nennen: die Empfehlungen von Ethik-Kommissionen zu umstrittenen Themen der Medizinethik; die *Charter der United Nations über die Allgemeinen Menschenrechte*, die 1948 nach dem Zweiten Weltkrieg beschlossen wurde; und die *Deklaration zum Weltethos*, die das *Parlament der Weltreligionen* im Jahr 1993 nach langen Verhandlungen akzeptierte. – Gewiss waren das grundverschiedene Aufgaben, die jedoch aus dem Gegeneinander der Überzeugungssysteme nur mit nachhaltiger Hoffnung auf Erfolg zu lösen waren.

Stehen die Erkenntnistheorie und die Wissenschaftstheorie der Psychologie grundsätzlich außerhalb solcher Diskurs- und Verhandlungsmöglichkeiten? Stegmüller war offenbar – abstrakt – der Ansicht, dass kritisch-rationalistisch über Grundfragen verhandelt werden könne. Die fortbestehende Vielfalt der Theorien der Psychologie *und* die Vielfalt der *Wissenschaftstheorien* legen es doch nahe, systematische Verhandlungen zu versuchen – kontinuierlicher und systematischer als bisher?

6. 6 Quintessenz

Als zentrale These wurde dieser Abhandlung vorangestellt: Eine Systematik solcher *erkenntnistheoretischen Postulate* und *wissenschaftstheoretischen Prinzipien* könnte darauf hinauslaufen, eben die Gründe zu erkennen, weshalb eine Theoretische Psychologie *unmöglich* ist. – Eine Theoretische Psychologie nach dem Vorbild der Theoretischen Biologie oder Physik ist nicht zu erwarten. Die kategorial grundverschiedenen Bezugssysteme der empirischen Psychologie sind, falls dieses Feld nicht dogmatisch beschränkt wird, eine Besonderheit der Wissenschaften vom Menschen. Die Voraussetzungen für eine *Meta-Theorie* fehlen, und es bleibt nur, *Meta-Relationen der Bezugssysteme* auszuarbeiten und als philosophisch reflektierte Konzeption für die Verständigung, als Heuristik und als Ziel einer perspektivisch geordneten Praxis und Ausbildung, zu entwickeln.

Im Sinne der einleitend zitierten These Windelbands (1876, S. 23 f): „... es wäre vermessen und von der Entwicklungsfähigkeit des Menschengesistes zu gering gedacht, wenn wir meinen wollten, dass die Formen des Erklärens, bis zu denen er bisher gelangt ist, auch die letzten und höchsten bleiben werden.“

Das Ergebnis dieser Recherchen wird in fünf Thesen zusammengefasst.

- Die Darstellung von erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Schlüsselkontroversen belegt, dass es *keine konsistente Grundlage* für eine *Theoretische Psychologie* gibt. In einigen zentralen Kontroversen, so zeigt die überdauernde Auseinandersetzung, sind auch keine grundsätzlichen Lösungen zu erwarten. Die *Theoretische Psychologie* ist folglich nur als Systematik sowie als Diskurs über diese Kontroversen zu bestimmen, statt der Idee einer Einheitstheorie nachzugehen, eine Vereinheitlichung heterogener Theorien anzustreben oder einem strukturalistischen Programm zu folgen (das auf kleinen Gebieten ergiebig sein könnte).

- In einer Systematik der Schlüsselkontroversen sind zu unterscheiden:

(1) *Ontologische (und metaphysische) Kontroversen*;

(2) *Erkenntnistheoretische (und kategorialanalytische) Kontroversen*. Diese folgen aus den ontologischen (und metaphysischen) Kontroversen und können zu Präferenzen für bestimmte Fragestellungen und Theorien führen. Solche Vorentscheidungen betreffen auch die *allgemeinen* Beurteilungskriterien, ob Kategorienfehler vorliegen, und ob eine Methode dem Phänomen (theoretischen Konstrukt) *adäquat* ist.

(3) *Wissenschaftstheoretische und methodologische Kontroversen* folgen aus bestimmten erkenntnistheoretisch-kategorialanalytischen Kontroversen und verweisen eventuell auf die primären ontologisch-metaphysischen Kontroversen.

In diesem Bereich sind die *Meta-Relationen* – wie das *Komplementärverhältnis* und die *Perspektivität* – und die speziellen Kategorien- und Operationalisierungs-Fehler zu diskutieren.

(4) *Strategische Kontroversen* folgen nicht vorwiegend aus den erkenntnis- oder wissenschaftstheoretischen Postulaten, sondern betreffen die methodologische *Adäquatheit* der Forschung und Praxis der Psychologie. Ist eine Methode (Methodenkombination) dem Phänomen (theoretischen Konstrukt) und der Fragestellung adäquat oder nicht?

(5) *Empirische Kontroversen* der Forschung und Praxis enthalten voneinander abweichende Beurteilungen von Zusammenhängen oder Effekten, deren relative Anteile (Gewichtung) weitgehend auf empirischer Basis geklärt werden können, falls sich nicht übergeordnete Kontroversen manifestieren.

In diesem Bereich sind Annäherungen und *empirisch* geleitete Optimierungen möglich. Als Beispiele für solche Kompromisse methodologischer Art sind hervorzuheben: das Prinzip der multimodalen Diagnostik und das Prinzip der Kontextabhängigkeit (auch als externe, ökologische Validität unter Alltagsbedingungen).

- Wenn die manifesten Gegensätze aufgrund erkenntnistheoretischer Postulate und wissenschaftstheoretischer Prinzipien nicht in einer vereinheitlichenden Theoretischen Psychologie aufgehoben werden können, muss diese Vielfalt der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Positionen gleichberechtigt gelten. – Doch anstelle einer dogmatisch reduzierenden Wissenschaftstheorie oder eines Pluralismus im Sinne von Relativismus und Beliebigkeit ist eine philosophisch geordnete Perspektivität vorzuziehen. Konzepte möglicher Meta-Relationen, wie Komplementarität und Perspektivität, sind durch Kategorialanalysen der Bezugssysteme, Kritik der Passung, der Adäquatheit und Heuristik weiterzuentwickeln. – Das von kritisch-rationalistischer Seite empfohlene Verhandlungsmodell scheint bisher nicht genutzt zu werden, um gemeinsam die strittigen Postulate und Prinzipien der Theoretischen Psychologie, zumindest in ihren Argumentationsketten, zu präzisieren und – auch mit Blick auf die praktischen Konsequenzen – zu verhandeln. Demgegenüber sind konstruktive und vorbildliche Ergebnisse von Verhandlungsverfahren auf anderen Gebieten, auch bei schwierigen Kriterien- und Grundsatzfragen, bekannt.

- Aus den Recherchen ergab sich der Eindruck, dass es an systematischen Argumentationsketten und deren Protokollierung mangelt. Die Argumente werden meist in monologischer Art mitgeteilt, statt systematisch und dialogisch vorzugehen. Häufig werden bereits erreichte Positionen und differenzierte Argumente nicht berücksichtigt, sind entweder nicht bekannt oder werden ausgeklammert, so dass eine polyphone Interpretation vorherrscht, statt einer zusammenhängenden *intradisziplinären* Auseinandersetzung mit genauen Protokollen solcher Diskurse über Kontroversen und Meta-Relationen. Eine planvolle und beharrliche *interdisziplinäre* Kooperation fehlt überhaupt auf diesem Gebiet.

- Die Auffassung der *Theoretischen Psychologie als Systematik der Schlüsselkontroversen* führt konsequent zu Anforderungen an die Methodologie, an die Didaktik und die wissenschaftliche Ausbildung.

6.7 Ausblick

Die *Theoretische Psychologie* wurde hier dargestellt und interpretiert als die Systematik der Schlüsselkontroversen der Psychologie – mit dem Resümee, dass diese Widersprüche eine Vereinheitlichung oder Meta-Theorie unmöglich machen.

Wenn ein kurzer Ausblick anzuschließen ist, dann entspricht er dem Schluss des vorausgegangenen Buches zur *Kategorienlehre der Psychologie*. Angesichts der überwältigenden Vielfalt der Theorien und Methoden der Psychologie scheint die Position des erkenntnistheoretischen Pluralismus realistisch zu sein, d.h. die Wirklichkeit der Psychologie in Forschung und Praxis zu repräsentieren.

Wäre nicht ein *philosophisch geordneter*, ein nicht beliebiger, sondern *perspektivisch angelegter Pluralismus* attraktiver als ein stummes Nebeneinander oder eine dogmatische Abgrenzung? Die Psychologische Anthropologie, die grundlegenden Überzeugungen und absoluten Voraussetzungen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, die Kategorienlehre und allgemeinste Erkenntnisprinzipien, die Komplementarität und die Perspektivität, gehören zu den Konzepten, die in den meisten Lehrbüchern der Wissenschaftstheorie der Psychologie *nicht* vorkommen. Deshalb werden die Zusammenhänge zwischen solchen Positionen und den Forschungsstrategien kaum vermittelt werden können: weder die Standpunktbezogenheit noch die notwendige Rechtfertigung, weshalb die Untersuchungsstrategien adäquat sind. Wie kann das „Verhandlungsmodell“ des kritischen Rationalismus praktiziert werden?

Könnte es curriculare Konsequenzen aus der Wissenschaftstheorie der Psychologie geben? Wie kann das relationale und kontextuelle Denken (im Sinne von Reich, 2002) geübt werden? Lässt sich die Fähigkeit zum Perspektiven-Wechsel und zum Denken in kategorial verschiedenen und komplementären Bezugssystemen trainieren? Könnte es nicht ein curriculares Ziel werden, gleichermaßen im „experimentell-metrischen Paradigma“ und im „interpretativen Paradigma“ (einschließlich Biographik) auszubilden, zumal auch jeder experimentelle Befund in mehreren Kontexten kritisch interpretiert werden muss?

Die allermeisten Diplom-Psychologen/ Psychologinnen sind in verschiedenen Einrichtungen und psychosozialen Diensten tätig, u.a. im Bereich Personalpsychologie, Gesundheitspsychologie, Klinische Psychologie, Psychotherapie, Beratung, Unterricht in Erziehungs- und Weiterbildungsinstitutionen. Die Behauptung ist deswegen nicht allzu gewagt: die große Mehrzahl wird in ihrem Praxisfeld keine experimentelle und statistische Forschungskompetenz benötigen. Nur in wenigen Bereichen und in begrenztem Umfang wird überhaupt eine selbständige Forschungskompetenz gefragt sein. Das Gegenargument lautet, dass die experimentalpsychologisch-statistische Ausbildung, trotz ihrer z.T. demotivierenden Wirkung auf Studienanfänger, unverzichtbar ist, damit zumindest ein nachhaltiges kritisches Methodenbewusstsein entsteht und aktuelle Forschungsergebnisse des eigenen Tätigkeitsbereichs verständnisvoll gelesen werden könnten, z.B. Mitteilungen über

neue Methoden und Anwendungen sowie Ergebnisse von Evaluationen und Qualitätskontrollen.

Zweifellos ermöglicht die experimentalpsychologisch-statistische Ausbildung ein vorzügliches Training im kritisch-hypothesenprüfenden Denken; sehr zweifelhaft ist dagegen der Transfer in eine andersartige Berufspraxis. Die gewünschte wissenschaftliche Grundeinstellung kann nicht nur im *experimentellen* Paradigma trainiert werden, sondern auch im *interpretativen* Paradigma, das in der Praxis weitaus dominiert. Eine entsprechend gründliche Ausbildung scheint allerdings weithin zu fehlen. Das Leitbild der forschungs-kompetenten Psychologen (im quasi-naturwissenschaftlichen Sinn) ist eine anspruchsvolle und attraktive Idee, konnte aber nur auf Kosten einer starken Beschränkung anderer Ziele angenähert werden.

Auch aus der Sicht der differenziellen Psychologie der Menschenbilder bzw. der Sicht der Psychologischen Anthropologie ist zu überlegen: Angesichts der bestehenden Vielfalt der Überzeugungssysteme bleibt ein einheitliches Menschenbild utopisch – und auch deshalb – eine einheitliche Psychologie und eine einheitliche Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. Besteht angesichts der heterogenen Überzeugungen und absoluten Voraussetzungen vielleicht nur die Alternative, den Fokus auf die einzelnen Psychologen und deren Kompetenzen zu verschieben? Ist die psychologische Kompetenz zu vermitteln, wichtige Aspekte der Menschenbilder und der philosophischen Erkenntnisvoraussetzungen, wo erforderlich, zu erkennen und zu berücksichtigen, ohne auf Prinzipien der Wissenschaftlichkeit zu verzichten?

Falls die Psychologen/ innen durch ihre Ausbildung in die Lage versetzt werden:

- Standpunkte und erkenntnistheoretisch-methodologische Vorentscheidungen zu verstehen;
- solche Perspektiven zu wechseln sowie – aufgabenbezogen – auch Theorien und Methoden zu kombinieren;
- perspektivisch, kontextuell und relational, zu denken und
- mit multi-referenziellen Konstrukten zu arbeiten,

könnten vielleicht größere Bereiche von Bewusstsein (Erleben) und Verhalten mit ihren neurophysiologischen Grundlagen adäquat erfasst werden.

7 Zusammenfassung

Eine *Theoretische Psychologie* – in dem Sinne wie es eine Theoretische Biologie oder Theoretische Physik gibt – existiert nicht. Die Psychologie ist zweifellos eine lebendige Wissenschaft; sie reicht als engagierte und expandierende Berufstätigkeit in sehr viele Lebensbereiche. Zugleich ist die pluralistische Vielfalt der Theorien und Methoden unübersehbar. Zwar zeigen die Kongresse der Psychologen, wie gut die verschiedenen Richtungen nebeneinander bestehen; näher betrachtet sind jedoch zwischen einzelnen Richtungen fundamentale Gegensätze zu erkennen, und es gibt Abgrenzungen und Abspaltungen. Manifestieren sich in den Strömungen und Richtungen der Psychologie vielleicht nur Trends und eine Interessendynamik, wie in anderen Disziplinen auch, oder sind wesentliche Positionen unvereinbar?

Im Verlauf der Arbeit wurde immer deutlicher, wie uneinheitlich die Terminologie in diesem langen Zeitraum ist und wie missverständlich zentrale Begriffe wegen ihrer Mehrdeutigkeit sind. Solche „belasteten“ Begriffe erschweren eine einheitliche Darstellung. Deshalb ist ein Kapitel vorangestellt, um wichtige Grundbegriffe und Methodentypen zu erläutern. Auch in der Methodologie und grundsätzlich in der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie der Psychologie ist eine Vielfalt gegensätzlicher Positionen erkennen.

Die Recherchen erfolgten auf drei Ebenen:

Die hauptsächlichen Strömungen und Richtungen der Psychologie werden dargestellt und die Auffassungen herausragender Psychologen geschildert. Wenn einzelne Positionen kommentiert werden, geschieht dies vornehmlich mit Blick auf die *wissenschaftstheoretischen Prinzipien* und die zugrunde liegenden *erkenntnistheoretischen Postulate*. Statt der inhaltlichen Konzepte sind primär diese *Schlüssel-Kontroversen* dargestellt. Diese Übersicht bildet den ersten Hauptteil der Untersuchung.

Auf einer zweiten Ebene wird die eigentümliche Krisendiskussion der Psychologie untersucht, denn diese selbstkritischen Beurteilungen begleiten die wissenschaftliche Psychologie von Anfang an. Die meisten Argumente zur Krise und Erneuerung der Psychologie sind sehr allgemein gehalten; sie zeigen jedoch typische Denkweisen und soziologische und psychologische Aspekte des Wissenschaftsbetriebs. Festzustellen ist jedoch, dass eine Integration der *Psychoanalyse* nicht stattfand, und dass es zu der Abspaltung der *Neuen Gesellschaft für Psychologie* von der *Deutschen Gesellschaft für Psychologie* kam.

Zu bestimmten Fragen, insbesondere zu den Präferenzen für Richtungen und Themen der Psychologie sowie zur Analyse von Trends und Einstellungen, werden bibliometrische und andere scientometrische Daten herangezogen. Dazu gehören Recherchen in den Literaturbanken sowie Reanalysen von repräsentativen Umfragen, einschließlich eigener Erhebun-

gen zu philosophisch-weltanschaulichen Einstellungen von Studierenden. Solche Daten werden eine inhaltliche Evaluation der Publikationen nicht ersetzen, können jedoch vor zu rasch verallgemeinernden Aussagen bewahren.

Als *Schlüsselkontroversen* werden fundamentale Gegensätze hervorgehoben. Einige sind eher wissenschaftstheoretischer und methodologischer Art, andere betreffen erkenntnistheoretische Positionen und die Kategorienlehre. Sie reichen damit auch in die Ontologie (Seinslehre) sowie die Philosophische Anthropologie (Menschenbilder) hinein. Der Gliederungsversuch und die zugehörigen Beispiele typische Positionen beanspruchen nicht, eine philosophische epistemologische Ordnung zu geben, umreißen jedoch die Absichten und die Aufgabe.

- (1) Ontologische (und metaphysische) Kontroversen,
- (2) Erkenntnistheoretische (und kategorialanalytische) Kontroversen,
- (3) Wissenschaftstheoretische und methodologische Kontroversen,
- (4) Strategische Kontroversen,
- (5) Empirische Kontroversen.

Offensichtlich folgen aus den Positionen in den fundamentalen Kontroversen, falls konsequent argumentiert wird, weitere Prinzipien der Methodologie und der Empirie. Diese Positionen werden andere Einstellungen beeinflussen können: zur Definition der Psychologie, zur Empirie, zu Reduktion und Reduktionismus, zu den Normen von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit so wie auch andere Einstellungen hinsichtlich der Forschungstätigkeit und der Angewandten Psychologie.

Statt die Widersprüche zu bestreiten oder ihre möglichen Konsequenzen gering zu schätzen, vielleicht tolerant gelten zu lassen oder in pragmatischer Haltung zu übergehen, ist das Nachdenken über die Kontroversen vorzuziehen. So ist konsequent weiter zu fragen: Mit welchen wissenschaftstheoretischen Konstruktionen und mit welchen Verhandlungsstrategien können die Gegensätze und die Kategorienfehler überbrückt, die kategorial verschiedenen Bezugssysteme kombiniert und ein systematischer Perspektiven-Wechsel gefördert werden? Die Auffassung der *Theoretischen Psychologie als Systematik der Schlüsselkontroversen* führt konsequent zu Anforderungen an die Methodologie, an die Didaktik und die wissenschaftliche Ausbildung.

Anmerkungen

Kapitel 1 und 2

(1) Ein Beispiel ist die Beschreibung der Allgemeinen Psychologie.

In der *Allgemeinen Psychologie* werden Gesetzmäßigkeiten des Erlebens und Verhaltens untersucht, die allgemeingültig sind - also für alle Menschen in mehr oder weniger vergleichbarer Form gelten. Es handelt sich um Gesetzmäßigkeiten beim Aufnehmen, Verarbeiten und Speichern von Information, die der Mensch nutzt, um sein Verhalten zu steuern. Zu den Forschungsinhalten der Allgemeinen Psychologie gehören Wahrnehmung und Aufmerksamkeit (Informationsaufnahme), Lernen und Gedächtnis (Speicherung und Abruf von Information), Handlung und Motorik, Sprache, Bewusstsein, Denken, Entscheiden und Problemlösen (Weiterverarbeitung der Information). Neben diesen Erkenntnisfunktionen sind die verhaltenssteuernden Kräfte, also Motivation und Emotion, ein zentrales Forschungsfeld. Als Grundlagenwissenschaft verfolgt die Allgemeine Psychologie das Ziel, menschliches Erleben und Verhalten zu beschreiben und durch empirisch gut gestützte Theorien zu erklären. Dabei gilt es auch, die biologischen (die physiologischen und anatomischen) Grundlagen zu verstehen. Die Ergebnisse der Allgemeinen Psychologie werden in vielen Bereichen angewendet. Dazu gehören die Mensch-Technik-Interaktion, das Lernen in Schule und Beruf, die Entstehung und Behandlung klinischer Störungsbilder oder die Bewertung von Zeugenaussagen. Als empirische Wissenschaft stützt die Allgemeine Psychologie ihre Aussagen auf Daten, die mit einer breiten Palette von Methoden erfasst werden: Humanexperimente, seltener auch Tierexperimente, die Aufzeichnung von zentral- und peripher-nervöser Aktivität. Verhaltensbeobachtung oder Introspektion gehören ebenso zum Methodenrepertoire wie computergestützte Simulation oder mathematisch formalisierte Modellierung geistiger Leistungen und Funktionen (<http://www.dgps.de/> Zugriff 23.2. 2015)

(2) Lessin, U.: Ein Blick hinter den Schleier – Kritische Anmerkungen zu H.-J. Walters Metzger-Laudatio. <http://www.lessin.de/Metzger.pdf>. (siehe auch Ash, 1995). Lessin analysierte Arbeiten von Metzger, u.a. „Der Auftrag der Psychologie in der Auseinandersetzung mit dem Geist des Westens.“ Volk im Werden, 1942, 10, 133-144. Metzgers Ausführungen entsprechen, Lessin zufolge, in damals wichtigen Punkten der NS-Lehre, abstrakt auch der Rassenlehre, sind jedoch nicht explizit antisemitisch wie von Sander. Metzger war SA-Mitglied (1933) und NSDAP-Mitglied (1937).

(3) Die mündlichen Prüfungen im Diplom-Studiengang der Psychologie nahmen die Professoren der Psychologie, außerdem jene der Physiologie, der Zoologie (für Tierpsychologie/Ethologie), Philosophie, Pädagogik, Soziologie, Psychiatrie/Neurologie ab. Ein Internationaler Kongress (Bonn), Auslandssemester oder Reisen ermöglichten es, Vorträge von eindrucksvollen Wissenschaftlern zu hören: Wolfgang Köhler, Charlotte und Karl Bühler, Konrad Lorenz und Nico Tinbergen, B. F. Skinner, Sir John Eccles, Hans-Jürgen Eysenck, Raymond B. Cattell. In Erinnerung sind auch Ernst Boesch, Curt Bondy, Ludwig Delius, Heinrich Düker, Clemens Faust, Hilde Himmelweit, Peter R. Hofstätter, Richard Jung, Philip Lersch, Gustav A. Lienert, A. E. Meyer, Detlev Ploog, Hubert Rohracher, Hans Thomae, Thure von Uexküll; unter den Philosophen Martin Heidegger, Max Müller, Wilhelm Szilasi und C. F. von Weizsäcker.

Die Geschichte des Fachs Psychologie der Freiburger Universität ist über die lokale Bedeutung hinaus von allgemeinem Interesse, denn an der Biographie der Professoren (von der Habilitation Hugo Münsterbergs 1887 bis zur Emeritierung von Robert Heiß 1971) und an den akademischen Strukturänderungen lassen sich wesentliche Aspekte der generellen Wissenschaftsgeschichte der Psychologie in Deutschland in charakteristischer Weise aufzeigen: die Anfänge der experimentellen und der differenziellen Psychologie sowie der Sozialpsychologie durch Münsterbergs Initiative; die zwiespältige Verbindung mit dem Fach Philosophie und die allmähliche Verselbständigung der Psychologie; der Einfluss des Nationalsozialismus; die Befreiung; die zunehmende Praxisorientierung und Professionalisierung der Psychologen; der Wandel der Forschungsschwerpunkte (siehe Fahrenberg, 2006c; Fahrenberg & Stegie, 1989; Fahrenberg in Wolfradt et al., 2015).

Die Psychologie an der Freiburger Universität hat eine ältere und eine neuere Vorgeschichte. Im Jahre 1503 erschien hier die *Margarita Philosophica* von Gregor Reisch. Er lebte von ca. 1470 bis 1525 und war Prior des Freiburger Kartäuserordens und Beichtvater des Kaisers Maximilian. Diese „Perle der Philosophie“ ist eine der großen Enzyklopädien seiner Zeit und ein umfassendes Lehrbuch für die Artistenfakultät: über die Philosophie, über die sieben freien Künste und Naturkunde. Die Themen, die wir heute zur Psychologie zählen, wurden in den Abschnitten *De anima*, *De natura* und in der *Moralphilosophie* behandelt – als Bestandteile der Philosophie. – In Freiburg hielten die Philosophen Wilhelm Windelband (von 1877 bis 1882) und dann Alois Riehl (bis 1896) Vorlesungen zur Psychologie, einschließlich Psychophysik und experimenteller Psychologie. Im Jahr 1887 habilitierte sich Hugo Münsterberg für das Fach Philosophie (nach seiner Promotion durch Wundt in Leipzig und Promotion zum Dr. med. in Heidelberg). Münsterberg hielt u.a. Vorlesungen über "Psychologie"; "Psychologie mit Einschluss der Sozialpsychologie", "Hypnotismus", und unterrichtete Experimentalpsychologische Arbeiten für Anfänger und für Fortgeschrittene. Im Jahr 1889 erhielt er einen Zuschuss des Ministeriums von 200 Mark jährlich für das zunächst in der Wohnung Münsterbergs gegründete "Psychophysische Laboratorium". Nach diesem Kriterium des eigenen Etats für Experimentalpraktika ist das Freiburger Labor, nach Leipzig und Göttingen, das dritte in Deutschland und die achte Gründung überhaupt (insofern ist die Tabelle S. 281 in Schönplüg, 2013, unvollständig). Münsterberg wurde 1892 zum Extraordinarius ernannt, folgte jedoch 1897 William James' Aufforderung an die Harvard University, um dort das Labor für Experimentelle Psychologie aufzubauen. In Erinnerung an Münsterbergs Leistungen als Pionier der Angewandten Psychologie verleiht der *Berufsverband Deutscher Psychologen* eine Hugo-Münsterberg-Medaille.

Im Jahr 1897 wurde Jonas Cohn, ebenfalls Doktorand von Wundt, für Philosophie habilitiert und unterrichtete u.a. durch Vorlesungen über "Psychologie", "Das jugendliche Seelenleben", "Psychologie und Wirtschaft"; Einführung in die experimentelle Psychologie mit Demonstrationen, *Psychologische Arbeiten*. Im Jahre 1903 ist der Lehrstuhlinhaber Philosophie I, Heinrich Rickert, *Direktor des Psychologischen Laboratoriums*, und Cohn ist Assistent; 1911 wird durch Beschluss der Philosophischen Fakultät "Experimentelle Psychologie" als Prüfungsfach zugelassen, um Dissertationen zu ermöglichen. Rickert galt als Neukantianer, und er lehrte in Freiburg über allgemeine Philosophie und Kulturwissenschaft. Im Jahr 1913 initiierte Rickert die *Erklärung von Dozenten der Philosophie in Deutschland gegen die Besetzung Philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie*. Der Nachfolger Rickerts auf dem Lehrstuhl Philosophie I wurde Edmund Husserl, auch als Direktor des Psychologischen Laboratoriums mit dem Assistenten Cohn, der 1919 Extraordinarius für Pädagogik und Philosophie, ab 1920 Mitdirektor des Laboratoriums wurde. Als Nachfolger Husserls war ab 1928 Martin Heidegger Direktor des Psychologischen Laboratoriums (neben Cohn). Cohn betreute empirische, auch experimentelle Doktorarbeiten, und trat dafür ein, dass die Philosophie eigentlich Wertwissenschaft sein müsse. Während des Rektorats Heideggers wurde Cohn zwangsweise in den Ruhestand versetzt und emigrierte nach England. Bereits 1922 habilitierte sich

Georg Stieler für Philosophie. Vorlesungen "Psychologie des politischen Denkens", "Psychologie der Masse", "Gefühle und Affekte", Übung zur Kinder- und Jugendpsychologie. 1934 wurde Stieler Nachfolger Cohns als a. o. Professor für "Philosophie und Erziehungswissenschaft" mit Ernennung zum persönlichen Ordinarius und zum Leiter des Psychologischen Laboratoriums.

Den Lehrstuhl Philosophie II, ein Konkordatslehrstuhl, hatte seit 1917 der katholische Philosoph Joseph Geysler bis 1924 inne; dieser interessierte sich für Erkenntnistheorie und Psychologie (vgl. Geyslers umfangreiches *Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie*, 1912, in dem er sich oft auf Wundt bezieht, jedoch am christlichen Seelenbegriff festhält und deshalb Wundt widerspricht). Auch sein Nachfolger, Martin Honecker, Generalsekretär der Görres-Gesellschaft, repräsentierte eine katholisch geprägte Philosophie und Psychologie. Nach seinem Tod 1941 wurde dieser Lehrstuhl in den "Lehrstuhl für Philosophie und Psychologie" umgewandelt (später jedoch auf andere Weise ersetzt). Auf die Ausrichtung der Psychologie versuchte Heidegger maßgeblichen Einfluss zu nehmen, indem er den nationalsozialistisch eingestellten Stieler favorisierte und die Forderung nach „politischer Erziehung“ einbrachte. Die Genehmigung des Prüfungsausschusses für Diplom-Psychologen im Jahr 1942 leitete jedoch eine andere Entwicklung ein. Es folgten die Ernennung des politisch nicht hervorgetretenen, aber dennoch als *Philosoph* von Heidegger freundlich begrüßten Robert Heiß (1903-1974) auf dem Lehrstuhl *Psychologie und Philosophie*, 1944 die Einrichtung des *Instituts für Psychologie und Charakterologie*, 1943 die erste Vordiplom-Prüfung, 1945 die erste Diplom-Prüfung. Heiß war ursprünglich Philosoph mit Interesse an Erkenntnistheorie und Logik, dann Leiter des *Instituts für experimentelle Psychologie* an der Universität Köln; er gehörte dem Kreis um den Philosophen Nicolai Hartmann an. Seit 1954 gab es in Freiburg außerdem das *Extraordinariat für Grenzgebiete der Psychologie* für Hans Bender, seit 1950 zugleich *Leiter des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V.* war. – Anlässlich des 500 jährigen Universitätsjubiläums wurde 1957 auf Antrag von Robert Heiß der Dr. phil. honoris causa (der einzige für Psychologie in dieser Fakultät überhaupt) an Wolfgang Köhler verliehen.

(4) Collingwood würde heute vielleicht auf das in der Kosmologie verbreite Postulat, es habe einen Urknall gegeben, verweisen und dann feststellen können, dass sich diese absolute Voraussetzung in der neusten Kosmologie auflösen scheint, da einige jüngere Kosmologen einen *Entwicklungszyklus* postulieren. Vielleicht würde er auch über absolute Voraussetzungen der Astrophysiker und deren Religionszugehörigkeit spekulieren. Könnte es sein, dass Kosmologen eher dazu neigen, einen Urknall zu postulieren, wenn sie in einer monotheistischen Kulturwelt mit dem Glauben an einen aktiven Schöpfergott aufwuchsen als in einer polytheistischen Welt mit dem indischen Glauben an Weltenzyklen sich ewig verändernder Geschehnisse?

(5) Die deutschen Psychologen verfügen in Psy.Dat (am ZPID in Trier) über eine ausgezeichnete Möglichkeit zur Archivierung von Datensätzen: als Referenz (z.B. Datensätze und Normierungen psychologischer Tests), zum Vergleich, zu Metaanalysen und zu Übungszwecken. Das Verzeichnis der Datensätze lässt erkennen, dass diese Chancen moderner Repositorien (Datenbanken) innerhalb der Psychologie erst sehr zögerlich genutzt werden (siehe Fahrenberg, 2012d).

Kapitel 3

(6) Beispiele unzureichender Rezeption der Ideengeschichte durch angloamerikanische Autoren. Eine besondere Fall-Studie bietet die Wundt-Rezeption: die absurden Urteile von James, die völlig unzureichenden biographischen Versuche und Missverständnisse von Stanley Hall und E. Boring, der

extrem verzerrte Introspektionismus Titcheners, sowie die oft fragwürdigen oder oberflächlichen Beiträge späterer Autoren zu den um 1979/1980, dem Jahrhundertjahr der Leipziger Laborgründung, erschienenen Sammelbänden – im Unterschied zu den hervorragenden Beiträgen von Danziger (1979, 1980, 1990, 2001), die jedoch seltene Ausnahmen bilden (zu dieser Rezeptionsgeschichte siehe Fahrenberg, 2011). – Zumindest in mehreren wichtigen Aspekten unzureichende Darstellungen der Ideengeschichte sind, außer z.B. bei Boring (1950) oder Koch & Leary (1985), auch in *A history of modern psychology* von Leahey (1991) zu bemerken: Kant wird nicht substanziell berücksichtigt, Herbart, Lotze, F. A. Lange fehlen, ebenso Dilthey, Windelband, Jaspers; Wundt wird einseitig dargestellt, Brentano unzureichend. Dafür wird überwertig William James herausgehoben und zahlreiche amerikanische Autoren nachgeordneter Bedeutung und Originalität referiert. Wie kann eine Ideengeschichte der Psychologie verstanden und geschrieben werden, wenn die leitenden Ideen in ihren Widersprüchen nicht hinreichend bekannt und verstanden sind? Was ist auch von einer Wissenschaftstheorie zu halten, wenn die Grundlagenkenntnisse unzureichend sind?

(7) „Ich habe die recension der platnerschen anthropologie gelesen. Ich hätte zwar nicht von selbst auf den recensenten gerathen jetzt aber vergnügt mich der darin hervorblickende Fortgang seiner Geschicklichkeit. Ich lese in diesem Winter zum zweiten mal ein collegium privatum der Anthropologie welches ich jetzt zu einer ordentlichen academischen disciplin zu machen gedenke. Allein mein Plan ist ganz anders. Die Absicht die ich habe ist durch dieselbe die Quellen aller Wissenschaften die der Sitten der Geschicklichkeit des Umganges der Methode Menschen zu bilden u. zu regieren mithin alles Praktischen zu eröffnen. Da suche ich alsdenn mehr Phänomene u. ihre Gesetze als die erste Gründe der Möglichkeit der modification der menschlichen Natur überhaupt. Daher die subtile u. in meinen Augen auf ewig vergebliche Untersuchung über die Art wie die organe des Körper mit den Gedanken in Verbindung stehen ganz wegfällt. Ich bin unablässig so bei der Beobachtung selbst im gemeinen Leben daß meine Zuhörer vom ersten Anfange bis zu Ende niemals eine trockene sondern durch den Anlaß den sie haben unaufhörlich ihre gewöhnliche Erfahrung mit meinen Bemerkungen zu vergleichen jederzeit eine unterhaltende Beschäftigung haben. Ich arbeite in Zwischenzeiten daran, aus dieser in meinen Augen sehr angenehmen Beobachtungslehre [sic] eine Vorübung der Geschicklichkeit der Klugheit und selbst der Weisheit vor die academische Jugend zu machen welche nebst der physischen geographie von aller andern Unterweisung unterschieden ist und die Kenntniss der Welt heißen kann“ (Kant, Brief an Marcus Herz, 1773).

(8) Zu Wundts intellektuellem Umfeld in Leipzig gehörten Gustav Theodor Fechner (1801-1887) und der Philosoph und Arzt Rudolph Hermann Lotze (1817-1881) sowie u.a. die Physiologen Carl Ludwig und Johann Nepomuk Czermak, der Anatom und Physiologe Ernst Heinrich Weber, der Chemiker Wilhelm Ostwald, der Physiker und Astronom Karl Friedrich Zöllner, der Philosoph M. W. Drobisch und der Erkenntnistheoretiker Eduard Zeller, die Historiker Karl Lamprecht und Friedrich Ratzel. Mit einigen stand Wundt im fachlichen Austausch, mit anderen war er befreundet. Als Mitarbeiter bzw. Assistenten (bis 1900) werden u.a. genannt: J. McK. Cattell, E. Kraepelin, H. Münsterberg, O. Külpe, E. Meumann, Ch. Spearman, E. B. Titchener, L. Witmer. Studierende bzw. Besucher mit später bekanntem Namen waren: Bechterew, Boas, Durckheim, Husserl, N. N. Lange, Malinowski, Mead, Sapir, Tönnies, Whorf, Wygotski. Bei der Mehrzahl der amerikanischen Psychologen der ersten und zweiten Generation steht Wundt im akademischen Stammbaum (Ben-David & Collins, 1966).

(9) Eckardt (1997) schreibt: „Nicht die interpersonale Wechselwirkung selbst, sondern die (geistigen) Objektivationen der interpersonellen Wechselwirkung sind die Analyseeinheiten. Faktisch hat damit

Wundt den Zugang der Völkerpsychologie zu einer methodologisch tragfähigen sozialpsychologischen Untersuchung selbst versperrt. Das konzeptionsimmanente Hindernis bestand in der Unmöglichkeit, von den Objektivationen interindividueller Wechselwirkung (Sprache, Mythos, Sitte) auf die dieser Wechselwirkung zugrundeliegenden psychischen Regulationsmechanismen zu schließen ...“ „Das Psychische bzw. die Historizität des Psychischen selbst wird hier aber nicht untersucht. Untersucht wird die Entwicklung von (geistigen) Objektivationen psychischer Tätigkeit im Laufe der Geschichte“ (1997, S. 98 f; vgl. auch Eckardt, 2010). – Zumindest für einen empirisch arbeitenden Psychologen werden sich Rückfragen ergeben: Wie hätte Wundt denn vor 150 Jahren in Leipzig eine lebensnahe experimentelle Sozialpsychologie beginnen können, wenn soziale Interaktionen auch heute noch vorrangig unter künstlichen Laborbedingungen oder sogar nur mittels Fragebogen oder computergestützter Simulation untersucht werden? Mit welcher Methodik und auf welchen Zeitreisen hätte Wundt die interaktiven und innerpsychischen Prozesse der kulturellen Entwicklungsstufen analysieren sollen?

(10) In den heutigen Lehrbüchern scheint in der Regel nicht prägnant zwischen *Ursachen* und *Gründen* von psychischen Vorgängen unterschieden zu werden, Kausalprinzip und Zweckprinzip verbinden sich miteinander. Die Unterscheidung von Ursachen und Gründen wurde in Hinsicht auf die Psychoanalyse diskutiert, denn Klein (1976) hatte – wie auch andere – behauptet, dass psychoanalytische Erklärungen *Gründe*, aber keine *Ursachen* für menschliches Verhalten lieferten. Grünbaum (1991, S. 8 f) hält dies für ein Missverständnis und lehnt die Behauptung ab, dass „unbewusste Absichten“ als Erklärungen akzeptiert werden. Grünbaum bleibt jedoch vage und scheint die wechselseitige Ergänzung kausaler und teleologischer Betrachtung mit der kategorialen Bedeutung der kombinierten Sichtweisen im Vergleich zu den nur physischen Ursachen nicht zu sehen. Für Freuds Auffassung der Neurose war die teleologische Interpretation wichtig.

(11) Die Herausgeber Chisholm und Baumgartner (1982) versuchen eine Interpretation: „Da Brentano nicht sagt, dass jeder psychische Akt das primäre Objekt eines evidenten Urteils sei, bleibt die Frage: In welchem Sinne kann dann von jedem psychischen Akt ausgesagt werden, er sei für das Subjekt evident – wenn Evidenz nirgends aus der Empfindung zu finden ist? Die Antwort – die Brentano nie explizit gibt – könnte so aussehen: Wenn ein psychischer Akt statthat, kann er für das Subjekt evident sein, im folgenden erweiterten Verständnis des Wortes ‚evident‘: Jeder psychische Akt ist notwendig von der Art, dass jemand, der diesen Akt vollzieht und gleichzeitig urteilt, dass er ihn vollzieht, dann mit Evidenz urteilt, dass er ihn vollzieht“ (Anmerkung, S. 170). – Kann diese Formulierung den Eindruck einer zirkulären Definition machen?

Psychische Akte werden hier bestimmt: (1) Sie involvieren die individualisierende Realität (ähnlich wie die logischen Differenzen die Gattung). (2) Sie sind wie sie ohne Ort, räumliche Ausdehnung etc. (3) Sie sind wie sie ohne Farbe etc. (4) Sie haben intentionale Beziehung. (5) Sie haben Dienergie [sic], primäre – sekundäre Beziehung. (6) Die sekundäre Beziehung ist ein Vorstellen und ein Urteilen, Glauben, welches einfach assertorisch ist, aber evident“ (S. 83). Brentano unterscheidet zwischen zwei Hauptklassen: die fundamentalen Akte, welche „sinnliche Phänomene zum primären Objekt haben, oder, was dasselbe sagen will, sie enthalten als primäre Beziehung ein Vorstellen von konkret sinnlichem Inhalte“ sowie die supraponierten Akte.

(12) „Der Begriff eines evident Urteilenden stammt aus innerer Erfahrung. Geltung von Urteilen wird somit vermittels einer der charakteristischen Eigenschaften psychischer Phänomene, ihrer Selbstreflexivität, beschrieben. Evident und damit sicher vor Annahmen sind Urteile, deren Bedingtheit (Motivation) durch Vorstellungen, andere Urteile oder Gemütsbeziehungen im Ergebnis vollständig ein-

sichtig ist, d.h. dass keine ein Urteil mitbestimmende Bedingung dem ‚Auge der inneren Wahrnehmung‘ entgeht. Damit sind nichtevident alle Urteile, die Bewusstseins-transzendentes einbeziehen, d.h. Empfindungen oder sogenannte äußere Wahrnehmungen, da ihre Ursache für die Introspektion nicht restlos aufzuklären ist. Es sind hier nur Wahrscheinlichkeitsurteile möglich. Gleiches gilt für auf Gedächtnisleistungen zurückgreifende Urteile, da die Zeitdifferenz den Einfluss nichtwahrgenommener Bedingungen zulässt. Darin unterscheiden sich nach Brentano auch Introspektion und Selbstbeobachtung. Wäre jene wie die Selbstbeobachtung ein zusätzliches psychisches Phänomen und nicht das selbstreflexive Moment der relationalen Doppelstruktur psychischer Phänomene, käme es hinsichtlich der Evidenz zum infiniten Regress.

Die Distinktion von konkomitanter Introspektion und nachfolgender Selbstobservation ist jedoch keinesfalls so klar, wie Brentanos Terminologie suggeriert. (...) „... die durchgängig selbstreflexive Struktur des Psychischen stellt für Brentano das entscheidende Argument gegen die Annahme unbewusster Phänomene dar.“ Die deskriptive Analyse soll den Prozess der begleitenden Perzeptionen zur der Apperzeption aufklären, wobei bereits die paradigmatische Demonstration bestimmter Erfahrungen als evidenter Urteile ein entsprechendes Differenzierungsvermögen voraussetze. „Die dafür notwendige Schulung und das gesamte analytische Verfahren können jedoch auf die nichtevidente Selbstobservation und sogar auf Fremdpsychisches sowie auf die physiologische Psychologie nicht verzichten.“ (siehe Bemerken bzw. Apperzeption).

(13) Stumpf nennt den größten Vorzug Brentanos als Denker: „die äußerste Konsequenz und das weitblickende Überschauen der Gedankenlinien nach oben und nach unten, der Voraussetzungen wie der Folgen ...“, d.h. „in der deduktiven Gedankenrichtung und seinen Gegensatz zur Spekulation. (...) Kein Zweifel, dass die Vertikale zuletzt siegen muss, und dass diese Denkrichtung, die alles widerspruchslos auf gemeinsame große Prinzipien zurückzuführen strebt, philosophische Geister in erster Linie kennzeichnet“ (S. 147 f). Ein unversöhnlicher Gegensatz bleibe aber zwischen Brentanos Denkweise und der der spekulativen Systeme der deutschen Philosophie, mit welcher er durchaus einen wesentlichen Zug teile, „die unablässige Richtung auf die höchsten und letzten Dinge. „Aber für ihn gibt es Begriffe nur auf Grund der Anschauung und ist volle Klarheit das erste und unbedingte Erfordernis“ (S. 148). „Die aufs Sorgfältigste durchdachten Lehren Franz Brentanos sind einer gleich sorgfältigen Erwägung der Nachfahren wert. Aber mehr noch als in allen sachlichen Ergebnissen seiner Forschung erblicke ich in diesen methodischen Forderungen sein Vermächtnis an die kommenden Geschlechter deutscher Philosophen“ [sic, nicht Psychologen!] (S. 149).

Husserl (1919) erlebte Brentanos Vorlesung: „... die Rede mit priesterlichen Gesten begleitend, stand er wie ein Seher ewiger Wahrheiten und wie ein Kündler einer überhimmlischen Welt vor dem jugendlichen Studenten“ (S. 154). Bald sei er jedoch von der ganz einzigen Klarheit und dialektischen Schärfe seiner Ausführungen gepackt gewesen, „Philosophie im Geist strengster Wissenschaft“ zu behandeln. Dieses Ideal strengster philosophischer Wissenschaft habe sich Brentano in der exakten Naturwissenschaft repräsentiert (S. 159). Die Vorlesungen über deskriptiv-psychologische Fragen waren „ganz besonders anregend, weil sie die Probleme im Fluss der Untersuchung zeigten“, während philosophische Vorlesungen, „trotz der kritisch-dialektischen Darstellung – in gewissem Sinne – dogmatischen Charakter hatten, d.h. den Eindruck fest erreichter Wahrheiten und endgültiger Theorien erweckten und erwecken sollten“ (S. 158). „In philosophischer Beziehung verband ihn übrigens mit der alten Kirche die theistische Weltanschauung, die ihm so sehr ans Herz ging, dass er auf Gottes- und Unsterblichkeitsfragen gern zu sprechen kam“ (S. 157). Husserl beschreibt Brentanos Persönlichkeit: „In der Tat, sein Selbstvertrauen war vollkommen. Die innere Gewissheit, auf dem rechten Wege zu sein und die allein wissenschaftliche Philosophie zu begründen, war ohne jedes Schwanken. Diese Philosophie innerhalb der systematischen Grundlehren, die ihm schon als gesichert galten,

näher auszugestalten, dazu fühlte er sich von innen und oben her berufen. Ich möchte diese schlechthin zweifelfreie Überzeugung von seiner Mission geradezu als die Urtatsache seines Lebens bezeichnen. Ohne sie kann man Brentanos Persönlichkeit nicht verstehen und daher auch nicht billig beurteilen.“ ... „Niemand erzog mehr zu selbsttätig freiem Denken, vertrug es aber auch schwerer, wenn es sich gegen seine eigenen festeingewurzelten Überzeugungen richtete“ (S. 160 f). – Brentanos *Psychologie* wird von Husserl nicht speziell kommentiert.

(14) Sigmund Freud schrieb am 6. Dezember 1874 an seinen Freund Eduard Silberstein, dass sein Artikel „... die Kritik über Lipiners Aufsatz über das teleologische Argument“ (auctore me)“ soeben in No 2 „unserer Zeitschrift“ erschienen sei (als weitere Beiträge nennt er: von Paneth *Die Grundlagen der materialistischen Ethik* sowie *Über Spinozas Beweis für das Dasein Gottes*. Am 30. Januar 1875 teilt ein weiterer Brief mit, dass diese von ihm, Paneth, Löwy, Lipiner gegründete Zeitschrift beendet wurde. Es wurde vermutet, dass es sich um Publikationen des *Lesevereins der deutschen Studenten Wiens* handelt (Brauns & Schöpf, 1989; Tögel, 1996). Für Lipiners Schrift „Über die Elemente einer Erneuerung religiöser Ideen in der Gegenwart“ trifft dies zu, denn es existiert ein bibliographischer Hinweis: „Vortrag gehalten im Lesevereine der deutschen Studenten Wiens am 19. Januar 1878. Wien 1878“ und World Cat: „Über die Elemente einer Erneuerung religiöser Ideen in der Gegenwart. Wien, Im Selbstverlage des Vorstandes des Lesevereines der deutschen Studenten Wiens, 1878 - 18 Seiten.“ Doch die Datierung weicht ab. Im Jahr 1874 war Siegfried Lipiner, der später als Schriftsteller, Dramatiker und Journalist bekannt wurde, noch Schüler, hörte jedoch bereits Vorlesungen an der Universität. (Zelinsky, Hartmut, „Lipiner, Siegfried“, in: *Neue Deutsche Biographie* 14 (1985), S. 642 f. [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd11906815X.html>).

Die von anderen Autoren in diesem Zusammenhang erwähnten *Jahresberichte des Akademischen Lesevereines in Wien* sind zwar nachgewiesen, können jedoch aus mehreren Gründen nicht der richtige Quelle sein. Der Text von Freuds „prä-analytischem“ Aufsatz ist bisher nicht nachgewiesen, wie eigene Recherchen ergaben: in der Wiener *Bibliothek der Sigmund Freud Privatstiftung*, in der *Österreichischen Nationalbibliothek*, in den Londoner *Freud Museum Archives*, in *The Sigmund Freud Archives, Inc.*, Cambridge, Mass. und in der *Library of Congress* in Washington, USA sowie anderen Katalogen wie PAO, PIA, Worldcat. So ist anzunehmen, dass dieser Aufsatz von Freud systematisch vernichtet wurde (siehe zu diesem Thema Freud, 1925).

(15) Wundt (1905, S. 465) hatte die Methode der freien Assoziation eingehend beschrieben: „... bei denen eine beliebige Vorstellung zu dem gegebenen Sinneseindruck reproduziert werden darf, und bei denen man ohne Wahl und bei möglichst passivem Bewusstsein auf die zuerst aufsteigende Vorstellung reagiert“. Der wesentliche Teil sei „die Hebung des Erinnerungsbildes.“ Im Leipziger Labor wurden diese Untersuchungen u.a. von dem Psychiater Emil Kraepelin sowie John McKeen Cattell durchgeführt, teils mit Wundt als Versuchsperson. Die emotionale Valenz scheint jedoch kein spezielles Interesse gefunden zu haben.

Die Zürcher Studien wurden in mehreren Aufsätzen und zusammenfassenden Bänden (1906 bis 1915; siehe Jung, 1906) publiziert. Im Vorwort weist Ernst Bleuler auf Wundts Assoziationsstudien hin und meint, Jung und Riklin hätten in ihren Versuchen gezeigt, dass „der Methode auch die unbewussten Mechanismen unserer Psyche in viel ausgiebigerem Maße zugänglich sind, als wir zu hoffen wagten: Die Wortassoziationen geben uns nicht nur Kunde von dem Ablauf der psychischen Prozesse in der zutage liegenden Schicht des bewussten Denkens, sondern sie fördern Stichproben aus dem unbewussten Schaffen des Geistes herauf, die ein überraschendes Licht auf normale und pathologische Erscheinungen werfen ...“ (S. 6). Wundt und die Methode werden in den Beiträgen wiederholt genannt. Bleuler schiebt auch von „Funktionskomplexen, die eigentlich nirgends voll bewusst sind“

und dass „das Bewusstsein etwas relatives ist, dass es keine deutliche Grenze zwischen bewusst und unbewusst gibt“ (S. 248).

Jung schreibt in seinem Beitrag über *Psychoanalyse und Assoziationsexperiment* (S. 258-281): „Die Assoziationen können daher ein wertvolles Hilfsmittel zur Auffindung des pathogenen Komplexes sein, mithin also zur Erleichterung und Abkürzung der Freudschen Psychoanalyse dienen. Die Assoziationen vermitteln uns eine experimentelle Einsicht in den psychologischen Aufbau des neurotischen Symptoms ...“ (S. 281). Binswanger verfasste seine Doktorarbeit über „Das psychogalvanische Reflexphänomen im Assoziationsexperiment“ (siehe Binswanger, 1907-1908).

An der Entdeckung der elektrodermalen Aktivität, d.h. dem Effekt, dass muskuläre, sensorische und emotionale Reizbedingungen zu einer Zunahme der elektrischen Leitfähigkeit der Haut führen, waren außer DuBois-Reymond noch mehrere Wissenschaftler beteiligt (siehe Boucsein, 2012; Neumann & Blanton, 1970). Der Schritt zur systematischen Anwendung in der psychologischen bzw. psychopathologischen Forschung geschah vor allem in Zürich durch den Neurologen Veraguth (1907), der ein Spiegelgalvanometer verwendete, um die Reaktionen der Untersuchungsteilnehmer sichtbar zu machen. Bei seinem Vortrag auf dem II. Kongress für experimentelle Psychologie in Würzburg (Schumann, 1906) berichtete der anwesende C. G. Jung, dass er durch Veraguth angeregt wurde, ähnliche Versuche zu machen, wobei ein neu konstruierter Apparat die fortlaufende Registrierung bis zu einer Stunde ermögliche. „Die beim Assoziationsexperiment ausgelösten Gefühlsveränderungen lassen sich mittels der Veraguth'schen Versuchsanordnung zum Teil sehr schön demonstrieren. Doch scheinen es bloß aktuelle Affekte zu sein, welche die Schwankungen hervorbringen.“ Ein eindeutiger Zusammenhang der galvanischen Erscheinungen mit denen der plethysmographischen Kurve ist bis dato nicht nachweisbar (Jung, 1907, S. 223).

Bei diesen Assoziationsexperimenten wurden in standardisierter Folge (ursprünglich von E. Bleuler ausgewählte) „Reizwörter“ gegeben und aus der Länge der Reaktionszeiten auf die emotionale Bedeutung des Wortes bzw. einen „Komplex“ geschlossen. Dieser und ähnliche Ansätze wurden zum Vorbild einer Vielfalt experimentalpsychologischer Versuchspläne wie sie bis heute üblich sind. Daneben besteht die Tradition der freien Assoziation, die zwar Bilder oder Anfänge von Geschichten vorgibt, die Produktion der Einfälle jedoch frei lässt (u.a. Rorschach-Formdeutverfahren, Thematischer Apperzeptionstest). Der psychophysiologische Untersuchungsansatz geht auf mehrere Autoren zurück, insbesondere Lange, Lehmann und Wundt, die die Intensität und Qualität von Gefühlen durch begleitende Registrierungen von vegetativen und motorischen Ausdruckserscheinungen objektivieren wollten.

Aus ähnlichen Überlegungen entwickelten Luborsky und Auerbach ihre Symptom-Kontext-Methode (Luborsky & Auerbach, 1969; Luborsky, 1996). Das Auftreten und der geschilderte Verlauf eines Symptoms, z. B. Kopfschmerzen, werden in Beziehung zu den geäußerten – und in einem Verbatim-Protokoll festgehaltenen – Gefühlen und Konflikten gesetzt. Außer dem Gespräch wird auch der Symptomverlauf beobachtet und, falls möglich, auch physiologisch, mitregistriert. In der Folge gab es eine Reihe psychophysiologischer Untersuchungen, vorwiegend Einzelfall-Studien in Therapiesettings psychoanalytischer oder gesprächspsychotherapeutischer Orientierung, in denen ggf. die Symptomintensität aufgezeichnet oder ein physiologischer Indikator emotionaler Aktivierung registriert wurde. Ein Beispiel ist die fortlaufende Registrierung des am Finger gemessenen Blutdrucks bei Patienten mit essentieller Hypertonie während einer psychosomatisch orientierten Anamnese mit häufig auftretenden wiedererlebten Emotionen (Schäfer et al., 2005; siehe auch Fahrenberg, 2002; Fahrenberg et al., 2002).

(16) Külpe definiert: „Kategorien, die allgemeinsten Bestimmtheiten aller Gegenstände und die Begriffe dieser Bestimmtheiten“ (S. 4). Er setzt sich mit zwei Positionen auseinander: „... dem allgemei-

nen Anspruch der realwissenschaftlichen Erkenntnis auf eine Bestimmung realer Objekte“ und der Auffassung des transzendentalen Idealismus: „Das Denken beeinflusst nicht nur, sondern schafft geradezu seine Gegenstände“ (S. 4). Diese idealistische Position möchte Kühle widerlegen.

„Im Besonderen lassen sich die Kategorien in dreifacher Hinsicht untersuchen: logisch, psychologisch und erkenntnistheoretisch, sofern wir von ihrer Bedeutung in den einzelnen Wissenschaften absehen und die Metaphysik als deren Vollendung gleichfalls außer Betracht lassen. Logisch aufgefasst sind die Kategorien Begriffe, die in der wissenschaftlichen Darstellung eine große Rolle spielen und nach dem Umfang und Inhalt, nach Geltung und Anwendung, nach Ordnung und Zusammenhang geprüft werden müssen und können. Dabei wird teils eine phänomenologische Analyse ihres Sinnes, teils eine transzendente Auffindung und Beschaffenheit ihrer Leistung für die Wissenschaft von besonderem Nutzen sein. Psychologisch werden die Kategorien insofern einen Gegenstand der Forschung bilden, als nach der Art ihrer Repräsentation im Bewusstsein, nach ihrer Vergegenwärtigung, nach der Gesetzmäßigkeit ihres Auftretens und ihres Zusammenhanges mit anderen psychischen Prozessen und nach ihrer psychogenetischen Gestaltung gefragt wird. Erkenntnistheoretisch endlich erscheinen die Kategorien als Gegenstandsbestimmtheiten, die den Gegenständen auch dann zukommen, wenn sie nicht gedacht oder einem Bewusstsein zugänglich gemacht werden. Die erkenntnistheoretische Auffassung ist aber nur für einen nicht-idealistischen Standpunkt von eigentümlichem Werte und bleibt nur für ihn in voller Übereinstimmung mit der Intention und Arbeit der Einzelwissenschaften“ (S. 88; siehe auch Fahrenberg, 2013a).

(17) Helmholtz erläutert das Gesetz von den spezifischen Energien der Sinnesnerven: „Wie nun einerseits jeder Sinnesnerv, durch die mannigfachsten Einwirkungen erregt, immer nur Empfindungen aus dem ihm eigentümlichen Qualitätenkreis gibt: so erzeugen andererseits dieselben äußeren Einwirkungen, wenn sie verschiedene Sinnesnerven treffen, die verschiedenartigsten Empfindungen, diese immer entnommen aus dem Qualitätenkreis des betreffenden Nerven. (...) Unsere Empfindungen sind eben Wirkungen, welche durch äußere Ursachen in unseren Organen hervorgebracht werden und wie sich eine solche Wirkung äußert, hängt natürlich ganz wesentlich von der Art des Apparates ab, auf den gewirkt wird. Insofern die Qualität unserer Empfindung uns von der Eigentümlichkeit der äußeren Einwirkung, durch welche sie erregt ist, eine Nachricht gibt, kann sie als ein Zeichen derselben gelten, aber nicht als ein Abbild. (...) Ein Zeichen aber braucht gar keine Art der Ähnlichkeit mit dem zu haben, dessen Zeichen es ist. Die Beziehung zwischen beiden beschränkt sich darauf, dass das gleiche Objekt, unter gleichen Umständen zur Einwirkung kommend, das gleiche Zeichen hervorruft und dass also ungleiche Zeichen immer ungleicher Einwirkung entsprechen. (...) Wenn also unsere Sinnesempfindungen in ihrer Qualität auch nur Zeichen sind, deren besondere Art ganz von unserer Organisation abhängt, so sind sie doch nicht als leerer Schein zu verwerfen, sondern sie sind eben Zeichen von etwas, sei es etwas Bestehendem oder Geschehendem und was das wichtigste ist, das Gesetz dieses Geschehens können sie uns abbilden.

Die Qualitäten der Empfindung erkennt also auch die Physiologie als bloße Form der Anschauung an. KANT aber ging weiter. Nicht nur die Qualitäten der Sinnesempfindungen sprach er an, als gegeben durch die Eigentümlichkeiten unseres Anschauungsvermögens, sondern auch Zeit und Raum, da wir nichts in der Außenwelt wahrnehmen können, ohne dass es zu einer bestimmten Zeit geschieht und an einen bestimmten Ort gesetzt wird; die Zeitbestimmung kommt sogar auch jeder innerlichen Wahrnehmung zu. Er bezeichnete deshalb die Zeit als die gegebene und notwendige transzendente Form der inneren, den Raum als die entsprechende Form der äußeren Anschauung. Auch die räumlichen Bestimmungen betrachtet KANT also als ebenso wenig der Welt des Wirklichen oder dem ‚Ding an sich‘ angehörig, wie die Farben, die wir sehen, den Körpern an sich zukommen,

sondern durch unser Auge in sie hineingetragen sind. Selbst hier wird die naturwissenschaftliche Betrachtung bis zu einer gewissen Grenze mitgehen können.“

„Wenn wir nun Impulse solcher Art geben (den Blick wenden, die Hände bewegen, hin- und hergehen), so finden wir, dass die gewissen Qualitätskreise angehörigen Empfindungen (nämlich die auf räumliche Objekte bezüglichen) dadurch geändert werden können; andere psychische Zustände, deren wir uns bewusst sind, Erinnerungen, Absichten, Wünsche, Stimmungen durchaus nicht. Dadurch ist in der unmittelbaren Wahrnehmung ein durchgreifender Unterschied zwischen den ersteren und letzteren gesetzt. Wenn wir also dasjenige Verhältnis, welches wir durch unsere Willensimpulse unmittelbar ändern, dessen Art wir uns übrigens noch ganz unbekannt sein könnte, ein räumliches nennen wollen, so treten die Wahrnehmungen psychischer Tätigkeiten gar nicht in ein solches ein; wohl aber müssen alle Empfindungen der äußeren Sinne unter irgendwelcher Art der Innervation vor sich gehen, d. h. räumlich bestimmt sein.“

„Als die notwendige Form der äußeren Anschauung aber würde der Raum von diesem Standpunkt aus erscheinen, weil wir eben das, was wir als räumlich bestimmt wahrnehmen, als Außenwelt zusammenfassen. Dasjenige, an dem keine Raumbeziehung wahrzunehmen ist, begreifen wir als die Welt der inneren Anschauung, als die Welt des Selbstbewusstseins.“ ... „Und eine gegebene, vor aller Erfahrung mitgebrachte Form der Anschauung würde der Raum sein, insofern seine Wahrnehmung an die Möglichkeit motorischer Willensimpulse geknüpft wäre, für die uns die geistige und körperliche Fähigkeit durch unsere Organisation gegeben sein muss, ehe wir Raumanschauung haben können“ (a. a. O.).

(18) Araujo (2012) untersucht die frühen Publikationen Wundts vor dem Erscheinen der *Grundzüge* (1874) und bezieht auch Wundts Aufsätze und Lehrbücher auf dem Gebiet der Physiologie ein. Aus diesen Quellen könnte zu verstehen sein, weshalb Wundt das Konzept der unbewussten Schlüsse, das er parallel zu Helmholtz aufgenommen hatte, in seinem Hauptwerk wieder aufgab. Er vergleicht die einzelnen Quellen und die Varianten der Formulierung, um die Revision dieses speziellen Ausschnitts der frühen Bewusstseinstheorie Wundts aus erkenntnistheoretischen und psychologischen Überlegungen verständlich zu machen. – Erst in der zweiten Auflage der *Grundzüge* (1988, II, S. 204 f) habe Wundt klargestellt, dass hier die Annahme physiologischer Vorgänge angemessener ist. Nur bewusste Vorstellungen sollten als reale Vorstellungen angesehen werden; jene, die aus dem Bewusstsein verschwinden, sind nur physiologische (psychische) Dispositionen ihrer möglichen Erneuerung. Araujo hat dieses definitorisch und methodologisch wichtige Entwicklungsstadium detailliert untersucht und sieht die theoretischen Klärungen vor dem Hintergrund der in diesem Zeitraum intensiven philosophischen Lektüre Wundts.

(19) In den *Grundzügen* (1. Auflage 1874) erläutert Wundt an mehreren Stellen, wie sich die räumliche Ordnung der Tastvorstellungen und die Gesichtsvorstellungen auf den nämlichen Prozess zurückführen lassen. „Mag aber auch deshalb die Zeit, die zwischen der ersten Einwirkung der Netzhautindrücke auf das Auge und der Vorstellung verfließt, unter Umständen verschwindend klein sein, so ist doch ein bestimmter psychologischer Vorgang anzunehmen, der die Vorstellung erst verwirklicht. Dieser Vorgang kann, wie bei den Tastvorstellungen, als eine Synthese bezeichnet werden, weil das entstehende Produkt Eigenschaften zeigt, welche in dem sinnlichen Material, das zu seiner Bildung verwandt wurde, nicht vorhanden sind“ (S. 627).

Wundt geht anschließend auf das Thema der „unbewussten Urteile“ ein und erinnert zunächst an die Leibniz'sche Unterscheidung des dunklen und klaren Vorstellens und an Kants Annahme der Existenz dunkler oder unbewusster Vorstellungen. „Ohne diese Andeutungen zu kennen, habe ich selbst die psychologische Natur der bei der Bildung der Gesichtsvorstellungen wirksamen Vorgänge

nachzuweisen gesucht, in dem ich dieselben überall auf ein unbewusstes Schlussverfahren zurückführte, dabei aber zugleich auf die schöpferische Natur jener Synthese der Empfindungen hinwies, wodurch sich dieselbe von den gewöhnlichen Erfahrungsschlüssen wesentlich unterscheidet [Wundt zitiert aus seinen *Beiträgen*, 1863, S. 442 f]. Ähnlich hatte Helmholtz schon früher hervorgehoben, dass die Gesichtstäuschungen sowie die stereoskopischen Wahrnehmungen auf Schlüsse hinweisen, die sich ohne unser Wissen und Wollen vollziehen; und er hat sich dann später der Theorie der unbewussten Schlüsse auch in Bezug auf die ursprüngliche Bildung der Gesichtswahrnehmungen, die Ordnung des Sehfeldes usw. angeschlossen“ (1874, S. 638). „Andererseits würde es aber durch nichts gerechtfertigt sein, nicht nur den Prozess der Synthese, sondern auch ihr Produkt, die Ordnung in der Zeit- und Raumform, bereits in eine unbewusste Existenz der Seele zu verlegen. Somit kommen wir zu dem Resultat, dass das Bewusstsein der Vorstellungen gerade in jenem Akt der Synthese besteht, welcher die Empfindungen in die zeitliche und räumliche Form bringt. Da nun aber sehr verschiedene Stufen einer solchen Ordnung existieren können, so werden wir damit auch von vornherein auf die Möglichkeit verschiedener Stufen oder Grade des Bewusstseins hingewiesen“ (S. 712).

(20) Aufruf der Initiativgruppe Erneuerung der Psychologie (Herbst 1989)

„Die derzeit herrschende, eingeengte Auffassung von psychologischer Wissenschaft wird unseren Zielsetzungen in Lehre, Forschung und Praxis nicht mehr gerecht. Wir haben uns zusammengefunden, um eine Erneuerung der Psychologie anzuregen.

Psychologie als wissenschaftliche Disziplin entstand im vorigen Jahrhundert aus natur- und kulturwissenschaftlichen Wurzeln. Ihr Gegenstand war das Subjekt in seiner Geschichtlichkeit, der Mensch in seiner Auseinandersetzung mit sich selbst, seiner Umwelt und seinen Mitmenschen. Das Gemeinsame der Berufstätigkeit von Psychologen in unterschiedlichen Praxisfeldern liegt in der Auseinandersetzung mit Fragen des menschlichen Zusammenlebens im Alltag. Die akademische, einseitig naturwissenschaftlich orientierte Psychologie trägt den gesellschaftlichen Erfordernissen und damit der Berufspraxis von Psychologen jedoch weder in ihren wissenschaftlichen Zielsetzungen, noch in ihrer Forschung und auch nicht in ihren Ausbildungsgängen Rechnung. Zur Entwicklung der Grundlagen fehlt eine gegenstandsangemessene Forschung. Diese könnte sich auf ein reichhaltiges Spektrum von Ansätzen stützen, die Aufmerksamkeit und Förderung verdienen. Wir befürworten u. a. die Nutzung und Weiterentwicklung beschreibender, hermeneutischer und historischer Vorgehensweisen. Psychologie muss sich in methodisch angemessener Weise in Bereichen wie Alltag, Umwelt, Kultur und anderen gesellschaftlichen Strukturen kundig machen und sich dabei auch Fragen politischer und sozialer Herrschaft stellen. Grundlagen hierfür sind u. a. Phänomenologie, Psychoanalyse, Strukturalismus, Handlungstheorien, Systemtheorien und die kritischen Psychologien. Die Deutsche Gesellschaft für Psychologie wird in ihrer gegenwärtigen Festlegung auf eine nomologische Psychologie dieser Vielfalt nicht gerecht. Wir wissen aber, dass es im deutschsprachigen Raum zahlreiche Kolleginnen und Kollegen gibt, die wie wir mit der herrschenden Wissenschaftskonzeption und -politik unzufrieden sind. Wir schlagen daher eine Initiative vor, die zu einem Zusammenschluss von wissenschaftlich Interessierten aus unterschiedlichen Richtungen führen soll. Dieser Zusammenschluss könnte auch zu einer Integration der Psychoanalyse in die Psychologie beitragen. Unser Aufruf richtet sich an Einzelpersonen wie an schon bestehende Gruppierungen. Zentrale Anliegen eines Zusammenschlusses sollten sein:

- Eine erweiterte Konzeption von Psychologie zu entwickeln und der Öffentlichkeit zu vermitteln,
- psychologische Studiengänge in diesem Sinne mitzugestalten,
- Forschung und Forschungsförderungsprogramme von einseitiger Kontrolle freizuhalten.

Wir hoffen, dass unsere Initiative zur Entwicklung einer neuen beruflichen und wissenschaftlichen Identität beitragen kann, mit der Psychologen und Psychologinnen in Wissenschaft und Praxis besser als bisher in der Lage sind, sich den an sie herangetragenen Problemen zu stellen."

(21) *Psychotherapeutische Dach-, Fach- und Berufsverbände*

Außer dem BDP werden 60 Verbände aufgezählt, die Psychotherapeuten psychologischer bzw. ärztlicher Herkunft als Mitglieder haben: <http://www.therapie.de/psyche/info/links/verbaende/>

Kapitel 4 und 5

(22) Die Häufigkeit des Zitiertwerdens kann individuell in einem Index ausgedrückt und mit dem wissenschaftlichen Ansehen der Fachzeitschrift, das ebenfalls in einem Index aufgrund der generellen Zitation ausgedrückt ist, verknüpft werden – mit tendenziell zirkulären Effekten, einschließlich der Aufspaltung einer Arbeit in kleinere Einheiten mit wechselnder Reihenfolge der Autoren. Andererseits kann eine Zitation durchaus Kritik und Ablehnung der betreffenden Publikation bedeuten. Oder die positive, freundliche Erwähnung eines Namens in einem Klammerausdruck neben anderen Autoren kann eine Geste der Zugehörigkeit, die Reverenz vor Herausgebern, eine Hilfestellung für befreundete Kollegen im Stil einer „Zitier-Zirkels“ u.a. bedeuten (vgl. auch Brembs, Button & Munafo, 2013). Solche Indizes werden bei Bewerbungen benutzt, obwohl sie nur sehr begrenzte Einblicke geben. So kann es geschehen, dass in einer Berufungs-Kommission eher gefragt wird, ob außer den englischsprachigen Mini-Artikeln eine gedruckte Habilitationsschrift vorliegt, welche das betreffende Forschungsgebiet kompetent erfasst und weitergeführt hat, so dass diese Arbeit für einige Zeit (international) als Standard gelten könnte. Oder die ernüchternde Frage eines Philosophen, welche Arbeit in der längeren Liste von knappen Aufsätzen nun das *opus magnum* des Bewerbers und deshalb leistungswert sei.

(23) Die von Pongratz, Lück und Wehner (1972 ff) herausgegebenen Bände zur Psychologie und Psychotherapie enthalten:

Band 1. Selbstdarstellungen von: Charlotte Bühler, Heinrich Düker, Werner Fischel, Rosa Katz, Hans Kunz, Richard Meili, Wolfgang Metzger, Karl Mierke, Hubert Rohrer, Johannes Rudert, Friedrich Sander, August Vetter, Albert Wellek.

Band 2. Selbstdarstellungen von: Hans Biäsch, Helmut von Bracken, Anitra Karsten, Wilhelm Keller, Jean Piaget, Edwin Rausch, Heinrich Roth, Theodor Scharmann.

Band 3. Selbstdarstellungen von: Hans Aebli, Rudolf Bergius, Ernst Boesch, Peter R. Hofstätter, Carl Graf Hoyos, Gustav A. Lienert, Ferdinand Merz, Erich Mittenecker, Ludwig J. Pongratz, Erwin Roth, Reinhard Tausch, Hans Thomae, Walter Toman, Werner Traxel, Udo Undeutsch, Hermann Wegener.

Band 4. Selbstdarstellungen von: Norbert Bischof, Rolf Brickenkamp, Otto M. Ewert, Klaus Eyferth, Klaus Foppa, Carl F. Graumann, Theo Herrmann, Gerhard Kaminski, Friedhart Klix, Hans-Joachim Kornadt, Ursula M. Lehr, Detlev Ploog, Hans-Dieter Rösler, Fritz Süllwold, Ernst G. Wehner.

Der Band *Psychotherapie* enthält Selbstdarstellungen von: Alexandra Adler, Wilhelm Bitter, Medard Boß, Rudolf Dreikurs, Karlfried Graf Dürckheim, Viktor E. Frankl, Jutta von Graevenitz, Arthur Jores, Werner W. Kemper, Fritz Riemann, Kurt Seelmann, Leopold Szondi.

(24) Die Darstellung der Ergebnisse ist unübersichtlich, weist Tippfehler auf und enthält hinsichtlich Eysenck einen Rechenfehler. Es gibt mehrere Tabellen: Table 1: *The 25 psychologists most frequently*

cited in the professional psychological journal literature; Table 2: The 25 psychologists most frequently cited in introductory psychology textbooks; Table 3: The 26 psychologists most frequently named in the survey; Table 4: The 100 (99 reported) most eminent psychologists of the twentieth century; außerdem The 102 psychologists most frequently cited in introductory psychology textbooks; und andere Tabellen mit 100/117 Namen. Die Tabelle mit 100 Namen enthält tatsächlich nur 99, damit die Leser eventuell eine fehlende Präferenz einsetzen können. Je nach Kriterium kommt Wundt vor oder fehlt. – In PsycINFO wird auf 90 andere Publikationen verwiesen, in denen diese Studie zitiert wird.

(25) Die Idee zu der Anthropoidenstation auf Teneriffa scheint primär von dem Berliner Neurologen Max Rothmann (1868-1915) gekommen zu sein. Träger war die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften, die Mittel der Stiftung des Bankiers Herz Samson einsetzen konnte. Rothmann regte an, neurologische Untersuchungen an Affen vorzunehmen und die Experimente durch psychologische Studien zu ergänzen; aus klimatischen Gründen fiel die Wahl auf Teneriffa. Carl Stumpf, der in diesem Zusammenhang häufig genannt wird, schreibt (1924, S. 21) über das Projekt nur einen Satz: „Später als die Akademie der Wissenschaften durch die Samsonstiftung in den Stand gesetzt wurde, auf Teneriffa eine Anthropoidenstation zu begründen, in der auf die Anregung von Prof. Rothmann Menschenaffen, die direkt aus den Urwäldern unserer Kolonien kamen, systematisch untersucht werden sollten, schlug ich Dr. Köhler zu dieser Untersuchung vor, und man weiß, wie erfolgreich sie ausgefallen ist.“ Tatsächlich war jedoch im Jahr 1913 Eugen Teuber, ein Doktorand von Wundt und junger Mitarbeiter Rothmanns, der erste Leiter der Station. Teubers Nachfolger für das Jahr 1914 wurde Wolfgang Köhler, der von Stumpf 1909 promoviert worden war. Aus dem geplanten einjährigen Aufenthalt auf Teneriffa wurden sechs Jahre (1914 bis zum Mai 1920), denn nach Kriegsbeginn war für Köhler und seine Familie eine Rückkehr unmöglich. Die Anthropoidenstation befand sich in der Casa Amarilla am Rande von Puerto de la Cruz. Das verfallene Gebäude steht heute noch dort in einem für Wohnungsbau vorgesehenen Gebiet. Für den Erhalt dieser Station (nicht der ersten, aber der berühmtesten) haben sich in einer Petition viele Forscher eingesetzt, darunter auch Jane Goodall, die die Casa Amarillo demonstrativ besuchte.

Im Jahr 1915 wurde Köhler von dem amerikanischen Forscher Yerkes besucht (vor Kriegseintritt der USA). Über jene Jahre und zu der Frage, weshalb Köhler nach Kriegsende noch zwei Jahre auf der Insel blieb, gibt es verschiedene Hinweise und Vermutungen. Wahrscheinlicher waren es die nach Kriegsende und durch die Abwertung der Währung zunehmenden finanziellen Schwierigkeiten, die zur Aufgabe der Station führten, vielleicht auch die Krankheiten der Schimpansen und Orang-Utans. Sechs Schimpansen wurden im Jahr 1921 nach Deutschland gebracht und von der Preußischen Akademie der Wissenschaften an den Berliner Zoo übergeben: Sultan, Tschago, Loca, Grande, Chica, Tercera (Klös, 1969, S. 101 f). Die Schimpansen erkrankten bald und starben bis auf Sultan, der bis 1922 überlebt haben soll.

Teuber und Köhler untersuchten auf Teneriffa das Verhalten der Schimpansen und publizierten eine gemeinsame Arbeit. Die anschließenden und umfangreichen Untersuchungen Köhlers, ob Problemlösungsverhalten und Werkzeuggebrauch – zufällig – in Einzelschritten gelernt wurden (wie es Thorndikes Untersuchungen entsprochen hätte) oder konzeptuell in „einsichtiger“ Weise führten zu seinem Forschungsbericht in Buchform – eine der berühmten Publikationen in der Psychologie: Köhler, W. (1921/1973). Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. Mit einem Anhang zur Psychologie der Schimpansen (3. Aufl.). Berlin: Springer.

Darüber hinaus weist die Bibliographie Köhlers (enthalten in Selected Papers, 1971) unter der großen Anzahl von Veröffentlichungen nur relativ wenige Arbeiten zur Forschung bei Menschenaffen aus: 4 Arbeiten zwischen 1915-1918, das Buch 1921, dann 3 Arbeiten 1921 und 1922, einen Beitrag

zu einem Sammelband von Murchison 1925 sowie 3 einschlägige Rezension (1924 und 1926). Die Forschung, die Köhler weithin bekannt machte, hat ihn kaum ein Jahrzehnt beschäftigt. – Seine hauptsächlichlichen Themen waren später: Gestaltpsychologie, Forschung über Visuelle Wahrnehmung, neurophysiologische Untersuchungen am Visuellen und Auditorischen Cortex, außerdem allgemeine theoretische Darstellungen der Gestaltpsychologie (1929/1933) und Werte und Tatsachen (1938/1968). – In seinen Büchern blieben jene berühmten Untersuchungen später nur ein Randthema. Weshalb Sultan (oder andere Menschenaffen des Berliner Zoos) psychologisch nicht weiter untersucht wurden oder keine neuen Forschungsvorhaben begonnen wurden, ist unbekannt.

http://es.wikipedia.org/wiki/La_Casa_Amarilla

http://canaria.bibliofil.de/index.php?option=com_content&view=article&id=22:ein-streifzug-durch-die-ka (Zugriff 23.2.2015)

Bergius, Rudolf, „Köhler, Wolfgang“, in: Neue Deutsche Biographie 12 (1979), S. 302-304 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118843397.html>

N. N. (1921). Tenerife Chimpanzees. Journal of the American Medical Association, 76 (6), S. 394.

Jaeger, S. (Hrsg.). (1988). Briefe Wolfgang Köhlers an Hans Geitel 1907-1920. Passau: Passavia (mit Anhängen: Köhlers Untersuchungen mit zwei Orang-Utans).

Klös, H.-G. (1969). Von der Menagerie zum Tierparadies. 125 Jahre Zoo Berlin. Berlin: Haude & Spensersche Verlagsbuchhandlung.

(26) Die Mehrzahl der 64 Fragen ist neu entworfen. Die Unterscheidung von Seinsbereichen entspricht dem zuletzt im Jahr 2000 verwendeten „Leib-Seele-Fragebogen“ (ohne die Definitionsversuche von „psychisch“, „physisch“). Hier stehen jedoch nur fünf vereinfachte Positionen statt der früheren, zehn ausführlicher formulierten Auffassungen zur Auswahl. Das Trilemma Gehirn und Bewusstsein entstand in Anlehnung an Bieri und das Trilemma zu Gerechtigkeit und Güte Gottes in Anlehnung an Hermann, das Trilemma Willensfreiheit wurde neu geschrieben (siehe auch Fahrenberg, 2004, 2006a, 2006b). Die siebenstufige Frage nach Gott stammt aus der ALLBUS-Erhebung 2000 (*Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung, Köln, und Zentralinstitut für Umfragen und Methoden ZUMA, Mannheim*; siehe auch Terwey, 2003, S. 103). Die Skala Religiosität mit 10 Stufen „nicht religiös“ ... „religiös“ wurde aus der ALLBUS-Umfrage 2002 entnommen. Für beide Fragen liegen deshalb bevölkerungsrepräsentative Angaben vor, ebenso für die Mitgliedschaft in Religionsgemeinschaften. „Interesse an Sinnfragen“ („nicht interessiert“ ... „interessiert“) wurde als neue Skala für das nicht ausdrücklich religiöse Interesse formuliert. – Optimal, aber arbeitsaufwändig, wäre die Kombination eines Fragebogens mit einem vertiefenden halbstrukturierten Interview.

Kapitel 6

(27) In Wundts Autobiographie, die primär von seiner Ausbildung und Forschungstätigkeit berichtet, sind kaum Festlegungen zu finden. Er hält tiefer gehende persönliche Bekenntnisse zurück. Wie dezent er sich äußert, ist auch daran zu sehen, dass sich die Verfasser der Biographien teilweise widersprechen, wenn es um den politischen Standpunkt des Landtagsabgeordneten Wundt oder um den Glauben und die Kirchlichkeit Wundts geht. Ein Biograph wollte eine tief religiöse theistische Grundhaltung erkennen, ein anderer eine atheistische Einstellung, ein dritter dagegen einen Pantheismus (vgl. Lamberti, 1995). Die Reflexion der Gotteserfahrung bleibt mehrdeutig, wie auch die Inschrift auf seinem Grabstein: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“ Die abwägende und deutlich distanzierte Haltung zur Offenbarungsreligion und

zum Gottesbekenntnis ist in der *Ethik* am deutlichsten und auf allgemeinere Weise in der Aktualitätstheorie der Psychologie, die ohne Seelenprinzip und Transzendenz auskommt. Die in seiner Autobiographie stehenden Hinweise (S. 118 ff, S. 121, S. 124) auf eine religiöse Sichtweise und seine Erläuterungen der Gottesidee in transzendenter und immanenter Hinsicht sind eigentümlich vage, obwohl ihm eine theologische Erläuterung – gerade als Sohn eines lutherischen Pfarrers – möglich gewesen wäre.

Wundt wurde im protestantisch-christlichen Sinn erzogen, hat sich jedoch autobiographisch nur knapp zu religiösen Überzeugungen geäußert. Einige Hinweise sowie Stellungnahmen in seiner *Ethik* im Kontext von Religion und Psychologie lassen erkennen, dass er außerhalb des traditionellen Seelenglaubens und des Glaubens an einen persönlichen Gott stand. Diese Auffassung hat weit reichende Konsequenzen für das Menschenbild und für die Ethik, denn hier gibt es keine Letztbegründung mehr aus Gott oder einem anderen Absoluten. Wundts „Verleugnung der Seele“ führte damals zu mehreren polemischen Stellungnahmen von christlich orientierten Psychologen und Philosophen, teils Rezensenten, teils Lehrbuchautoren, u.a. von Besser, Geyser, Gutberlet, Klimke, Rabus und Sommer bis noch zu Wellek (1947, 1962). Auch die von Wundts Nachfolger, Felix Krueger, vorgetragene Forderung nach Rückkehr zur *Psychologie als Seelenwissenschaft* kann als Distanzierung verstanden werden (siehe Fahrenberg, 2011). Friedrich Klimke, S.J., mit kirchlichem Imprimatur, möchte das philosophische System „eines der bedeutendsten deutschen Denkers der Gegenwart“ darstellen, wobei an sein philosophisches System ein objektiver Maßstab angelegt werden soll: „Insbesondere muss es für den katholischen Gebildeten von Bedeutung sein zu wissen, inwieweit er sich den modernen Anschauungen anschließen kann und darf“ (1908, Vorwort S. IV). „Was ist der Mensch nach der Wundtschen Psychologie? 1. Welches ist nach Wundts Lehre die Natur des Menschen in sich betrachtet? 2. Welches ist nach dieser Philosophie der Ursprung des Menschen?“ (S. 12). Aus Klimkes Sicht steht Wundt dem Positivismus nahe, seine Philosophie und Ethik weisen fundamentale Fehler auf und für die katholische Bevölkerung wäre seine Lehre nicht geeignet.

(28) Der zum katholischen Priester ausgebildete und später konfessionslose Brentano übt zwar einerseits Kritik an der Lehre übernatürlicher Offenbarung, an der Glaubenspflicht und am Unfehlbarkeitsdogma der katholischen Kirche, andererseits schreibt er auch später über die immortale Seele und hält am Gottesbegriff als des absolut Notwendigen fest. Er setzt sich für einen Theismus ein, der mit seinem philosophischen und wissenschaftlichen Denken vereinbar ist. Im Jahr 1873 weist Brentano in einem anonymen Beitrag für die *Blätter für das katholische Deutschland* einen zuvor erschienene Beitrag zum Thema *Atheismus und die Wissenschaft* scharf zurück und behauptet, dass positiver Theismus und kritische Wissenschaft vereinbar sind. (Anmerkung 16)

„Psychologie ohne Seele“ – Dieses Motto ist in aufklärerischer oder in kritischer bis polemischer Tendenz mit den drei, in anderer Hinsicht so gegensätzlichen Autoren Wundt, Brentano und Freud verknüpft. Geprägt wurde der Begriff wahrscheinlich von Friedrich A. Lange (1866) in seiner *Geschichte des Materialismus*, die ja eine *entschiedene Kritik* des Materialismus leisten wollte. Wundt hat den Ausdruck „Psychologie ohne Seele“ wohl nicht verwendet, obwohl er Lange kannte, denn dieser war sein Vorgänger in Zürich. Wundt distanziert sich jedoch von einem substanzontologischen Seelenbegriff und macht dies mit der Kategorie der *Aktualität* deutlich – gegenüber *Substantialität*, Struktur und Seelenvermögen. Seine Apperzeptionspsychologie kann als Prozesstheorie des Bewusstseins verstanden werden, ohne kategorial einen Träger postulieren zu müssen. Brentano übernahm den Ausdruck „Psychologie ohne Seele“ von Lange, wie dieser seinerseits anerkennt (1902, II, 7. Aufl. laut Tiefensee). In Brentanos Psychologie wirkt dieses Motto „Psychologie ohne Seele“ inkonsistent, eigentlich paradox. Es passt zu seiner Konzeption einer Philosophie/Psychologie als Wissenschaft, widerspricht aber zutiefst seinen theologischen Überzeugungen,

die vom Theismus, Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und der Idee der absoluten Notwendigkeit des Gottesbegriffs getragen sind. Die enge Verknüpfung philosophischer und theologischer Positionen hat Tiefensee (1998, S. 108 ff) untersucht. Eine entsprechende Auseinandersetzung der von Brentano beeinflussten Psychologen und Philosophen mit dessen theologischen Prinzipien fehlt – laut Tiefensee – bis heute, nicht zuletzt, weil die wenigen publizierten Hinweise kaum beachtet und die nachgelassenen Manuskripte kaum berücksichtigt wurden. Tiefensee greift Husserls Charakterisierung von Brentano auf und stützt sich auf Brentanos autobiographische Texte, wenn er schreibt: er „war hinsichtlich seiner Mission, ‚einer Reformation der Philosophie von Grund aus‘ von unerschütterlichem Selbstvertrauen. Es ging ihm vor allem um die Restitution und Propagierung eines philosophisch vertretbaren Theismus, verbunden mit einem wissenschaftlich begründeten Optimismus über den Zustand und die Zukunft der Welt und einem fundierten Wissen um die Unsterblichkeit der Seele“ (S. 58).

Brentano setzte sich – noch vor seinen Publikationen zur Psychologie mit dem Verhältnis von religiösem Glauben und wissenschaftlicher Einstellung auseinander: „Nehmen wir nun den ungünstigeren Fall an, die positive Religion sei falsch, und jede gründliche wissenschaftliche Forschung komme notwendig mit ihren Entscheidungen in Konflikt und zeige mit Evidenz, dass ihre Lehre reich sei an Ungereimtheiten und Widersprüchen. Was wird geschehen? – Der gläubige Forscher, wie er auch immer zunächst den Zweifel für böse erachten wird, wird doch die Untersuchung und Diskussion nicht scheuen. Wenn aber diese ihn mit Evidenz auf die Falschheit und Unmöglichkeit der bis dahin geglaubten Dogmen geführt hat, dann wird für ihn in demselben Momente sein bisheriger Glaube keine geistliche Macht mehr sein, die ihn zu binden und aufzuhalten vermöchte. Das Verbot des Zweifels wird eben in dem Moment, in welchem es ihn hemmen könnte, für sein Gewissen nicht mehr existieren. So also ist die Besorgnis des Verfassers auch dem positiven Theismus gegenüber eine außerordentlich übertriebene“ (Brentano, 1873, S. 918). Weitere Hinweise und Zitate zu Brentanos religiöser Bindung und zu seiner „theologischen Psychologie“ sind in Tiefensees (1998) Monographie zu finden.

(29) Als typisches Beispiel, wie zurückhaltend Biographen von Psychologen in der „Gretchenfrage“ sein können, ist Eschbachs (1998) Arbeit zu erwähnen; er berichtete zwar Eheprobleme von Charlotte und Karl Bühler, auch die wirtschaftlichen Verhältnisse, nicht aber die ursprüngliche Bestimmung Karl Böhlers zum Studium der katholischen Theologie (vgl. Lebzelter, 1969).

(30) Gemeint ist wohl Robert von Zimmermann (1824-1898), Professor der Philosophie in Wien, der, mit Herbart, für einen Seelenbegriff eintrat. Die Formulierung ist jedoch nicht nachgewiesen, vgl. dagegen F. A. Lange (1866) und Feichtinger (2010).

(31) Freuds prägnante Einstellung zur Religion ist bekannt. Er sei religionslos erzogen worden und immer eine Ungläubiger gewesen (Freud, 1925). Als Student hatte sich Freud sehr für Philosophie interessiert, schließlich überwogen die naturwissenschaftlichen und medizinischen Interessen; dazu passten nicht mehr die Gedanken des katholischen Philosophen Brentano, der sich u.a. mit der wissenschaftlichen Begründung des Gottesgedankens befasste. Freud wandte sich von Brentano enttäuscht ab und war seit seiner frühen Berufszeit unbedingt empirisch und strikt antimetaphysisch orientiert (Freud, 1925; Gay, 1988; Gödde, 1998). Freud hat seinen A-Theismus und A-Psychismus zusammen mit seiner Religionskritik in *Die Zukunft einer Illusion* (1927) und in seiner Kulturkritik, *Das Unbehagen in der Kultur* (1933a), deutlich gemacht (siehe oben die entsprechenden Zitate). Diese Auffassung und das von ihm entworfene Menschenbild provozierten viele Leser zutiefst, wie Biographen Freuds berichten.

Literaturverzeichnis

- Ach, N. (1905). Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Achelis, Th. (1884). Bewusst und unbewusst. Philosophische Monatshefte, 20, 492-518.
- Adorno, T. W., Dahrendorf, R., Pilot, H., Habermas, J. & Popper, K. R. (1972). Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt: Luchterhand.
- Adorno, Th. (1955). Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie. Suhrkamp, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Adorno, Th. W. (1966). Erziehung nach Auschwitz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Adorno, T. W., Frenkel-Brunswik, E., Levinson, D. J. & Sanford, R. N. (1950). The Authoritarian Personality. New York: Harper & Brothers.
- Albert, H. & Keuth, H. (Hrsg.). (1973). Kritik der Kritischen Psychologie. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Alexander, A., Barnett-Cowan, M., Bartmess, E. et al. (2010). An open, large-scale, collaborative effort to estimate the reproducibility of psychological science. Perspectives on Psychological Science, 7 (6), 2010, 657-660.
- Allesch, Ch. G. (2001). Interdisziplinarität und „Einheit der Psychologie“ – ein Widerspruch? Psychologie und Geschichte, 9, 85-104
- Allesch, Ch. G. (2003). Psychologie 2000: 75 Jahre nach der „Krise“? – Zentenarbetrachtungen am Leitfaden der „Krise der Psychologie“ Karl Bühlers. In: H. P. Brauns (Hrsg.). Zentenarbetrachtungen: historische Entwicklungen in der neueren Psychologie bis zum Ende des 20. Jahrhunderts (S. 11-20). Frankfurt am Main: Lang.
- Allport, G. W., Vernon, P. E. & Lindzey, G. (1960). Manual. Study of Values. A scale for measuring the dominant interests in personality (3rd. ed.). Boston: Houghton Mifflin.
- Amelang, M. (2004). 100 Jahre Psychologie: Differenzielle Psychologie, Persönlichkeitspsychologie und Psychologische Diagnostik. Die bedeutendsten Forscherpersönlichkeiten. Zeitschrift für Differenzielle und Diagnostische Psychologie, 25, 265-276.
- Amelang, M. & Schmidt-Atzert, L. (2006). Psychologische Diagnostik und Intervention. (4. Aufl.). Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- American Psychiatric Association Committee on Psychiatry and Religion (1990). Guidelines regarding possible conflict between psychiatrists' religious commitments and psychiatric practice. American Journal of Psychiatry, 147, 542.
- American Psychological Association Council of Representatives. (2007). Resolution on Religious, Religion-Based and/or Religion-Derived Prejudice. August, 2007.
URL: http://www.apa.org/pi/religious_discrimination_resolution.pdf (PDF, 53 KB, 5.3.2008)
- Ananjew, B. G. (1974). Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Anderson, J. R. (2007). Kognitive Psychologie (6. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Antweiler, Ch. (2007). Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen. Darmstadt. WBG.
- Antweiler, Ch. (2010). Universalien im Kontext kultureller Vielfalt. Erwägen, Wissen, Ethik, 20, 341-352.
- Araujo, S. de F. (2012). Why did Wundt abandon his early theory of the unconscious? Towards a new interpretation of Wundt's psychological project. History of Psychology, 15, 33-49.
- Araujo, S. de F. (2014). The emergence and development of Bekhterev's Psychoreflexology in relation to Wundt's experimental psychology. Journal of the History of the Behavioral Sciences, 50 (2), 189-210.
- Arendt, H. J. (1999). Gustav Theodor Fechner. Ein deutscher Naturwissenschaftler und Philosoph im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

- Aristoteles: Kategorien oder Lehre von den Grundbegriffen (Berliner Ausgabe übersetzt von M. Holzinger, Aristoteles: Hermeneutica oder Lehre vom Urteil. Leipzig 1876, S. 55-56. Permalink: <http://www.zeno.org/nid/20009145869>
- Arnold, A. (1980). Wilhelm Wundt – Sein philosophisches System. Berlin: Akademie-Verlag.
- Ash, M. G. (1980). Experimental Psychology in Germany before 1914: Aspects of an academic identity problem. *Psychological Research*, 42, 75-86.
- Ash, M. G. (1985). Die experimentelle Psychologie an den deutschsprachigen Universitäten von der Wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus. In: M. G. Ash & U. Geuter (Hrsg.). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert* (S. 45-82). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ash, M. G. (1985). Ein Institut und eine Zeitschrift. Zur Geschichte des Berliner Psychologischen Instituts und der Zeitschrift „Psychologische Forschung“ vor und nach 1933. In: C. F. Graumann (Hrsg.). *Psychologie im Nationalsozialismus*. Berlin: Springer.
- Ash, M. G. (1995). *Gestalt Psychology in German Culture 1890-1967: Holism and the Quest for Objectivity*. Cambridge and New York: Cambridge University Press.
- Ash, M. G., & Geuter, U. (Hrsg.). (1985). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ash, M. G. & Sturm, Th. (2007). *Psychology's territories. Historical and contemporary perspectives from different disciplines*. Mahwah, New Jersey. Lawrence Erlbaum.
- Atwood, G. E. & Tomkins, S. S. (1976). On the subjectivity of personality theory. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 12, 166-177.
- Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie (1975). *Materialistische Wissenschaft und Psychologie*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Avenarius, R. (1888/1921). *Kritik der reinen Erfahrung* (2 Bände, 3. Aufl.). Leipzig: Reisland.
- Avenarius, R. (1894-1895). Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Psychologie*, 18, 137-161; 1895, 19, 1-18, 129-145.
- Bahnsen, J. (1867/1932). *Beiträge zur Charakterologie* (2 Bände, hrsg. von J. Rudert). Leipzig: Barth.
- Baker, W. J., Hyland, M. E., van Hezewijk, R. & Terwee, S. (1989). Recent trends in theoretical psychology, Vol. 2. Biennial Conference of the International Society for Theoretical Psychology. Arnhem, Netherlands.
- Baumann, U. (1999). Wie einheitlich ist die Psychologie? *Psychotherapeut*, 44, 360-366.
- Baumgarten, A. G. (1757). *Metaphysica*. (2. Aufl.). Halle. (Nachdruck übers. von G. Gawlik, 2011, Stuttgart: Frommann-Holzboog).
- Baumgartner, W. (Hrsg.). (1997). *Internationale Interdisziplinäre Fachtagung aus Anlass der Berufung Oswald Külpes nach Würzburg Anno 1894* (1994: Würzburg) Dettelbach: Röhl. (Brentano-Studien Band 7).
- Baumgartner, W., Dogaru, G. & Barjoianu, T. (2012). „Das ist die Lage.“ Brentano und Stumpf im Dialog. Die wissenschaftliche Korrespondenz. In: A. Stock, H.-P. Brauns & U. Wolfradt (Hrsg.). *Historische Analysen theoretischer und empirischer Psychologie* (S. 247-257). Frankfurt a.M.: Lang.
- Behavioral and Brain Sciences* 1984, 7 (4) – Sonderheft zum Werk B. F. Skinners.
- Bekhterev, V. (1913). *Objektive Psychologie: Oder Psychoreflexologie. Die Lehre von den Assoziationsreflexen*. Leipzig: Teubner.
- Bekhterev, V. (1928). *Die kollektive Reflexologie*. Halle/Saale: Marhold.
- Ben-David, J. (1991). *Scientific growth: Essays on the social organization and ethos of science*. Berkeley: University of California Press.
- Ben-David, J. & Collins, R. (1966). Social factors in the origins of a new science: The case of psychology. *American Sociological Review*, 31, 451-465.
- Benetka, G. (2002). *Denkstile der Psychologie. Das 19. Jahrhundert*. Wien: WUV.
- Benjamin, L. T. (2009). *A History of Psychology. Original Sources and Contemporary Research*. Malden, MA: Blackwell Publishing.
- Berger, H. (1921). *Psychophysiologie*. Jena: Fischer.
- Bergmann, G. (1953). Theoretical Psychology. *Annual Review of Psychology*, 60, 435-458.

- Bergold, J. & Breuer, F. (1992). Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie. *Journal für Psychologie*, 1, 24-35.
- Bergson, H. (1889). *Essai sur les données immédiates de la conscience*. Paris: Alcan.
- Bierhoff, B. (1993). Erich Fromm. Analytische Sozialpsychologie und visionäre Gesellschaftskritik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bieri, P. (1987). Intentionale Systeme: Überlegungen zu Daniel Dennetts Theorie des Geistes. In: J. Brandstätter (Hrsg.). *Struktur und Erfahrung in der psychologischen Forschung* (S. 208-252). Berlin: de Gruyter.
- Billmann-Macheda, E. (2003). Von der „kognitiven Wende“ der sechziger Jahre zur „narrativen Wende“ der Neunziger? In: H.-P. Brauns (Hrsg.). *Zentenarbetrachtungen. Historische Entwicklungen in der neueren Psychologie bis zum Ende des 20. Jahrhunderts* (S. 122-129). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Binswanger, L. (1907-1908). Diagnostische Assoziationsstudien. Über das Verhalten des psychogalvanischen Reflexverhaltens beim Assoziationsexperiment. *Journal für Psychologie und Neurologie*, 10, 149-181 und 11, 133-153.
- Binswanger, L. (1922). *Einführung in die Probleme der Allgemeinen Psychologie*. Berlin: Springer.
- Birbaumer, N. (1975). *Physiologische Psychologie*. Berlin: Springer.
- Birbaumer, N. & Schmidt, R. F. (2003). *Biologische Psychologie* (5. Aufl.). Berlin: Springer.
- Bischof, N. (1966). Psychophysik der Raumwahrnehmung. In: W. Metzger (Hrsg.) *Handbuch der Psychologie*. Band I/1. *Allgemeine Psychologie* (S. 307-408). Göttingen: Hogrefe.
- Bischof, N. (2008). *Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bloch, E. (1956). Über Wundts „Heterogonie der Zwecke“. Vortrag auf der Jubiläumsfeier für Wilhelm Wundt in Leipzig am 29.10.1955. *Forschungen und Fortschritte*, 30, 112-115.
- Boeckh, A. (1877). *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften* (2. Aufl. hrsg. von Ernst Bratuscheck). Leipzig: Teubner.
- Bonin, W. F. (1983). *Die großen Psychologen. Hermes Handlexikon. Von der Seelenkunde zur Verhaltenswissenschaft. Forscher, Therapeuten und Ärzte*. Düsseldorf: ECON Taschenbuchverlag.
- Boring, G. (1950). *A history of experimental psychology* (2. Aufl.). New York: Appleton-Century-Crofts.
- Boring, E.G., Bridgman, P.W., Feigl, H., Israel, H.E., Pratt, C.C., & Skinner, B.F. (1945). Symposium on operationism. *Psychological Review*, 52, 241-294.
- Bortz, J. J. & Döring, N. (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (4. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Bortz, J., Lienert, G. A. & Boehncke, K. (2000). *Verteilungsfreie Methoden in der Biostatistik* (2. Aufl.). Berlin: Springer.
- Boucsein, W. (2012). *Electrodermal activity* (2. Aufl.). New York: Springer.
- Brahn, M. (1920). Wilhelm Wundt und die angewandte Psychologie. *Praktische Psychologie*, 2, 1-2.
- Braitenberg, V. (1992). Manifesto of Brain Sciences. In: A. Aertsens & V. Braitenberg (Hrsg.). *Information processing in the cortex* (S. 473-477). Berlin: Springer.
- Brandt, R. (1999). Kritischer Kommentar zu Kants "Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798). Hamburg: Meiner.
- Brandstätter, J. (Hrsg.). (1987). *Struktur und Erfahrung in der psychologischen Forschung*. Berlin: de Gruyter.
- Brandstätter, J. (1991). Psychologie zwischen Leib und Seele: Einige Aspekte des Bewusstseinsproblems. *Psychologische Rundschau*, 42, 66-75.
- Brauns, H.-P. (2000). Gustav Theodor Fechner. *Elemente der Psychophysik I/II* (1860). In: H.E. Lück, R. Miller & G. Sewz-Vosshenrich (Hrsg.). *Klassiker der Psychologie* (S. 37-45). Stuttgart: Kohlhammer.
- Brauns, H.-P. (2005). 100 Jahre Psychologie: Geschichte der Psychologie. In: T. Rammsayer & S. Troche (Hrsg.). *Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004* (S. 51-58). Göttingen: Hogrefe.
- Brauns, H.-P. (2012). Ist die rationale Psychologie eine theoretische Psychologie? In: A. Stock, H.-P. Brauns & U. Wolfardt (Hrsg.). *Historische Analysen theoretischer und empirischer Psychologie* (S. 9-22). Frankfurt a. M.: Lang.

- Brauns, H.-P. & Mayer, S. (2001). Einheit und Interdisziplinarität der Psychologie des 19. Jahrhunderts. *Psychologie und Geschichte*, 9 (3-4), 60-84.
- Brauns, H.-P. & Schmitz, B. (1990). Über einige Möglichkeiten quantitativer Historiographie in der Psychologiegeschichte. In: A. Schorr & E. G. Wehner (Hrsg.). *Psychologiegeschichte heute* (S. 41-55). Göttingen: Hogrefe.
- Brauns, H.-P. & Schöpf, A. (1989). Freud und Brentano. Der Medizinstudent und der Philosoph. In: B. Nitzschke (Hrsg.). *Freud und die akademische Psychologie. Beiträge zu einer historischen Kontroverse*. München (S. 40-79). München: Psychologie Verlags Union.
- Brauns, H.-P., Sprung, L. & Sprung, H. (1995). Psychologiegeschichtsschreibung: Eine analytische und methodische Standortbestimmung. In: K. Pawlik (Hrsg.). *Bericht über den 39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg, 1994* (Bd. 1, S. 419-424).
- Bredenkamp, J. (2005). Paradigmatische Untersuchungen der deutschen Psychologie. In: T. Rammsayer & S. Troche (Hrsg.). *Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004* (S. 156-165). Göttingen: Hogrefe.
- Brembs, B., Button, K. & Munafò, M. (2013). Deep impact: unintended consequences of journal rank. *Frontiers in Human Neurosciences*, 7, 291.
- Brentano, F. (1873). Der Atheismus und die Wissenschaft. *Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland*, 72, 853-872, 916-929.
- Brentano, F. (1874). *Psychologie vom empirischen Standpunkt. Von der Klassifikation der psychischen Phänomene* (hrsg. von O. Kraus, Aufl. 1924). Leipzig: Duncker & Humblot.
- Brentano, F. (1928a). *Wahrnehmung, Empfindung, Begriff*. Leipzig: Meiner.
- Brentano, F. (1928b/1968). *Vom sinnlichen und noetischen Bewusstsein. Wahrnehmung, Empfindung, Begriff* (hrsg. u. eingel. von O. Kraus). Hamburg: Meiner.
- Brentano, F. (1929/1938). *Vom Dasein Gottes* (hrsg. von A. Kastil). Hamburg: Meiner.
- Brentano, F. (1933/1985). *Kategorienlehre* (hrsg. von A. Kastil). *Philosophische Bibliothek* (Band 203). Hamburg: Meiner.
- Brentano, F. (1982). *Deskriptive Psychologie*. (Aus dem Nachlass unter diesem Titel rekonstruiert u. eingel. von R. M. Chisholm und W. Baumgartner). Hamburg: Meiner.
- Breuer, F. (1991). *Wissenschaftstheorie für Psychologen: eine Einführung* (5. Aufl.). Münster: Aschendorff.
- Bridgman, P. W. (1927). *The Logic of Modern Physics*. New York: Macmillan.
- Bringmann, W. G., Bringmann, N. J. & Bauer, E. (1990). Fechner und die Parapsychologie. *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*, 32, 19-43.
- Bringmann, W., Bringmann, G. & Feamster (1990). Historiographie der amerikanischen Psychologiegeschichte. In: A. Schorr & E.G. Wehner (Hrsg.). *Psychologiegeschichte heute* (S. 316-325). Göttingen: Hogrefe.
- Bringmann, W. G. & Tweney, R. D. (1980). *Wundt studies. A centennial collection*. Toronto: Hogrefe.
- Buggle, F. & Wirtgen, P. (1969). Gustav Theodor Fechner und die Psychoanalytischen Modellvorstellungen Sigmund Freuds. *Einflüsse und Parallelen. Archiv für die gesamte Psychologie*, 121, 148-201.
- Bühler, K. (1907). Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge. (In: *Archiv für die gesamte Psychologie*, 9, 297- 365 und 12, 1-92).
- Bühler, K. (1908). Antwort auf die von W. Wundt erhobenen Einwände gegen die Methode der Selbstbeobachtung an experimentell erzeugten Erlebnissen. *Archiv für die gesamte Psychologie*, 12, 93-124.
- Bühler, K. (1926). Die Krise der Psychologie. *Kantstudien*, 31, 455-526.
- Bühler, K. (1927). *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer (2. Aufl., 1929; 3. Aufl. 1965. Stuttgart: Fischer.)
- Bühler, K. (1934). *Theorie der Sprache*. Jena: Fischer (2. Aufl., 1968).
- Bühler, K. (1969). *Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlass* (hrsg. von G. Lebelztern). Wien: Böhlau Nachf.

- Bundes-Psychotherapeutenkammer (2013, Abruf). Zahlen und Fakten.
<http://www.bptk.de/presse/zahlen-fakten.htm>
- Bushuven, S. (1993). Ausdruck und Objekt. Wilhelm Wundts Theorie der Sprache und seine philosophische Konzeption ursprünglicher Erfahrung. Münster: Waxmann.
- Buytendijk, F. (1948). Über den Schmerz. Bern: Huber.
- Campbell, D. T. & Fiske, D. W. (1959). Convergent and discriminant validation by the multitrait-multimethod matrix. *Psychological Bulletin*, 56, 81-105.
- Carnap, R. (1959). Induktive Logik und Wahrscheinlichkeit. Wien: Springer.
- Carnap, R. (1960). Theoretische Begriffe. *Zeitschrift für philosophische Forschung, Zeitschrift für philosophische Forschung* 14 (1960), 209-233.
- Carpenter, S. (2000). Behavioral science claims the decade. *APAMonitor on Psychology*, 31, 22-26.
- Carpenter, S. (2012). Psychology's bold initiative. In an unusual attempt at scientific self-examination, psychology researchers are scrutinizing their field's reproducibility. *Science*, 335, 30 March, 1558-1561.
- Carrier, M. & Mittelstraß, J. (1989). Geist, Gehirn, Verhalten. Das Leib-Seele-Problem und die Philosophie der Psychologie. Berlin: de Gruyter.
- Carstanjen, F. (1898). Der Empiriekritizismus, zugleich eine Erwiderung auf W. Wundt's Aufsätze: „Der naive und kritische Realismus“ II und III. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie*, 21, 45-95; 190-214; 267-293.
- Carus, F.A. (1808). Geschichte der Psychologie. Leipzig: Barth (Nachdruck hrsg. von R. Jeschonnek, 1990, Berlin: Springer).
- Cattell, R. B. (1988). Multivariate method and theory construction. In: J. R. Nesselroade & R. B. Cattell (Hrsg.). *Handbook of multivariate experimental psychology* (2. Aufl.). (S. 1-67). New York: Plenum.
- Cavalieri, P. & Singer, P. (1994). Menschenrechte für die großen Menschenaffen. Das Great Ape Projekt. München: Goldmann.
- Chalmers, A. F. (2007). Wege der Wissenschaft: Einführung in die Wissenschaftstheorie (6. Aufl.). Berlin: Springer. (1. Aufl. 1986).
- Churchland, P.M. (1997). Die Seelenmaschine. Eine philosophische Reise ins Gehirn. Heidelberg: Spektrum.
- Churchland, P. S. (1986). *Neurophilosophy. Toward an unified science of the mind-brain*. Cambridge, Mass.: MIT.
- Clark, R. W. (1981). Sigmund Freud. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Coan, R. W. (1968). Dimensions of psychological theory. *American Psychologist*, 23, 715-722.
- Cohn, J. (1908). Voraussetzungen und Ziele des Erkennens. Untersuchungen über die Grundlagen der Logik: Engelmann.
- Cohn, J. (1919). Geist der Erziehung. Pädagogik auf philosophischer Grundlage. Leipzig: Teubner
- Cohn, J. (1921). Selbstdarstellung. In: R. Schmidt (Hrsg.). *Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*. (Band 2, S. 60-81). Leipzig: Meiner.
- Cohn, J. (1932). Wertwissenschaft. Stuttgart: Frommanns.
- Collingwood, R. G. (1940/1998). *An essay on metaphysics*. Oxford: Clarendon Press.
- Comte, A. (1844/1956). Rede über den Geist des Positivismus. (übers. u. eingel. von Iring Fetscher). Hamburg: Meiner.
- Cremerius, J. (1981). Die Rezeption der Psychoanalyse in der Soziologie, Psychologie und Theologie im deutschsprachigen Raum bis 1949. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cronbach, L. J. (1957). The two disciplines of scientific psychology. *American Psychologist*, 12, 671-684.
- Cronbach, L. J., Gleser, G. C., Nanda, H., Rajaratnam, N. (1972). The dependability of behavioral measurements: Theory of generalizability for scores and profiles. New York: Wiley.
- Dalton, T. C. (2004). Prominence, schools of thought and social transformation. In: T. C. Dalton & R. B. Evans (Hrsg.). *The life cycle of psychological ideas. Understanding prominence and the dynamics of intellectual change* (S. 331-349). New York: Kluwer Academic.
- Dalton, T. C. & Evans, R. B. (Hrsg.). (2004). *Life cycle of psychological ideas. Understanding prominence and dynamics of intellectual change*. New York: Kluwer.

- Danner, H. (2006). *Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik: Einführung in die Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik* (5. Aufl.). München: Reinhardt.
- Danziger, K. (1979). The positivist repudiation of Wundt. *Journal of the History of the Behavioral Science*, 15, 205-230.
- Danziger, K. (1979). Wundt and the two traditions of psychology. In R. W. Rieber (Hrsg.), *Wilhelm Wundt and the making of a scientific psychology*. New York: Plenum.
- Danziger, K. (1980). The history of introspection reconsidered. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 16, 241-262.
- Danziger, K. (1980). On the threshold of the New Psychology: Situating Wundt and James. In: W. G. Bringmann, W.G. & E.D. Tweney (Hrsg.). *Wundt Studies. A Centennial Collection* (S. 362-379). Toronto: Hogrefe.
- Danziger, K. (1990). Constructing the subject. Historical origins of psychological research. Cambridge: Cambridge University Press.
- Danziger, K. (1990). Die Rolle der psychologischen Forschungspraxis in der Geschichte: Eine kontextanalytische Perspektive. In: A. Schorr & E. G. Wehner (Hrsg.). *Psychologiegeschichte heute* (S. 12-25). Göttingen: Hogrefe.
- Danziger, K. (2001). Wundt and the temptations of psychology. In: R.W. Rieber & D. K. Robinson (Hrsg.). *Wilhelm Wundt in history: The making of a scientific psychology* (S. 69-94). New York: Kluwer-Academic.
- Darwin, Ch. (1872/2000). *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren*. Frankfurt a. Main: Eichborn (Stuttgart 1872).
- Daston, L. (1998). Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität. In: O. G. Oexle (Hrsg.). *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft: Einheit – Gegensatz – Komplementarität?* (S. 9-39). Göttingen: Wallstein.
- Däumling, A. (1962). Der Psychologe im öffentlichen Leben. *Psychologische Rundschau*, 13, 150-159.
- Davidson, D. (2008). *Wahrheit, Sprache und Geschichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dennett, D. C. (1986). *Einsicht ins Ich*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dennett, D. C. (1994). *Philosophie des menschlichen Bewusstseins*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Denzin, N. K. (1978). *The research act*. (3. Aufl., 1989). Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Denzin, N. K. & Lincoln, Y. S. (1994). *Handbook of qualitative research*. London: Sage.
- Derrida, J. (2002). *Seelenzustände der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dessoir, M. (1924). Kant und die Psychologie. *Kant-Studien*, 24, 98-120.
- Deutsche Gesellschaft für Psychologie DGPs. Zum Studienfach Psychologie (<http://www.dgps.de/Zugriff> 23.2. 2015).
- Deutscher Bundestag (Hrsg.). (1998). *Neue religiöse und ideologische Gemeinschaften und Psychogruppen. Forschungsberichte und Gutachten der Enquete-Kommission*. Hamm: Hoheneck.
- Devereux, G. (1984). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dewsbury, D. A. (2004). Becoming big frogs in a small pond: On Gaining eminence in comparative psychology. In: T. C. Dalton & R. B. Evans (Hrsg.). *The life cycle of psychological ideas. Understanding prominence and the dynamics if intellectual change* (S. 133-154). New York: Kluwer Academic.
- Diemer, A. (1976). *Elementarkurs Philosophie. Dialektik*. Düsseldorf: Econ.
- Diemer, A. (1977). *Elementarkurs Philosophie. Hermeneutik*. Düsseldorf: Econ.
- Diemer, A. (1978). *Elementarkurs Philosophie. Philosophische Anthropologie*. Düsseldorf: Econ.
- Dietzsch, S. (2003). *Immanuel Kant. Eine Biographie*. Leipzig: Reclam.
- Dilthey, W. (1894). Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. *Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften Berlin*, 1894, S. 1309-1407. (Ges. Schriften Band V, 1924, 2. Aufl, 1957, S. 139-240). Stuttgart: Teubner.
- Dilthey, W. (1900). Die Entstehung der Hermeneutik. (Ges. Schriften Band V, 1924, 2. Aufl. 1957, S. 317-338). Stuttgart: Teubner.
- Dilthey, W. (1910 /1970). *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. (Nachdruck). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Dilthey, W. (1979). *Einleitung in die Ges Schriften 1* (8. Aufl.). Stuttgart: Teubner.
- Driesch, H. (1925). *The crisis in psychology*. Princeton: Princeton University Press.
- Driesch, H. (1929). *Grundprobleme der Psychologie. Ihre Krisis in der Gegenwart.* (2. verb. Aufl., 1. Aufl. 1925) Leipzig: Reinecke.
- Dritter Internationaler Kongress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896. München: J.F. Lehmann, 1897.
- Drobisch, M. W. (1842). *Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode* (2. Aufl. 1898). Hamburg: Voss.
- Drobisch, M. W. (1850). *Erste Grundlehre der mathematischen Psychologie*. Leipzig: Voss.
- Drobisch, M. W. (1864). Über den neusten Versuch, die Psychologie naturwissenschaftlich zu begründen. *Zeitschrift für exakte Philosophie*, 4, 313-348.
- Du Bois-Reymond, E. (1872/ 1912). *Über die Grenzen des Naturerkennens.* (Reden Band 1, 2. Aufl.). Leipzig: Veit.
- Du Bois-Reymond, E. (1886). *Die Sieben Welträtsel. Reden. Band 2.* Leipzig: Veit (enthält: E. Du Bois-Reymond: *Die sieben Welträtsel. In der Leibniz-Stiftung der Akademie der Wissenschaften am 8. Juli 1880 gehaltene Rede*, S. 65-98.)
- Ebbecke, U. (1951). *Johannes Müller*. Hannover: Schmarl u. von Seefeld.
- Ebbinghaus, H. (1885). *Über das Gedächtnis*. Darmstadt: WBG.
- Ebbinghaus, H. (1896). Über erklärende und beschreibende Psychologie. (In: *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane*, 9, 161-205).
- Ebbinghaus, H. (1905). *Grundzüge der Psychologie. Band 1* (2. Aufl.). Leipzig: Veit.
- Ebbinghaus, H. (1908/1919). *Abriss der Psychologie.* (6. Aufl., 1919, durchgesehen von Karl Bühler). Leipzig: Veit.
- Ebbinghaus, H. (1913). *Grundzüge der Psychologie. Band 2* (1.-3. Aufl. hrsg. von Ernst Dürr). Leipzig: Veit.
- Eberlein, G. & Pieper, R. (Hrsg.). (1976). *Psychologie – Wissenschaft ohne Gegenstand?* Frankfurt a. M.: Campus.
- Ebner-Priemer, U. & Kubiak, Th. (2010). The decade of behavior revisited: Future prospects for ambulatory assessment. *European Journal of Psychological Assessment*, 26 (3), 151-153.
- Eckardt, G. (Hrsg.). (1997). *Völkerpsychologie – Versuch einer Neuentdeckung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Eckardt, G. (2010). *Kernprobleme in der Geschichte der Psychologie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eckart, U. (o. J.). *Von der physikalischen Physiologie zur mathematischen Physik. Hermann von Helmholtz in Heidelberg (1858-1871)*. <http://www.uni-heidelberg.de/institute/fak5/sonstiges/timeline/helmholz.html>
- Eckensberger, L. H. (2002). Paradigms revisited: From incommensurability to respected complementarity. In: H. Keller et al. (Hrsg.): *Biology, culture, and development: Integrating diverse perspectives* (S. 341-383). New York: Cambridge University Press.
- Eckensberger, L. H. (2012). Culture inclusive action theory. In: J. Valsiner (Hrsg.). *Oxford handbook of culture and psychology* (S. 357-402). Oxford: Oxford University Press.
- Ehrenfels, Ch. (1890). Über „Gestaltqualitäten“. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie*, 14, 250-256.
- Eibl-Eibesfeldt, E. (1995). *Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie* (3. Aufl.). München: Piper.
- Eichfeld, C. (2013). *Menschenbild und Weltanschauungen von Psychotherapeuten - eine Fragebogenerhebung*. Unveröff. Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Grades Bachelor of Science (B.Sc.). Fakultät für Psychologie und Pädagogik. Ludwig-Maximilians-Universität. München.
- Eisler, R. (1902). *W. Wundts Philosophie und Psychologie*. Leipzig: Barth.
- Eisler, R. (1904). *Wörterbuch der philosophischen Begriffe*. Berlin: Mittler.
- Eisler, R. (1922). *Handwörterbuch der Philosophie* (2. Aufl. hrsg. von R. Müller-Freienfels). Berlin: Mittler.
- Elger, E., Friederici, A. D., Koch, C., Luhmann, H., von der Malsburg, C., Menzel, R., Monyer, H., Rösler, F., Roth, G., Scheich, H. & Singer, W. (2004). *Das Manifest. Elf führende Neurowissen-*

- schaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. *Gehirn & Geist. Das Magazin für Psychologie und Hirnforschung*, (Heft 6), 30-37.
- Elsenhans, Th. (1897). *Selbstbeobachtung und Experiment in der Psychologie*. Freiburg i. Br.: Mohr.
- Elsenhans, Th. (1904). *Die Aufgabe einer Psychologie der Deutung als Vorarbeit für die Geisteswissenschaften*. (Vortrag gehalten auf dem Kongress für experimentelle Psychologie in Gießen, 1904). Leipzig: Ricker.
- Elsenhans, Th. (1912) *Lehrbuch der Psychologie*. Tübingen: Mohr.
- Engel, B. T. (1986). An essay on the circulation as behavior. *The Behavioral and Brain Sciences*, 9, 285-318.
- Erdheim, M. (1984). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eschbach, A. (1988/2012). Karl und Charlotte Bühler – Leben und Werk. In: O. R. Zucha (Hrsg.). *Krise und Chance der Psychologie. Beiträge der Bühler-Symposien. Bühler-Symposien 1988-2006* (S. 20-35). Klagenfurt: Wieser.
- Eschler, E. (1971). Wilhelm Wundt und das wissenschaftliche Weltbild seiner Zeit. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 19, 1250-1265.
- Eysenck, H. J. (1967). *The biological basis of personality*. Springfield, IL: Thomas.
- Eysenck, H. J. (1985). *Niedergang und Ende der Psychoanalyse*. München: List.
- Fahrenberg, J. (1967). *Psychophysiologische Persönlichkeitsforschung*. Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. (1979). *Psychophysiologie*. In: H. P. Kisker, J. E. Meyer, C. Müller & E. Strömgen (Hrsg.). *Psychiatrie der Gegenwart*, 2. Aufl., Bd. I/1 (S. 91-210). Berlin: Springer.
- Fahrenberg, J. (2002). *Psychologische Interpretation. Biographien – Texte – Tests*. Bern: Huber.
URL: <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2012/4229/> [441 Seiten. 2.1 MB].
- Fahrenberg, J. (2004). *Annahmen über den Menschen. Menschenbilder aus psychologischer, biologischer, religiöser und interkultureller Sicht*. Heidelberg, Kröning: Asanger-Verlag.
- Fahrenberg, J. (2005). *Representative design and the laboratory field-issue*. In: A. Beauducel, B. Biehler, M. Bosniak, W. Conrad, G. Schönberger & D. Wagener (Hrsg.). *Symposium and Festschrift on multivariate research strategies – Professor Dr. Werner Wittmann*. Aachen: Shaker.
- Fahrenberg, J. (2006a). *Psychologische Anthropologie – Eine Fragebogenstudie zum Menschenbild von 800 Studierenden der Psychologie, Philosophie und Naturwissenschaften*. *Philosophie der Psychologie*. [On-line Journal], Nr. 5. Verfügbar über: <http://www.jp.philo.at/> [Datum des Zugriffs: 4.2.2008].
- Fahrenberg, J. (2006b). Was denken Studierende der Psychologie über das Gehirn-Bewusstsein-Problem, über Willensfreiheit, Transzendenz, und den Einfluss philosophischer Vorentscheidungen auf die Berufspraxis? *Journal für Psychologie*, 2006, 14, 302-330.
- Fahrenberg, J. (2006c). Vom Psychophysischen Labor zum Psychologischen Institut. In: E. Wirbelauer (Hrsg.). *Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920 – 1960* (S. 468-476). *Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*. Freiburg: Karl Alber.
- Fahrenberg, J. (2007). *Menschenbilder. Psychologische, biologische, interkulturelle und religiöse Ansichten. Psychologische und Interdisziplinäre Anthropologie*. e-book. Dokumentenserver der Universität des Saarlandes. urn nbn:de:bsz:291-psydok-9817. url: <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2007/981/> [PDF-Datei, 438 Seiten, 2.0 MB].
- Fahrenberg, J. (2008a). *Die Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie bei Kant und Wundt Wissenschaftskonzeptionen der Psychologie in der Gegenwart Struktureller Pluralismus der Psychologie und Komplementarität Psychologische und Philosophische Anthropologie*. <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2009/2598/>
- Fahrenberg, J. (2008b). *Gehirn und Bewusstsein. Neuropsychologische Kontroversen* In: S. Gauggel und M. Herrmann (Hrsg.). *Handbuch der Neuro- und Biopsychologie* (S. 28-43). Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. (2008c). *Psychophysiologie und Psychophysiologisches Monitoring*. In: S. Gauggel & M. Herrmann (Hrsg.). *Handbuch der Neuro- und Biopsychologie* (S. 143-156). Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J. (2008d). *Wilhelm WUNDTs Interpretationslehre* [43 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9(3), Art. 29, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/1151/2557>

- Fahrenberg, J. (2011). Wilhelm Wundt – Pionier der Psychologie *und* Außenseiter? Leitgedanken der Wissenschaftskonzeption und deren Rezeptionsgeschichte. e-Buch. Dokumentenserver der Universität des Saarlandes. urn:nbn:de:bsz:291-psydok-29016, url: <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2011/2901/> [PDF-Datei, 639 Seiten, 8,4 MB].
- Fahrenberg, J. (2012a). Wilhelm Wundts Wissenschaftstheorie. – Ein Rekonstruktionsversuch. Psychologische Rundschau, 63 (4), 228-238.
- Fahrenberg, J. (2012b). Plädoyer für eine interdisziplinäre Anthropologie auf empirischer Basis. In: G. Gödde & M. B. Buchholz (Hrsg.). Wissenschaft und Therapie des Unbewussten. Band 2. Konversation und Resonanz in der Psychotherapie (S. 249-278). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Fahrenberg, J. (2012c). Die Funktion von Menschenbildern – Forschungsaufgaben der empirischen Psychologie. In H. Petzold (Hrsg.). Die Menschenbilder in der Psychotherapie. Interdisziplinäre Perspektiven und die Modelle der Therapieschulen (S. 91-131). Wien: Krammer Verlag.
- Fahrenberg, J. (2012d). Open Access – nur Texte oder auch Primärdaten? Working Paper Series des Rates für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD), hrsg. von G. G. Wagner, gefördert vom Ministerium für Bildung und Forschung. Nr. 200, Juni 2012, S. 1-30
http://www.ratswd.de/download/RatSWD_WP_2012/RatSWD_WP_200.pdf
- Fahrenberg, J. (2013a). Zur Kategorienlehre der Psychologie. Komplementaritätsprinzip. Perspektiven und Perspektiven-Wechsel. Lengerich: Pabst Science Publishers.
Dokumentenserver der Universität des Saarlandes: URN: [urn:nbn:de:bsz:291-psydok-49271](http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2013/4927/)
URL: <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2013/4927/>
- Fahrenberg, J. (2013b). Wundts Programm und Methodik der Völkerpsychologie. In: G. Jüttemann (Hrsg.). Die Entwicklungspsychologie der Menschheit. Grundlegung eines integrativen Forschungsansatzes (S. 55-67). Wiesbaden: Pabst Science Publishers.
- Fahrenberg, J. (2014). Stichwortartikel Reproduzierbarkeit (Psychologie).
<http://de.wikipedia.org/wiki/Reproduzierbarkeit> (Stand 23.2. 2015).
- Fahrenberg, J. (2015). Wilhelm Wundts Neuropsychologie. In: D. Emmons & A. Laihinien (Hrsg.). Festschrift für Prof. Dr. Ulrike Halsband. Serie Neuropsychology: An Interdisciplinary Approach. Berlin: Lit Verlag.
- Fahrenberg, J., Foerster, F., Schneider, H. J., Müller, W. & Myrtek, M. (1984). Aktivierungsforschung im Labor-Feld-Vergleich. Zur Vorhersage von Intensität und Mustern psychophysischer Aktivierungsprozesse während wiederholter psychischer und körperlicher Belastung. München: Minerva.
- Fahrenberg, J., Franck, M., Baas, U. & Jost, E. (1995). Awareness of blood pressure: Interoception or contextual judgement? Journal of Psychosomatic Research, 39, 11-18.
- Fahrenberg, J., Hampel, R. & Selg, H. (2010). Das Freiburger Persönlichkeitsinventar (revidierte Fassung FPI-R und teilweise geänderte Fassung FPI-A1 (durch zwei Kapitel erweiterte 8. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J., Leonhart, R. & Foerster, F. (2002). Alltagsnahe Psychologie mit hand-held PC und physiologischem Mess-System. Bern: Huber.
- Fahrenberg, J. & Myrtek, M. (2005). Psychophysiologie in Labor, Klinik und Alltag. 40 Jahre Projektarbeit der Freiburger Forschungsgruppe Psychophysiologie – Kommentare und Neue Perspektiven. Frankfurt a. M.: Lang. urn:nbn:de:bsz:291-psydok-42277 <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2012/4227/>
- Fahrenberg, J., Myrtek, M., Pawlik, K. & Perrez, M. (2007). Ambulantes Assessment – Verhalten im Alltagskontext erfassen. Eine verhaltenswissenschaftliche Herausforderung an die Psychologie. Psychologische Rundschau, 58, 12-23.
- Fahrenberg, F. & Stegie, R. (1989). Beziehungen zwischen Philosophie und Psychologie an der Freiburger Universität: Zur Geschichte des Psychologischen Laboratoriums/Instituts. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, Stegie, R. & Bauer, E. (Hrsg.). Psychologiegeschichte - Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten S. 251-266). München: Profil-Verlag.
- Fahrenberg, J. & Steiner, J. M. (2004). Adorno und die autoritäre Persönlichkeit. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 56, 127-152.
- Fahrenberg, J., Walschburger, P., Foerster, F., Myrtek, M. & Müller, W. (1979). Psychophysiologische Aktivierungsforschung. Ein Beitrag zu den Grundlagen der multivariaten Emotions- und Stress-Theorie. München: Minerva.

- Fahrenberg, J. & Wilhelm, F. H. (2009). Psychophysiologie und Verhaltenstherapie. In: J. Margraf & S. Schneider (Hrsg.). Lehrbuch der Verhaltenstherapie (3., völlig überarb. Aufl.). (S. 163-179). Berlin: Springer.
- Faßnacht, G. (1995). Systematische Verhaltensbeobachtung: eine Einführung in die Methodologie und Praxis. München: Reinhardt.
- Fechner, G. Th. (1855). Über die physikalische und philosophische Atomenlehre. Leipzig: Mendelssohn.
- Fechner, G. Th. (1860). Elemente der Psychophysik (2 Bände). Leipzig: Breitkopf & Härtel (2. Auflage. Leipzig 1889).
- Fechner, G. Th. (1861). Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt um die unsichtbare zu finden. Leipzig:
- Fechner, G. Th. (1877). In Sachen der Psychophysik. Leipzig: Voß.
- Fechner, G. Th. (1879). Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Leipzig: Voß.
- Fechner, G. Th. (1882). Revision der Hauptpunkte der Psychophysik. Leipzig: Voß.
- Fechner, G. Th. (2000). Werk und Wirkung. Ehrensymposium aus Anlass seines 200. Geburtstages und 8. Fachtagung der Fachgruppe Geschichte der Psychologie der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. (Hrsg. von A. Meischner-Metge. Leipziger Univ.-Verl. International Symposium in Honour to G. Th. Fechner, International Society for Psychophysics, 19.-23. Oktober 2000, Universität Leipzig.
- Fechner, G. Th. (1851/1901). Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung (3 Bände). Hamburg: Voß.
- Fechner, G. Th. (1889). Elemente der Psychophysik. 2 Teile (2. Aufl.). Leipzig: Breitkopf & Härtel.
- Feger, H. (1991). Über das Messen in der Psychologie. In: K. Grawe, K. et al. (Hrsg.). Über die richtige Art Psychologie zu betreiben (S. 79-88). Göttingen: Hogrefe.
- Feger, H. & Bredenkamp, J. (Hrsg.) (1983). Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich B. Methodologie und Methoden. Serie I. Forschungsmethoden der Psychologie. Göttingen: Hogrefe.
- Feger, H. & Graumann, C. F. (1983). Beobachtung und Beschreibung von Erleben und Verhalten. In: H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.) Enzyklopädie der Psychologie. Serie I, Forschungsmethoden der Psychologie. Band 2. Datenerhebung (S. 76-134). Göttingen: Hogrefe.
- Feichtinger, J. (2010). Wissenschaft als reflexives Projekt: Von Bolzano über Freud zu Kelsen: Österreichische Wissenschaftsgeschichte 1848-1938. Bielefeld: transcript Verlag, 2010.
- Feigl, H. (1945). Operationism and Scientific Method. Psychological Review 52, 250-259.
- Fenichel, O. (1955). The psychoanalytic theory of neurosis. London: Routledge & Kegan Paul.
- Fichte, J. G. (1797/1970). Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre. Gesamtausgabe B. I, 4 (hrsg. von R. Lauth & H. Gliwitsky). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann.
- Flechsig, P. (1896). Die Localisation der geistigen Vorgänge insbesondere der Sinnesempfindungen des Menschen. Leipzig: Veit.
- Fleck, L. (1929/1983). Zur Krise der Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze (S. 46-58). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1935/1980). Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv (eingel. u. hrsg. von L. Schäfer und Th. Schnelle). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fodor, J. A. (1974). Special Sciences (or the disunity of science as a working hypothesis). Synthesis, 28, 97-115.
- Fodor, J. A. (1983). The modularity of mind. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Foppa, K. (1966). Lernen, Gedächtnis, Verhalten. Ergebnisse und Probleme der Lernpsychologie. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Forgas, J. P (1995). Soziale Kommunikation und Interaktion. Eine Einführung in die Sozialpsychologie (4. Aufl.). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Fortlage, C. (1855). System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes (2 Bände). Leipzig: Brockhaus.
- Frechétte, G. (2012). Franz Brentano in Würzburg: Die Anfänge der deskriptiven Psychologie. In: A. Stock, H.-P. Brauns & U. Wolfardt (Hrsg.). Historische Analysen theoretischer und empirischer Psychologie (S. 91-106). Frankfurt a. M.: Lang.

- Frenkel-Brunswik, E. (1949). Intolerance of ambiguity as an emotional and perceptual personality variable. *Journal of Personality*, 18, 108-143.
- Frenkel-Brunswik, E. (1996). Studien zur autoritären Persönlichkeit. Ausgewählte Schriften (herausgegeben und eingeleitet von Dietmar Paier.) Bibliothek sozialwissenschaftlicher Emigranten. Bd. 3. Wien: Nausner und Nausner.
- Freud, S. Gesammelte Werke. <http://www.textlog.de/sigmund-freud-gesammelte-werke-1893-1939.html> (Zugriff 23.2.2015).
- Freud, S. (1900). Die Traumdeutung. GW II/III (S. 1-642). London Imago Publ. (5. Aufl. 1973)
- Freud, S. (1904). Psychopathologie des Alltagslebens. GW Reprint. London: Imago.
- Freud, S. (1905). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW Reprint. London: Imago.
- Freud, S. (1912). Totem und Tabu. GW IX. (2. Aufl. 1942). London: Imago Publ.
- Freud, S. (1915). Das Unbewusste. *Internationale Zeitschrift für Ärztliche Psychoanalyse*, 3 (4), 189-203. (GW X, S. 264-303).
- Freud, S. (1917/1969). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XI. London: Imago. (5. Aufl. 1969)
- Freud, S. (1923). Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung. GW XIII (S. 299-314). London: Imago. (2. Aufl. 1947).
- Freud, S. (1925). Selbstdarstellung. London: Imago. (1946). (GW XIV, S. 33-96). London: Imago Publ. (4. Aufl. 1968)
- Freud, S. (1927). Die Zukunft einer Illusion. GW XIV. London: Imago Publ.
- Freud, S. (1930/2003). Das Unbehagen in der Kultur (8. Aufl.). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1933). Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XV. London: Imago Publ.
- Freud, S. (1933/1961). Warum Krieg? Brief an Albert Einstein. GW XVI. London: Imago Publ.
- Freud, S. (1937). Konstruktionen in der Psychoanalyse. GW XVI (S. 41-56). London: Imago Publ. (4. Aufl. 1972)
- Freud, S. (1938/1940/2002). Abriss der Psychoanalyse (9. Aufl.). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1940-1952). Gesammelte Werke. Band 1-17. London. Imago Publ. 1940-52. (seit 1960. Frankfurt a. M.: Fischer). Bd. 18 und Nachtragsband. Frankfurt a. M.: Fischer 1968 und 1987.
- Freud, S. (1969 ff.). Studienausgabe 20 Bände (hrsg. von A. Mitscherlich u. a.). Frankfurt a. M.: Fischer
- Freud, S. (1989). Jugendbriefe an Eduard Silberstein 1871-1881 (hrsg. von Walter Boehlich). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Frey, D. (2004). 200 Jahre Psychologie: Sozialpsychologie. In: T. Rammsayer & S. Troche (Hrsg.). *Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004* (S. 101-110). Göttingen: Hogrefe.
- Fries, J. F. (1837/1982). *Handbuch der psychischen Anthropologie oder der Lehre von der Natur des menschlichen Geistes*. Band 1 und 2. (2. Aufl., hrsg. von G. König & L. Geldsetzer). Aalen: Scienta Verlag.
- Fromm, E. (1932a). Über Methode und Aufgaben einer analytischen Sozialpsychologie. *Zeitschrift für Sozialforschung* 1: 28-54.
- Fromm, E. (1932b). Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie. *Zeitschrift für Sozialforschung*, 1. 253-277.
- Fromm, E. (1935). Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie. *Zeitschrift für Sozialforschung* 4: 365-397.
- Fromm, E. (1936a). Sozialpsychologischer Teil. In: *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung* (S. 77-135). Paris: Alcan.
- Fromm, E. (1936b). Zweite Abteilung: Erhebungen. (Einleitung). In: *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung* (S. 229-469). Paris: Alcan.
- Fromm, E. (1941). *Escape from Freedom*. New York: Farrar and Rinehart. Englische Ausgabe, 1942, *The Fear of Freedom*. London: Routledge und Kegan Paul; Deutsche Ausgabe, 1945: *Die Furcht vor der Freiheit*. Zürich: Steinberg. (Neuere Übersetzungen, 1980, 2000).

- Fromm, E. (1974/1981). *Anatomie der menschlichen Destruktivität* (19. Aufl.). Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Funk, R., Johach, H. & Meyer, G. (Hrsg.). (2000). *Erich Fromm heute. Zur Aktualität seines Denkens*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Gadamer, H.-G. (1965). *Wahrheit und Methode* (6. Aufl. 1990). Tübingen: Mohr.
- Gadamer, H.-G. & Vogler, P. (Hrsg.) (1972 ff.). *Neue Anthropologie* (7 Bände). Stuttgart: Thieme (insbesondere Bd. 5 *Psychologische Anthropologie*).
- Gadenne, V. (1976). *Die Gültigkeit psychologischer Untersuchungen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gadenne, V. (1994). *Theorien*. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie* (S. 295-342). Göttingen: Hogrefe.
- Gadenne, V. (2009). Soll die Wissenschaftstheorie der Wissenschaft Empfehlungen geben? In: H. R. Yousefi & Ch. Dick (2009). *Das Wagnis des Neuen. Kontexte und Restriktionen der Wissenschaft*. Festschrift für Klaus Fischer zum 60. Geburtstag (S. S. 25-45). Nordhausen: Traugott Bautz.
- Gadenne, V. (2004). *Philosophie der Psychologie*. Bern: Huber.
- Gay, P. (1989). *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gazzaniga, M. S. & Blakemore, C. (Hrsg.). (1975). *Handbook of psychobiology*. New York: Academic Press.
- Geertz, C. (1983). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geldsetzer, L. (2000). *Philosophische Anthropologie. Materialien zur Vorlesung gehalten im WS 1985/86*. Internet-Dokument <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/philo/anthro/indexx.htm> (Zugriff 23.2.2015).
- Gergen, K. J. (1990). *Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne*. *Psychologische Rundschau*, 41, 191-199.
- Gerhardt, V. & Herold, N. (Hrsg.). (1992). *Perspektiven des Perspektivismus*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Geuter, U. (1984). *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geuter, U. (1985). *Nationalsozialistische Ideologie und Psychologie*. In: M. G. Ash & U. Geuter (Hrsg.). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert* (S. 172-200). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Geyser, J. (1912). *Lehrbuch der allgemeinen Psychologie*. Münster: Schöningh.
- Giampieri-Deutsch, P. (Hrsg.). (2002). *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Band 1: Europäische Perspektiven*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Giere, R. N. (2006). *Scientific perspectivism*. Chicago: University of Chicago Press.
- Gigerenzer, G. (1981). *Messung und Modellbildung in der Psychologie*. München: Reinhardt.
- Gilgen, A.R. (1987). *A strategy for developing unifying theory in psychology*. In: A. W. Staats & L. P. Mos (Hrsg.). *Annals of Theoretical Psychology*, 5, 179-209.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. (2010). *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung* (3. Aufl.). Bern: Huber.
- Gödde, G. (1998). *Freud, Schopenhauer und die Entdeckung der „Verdrängung“*. *Psyche*, 52, 143-175.
- Goethe, J. W. von (1777). *An den Mond* (1. Fassung). In: W. Hinck (Hrsg.). (2000). *Stationen der deutschen Lyrik. Von Luther bis in die Gegenwart – 100 Gedichte mit Interpretationen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Goethe, J. W. von (2006). *Maximen und Reflexionen* (hrsg. von H. Koopmann). München: dtv.
- Gräfrath, B., Huber, R. & Uhlemann, B. (1991). *Einheit, Interdisziplinarität, Komplementarität. Orientierungsprobleme der Wissenschaft heute*. Berlin: de Gruyter.
- Graumann, C. F. & Métraux, A. (1977). *Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie*. In: K. A. Schneewind (Hrsg.). *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie* (S. 27-53). München: Reinhardt.

- Graumann, C. F. (1960). *Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität*. Berlin: de Gruyter.
- Graumann, C. F. (1988). Der Kognitivismus in der Sozialpsychologie – Die Kehrseite der „Wende“. *Psychologische Rundschau*, 39, 83-90.
- Graumann, C. F. (2000). Kontext als Problem der Psychologie. *Zeitschrift für Psychologie*, 208, 55-71. (Im Dokument doi:10.1026//0044-3409.208.12.55).
- Graumann, C. F. (2006). Die Verbindung und Wechselwirkung der Individuen im Gemeinschaftsleben. In: G. Jüttemann (Hrsg.). *Wilhelm Wundts anderes Erbe. Ein Missverständnis löst sich auf* (S. 52-68). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Graumann, C. F. (Hrsg.). (1985). *Psychologie im Nationalsozialismus*. Berlin: Springer.
- Graumann, C. F., Hühn, H. & Jantschek, Th. (2001). Verhalten. In: H. J. Ritter et al. (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 11 (S. 680-689). Darmstadt: WBG.
- Grawe, K. (1998). *Psychologische Therapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Grawe, K., Donati, R. & Bernauer, F. (2001). *Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession* (5. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Gray, J. A. (Hrsg.). (1964). *Pavlov's Typology. Recent Theoretical and Experimental Developments from the Laboratory of B. M. Teplov*. New York: MacMillan.
- Gray, J. A. (1979). *Pavlov*. Brighton: The Harvester Press.
- Greenfield, N. S. & Sternbach, R. A. (Hrsg.). (1972). *Handbook of psychophysiology*. New York: Holt.
- Greve, W. (1994). Philosophie als Ressource. Argumente für die Bedeutung philosophischer Überlegungen in einer wissenschaftlichen Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 45, 24-36.
- Grimm, O. (2007). Probleme der Introspektion an der Schnittstelle zwischen analytischer Philosophie und Neuropsychologie. *e-Journal Philosophie der Psychologie*.
<http://www.jp.philo.at/texte/GrimmO2.pdf>
- Groebe, N. (1986). *Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie*. Tübingen: Franke.
- Groebe, N. (Hrsg.). (1997-2003). *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie* (Band 1 und 2, jeweils 2 Halbbände). Münster: Aschendorff.
- Groebe, N. & Scheele, B. (1977). *Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts*. Darmstadt: Steinkopff.
- Groebe, N. & Westmeyer, H. (1975). *Kriterien psychologischer Forschung* (5. Aufl.). Tübingen: Mohr.
- Grom, B. (2007). *Religionspsychologie* (3. Aufl.). München: Kösel.
- Grom, B. (2010). Stiefkind Religionspsychologie. Plädoyer für mehr wissenschaftliche Unbefangenheit. *Psychologische Rundschau*, 61 (2), 101-102.
- Grom, B. (2010). Stiefkind Religionspsychologie. Plädoyer für mehr wissenschaftliche Unbefangenheit. *Psychologische Rundschau*, 61 (2), 101-102.
- Groot, A. de (1991). Einigung der Psychologie, Bedeutung, Probleme, Perspektiven. In: D. Frey (Hrsg.). *Bericht über den 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Kiel 1990* (Band 2, S. 72-84). Göttingen: Hogrefe.
- Gross, W. (Hrsg.). (1996). *Psychomarkt - Sekten - Destruktive Kulte*. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag.
- Grossman, S. (1967). *Physiological psychology*. New York: Academic Press.
- Gruhle, H. (1948) *Verstehende Psychologie (Erlebnislehre)*. Ein Lehrbuch (2. Auflage 1956). Stuttgart. Georg Thieme.
- Grünbaum, A. (1987). *Psychoanalyse in wissenschaftstheoretischer Sicht. Zum Werk Sigmund Freuds und seiner Rezeption*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Grünbaum, A. (1988). *Grundlagen der Psychoanalyse*. Stuttgart: Reclam.
- Grünbaum, A. (Hrsg.). (1991). *Kritische Betrachtungen zur Psychoanalyse*. Adolf Grünbaums „Grundlagen“ in der Diskussion. Berlin: Springer.
- Gummersbach, W. (1985). Krise der Psychologie. Zur Aktualität eines traditionellen Themas. In: M. G. Ash & U. Geuter (Hrsg.). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick* (S. 314-339). Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Gundlach, H. (Hrsg.) (1994). *Arbeiten zur Psychologiegeschichte*. Göttingen: Hogrefe.
- Gundlach, H. (2012). Bühler revisited in times of war – Peter R. Hofstätter's *The Crisis of Psychology* (1941). *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences*, 43, 504-513.
- Günther, A. (1996). *Reflexive Erkenntnis und psychologische Forschung*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag
- Gutberlet, C. (1888). *Die Psychologie ohne Seele*. *Philosophisches Jahrbuch*, 21, 1, 145-176).
- Gutberlet, C. (1898). *Die „Krisis in der Psychologie“*. *Philosophisches Jahrbuch*, 1898, 11, 1-19, 121-146.
- Gutberlet, C. (1903). *Der Kampf um die Seele*. Mainz: Kirchheim.
- Habermas, J. (1968). *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Haeckel, E. (1899). *Die Welträthsel*. Bonn: Strauss.
- Hagemann, D. (2009). *Das Gespenst des Reduktionismus. Versuch einer Geisteraustreibung*. In: H. R. Yousefi & Ch. Dick (2009). *Das Wagnis des Neuen. Kontexte und Restriktionen der Wissenschaft*. Festschrift für Klaus Fischer zum 60. Geburtstag (S. 339-357). Nordhausen: Traugott Bautz.
- Haggbloom, S. J. (und 10 Ko-Autoren). (2002). *The 100 Most Eminent Psychologists of the Twentieth Century*. *Review of General Psychology*, 6, 139-152.
- Hampel, R. (1972). *Entwicklung einer Skala zur Selbsteinschätzung der aktuellen Stimmung (SKAS)*. Phil. Diss., Universität Freiburg i. Br.
- Hardeck, J. (2005). *Erich Fromm. Leben und Werk*. Darmstadt: WBG.
- Harinck, F. & De Dreu, C. K. W. (2004). *Negotiating interests or values and reaching integrative agreements: the importance of time pressure and temporary impasses*. *European Journal of Social Psychology*, 34, 595-611.
- Hartmann, D. (1998). *Philosophische Grundlagen der Psychologie*. Darmstadt: WBG.
- Hartmann, E. v. (1900). *Zum Begriff des Unbewussten*. *Archiv für systematische Philosophie*, 6, 273-290.
- Hartmann, E. v. (1901). *Die moderne Psychologie. Eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts*. Leipzig: Haacke.
- Hartmann, N. (1933). *Das Problem des geistigen Seins. Untersuchungen zur Grundlegung der Geschichtsphilosophie und der Geisteswissenschaften*. Berlin: de Gruyter.
- Hartmann, N. (1940/1949). *Der Aufbau der realen Welt. Grundriss der allgemeinen Kategorienlehre* (2. Aufl. 1949). Berlin: de Gruyter.
- Hartmann, N. (1950). *Philosophie der Natur. Abriss der speziellen Kategorienlehre*. Berlin: de Gruyter.
- Hassenstein, B. & Hassenstein, H. (2001). *Verhaltensbiologie des Kindes* (5. Aufl.). Heidelberg: Spektrum.
- Hastedt, H. (1988). *Das-Leib-Seele-Problem. Zwischen Naturwissenschaft des Geistes und kultureller Eindimensionalität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Haupt, E. J. (2001). *Laboratories for Experimental Psychology: Göttingen's ascendancy over Leipzig in the 1890s*. In: R. W. Rieber & D. K. Robinson (Hrsg.). *Wilhelm Wundt in history: The making of a scientific psychology* (S. 205-250). New York: Kluwer-Academic.
- Hebb, D. O. (1949). *The Organization of Behavior*. New York: Science Editions.
- Hebb, D. O. (1967). *Einführung in die moderne Psychologie*. Weinheim: Beltz.
- Heckhausen, J. & Heckhausen, H. (Hrsg.). (2010). *Motivation und Handeln* (4. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Heidbreder, E. (1933). *Seven Psychologies*. New York: Century Co.
- Heidegger, M. (1914). *Die Lehre vom Urteil im Psychologismus: ein kritisch-positiver Beitrag zur Logik*. Leipzig: Barth.
- Heidelberger, M. (1993). *Die innere Seite der Natur: Gustav Theodor Fechners wissenschaftlich-philosophische Weltauffassung*. Frankfurt a. M.: Klostermann.

- Heidelberger, M. (2000). Der psychophysische Parallelismus: Von Fechner und Mach zu Davidson und wieder zurück. In: F. Stadler (Hrsg.). *Elemente moderner Wissenschaftstheorie. Zur Interaktion von Philosophie, Geschichte und Theorie der Wissenschaften* (S. 91-104). Wien: Springer.
- Heidelberger, M. (2000). Fechner und Mach zum Leib-Seele-Problem. In: A. Arndt & W. Jaeschke (Hrsg.). *Materialismus und Spiritualismus: Philosophie und Wissenschaften nach 1848* (S. 53-67). Hamburg: Meiner.
- Heidelberger, M. (2002). Wie das Leib-Seele-Problem in den Logischen Empirismus kam. In: M. von Pauen & A. Stephan (Hrsg.). Paderborn: Mentis.
- Heinemann, W. (1988). Das Subjekt als Objekt. Anmerkungen über objektive und subjektive Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 39, 125-135.
- Heinroth, J. Ch. A. (1818, II, S. 49). *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens oder der Seelenstörungen und ihrer Behandlung*. Leipzig: Vogel.
- Heiß, R. (1936). *Die Lehre vom Charakter* (2. Aufl. 1949). Berlin: de Gruyter.
- Heiß, R. (1948). Person als Prozess. In: J. v. Allesch, W. Jacobsen, G. Munsch & M. Simoneit (Hrsg.). *Kongressbericht des Berufsverbandes Deutscher Psychologen*, Bonn, 29. August bis 2. September 1947 (S. 11-25). Hamburg: Nölke. (Nachdruck in K. J. Groffmann & K.-H. Wewetzer (Hrsg.). (1968). *Person als Prozess. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. phil. Robert Heiß* (S. 17-37). Bern: Huber.
- Heiß, R. (1949). Psychologismus, Psychologie und Hermeneutik. In: C. Astrada et al.: *Martin Heideggers Einfluss auf die Wissenschaften. Aus Anlass seines sechzigsten Geburtstags* (S. 22-36). Bern: Francke.
- Heiß, R. (1964). *Allgemeine Tiefenpsychologie: Methoden, Probleme und Ergebnisse* (2. Aufl.). Bern: Huber.
- Heiß, R. (Hrsg.). (1982). *Handbuch der Psychologie. Band 6. Psychologische Diagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Helmholtz, H. von (1856-1866). *Handbuch der physiologischen Optik*. Leipzig: Leopold Voss.
- Helmholtz, H. von (1878). Die Tatsachen in der Wahrnehmung. Rede gehalten zur Stiftungsfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. In: H. von Helmholtz: *Vorträge und Reden II*. Braunschweig: Vieweg.
- Helmholtz, H. von (1887). Zählen und Messen. Erkenntnistheoretisch betrachtet (S. 15-52). In: *Philosophische Aufsätze. Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum gewidmet*. Leipzig: Fues.
- Hemmecker, W. W. (1991). *Vor Freud. Philosophiegeschichtliche Voraussetzungen der Psychoanalyse*. Wien: Philosophia.
- Hennig, J. & Netter, P. (Hrsg.). (2005). *Biopsychologische Grundlagen der Persönlichkeit*. München: Elsevier.
- Herbart, J.F. (1816/2003). *Lehrbuch zur Psychologie*. Königsberg: Unzer (3. Aufl., hrsg. von G. Hartenstein, Hamburg: Voss, Reprint hrsg. von M. Kaiser-el-Safti). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Herbart, J.F. (1824/1825). *Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik* (2 Bände). Königsberg: Unzer.
- Herrmann, Th. (1976a). *Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme*. Göttingen: Hogrefe.
- Herrmann, Th. (1976b). Zur Bestimmung eines Einheitsgegenstandes der Psychologie. In: G. Eberlein & R. Pieper (Hrsg.). *Psychologie – Wissenschaft ohne Gegenstand?* (S. 75-104). Frankfurt a. M.: Campe.
- Herrmann, Th. (1979). *Psychologie als Problem: Herausforderungen der psychologischen Wissenschaft*. Stuttgart: Klett.
- Herrmann, Th. (1987). Theoriendynamik in psychologischen Forschungsprogrammen. In: J. Brandstätter (Hrsg.). *Struktur und Erfahrung in der psychologischen Forschung* (S. 71-89). Berlin: de Gruyter.
- Herrmann, Th. (1991). Diesmal diskursiv - schon wieder eine Erneuerung der Psychologie. *Report Psychologie*, 1991, 16 (2), 21-27.
- Herrmann, Th. (Hrsg.) (1989). *Positionen der Psychologie 1949 und 1989. Demonstriert an kommentierten Beiträgen des 1. Bandes der Psychologischen Rundschau*. Göttingen: Hogrefe.

- Herrmann, Th. (2004). Die DGPs im Kontext psychologischer Strömungen. *Psychologische Rundschau*, 55, 42-53 (Supplement).
- Herrmann, Th. & Tack, W. (1994). *Methodologische Grundlagen der Psychologie*. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich B, Serie 1, Band 1. Göttingen: Hogrefe.
- Herrmann, Th. & Zeidler, W. (2012). *Psychologen in autoritären Systemen*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Herzog, M. (1992). *Phänomenologische Psychologie. Grundlagen und Entwicklungen*. Heidelberg: Asanger.
- Herzog, W. (2012). *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Herzog, W. & Witte, E. H. (Hrsg.). (1991). *Grundlagenprobleme der Psychologie. Ethik und Sozialwissenschaften*, 2, 5-166.
- Hess, W. R. (1968). *Die Psychologie in biologischer Sicht*. (2. Aufl.). Stuttgart: Thieme.
- Heyes, C. M. (1998). Theory of mind in nonhuman primates. *Behavioral and Brain Sciences*, 21, 101-148 (mit Open Peer Commentaries).
- Heymans, G. & Wiersma, E. (1906). Beiträge zu einer speziellen Psychologie auf Grund einer Massenuntersuchung. *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie des Sinnesorgane*, 42, 81-127.
- Hezewijk, R. van (2000). The century of theoretical psychology? *Theory and Psychology*, 10, 99-106.
- Hiebsch, H. (1972). *Sozialpsychologische Grundlagen der Persönlichkeitsformung*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Hiebsch, H. & Sprung, L. (Hrsg.) (1973). *Aufgaben, Perspektiven und methodologische Grundlagen der marxistischen Psychologie in der DDR*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Hildebrandt, H. (1989). Parallelismus, psychophysischer. In: J. Ritter et al. (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 7 (S. 101-107). Darmstadt: WBG.
- Hildebrandt, H. (1990). Psychologie im 20. Jahrhundert: Eine Disziplin im Aufbruch. In: A. Schorr & E. Wehner (Hrsg.). *Psychologiegeschichte heute* (S. 128-148). Göttingen: Hogrefe.
- Hildebrandt, H. & Scheerer, E. (1990). *Hugo Münsterbergs Frühe Schriften zur Psychologie*. Einleitung mit Materialien zur Rezeptionsgeschichte und einer Bibliographie. Berlin: Springer.
- Hilgard, E. R. & Bower, G. H. (1966). *Theories of Learning*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Hoche, H.-U. (1990). *Einführung in das sprachanalytische Philosophieren*. Darmstadt: WBG.
- Hoche, H.-U. (2008). Anthropological complementarism. Linguistic, logical, and phenomenological studies in support of a third way beyond dualism and monism. Paderborn: mentis.
- Höffe, O. (2000). *Immanuel Kant* (5. Aufl.). München: Beck.
- Hofmann, L., Möckelmann, B. & Walach, H. (2003). Entwicklung und empirische Validierung einer Skala zur Erfassung der Einstellung von Psychotherapeuten zum Verhältnis von Psychotherapie und Spiritualität/Religiosität. In: Wilfried Belschner, Liane Hofmann & Harald Walach (Hrsg.). *Auf dem Weg zu einer Psychologie des Bewusstseins* (S. 113-154). Oldenburg: BIS.
- Hofstätter, P. R. (1984). *Psychologie zwischen Kenntnis und Kult*. München: Oldenbourg.
- Holt, R. R. (1991). Einige Überlegungen zur Prüfung psychoanalytischer Hypothesen. In: A. Grünbaum (Hrsg.). *Kritische Betrachtungen zur Psychoanalyse*. Adolf Grünbaums „Grundlagen“ in der Diskussion (S. 89-93). Berlin: Springer.
- Holz, H. H. (2014). *Leibniz. Das Lebenswerk eines Universalgelehrten*. Darmstadt: WBG.
- Holzappel, W. (1995). *Richard Pauli und sein Plan zu einer theoretischen Psychologie*. Regensburg: Roderer.
- Holzkamp, K. (1964/ 2003). *Theorie und Experiment in der Psychologie. Eine grundlagenkritische Untersuchung*. Hamburg: Argument.
- Holzkamp, K. (1972). *Kritische Psychologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Holzkamp, K. (1983). *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Horkheimer, M. (1950). Preface. In: Th. W. Adorno, E. Frenkel-Brunswik, D. J. Levinson and R. N. Sanford. *The Authoritarian Personality* (S. XI-XIII). New York: Harper and Brothers.
- Hoyningen-Huene, P. (1989). *Die Wissenschaftsphilosophie T. S. Kuhns*. Wiesbaden: Vieweg.
- Hüffmeier, J. & Hertel, G. (2012). Erfolgreich verhandeln: Das integrative Phasenmodell der Verhandlungsführung. *Psychologische Rundschau*, 63 (3), 145-159.
- Husserl, E. (1900). *Logische Untersuchungen: Theil 1, Prolegomena zur reinen Logik*. Halle a. S.: Niemeyer. URL: <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/5920/>

- Husserl, E. (1901) Logische Untersuchungen: Theil 2, Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis. Halle a. S.: Niemeyer. URL: <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/6020/>
- Husserl, E. (1910/1911). Philosophie als strenge Wissenschaft. *Logos*, 1, 289-341.
- Husserl, E. (1913) Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie: Buch 1, Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 1, S. [1]-323. <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/5973/>
- Husserl, E. (1919). Franz Brentano . In: O. Kraus (Hrsg.). Franz Brentano. Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre (S. 153-167. München: Beck.
- Hyman, L. (2012). Vygotsky's Crisis: Argument, context, relevance. *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences*, 43, 473-482.
- Iseler, A. & Perrez, M. (Hrsg.) (1976). Relevanz in der Psychologie. München: Reinhardt.
- Iseler, A. (1976). Der Relevanzbegriff und die Relevanzbegriffe: Versuch einer Explikation. In: A. Iseler & M. Perrez (Hrsg.) Relevanz in der Psychologie (S. 11-53). München: Reinhardt.
- Jacobs, B. & Kain, P. (Hrsg.). (2003). Essays on Kant's anthropology. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Jacobsen, T. & Kaernbach, C. (2006). Psychophysik. In: J. Funke & P. A. Frensch (Hrsg.). *Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Kognition* (S. 108-119). Göttingen: Hogrefe.
- Jacobi, M. & Nasse, F. (1938). Zeitschrift für die Beurteilung und Heilung der krankhaften Seelenzustände. Berlin: Reimer.
- Jaeggi, E. (1995). Zu heilen die zerstoßenen Herzen. Die Hauptrichtungen der Psychotherapie und ihre Menschenbilder. Reinbeck: Rowohlt.
- Jahnke, J., Fahrenberg, J., Stegic, R. & Bauer, E. (Hrsg.). (1998). Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten. München: Profil.
- Jahoda, M. (2002). Ich habe die Welt nicht verändert. Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Jakob, L. H. (1795). Grundriß der Erfahrungs-Seelenlehre (2.Aufl.). Halle: Hemmerde.
- James, W. (1875). Review on Wundt's Principles of Physiological Psychology. *North American Review*, 31, 195-201.
- James, W. (1890/1901). The principles of psychology. London: Macmillan (2. Aufl., 2 Bände, 1901).
- Janich, P. (2006). Die Heterogenie der Zwecke als Problem der Psychologie. In: G. Jüttemann (Hrsg.). *Wilhelm Wundts anderes Erbe. Ein Missverständnis löst sich auf* (S. 88-101). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Janke, W. & Herrmann, Th. (1971). Apperzeption. Apperzeptionspsychologie. In: J. Ritter et al. (Hrsg.) *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 1. (S. 448-456). Darmstadt: WBG.
- Janke, W. Schmidt-Daffy, W. & Debus, G. (Hrsg.). (2008). Experimentelle Emotionspsychologie: Methodische Ansätze, Probleme, Ergebnisse. Lengerich: Pabst.
- Janke, W. & Schneider, W. (Hrsg.). (1999). Hundert Jahre Institut für Psychologie und Würzburger Schule der Denkpsychologie. Göttingen: Hogrefe.
- Jaspers, K. (1920). Allgemeine Psychopathologie. (2. Aufl.). Berlin: Julius Springer. (Im Vorwort der 2. Aufl. schreibt Jaspers, dass er nur diese überarbeitete Fassung der Erstauflage von 1913 als Ausdruck seiner Ansichten gelten lassen will.)
- Jaspers, K. (1954). Der philosophische Glaube. München: Piper.
- Jodl, F. (1896). Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart: Cotta. (Seit der 2. Auflage in 2 Bänden, 4. Auflage 1916).
- Jones, E. (1969). Sigmund Freud. Leben und Werk. Frankfurt a. M: Fischer.
- Jones, E. E. & Nisbett, R. (1971). The actor and the observer: divergent perceptions of the causes of behavior. Morristown, N. J.: General Learning Press.
- Jung, C. G. (1906). Diagnostische Assoziationsstudien. Beiträge zur experimentellen Psychopathologie. Band 1 (Beiträge von Jung, Rinklin u.a.). Leipzig. Barth (Neuausgabe: Gesammelte Werke Band 2).
- Jung, C. G. (1907). On psychophysical relations of the associative Experiment. *Journal of abnormal Psychology*, 1, 247-255.
- Jüttemann, G. & Thomae, H. (1987). Biographie und Psychologie. Berlin: Springer.

- Jüttemann, G. (1988). Wegbereiter der Historischen Psychologie (2. Aufl. 1995). Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Jüttemann, G. (1991). Systemimmanenz als Ursache der Dauerkrise „wissenschaftlicher“ Psychologie. In: G. Jüttemann, M. Sonntag & C. Wulf (Hrsg.). Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland (S. 340-363). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Jüttemann, G. (1995). Persönlichkeitspsychologie. Perspektiven einer wirkungsgerechten Grundlagenwissenschaft. Heidelberg: Asanger.
- Jüttemann, G. (1998). Genetische Persönlichkeitspsychologie und Komparative Kasuistik. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: Beltz.
- Jüttemann, G. (Hrsg.). (2004). Psychologie als Humanwissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jüttemann, G. (2006a). (Hrsg.). Wilhelm Wundts anderes Erbe. Ein Missverständnis löst sich auf. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jüttemann, G. (2006b). Wilhelm Wundt – der missverstandene Geisteswissenschaftler. In: G. Jüttemann (Hrsg.). Wilhelm Wundts anderes Erbe. Ein Missverständnis löst sich auf. (S. 131-143). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jüttemann, G. (2007a). Persönlichkeit und Selbstgestaltung. Der Mensch in der Autogenese. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jüttemann, G. (2007b). Wundts Psychologiekonzeption ist nicht die Ursache, sondern die Lösung des Problems. *Psychologische Rundschau*, 58 (4), 267-269.
- Jüttemann, G. (2010). Historische Psychologie und die Entwicklung der Menschheit. Die Perspektive einer Fundamentaltheorie. *Erwägen, Wissen, Ethik*, 21, 4 (Gesamtheft).
- Jüttemann, G. (2011). Der Mensch, das Ich und die Autogenese. Die Perspektive einer grundlagenwissenschaftlichen Humanpsychologie. *Psychologische Rundschau*, 62 (2), 110-113.
- Jüttemann, G. (Hrsg.). (2013). Die Entwicklung der Psyche in der Geschichte der Menschheit. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Jüttemann, G. (Hrsg.). (2014a). Entwicklungen der Menschheit. Humanwissenschaften in der Perspektive der Integration. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Jüttemann, G. (2014b). Integrative Humanwissenschaft – Konturen einer Metadisziplin. In: G. Jüttemann (Hrsg.). Entwicklungen der Menschheit. Humanwissenschaften in der Perspektive der Integration (S. 15-38). Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Jüttemann, G., Sonntag, M. & Wulf, Ch. (Hrsg.). (2005). Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland. Weinheim: Beltz / Psychologie Verlags Union 1991 (Neuaufgabe: Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2005).
- Kächele, H., Novak, P. & Traue, H. C. (1989). Psychotherapeutische Prozesse: Struktur und Ergebnisse. Der Sonderforschungsbereich 129: 1980-1988. Aus dem Psycho-Sozialen Zentrum der Universität Ulm. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 35 (4), 364-382.
- Kaiser-el-Safti, M. (2001). Die Idee der wissenschaftlichen Psychologie: Immanuel Kants kritische Einwände und ihre konstruktive Widerlegung. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kaiser-el-Safti, M. (2001). Unbewusstes, das Unbewusste. In J. Ritter et al. (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (S. 124-133). Darmstadt: WBG.
- Kaiser-el-Safti, M. (2003). Einführung zum Reprint von Johann Friedrich Herbarts Lehrbuch zur Psychologie (S. V –LXVII). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kaiser-el-Safti, M. (2011). Einleitung zu Stumpf, C. (2011). *Erkenntnislehre*. Lengerich: Pabst.
- Kaminski, G. (1959). Das Bild vom Anderen. Berlin: Lüttke.
- Kämmerer, A. & Funke, J. (Hrsg.). (2004). Seelenlandschaften. Streifzüge durch die Psychologie. 98 persönliche Positionen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kamper, D., Wulf, C. & Gebauer, G. (Hrsg.). (2002). Kants Anthropologie. *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie*. Band 11, Heft 2.
- Kandel, E. (2007). Das Zeitalter der Erkenntnis: Die Erforschung des Unbewussten in Kunst, Geist und Gehirn von der Wiener Moderne bis heute. München: Siedler.
- Kanning, U. P. (2001). Psychologie für die Praxis. Perspektiven einer nützlichen Forschung und Ausbildung. Göttingen: Hogrefe

- Kanning, U. P. (und 14 weitere Autoren). (2007). Angewandte Psychologie im Spannungsfeld zwischen Grundlagenforschung und Praxis – Plädoyer für mehr Pluralismus. *Psychologische Rundschau*, 58, 238-248.
- Kant, I. (1781/1983). Kritik der reinen Vernunft. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 2. (hrsg. von W. Weischedel). Darmstadt:WBG.
- Kant, I. (1784/1983). Was ist Aufklärung? Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 6 (S. 53-61). (Hrsg. von W. Weischedel). Darmstadt:WBG.
- Kant, I. (1785/2007). Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. (Hrsg. von Ch. Horn). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kant, I. (1786/1983). Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Schriften zur Naturphilosophie. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 5. (hrsg. von W. Weischedel). Darmstadt:WBG.
- Kant, I. (1793). Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Immanuel Kant Werkausgabe in 6 Bänden. Band 4. (hrsg. von W. Weischedel). Darmstadt:WBG.
- Kant, I. (1798/1968). Der Streit der Fakultäten. Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Werkausgabe Band 11. (S. 267-393). (Hrsg. von W. Weischedel). Darmstadt:WBG.
- Kant, I. (1798/1968). Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Werkausgabe Band 12. (S. 395-690). (Hrsg. von W. Weischedel). Darmstadt:WBG.
- Kant, I. (1900 ff). Gesammelte Schriften. (Hrsg. Preußische Akademie der Wissenschaften). Berlin: Reimer.
- Kappeler, P. M. (2009). Verhaltensbiologie (2. Aufl.). Berlin: Springer.
- Kempf, W. (1988). Thesen zur Geschichte der Psychologie im Nationalsozialismus, ihrer Verarbeitung nach 45 und den Auswirkungen auf neuere Entwicklungstendenzen innerhalb der akademischen Psychologie der BRD. In G. Kempken (Hrsg.), *Wissenschaft: Geschichte und Verantwortung*. Forum Wissenschaft Studienhefte 5 (S. 71-74). Marburg:
- Kempf, W. (1988/2012). Die Krise der Psychologie. In O. R. Zucha (Hrsg.), *Krise und Chance der Psychologie. Beiträge der Bühler-Symposien. Bühler-Symposien 1988-2006* (S. 57-73). Klagensfurt: Wieser.
- Kendler, H. W. (1987). *Historical foundations of modern psychology*, Philadelphia: Temple University Press.
- Kerlinger, F. N. & Lee, H. B. (2000). *Foundations of behavioral research*. (4. Aufl.). Fort Worth: Harcourt.
- Kettner, M. & Mertens, W. (2010). Reflexionen über das Unbewusste. Philosophie und Psychologie im Dialog. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kible, B., Stolzenberg, J., Trappe, T., Dreisholtkamp, U., Knebek, S. K. et al. (1998). Subjekt, Subjekt/Objekt, subjektiv/objektiv. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (S. 373-433). Darmstadt: WBG.
- Kimble, G. (1984). Psychology's two cultures. *American Psychologist*, 39, 833-839.
- Klages, L. (1910). *Prinzipien der Charakterologie*. Leipzig: Barth.
- Klaus, G. & Buhr, M. (Hrsg.). (1972). *Marxistisch-Leninistisches Wörterbuch der Philosophie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. (Stichwort Persönlichkeit von Günter Heyden).
- Klein, G. S. (1976). *Psychoanalytic theory*. New York: International University Press.
- Klemm, O. (1911). *Geschichte der Psychologie*. Leipzig: Teubner.
- Klimke, F. (1908). *Der Mensch. Darstellung und Kritik des anthropologischen Problems in der Philosophie Wilhelm Wundts*. Graz: Styria.
- Kluwe, R.H. (2001). Zur Lage der Psychologie: Perspektiven der Fortentwicklung einer erfolgreichen Wissenschaft. *Psychologische Rundschau*, 52, 1-10.
- Koch, S. (1951). Theoretical Psychology. *Psychological Review*, 58, 295-301.
- Koch, S. & Leary, D. (Hrsg.). (1985). *A century of psychology as science*. New York: Mc Graw Hill.
- Koenigsberger, L. (1902, 1903). Hermann von Helmholtz. Braunschweig: Vieweg.

- Kögler, M. (2006). Spiritualität als Ressource? Zusammenhang von Spiritualität mit psychischer Belastung und Therapieerfolg bei PatientInnen der psychosomatischen Klinik Bad Grönenbach. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Ludwig-Maximilians-Universität München. Fakultät für Psychologie und Pädagogik: Department Psychologie.
- Köhler, T. (1996). Anti-Freud-Literatur von ihren Anfängen bis heute. Zur wissenschaftlichen Fundierung von Psychoanalyse-Kritik. Stuttgart: Kohlhammer.
- Köhler, W. (1917/1921/1973). Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. Berlin: Springer (Erste Fassung in den Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften, *Intelligenzprüfungen an Anthropoiden*, 1917; als Buchpublikationen 1921 (3. Aufl. 1973; 1925 in engl. Übersetzung, 1925, mit dem Titel *The Mentality of Apes* erschienen).
- Köhler, W. (1924). Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand: eine naturphilosophische Untersuchung. Erlangen: Verl. d. Philosoph. Akademie.
- Köhler, W. (1933). Psychologische Probleme. Berlin: Springer (Gestalt psychology. New York: Liveright, 1929).
- Köhler, W. (1958). Dynamische Zusammenhänge in der Psychologie. Bern: Huber.
- Köhler, W. (1971). The selected papers of Wolfgang Köhler (hrsg. von M. Henle). New York: Liveright (1971).
- Kohls, N. & Benedikter, R. (2010). The origins of the modern concept of „neuroscience“. Wilhelm Wundt between empiricism, and idealism: implications for contemporary neuroethics. In: J. J. Giordano & B. Gordijn (Hg.). Scientific and philosophical perspectives in neuroethics (S. 37–65). Cambridge (Cambridge University Press).
- König, G. (1989). Perspektive, Perspektivismus, perspektivisch In: J. Ritter et al. (Hrsg.). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 7. (Sp. 362-375). Darmstadt: WBG.
- Korn, J. H., Davis, R. & Davis, S. F. (1991). Historians' and Chairpersons' Judgements of eminence among psychologists. *American Psychologist*, 46, 789-792.
- Kornadt, H.-J. (1985). Zur Lage der Psychologie. In: D. Albert (Hrsg.). Bericht über den 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Wien 1984 (Band 1, S. 7-26). Göttingen: Hogrefe.
- Koselleck, R. & Schönpflug, U. (1976). Krise. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). Historisches Wörterbuch der Philosophie (S. 1235-1245). Band 4. Darmstadt: WBG.
- Kossakowski, A. & Otto, K. (1977). Der Persönlichkeitsbegriff in der Psychologie. Persönlichkeit – Tätigkeit – psychische Entwicklung. In: A. Kossakowski et. al. (Hrsg.). Psychologische Grundlagen der Persönlichkeitsentwicklung im pädagogischen Prozess. (S. 17-63). Köln: Pahl & Rugenstein.
- Psychologische Grundlagen der Persönlichkeitsentwicklung im pädagogischen Prozess (Autorenkollektiv). Köln: Pahl & Rugenstein.
- Kraepelin, E. (1920). Nachruf Wilhelm Wundt. *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie*, 61, 351-362.
- Krampen, G. (Hrsg.). (2009). Psychologie – Experten als Zeitzeugen, Göttingen: Hogrefe.
- Krampen, G., von Eye, A. & Schui, G. (2011). Forecasting trends of development of psychology from a bibliometric perspective. *Scientometrics*, 87 (3), 687-694.
- Krampen, G. & Montada, L. (2002). Wissenschaftsforschung in der Psychologie. Göttingen: Hogrefe.
- Krampen, G., Schui, G., Ferring, D. & Bauer, H. W. (2014). Charakteristika der meist zitierten englischsprachigen Zeitschriftenbeiträge der Publikationsjahre 1981 bis 2010 aus der Psychologie der deutschsprachigen Länder. *Psychologische Rundschau*, 65 (3), 159-168.
- Krampen, G. & Wiesenhütter, J. (1993). Bibliometrische Befunde zur Entwicklung der Teildisziplinen der Psychologie. Zur Geschichte der internationalen und der deutschsprachigen Fachliteratur. *Psychologische Rundschau*, 44, 25-34.
- Kraus, O. (Hrsg.). (1919). Franz Brentano. Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre. München: Beck.
- Krech, D. (1950). Dynamic systems, psychological fields, and hypothetical constructs. *Psychological Review*, 57, 283-290.
- Krueger, F. (1931). Die Aufgaben der Psychologie an den Deutschen Hochschulen. In: G. Kafka (Hrsg.). Bericht über den 12. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg vom 12.-16. April 1931. (S. 25-76). Jena: Fischer.

- Krueger, F. (1934). Eröffnung des XIII. Kongresses. Die Lage der Seelenwissenschaft in der deutschen Gegenwart. In: O. Klemm (Hrsg.). Bericht über den XIII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Leipzig vom 16.-19. Oktober 1933. (S. 6-36). Jena: Fischer.
- Krüger, J. G. (1756). Versuch einer Experimental-Seelenlehre. Halle.
- Kühn, M. (2003). Kant. Eine Biographie. München: Beck.
- Kuhn, T. S. (1962). *The Structure of Scientific Revolutions* (2. Aufl. 1970; 4. Aufl. 2012). Chicago: University of Chicago Press.
- Kuhn, T. S. (1976). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (2. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kuhn, T. S. (1978). *Die Entstehung des Neuen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kukla, A. (2000). *Social constructivism and the philosophy of science*. London: Routledge.
- Kukla, A. (2001). *Methods of theoretical psychology*. Cambridge, Mass: MIT Press.
- Külpe, O. (1893). *Grundriss der Psychologie*. Auf experimenteller Grundlage dargestellt. Leipzig: Engelmann.
- Külpe, O. (1894). Aussichten der experimentellen Psychologie. *Philosophische Monatshefte*, 30, 281-294.
- Külpe, O. (1912). Psychologie und Medizin. *Zeitschrift für Pathopsychologie*, 1, 187-267.
- Külpe, O. (1912). Über die moderne Psychologie des Denkens. *Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik*, 6, Sp. 1069-1101.
- Külpe, O. (1915a). *Einleitung in die Philosophie*. Leipzig: Hirzel.
- Külpe, O. (1915b). *Zur Kategorienlehre*. München: Bayer. Akademie der Wissenschaften.
- Külpe, O. (1920). *Vorlesungen über Psychologie*. (Hrsg. von Karl Bühler). Leipzig: Hirzel.
- Kunz, H. (1957). Über den Sinn und die Grenzen des psychologischen Erkennens. *Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft*, 16, S. 45).
- Kussmann, Th. (1974). *Sowjetische Psychologie, auf der Suche nach der Methode. Pavlovs Lehren und das Menschenbild der marxistischen Psychologie*. Bern: Huber.
- Kutschera, U. (Hrsg.). (2007). *Kreationismus in Deutschland - Fakten und Analysen*. Münster: Lit-Verlag.
- Kutter, P. Páramo-Ortega, R. & Müller, Th. (Hrsg.). (1998). *Weltanschauung und Menschenbild. Einflüsse auf die psychoanalytische Praxis*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lacan, J. (1975). *Schriften*. Band I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lakatos, I. (1974). Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In: I. Lakatos & A. Musgrave (Hrsg.) *Kritik und Erkenntnisfortschritt* (S. 89-134). Braunschweig: Vieweg.
- Lange, C. (1887). Über Gemütsbewegungen. Ihr Wesen und ihr Einfluß auf körperliche, besonders auf krankhafte Lebenserscheinungen. Eine medizinisch-psychologische Studie. Leipzig: Thomas.
- Lange, F. A. (1866). *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart*. Iserlohn: Baedeker.
- Lange, F. A. (1908). *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart*. Zweites Buch. *Geschichte des Materialismus seit Kant* (8. Auflage, hrsg. und bearbeitet von Hermann Cohen). Leipzig: Baedeker.
- Latour, B. (1987). *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*. Cambridge, MA: Harvard Univ. Press.
- Laucken, U. (2000). Johann Friedrich Herbart. Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. In: H. E. Lück, R. Miller & G. Sewz-Vosshenrich (Hrsg.). *Klassiker der Psychologie* (S. 25-30). Stuttgart: Kohlhammer.
- Laux, L., Friedel, H. & Renner, K. H. (2002). Wie Psychologen sich selbst darstellen: eine Inhaltsanalyse von Autobiographien. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.). *Persönlichkeit und Entwicklung*. Weinheim: Beltz.
- Leahey, T. H. (1991). *A history of modern psychology*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.
- Leahey, T. H. (1979). Something old, something new: Attention in Wundt and modern cognitive psychology. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 15, 242-252.
- Leary, D. E. (1979). Wundt and after: Psychology's shifting relations with the natural sciences, and philosophy. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 15, 231-241.

- Lebzeltern, G. (1969) Karl Bühler – Leben und Werk. In: K. Bühler. Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlass (hrsg. von G. Lebzeltern) (S. 7-70). Wien Böhlau Nachf.
- Legewie, H. (1991a). Argumente für eine Erneuerung der Psychologie. *Report Psychologie*, 16, 11-20. (Überarbeitete Fassung eines Vortrags auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Kiel 1990).
- Legewie, H. (1991b). Krise der Psychologie oder Psychologie der Krise?. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 15, 13-19 (überarb. Fassung eines Vortrags vom DGPs-Kongress, Kiel 1990).
- Lehmann, A. (1912). *Grundzüge der Psychophysiologie*. Leipzig: Reisland.
- Leithäuser, Th. (1992). Fall-Stricke psychologischer Erkenntnis. *Journal für Psychologie*, 1, 15-23.
- Lenin, W. I. (1947). *Materialismus und Empirio-kritizismus*. Kritische Bemerkungen über eine reakti-onäre Philosophie. Moskau: Verlag für fremdsprachige Literatur (siehe auch: <https://www.marxists.org/archive/lenin/works/1908/mec/one2.htm>)
- Lenin, W. I. (1962). *Materialismus und Empirio-kritizismus* (GW Band 14). Berlin: Dietz.
- Lenk, H. (Hrsg.) (1984). *Handlungstheorien - interdisziplinär*. München: Fink.
- Lenk, K. (Hrsg.) (1972). *Ideologiekritik und Wissenssoziologie*. (6. Aufl.) Darmstadt: Luchterhand.
- Lenk, H. (2006). Zur Wissenschaftstheorie der Psychologie und Philosophie des Mentalen. In: K. Pawlik (Hrsg.). *Handbuch der Psychologie* (S. 445-464). Berlin: Springer.
- Lenig, P. (1994). *Von der Metaphysik zur Psychophysik*. Gustav Theodor Fechner (1801–1887). Bern: Lang.
- Leontjew, A. N. (1964/1973). *Probleme der Entwicklung des Psychischen* Berlin: Volk und Wissen (2. Aufl. 1977; Frankfurt a. M.: Fischer).
- Leontjew, A. N. (1982). *Tätigkeit, Bewusstsein, Persönlichkeit*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Lersch, Ph. (1938/1970). *Aufbau der Person* (7. Aufl.). München: Barth. (1. Aufl. 1938, *Der Aufbau des Charakters*; 11. Auflage 1970).
- Lessin, U.: *Ein Blick hinter den Schleier – Kritische Anmerkungen zu H.-J. Walters Metzger-Laudatio*. <http://www.lessin.de/Metzger.pdf>.
- Lewin, K. (1927). Gesetz und Experiment in der Psychologie. *Symposium*, 1, 375-421.
- Lewin, K. (1931). Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. *Erkenntnis*, 1, 421-466. (Digitalisierte Fassung von Thomas Hoffmann (2001). Quelle: Kurt Lewin (1981). *Werkausgabe*. Bd. 1. *Wissenschaftstheorie I* (S. 233-278.). (Hrsg. von C.-F. Graumann). Bern, Stuttgart: Huber, Klett-Cotta.
- Lewin, K. (1948). *Resolving social conflicts: selected papers on group dynamics*. New York: Harper (deutsch: *Die Lösung sozialer Konflikte*. Ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik. Bad Nauheim: Christian, 1953/1968).
- Lewin, K. (1963). *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Bern: Huber.
- Lewin, K. (1967). *Gesetz und Experiment in der Psychologie*. Darmstadt: WBG.
- Lewin, K. (1969). *Grundzüge der topologischen Psychologie*. (Posthume deutsche Ausgabe, hrsg. von R. Falk & F. Winnefeld). Bern: Huber.
- Lewin, K. (1980 ff). *Werkausgabe (KLW) in 4 Bänden* (hrsg. von K. F. Graumann). Stuttgart: Klett.
- Liebig, J. von (1863). *Ueber Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung*. München: Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
- Lindworsky, J. (1922). Umrißkizze zu einer Theoretischen Psychologie. *Zeitschrift für Psychologie*, 89, 313-357. (2. Aufl. Leipzig: Barth).
- Lindworsky, J. (1921). *Experimentelle Psychologie*. München: Kösel & Pustet (3. Aufl., 1923).
- Lindworsky, J. (S. J.). (1926). *Theoretische Psychologie im Umriss*. (Anstelle einer dritten Auflage der „Umrißkizze zu einer Theoretischen Psychologie“). Leipzig: Johann Ambrosius Barth (4. Aufl. 1932).
- Lipps, Th. (1883). *Grundtatsachen des Seelenlebens*. Bonn: Cohen.
- Lipps, Th. (1903a). *Leitfaden der Psychologie*. Leipzig: Engelmann.
- Lipps, Th. (1903b). *Ästhetik, I. Teil. Grundlegung der Ästhetik*. Hamburg: Voss.
- Lipps, Th. (1903c). *Inhalt und Gegenstand (Psychologie und Logik)*. *Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der Königlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München*, Jahrgang 1905 (vorgelegt am 4. Juli 1903; München: 1906).

- Lompscher, J. (Hrsg.). (1974). Lenins philosophisches Erbe und Ergebnisse der sowjetischen Psychologie. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Lorenz, K. (1973/1997). Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens. München: Piper.
- Lorenz, U. (Hrsg.). (2003). Philosophische Psychologie. Freiburg i. Br.: Alber.
- Lotze, H. (1841). Metaphysik. Leipzig: Weidmann'sche Buchhandlung. ?? statt 1843
- Lotze, H. (1852). Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele. Leipzig: Weidmann'sche Buchhandlung. (Nachdruck, Berlin: Dannenberg, 1896).
- Lotze, H. (1856-1864). Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. (Band 1-3). Leipzig: Hirzel.
- Luborsky, L. (1996). The symptom-context method. Symptoms as opportunities in psychotherapy. Washington, D. C.: The American Psychological Association.
- Luborsky, L. & Auerbach, A. H. (1969). The Symptom-Context Method. Quantitative studies of symptom formation in psychotherapy. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 17, 68-99.
- Lück, H. E. (Hrsg.). (2004). Psychologie in Selbstdarstellungen. Band 4. Lengerich: Pabst.
- Lück, H. E. (2004). Die Wiederbegründung der Deutschen Gesellschaft für Psychologie nach dem Zweiten Weltkrieg. *Psychologische Rundschau*, 55, 33-41.
- Lück, H. E. (2014). Vor 100 Jahren: Wolfgang Köhler auf Teneriffa. *Psychologische Rundschau*, 65 (1), 30.
- Lück, H. E. & Clever, L. (1991). Quantitative Werkanalyse am Beispiel Katz, Lewin und Köhler. In: H. Lück & R. Miller (Hrsg.) *Theorien und Methoden psychologiegeschichtlicher Forschung* (S. 125-139). Göttingen: Hogrefe.
- Lück, H.E. & Guski-Leinwand, S. (2014). *Geschichte der Psychologie: Strömungen, Schulen, Entwicklungen* (7. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Lück, H. & Miller, R. (Hrsg.) (1991). *Theorien und Methoden psychologiegeschichtlicher Forschung*. Göttingen: Hogrefe.
- Lüdmann, M. (2012). Zur Aktualität Fechners bzw. Wundts in der gegenwärtigen Debatte um den Status des Psychischen. In: A. Stock, H.-P. Brauns & U. Wolfradt (Hrsg.). *Historische Analysen theoretischer und empirischer Psychologie* (S. 75-89). Frankfurt a.M.: Lang.
- Lüdtke, F. (1911). Kritische Geschichte der Apperzeptionsbegriffe. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, 141, 41-135.
- Lüer, G. (1991). Psychologie im Spiegel ihrer wissenschaftlichen Gesellschaft: Historische Fakten, Entwicklungen und ihre Konsequenzen. *Psychologische Rundschau*, 42, 1-11.
- Lüer, G. (2005). Geschichtsbilder von der einhundertjährigen wissenschaftlichen Psychologie. In: T. Rammsayer & S. Troche (Hrsg.). *Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004* (S. 166-176). Göttingen: Hogrefe.
- Lütkehaus, L. (Hrsg.). (1989). „Dieses wahre innere Afrika.“ Texte zur Entdeckung des Unbewussten vor Freud. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Mach, E. (1886/1900). *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*. (2. vermehrte Aufl.). Jena: Fischer.
- Mack, W. (2012). Seele/Psyché – problemgeschichtliche Argumentationsskizze für die Wiederaneignung eines grundlegenden Begriffs in der Psychologie. In: A. Stock, H.-P. Brauns & U. Wolfradt (Hrsg.). *Historische Analysen theoretischer und empirischer Psychologie* (S. 57-74). Frankfurt a. M.: Lang.
- Madsen, K. B. (1968). *Theories of motivation* (4. Aufl.). Copenhagen, New York: Munksgaard and Wiley. (1. Aufl., 1959).
- Madsen, K. B. (1974). *Modern theories of motivation. A comparative metascientific study*. Copenhagen: Munksgaard.
- Madsen, K. B. (1977). The formal properties of Cattellian personality theory and its relationships to other personality theories. In: R. B. Cattell & R. M. Dreger (Hrsg.). *Handbook of modern personality theory* (S. 721-743). New York: Hemisphere.
- Madsen, K. B. (1988). *A history of psychology in metascientific perspective*. Amsterdam: North

Holland.

- Mahner, M. & Bunge, M. (2000). *Philosophische Grundlagen der Biologie*. Berlin: Springer.
- Maers, W. (1988). Sechzig Jahre Krise der Psychologie. *Forum Kritische Psychologie*, 21, 23-82.
- Marbe, K. (1913). *Die Aktion gegen die Psychologie. Eine Abwehr*. Leipzig: Teubner.
- Marcuse, L. (1956). *Sigmund Freud. Sein Bild vom Menschen*. Hamburg: Rowohlt.
- Margraf, J. (2015). Zur Lage der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 66 (1), 1-30.
- Marquard, O. (1971). Anthropologie. (Stichwort). In: J. Ritter (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt: WBG.
- Marshall, M. & Wendt, R. (1980). Wilhelm Wundt, spiritism and the assumption of science. In: W.G. Bringmann & E. D. Tweney (Hg.). *Wundt Studies* (S. 158-175). Toronto (Hogrefe).
- Marx, M. H. & Hillix, W. A. (1979). *Systems and theories in psychology*. New York: McGraw-Hill.
- Maschewsky, W. (1977). *Das Experiment in der Psychologie*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Massen, C. & Bredenkamp, J. (2005). Die Wundt-Bühler-Kontroverse aus der Sicht der heutigen kognitiven Psychologie. *Zeitschrift für Psychologie*, 213, 109-114.
- Masson, J. M. (1991). *Die Abschaffung der Psychotherapie. Ein Plädoyer*. München: Bertelsmann.
- Mattes, P. (1985). Die Psychologiekritik der Studentenbewegung. In: M. G. Ash & U. Geuter (Hrsg.). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick* (S. 286-313). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mausfeld, R. (1994a). Hermann v. Helmholtz. Die Untersuchung der Funktionsweise des Geistes als Gegenstand einer wissenschaftlichen Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 45, 133-147.
- Mausfeld, R. (1994b). Methodologische Grundlagen und Probleme der Psychophysik. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie* (S. 137-198). Göttingen: Hogrefe.
- Mausfeld, R. (1994c). Von Zahlzeichen zu Skalen. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie* (S. 556-603). Göttingen: Hogrefe.
- Mayer, J. D. & Carlsmith, K. M. (1997). Eminence rankings of personality psychologists as a reflection of the field. *Personality & Social Psychology Bulletin*, 23, 707-716.
- Mayerhofer, H. & Vanecek, E. (2007). *Friedrich Albert Lange als Psychologe und Philosoph*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Mayring, P. (2007). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (9. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- McDougall, W. (1930). The present chaos in psychology and the way out. *The Journal of Philosophical Studies*, 5, 353-363.
- McGrath, W. J. (1967). Student radicalism in Vienna. *Journal of Contemporary History*, 2, No. 3, 183-201.
- McGuire, W. J. (1999). *Constructing social psychology. Creative and critical processes*. Cambridge: Cambridge University Press.
- McGuire, W. (Hrsg.). (1976). *Briefwechsel Sigmund Freud – C. G. Jung*. Zürich: Buchclub Ex Libris.
- Mehl, M. R. & Conner, T. S. (Hrsg.). (2012). *Handbook of research methods for studying daily life*. New York: Guilford Press.
- Meischner, W. (1980). Wilhelm Wundt – progressives Erbe, Wissenschaftsentwicklung und Gegenwart. Protokoll des internationalen Symposiums. Karl-Marx-Universität Leipzig, 1979. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Meischner-Metge, A. (1990). Aus dem Briefwechsel Wilhelm Wundts. In: H. Schröder & K. Reschke (Hrsg.). *15 Jahre Psychologie an der Alma mater Lipsiensis. Standpunkte und Perspektiven*. Leipzig: Karl-Marx-Universität.
- Meischner-Metge, A. (2003). Wilhelm Wundt und seine Schüler. In: H.-P. Brauns (Hrsg.). *Zentenarbetrachtungen. Historische Entwicklungen in der neueren Psychologie bis zum Ende des 20. Jahrhunderts* (S. 156-166). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Meischner-Metge, A. (2006). Die Methode der Forschung. In: G. Jüttemann (Hrsg.). *Wilhelm Wundts anderes Erbe* (S. 11-143). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Melnyk, A. (2007). Functionalism and psychology: Friends, not foes. In: M. Schouten & H. L. de Jong (Hrsg.). *The Matter of the mind. Philosophical essays on psychology, neuroscience, and reductionism* (pp. 31-50). Malden MA: Blackwell.
- Merton, R. K. (1942/1973). The normative structure of science. In: S. Storer (Hrsg.). *The sociology of science: Theoretical and empirical investigations.* (S. 267-278). London: University of Chicago Press.
- Messer, A. (1927). *Einführung in die Psychologie und die psychologischen Richtungen der Gegenwart* (4. Aufl.). Leipzig: Meiner.
- Métraux, A. (1980). Wilhelm Wundt und die Institutionalisierung der Psychologie. Ein Beitrag zu einem kontroversen Kapitel der Psychologiegeschichte. *Psychologische Rundschau*, 31, 84-98.
- Métraux, A. (1985). Der Methodenstreit und die Amerikanisierung der Psychologie in der Bundesrepublik 1950-1970. In: M. G. Ash & U. Geuter (Hrsg.). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert* (S. 225-251). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Metzinger, T. (1985). *Neuere Beiträge zur Diskussion des Leib-Seele-Problems.* Frankfurt a. M.: Lang.
- Metzinger, T. (Hrsg.). (2007). *Grundkurs Philosophie des Geistes: Band 2. Das Leib-Seele-Problem.* Paderborn: mentis.
- Meumann, E. (1904). Rezension von: *Naturwissenschaft und Psychologie.* (= Wundts Schlussbetrachtungen in der 5. Aufl. der *Grundzüge der physiologischen Psychologie*, Band III, 1903, auch als Sonderausgabe). *Archiv für die gesamte Psychologie*, 2, 21-37.
- Meumann, E. (1907). *Vorlesungen zur Einführung in die Experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen.* (2. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.). (2010). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Meyer, J. B. (1870). *Kant's Psychologie.* Berlin: Hertz.
- Michel, J. B. et al. (2011). Quantitative Analysis of Culture Using Millions of Digitized Books. *Science*, (14 January), 176-182.
- Michell, J. (1999). *Measurement in psychology. Critical history of a methodological concept.* Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Montada, L., Becker, J. Schöpflin, U. & Baltes, P. B. (1995). Die internationale Rezeption der deutschsprachigen Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 46, 186-199.
- Moosbrugger, H., Zwingmann, C. & Frank, D. (Hrsg.). (1996). *Religiosität, Persönlichkeit und Verhalten. Beiträge zur Religionspsychologie.* Münster: Waxmann.
- Müller, G. E. (1911-1917). *Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufs.* Teil I 1911; Teil II 1917; Teil III 1913. Leipzig: Barth.
- Müller, G. E. (1923). *Komplextheorie und Gestalttheorie. Ein Beitrag zur Wahrnehmungspsychologie.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Müller, G. E. (1924). *Abriß der Psychologie.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Müller, G. E. (1878). *Zur Grundlegung der Psychophysik.* Berlin: Grieben.
- Müller, J. (1826). *Über die phantastischen Gesichterscheinungen.* Koblenz: Hölscher.
- Mummendey, H. D. (1995). *Psychologie der Selbstdarstellung* (2. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Münch, D. (1998). Die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Philosophie und Psychologie. Das Verhältnis Edmund Husserls zur Würzburger Schule in philosophie-, psychologie- und institutionengeschichtlicher Perspektive. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegic & E. Bauer (Hrsg.). *Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten* (S. 319-345). München: Profil.
- Münsterberg, H. (1889). *Beiträge zur experimentellen Psychologie.* Heft 1-4. Freiburg: Mohr.
- Münsterberg, H. (1889). *Der Ursprung der Sittlichkeit.* Freiburg i.Br.: Mohr.
- Münsterberg, H. (1889-1892). *Beiträge zur experimentellen Psychologie* (3 Bände). Freiburg i. Br.: Mohr.
- Münsterberg, H. (1891). *Aufgaben und Methoden der Psychologie* (Band 1, separat). Leipzig: Barth.
- Münsterberg, H. (1900). *Grundzüge der Psychologie.* Band 1. Allgemeiner Teil. Die Prinzipien der Psychologie. Leipzig: Barth.

- Münsterberg, H. (1912). *Psychologie und das Wirtschaftsleben: ein Beitrag zur angewandten Experimental-Psychologie*. Leipzig: Barth. (2. Aufl., 1920).
- Münsterberg, H. (1914). *Grundzüge der Psychotechnik*. Leipzig: Barth.
- Murken, S., Laux, U. & Rüddel, H. (Hrsg.). (2001). *Spiritualität in der Psychosomatik. Konzepte und Konflikte zwischen Psychotherapie und Seelsorge*. CD-ROM Dokumentation der Tagung am 21./22. September 2001 in Bad Kreuznach. Marburg: diagonal-Verlag.
- Myrtek, M. (1984). *Constitutional psychophysiology*. New York: Academic Press.
- Myrtek, M. (1998a). Metaanalysen zur psychophysiologischen Persönlichkeitsforschung. In F. Rösler (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Serie I Biologische Psychologie. Bereich Theorie und Forschung. Bd 5. Ergebnisse und Anwendungen der Psychophysiologie* (S. 285-344). Göttingen: Hogrefe.
- Myrtek, M. (1998b). *Gesunde Kranke – kranke Gesunde. Psychophysiologie des Krankheitsverhaltens*. Bern: Huber.
- Myrtek, M. (2004). *Heart and emotion. Ambulatory monitoring studies in everyday life*. Cambridge, MA: Hogrefe & Huber Publishers.
- Myrtek, M. & Fahrenberg, J. (1998). Somatoforme Störungen: Konzeptuelle und methodologische Kritik und ein Plädoyer für die funktionale Analyse des Krankheitsverhaltens. In J. Margraf, S. Neumer, & W. Rief (Hrsg.), *Somatoforme Störungen: Ätiologie, Diagnose und Therapie* (S. 191-211). Berlin: Springer.
- Nagel, Th. (1974). What Is It Like to Be a Bat? *The Philosophical Review*, 83 (4), 435-450.
- Nasse, F. (1822). Grundzüge der Lehre vom Verhältnis zwischen Seele und Leib in Gesundheit und Krankheit. *Zeitschrift für psychische Ärzte*, 5, Heft 1, 1-35.
- Nasse, F. (1838). Die Aufgabe der Erforschung und Heilung der somatisch-psychischen Zustände. *Zeitschrift für die Beurteilung und Heilung der krankhaften Seelenzustände*, 1, 1-33.
- Neumann, E. & Blanton, R. (1970). The early history of electrodermal research. *Psychophysiology*, 6, 453-475.
- Neumann, O. (1971). Aufmerksamkeit. In: J. Ritter et al. (Hrsg.) *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 1. (S. 635-645). Darmstadt: WBG.
- Nicolas, S. & Söderlund, H. (2005). The project of an International Congress of Psychology by J. Ochorowicz (1881). *International Journal of Psychology*, 40, 395-406.
- Nisbett, R. E. & Wilson, T. D. (1977). Telling more than we can know: Verbal reports on mental processes. *Psychological Review*, 84, 231-259.
- Nitzschke, B. (Hrsg.). (1989). *Freud und die akademische Psychologie. Beiträge zu einer historischen Kontroverse*. München: Psychologie Verlags Union.
- Nosek, B. A. et al. (2010). An open, large-scale, collaborative effort to estimate the reproducibility of psychological science. *Perspectives on Psychological Science*, 7 (6), 657-660.
- Oelze, B. (1991). *Wilhelm Wundt. Die Konzeption der Völkerpsychologie*. Münster: Waxmann.
- Oerter, R. (Hrsg.). (1999). *Menschenbilder in der modernen Gesellschaft. Konzeptionen des Menschen in Wissenschaft, Bildung, Kunst, Wirtschaft und Politik*. Stuttgart: Enke.
- Oerter, R. (2007). Menschenbilder im Kulturvergleich. In: Gisela Trommsdorff & Hans-Joachim Kornadt (Hrsg.). *Theorien und Methodender kulturvergleichenden Psychologie* (S. 487-530). Göttingen: Hogrefe.
- Orth, B. (1983). Grundlagen des Messens. In: H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich B. Methodologie und Methoden. Serie I. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 3 Messen und Testen* (S. 136-180). Göttingen: Hogrefe.
- Orth, B. (1995). Meßtheoretische Grundlagen der Diagnostik. In S. Jäger & F. Petermann (Hrsg.). *Psychologische Diagnostik* (3. Aufl.). (S. 286-295). Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Ortmeyer, B. (2010). *Mythos und Pathos statt Logos und Ethos. Zu den Publikationen führender Erziehungswissenschaftler in der NS-Zeit: Eduard Spranger, Herman Nohl, Erich Weniger und Peter Petersen* (2. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Osbeck, L. M. (2005). Method and Theoretical Psychology. *Theory and Psychology*, 15, 5-26.
- Pauli, R. (1919). *Psychologisches Praktikum (Leitfaden für experimentell-psychologische Übungen)*. Jena: Fischer.

- Pauli, R. (1920). Über psychische Gesetzmäßigkeiten. Insbesondere über das Webersche Gesetz. Jena: Fischer.
- Pauli, R. (1935). Psychologie der Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung des Psychologischen Instituts der Universität München. Archiv für die gesamte Psychologie, 93, 520-570.
- Pawlik, K. (1975). Zur Lage der Psychologie. Psychologische Rundschau, 26, 81-111.
- Pawlik, K. (1986). Psychology and its historical perspective. In: F. Klix & H. Hagendorf (Hrsg.). Human memory and cognitive capabilities. Mechanisms and Performances. Symposium in Memoriam Hermann Ebbinghaus 1985. Amsterdam: North-Holland.
- Pawlik, K. (Hrsg.). (2006). Handbuch der Psychologie. Wissenschaft – Anwendung – Berufsfelder. Heidelberg: Springer
- Pawlik, K. (2010). Biologische Psychologie ist mehr als Neuropsychologie. Psychologische Rundschau, 61 (4), 206-209.
- Pawlik, K. & Buse, L. (1996). Verhaltensbeobachtung in Labor und Feld. In K. Pawlik (Hrsg.). Enzyklopädie der Psychologie. Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. Band 1. Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie (S. 359-394). Göttingen: Hogrefe.
- Pawlik, K. & d'Ydewalle, G. (Hrsg.). (2006). Psychological concepts. An international perspective. Under the auspices of the International Union of Psychological Science. Hove, GB: Psychology Press.
- Pawlow, I. P. (1926/2006). Die höchste Nerventätigkeit (das Verhalten) von Tieren: eine zwanzigjährige Prüfung der objektiven Forschung; bedingte Reflexe; Sammlung von Artikeln, Berichten, Vorlesungen und Reden von J. P. Pawlow. (Übers. von G. Volborth [Nachdr. der] 3. Aufl. [München, Bergmann, 1926]) Saarbrücken: VDM, Müller
- Pawlow, I. P. (1998). Gesammelte Werke über die Physiologie und Pathologie der höheren Nerventätigkeit (hrsg. von Lothar Pickenhain (Übers. aus dem Russ. von Georg Kirpatsch). Würzburg: Ergon-Verlag.
- Peper, M. & Markowitsch, H. J. (2001). Pioneers of Affective Neuroscience and Early Concepts of the Emotional Brain. Journal of the History of the Neurosciences, 10 (1), S. 58-66.
- Perrez, M. (1979). Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft? (2. Aufl. 1979). Bern: Huber.
- Pervin, L. A. (1981). Persönlichkeitspsychologie in Kontroversen. München: Urban & Schwarzenberg.
- Pervin, L. A. (2000). Persönlichkeitstheorien (4. Aufl.). München: Reinhardt.
- Pester, R. (1997). Hermann Lotze. Wege seines Denkens und Forschens. Ein Kapitel deutscher Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Petersen, P. (1925). Wilhelm Wundt und seine Zeit. Stuttgart: Frommanns Verlag.
- Petzold, H. (Hrsg.). (2012). Die Menschenbilder in der Psychotherapie. Interdisziplinäre Perspektiven und die Modelle der Therapieschulen. Wien: Krammer Verlag.
- Pfreppe, R. (Hrsg.). (2007). Vladimir Michajlovič Bechterev (1857–1927): Neue Materialien zu Leben und Werk. Aachen. Shaker.
- Pickren, W.E. & Rutherford, A. (2010). A history of modern psychology in context. New Jersey: Wiley.
- Pierce, C. S. (1931). Collected Papers (hrsg. von A. Burks), Band 7. Cambridge: University Press.
- Plante, Th. G. (2009). Spiritual practices in psychotherapy: Thirteen tools for enhancing psychological health. Washington, DC: American Psychological Association.
- Platner, E. (1776). Philosophische Aphorismen. Leipzig: Schwickert.
- Platner, E. (1790). Neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Leipzig: Crusius.
- Plaum, E., Schweitzer, F. & Scharlach, B. (1989). Äußerungen von Hochschullehrern zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Psychologie. Psychologie und Geschichte, 1, 49-57.
- Pohl, R. F. (Hrsg.). (2004). Cognitive illusions. A handbook on fallacies and biases in thinking, judgment and memory. New York: Psychology Press.
- Politzer, G. (1928/1978). Kritik der Grundlagen der Psychologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. (Critique des Fondements de la Psychologie. Paris, 1928. Deutsche Ausgabe mit Einleitung von H. Füchtner und Nachwort von A. Lorenzer).
- Pongratz, L. (1997). Die Kontroverse zwischen Wilhelm Wundt (1832-1920) und Karl Bühler (1879-1963). Analyse einer Wende in der Psychologie. Brentano Studien, 7, 255-266.

- Pongratz, L. J. (1967). *Problemgeschichte der Psychologie*. Bern: Francke.
- Pongratz, L. J. (Hrsg.). (1972). *Psychologie in Selbstdarstellungen*. Band 1. Bern: Huber.
- Pongratz, L. J. (Hrsg.). (1975). *Psychotherapie in Selbstdarstellungen*. Bern: Huber.
- Pongratz, L. J. (Hrsg.). (1975-1977). *Philosophie in Selbstdarstellungen* 3 Bände. Bern: Huber.
- Pongratz, L. J. (Hrsg.). (1975-1982). *Pädagogik in Selbstdarstellungen*. 4 Bände. Bern: Huber.
- Pongratz, L. J. (Hrsg.). (1975-1982). *Psychiatrie in Selbstdarstellungen*. Bern: Huber.
- Pongratz, L. J. (Hrsg.). (1979). *Psychologie in Selbstdarstellungen*. Band 2. Bern: Huber.
- Pongratz, L. J., Traxel, W. & Wehner, E. G. (Hrsg.) (1972/79). *Psychologie in Selbstdarstellungen*. 2 Bände. Bern: Huber.
- Popper, K. R. (1945/1992). *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. Band 1 und 2 Band 2. Falsche Propheten: Hegel, Marx und die Folgen (7. Aufl.). Tübingen: Francke.
- Popper, K. (1969). *Logik der Forschung* (3. Aufl.). Tübingen: Mohr.
- Popper, K. (1972). *Die Logik der Sozialwissenschaften*. Tübingen: Mohr
- Popper, K. (1973). *Logik der Forschung* (5. Aufl.). Tübingen: Mohr.
- Popper, K. R. (1978). *Logik der Sozialwissenschaft*. In: Th. Adorno Adorno, T. W., Dahrendorf, R., Pilot, H., Habermas, J. & Popper, K. R. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Darmstadt: Luchterhand (1. Aufl. 1972).
- Popper, K. (1984). *Objektive Erkenntnis*. (4. Aufl.). Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Prinz, W. (1994). Fünf Thesen zu sogenannten Erneuerung der sogenannten Psychologie. In: A. Schorr (Hrsg.). *Die Psychologie und die Methodenfrage. Reflexionen zu einem zeitlosen Thema* (S. 3-9). Göttingen: Hogrefe.
- Prinzhorn, H. (Hrsg.). (1928). *Krisis der Psychoanalyse*. Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben. *Psychologische Rundschau*, 55, 33-41.
- Pulte, H. (2004). *Wissenschaftstheorie, Wissenschaftsphilosophie*. In: J. Ritter et al. (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch*. (S. 974-981). Darmstadt: WBG.
- Putnam, H. (1979). *Die Bedeutung von „Bedeutung“*, Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Putnam, H. (1999). *The threefold cord: mind, body, and the world*. New York: Columbia University Press.
- Rammsayer, Th. & Troche, S. (Hrsg.). (2005). *Reflexionen der Psychologie*. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004. Göttingen: Hogrefe.
- Rappard, H. V. (1980). A monistic interpretation of Wundt's psychology. *Psychological Research*, 42, 123-134.
- Rath, M. (1990). Der Psychologismusstreit – die Geschichte eines gescheiterten Rettungsversuchs. In: A. Schorr & E. Wehner (Hrsg.). *Psychologiegeschichte heute* (S. 112-127). Göttingen: Hogrefe.
- Reich, K. H. (2002). *Developing the horizons of mind: Relational and contextual reasoning and the resolution of cognitive conflict*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Reich, W. (1933). *Massenpsychologie des Faschismus*. Berlin. (1./2. Aufl. in Dänemark; engl. Ausgabe *The Mass Psychology of Fascism*. New York: Orgone Institute Press., 1933; dritte Aufl. mit Vorwort von W. Reich, 1942). Neue Ausgabe, 1983. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Renner, K.-H. & Laux, L. (1998). William Sterns *unitas multiplex* und das Selbst in der Postmoderne. *Psychologie und Geschichte*, 8, 3-17.
- Rentsch, Th. (1991). Paradigma. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (S. 74-81). Darmstadt: WBG.
- Ribot, Th. (1879). *La Psychologie Allemande Contemporaine (Ecole Experimentale)*. Paris: Alcan (2. Aufl. 1885, deutsch 1881).
- Richards, R. J. (1980). Wundt's early theories of unconscious inference and cognitive evolution in their relation to Darwinian biopsychology (S. 42-70). In: W. G. Bringmann & R. D. Tweeny (Hrsg.). *Wundt Studies*. (S. 42-70). Toronto: Hogrefe.
- Rickert, H. (1910). *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft* (2. umgearb. Aufl.). Tübingen: Mohr.
- Rickert, H. (1913). Erklärung von Dozenten der Philosophie in Deutschland gegen die Besetzung Philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie. *Logos*, 4, 115-116.
- Rickert, H. (1921). *Allgemeine Grundlegung der Philosophie*. Tübingen: Mohr.

- Ricœur, P. (1974). *Hermeneutik und Psychoanalyse. Der Konflikt der Interpretationen II*. München: Kösel.
- Riedel, M. (1981). *Einleitung zu Wilhelm Dilthey. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Riedl, R. (1990). *Evolution und Erkenntnis* (4. Aufl.). München: Piper.
- Riegel, K. (1980). *Grundlagen der dialektischen Psychologie*. Stuttgart: Klett-Cotta. (Foundations of dialectical psychology. 1979, New York: Academic Press).
- Ritsert, J. (1972). *Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Ein Versuch über kritische Sozialforschung*. Frankfurt a. M.: Fischer Athenäum.
- Ritter, J. & Gründer, K. (Hrsg.). (1971 ff). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 1- 13. Darmstadt: WBG.
- Rizzolatti, G. & Sinigaglia, C. (2008). *Empathie und Spiegelneurone: Die biologische Basis des Mitgefühls*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Robert Koch Institut. Statistisches Bundesamt (2008). (Hrsg. H. Schulz, D. Barghaan, T. Harfst & U. Koch). *Psychotherapeutische Versorgung. Gesundheitsberichterstattung des Bundes – Heft 41*.
- Robins, R. W., Gosling, S. D. & Craik, K. H. (1999). An empirical analysis of trends in psychology. *American Psychologist*, 54 (2), 117-128.
- Robinson, D.N. (1981). *An intellectual history of psychology* (2. Aufl.). New York: MacMillan.
- Robinson, D. N. (2007). *Theoretical Psychology. What is it and who needs it? Theory and Psychology*, 17, 187-198.
- Rohracher, H. (1958). *Einführung in die Psychologie* (9. Aufl. 1965). Wien: Urban & Schwarzenberg.
- Rosenzweig, M. R., Holtzman, W. H., Sabourin, M. & Belanger, D. (Hrsg.). (2000). *The History of the International Union of Psychological Science (IUPsyS)*. Hove, East Sussex: Psychology Press.
- Rosmarin, D. H., Pargament, K. I. & Robb, H. B. (2010). Spiritual and religious issues in behavior change: Introduction. *Cognitive and Behavioral Practice*, 17(4), 343-347.
- Rost, J. (2004). *Lehrbuch Testtheorie – Testkonstruktion* (2. Aufl.). Bern: Huber.
- Roth, G. & Schwegler, H. (1995). Das Geist-Gehirn-Problem aus der Sicht der Hirnforschung und eines nicht-reduktionistischen Physikalismus. *Ethik und Sozialwissenschaften*, 6, 69-77 (mit 35 Kommentaren anderer Autoren, S. 77-156).
- Rothschuh, K. E. (1963). *Theorie des Organismus. Bios – Psyche – Pathos* (1. Aufl. 1959). München: Urban & Schwarzenberg.
- Royce, J. R. (1957). Toward the advancement of theoretical psychology. *Psychological Reports*, 3, 401-410.
- Royce, J. R. (1985). The problem of theoretical pluralism in psychology. In: K. B. Madsen & L. P. Mos (Hrsg.). *Annals of Theoretical Psychology*, 3, 297-315.
- Royce, J. R. (1987). A strategy for developing unifying theory in psychology. In: A. W. Staats & L. P. Mos (Hrsg.) *Annals of Theoretical Psychology*, 5, 275-285.
- Rubinstein, S. L. (1971/1977). *Grundlagen der allgemeinen Psychologie* (9. Aufl.). Berlin: Volk und Wissen.
- Rubinstein, S. L. (1983). *Sein und Bewusstseins. Die Stellung des Psychischen im allgemeinen Zusammenhang der Erscheinungen in der materiellen Welt*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Ryle, G. (1949/1975). *The concept of mind*. London: Hutchinson.
- Ryle, G. (1954/1976). *Dilemmas* (Repr.). Cambridge: Cambridge University Press.
- Sachs-Hombach, K. (1993a). Der XI. Kongress für experimentelle Psychologie – Eine Krisensitzung. *Geschichte der Psychologie – Nachrichtenblatt der Fachgruppe Geschichte der Psychologie in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie*, 23, 8-14.
- Sachs-Hombach, K. (1993b). *Philosophische Psychologie im 19. Jahrhundert. Entstehung und Problemgeschichte*. Freiburg: Karl Alber.
- Sandkühler, H. J. (1996). *Einheit des Wissens: zur Debatte über Monismus, Dualismus und Pluralismus*. Zentrum Philosophische Grundlagen der Wissenschaften. Bremen: Universitäts-Buchhandlung. <http://www.unesco-phil.uni-bremen.de/texte/Regenbogen-FS-2002.pdf> (Zugriff 23.2.2015)
- Sandkühler, H. J. (Hrsg.). (1999). *Pluralismus. Enzyklopädie Philosophie*. Band 1 (S. 339–346). Band 2 (S. 1256-1265). Hamburg: Meiner.

- Saunders, S. M., Miller, M. L. & Bright, M. M. (2010). Spiritually conscious psychological care. *Professional Psychology: Research and Practice*, 41(5), 355-362.
- Schäfer, H., Wild, M., Müller, J., Deynet, U., Herrmann, J.-M. & Fahrenberg, J. (2005). Das psychophysiologische Blutdruck-Video. Ein neuer Zugang zur individuellen Blutdruck-Reaktivität und zum Selbstmanagement. *Klinische Verhaltensmedizin und Rehabilitation*, 68, 61-70.
- Scheerer, E. (1989). Psychologie. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 7. (S. 1599-1654). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Scheler, M. (1928/1949). *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. München: Nymphenburger Verlagshandlung.
- Schiefenhövel, W., Vogel, C., Vollmer, G. & Opolka, U. (Hrsg.) (1994). *Vom Affen zum Halbgott. Der Weg des Menschen aus der Natur*. (Beiträge aus dem Funkkolleg „Der Mensch - Anthropologie heute“, 3 Bände). Stuttgart: Trias.
- Schmidt, N. D. (1995). *Philosophie und Psychologie. Trennungsgeschichte, Dogmen und Perspektiven*.
- Schmidt, R. (Hrsg.). (1923 ff). *Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen* (mehrbändig). Leipzig: Meiner.
- Schmidt, S. (2009). Shall we really do it again? The powerful concept of replication is neglected in the social sciences. *Review of General Psychology*, 13 (2), 90-100.
- Schmiedek, F. & Li, S.-C. (2006). Die Lernkurve. In: J. Funke & P. A. Frensch (Hrsg.). *Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Kognition* (S. 213-219). Göttingen: Hogrefe.
- Schmitz, H. (1964-1968). *System der Philosophie*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, H. (2009). *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie*. Freiburg; München: Alber (2009).
- Schmuck, P. (2000). Werte in der Psychologie und Psychotherapie. *Verhaltensmedizin und Verhaltenstherapie*, 21, 279-295.
- Schneewind, K. A. (1973). Zum Selbstverständnis der Psychologie als anwendungsorientierter Wissenschaft vom menschlichen Handeln und Erleben. *Psychologische Rundschau*, 24, 227-247.
- Schneider, C. M. (1990). Wilhelm Wundts Völkerpsychologie. Entstehung und Entwicklung eines in Vergessenheit geratenen, wissenschaftshistorisch relevanten Fachgebietes. Bonn: Bouvier.
- Schneider, W. (1999). Introspektion und Metakognition in der Sicht der „Würzburger Schule“ und der zeitgenössischen Forschung. In: W. Janke & W. Schneider (Hrsg.). (1999). *Hundert Jahre Institut für Psychologie und Würzburger Schule der Denkpsychologie* (S. 386-397). Göttingen: Hogrefe.
- Schneider, W. (2005). Zur Lage der Psychologie in Zeiten hinreichender, knapper und immer knapper werdender Ressourcen: Entwicklungstrends der letzten 35 Jahre. *Psychologische Rundschau*, 56, 2-19.
- Schnell, T. & Keenan, W. J. F. (2013). Die Konstruktion der atheistischen Spiritualität: Eine befragungsbasierte Studie. In: Westerink, H. (Hrsg.). *Constructs of meaning and religious transformation. Current issues in the psychology of religion* (S. 101-118). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schönplflug, W. (2013). *Geschichte und Systematik der Psychologie* (3. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Schönplflug, W. et al. (2015, im Druck). Memorandum zur Lage und zur Zukunft der Geschichte der Psychologie. *Psychologische Rundschau*.
- Schorr, A. (Hrsg.). (1994). *Die Psychologie und die Methodenfrage. Reflexionen zu einem zeitlosen Thema*. Göttingen: Hogrefe.
- Schorr, A. (1995). Stand und Perspektiven diagnostischer Verfahren in der Praxis. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung westdeutscher Psychologen. *Diagnostica*, 41, 3–20.
- Schorr, A. & Wehner, E. G. (Hrsg.) (1990). *Psychologiegeschichte heute*. Göttingen: Hogrefe.
- Schouten, M. & de Jong, H. L. (2007). Mind matters. In: M. Schouten & H. L. de Jong (Hrsg.). *The Matter of the mind. Philosophical essays on psychology, neuroscience, and reductionism* (S. 1-28). Malden, MA: Blackwell.
- Schubert-Soldern, R. von (1898). Erwiderung auf Prof. Wundts Aufsatz "Über naiven und kritischen Realismus". *Philosophische Studien*, 13, 318-322.

- Schüle, J. A. (1999). Die Logik der Psychoanalyse- Eine erkenntnistheoretische Studie. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schulze, F. E. O. (1929). Die Forderung einer „theoretischen Psychologie“ am Begriff der Einstellung erläutert. *Zeitschrift für Psychologie*, 112, 260-282.
- Schulze, G. E. (1826). *Psychische Anthropologie* (3. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Schumann, F. (Hrsg.). (1907). Bericht über den II. Kongress für experimentelle Psychologie in Würzburg vom 18. bis 21. April 1906. Leipzig: Barth.
- Schweizer, K. (1989). Eine Analyse der Konzepte, Bedingungen und Zielsetzungen von Replikationen. *Archiv für Psychologie*, 141, 85-97.
- Seale, C. (2010). The role of doctor's religious faith and ethnicity in taking ethically controversial decisions during end-of-life care. *Journal of Medical Ethics* doi:10.1136/jme.2010.036194.
- Seiffert, H. (1973). *Marxismus und bürgerliche Wissenschaft*. München: Beck.
- Seiffert, H. (1992). *Einführung in die Hermeneutik*. Tübingen: Francke.
- Selg, H. (2002). *Sigmund Freud - Genie oder Scharlatan?: Eine kritische Einführung in Leben und Werk*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Sève, L. (1973). *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit*. Berlin: Dietz.
- Sigwart, C. (1893). *Logik. Band 2 Die Methodenlehre*. Freiburg i.Br.: Mohr.
- Simonton, D. K. (2004). High-impact research programs in psychology: Quantitative and qualitative aspects. In: T. C. Dalton & R. B. Evans (Hrsg.). *The life cycle of psychological ideas. Understanding prominence and the dynamics of intellectual change* (S. 83-103). New York: Kluwer Academic.
- Skinner, B. F. (1948/2002). *Walden Two* (in der neuen deutschen Übersetzung von Harry Theodor Master). München: Fiction & Fantasy. (Original erschienen 1948: *Walden Two*).
- Skinner, B. F. (1973). *Jenseits von Freiheit und Würde*. Hamburg: Rowohlt.
- Skinner, B. F. (1978). *Was ist Behaviorismus?* Hamburg: Rowohlt.
- Soeffner, H. G. & Hitzler, R. (1994). Qualitatives Vorgehen – Interpretation. In: T. Herrmann & W. Tack (Hrsg.). *Enzyklopädie der Psychologie. Methodologie und Methoden. Forschungsmethoden der Psychologie. Band 1. Methodologische Grundlagen der Psychologie* (S. 98-136). Göttingen: Hogrefe.
- Spengler, O. (1918/1922). *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Band 1, 1918; Band 2, 1922*. Wien. Braumüller.
- Spillmann, L. (Hrsg.). (1990). *Visual perception: the neurophysiological foundations*. San Diego, CA.: Academic Press.
- Spillmann, J. & Spillmann, L. (1993). The Rise and Fall of Hugo Munsterberg. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 29, 322-338.
- Spinner, H. (1974). *Pluralismus als Erkenntnismodell*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Spranger, E. (1914). *Lebensformen. Ein Entwurf*. In: *Festschrift fuer Alois Riehl. Von Freunden und Schülern zu seinem 70. Geburtstage dargebracht* (S. 416–522). Niemeyer, Halle (Saale). Niemeyer.
- Spranger, E. (1914/1921). *Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit* (2. Aufl.). Halle: Niemeyer.
- Spranger, E. (1917/1974). Über die Psychologie Wilhelm Wundts. (Gesammelte Schriften Bd. 4, Psychologie und Menschenbildung, hrsg. von W. Eisermann, S. 190-196). Tübingen: Niemeyer.
- Spranger, E. (1926/1974). Die Frage nach der Einheit der Psychologie. (Gesammelte Schriften Bd. 4, Psychologie und Menschenbildung, hrsg. von W. Eisermann, S. 1-36). Tübingen: Niemeyer. (Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften Philosophisch-historische Klasse, 1926, 24, 172-199).
- Spranger, E. (1927/1974). *Verstehen und Erklären. Thesen*. (Gesammelte Schriften Bd. 4, Psychologie und Menschenbildung, hrsg. von W. Eisermann, S. 197-205). Tübingen: Niemeyer.
- Spranger, E. (1962). *Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Spranger, E. (1966). *Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit* (9. Aufl.). Tübingen: Niemeyer.

- Sprung, L. (1979). Wilhelm Wundt – Bedenkenswertes und Bedenkliches aus seinem Lebenswerk. In: G. Eckardt (Hrsg.). *Zur Geschichte der Psychologie* (S. 73-82). Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Sprung, L. & Sprung, H. (1980). Weber – Fechner – Wundt. Aspekte zur Entwicklungsgeschichte einer Wissenschaft der Psychologie. In W. Meischner & A. Metge (Hrsg.). *Wilhelm Wundt – progressives Erbe, Wissenschaftsentwicklung und Gegenwart. Protokoll des internationalen Symposiums. Karl-Marx-Universität Leipzig, 1979* (S. 282-301). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Sprung, L. & Sprung, H. (1981). Wilhelm Maximilian Wundt – ancestor or model? *Zeitschrift für Psychologie*, 189, 237-246.
- Sprung, H. & Sprung, L. (2006). Carl Stumpf - eine Biografie. Von der Philosophie zur Experimentellen Psychologie. Wien: Profil.
- Sprung, L., Sprung, H. & Müller, M. (1991). Psychologische Methodentheorie und Psychologiegeschichte In: H. Lück & R. Miller (Hrsg.). *Theorien und Methoden psychologiegeschichtlicher Forschung* (S. 43-53). Göttingen: Hogrefe.
- Staeuble, I. (1985). Subjektpsychologie oder subjektlose Psychologie – Gesellschaftliche und institutionelle Bedingungen der Herausbildung der modernen Psychologie. In: M. G. Ash & U. Geuter (Hrsg.). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert* (S. 19-45). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Stangl, W. (1989). *Die Psychologie im Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Braunschweig: Vieweg.
- Steck, P. (1997) Psychologische Testverfahren in der Praxis. Ergebnisse einer Umfrage unter Testanwendern. *Diagnostica*, 43, 267-284.
- Stegmüller, W. (1970 ff.) *Probleme und Ergebnisse der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Berlin: Springer (u.a. Band IV, Teil 1, S. 1-64, Einleitung über Ziele und Aufgaben der Wissenschaftstheorie).
- Stegmüller, W. (1973). Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie. Band IV. Teil A. Neue Betrachtungen über Aufgaben und Ziele der Wissenschaftstheorie (S. 1-64). Berlin: Springer.
- Stegmüller, W. (1978-1989). *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung* 4 Bände. Stuttgart: Kröner.
- Steiner, J. M. & Fahrenberg, J. (2000). Autoritäre Einstellung und Statusmerkmale von ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS und SS und der Wehrmacht: Eine erweiterte Reanalyse der 1970 publizierten Untersuchung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52, 329-348.
- Stemmler, G. (1992). *Differential psychophysiology: Persons in situations*. Heidelberg: Springer.
- Stemmler, G., Hagemann, D., Amelang, M. & Bartussek, D. (2011). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (7. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Stern, W. (1900). *Über Psychologie individueller Differenzen*. Leipzig: Barth.
- Stern, W. (1906). *Person und Sache. Band I. Ableitung und Grundlehre*. Leipzig: Barth.
- Stern, W. (1911). *Die Differentielle Psychologie in ihren Grundlagen*. Leipzig: Barth.
- Stern, W. (1917). *Die Psychologie und der Personalismus*. Leipzig: Barth.
- Stern, W. (1935). *Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage*. Haag: Marinus Nijhoff.
- Stock, A. (2013). Hermann von Helmholtz (1821-1894) – ein Wegbereiter der empirischen Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 64, (2), 113.
- Störing, G. (1928). *Die Frage der geisteswissenschaftlichen und verstehenden Psychologie: eine Streitschrift*. Leipzig: Akad. Verl.-Gesell.
- Strauss, A. (1998). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung* (2. Aufl.). München: Fink.
- Strauss, B., Beutel, M., Brähler, E., Egle, U. T., Herpertz, S., Klauer, T. & Wietersheim, J. von (2004). Drittmittelforschung im Bereich der Psychosomatischen Medizin, Medizinischen Psychologie und Psychotherapie. *Psychotherapie, Psychologische Medizin*, 54, 268-279.
- Strelau, J. (1984). *Das Temperament in der psychischen Entwicklung*. Berlin: Volk und Wissen.
- Strien, P. J. & Faas, E. (2004). How Otto Selz became a forerunner of the cognitive revolution. In: T. C. Dalton & R. B. Evans (Hrsg.). *The life cycle of psychological ideas. Understanding prominence and the dynamics if intellectual change* (S. 175-201). New York: Kluwer Academic.

- Strzygowski, J. (1923). Die Krisis der Geisteswissenschaften. Vorgeführt am Beispiele der Forschung über bildende Kunst. Wien: Schroll.
- Stumpf, C. (1892). Psychologie und Erkenntnistheorie. Abhandlungen der Philosophisch-Historischen Classe der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 19, Seite 465-516. München: Verlag der K. Akademie.
- Stumpf, C. (1897). Eröffnungsrede. Dritter Internationaler Kongress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896. (S. 3-16). München: J.F. Lehmann, 1897.
- Stumpf, C. (1906). Zur Einteilung der Wissenschaften. Abhandlungen der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Abhandlungen. V. (S. 1-194). (2. Aufl.). Berlin: Reimer.
- Stumpf, C. (1907). Richtungen und Gegensätze in der heutigen Psychologie. Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Beiträge der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Oktober, S. 903-914.
- Stumpf, C. (1919). Erinnerungen an Franz Brentano. In: O. Kraus (Hrsg.). Franz Brentano. Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre. München: Beck.
- Stumpf, C. (1924). Selbstdarstellung. In: R. Schmidt (Hrsg.). Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen (Band 5, S. 205-265). Leipzig: Meiner.
- Stumpf, C. (1939). Erkenntnislehre (Band 1). Leipzig: Barth. (Reprint 2011, Pabst Science Publishers.)
- Stumpf, C. (1940). Erkenntnislehre (Band 2, gebunden zusammen mit Band 1). Leipzig: Barth. (Reprint 2011, Pabst Science Publishers.)
- Stumpf, C. (1997). Schriften zur Psychologie, neu herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von H. Sprung. Frankfurt a. M.: Lang.
- Stumpf, C. (2011). Erkenntnislehre (eingeleitet von Margret Kaiser-el-Safti). Lengerich: Pabst.
- Sturm, Th. (2009). Kant und die Wissenschaften vom Menschen. Paderborn: mentis.
- Sturm, Th. (2012). Bühler and Popper: Kantian therapies for the crisis in psychology. *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences* 43, 462–472.
- Sturm, Th. & Mülberger, A. (2012). Crisis discussions in psychology – New historical and philosophical perspectives. *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences*, 43, 425–433.
- Tagler, M. J. (2000). Neuroscience and main stream psychology. *American Psychologist*, 55, 271.
- Takasuma, M. (2001). The Wundt Collection in Japan. In: R. W. Rieber & D. K. Robinson (Hrsg.). *Wilhelm Wundt in history: The making of a scientific psychology* (S. 251-258). New York: Kluwer-Academic. (Siehe Wilhelm Wundt Library. MPI Wissenschaftsgeschichte. <http://vlp.mpiwg-berlin.mpg.de/library/>).
- Tannery, P. (1884). Critique de la Loi de Weber. *Revue Philosophique*, 9 (17), 15-35.
- Teo, Th. (2009). Editorial. *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology*, 29 (1), 1–4
- Terwey, M. (2003). Kirchen weiter auf der Verliererstrasse – Inferno und Aberglauben im Aufwind? ZA-Informationen des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln, 52, 93-119.
- Tetens, J. N. (1777/1913). Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung. Band 1. Berlin: Reuther & Reichard.
- Theophrast (2000). Charaktere. Dreißig Charakterskizzen (übersetzt von Kurt Steinmann). Frankfurt a. M: Insel.
- Thienen, J. von (2013). Kausalniveaus. Eine Methodenanalyse zur Kausalforschung der Psychologie. Lengerich: Pabst.
- Thies, Ch. (2004). Einführung in die philosophische Anthropologie. Darmstadt: WBG.
- Thomä, H. & Kächele, H. (1999). Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Band 1. Grundlagen. Berlin: Springer.
- Thomae, H. (1968). Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1996). Das Individuum und seine Welt (3. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1990). Konzeptuelle und methodische Ansätze der Psychologiegeschichtsforschung. In: A. Schorr & E. G. Wehner (Hrsg.). *Psychologiegeschichte heute* (S. 1-11). Göttingen: Hogrefe.
- Thompson, R. F. (1967). *Foundations of physiological psychology*. New York: Harper.

- Thorndike, R. L. (1954). The psychological value systems of psychologists. *American Psychologist*, 9, 787- 789.
- Thorwart, J. (2013, Abruf). Zahlen und Fakten zur Psychotherapie. http://www.thorwart-online.de/Seite_Fakten.htm
- Tiefensee, E. (1998). Philosophie und Religion bei Franz Brentano (1838 – 1917). Tübingen: Francke.
- Titchener, E. (1912). The schema of introspection. *The American Journal of Psychology*, 23, 485-508.
- Tögel, Ch. (1989). Freud und Wundt. Von der Hypnose bis zur Völkerpsychologie. In: B. Nitzschke (Hrsg.). *Freud und die akademische Psychologie. Beiträge zu einer historischen Kontroverse* (S. 97-105). München: Psychologie Verlags Union.
- Tögel, Ch. (Hrsg.). (1996). „Die Biographen aber sollen sich plagen ...“. Beiträge zum 140. Geburtstag Sigmund Freuds (S. 21-30). Sofia: Österreichisches Ost- und Südosteuropa-Institut.
- Topitsch, E. (1983). Pluralismus und Toleranz. In: E. Topitsch & H. J. Vogel (Hrsg.). *Pluralismus und Legitimationsprobleme im Interessenwandel*. Köln: Pachen.
- Tracy, J. L., Robins, R. W. & Gosling, S. D. (2004). Tracking trends in psychological research. In: T. C. Dalton & R. B. Evans (Hrsg.). *The life cycle of psychological ideas. Understanding prominence and the dynamics of intellectual change* (S. 105-130). New York: Kluwer Academic.
- Traxel, W. (1985). *Geschichte für die Gegenwart. Vorträge und Aufsätze zur Psychologiegeschichte*. Passau: Passavia Universitätsverlag.
- Troeltsch, E. (1922). Die Krisis des Historismus. *Die Neue Rundschau*, 33, 572-590.
- Uexküll, Th. von (2011). *Psychosomatische Medizin. Theoretische Modelle und klinische Praxis* (7. Aufl.; hrsg. von R. Adler). München: Urban & Fischer.
- Uher, J. (2013). Personality psychology: Lexical approaches, assessment methods, and trait concepts reveal only half of the story. Why it is time for a paradigm shift. *Integrative Psychological and Behavioral Science*, 47, 1-55.
- Uher, J. (2015). Conceiving "personality": Psychologists' challenges and basic fundamentals of the Transdisciplinary Philosophy-of-Science Paradigm for Research on Individuals. *Integrative Psychological and Behavioral Science*, 49.
- Uher, J. & Asendorpf, J. B. (2008). Personality assessment in the Great Apes: Comparing ecologically valid behavior measures, behavior ratings, and adjective ratings. *Journal of Research in Personality*, 42, 821-838.
- Vaitl, D. (Hrsg.). (1995). *From the heart to the brain: the psychophysiology of circulation- brain interaction*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Vaitl, D. (2012). *Veränderte Bewusstseinszustände. Grundlagen - Techniken - Phänomenologie*. Stuttgart: Schattauer.
- Valsiner, J. (2007). *Culture in minds and societies. Foundations of cultural psychology*. Los Angeles: Sage.
- Van Hoorn, W. & Verhave, T. (1980). Wilhelm Wundts's conception of his multiple foundations of scientific psychology. In W. Meischner & A. Metge (Hrsg.). *Wilhelm Wundt – progressives Erbe, Wissenschaftsentwicklung und Gegenwart. Protokoll des internationalen Symposiums*. Karl-Marx-Universität Leipzig, 1979 (S. 107-117). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Veraguth, O. (1907). Das psychogalvanische Reflexphänomen. *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie*, 21, 387–406.
- Vidoni, F. (1991). Ignorabimus. Emil Du Bois-Reymond und die Debatte über die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang.
- Vogt, K. (1846). *Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände* (14. Aufl. 1874). Gießen: Rickert.
- Vollmer, G. (1998). *Evolutionäre Erkenntnistheorie: Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie und Wissenschaftstheorie* (7. Aufl.). Stuttgart: Hirzel.
- Vollmer, G. (2003). *Wieso können wir die Welt erkennen? Neue Beiträge zur Wissenschaftstheorie*. Leipzig: Hirzel.
- Volmerg, B. (1992). Zur Gründung der Neuen Gesellschaft für Psychologie (NGfP). *Journal für Psychologie*, 1, 36-42.

- Wach, J. (1926). *Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert. 1. Teil: Die großen Systeme.* Tübingen: Mohr. (nur Band 1 erschienen)
- Walach, H. (2011). *Spiritualität. Warum wir die Aufklärung weiterführen müssen.* Jasedow: Drachen Verlag
- Walach, H. (2013). *Psychologie. Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte (3. Aufl.).* Stuttgart: Kohlhammer.
- Walach, H., Kohls, N. & Belschner, W. (2005). *Transpersonale Psychologie – Psychologie des Bewusstseins: Chancen und Probleme.* Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie, 55, 405-415.
- Watson, J. B. (1919/ 1980). *Psychology from the Standpoint of a Behaviorist.* London: Routledge.
- Watson, J. B. (1924/1930/1968). *Behaviorismus.* Köln. Kiepenheuer & Witsch (Original: Behaviorism, New York: Norton)
- Watson, P. (2010). *German Genius. Europe's Third Renaissance, the Second Scientific Revolution, and the Twentieth Century.* London: Simon & Schuster.
- Weber, E. H. (1851). *Die Lehre vom Tastsinn und Gemeingefühle.* Braunschweig: Vieweg.
- Weber, H. (2005). *Einheit und Vielfalt: Zur Zukunft der Psychologie.* In: T. Rammsayer & S. Troche (Hrsg.). *Reflexionen der Psychologie. 100 Jahre Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Bericht über den 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen 2004* (S. 203-213). Göttingen: Hogrefe.
- Weber, M. (1968). *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (3. Aufl.).* Tübingen: Mohr.
- Wehner, E. G. (Hrsg.). (1992). *Psychologie in Selbstdarstellungen. Band 3.* Bern: Huber.
- Weinmann, R. (1900). *Fr. Carstanjen: Der Empirioskritizismus, zugleich eine Erwiderung auf W. Wundt's Aufsätze: „Der naive und kritische Realismus“ II und III.* Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, 1898, 22, 45-95; 190-214; 267-293). (In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, 24, 309-310).
- Weischedel, W. (2013). *Der Gott der Philosophen: Grundlegung einer philosophischen Theologie im Zeitalter des Nihilismus (5. Aufl.).* Darmstadt: WBG.
- Wellek, A. (1947). *Das Experiment in der Psychologie.* Studium Generale, 1, 18-32.
- Wellek, A. (1959a). *Der Rückfall in die Methodenkrise und ihre Überwindung.* Göttingen: Hogrefe
- Wellek, A. (1959b). *Festschrift zu K. Bühlers 80. Geburtstag.* Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, 6, 1-165.
- Wellek, A. (1962). *Psychologie.* München: Franke.
- Wellek, A. (1964). *Karl Bühler. Archiv für die gesamte Psychologie, 116, 3-8.*
- Wenger, M. A., Jones, F. N. & Jones, M. H. (1956). *Physiological Psychology.* New York: Holt.
- Wengraf, T. (2001). *Qualitative research interviewing. Biographic, narrative and semi-structured methods.* London: Sage.
- Wentura, D., Ziegler, M., Scheuer, A., Bölte, J., Rammsayer, Th. & Salewski, Ch. (2013). *Bundesweite Befragung der Absolventinnen und Absolventen des Jahres 2011 im Studiengang BSc Psychologie.* Psychologische Rundschau, 64 (2), 103-112.
- Wertheimer, M. (1971). *Kurze Geschichte der Psychologie.* München: Piper.
- Westermann, R. (1989). *Festinger's theory of cognitive dissonance. A revised structural reconstruction.* In: H. Westmeyer (Hrsg.). *Psychological theories from a structuralist point of view* (S. 33-62). Berlin: Springer.
- Westermann, R. (2000). *Wissenschaftstheorie und Experimentalmethodik. Ein Lehrbuch der Psychologischen Methodenlehre.* Göttingen: Hogrefe.
- Westermann, R. (2004). *Verknüpfung natur- und geisteswissenschaftlicher Theorien als Aufgabe einer humanwissenschaftlichen Methodenlehre* In: G. Jüttemann (Hrsg.). *Psychologie als Humanwissenschaft* (S. 61-80). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Westermann, R. (1987). *Strukturalistische Theorienkonzeption und empirische Forschung in der Psychologie: Eine Fallstudie.* Heidelberg: Springer.
- Westmeyer, H. (1989). *The theory of behavior interaction: A structuralist construction of a theory and a reconstruction of its theoretical environment.* In: H. Westmeyer (Hrsg.). *Psychological theories from a structuralist point of view* (pp. 145-185). Berlin: Springer

- Westmeyer, H. (1991). Theoretische Psychologie. Skizze eines interdisziplinären Forschungsprogramms. In: D. Frey (Hrsg.). Bericht über den 37. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Kiel 1990 (Bd. 2, S. 481-486). Göttingen: Hogrefe.
- Westmeyer, H. (Hrsg.). (1992). The structuralist program in psychology: Foundations and applications. Seattle, WA.: Hogrefe & Huber.
- Westmeyer, H. (1995). Persönlichkeitspsychologie zwischen Realismus und Konstruktivismus. In K. Pawlik (Hrsg.) Bericht über den 39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg 1994 (S. 748-754). Göttingen: Hogrefe.
- Westmeyer, H. (2004a). Psychologie – eine Wissenschaft in der Krise. In: A. Schorr (Hrsg.). Die Psychologie und die Methodenfrage (S. 37-53). Göttingen: Hogrefe.
- Westmeyer, H. (2004b). Zum Aufstieg und Niedergang der Wissenschaftstheorie in der Psychologie. In: E. H. Witte (Hrsg.). Methodologische, methodische und historische Entwicklungen in der Sozialpsychologie (S. 13-34). Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Westmeyer, H. (2004c). Psychologie – eine Wissenschaft in der Krise. In: A. Schorr (Hrsg.). Die Psychologie und die Methodenfrage (S. 37-53). Göttingen: Hogrefe.
- Wider, K. (1994). Diagnostisch-therapeutische Strategien in Abhängigkeit von der Einstellung zum Leib-Seele-Problem. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Freiburg i. Br.: Psychologisches Institut.
- Wiesenhütter, J. (2012). Merkmale und Wirkungen deutschsprachiger psychologischer Publikationen 1945-1965. Eine Datenbankanalyse. In: A. Stock, H.-P. Brauns & U. Wolfradt (Hrsg.). Historische Analysen theoretischer und empirischer Psychologie (S. 207- 217). Frankfurt a. M.: Lang.
- Wilhelm, W. (1982). Wissenschaft von der Seele oder Wissenschaft ohne Seele? Pädagogische Rundschau, 36 (5), 579-613.
- Will, H. (2014). Freuds Atheismus im Widerspruch. Stuttgart: Kohlhammer.
- Willy, R. (1897a). Was lehrt uns der III. Internationale Psychologen-Kongress in München (August 1896)? Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, 21, 97-106.
- Willy, R. (1897b). Die Krisis in der Psychologie. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, 21 (1), 79-96; 21 (2), 226-249, 332-353.
- Willy, R. (1899). Die Krisis in der Psychologie. Leipzig: Reisland.
<https://archive.org/stream/diekrisisinderp00willgoog#page/n9/mode/2up>
- Wilson, E. O. (1980). Biologie als Schicksal. Die soziobiologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens. Frankfurt a. M.: Ullstein.
- Windelband, W. (1876). Über den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung. Rede zum Antritt der ordentlichen Professur der Philosophie an der Hochschule zu Zürich am 20. Mai 1876. Leipzig: Breitkopf & Härtel.
- Windelband, W. (1894). Geschichte und Naturwissenschaft. Rektoratsrede. Strassburg: Heitz.
- Windelband, W. (1910). Fechner, Gustav Theodor. In: Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 55, S. 756–763, Digitale Volltext-Ausgabe URL:
http://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Fechner,_Gustav_Theodor&oldid=1700326
- Windelband, W. (1913). Die Prinzipien der Logik. Tübingen: Mohr (aus Enzyklopädie der Philosophischen Wissenschaften, hrsg. von A. Ruge und W. Windelband).
- Windelband, W. & Heimsoeth, H. (1957). Lehrbuch der Geschichte der Psychologie (15. Aufl.). Tübingen: Siebeck.
- Windmann, S. & Durstewitz, D. (2000). Phänomenales Erleben: Ein fundamentales Problem für die Psychologie und die Neurowissenschaften. Psychologische Rundschau, 51, 75-82.
- Wirth, W. (1932). Die Bedeutung Wilhelm Wundts in der sogenannten Krise der Psychologie. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Lehrerzeitung. Oktober (Heft 4), 25-32.
- Wirtz, A. (Hrsg.). (2013). Dorsch Lexikon der Psychologie. Bern: Huber.
- Witte, E. H. & Strohmeier, C. E. (2013). Forschung in der Psychologie. Ihre interdisziplinäre Matrix im Vergleich zu Physik, Biologie und Sozialwissenschaften. Psychologische Rundschau, 64 (1), 16-24.
- Witte, W. (1989). Psychophysik. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 7 (S. 1687-1691). Basel: WBG.

- Wittgenstein, L. (1960). *Schriften. (Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916.) Philosophische Untersuchungen.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wittmann, W. W. (2009). Evaluationsmodelle. In H. Holling (Hrsg.), *Grundlagen und statistische Methoden der Evaluationsforschung (Enzyklopädie der Psychologie, Serie IV, Themenbereich B, Band 1).* . Göttingen: Hogrefe.
- Wittmann, W. W., Lutz, W., Steffanowski, A., Kriz, D., Glahn, E. M., Völkle, M. C., Böhnke, J. R., Köck, K., Bittermann, A. & Ruprecht, T. (2011). *Qualitätsmonitoring in der ambulanten Psychotherapie: Modellprojekt der Techniker Krankenkasse – Abschlussbericht.* Hamburg: Techniker Krankenkasse. <http://www.tk.de/centaurus/servlet/contentblob/342002/Datei/54714>
- Wolfradt, U. (2012). Theoretische Psychologie: Eine historische Betrachtung eines Begriffs und seiner Inhalte. In: A. Stock, H.-P. Brauns & U. Wolfradt (Hrsg.). *Historische Analysen theoretischer und empirischer Psychologie* (S. 23-36). Frankfurt a.M.: Lang.
- Wolfradt, U., Billmann-Macheda, E. & Stock, A. (Hrsg.). (2015). *Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933-1945. Ein Personenlexikon.* Wiesbaden: Springer.
- Wong, W.-C. (2006). Understanding dialectical thinking from a cultural-historical perspective. *Philosophical Psychology*, 19, 239-260.
- Wong, W.-C. (2010). Retracing the footsteps of Wilhelm Wundt: Explorations in the Disciplinary Frontiers of Psychology and in Völkerpsychologie. *History of Psychology*, 12 (4), 229-265.
- Wontorra, H. M. (2009). *Frühe apparative Psychologie.* Leipzig: Der Andere Verlag.
- Wontorra, H. M., Kästner, I. & Schröger, E. (2012). Wilhelm Wundts Briefwechsel – eine erste Version der digitalen Edition seiner Korrespondenz. In: A. Stock, H.-P. Brauns & U. Wolfradt (Hrsg.). *Historische Analysen theoretischer und empirischer Psychologie* (S. 235-245). Frankfurt a. M.: Lang.
- Worthington, E. L., Jr. & Aten, J. D. (2009). Psychotherapy with religious and spiritual clients: An introduction. *Journal of Clinical Psychology*, 65(2), 123-130.
- Wright, G. D. (1970). A further note on ranking the important psychologists. *American Psychologist*, 25, 650-651.
- Wrightsmann, L. S. (1992). *Assumptions about human nature* (2. Aufl.). Newbury Park: Sage.
- Wulf, Ch. (2004). *Anthropologie. Geschichte, Kultur, Philosophie.* Reinbek: Rowohlt.
- Wundt, W. (1862). *Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung.* Leipzig: Winter.
- Wundt, W. (1863). *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele.* Hamburg: Voss. (1. Aufl. 2 Bände, 1863; 4., gekürzte Aufl. 1906; 6. Aufl. 1919).
- Wundt, W. (1863/1990). *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Eingeleitet und mit Materialien zur Rezeptionsgeschichte versehen von W. Nitsche* (2 Bände). Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Wundt, W. (1865). *Lehrbuch der Physiologie des Menschen* (Mit 137 in den Text gedruckten Holzschnitten). Erlangen: Enke. (4. Aufl. 1878).
- Wundt, W. (1866). *Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Kausalprinzip. Abhandlung.* Erlangen: Enke.
- Wundt, W. (1867). *Handbuch der medizinischen Physik.* (Mit 244 in den Text gedruckten Holzschnitten). Erlangen: Enke.
- Wundt, W. (1867). *Neuere Leistungen auf dem Gebiete der physiologischen Psychologie.*
- Wundt, W. (1869). *Über die Entstehung räumlicher Gesichtswahrnehmungen.*
- Wundt, W. (1874a). *Grundzüge der physiologischen Psychologie.* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1874b). *Über die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart. Rede gehalten zum Antritt des öffentlichen Lehramts der Philosophie an der Hochschule in Zürich am 31. Oktober 1874.* *Philosophische Monatshefte*, 11, 65-68.
- Wundt, W. (1876). *Über den Einfluss der Philosophie auf die Einzelwissenschaften. Akademische Antrittsrede gehalten zu Leipzig am 20. November 1875.* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1879). *Der Spiritismus, eine sogenannte wissenschaftliche Frage: Offener Brief an Herrn Prof. Ulrici in Halle.* Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1880). *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (umgearb. 2. Aufl.). Leipzig: Engelmann.

- Wundt, W. (1880). Logik. Band 1. Erkenntnislehre. Band 2. Logik der Geisteswissenschaften. Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1883a). Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Band 1. Erkenntnislehre. Band 2. Methodenlehre. Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1883b). Ueber psychologische Methoden. Philosophische Studien, 1, 1-38.
- Wundt, W. (1886). Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1887). Zur Erinnerung an Gustav Theodor Fechner: Worte, gesprochen an seinem Sarge am 21. November 1887. Leipzig: Breitkopf & Härtel.
- Wundt, W. (1888). Selbstbeobachtung und innere Wahrnehmung. Philosophische Studien, 4, 292-309.
- Wundt, W. (1889/2009). Über den Zusammenhang der Philosophie mit der Zeitgeschichte. Eine Centenarbetrachtung. Rede des antretenden Rectors Dr. phil., jur. et med. Wilhelm Wundt. In: F. Häuser (Hrsg.). Die Leipziger Rektoratsreden 1871-1933. Band I: Die Jahre 1871-1905 (S. 479-498). Berlin: de Gruyter.
- Wundt, W. (1892). Hypnotismus und Suggestion. Leipzig: Engelmann
- Wundt, W. (1894). Über psychische Kausalität und das Prinzip des psycho-physischen Parallelismus. Philosophische Studien, 10, 1-124.
- Wundt, W. (1895). Logik: Eine Untersuchung der Principien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung (2. Band, Logik der Geisteswissenschaften. 2., umgearb. Aufl. Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1896). Über die Definition der Psychologie. Philosophische Studien, 12, 9-66.
- Wundt, W. (1896-1898). Über naiven und kritischen Realismus. Philosophische Studien, 12, I, 307-408; II, 13, 1-105 und III, 323-433.
- Wundt, W. (1897). System der Philosophie (2. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1898). Einige Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatz: Schubert-Soldern: Erwiderung auf Prof. Wundts Aufsatz "Über naiven und kritischen Realismus" Philosophische Studien, 13, 318-322.
- Wundt, W. (1900-1920). Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. 10 Bände. Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1902-1903). Grundzüge der Physiologischen Psychologie (Band 1-3, 5. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1904a). Über empirische und metaphysische Psychologie. Archiv für die gesamte Psychologie, 2, 333-361.
- Wundt, W. (1904b). Psychologie. In: W. Windelband (Hrsg.). Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhundert. Festschrift für Kuno Fischer. Band 1 (S. 1-53). Heidelberg: Winter. (2. Aufl. 1907).
- Wundt, W. (1904/1913). Die Psychologie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. In: Reden und Aufsätze (S. 163-281). Leipzig: Kröner, 1913.
- Wundt, W. (1907). Über Ausfrageexperimente und über die Methoden zur Psychologie des Denkens. Psychologische Studien, 3, 301-360.
- Wundt, W. (1908a). Grundzüge der physiologischen Psychologie (Band 1, 6. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1908b). Kritische Nachlese zur Ausfragemethode: Archiv für die gesamte Psychologie, 11, 445-459.
- Wundt, W. (1908). Logik: Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung (3. Band, Logik der Geisteswissenschaften. 3., umgearb. Aufl.). Auflage. Stuttgart: Enke
- Wundt, W. (1909a). Einleitung in die Philosophie (5. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1909b). Über reine und angewandte Psychologie. Psychologische Studien 5, 1-47. (Auch: Wundt, W. (1911). Reine und Angewandte Psychologie. In: W. Wundt (1911). Kleine Schriften, Band 2. Leipzig: Engelmann.

- Wundt, W. (1910a). Grundzüge der physiologischen Psychologie (Band 2, 6. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1910b). Psychologismus und Logizismus. Kleine Schriften. Band 1 (S. 511-634). Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1911a). Grundzüge der physiologischen Psychologie (Band 3, 6. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1911b). Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte (10 Bände, 3. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1911c). Die Definition der Psychologie. In: W. Wundt (1911). Kleine Schriften, Band 2 (S. 113-166). Leipzig: Engelmann
- Wundt, W. (1911d). Probleme der Völkerpsychologie. Leipzig: Wiegandt.
- Wundt, W. (1912). Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens (3 Bände). Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1913a). Die Psychologie im Kampf ums Dasein. Leipzig: Kröner.
- Wundt, W. (1913b). Gustav Theodor Fechner. Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages. In: W. Wundt. Reden und Aufsätze (S. 254-343). Leipzig: Kröner.
- Wundt, W. (1916). Völkerpsychologie und Entwicklungspsychologie. Psychologische Studien, 10, 189-238.
- Wundt, W. (1917). Leibniz zu seinem zweihundertjährigen Todestag. 14. November 1916. Leipzig: Kröner.
- Wundt, W. (1919a). Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung. Band 1. Allgemeine Logik und Erkenntnistheorie (4. Aufl.). Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Wundt, W. (1919b). System der Philosophie (4. Aufl.). Leipzig: Kröner.
- Wundt, W. (1920a). Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung. Band 2. Logik der exakten Wissenschaften (4. Aufl.). Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Wundt, W. (1920c). Grundriss der Psychologie (14. Aufl.). Stuttgart: Kröner.
- Wundt, W. (1921a). Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung. Band 3. Logik der Geisteswissenschaften (4. Aufl.). Stuttgart: Enke.
- Wundt, W. (1921b). Erlebtes und Erkanntes. Stuttgart: Kröner.
- Wundt, W. (1924). Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Band 3 (5. unveränd. Aufl.). Stuttgart: Enke.
- Wilhelm Wundt Library. MPI Wissenschaftsgeschichte. <http://vlp.mpiwg-berlin.mpg.de/library/>
- Wygotski, L. S. (1927/1984). Die Krise der Psychologie in ihrer historischen Bedeutung. Methodologische Untersuchung. In: J. Lompscher (Hrsg.). Lew Wygotski. Arbeiten zu theoretischen und methodologischen Problemen der Psychologie. Ausgewählte Schriften Band 1, S. 57-277. Köln: Pahl-Rugenstein (verfasst 1926-1927, gedruckt Moskau, 1982). Mit einem Vorwort von A. N. Leontjew und einem Nachwort von M. G. Jaroschewski und G. S. Gurgendise.
- Wygotski, L. S. (1985). Ausgewählte Schriften. Band 1. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Wygotski, L. S. (2003). Ausgewählte Schriften. Band 1. Herausgegeben von Joachim Lompscher. Berlin: Lehmanns Media.
- Wygotski, L. S. (2003). Ausgewählte Schriften. Band 2. Herausgegeben von Joachim Lompscher. Berlin: Lehmanns Media.
- Wyss, D. (1991a). Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Entwicklung, Probleme, Krisen (6. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wyss, D. (1991b). Psychologie und Religion. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Yousefi, H. R. & Dick, Ch. (2009). Das Wagnis des Neuen. Kontexte und Restriktionen der Wissenschaft. Festschrift für Klaus Fischer zum 60. Geburtstag. Nordhausen: Traugott Bautz.
- Zaretsky, E. (2004). Freuds Jahrhundert. Die Geschichte der Psychoanalyse. Wien: Zsolnay.
- Zeller, E. (1882a). Über die Messung psychischer Vorgänge (gelesen am 3. März 1881). Abhandlungen der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1881. Philosophisch-

- historische Klasse. Abh. III, S. 3-16. Berlin: Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.
- Zeller, E. (1882b). Einige weitere Bemerkungen über die Messung psychischer Vorgänge (gelesen am 16. März 1882). Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1882 - Erster Halbband. Berlin: Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.
- Zeller, E. (1882b). Einige weitere Bemerkungen über die Messung psychischer Vorgänge (gelesen am 16. März 1882). Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1882 - Erster Halbband. Berlin: Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.
- Ziche, P. (1998). „Reine Psychologie“ und „Philosophie als strenge Wissenschaft“ – Die Rezeption der Husserlschen Phänomenologie durch die „Würzburger Schule“ der Denkpsychologie. In: J. Jahnke, J. Fahrenberg, R. Stegic & E. Bauer (Hrsg.). Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten (S. 347-366). München: Profil.
- Ziche, P. (Hrsg.). (1999). Introspektion. Texte zur Selbstwahrnehmung des Ichs. Wien: Springer.
- Ziche, P. (2008). Wissenschaftslandschaften um 1900: Philosophie, die Wissenschaften und der nicht-reduktive Szientismus. Zürich: Chronos.
- Ziehen, Th. (1890). Leitfaden der physiologischen Psychologie in 15 Vorlesungen. Jena: Fischer. (1. Aufl. 1893).
- Ziehen, Th. (1900). Das Verhältnis der Herbartischen Psychologie zur physiologisch-experimentellen Psychologie. Berlin: Reuther & Reichard.
- Ziehen, Th. (1913). Psychophysiologische Erkenntnistheorie. Jena: Fischer.
- Ziehen, Th. (1923). Selbstdarstellung. In: R. Schmidt (Hrsg.). Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen (Band 4). Leipzig: Meiner.
- Zimmer, D. E. (1990). Tiefenschwindel. Reinbek: Rowohlt.
- Zucha, R. O. (Hrsg.). (2012). Krise und Chance der Psychologie. Bühler-Symposien 1988-2006. Klagenfurt: Wieser.
- Zurhorst, G. (1992). Argumente für die Erneuerung der anthropologischen Grundlagen der Psychologie. Journal für Psychologie, 1, 5-14.

Sachregister

- Absolute Voraussetzungen 51f, 577
- Adäquatheit (Definitionen, Methoden) 121-126
- ALLBUS-Umfrage (2012) Weltanschauliche Einstellungen 658-665
- Angewandte Psychologie 246-249, 526f
- Anlage-Umwelt-Problem, Erbe-Umwelt-Problem 396-401
- Anthropologie 148-153, 159-162, 213-214, 250, 507-523
- Behaviorismus und Neo-Behaviorismus 396-401
- Bewusstsein und Unbewusstes 215
- Bibliometrische und Scientometrische Untersuchungen
 - Trends u. Interessendynamik 629-633
 - Begriffe, Trends, Kontroversen 667-676
 - Lebenszyklus psychologischer Ideen 633-640
 - Interessenwandel und Trends 640-643
 - Umfragen, Einstellungsforschung 643-666
- Biologische Psychologie 385
- Definitionen der Psychologie 63-66
- Denkmuster, Denkstile 573-577, 582f
- Deskriptive Psychologie 264, 268-271
- Deutsche Gesellschaft für Psychologie 7, 38f, 502f, 677-679
- Dualismus 725-727
- Einheit und Vielfalt der Psychologie 8, 67-69, 589f
- Eminenz (Rankings) 624-628
- Empirie (Erfahrung) 29-31, 50, 65, 78f, 87f
- Erkenntnistheorie 31f, 53f, 90
- Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie 31-33, 201-204, 210-212, 222-228, 276f, 301-308, 419-421, 469-471
- Erklären und Verstehen 409-414, 432-437, 457f, 712-715
- Erneuerung 486-489, 491f, 497-501, 535, 587f Einstellungen 658-665
- Ethik 250-253
- Ethologie
- Evidenz 266, 272 f
- Evolutionäre Psychologie 403f
- Experiment, Experimentalmethodik 95-104, 229f
- Experimentelle Psychologie 130, 180, 199f, 204-206, 228, 234-237, 326-330, 418
- Explikation 119-121
- Fachgesellschaften außerhalb von DGPs und BDP 485-491, 502-507
- Fragebogen-Methode 108-110
- Gegenstandsangemessenheit 121, 125f
- Gehirn-Bewusstsein-Problem 48, 56, 738
- Geist 441f, 743
- Geisteswissenschaftliche Psychologie 444
- Generalisierbarkeit 96 f
- Geschichte der Psychologie, Ideengeschichte Psychologiegeschichte 14, 140-143, 596, 614 19, 140-142
 - Begleitforschung, Feldforschung 679-683
 - Geschichte des Freiburger Instituts 770f
 - Methoden 599-610
 - Nationalsozialismus und Nachkriegszeit 15, 447f, 562-564, 769
 - Problemgeschichte 698f
 - Umbruch und Internationalisierung 462-464
- Gesellschaftskritisch engagierte Psychologie 466f
- Gestaltpsychologie 357f
- Grundlagenforschung 249, 488, 521

Hermeneutik 110-113, 407-414, 457f
 Idiographisch – nomothetisch 415-417
 Inhaltsanalytische Untersuchungen 614-621
 Integrative Humanwissenschaft 517-523
 Intentionalität 206f, 277, 443
 Interdisziplinäre Anthropologie 514-517
 Interessendynamik 10, 629-640
 Interpretationslehre 110-114, 239-241, 297-299
 Introspektion (innere Erfahrung, Wahrnehmung) 78-92, 162-164, 270f
 Kategorienlehre 32f, 176, 216-218, 267, 281, 306, 442f, 744
 Kategorienfehler 33, 51, 194, 731, 757, 763, 768
 Kausalität, Kausalniveaus 57-63, 164, 213-227, 723f
 Kausal-finale Achse 60-62, 724
 Komplementarität 36 ff, 756-759
 Kontextabhängigkeit 96 ff, 490, 493-500
 Kontroversen 70 f, siehe Schlüsselkontroversen
 Krise der Psychologie 8, 535-573
 „Krisen-Zitate“ 538f
 Kritik der Psychologie 489-501
 Kritische Psychologie 478f
 Kritischer Realismus 380-382
 Kultur- und Gesellschaftswiss. Psychologie 464-502
 Kultur- und Sozialanthropologie 464f
 Kulturpsychologie 243-246, 464-466
 Labor-Feld-Vergleich 499 f
 Lebenszyklus psychologischer Ideen 633-40
 Leib-Seele-Problem 187-192, 216-218, 727-731
 Marxistische Psychologie 466-473
 Menschenbilder 294-296, 468f, 507-513
 Menschenbilder von Studierenden 645-658
 Messung, Messtheorie 92, 104-107, 181-184, 230-233
 Metaphysik 24, 33, 253-255
 Meta-Relationen 34
 Metawissenschaftliche Psychologie 708-712
 Methoden Psychologiegeschichte 599-610
 Methodenkrise 641
 Methodentypen der Psychologie 77-115, 228-241
 Methodologie 41 ff
 Naturwissenschaftlich orientierte Psychologie 326-329, 331f, , 368-375, 392, 395, 400
 Naturwissenschaftliche Methodik 99f, 368
 Neue Gesellschaft für Psychologie NGfP 485-491
 Neuropsychologie 242f, 384
 Neutralität, Neutralitätsgebot 72 f
 Nomologie, nomologisch 44, 58, 96, 99, 233f
 Nomothetisch-idiographisch 42
 Ontologie 24, 33
 Operationalisierung theoretischer Begriffe 123-126
 Paradigmen 54, 67-69, 77f, 126, 137f, 573
 Perspektiven-Wechsel 759
 Perspektivität, Perspektivismus 36 f, 756-759
 Phänomenologische Psychologie 422-425, 450
 Philosophische Psychologie 720-725
 Physiologische Psychologie 382f
 Pluralismus 34 ff, 533, 691-693
 Problemgeschichte der Psychologie 698f
 Psyche, Psychisches (siehe auch Seele) 188, 213, 215, 422, 467, 729-730
 Psychoanalyse 284-308, 505
 Psychologie mit und ohne Psyche (Exkurs zum Seelenbegriff) 725-736
 Psychologie ohne Seele 371, 729
 Psychologismus 417f, 739f
 Psychophysik 180-184
 Psychophysiologie 383f
 Psychotherapie-Schulen 502-507
 Qualitative und Quantitative Methoden
 Reduktion, Reduktionismus 739f
 Relationsbegriffe 34
 Relevanz, Relevanzbehauptung 71 f, 479f, 654-657
 Religion 74 f, 696, 726, 728
 Reproduzierbarkeit, Replizierbarkeit 100-104

Richtungen der Psychologie 127-132, 138-143
 Schlüsselbegriffe 17 f
 Schlüsselkontroversen 17 f
 Schlüsselkontroversen 171-174, 195-198, 320-325, 524-531, 741f, 746f, 753f, 763
 Schulen der Psychologie 133-136, 315-317
 Scientometrische Untersuchungen
 Seele 274-277, 294f, 432, 439, 441, 689, 696, 726f
 Seelenwissenschaft 732-737
 Selbstbeobachtung 78 f, 234-236
 Selbstbeurteilung S. 78 f, 88 f
 Sinnesphysiologie und Sinnespsychologie 385-394
 Sozial-konstruktive Eigenart psychologischer Untersuchungen 115-118
 Spiritismus 67, 185-187, 312
 Strömungen der Psychologie 129-132
 Strukturalistische Konzeption 703f, 715
 Subjekt-Objekt-Problem 89 f
 Subjektwissenschaft 480-485
 Systematik der Kontroversen 748-754, 763
 Theoretische Psychologie 9, 69 ff, 693-708
 Theorie-Praxis-Problem 340, 526f, 531
 Tierpsychologie 401-405
 Umfragen 665-666

Ursachen und Gründe 61-63, 223-226, 304
 Verbindung oder Trennung von Psychologie und Philosophie 256-259, 716-719, 737f
 Verhaltensbeobachtung, Verhaltensmessung, Verhaltensanalyse 92-95
 Verhandlungsmodell 52 ff, 761f
 Verstehen 112-113, 409-414, 432f, 442f
 Verstehende Psychologie, Geisteswiss. und Phänomenlog. Psychologie 405-461
 Voraussetzungen, Voraussetzungslosigkeit 51f
 Unbewusstes 190-192, 196, 221, 287-300, 434f
 Wertfreiheit, Wertneutralität 49, 55, 71-73
 Willensfreiheit und Determinismus 34, 71-72, 251, 258, 347f, 755
 Wissenschaft 38f
 – Abgrenzung 40f
 – Klassifikation 40f
 Wissenschaftlichkeit 49f
 Wissenschaftspsychologie 24f, 583-585, 594
 Wissenschaftssoziologie 585f, 593-595
 Wissenschaftstheorie(n) 41, 43-47
 Wundt, Brentano und Freud 308-320
 Wundt-Bühler-Kontroverse 564-567, 570, 572f
 Zitationshäufigkeit 622-624

Personenregister

der ausführlicher zitierten Autoren

- Avenarius, R. 377-379
Bechterew, W. M. 394-396
Binswanger, L. 435-439
Brentano, F. 264-284, 773-775, 783f
Bühler, K. 548-554
Cohn, J. 429f
Collingwood, R. G. 51, 577
Dilthey, W. 409-414
Drobisch, M. W. 178f
Ebbinghaus, H. 350-354
Elsenhans, Th. 130f, 354f
Fechner, G. Th. 180-195
Fleck, L. 573-577
Freud, S. 284-302, 775, 784
Fromm, E. 473-475
Gadenne, V. 56-58
Groeben, N. 712-715
Grünbaum, A. 302
Gruhle, H. 448f
Heidelberger, M. 193-195
Heiß, R. 418f, 455
Helmholtz, H. von 388-394, 777f
Herbart, J. F. 175-178
Herrmann, Th. 54-56, 491-493, 587f
Holzkamp, K. 478-485
Husserl, E. 417-424
Jaspers, K. 431-435
Kant, I. 32, 35, 105f, 115f, 140-171, 772
Köhler, W. 358-360, 781f
Külpe, O. 340-343
Kuhn, Th. 68f, 573, 577
Lange, F. A. 368-374
Lersch, Ph. 449-452
Lewin, K. 360-364
Lindworsky, J. 693f
Lotze, H. 179
Mach, E. 375-377
Madsen, K. B. 708-712
Messer, A. 355-357
Müller, G. E. 329-330
Münsterberg, H. 336-340
Pauli, R. 694-697
Pawlow, I. P. 395-396
Poltzer, G. 554-558
Pongratz, L. J. 615f, 698, 747
Rickert, H. 425-429
Riegel, K. 578-582
Schülein, J. A. 304-308
Skinner, B. F. 396-401
Spranger, E. 131, 439-448, 547f
Stegmüller, W. 31f, 44, 49-53, 55, 74
Stern, W. 364-367
Stumpf, C. 343-350
Sturm, Th. 158-168, 573
Tiefensee, E. 270-278
Thomae, H. 455f
Traxel, W. 135f, 584f
Westmeyer, H. 46f, 49-52, 703f
Willy, R. 540-547
Windelband, W. 42, 408, 414-417
Wundt, W. 130, 195-263, 621-624, 772, 775, 778f, 782f
Wygotski, L. 558-561
Ziehen, Th. 331-336